DUPLICATE REFER ABOVE NUMBER
TAGRAPH STATIONERY CO
PRINTING BLOOMINGTON, ILL.

No. A 766
DEPARTMENT OF
20564 053 DR
LIBRARY OF v.75-76
University of Illinois.
Books are not to be taken from the Library Room.

Deutsche Rundschau.

42
2

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXV.

(April — Mai — Juni 1893.)

UNIVERSITY OF
LIBRARY
ILLINOIS.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Nazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundsiebzigsten Bande (April — Juni 1893).

		Seite
I.	Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** I./III.	1
II.	Ballade. Von **Philipp Spitta.** IV./V.	30
III.	Die vier Schleswiger Runensteine. Von **R. von Liliencron**	48
IV.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** Zweites Buch. Das vormärzliche Wien und das Jahr 48	60
V.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** I. An Bord der Asia	93
VI.	Juan Latino. (Joannes Latinus.) Von **F. A. Junker von Langegg**	107
VII.	Eine Lüge der Liebe. Von **Salvatore Farina.** IV./VI.	117
VIII.	Werner von Siemens. Von Dr. **H. Albrecht**	132
IX.	Die wissenschaftliche Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten	136
X.	Politische Rundschau	142
XI.	Deutsch-Südwest-Afrika. Von **Paul Reichard**	148
XII.	Neuere Schriften über Griechenland	152
XIII.	Ist die Geschichte eine Wissenschaft?	154
XIV.	„Wer kauft Liebesgötter?"	155
XV.	Literarische Notizen	156
XVI.	Literarische Neuigkeiten	160
XVII.	Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** IV./VI.	161
XVIII.	Chicago. Von **Ed. Reyer**	190
XIX.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** Intermezzo. Klagenfurt 1850—1852	217
XX.	Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von **Ludwig Stein** in Bern. IV./V.	230

(Fortsetzung umstehend.)

20584

Seite

XXI. Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** II. Malta 255
XXII. Eine Lüge der Liebe. Von **Salvatore Farina.** VII./XI. (Schluß.) 286
XXIII. Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . . . 302
XXIV. Politische Rundschau 311
XXV. Literarische Notizen 317
XXVI. Literarische Neuigkeiten 320
XXVII. Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** VII./IX. 321
XXVIII. Plewna. Eine Landwehrstudie aus der Kriegsgeschichte. Von **C. Freiherr von der Goltz** 351
XXIX. Deutsche Kunst auf deutschen Universitäten. Ergänzungen zu dem nach Chicago bestimmten Berichte über Pflege und Förderung der mittleren und neueren Kunstgeschichte auf den deutschen Universitäten. Von **Herman Grimm** 367
XXX. Meine Freunde in Indien. Ein am 24. März im deutschen Athenäum zu London gehaltener Vortrag von **F. Max Müller** 393
XXXI. H. Taine. Ein englisches Tagebuch aus der französischen Schreckenszeit 405
XXXII. Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna. Von **Lily von Kretschman.** I. 422
XXXIII. Die Sammlung Spitzer in Paris. Von **Julius Lessing** 449
XXXIV. Politische Rundschau 458
XXXV. Die neuere französische Kritik. Von **R. Fellner** . . . 464
XXXVI. Russische Beiträge zur preußischen Geschichte der Jahre 1797—1801 467
XXXVII. Die hamburgische Festschrift. Von Dr. **Beneke** . . . 469
XXXVIII. Neuere Untersuchungen über den Krebs 471
XXXIX. Literarische Notizen 474
XL. Literarische Neuigkeiten 479

Glaubenslos.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

„G'nug g'schimpft, Bauer," sagte der Großknecht Seppl mit unendlichem Gleichmuth, und machte einen Katzenbuckel, um die Joppe, die ihm über den Rücken herab zu rutschen begann, festzuhalten.

Der Bauer wurde noch zorniger, er stieß mit vom Schreien bereits heiserer Stimme neue Flüche hervor, ballte die Faust und drohte dem vor ihm stehenden schönen kräftigen Burschen.

Sein Anwesen, sein Weib, sein Kind hätte Ambros Kogler in diesem Augenblick darum gegeben, aufspringen, den Seppl an der Gurgel packen und erwürgen zu können. Aber der Bauer mit seiner Hünengestalt, seinem Stiernacken war ein ohnmächtiger, geschlagener Mann. Gelähmt an beiden Beinen seit zwei Jahren und elend krank seit etwas mehr als vier, da er den unglücklichen Sturz beim Abstieg von der Sängerwand gethan. Dort oben auf der Alm hatte er seinen Kühen gar oft nachsehen müssen im Sommer 1886. Früher war das freilich nicht nöthig gewesen; auf die alte Sennerin konnte man sich verlassen, aber die junge, lustige, schwarzäugige Lisel brauchte Aufsicht. An der ließ Ambros es denn nicht fehlen, und die Dorfbewohnerschaft ebenso wenig an Glossen darüber. Es war ein arges Klatschnest, das Gebirgsdörfchen Schlan in der Nähe von Heiligenbrunn; Niemand durfte sagen, daß besonders viel Gemüthlichkeit dort zu Hause sei.

„Gschicht ihm recht, dem alten Schippel," hieß es, wenn er vorüberhinkte, das Gesicht schmerzverzerrt, brummend über die verfluchten Beine, die nicht mehr gehorchen wollten. „Gschicht ihm recht, hat ein schönes, braves Weib und laust dem pfiffigen Dirndl nach, das von ihm nix mag als sein Geld."

Wie oft hatten sie es so laut gesagt, daß er es hören mußte, wie oft es leise gezischelt hinter ihm her: „Gschicht ihm recht," und nun verfolgte es ihn. Er las es auf der Stirn seines Weibes, in den unschuldigen Augen seines Kindes. Wenn er vor seinem Hause saß im Rollstuhl, den Kopf in die Kissen zurück-

gelehnt, stundenlang allein — weil er es so wollte, weil er Gesellschaft nicht brauchte — und den Himmel anstarrte, stand es auf einmal da, geschrieben im Blau: „Gschicht ihm recht," — und in seinen schlaflosen Nächten, während die Krankheit an seinen Knochen nagte, klang es ihm in den Ohren: „Gschicht ihm recht!"

Jetzt fuhr er zusammen wie gebissen . . . den verächtlich verzogenen Mund seines Knechtes hatten die verdammten Worte umzuckt — „Du Hund!" schrie er ihn an.

„Gnug gschimpft," wiederholte Seppl, immer unerschütterlich gelassen. „Die Dachdecker haben's dem Bauern selber g'sagt, sagen's, anders thun sie's nit als um den Preis. Will der Bauer nit? Gut. Muß halt im Winter fleißig Schnee ausgschaufelt werden im Stall." Er machte ein paar kurze Züge aus seinem „Nasenwärmer", schielte nach der Sonne, die hinter den zackigen Felsspitzen des Zinnberges versank, und wandte sich zum Gehen.

„Schuft, bestochener!" keuchte Ambros, „da bleibst, Diebskerl . . . Wohin? Du . . ."

„Futtern," fiel Seppl ein, und schritt unbekümmert weiter.

Das Geschrei Kogler's verwandelte sich in ein Brüllen — und nun trat ein blasses, junges Mädchen aus dem Garten neben dem Hause: „Um Gotteswillen, der Vater," sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Alten, und setzte leise hinzu, da Seppl mit etwas verlegenem Gruße an ihr vorüber wollte: „Hast ihn wieder geärgert?"

„Ich nit ihn, er sich selber," erwiderte der Knecht und sah sie von der Seite an.

In seinen dunkeln Augen erglomm ein sanftes, warmes Licht, ein Ausdruck liebevollen Mitleids belebte die unbeweglichen Züge des, wie man ihn nannte, hölzernen Seppl's: „'s Vronerl kennt ihn ja, mir thut nur leid um Sie, Sie wird's jetzt kriegen," murmelte er, lächelte ihr zu und setzte seinen Weg fort.

Der Bauer schäumte, stieß seine Tochter, die sich ihm angstvoll und zagend genähert hatte, von sich, und schwor, den Seppl aus dem Haus zu jagen, gradaus ins Kriminal. — Sein Zorn übernahm die Rolle der Phantasie und spiegelte ihm vor, er halte sie bereits fest, da in seinen Händen, die Beweise, die den Knecht brandmarken sollten, als einen von allen Handwerkern, die für den Hof arbeiteten, bestochenen Betrüger.

Während er schrie und gesticulirte, war eine große, sehr zerlesene Bibel, die auf seinen Knieen gelegen hatte, zu Boden gefallen. Ihr folgten die Brille und ein Buchzeichen aus durchbrochenem Kartenpapier, das die zierlich, in rother Seide gestickte Widmung trug: „Von Deiner dankbaren Tochter."

Eine Klosterarbeit, ein Andenken an die glückseligen Stunden in der Schule bei den guten Nonnen, die für das verprügelte Kind nur Aufmunterung und Lob hatten.

„Unsere Bravste!" wurde sie vorgestellt, wenn der Herr Pfarrer, bei seinen regelmäßigen Besuchen der Spittler im ersten Stock des Hauses, auch einmal in der ebenerdig gelegenen Arbeitsschule vorsprach . . . Die Arbeitsschule! das bedeutete für Vroni den Himmel auf Erden, den Frieden, die Liebe. War sie

Abends gescholten oder gar zerbläut zu Bett gegangen, sie schlief doch sanft und glücklich ein, mit der Hoffnung auf den Morgen, der sie wieder finden werde auf dem Wege zu ihrem irdischen Paradiese.

Dort traf sie regelmäßig als die Erste ein und genoß dafür allerlei Vorzüge; sie durfte die Blumen begießen, die auf den Fenstern standen, das Lämpchen vor dem Muttergottesbild am Eingang anzünden, sie durfte sich auch den Schwestern nützlich machen, beim Betreuen eines greisen Ehepaares, das auf Gemeindekosten — das heißt für einige Raummeter Holz jährlich — im Kloster untergebracht war.

Arme Leute, einst arbeitsam und harmlos, jetzt halb blödsinnig und sehr boshaft geworden, durch das Alter, das Siechthum, den erzwungenen Müßiggang. Grenzenlos war die Langmuth, deren sie bedurften und die sie erfuhren. Die alte, selbst schwerleidende Schwester Therese stand nach einer, in qualvollen Gesichtsschmerzen durchwachten Nacht frisch und heiter in der Krankenstube. Ihr Anblick schon brachte Trost und Aufmunterung; immer hatte sie ein gutes Wort, oder wenn's galt, einen Scherz bereit. Sie lüftete, wusch, fegte und war bei der Arbeit die Rüstigkeit selbst.

Schwester Cornelia, die Junge, die Schöne, leistete indessen die niedersten Dienste bei den greisen Kindern mit der freudigen Demuth einer Heiligen. Grobheit, oft thätliche, war der Dank, den sie erfuhr, und fast schien's, als dürfte sie nach ihm, als gebühre sich's zu leiden um die Gunst, die Wunden an den Füßen des Mannes verbinden, die blinden Augen des Weibes pflegen zu dürfen.

Broni sah das Alles mit an in großer Liebe und Bewunderung. Das Beispiel wirkte, sie wollte es befolgen. Eine Klosterfrau werden, eine junge, schöne wie Schwester Cornelia, galt ihr bald als der Inbegriff des Erstrebenswerthen.

Ihrer Mutter hatte sie von ihrem Zukunftstraume erzählt, und die Mutter hatte dazu gelächelt, sie geküßt, ihr die Wangen gestreichelt und die blonden, die langen, dichten Zöpfe des Töchterleins durch die Finger gleiten lassen.

Eines Tages, als Broni froh und glücklich aus der Schule heimgekehrt war, hatte sie den Vater allein in der Stube getroffen. Er saß am Fenster, die Pfeife im Munde, dampfte gewaltig und seufzte zwischen jedem Zuge tief und schmerzlich auf. Das Kind wußte sofort, daß er sich in der weichen Stimmung befand, die ihn manchmal nach einem besonders heftigen Zornesanfall ergriff. Er streckte ihr die Hand entgegen; sie glaubte Thränen in seinen Augen zu sehen. Da ging ihr Kinderherz über, und sie vertraute dem Vater den stillen Wunsch, der es erfüllte. Nicht eine Silbe sprach er, ließ sie ganz ausreden, erhob sich, nahm seinen Hut, schlug ihr damit ins Gesicht, daß sie taumelte, und ging mit dröhnenden Schritten aus dem Hause, geraden Weges dem Kloster zu.

Von Stunde an durfte Broni seine Schwelle nicht mehr betreten.

Diese Erinnerungen flogen ihr durch den Kopf, als sie niederknieend, um die zu Boden gefallenen Sachen aufzuheben, das alte Buchzeichen in die Hand bekam. Es war zerknittert; sie legte es sammt der Bibel und der Brille auf den Sessel neben dem Rollstuhle Kogler's und suchte es glatt zu streichen. Dabei beugte

sie sich immer tiefer, während die Stimme ihres Vaters über ihrem Haupte wie ein Gewitter grollte.

Jedes seiner Worte traf, sie glaubte ihm Alles, sie hatte ihn Roheiten genug gegen Schwächere als er war ausüben gesehen, um ihn der ärgsten fähig zu halten.

„Aufg'schaut!" brach er los: „Mir in die Augen g'schaut ... Ja so, traust Dich nicht, hast ein schlecht's G'wissen?"

Sein ewig kochender, ewig Nahrung suchender Groll hatte plötzlich neue und sehr ausgiebige gefunden: Die hält's mit dem Seppl! blitzte es in ihm auf. Deshalb kriecht sie vor Schrecken in sich zusammen, da sie hört, was ihm bevorsteht. Ja, er meinte es schon gemerkt zu haben, daß der Knecht um sie herumschlich wie die Katz ums Vogelnest. Sie natürlich saß ihm auf, dem Taugenichts mit dem leeren Säckel, wie sie einst den Nonnen aufgesessen war, denen auch gelüstet hatte nach dem Erbe der Koglertochter ... Zum Glück lebt er noch, der Bauer, Allen zur Strafe, die ihn begraben haben in Gedanken schon hundert Mal.

Broni war aufgestanden, blickte mit Grauen in sein aufgedunsenes Gesicht und wurde leichenblaß, als er sie beim Arm packte und anschrie: „Beicht, mir sollst beichten, nicht den Pfaffen. Was hast mit der Canalli?"

„Mit wem?" stotterte sie; er aber wiederholte:

„Beicht! ... Was habt's miteinander ausg'macht hinter mein'm Rucken?"

Sie verstand ihn anfangs nicht, sie las es erst allmälig aus seinen wild abgebrochenen Reden zusammen, was er meinte. In ihr bäumte eine Entrüstung sich auf, um so qualvoller, als sie ohnmächtig war.

Nicht abgestumpft, nein, nein! aufs Höchste gereizt und empfindlich gemacht hatten sie die Mißhandlungen, die sie erduldete, seitdem sie lebte. Wenn sie Worte gefunden hätte für den dumpfen Vorwurf gegen den Vater, der ihr athembeklemmend auf dem Herzen lag, hätte sie gesagt: Ich, verliebt? — nur die Lebenden lieben, und ich lebe ja nicht — neben Dir lebt man nicht, man leidet und bangt nur. Besinnt sich je einmal die bedrückte Seele, daß sie jung ist, und treibt ein Keimlein, Du zertrittst und zerstampfst es gleich. Ach, wäre ich stark und hätte eine fröhliche Natur wie der liebe Bursche, der uns gestorben ist, aus dem Hause nur braucht ich zu springen, und Alles wäre gut. Du hast auch ihn gequält, Du kannst nicht anders. Aber ihn verfolgten die Furcht, der Abscheu nicht. Er ließ sie und den Gedanken an sie zurück im trostlosen Daheim. Draußen, erlöst vom Fluche Deiner Nähe, bei den fremden Menschen, die Du schmähst und verachtest, jubelten seine Jugend, seine Kraft sich aus ... Ich bin anders — ich fühle Deine Gegenwart immer; die Angst vor Dir weckt mich aus dem Schlafe, vergällt mir Essen und Trinken, erstickt jedes Fünkchen Freudigkeit in mir ... Weißt Du das nicht? Hältst mich einer andern Empfindung noch fähig? Bist so blind, daß Du Dein eigenes Werk nicht siehst, Du Thor, der eine lebendige Quelle zerstört hat, und sich einbildet, sie sprudle.

„Der Vater meint, ich hab' den Seppl gern" — sie würgte Anfangs die Worte mühsam hervor, dann — ganz von selbst — drängten sie sich auf ihre Lippen, brachen hervor ohne ihren Willen, gegen ihren Willen, daß sie, der

Feigling, über diese Aeußerung einer ihr fremden Macht in ihrem Inneren erbebte: „Ich hab' Niemanden mehr gern, nicht einmal einen Hund, seit der Vater meinen alten Scholi todtgeschlagen hat."

Der Bauer starrte sie an. Wie — ein Vorwurf? . . . Er fordert Rechenschaft von ihr, und sie antwortet mit einem Vorwurf? . . . Steht die Welt auf dem Kopfe? Hat das Verhältniß zwischen Vater und Kind einen Purzelbaum gemacht? . . . Na, freu' Dich, wart, er bringt's wieder zurecht.

Allerlei Rachepläne durchkreuzten sein Hirn, doch war er unfähig, ihnen Ausdruck zu leihen; er stieß nur Beschimpfungen aus und preßte den schmächtigen Arm seiner Tochter zusammen, daß sie sich wand in lautlosem Schmerze.

Zwei Mägde, die Rechen auf den Schultern, kamen links von der Wiese her, die das Gehöft bis an den Saum des Waldes halbkreisförmig umringte. Mitleidig blinzelten sie dem gefolterten Kinde zu und schlüpften ins Haus. Fast unmittelbar darauf erschien unter der Thür eine schlanke, hohe Frauengestalt in einfacher, dunkler Kleidung. Ein im Nacken geknüpftes, schwarzseidenes Tuch umschloß ihren würdevoll getragenen Kopf und verbarg die reichen Haare, deren Scheitel wie ein Marderfell schimmerte.

„Ambros," sprach sie mit tiefer, ruhiger Stimme, und er ließ ein undeutliches Brummen vernehmen und zog die Hand vom Arme des Kindes zurück. Sein Weib schritt die drei Stufen, die zum Eingang des Hauses führten, langsam herab.

Ein freudiger Schein war über das Gesicht Broni's geflogen beim Anblick der Mutter. Da kam Hülfe und Rettung. Mit sehnsüchtiger Begeisterung schaute sie zu der Nahenden hinauf. Wer in der ganzen Welt ist so schön und herrlich wie meine Mutter? fragte sie sich — und allzu sehr schmeichelte ihre Liebe nicht. Manche Jüngere konnte die Bäuerin beneiden, und that es redlich um den Glanz ihrer feurigen Augen, um die blanken Zähne. Die Stirn war nieder und gerade, die Nase kräftig, leicht gebogen . . . Wenn nur um den Mund mit den rothen, vollen Lippen der bittere Zug nicht läge, der selbst beim Lächeln nicht verschwindet und dem Herzen ihres Kindes so weh thut.

Sie befahl Broni, ins Haus zu gehen und Anordnungen zu treffen zum Empfang eines Gastes. Ein kleiner Tisch sollte hereingetragen, Wein und Brot gebracht werden.

Das junge Mädchen gehorchte, und Ambros rief: „Kommt er?"

„Er kommt."

„Wer hat's gesagt?"

„Die Resl hat ihn von Weitem g'seh'n."

„Wo?"

„Unten auf der Brucken."

„Beim Nußbaum?"

Die Frau nickte.

„Da kommt er richtig wieder," sprach der Bauer, sehr erfreut über die Mittheilung, aber durchaus nicht gesonnen, es merken zu lassen.

„No ja — seine Schuldigkeit is, die Kranken besuchen. Nur in Acht soll er sich nehmen, daß er mir kein Verdruß macht, nur ärgern soll er mi nit."

„Er — Dich?“ versetzte die Frau gedehnt, und Ambros fuhr fort:

„Die Bibel her! Aus der Bibel will ich ihm's beweisen, daß Alles falsch is, was er neulich geschwätzt hat . . . Die Bibel!“ wiederholte er gebieterisch.

Aber seine Frau hatte das Buch vom Sessel genommen, hielt es gepreßt an ihre Brust und sprach, ein paar Schritte zurücktretend: „Ich bitt' Dich, Ambros, gieb Fried' mit der Bibel.“

„Hoho,“ lachte er grimmig auf, und sie fuhr sanft zuredend fort:

„Der Herr Cooperator sagt, auf die Auslegung kommt's an, und was verstehen wir von der Auslegung.“

„Wir? wir?“ wiederholte er höhnisch. „Du und ich, ein Weibsbild und ein Mann? wir sein gleich, wir Zwei — was?“

„Ich hab' nur nit sagen wollen Du, daß Du nit bös' wirst. Ich möcht' Dich gut haben, eh' der geistliche Herr kommt, Du hast ihn am Samstag völlig gekränkt.“

„Kann sein, kann auch sein, daß ihm's heut' grad so geht.“

„Das thät mir leid.“

„Glaub's, so eine heilige Lichtputzen, die alle sechs Wochen beichten thut, die sieht's nit gern, daß ein Stellvertreter Gottes auf Erden,“ dabei faltete Kogler die Hände und blickte, eine heuchlerische Miene annehmend, zum Himmel, „dasitzt beim dummen Bauern und nit weiß, was er ihm antworten soll.“

„Hat er Dir nit wie oft schon gesagt, ein Kind fragt mehr in einer halben Stund', als ein Erwachsener antworten kann im ganzen Jahr.“

„Muß ein Esel sein, der Erwachsene. Das sag' ich, ich weiß nit, was das heißt, die Antwort schuldig bleiben, und gar ein'm Kind!“

„Ja, Du,“ sagte Frau Anna, und es lag in dieser kleinen Silbe ein niedergehaltener Haß, eine Geringschätzung, die alle Sprachen der Welt nicht auszudrücken vermöchten.

Aus seinem Tone wieder sprach gemeiner, triumphirender Hohn, ein widerlich blödes Selbstbewußtsein: „Jo, ich!“

In dem kurzen Gespräche zwischen Mann und Weib thürmte sich's wie Berge von Anklagen hinter jedem Worte. Wie oft schon mußten ähnliche zwischen ihnen gewechselt worden sein, um zu reizen und zu empören, wie es offenbar geschah. Dieselben Nerven, in der immer gleichen Weise gezerrt, zuckten krankhaft beim geringsten Anlaß, die wunden Stellen im Gemüthe öffneten sich jedesmal rascher und bluteten jedesmal länger nach, und nie und nie ward ihnen Zeit gegönnt zu heilen. Seitdem der Bauer, durch Krankheit zur Unthätigkeit verurtheilt, seiner Frau die Herrschaft über das Haus hatte abtreten müssen, machte er um so brutaler sein angeborenes Vorrecht geltend, der Höherstehende, der Gescheidtere, der Maßgebende zu sein.

Sie hingegen, die in Wirklichkeit war, wofür er sich hielt, der leitende Verstand, die Seele des ganzen großen Anwesens, sie glaubte schon das Außerordentliche gethan zu haben, wenn sie zu seinen groben und hochmüthigen Reden schwieg. Und er täuschte sich meistens über die Ursache ihres Schweigens, legte sie zu Gunsten der Triftigkeit seiner Behauptungen aus und triumphirte. Worüber er sich aber nie täuschen konnte, das war über die Bedeutung ihres selten und

immer erst nach schwerem Kampfe mit sich selbst ausgesprochenen: „Ich bitte Dich, Ambros.“ — Es klang, wie wenn zwei Eisschollen aneinander geprallt wären, und durchfröstelte ihn und reizte ihn zu der Wuth, in welcher er dann die niedrigsten Schmähungen seines Weibes, und der Weiber überhaupt, hervorsprudelte.

Die habe ich lieb gehabt — Den habe ich lieb gehabt, einzig, heiß, Jahre lang, sagten sich dann diese beiden Menschen, und waren so arm geworden und an die Armuth so gewöhnt, daß sie an die Tage des Reichthums mit Beschämung, mit verständnißlosem Grauen dachten.

Bei dem Manne, dem trotz seiner Roheit gutmüthigeren, verrauchte diese Empfindung mit dem Zorn, der sie erweckt hatte; an der Frau nagte sie unablässig, machte sie hart und mitleidslos und unfähig zu verzeihen.

Die Magd hatte einen Tisch herbeigetragen, Frau Anna half ihn sauber decken. Broni kam mit einer Flasche Mailberger und einem Laib Brot, hielt sich nicht lange auf und hastete eilends ins Haus zurück. Vor den Bauer wurde eine mächtige Schüssel mit kaltem Kalbsbraten und ein tiefer, bis zum Rande mit gestockter Milch gefüllter Teller hingestellt. Er war den Vorbereitungen zum Abendmahle mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Die Bibel mußte vor ihn auf den Tisch hingelegt werden, das verlangte er mit solchem Ungestüm, daß die Frau, die sich in Gegenwart der Magd nicht beschimpfen lassen wollte, nachgab. Nun zog er die Fleischschüssel an sich: „Der Cooperator nimmt eh' nie nix,“ meinte er, und begann gierig und heißhungrig zu essen. Die vorangegangenen Gemüthsbewegungen hatten seinen Appetit geschärft.

Wenige Minuten später hieß die Bäuerin den Erwarteten willkommen.

Der Geistliche war ein Mann von dreißig Jahren, ungewöhnlich groß, mit schmalen Schultern und ein wenig eingesunkener Brust. Er hatte statt der bequemen, langsam aufsteigenden Straße den steilen Fußweg, der zum Koglerhofe führte, gewählt und ihn rasch zurückgelegt. Nun lüftete er den breitrandigen Hut, dem Ehepaare ein freundliches „Guten Abend, Bauer und Bäuerin!“ zurufend.

Er zog ein Taschentuch aus der langen Soutane und wischte sich den Schweiß von seinem Angesicht und von den kurzgeschnittenen, lichtblonden Haaren, die an der Stirn und an den Schläfen wie Silber schimmerten. Noch blasser als gewöhnlich sah er aus nach seinem anstrengenden Marsche und athmete hörbar und stoßweise. Frau Anna erlaubte sich in halb mütterlichem, halb ehrfürchtigem Tone die Bemerkung: Roth müsse Eins aussehen, dem ein scharfer Gang gut angeschlagen habe. „Der Hochwürden ist viel zu geschwind gegangen, da verschlagt sich das Blut in die Brust, der Hochwürden erlernt das richtige Bergsteigen nicht.“

„Recht haben Sie, Frau Kogler,“ sagte Pater Leo, „der Marchfelder steckt mir nach drei Jahren noch immer in allen Gliedern. Ich laufe da herauf in demselben Tempo, in dem ich von Floridsdorf nach Bockvließ gelaufen bin, aber etwas Schöneres als dort sieht man bei Euch am Ende des Spaziergangs.“

Mit seliger Bewunderung ließ er den Blick über das Thal zu seinen Füßen, über die röthlich schimmernden Spitzen der Berge gleiten, die den See um

schlossen: „Wo es so viel Schönes gibt, da sollte es nur lauter Gutes geben," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Kogler hatte seinen Eifer im Verschlingen der für ihn aufgetragenen Speisen etwas gemäßigt seit dem Erscheinen des Geistlichen, und lud ihn nun ein, Platz zu nehmen und ein Glas Wein zu trinken.

Der Geistliche setzte sich an seine Seite und sprach, auf die Bibel deutend: „Ihr habt meinen Rath nicht befolgt, habt Euch wieder mit dem Auslegen der heiligen Schrift zu thun gemacht."

„Richtig errathen! hab' auch was g'funden, was Neues," versicherte Kogler voll Ungeduld, den „Auffitzer", den er in Bereitschaft hatte, anzubringen. „Hab' heut' den ganzen Tag darüber nachdenkt, umasunst."

Er konnte ordentlich Deutsch reden, hatte in seiner Jugend fünf Classen der Volksschule mit gutem Erfolge absolvirt. Hie und da nur, wenn ihm daran lag, recht nachdrücklich zu werden, brachte er ein Wort oder einen Satz im Dialekt.

„Umasunst," wiederholte er, „jetzt aber sind Sie da, geistlicher Herr, und werden mir eine Aufklärung geben. Im dritten Capitel des Buches Mose steht, daß Gott zu der Schlange, von der die Eva verleitet worden ist, gesprochen hat: Auf deinem Bauch sollst du gehen und Erde fressen dein Leben lang. Und jetzt möcht' ich halt wissen, wie hat sie sich denn bewegt, bevor der Fluch Gottes sie getroffen hat? Hat sie Flügel gehabt oder Füße? sagen Sie mir," sprach Ambros, und blickte den Priester dabei dummdreist, mit spöttischer Herausforderung an.

„Ein siebenjähriger Knabe hat mir jüngst dieselbe Frage gestellt, er freilich ganz unbefangen und arglos, Ihr braucht nicht stolz auf sie sein," sagte Leo.

„Wenn schon Einer gefragt hat, müssen Sie also die Antwort fix und fertig in der Taschen haben," versetzte Kogler, sehr verletzt darüber, daß er mit einem siebenjährigen Knaben in eine Reihe gestellt wurde.

„Errathen! Ich brauche mich auch nicht lange zu besinnen, die Antwort lautet: Ich weiß es nicht."

Der Bauer meinte, auf die Art sei er nicht abzuspeisen; was ihn Wunder nehme, sei nur, daß der Hochwürden, der ihn doch kenne, es versuche.

„Und ich wundere mich, lieber Freund," erwiderte Leo, „wie Ihr Freude daran haben könnt, Euch und mir immer von Neuem zu beweisen, daß die Bibel für uns manchmal ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Es hat Zeiten gegeben, da Gelehrte und Weise über Fragen, nicht viel wichtiger als die Eure, Jahre lang studirt haben, und in welchen es dann zwischen den Anhängern der verschiedenen Auslegungen zu blutigen Kriegen gekommen ist. Heute halten wir es anders, sollen es anders halten und uns sagen: Was ich in Dingen der Religion zu wissen brauche, lehren mich die heiligen Schriften. Die Kenntniß dessen, worüber sie mich in Zweifel lassen, kann ich entbehren."

„Schlaf, Verstand, schlaf," murmelte Kogler, und der Priester rief:

„Im Gegentheil! wache auf, Verstand, und suche die göttliche Weisheit zu ermessen, die in diesem Buche enthalten ist. Von dem Maß deiner Kraft, deiner Schärfe hängt die Größe des Antheils ab, den du von dem Schatze heben wirst."

Leo hatte die Hand auf die Bibel gelegt und mehr zu sich selbst als zu seinem Wirthe gesprochen, und so fuhr er fort: „Ob dieser Wunderquell Erbauung, Trost und Wahrheit bietet, ob er Irrthum und Zweifelsqualen erweckt, das hängt von dem Schöpfenden ab."

Kogler machte eine verdrießliche Gebärde. Er bemerkte wohl, daß der Cooperator seinen eigenen Gedanken nachhing und nahm das übel. Wer ihn besuchte, hatte sich ausschließend und jeden Augenblick ganz allein mit ihm zu beschäftigen: „Is mir zu hoch das Alles," sprach er gereizt, „der Hochwürden bleibt nit bei der Sach', wir sind weit weg kommen von der Schlangen im Paradies."

„Verzeiht, Kogler," entschuldigte sich der Geistliche und erröthete wie ein bei einem Unrecht ertapptes Kind. Ueberhaupt war, trotz des Ernstes in seinem Gesichte, trotz der frühen Falten auf seiner Stirn, etwas Kindliches in seinem Ausdruck; es lag um den Mund mit der schön geschweiften Oberlippe, sprach aus den dunkelblauen, milden Augen, deren Blick eine Seele verrieth, rein bis auf den tiefsten Grund.

Er suchte das Gespräch von Kogler's Lieblingsthema abzulenken, es gelang ihm aber nicht.

„Ich hab' noch was," hieß es immer wieder, und immer neue Bedenken brachte der Bauer vor und vergaß Essen und Trinken über dem Vergnügen, zwei Menschen auf einmal zu „sekkiren", den Geistlichen und Frau Anna, deren Wangen glühten vor Entrüstung über die albern frevelhaften Reden ihres Mannes. — Kogler hatte seine besten Trümpfe bis zuletzt aufgespart. Der Doctor aus dem nächsten Städtchen, der ihn öfters besuchte, habe ihm mitgetheilt, erzählte er, daß die Sterne lauter solche „Erden" sind wie die uns'rige, und daß unsere Erde ein Stern is, aber ein kleiner im Vergleich zu vielen, vielen anderen: „Jetzt sagen Sie mir, Herr Cooperator, ist das so?"

Der Priester bejahte es.

„Und da soll der liebe Herrgott," fiel Ambros mit listiger Miene ein, „sechs Tage g'schaffen haben an unserm kleinen Stern, und die Millionen große sind an einem fertig gewesen, an dem er noch dazu die Sonn und den Mond ans Firmament gesetzt hat? — Das kann nit so gewesen sein, das war anders . . . Wie war's? Heraus mit der Sprach'. Man hört immer, daß der Hochwürden ein so gelehrter Herr is, möcht auch was davon spüren."

Die Bäuerin hatte die Weingläser voll geschenkt, und Ambros, für den der Geistliche eine ausweichende Antwort gehabt hatte, begann wieder:

„Stärken Sie sich, der da gibt Kraft." Mit der Rechten führte er eines der Gläser zum Munde, mit der Linken schob er das andere dem Gaste zu. Es geschah jedoch in so schwerfälliger Weise, daß sich das Tischtuch zusammenknüllte und ein Hinderniß für das Glas bildete, über das es hinfiel, seinen Inhalt auf den Tisch ergießend.

Der Bauer fuhr auf. Sein Gesicht wurde blauroth bis auf die Wurzeln der buschigen Haare: „Da hab' ich's," schrie er, „jetzt kommt mir der Tod schon herauf bis an die Pratzen. Am Freitag in der vorigen Wochen hab' ich's zum ersten Mal gemerkt." Er betrachtete den Rücken seiner breiten Faust und schlug

ihn heftig gegen die Lehne des Rollstuhls: „Pamstig wie ein schlechter Rettig ... Grad so hat's angefangen bei die Füß ... Warum, sagen Sie mir, Hochwürden, warum muß grad ich so elend zu Grund gehen? Todt sein bei lebendigem Leib, das is das Aergste, und mein Weib ..." er hielt inne, er sah zu ihr, die stumm und düster neben ihm stand, empor und: „Gschicht ihm recht!" meinte er in ihren strengen Zügen zu lesen.

Ein wuthvolles Wimmern entstieg seiner Brust, mit bebender Stimme rief er den Priester an, klagte und tobte gegen die „Seinige", die von der Gerechtigkeit Gottes zu ihm sprach, noch mehr — von der Liebe und Barmherzigkeit des Vaters im Himmel ... „Ein sauberer Vater!" knirschte er.

„Ambros!" drängte sich's mit angstvollem Stöhnen über die Lippen seiner Frau: „Verbieten Sie ihm das Lästern, Hochwürden," flehte sie, „er lästert sich um sein Seelenheil. Jesus Maria! Der verlangt Rechenschaft vom lieben Herrgott ... Der — der! ... Weiß nimmer, daß er sie ablegen muß vorm ewigen Richter. Wie wird er bestehen, wenn ihn der Allmächtige fragt: Einen saubern Vater hast mich genannt, was warst denn Du für ein Vater für Deine Kinder?"

Kogler starrte sie mit weit aufgerissenen, drohenden Augen an. In Jahren hatte die Frau in seiner Gegenwart nicht so viele Worte aneinander gereiht. Die Schweigsame, der er oft in seinem geschwätzigen Zorne zugerufen: „Hast die Sprach' verloren?" öffnete plötzlich den Mund zu langer Rede, in der sie ihn behandelte wie einen Abgeschiedenen, ihn, der vom Tode nur faseln, aber an ihn bei Leibe nicht ernstlich denken wollte. Sie stellte sich ihren Ehemann schon vor — gestorben, begraben, verdammt ...

Auch in den Zügen Leo's malte sich eine qualvolle Betroffenheit, nur die der Bäuerin blieben unbeweglich; muthig und gelassen erwartete sie das Losbrechen des Sturmes, den sie heraufbeschworen hatte und dessen Nahen der immer kürzer werdende Athem verkündete, der sich pfeifend aus der Kehle des Bauern drängte.

Da — im Augenblick der peinlichsten Spannung, öffnete sich die Thür des Hauses, und Broni kam herausgeschritten. Sie trug auf einer Platte einen silbernen Trinkbecher, ihren größten Reichthum und Stolz, ihr Pathengeschenk. In einem Glasschränkchen bewahrte sie ihn auf, neben ihrem Gebetbuch und ihren Heiligenbildern. Weder sie noch irgend Jemand hatte je daraus getrunken. Das Alles war dem Geistlichen durch sie selbst berichtet worden, und als er gefragt: „Wird auch nie Jemand aus dem Becher trinken?" hatte sie mit einem blassen Lächeln auf ihrem jungen, leidensmüden Gesichtchen geantwortet: „Der Hochwürden wird schon sehen."

Und nun kam sie und kredenzte ihm in dem mit winzigen Tröpfchen angereiften Becher sein Lieblingsgetränk, frisches, klares Quellwasser vom Koglerhof-Brunnen, das beste weit und breit.

„Dank Ihr, Broni," sprach er freudig gerührt, „Dank Ihr, Sie Kleine, ja, die Broni, die weiß, was mir schmeckt. Die Broni lebe hoch! — Auf die Gesundheit Ihrer Seele!"

Leo hob den Becher, leerte und stellte ihn auf die Platte zurück, die ihm das Mädchen mit ausgestreckten Armen entgegenhielt. Plötzlich fuhr er zusammen. Er hatte auf einem dieser zarten, dünnen Arme vier blutunterlaufene Striemen erblickt. — Ein rascher fragender Blick auf die Bäuerin, ein Augenwink, und er wußte, was geschehen war, und murmelte vor sich hin: „Wieder und wieder, immer und immer."

„Ihr seid schrecklich, Ihr seid unverbesserlich," setzte er laut hinzu, als Broni sich ins Haus zurück begeben hatte. „Ein Mann wie ein Bär, heute noch, Kogler, und vergreift Euch an einem schwachen Kinde."

„Cooperator," erwiderte Ambros grob, „mischen Sie sich in das, was Sie angeht. Hier ist mein Haus, und hier bin ich Herr."

Leo kreuzte die Arme über seiner heftig arbeitenden Brust; er beugte sich vor und sah Ambros ins Gesicht: „Kogler," sprach er eindringlich und streng, „wißt Ihr, was ich Euch am meisten wünsche? . . . Ich wünsche Euch, daß Ihr Euer Kind nicht überlebt. Die Todten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Wenn dieses Kind, dem Ihr die volle Last Eures Mißtrauens, Eurer Selbstsucht, Eurer Härte und Grausamkeit aufbürdet, eines Tages unter ihr zusammenbräche . . . Kogler, ich schlage meinen Werth nicht hoch an, ich bin ein armer und sündiger Mensch, und denke mir oft beim Anblick des einfachsten und geringsten meiner Brüder — wäre ich wie Du . . . d a n n aber, dann, das glaubt mir — möchte ich nicht an Eurer Stelle sein!"

Der Bauer hatte ihn anfangs einige Male zu unterbrechen gesucht, war aber bald still geworden und hatte sich nach der Seite gewendet, um den fest auf ihn gerichteten Augen Leo's auszuweichen: Die Todten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Ja, da hatte der Priester recht, gestand sich Ambros, und rieselnde Schauer durchliefen ihn vom Wirbel bis zur Sohle.

Sein Bub! sein Bub! das erste Kind, das ihm seine Frau geboren, das gesündeste, kräftigste, das einzige von vier Söhnen, den sie heraufgebracht hatte. Drei jüngere waren gestorben, noch in der Wiege. Jahr für Jahr wanderte ein kleiner Sarg aus dem Koglerhof nach dem Gottesacker. Und dem Einzigen, der blieb, hatte sein Vater die Kindheit und Jugend vergällt, so viel er konnte. Die unausrottbare Fröhlichkeit des Buben war ihm zuwider. Was hatte der Bub zu lachen und zu singen, wenn Trauer im Hause herrschte, oder wenn den Vater die Leber drückte und ihm die Galle stieg? So hatte er ihn mißhandelt, wie er jetzt den „Krietsch", die Broni, mißhandelte, weil sie in seinen Augen eine Kopfhängerin und — das geht immer zusammen — falsch und heimtückisch war.

Trotz alledem liebte Kogler seine Kinder, und liebte auch seine Frau, und hatte, wie manche gewaltsame und tyrannische Natur, einen starken Familiensinn. Nur natürlich, alle Rechte für ihn, die Pflichten für die Anderen. Er sah das Verhältniß zwischen sich und ihnen ungefähr so an wie das des Jägers zu seinen Hunden. Dieser sagt, für den Hund, der nicht Prügel verträgt, gehört die Kugel; aber für den, der sich prügeln läßt, hat er Schmeicheleien — eine Mutter findet keine süßeren für ihr Kind, das sich an sie schmiegt.

Solche Regungen hinschmelzender Zärtlichkeit kannte auch Kogler gar gut; sie hatten ihn mehr als einmal ergriffen dem Sohne gegenüber, als der noch

lebte und wie oft nach dessen Tode ... „Mein lieber Bub!" sagte er dann mit einem schmerzvollen Aufschluchzen leise vor sich hin.

Eine lange Pause entstand. Ambros senkte den Kopf. Erst gestern hatte der Arzt ihm versichert, er könne Achtzig werden, stecke mit sammt seinen Gebresten in einer besseren Haut als viele Junge, und dabei, jetzt erst kam es ihm mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein, Broni, die eben aus dem Zimmer trat, ernsthaft, ja traurig nachgesehen. Wie? soll die Letzte auch noch vor dem Vater gehen? Soll er wieder zuschauen, wie ein Sarg aus dem Hause getragen wird, dieses Mal einer, dem er das Geleite nicht mehr geben, hinter dem er nicht mehr schreiten kann, die Mütze in den gefalteten Händen, anstandshalber Gebete auf den Lippen, Groll im Herzen ... An seinem Rollstuhl vorüber würde der Zug sich bewegen, die Fahrstraße erreichen, ihre Windungen verfolgen den Berg hinab bis zur letzten, die man vom Koglerhof deutlich übersehen kann, und die um das alte Gemäuer des Kirchhofs bog.

Ambros hatte das ganze Bild vor Augen, und ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn; aber auch Mitleid mit dem Kinde. Wenn er geahnt hätte, daß sie so früh sterben müsse, er wäre anders gegen sie gewesen ... Bitter leid that sie ihm jetzt. Alle seine Härte schmolz. Eine der plötzlichen Wandlungen vom verbissensten Zorne zu schwachmüthigster Empfindelei ging in ihm vor. Er ließ den Kopf noch tiefer sinken, schlug sich auf die Brust, Thränen traten ihm in die Augen, und er seufzte: „Arme Broni!"

Seine Frau betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln; sie wußte, daß nun kommen würde, was ihr den heftigsten Widerwillen einflößte: seine Selbstanklagen, sein Jammern über sich, seine Ausbrüche unfruchtbarer Reue, und — das Aergste, sein Verlangen nach Liebkosungen, die ihn trösten, ihm beweisen sollten, daß sie ihm verziehen habe, daß sie wieder gut sei.

Leo hatte den Bauern gleichfalls beobachtet und nahm nun von Neuem das Wort: „Ihr sagt: Arme Broni! Mit Unrecht, Kogler. Euer Kind ist reich und beneidenswerth. Sie hat ihre Unschuld, ihre Güte, ihren frommen Glauben, sie hat die ungetrübte Reinheit ihrer Seele. Scheidet sie von uns, dann sind *wir* zu bedauern, nicht sie."

„Ja, ja —" bestätigte Ambros.

„Ja — sagt er heute, weil sie dasteh'n, geistlicher Herr," sprach die Frau, und zog die Brauen finster zusammen, „und morgen wird er was anderes sagen."

Der Priester warf ihr einen inständig bittenden Blick zu, vor dem der ihre sich beschämt zu Boden schlug. „Er wird *nicht*. Was er heute sagt, wird er auch morgen sagen und immer, von nun an immer. Ich verspreche es, ich verbürge mich für ihn. Kogler, Ihr werdet mein Vertrauen nicht täuschen."

Er hatte den Bauer nie anders gesehen als streitsüchtig, hochmüthig, bosshaft, ein Joch und eine Geißel für alle, die ihn umgaben. Der zerknirschte Riese flößte ihm jenes namenlose Erbarmen ein, an dem die Liebe den größten Antheil hat.

„Drei Worte," rief er, „Ihr braucht nur drei Worte zu sagen. Ich verlange, um Euch zu glauben, keine Betheuerung, keinen Schwur — nur die drei Worte: Ich verspreche es."

„Ich verspreche es," sprach Ambros, völlig überwältigt durch dieses Vertrauen, und legte aufschluchzend seine derbe Rechte in die Hände, die ihm der Priester über den Tisch reichte.

„Seht ihn, hört ihn," wandte Jener sich zur Bäuerin, „schenkt auch Ihr ihm Glauben."

Ein fast unmerkliches Achselzucken war die Antwort der jahrelang immer von Neuem getäuschten Frau.

Leo verstand sie wohl und versetzte eifrig und warm: „Ich sage nicht, Ihr seid ihm Glauben schuldig, ich sage, das heißt, ich flehe: Schenkt ihm Glauben."

„Nur noch einmal," winselte Kogler.

„Wir verlangen viel," fuhr der Geistliche im früheren Tone fort, „ja, das Höchste, was ein Mensch dem andern schenken kann. Deshalb heischen wir auch nicht, wir bitten, wir rufen Ihre Großmuth an, Frau Koglerin."

Er, er hatte das, warum er bat, im überreichen Maße — den Menschenglauben, und der war seine Stärke und seine Schwäche, der Quell der Begeisterung, mit der er lehrte, und der Verzweiflung, die ihn nach allzu herben Erfahrungen ergriff. In diesem Augenblicke war er von ihm durchdrungen. Es gibt keine Unversöhnlichkeit, weil es keine ganz bösen Herzen gibt . . . Die beiden sind es gewiß nicht, — ein Funke der alten Liebe muß in ihnen zu erwecken sein.

Leo richtete seine überzeugten Worte an das Weib, rief alles Gute in ihr an, machte jede milde Regung in ihrem Gemüthe zu seiner Verbündeten. Lange vergeblich — der Bauer gerieth in Trostlosigkeit.

„Hilft Alles nix! die ist nit weich zu kriegen — ich vergiß ihr Alles — sie vergißt mir nix."

„Das ist wahr," erwiderte die Frau, „er vergißt. Heute hat er ein Kind braun und blau geschlagen, morgen weiß er nix mehr davon. Aber das Kind hat Schmerzen, so oft sich's rührt, die kommen von die Schläg', die's vom Vater kriegt hat. Das ist der Unterschied."

Sie war äußerlich wieder ruhig und gelassen, wollte dem Manne nicht Vorwürfe machen, nur berichten, erklären, wie es gekommen, daß ihr eheliches Verhältniß ein so schlechtes geworden war.

Ambros, kleinlaut und gebrochen, machte hie und da einen von plumper Sentimentalität nicht freien Einwurf. Bald aber schloß er die Augen und ließ Gericht über sich halten. Daß sein Weib nur einmal ihr eiskaltes Schweigen brach, daß er sie sprechen hörte, frei und aufrichtig, empfand er als eine Wohlthat.

Und der Priester, unter dessen mildem Einfluß ihr verschlossenes Herz sich geöffnet hatte, ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, stimmte ihr bei und bestätigte durchdrungen:

„Ja, Bäuerin, ja, Ihr habt viel zu verzeihen."

„Verzeihen?" Sie hatte wieder ihr bitteres Lächeln: „Um das steht er nicht, Hochwürden. Er erbarmt Ihnen jetzt, Sie haben ihn noch nie so klein gesehn, ich aber gar oft, und so gewiß er morgen die Augen aufmacht, so g'wiß is er wieder der Alte, hat sich selber die Absolution ertheilt und braucht meine Verzeihung nicht."

„Ich aber brauche sie," rief Leo. „Wißt Ihr nicht, daß Euer Unrecht mein Unrecht ist, daß ich verantwortlich bin für Euch alle . . . Die Schuld dieses Mannes, die Eure fällt auf mein Gewissen. Gibt es eine größere, als nicht verzeihen können?" Sein Blick verfinsterte sich. „Deshalb bitte ich Euch, wie nur ein Sohn seine Mutter bitten kann. Verzeiht."

Befremdet sah die Bäuerin ihn an. „Das ist ja viel zu viel," sprach sie. „Was soll ich thun? Daß ich lüg', möchten Sie selbst nicht, Hochwürden. Nur weil Sie so drauf warten und wie unser lieber Heiland die Sünden der Welt auf sich nehmen, sag' ich in Gottesnamen: Verzeihen — ja, vergessen — nein."

Da brauste er auf im Zorne. „Nicht vergessen ist nicht verziehen . . . Bäuerin, Ihr bringt mich um einen schönen Glauben, den an Euch. Verzeihen, nicht vergessen, die Liebllosigkeit hat diesen Ausspruch erfunden, die Gedankenlosigkeit plappert ihn nach. Verzeihen ist vergessen. Bäuerin — vergeßt!"

Er war aufgesprungen, sein weißes Angesicht schien zu leuchten in der hereinbrechenden Dämmerung, ein Apostel des Lichtes stand er vor dem erschütterten Weibe — sie meinte in seiner hocherhobenen Rechten ein flammendes Schwert blitzen zu sehen. Sie erzitterte, sie beugte sich: „Alles," sprach sie, „Alles, Hochwürden — nur das Eine nicht — ich kann's nicht — soll ich lügen? . . ." Frau Anna holte tief Athem und begann wieder mit ihrer alten, immer schwerer erkämpften Gelassenheit: „Mein Bub' is an der Lungenentzündung g'storben. Der Tod hat ihn weggemäht wie mit der Sensen. Und wie er dagelegen is im Sarg, hat er noch eine Schramme g'habt auf der Wangen, von einem Schlag, den ihm vor drei Tag der Vater geben hat für nix und wieder nix. Hochwürden, die Schrammen auf dem armen, wachsbleichen G'sicht, die seh' ich noch immer. Der Tod hat sie nicht weggewischt von seiner Wangen, mir wischt Niemand die Erinnerung d'ran weg aus mein'm Gedächtniß . . . Die steht immer da, die macht mich hart und bös, die nimmt mir das Mitleiden, das ich mit dem Mann haben möcht' in seinen Schmerzen, die macht, daß ich mir denk', wenn ich ihn so schwer leiden seh, Gott mög' mir's nicht anrechnen in meiner letzten Stund', mir denk' . . ."

„Gschicht ihm recht!" unterbrach sie Ambros mit einem Schrei der Verzweiflung. Er hatte sich aufgerichtet, er starrte sie an wie ein Verurtheilter den Richter: „Sag's heraus — ich denk' mir's ja auch — ich seh' ihn ja auch, mein'n Buben — ich weiß ja auch, ich hab' was ich verdien' . . ."

Diese Worte waren noch nie über seine Lippen gekommen, nicht in seinen schwersten Stunden.

„Gott im Himmel — Ambros . . ." stammelte die Bäuerin, „das sagst Du?" Sie faßte sich an die Schläfen, sie glaubte zu träumen.

Aber der Priester nahm ihre Hand und legte sie in die bebende Rechte des Mannes, der sie an seine Brust preßte, und zu seinem Weibe emporblickte wie erlöst.

II.

Das Pfarrhaus in Schlan steht etwas abseits von der Kirche und von der Dorfstraße, am Eingang einer breiten, grünen Schlucht. Auf dem Schindelpanzer, der seine Mauern verkleidet, wuchern Moose, ranken allerlei Schlingpflanzen empor, und bestens wird für ihr Gedeihen durch die ringsum herrschende Feuchtigkeit gesorgt. Auch die Obstbäume empfinden ihre über und über nährende Kraft, spreizen sich, lassen sich's wohl sein und vergessen vor lauter lustigem Blättertreiben beinahe völlig Früchte zu zeitigen. Das Haus verschwindet fast hinter den von ihnen gebildeten üppigen Laubdächern und -Wänden. Trotzdem fällt es dem Herrn Pfarrer Thalberg nicht ein, lichten zu lassen mit Axt und Beil.

„Denn," sagt er, „ich bin kein Freund von scharfen Maßregeln."

Der Winter thut ja ohnehin das Seine im Entlauben der Bäume, auch würde an sonnigen Tagen, in den weißgetünchten Zimmern des Geistlichen, das Licht zu grell für seine alten Augen. Das Grelle jedoch scheut er; in jeder Art und Form ist es ihm widerwärtig, er möchte immer dämpfen, das grelle Licht, die grellen Farben und Töne und ganz besonders — die grellen Empfindungen.

Auf diese Schwäche seines treuen Dieners nahm der liebe Herrgott offenbar gnädige Rücksicht, da er ihm Pater Leo zum Cooperator bestellte. Von dem geht aus, was dem Pfarrer als das Höchste, und als der Anfang und das Ende aller Weisheit gilt — der Frieden. Er quillt ihm aus dem lauteren Bronnen seiner Seele, aus der Uebereinstimmung seiner Fähigkeiten und Neigungen, mit dem schon in der Kindheit, als dem einzig seinen, erkannten Beruf. Redlich erfüllt er ihn, wandelt still und eifrig seinen Weg so gewiß dem rechten Ziele zu, als ein Gott ist, der dem vielgetreuen Knecht eine Heimstätte bereitet hat in seinem Himmel. Sein Umgang ist Glück und Erbauung. Wie oft schon hat der junge, gelehrte Priester den alten, ungelehrten hinaufgetragen in ganz unerhörte Höhen des Denkens, so sanft und gelinde, daß dem Greise dabei nicht einmal schwindelte, und er behaglich wieder herunter kam, ins liebe alltägliche Leben. Da ist man doch wieder daheim und — überall gut, zu Haus am besten.

Freilich, gestehen muß man's, sie haben kühne Gedanken, die Menschen. Es gibt kein noch so unergründlich scheinendes Gebiet im Bereiche der Natur oder der reinen Speculation, wo sie nicht herumschnüffeln und Manches, und sogar erstaunlich Vieles, das unwiderleglich ist, herausbringen.

Nur zu! und Ruhm und Heil ihnen, den fleißigen, scharfsinigen Forschern. Aber sie machen doch eine gar weite Reise, um endlich da zu stehen, wohin schon ein paar Schritte sie geführt hätten, vor demselben verschlossenen Thor, vor dem der Pfarrer steht. Viel Plag', ihr Herren, um geringen Ertrag. Selbstverständlich relativ gering. Eure Unwissenheit in Ehren! Sie ist von curios anderer Sorte als die meine, bekennt in freudiger Demuth der Geistliche; die Beiden verhalten sich zu einander, wie die seltene, kunstvoll und weise gezogene Pflanze zum Unkraut, das am Wege wuchert.

Solchen Betrachtungen überließ sich der alte Pfarrer, während er, den Spaten in der Hand, damit beschäftigt war, eine schöne, kreisrunde „Scheibe" um den Stamm eines Birnbaums herzustellen. Auf einmal hielt er in seiner Arbeit inne, horchte einem, noch aus weiter Ferne von der Straße herüber tönendem Gerassel, lehnte den Spaten an den Baum und schritt quer durch das Gärtchen, der Straße zu. Sie stieg jäh auf neben der Schlucht, und die Höhe herab kam im schärfsten Trabe zweier kräftiger, aber sehr abgejagter Rothschimmel, ein Leiterwagen gepoltert, in dem einige leere Fässer hin- und herkollerten.

„Halt!" rief der Pfarrer dem Knechte zu, der im Wagen stehend sein Gespann mit geschwungener Peitsche antrieb: „Halt! sag' ich, bleib' steh'n."

Der Knecht gehorchte, wenn auch widerwillig, er rückte sogar die Mütze, und der Geistliche trat vor die Pferde hin, untersuchte ihre Zäumung und lockerte ihnen die Kinnketten.

„Kinnketten, wozu? Bist der Einzige im ganzen Ort, der Kinnketten anlegt, und schau nur, schau, jetzt hast auch schon wieder die schweren Stangen!" setzte er ganz traurig und vorwurfsvoll hinzu.

„Sein die leichten," brummte Hiesl.

„Die schweren sind's. Schäm' Dich der Lüge, Hiesl! schäm' Dich auch, so nach Haus zu jucken. Die armen Viecher, wie sie schwitzen! Und so kommen's in Stall. Von Abreiben ist bei Dir keine Red'. Jetzt aber fahrst im Schritt, und wenn ich Dich noch einmal erwisch' wie heut' wieder, verklag' ich Dich bei'm Wirth, und Du verlierst den Dienst."

Hiesl gab keine Antwort, machte ein bitterböses Gesicht, und fuhr wie ihm befohlen war, langsam weiter.

Der Pfarrer sah ihm lange mit mißtrauischer Aufmerksamkeit nach, ohne zu ahnen, daß er selbst, und zwar sehr scharf und streng beobachtet wurde.

Seine Wirthschafterin, Frau Sperber, war aus dem Haus getreten, und unter den Baumzweigen durchguckend beobachtete sie sein Thun mit Mißbilligung: „Was ihn die Pferd' nur wieder angeh'n!" brummte sie vor sich hin. „Wenn's noch seine eigenen wären. Hat aber selber nicht einen Huf und eine Klau' im Stall. Ja, Stall! haben müßt' man ihn. Ein Bisserl was haben sollt' man außer den Sorgen um fremdes Hab' und Gut."

Sie kreuzte ihre langen, magern Arme und lehnte sich mit ihrem ansehnlichen Buckel an die Wand. Der Pfarrer gerieth ein wenig in Verlegenheit, als er zum Hause zurückkehrend, sie dastehen sah, gallig und dräuend, mit der Miene einer Richterin.

„Guten Abend, Hochwürden," sprach sie ihn nachlässigen Tones an, „'s ist Acht. Ich hab' einen Brief hinaufgetragen. Mich gewundert, daß Hochwürden noch draußen sind. Zwölf Grad und recht feucht. Haben sich aber noch ärgern müssen mit dem Hiesl. Gesund ist das freilich nicht. Die innere Hitz' vom Aergern und die Kälte von draußen, da wird die Verkühlung schon da sein."

„Und wenn ich mich verkühle," erwiderte der alte Herr, „ich habe noch nicht bemerkt, daß Sie den Schnupfen davon bekommen hätten."

„Schnupfen kaum, Verweis vom Herrn Doctor gewiß. Erinnern sich vielleicht, wem der Herr Doctor aufgetragen haben, auf den Herrn Pfarrer Acht zu geben?"

„Geben Sie Acht auf Ihre Casserollen, Frau Wittwe Sperber, und mich lassen Sie unbeaufsichtigt. Ich bin schon vor vierzig Jahren majorenn geworden, barbe bleue!" sagte der Geistliche sehr ernsthaft und sehr sanft.

Frau Sperber war trotzdem wie niedergedonnert. „Jetzt fangen gar an zu fluchen. Nun ja, können halt den Husarenlieutenant nicht vergessen."

Der Pfarrer steckte beide Hände in die Taschen seines langen Ueberrocks. Sein großer, charakteristischer Mund mit den braunrothen Lippen verzog sich zu einem wehmüthigen Lächeln, seine tiefliegenden Augen hatten einen eigenthümlich schmerzlichen Blick. „So gern ich möchte," seufzte er.

„Und warum möchten denn? Ist ja in der Art eine schöne Zeit gewesen."

„Lassen Sie das gut sein, Frau Wittwe Sperber," versetzte der Greis erregt. „In der schönen Zeit gibt's Manches — wenn ich daran denke, muß ich, oder müßt' ich mich eigentlich geniren."

„Haben doch immer so lustig nach Haus geschrieben vom Kriegsschauplatz. Der Herr Graf Papa haben sich nicht genug freuen können, und wie erst die Comtessen Schwestern! Aber die Frau Gräfin haben oft gesagt: Das ist ein Rausch, das vergeht, unser Georg wird doch nichts anderes als ein Priester; wozu der Herr Graf meinten: Wie Gott will. Waren beide so gescheidt."

„Und gut."

„Und gut."

„Ja, meine Eltern!" Der Pfarrer nahm den Strohhut ab und entblößte seinen kahlen Scheitel, den ein Kranz von kurz gehaltenen, schimmernd weißen Haaren umgab. Ueber der lichten Stirn, die sehr abstach von dem rostfarbigen Gesicht mit der mächtigen, breitrückigen Nase, stand ein kleines Haarbüschel empor, und nahm sich aus wie ein bereiftes Sträuchlein in der Oede.

„Alle wie die Engel," nahm Frau Sperber wieder das Wort, „die gräflichen Eltern und die gräflichen Kinder. Mein' Abschied vom Haus, erinnern sich noch? Wird heutzutag' eine Tochter ausgeheirathet, wie ich ausgeheirathet worden bin, die Kammerjungfer? Wissen noch? Wissen auch, wie ich dagestanden bin in Thränen und im Brautstaat, und wie Hochwürden — waren freilich damals noch kein Hochwürden — zu mir gesagt haben . . . Amalie, schön sind Sie nicht, aber interessant, und zu meinem guten Sperber: Beneidenswerther! Erinnern sich noch?"

Der Pfarrer erröthete. „Mit Beschämung, Frau Sperber. Ich erlaubte mir einen Spaß, und noch dazu einen schlechten, in einem solchen Augenblick, dem ernstesten und feierlichsten im ganzen Leben. Nein, wirklich — man glaubt sich's oft selbst nicht, wessen man fähig war."

Die Haushälterin machte eine ausgleichende Bewegung mit der Hand. „Nehmen es nicht so hoch. Meinem Seligen hat's geschmeichelt, wir haben d'rüber gelacht, er und ich, und noch am selben Tag haben wir zusammen geweint um die Herrschaften. Waren gar so gut! Niemandem 'was zu Leid gethan, Jedem 'was zu Lieb'. Und grad' sie so arg heimgesucht vom Unglück.

Armuth, Krankheit, Tod, eins nach dem andern ist's über sie gekommen. Schlag auf Schlag . . . Warum grad' über die?" rief sie heftig aus. „Wo ist da eine Gerechtigkeit? Warum den Allerbesten das Allerschlechteste?"

„Warum?" wiederholte der Pfarrer mit leisem Vorwurf. „Diese Frage gehört zu denen, die wir nicht stellen dürfen."

„Sehr commod freilich, kenn' das schon! Wenn keine Antwort wissen oder wissen wollen, kommt gleich die Ermahnung: Fragen ist verboten. Gelt, Hochwürden?"

Sie hatte ihre Worte bedächtig und gleichsam zielend, wie vergiftete Pfeile gegen ihn abgeschossen, aber nicht vermocht, seine Langmuth im Geringsten zu erschüttern.

„Schön," sagte er, „oder eigentlich nein, nicht schön, sondern einmal wieder einer Ihrer Anfälle von rebellischem Geist. Ich bedaure Sie, Frau Sperber; es muß unangenehm sein, solche Anfälle zu haben. Jetzt aber ist's wirklich kühl geworden," setzte er hinzu, von einem leisen Frösteln durchrieselt, und trat in das Haus.

Er stieg langsam die steile hölzerne Treppe hinauf, die unter seiner geringen Last in ein verdrießliches Gestöhne ausbrach, und als er die Wohnungsthür öffnete, miaute die alte Hauskatze wie ein böser, aus dem Schlaf aufgeschreckter Kater. Das Zimmer, in das der alte Herr trat, war niedrig und ganz symmetrisch eingerichtet. Dem Eingang gegenüber zwei Fenster, in jeder der Längswände eine Thür, von denen die eine in des Pfarrers, die andere in des Cooperators Schlafzimmer führte, neben jeder Thür ein Glasschrank zwischen zwei hölzernen Sesseln, in jeder Ecke ein schmales Glasschränklein. Ueber diesen schwebte Frau Sperber's Geist, waltete ihre ordnende Hand. Sie enthielten ein wenig Silberzeug und Glas und Porzellan, theils zum Gebrauchen, theils zum Bewundern. In dem einen der großen Schränke befand sich die Bibliothek des Pfarrers, eine durchaus nicht reiche Sammlung, die nur die Werke zweier großer Dichter vollständig umfaßte, die der Heiligen Franciscus von Sales und von Assissi. Der zweite barg eine höchst harmlose Hausapotheke, einige Mineralien, ein Herbarium und allerlei etikettirte Säcklein mit Gemüse- und Blumensamen.

In der Vertiefung der Fenster, mit ihrem vom Alter Van-Dykbraun gefärbtem Holzgetäfel, war ein Bauer zu sehen, in dem aufgeblasene Gimpel und andere Singvögel-Familien unter der sorgsamen Pflege des alten Pfarrers sich des Lebens freuten. Den Vögeln galt sein erster Blick beim Betreten des Zimmers, dem zweiten bot sich eine liebliche Ueberraschung. Auf dem, zum Abendessen schon gedeckten Tisch, prangte eine mit Almenrausch umkränzte Schüssel voll Walderdbeeren. Sein Lieblingsobst, seine Lieblingsspeise überhaupt, und in dieser Schönheit, mit diesem Duft nur an der einen Lehne der Sängerwand zu finden, die ein Kind nicht leicht erklimmt. Der Geistliche zog die Hand, die er schon nach einer der köstlichen Früchte ausgestreckt hatte, wieder zurück. Er begab sich in den Vorraum und rief:

„Frau Sperber, darf ich bitten?"

„Ja," erwiderte sie, vor der Küchenthür erscheinend, noch böse, sonst hätte sie gesagt: „Befehlen?"

„Wer hat die Erdbeeren gebracht, die schönen Erdbeeren, die auf dem Tische stehen?“

Seine Stimme hatte einen weichen Flötenton angenommen, der deutlich bat: Seien Sie doch wieder gut, Frau Sperber. Trotzdem lautete die Antwort so kurz abfertigend als möglich.

„Die Broni.“

„Welche denn? Doch nicht die Kogler-Broni?“

„Grad' die.“ Sie machte Miene, in ihre Küche zurückzukehren, aber der Priester rief:

„Geduld, Frau Sperber. Der Kogler schickt ins Pfarrhaus nichts als höchstens, Gott verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe, einen Fluch. Wenn die Kleine etwas bringt, thut sie's hinter dem Rücken des Vaters. Das dürfen wir nicht dulden, wir dürfen uns nicht zu ihren Mitschuldigen machen. Mir ist, als hätt' ich das schon so ein paar Dutzend Male gesagt, wenn mir recht ist, Frau Sperber.“

Sie machte ihr hoffärtiges Gesicht, sah nicht einmal mehr gerade aus zum Geistlichen hinauf, sondern ganz schief über ihre höhere Achsel und ließ die Worte ganz nachlässig von den Lippen fallen: „Was das für Geschichten sind wegen ein paar Erdbeeren.“

„Ein paar?“ wiederholte er mit schmerzlichem Vorwurfe. „Wenn es aber auch nur ein Erdbeerenstengel wäre, gute Frau Sperber . . .“

„Und Hochwürden haben Erdbeeren so gern, und solche kriegt man nicht wieder, und sind so gesund die Erdbeeren für die Lungen, und richten den Magen ein.“

Das Letztere sprach sie nur, weil sie schon im Zuge war, nicht, weil ihr Gebieter sie anhörte. Er war ins Zimmer zurückgegangen, hatte Broni's lockende Darbringung vom Tische genommen, und reichte sie nun, auf der obersten Treppenstufe stehend, der Haushälterin, die nolens volens heraufsteigen und ihm die Schüssel aus der Hand und die Ermahnung zur Kenntniß nehmen mußte:

„Sagen Sie bei Gelegenheit der kleinen Broni, daß und warum ich ihre Erdbeeren nicht gegessen habe. Sagen Sie es aber sanft und liebreich. Sie verdient's, sie hat es ja gut gemeint, die arme Kleine!“

Frau Sperber ließ diese Zurechtweisung über sich ergehen mit der Miene eines Professors, der gezwungen wird, eine Schülervorlesung anzuhören, und schoß sodann, immer nur eine Profilansicht ihrer strengen Physiognomie darbietend, in die Küche zurück.

Der Pfarrer begab sich wieder in sein Zimmer und blieb dort eine Weile vor dem Tische stehen. Mit Mißbehagen betrachtete er einen da liegenden großen Brief, schien in Zweifel, ob er ihn öffnen solle oder nicht, ließ es nach einiger Ueberlegung bei dem letzteren bewenden und ging zu seinen Vögeln, um ihre Käfige mit Tüchern zu verhängen.

Bei den Gimpeln hielt er sich nur kurze Zeit auf, mit den kleineren Sängern hatte er lange zu thun. Er schlichtete einen Streit, der zwischen einigen noch flaumflügeligen Finkenjünglingen entbrannt war, lobte ein Meisenschwesternpaar, das blutjung und kugelrund auf dem höchsten Stäbchen unter der Kuppel

des Bauers aneinander geduckt hockte, und aus halbgeschlossenen Aeuglein duselig-verdutzt d'reinschaute. Eine Canariengroßmutter, die, gesträubten Gefieders, mit ihrem alten harten Schnabel wild um sich hackend, dem Herrn entgegenstob und ihm die gehässigsten Dinge, die man nur denken kann, zukreischte, ihre ganze Nachkommenschaft verlästerte und all' ihre Nebenvögel, erhielt einen scharfen Verweis.

„Weiß schon, weiß schon, Madame! Die übrigen sind alle zusammen nichts werth, und nur Sie ein Urbild und eine complete Musterkarte der verschiedenartigsten Vollkommenheiten. Weil Sie alt sind, soll man Sie ehren, sagen Sie? Sie haben Unrecht. Vom Alter allein wird man nicht ehrwürdig. Nehmen Sie sich zusammen, Madame, sonst werden Sie als warnendes Beispiel aufgestellt; ich will Ihnen sagen wem. Einer gewissen Frau Sperber . . . O" — unterbrach er sich, und trällerte recht erschrocken und mit wenig Glück den Zerstreuten spielend: „Sper — brrr — brrr" den Vögeln vor.

Die eben Genannte war plötzlich eingetreten, brachte die Lampe, zündete sie an, stellte sie auf den Tisch und verrieth nicht durch eine Miene, daß sie den letzten Satz, den der Pfarrer gesprochen, sehr wohl verstanden hatte, und sich jetzt innerlichst an seiner Bestürzung freute.

„Nun," wandte sich der Pfarrer in möglichst unbefangenem Ton an seine Dienerin, „was ist's mit unserem Cooperator, kommt der heute gar nicht nach Haus?"

„Schon da," lautete die Antwort, „und voller Sorgen, mir scheint."

„Sorgen? bilden Sie sich nichts ein. Was soll der für Sorgen haben?"

„Keine soll er haben, der gute, liebe Herr, hat aber, und ihrer genug."

„Davon müßt' ich doch auch wissen, davon spräche er doch zu allererst mit mir."

„Mit Hochwürden zu allerletzt, um Hochwürden nicht zu alteriren."

Der Pfarrer hatte eine kleine Regung der Ungeduld: „Liebe Frau Sperber, seien Sie nicht gar zu gescheit," sagte er, war aber sehr beunruhigt und blickte Leo forschend und bekümmert an, als dieser nun auf ihn zukam, den Hut in der Hand, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, und um Verzeihung bat wegen seines langen Ausbleibens.

„Nun, nun, Er ist da," erwiderte der Pfarrer, ihm freundlich auf den Arm klopfend. „Grüß' Ihn Gott. Wie geht's, wie steht's? Er sieht ja gut aus und ganz heiter. Nichts ist Ihm, nur hungrig wird er sein. Frau Sperber, geben Sie uns etwas zu essen."

III.

Munter plaudernd saß der Greis bei Tische, ließ sich den Pfannkuchen schmecken, den die Haushälterin aufgetragen hatte, trank ein Glas frischen Wassers dazu und behauptete, die Pfarrhofquelle mache der Koglerquelle den Rang streitig. Er stellte Betrachtungen darüber an, wie viel wohl eine Flasche dieses edlen Getränks kosten würde, wenn es so schwer zu haben wäre, wie feiner Champagner. „Was meint Er, Cooperator? Sag Er auch einmal was," ermunterte er seinen Gast. „Warum so schweigsam? Hat unser Raubvogel (die Sperber) am End'

recht, ist Er verdrießlich? Nicht wahr, nein? nur müd', Er hat gewiß einen schweren Tag gehabt, sich der leidenden Menschheit gewidmet, das nimmt einen her. Gönn' Er sich jetzt Ruhe, geh' Er schlafen. Gute Nacht, mein Sohn."

Der Cooperator erhob die gesenkten Augen nicht, seine Mundwinkel zuckten, er versuchte zu sprechen, brachte aber nur eine undeutlich gemurmelte Bitte um Verzeihung hervor.

„Schon wieder," sprach der Greis halb im Ernst, halb im Scherze. „Was Er nur heute hat mit seiner Umverzeihung-Bitterei. Ich kann Dir nichts verzeihen, lieber Sohn, ich wüßte nicht was, Deine Entschuldigungen bringen mich in die größte Verlegenheit."

„Nicht so gut! Seien Sie nicht so gut gegen mich, Hochwürden," bat Leo, „sonst kann ich wieder nicht reden, und einmal muß ich Ihnen alles sagen. Es drückt mir das Herz ab, verfolgt mich Tag und Nacht. Es ist ein großes Unrecht, eine große Sünde — ein unerträglicher Schmerz."

Der Greis schüttelte den Kopf: „Du und eine große Sünde. Was das für Ausdrücke sind, für Uebertreibungen, wie sie Dir nicht ähnlich sehen, Cooperator. Du bist mir ja, ich glaube wirklich, ausgetauscht worden."

„Hochwürden!" schrie Leo auf, „wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht!"

Pfarrer Thalberg hatte ein sanftes und ernstes Lächeln: „Ich weiß es vielleicht. Anwandlungen, mein lieber Sohn; sie vergehen. Man glaubt's freilich nicht; einen solchen Kampf hat noch keiner gekämpft, meint ein jeder. Es ist nicht wahr. Hunderte, Tausende haben ihn durchmachen müssen, und Viele haben bestanden. Zu diesen wirst auch Du gehören."

Leo wollte ihn unterbrechen, er ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Zweifelst Du an meinem Cooperator? Ich nicht. So; und jetzt gute Nacht, und morgen, wenn Du Dich ausgeschlafen hast und gestärkt erwacht bist, dann reden wir weiter. Oder," verbesserte er sich, „lieber von etwas Anderem. Ja, nicht nein, nicht protestiren! Weiß einmal Einer, das Uebel, das an mir nagt, liegt in der Natur der Dinge, ist unabwendbar, weiß es, und hat Eisen im Blut, und Mark in den Knochen, dann schweigt er."

Der Pfarrer richtete sich energisch auf, eine große Willenskraft sprach aus seinem alten Rassegesicht, funkelte aus seinen blauen, tiefliegenden Augen: „Ich habe nie davon geredet! — das steht wie eine Mauer, gibt Einem einen Halt während des Sturmes, und später ein gutes Gefühl. Schweigend leiden, was Du leiden mußt, ist männlich, ist priesterlich; sich immerfort ausdrücken ist schwammig. Verstehst Du?" fragte er voll Freude an diesem guten Bilde.

„Ja, Hochwürden, ja," versetzte Leo dumpf. „Wenn es sich aber um mehr handelt als um ein Ringen gegen gemeine Versuchung. Was die! Wir sind hier von einer solchen Bestialität umgeben, daß schon der Ekel vor ihr genügt, um die Bestie im eigenen Innern zu überwinden. Mich hat oft gehungert nach solchem Hunger und gedürstet nach solchem Durst. Sie sind Kinderspiel im Vergleich zu dem Zwiespalt, der bis an die Wurzeln meiner Ueberzeugung gedrungen ist, mir meinen Glauben erschüttert und mir die Liebe geraubt hat zu meinem Beruf."

„Leo!“ rief der Pfarrer voll Entsetzen, und der fuhr mit erzwungener Ruhe fort:

„Schrecklich, nicht wahr? Als ob einem der Boden unter den Füßen schwände. Meine Pflicht ist, der Inbegriff meines Dichtens und Trachtens soll sein, dem Guten zum Sieg über das Böse zu verhelfen.

Gut und Bös im Sinne meines Berufs. Nun, lieber Vater. Das wahrhaftige reine Gute und das Gute im Sinne meines Berufes — widersprechen einander.“

Der Greis hielt sich den Kopf: „Wann denn? wo denn? Ueber den Grübler! So hab' ich Dich noch gar nicht gekannt!“

„Wie oft schon wollte ich Ihnen mein Bekenntniß ablegen, Hochwürden! Immer hielt die Scheu, Ihren Frieden zu stören, mich davon ab, und auch die Selbsttäuschung: du wirst allein mit dir fertig werden, du mußt!“

Der alte Geistliche versuchte noch immer auszuweichen: „Schau, schau, da hast Du ja das Rechte schon getroffen gehabt. Warum denn abgehen vom Rechten? Bleib dabei. Bleib dabei,“ wiederholte er, da Leo die Brauen finster zusammenzog und das Haupt schüttelte. „Oder prüfe Dich wenigstens noch einmal ernstlich, ob es nicht Hirngespinste sind, mit denen Du Dich herumschlägst. Es gährt schon lang in Dir, sagst Du, und Du hättest nicht davon gesprochen? Warum sprachst Du erst heute und warum just heute?“

„Weil ich heute eine Stunde durchlebte, die an allen Pfeilern meiner Kraft gerüttelt hat. Eine furchtbare Stunde. Aeußerlich kaum von tausend andern unterschieden, die spurlos an mir vorübergeglitten sind, und doch ein Wendepunkt in meinem Dasein.

Mir war, als ob das dämmernde Licht, in dem ich dahinschritt, sich plötzlich zu einem Blitzstrahl vereinigt hätte, der vor mir niederzuckte und einen Augenblick Alles um mich her blendend erhellte. Dann sanken Erde und Himmel in Dunkel, und eine Stimme, eine milde, tiefe, herzbewegende Stimme rief mir zu: Wo du mich suchst, du Thor, da bin ich nicht!“

Er hielt inne; sein unstät flackernder Blick senkte sich wieder: „Ich wandelte weiter im tiefen Waldesschatten. In meinem Innern aber war es hell. Da glühte wie Sonnenbrand ein Widerschein der Flamme, die ich gesehen und die Stimme, die ich gehört hatte, tönte nach. — Hochwürden!“ unterbrach er sich, er holte tief Athem und Schweißtropfen standen auf seiner bleichen Stirn: „Ich zweifle nicht mehr, ich weiß, und die Erkenntniß ist etwas Entsetzliches, und die Stunde, in der sie uns überkommt, abschließend wie der Tod. Sie reißt Alles nieder, vernichtet die Früchte des heißen Strebens einer ganzen Vergangenheit. Gibt's einen Ringenden, dem sie erspart geblieben ist? Auch Ihnen nicht, Hochwürden . . . Auch Ihnen nicht!“

Der Greis zuckte nachdenklich die Achseln: „Durchaus erspart, Cooperator, und ich müßt' lügen, wenn ich sagen sollt, daß ich Dich ganz verstehe. Was Du mir da erzählst, kommt mir vor wie ein Wunder.“

„Wunder ist Alles, und das größte, daß ich zu Ihnen zurückgekehrt bin, Hochwürden,“ versetzte Leo hastig. „Hierher, wo mich Alles so seltsam halbvergessen und fremd anmuthet, als wäre ein Leben voll reicher Erfahrungen ver-

gangen, seitdem ich den alt vertrauten Raum zum letzten Mal betreten habe. Ihr ehrwürdiges Angesicht, mein Vater, seh ich, wie von einem Schleier verhüllt. Sie sind mir in weite Ferne entrückt. Ich wage nicht, meine Hand nach der Ihren auszustrecken. Mir schaudert davor, die Gewißheit zu erlangen, daß sie mir unerreichbar wäre."

Thalberg streckte ihm die Rechte entgegen: „Da ist sie, mein armer Sohn, ergreife sie, 's ist nur die Hand eines geringen alten Mannes, aber einen Halt kann sie Dir vielleicht doch bieten."

Leo zögerte: „Erst hören Sie mich an, Hochwürden. Ich darf Ihre Nachsicht nicht erbetteln. Sie müssen erwogen haben, ob ich Ihrer noch würdig bin."

„So sprich," sagte Thalberg, stützte den Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen an die Stirn, das Gesicht von Leo abwendend.

Der begann, erwähnte flüchtig seines Besuches im Koglerhof, ausführlicher eines Gespräches mit der kleinen Broni. Sie war quer über die Wiese gelaufen, hatte ihm den Weg abgeschnitten, ihn an der Straße erwartet und ihm ihr Leid geklagt. Der Vater ist so schwer krank, wenn er plötzlich stürbe — was geschähe mit ihm? In den Himmel könnte er nicht kommen, und wie furchtbar die Qualen im Fegefeuer oder gar in der Hölle sind, das hat sie schon als kleines Kind gehört. Sie weiß aber auch, daß es fromme Frauen gibt, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, arme Seelen von den ewigen Strafen loszubeten.

„Sie heißen Karmeliterinnen und sind heilig," sagte die Kleine, wurde über und über roth und wußte nicht, wie sie die Frage herausbringen und demüthig genug stellen konnte, was man zu thun habe, um der Aufnahme gewürdigt zu werden in diesen Orden, dem Herrlichsten von allen; durch welche Bußübungen, welche Opfer sie zu erringen sei.

„Hochwürden," sprach Leo, „sie ging neben mir her, schmal und blaß und zart wie ein Hauch, das Gegentheil von dem, was man sich unter einem Dorfkind vorstellt, auch in ihrer Art und Weise. Ein Unrecht des Kogler, sein Hochmuth, ist ihr zum Segen geworden, sie hat nicht umgehen dürfen mit Altersgenossen und -Genossinnen. Unter schwerem Drucke ist sie aufgewachsen zwischen dem rohen Vater und der schweigsamen Mutter — es gibt nichts Einsameres, aber auch nichts Reineres als dieses Kind, nichts Schöneres als der freudige Muth, mit dem sie Alles, was sie hat und ist, hingeben will, um Einem, dessen Pflicht gewesen wäre, ihr Gutes zu thun, und der ihr nur Böses gethan hat, die ewige Seligkeit zu erkaufen. Was würden die besten Eltern oft geben, um eine ähnliche Regung, wenn auch nur vorübergehend, in den Herzen ihrer Kinder zu wecken! Hier wächst es wild und verborgen, und geschieht das einmal, dann geschieht es hundert und hunderttausendmal. Es gibt keinen Einzelfall in der reichen Natur. Das Gute lebt im Menschen. Der Trieb zum Guten ist oft stärker in ihm als der Trieb zum Schlechten. Du darfst dran glauben! Der Gedanke erfüllte mich mit Entzücken, mir war, als wüchsen mir Flügel. Zu dem Kinde aber sprach ich von Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit. Bös sein, heißt leiden, für Jeden, der nicht ganz verderbt ist. Dein Vater ist nicht verderbt, wie schwer hat er unter seiner Bösheit gelitten, längst schon, da er noch ganz gesund war. Soll der Allbarmherzige einen verdammen, der schon hier auf Erden seine

Schuld mit solchen Qualen bezahlt hat? soll er ihn zeitliche Schuld ewig büßen lassen?"

„Cooperator, im Grund hättest Du das nicht sagen dürfen," fiel der Pfarrer ein, und Leo versetzte:

„Hochwürden, einen Augenblick vergessen Sie Ihres Amtes, sprechen Sie zu mir wie ein Mensch zum andern. Thalberg, Verehrter! glauben Sie an ewige Verdammniß?"

„Ich bin ein Diener der Kirche, lieber Sohn, und glaube, was die Kirche mir zu glauben vorschreibt. Das sollst auch Du. Die kleine Broni hat nicht mit Leo Klinger, sondern mit dem Diener der Kirche geredet."

„Dem war dabei seltsam zu Muthe," rief Leo aus, „der kam sich recht klein vor neben diesem Kinde, das nicht wußte, wie es sich tief genug vor ihm demüthigen sollte. Ihre Bestimmung ist nicht Klosterfrau zu werden, sprach er zu ihr, werden Sie eine rechtschaffene Bauersfrau, und wenn Sie einst das Erbe Ihrer Eltern antreten, verwalten Sie's zum Besten der Armen, der Unwissenden, der Irrenden. Erziehen Sie brave Kinder, denen Sie Pflichtgefühl und Nächstenliebe ins Herz pflanzen und die Ihre guten Werke fortsetzen sollen. Diese Werke, Kind, werden für Ihren Vater beten. — Sie erhob die Augen mit einem gar rührenden Ausdruck von freudig hoffendem Vertrauen, das nur noch ein leichter Schatten, die schüchterne Frage, trübte: Darf ich das glauben? etwas so Schönes glauben?

Sie wollte sprechen, hielt aber plötzlich inne. Der Sepp vom Koglerhof war uns nachgekommen mit ellenlangen Schritten. Er sah wild drein, grüßte kurz und sagte im Vorübergehen zu Broni: „Die Bäuerin hat schon zweimal nach Ihr gefragt." Die Kleine blieb sogleich stehen, verabschiedete sich und eilte heimwärts.

Mir aber war das Herz leicht. Ich ging den Reitberger Weg herab. Sie kennen das Bild, das man da vor sich hat, den herrlichen Ausblick auf den See und auf die rings um ihn steil aufsteigenden Berge. Nie so märchenhaft, scheint mir, wie kurz nach Sonnenuntergang. Da gibt's kein grelles Licht mehr und noch nicht tiefe Schatten, in den weichen Conturen, den verschwimmenden Farbentönen weben Zauber, die unbeschreiblich sind. Das oft geschaute Bild erschien mir erhebender denn je, und wunderbar der Einklang zwischen seiner Schönheit und der Schönheit der Kinderseele, die sich mir eben erschlossen hatte. Eine freudige Zuversicht erfüllte mich. Vielleicht war diese kleine Broni berufen, durch die Macht ihres Beispiels mehr Gutes zu wirken, als wir jemals zu wirken vermögen. Sie steht ihren Mitbürgern näher, sie gehört zu ihnen, kennt sie besser, als wir je im Stand sein werden, sie zu kennen."

„Wer weiß?" sprach der Pfarrer, „und was die Macht des Beispiels betrifft, das so ein kleines Weiberl einmal geben soll, das ist ein Traum, hervorgerufen durch Deinen viel, viel zu starken Menschenglauben. Eine gar gefährliche Sache dieser Glauben, mein lieber Sohn, weil er zu Enttäuschungen führen muß, und weil ihre natürliche Folge Menschenverachtung heißt."

„Sagen Sie, Verzweiflung an den Menschen und an unserer Fähigkeit, sie herauszureißen aus dem Pfuhl, in dem sie mit thierischem Behagen unter-

gehen . . . Welch' ein Erwachen war mir beschieden, zu gräßlich, Hochwürden; es machte mich Blinden sehend, und nie, nie wieder kann ich zurückkehren in den milden Dämmerschein frommen Glaubens, kindlicher Hoffnungen und Vertröstungen, der mich arme Schattenpflanze bisher umfing wie ein heiliger Mutterschoß. Das heißt," unterbrach er sich, „auch der Schutz hatte manchmal schon versagt, und der Zweifel mich schon manchmal angekränkelt. Immer kämpft' ich ihn nieder — heute bin ich unterlegen."

Der Priester ließ die Hand sinken und sah dem Freund ins Gesicht: „Nun denn, was ist geschehen? Thatsachen, ich bitte Dich."

„Ich bring' es nicht über die Lippen, ich kann nur andeuten, Sie müssen halbe Worte verstehen," sprach Leo. „Als ich in die Nähe der Thalmühle kam, schallte mir ein Geschrei entgegen, so laut, daß es den Lärm der Säge übertönte. Ein Mann und eine Frau stritten mit einander, und dazu heulte ein Kind. Sehen konnte ich sie nicht, denn sie waren durch die am Wegrain aufgeschichteten Bretterwände verdeckt. Der Lärm wurde immer wüster, ich eilte hinzu und stand plötzlich vor den Streitenden. Es war der Müller, die Schober und ihr Franzl, mein besonderer Schützling. Hochwürden wissen, wie viel ich auf den Jungen gehalten, wie viel ich mich mit ihm beschäftigt habe . . . er that mir so leid — eine Mutter haben, wie die seine, und arm sein, kränklich und von abschreckender Häßlichkeit . . . Hätt' er mir doch nicht leid gethan, hätt' ich ihn seinem Schicksal überlassen, es wäre besser gewesen. — Hochwürden, die Drei erschraken und verstummten, als sie mich so ganz unerwartet erblickten. Der Müller riß den Hut herab und machte einen förmlichen Weiberbückling. Die Schober wurde noch fahler, als sie gewöhnlich ist, Franzl sprang zur Seite und stellte sich vor einen Gegenstand, der am Boden lag und den er vor mir zu verbergen suchte.

„Was habt Ihr denn? was gibt's," fragte ich, und wie aus einem Munde antworteten die Drei: Nichts, gar nichts! Ich aber sah, daß die Schober ihrem Buben verstohlen Zeichen machte, und daß er rückwärts gehend, mit den Ferfen etwas ziemlich Schweres immer näher gegen den Zaun schob. Da ging ich hin, faßte ihn an den Schultern und zwang ihn, stehen zu bleiben. Er brüllte, wie wenn er gefoltert würde, die Mutter stürzte sich auf ihn, spielte sich auf die Löwin, die ihr Junges vertheidigt, der Müller schnitt ein bedenkliches Gesicht und ersuchte mich unter Kratzfüßen, dem Rangen nichts zu Leid zu thun, ich könnte mir am Ende noch Unannehmlichkeiten zuziehen. Diese ganze Comödie wurde nur aufgeführt, um meine Aufmerksamkeit von dem Ding abzulenken, das ich nun deutlich sah, da ich den Buben zur Seite geschoben hatte.

Es war eine entsetzlich verstümmelte Henne. Die Augen waren ihr ausgeschnitten und — — nun sie war gräßlich gemartert und dann lebendig begraben worden. Der Müller, dem sie gehörte, hatte den Franzl bei der Missethat erwischt und die Henne ausgegraben, sie zuckte und flatterte noch . . . . Diese Grausamkeit war aber lange nicht die ärgste, die der Bub' an Thieren schon begangen hatte, und die Leute würden ihn längst angezeigt haben, wenn . . . Je nun, sie trauen sich halt nicht. Und warum nicht? — weil sie wissen, daß der Bub' dem Cooperator sein Liebling und „seine Erziehung" ist. Der Cooperator, sagt die Schober, laßt sich nix dreinreden, nicht einmal von ihr. Wer

den Buben verklagt, verklagt eigentlich den Cooperator, und mit der Geistlichkeit will sich Niemand verfeinden. Wenn der Müller jedoch drauf rechnen dürfte, daß ich ihm keine Schwulitäten mache, ging er lieber heut' als morgen zum Bezirksrichter.

Das Weib kreischte wild auf. Angst und Wuth verzerrten ihr häßliches Gesicht. Gut denn, er möge gehen, er möge reden. Sie geht mit und wird sich auch kein Blatt vor den Mund nehmen; sie wird sagen, was sie und was das ganze Dorf vom Müller weiß, nur die Obrigkeit und nur wir nicht, Hochwürden. Und nun, in Gegenwart des Kindes, das jedes Wort gierig einsog und verstand, und genoß mit grauenhafter Schadenfreude, warf sie ihm Dinge vor ... Frevel von so fürchterlicher Art ..."

Der alte Priester hatte den Kopf sinken lassen, preßte das Kinn an die Brust und lauschte schaudernd den entsetzlichen Enthüllungen, die Leo zögernd und mühsam vorbrachte.

„Der Müller," schloß der, „leugnete, klagte Andere an. Was hatte Dieser gethan und Jener! Er nannte die Namen von angesehenen Männern in der Gemeinde, und was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, erklärte mir so Manches, was mir bisher räthselhaft war ... Hochwürden! und mit diesen Seelentödtern gehen wir um, drücken ihnen die Hand, verkünden ihnen das Wort Gottes, rufen Seinen Segen auf sie herab!"

Tiefaufseufzend lehnte sich Thalberg in seinen Sessel zurück und fragte: „Was hast Du gethan?"

„Ich habe nicht einmal etwas gesagt. Eh' ich ein Wort fand, hatte das Weib *mir* Rath ertheilt. Klug wär's von mir, den Müller abzuhalten, zu Gericht zu gehen und ihren Franzl zu verklagen. Alle Leute wissen, wie viel ich mich abgebe mit dem Kind. Schaut's, was dabei herauskommt wird's heißen. Die Geistlichen können nicht einmal so einem Fratzen seine Fehler abgewöhnen. Ich krieg noch zu hören: Sie sein die Mutter, warum lassen Sie sich die Einmischung gefallen?"

„Bekannt, wohlbekannt!" unterbrach ihn Thalberg. „Das ist ihre Art, uns die Waffen aus der Hand zu winden. Sei's! kommen wir ihnen nie ungerufen. Verkehren wir mit ihnen von der Kanzel aus, im Beichtstuhl, beim Religionsunterricht, am Sterbebett, im Uebrigen halten wir uns fern."

„Das heißt," rief Leo, „verkehren wir mit ihnen nie anders als in Amt und Würden, treten wir ihnen nie menschlich nahe, nehmen wir keinen Antheil an ihrer Arbeit, ihren Schicksalen, es heißt, salviren wir uns und geben wir sie auf."

„Oho, was sagst Du da?"

„Ich sage, Hochwürden, wir sind diesen Menschen Lehrer, — Herrgott, was wissen wir selbst? — Erklärer des Unerklärlichen, Richter, so lang ihr Aberglauben uns übernatürliche Kräfte zuschreibt. Tröster in sehr seltenen Fällen. Wir können den Besseren unter ihnen eine mit Mitleid gemischte Ehrfurcht einflößen, — aber das Beste, das ein Mensch dem andern geben kann — nie!"

„Und das wäre?"

„Das *ist* Vertrauen."

„Ja Vertrauen," wiederholte der Pfarrer, „damit sparen sie, aus Armuth noch mehr als aus Geiz."

„Verwirrend kam mir das Alles in jenem Augenblick zum Bewußtsein. Ich hatte mich nie so ohnmächtig gefühlt der Schlechtigkeit gegenüber. Ich ging, und sie kicherten hinter mir her, sie werden sich wohl versöhnt haben. Jedes Wort, das dieses Weib gesprochen hatte, war mir wie ein Tropfen heißen Bleies aufs Herz gefallen. Sie hat Recht im Grunde, ich bin kein Erzieher, weil ich kein Menschenkenner bin. Ich durchschaue nicht einmal ein Kind. Es war ja manchmal ein Verdacht in mir aufgestiegen, ich schämte mich seiner, ich fürchtete mich ihn auszusprechen, um meinen Zögling nicht auf unrechte Gedanken zu bringen. Und wenn die Erfahrung, die ich eben gemacht hatte, die erste in ihrer Art gewesen wäre! . . . Sie war es nicht, frühere Erfahrungen, die mich hätten belehren können, sind nutzlos an mir vorübergegangen."

„Weißt Du warum?" rief der Pfarrer eifrig; „weil Deine Gelehrsamkeit Dich vom Nächstliegenden abgezogen, Deinem eigentlichen Wirkungskreis entfremdet hat. Die Stimme, von der Du gemahnt worden bist, das war die Stimme Deines Gewissens, das Dich auf den rechten Weg zurückrief."

Leo blickte lange schweigend vor sich hin. „Erlauben Sie mir, Ihnen mit einem Gleichniß zu antworten," sagte er endlich:

„Es lebte einst ein Mann, dessen heimathliches Dorf zu Füßen einer hohen Bergkette lag.

Einmal wandelte die Lust ihn an, ihre Schluchten und Wälder kennen zu lernen. Er unternahm weite Wanderungen ins Gebirge, kehrte aber immer wieder zu den Seinen zurück und war bei ihnen zufrieden und glücklich.

Bald jedoch genügten diese Ausflüge ihm nicht mehr; der heiße Wunsch erwachte, den höchsten Grat des höchsten Berges zu erklimmen, um von dort einen Ausblick zu gewinnen hinüber ins Jenseits der Berge, und im himmlischen Lichte der Sonnennähe das All' zu überschauen.

Unwiderstehlich zog es ihn empor. Dorngestrüpp und Felskanten zerrissen seine Kleider und seinen Leib, seine Sohlen bluteten — er fühlte keinen Schmerz, nur eine große Enttäuschung, denn je höher er stieg, je höher schien die Bergesspitze zu ragen und hüllte sich zuletzt in dichten Nebel. — Ich werde dich nie erreichen, ich werde dein Geheimniß nie durchdringen, begriff der Wanderer endlich. — Aber schon das Streben nach unerreichbaren Zielen ist herrlich, herrlich ist die wachsende Erkenntniß des Geistes, der zu uns spricht aus den kreisenden Sternen, dem tosenden Wasserfall, herrlich ist das Licht, das den aufwärts Schreitenden umfluthet. Ich will zurückkehren und den Meinen von den Wundern, die sich mir geoffenbart haben, erzählen.

Und er wandte sich um — sein Blick schweifte in weite Fernen und suchte sein heimathliches Dörfchen und fand mühsam den armen kleinen Punkt in der Dunkelheit des ihn umschließenden Thales.

„Wie," rief er aus, „in dieser licht- und luftlosen Enge habe ich gelebt? Ich fass' es nicht, Welten rollen zwischen dem Damals und dem Heute. Sie sind nicht wegzutilgen, und nie, nie mehr finde ich den Weg, der heimwärts führt, nie wieder kann mein Haupt sich beugen unter das niedere Dach meiner elterlichen Hütte!"

„Das ist ein furchtbares Gleichniß," sprach Thalberg. „Ich meine aber, wenn Du der Wanderer wärst und wüßtest, in einer dieser dunkeln Hütten wohnen Menschen, die Deiner bedürfen, Du hättest Dir, den aufgethürmten Welten zum Trotz, einen Weg gebahnt und wärst zurückgekommen zu den Deinen."

„Wer sind die Meinen?" fragte Leo herb. „Diese Menschen nicht. Es ist meine schwere Schuld, daß ich so spät erkenne: Ich bin ihnen nichts und kann ihnen nichts sein. Der Unterricht, den ich ihnen gebe, die Lehren, die ich ihnen ertheile, sind wie das auf den Felsengrund in die Dornen gefallene, vom Wind verwehte Samenkörnlein des Evangeliums. Wenn ich erziehe, erziehe ich den Einen oder den Andern zur Heuchelei — und so ist, was ich leiste, weniger als nichts!"

Pfarrer Thalberg schüttelte den Kopf: „Aus Dir spricht die Entmuthigung. Und die, siehst Du, die kenn' ich auch. Man muß sie überwinden."

„Nicht Jedem gelingt's," versetzte Leo. „Bessere als ich, höher Stehende als ich, Priester wie ich, sind in demselben Kampf unterlegen. Auch diese, ich bin es gewiß, haben sich gefragt: Wo sind die Früchte meines Wirkens, und sich geantwortet: ich weiß keine. Auch sie haben nach der Erkenntniß des Guten gerungen, und was sie errangen, nicht in Einklang bringen können mit den Forderungen, die ihr Amt an sie stellte. Es gibt zwei Unvergessene — der Eine suchte Erlösung von dem qualvollen Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seiner Ueberzeugung in den Wellen der Donau . . ."

„Erbarme Dich seiner, Allbarmherziger!" stieß Thalberg hervor.

„Der Andere fand jenseits des Oceans eine Heimath und wurde ein großer Schriftsteller . . ."

„So sagt man, ich kann das nicht beurtheilen, ich bin ein unwissender Mensch. Aber eine Heimath hat er drüben nicht gefunden. Hat wieder und wieder zurückkommen wollen, in die seine, und sich doch nicht getraut, ihre Grenze zu überschreiten, hat wahrscheinlich bei allem seinen großen Ruhm und Reichthum den Vagabunden und den Bettler beneidet, der den Fuß unbehindert auf seine mütterliche Erde setzen darf. 's ist zu traurig, lieber Sohn, sprechen wir nicht von den Fahnenflüchtigen, beten wir für sie."

Leo starrte ihn an und erhob plötzlich die gefalteten Hände mit inbrünstig flehender Gebärde: „Wenn Sie für Fahnenflüchtige beten, werden Sie auch für mich beten, Hochwürden."

„Du Thor, Du Thor!" der Greis griff sich an den Kopf — „Was? ein Fahnenflüchtiger willst Du mir werden? Du Thor, Du Thor! . . . Was sind die Kämpfe, denen Du Dich entziehen willst, gegen den Sturm, der Dich draußen erwartet! Er will hinaus in die Welt, dieser Mensch in diese Welt, in der der Haß Aller gegen Alle rast und tobt — in der sie einander nichts mehr verzeihen, in der der Parteigenosse das Schlechteste, der Gegner nicht das Beste ungestraft thun darf, in der eine Nation gegen die andere, ein Stand gegen den andern, und sogar ein Geschlecht gegen das andere in Waffen steht. Was für Waffen, Herr mein Gott! Nicht die des ehrlichen Krieges, in dem der Soldat noch im Feinde den Nebenmenschen, und dadurch sich selbst achtet — einen Cannibalen-Krieg — ich kann ihn nicht anders nennen, meiner Seel'! denn die Pfeile,

die da fliegen und treffen, sind ins Viperngift der Verleumdung getaucht . . . Wir sehen die Wissenschaft mißbraucht im Dienste des Mordes, wir sehen unsere göttliche Religion der Liebe, der höchsten Duldung, der tiefsten Demuth zum Werkzeug des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht entheiligt . . . Genug —" Der Greis hielt erschöpft inne. Erst nach längerer Zeit gewann er die Kraft fortzusetzen: „Was willst Du, Du — mit Deinem friedfertigen Herzen, in dieser Welt des Hasses? —

Bleib' treu, bleib' bei mir . . . Stell' Dir so recht vor, was das für mich wäre, wenn ich eines Morgens erwachen und meinen Cooperator nicht auf seinem Posten finden würde. — Ich bitte Dich, schau' den Brief an, den die Sperber dort hingelegt hat ans äußerste End' vom Tisch. Ich brauche ihn nicht zu öffnen, um zu wissen, was drin steht. Es wird wieder geklagt werden über mich. Ich bin oben nicht gar gut angeschrieben, sie finden mich nicht scharf genug. Wenn es jetzt noch hieße: Sein Cooperator ist entflohen. Sie waren sehr gut miteinander, er wird wohl davon gewußt haben . . . Leo!" brach der Greis plötzlich aus: „Das wirst Du mir nicht anthun! Du gehst nicht fort von mir."

„Hochwürden," erwiderte Leo erregt: „Die Wahrheit über Alles. Soll ich lehren, was ich nicht für wahr halte? Soll ich mit der Hölle drohen? Soll ich den Aberglauben, das einzige, was diese Menschen bezwingt, nähren?"

„Was — Aberglauben!" Thalberg rang die Hände: „Großer Sünder!" rief er heftig aus. „Um den Glauben handelt sich's, um den Glauben, den Du verloren hast. Sag' nicht: ohne Deine Schuld, Du bist schuldig, der Selbstüberhebung, des Hochmuths. Du bist ein großer Sünder. Ein Priester — und glaubenslos!"

Seine Entrüstung hielt nicht an, eh' er sich dessen versah, hatte sie sich in Wehmuth verwandelt, und so fuhr er sanften Tones fort: „Aber weil Du ein Sünder bist, habe ich Erbarmen mit Dir, oder mit anderen Worten: liebe ich Dich, ich armer Sünder, Dich den armen Sünder."

Leo wollte etwas erwidern, der Pfarrer bat: „Geh', geh' zur Ruh! Vielleicht öffnet Gott, während Deine Augen geschlossen sind, Dein Herz der Erkenntniß."

(Fortsetzung folgt.)

Ballade.

Von

Philipp Spitta.

IV.

Um 1820 besaß man in Deutschland componirte Balladen, aber keine Balladencomposition. Ein halbes Jahrhundert schon hatte die neue Gattung unsere Dichter beschäftigt, jüngst war nun auch Uhland hervorgetreten. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Musik im Stande war, eine mehr als zufällige Verbindung mit der Ballade einzugehen, sich mit ihr gegenseitig so zu durchdringen, daß ein neuer Stil, eine neue Kunstform entstand.

Loewe's erste drei Balladen erschienen 1824, waren aber zum größeren Theile schon 1818 componirt, da der Zweiundzwanzigjährige als Student der Theologie in Halle weilte. Noch in demselben Jahre folgte eine zweite Sammlung, dann vergeht bis 1828 keines, in dem nicht ein Heft oder mehrere an die Oeffentlichkeit kommen. Bis 1832 tritt darauf eine Pause ein. Aber jene vier Jahre erster Balladenproduction hatten schon genügt, die neue Gattung festzustellen und ihr die Anerkennung der Welt zu gewinnen. Loewe hat sich seine Balladenform nicht nach und nach erarbeitet, wie etwa Haydn die Form des Streichquartetts. Sie ist gleich in den ersten Werken da; sie war ihm wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen.

Solche Erscheinungen sind überall selten; wo sie beobachtet werden, darf man von vornherein annehmen, daß sie nur als Fortsetzungen schon entwickelter Formen gleichen Wesens auftreten. Dies trifft aber bei Loewe nicht zu. Wenn Loewe auch Zumsteeg's Balladen hochschätzte, er ist kein Nachfolger desselben geworden. Zumsteeg's Versuchen fehlte die Entwicklungsfähigkeit, ihre Fortsetzungen entarteten zu Ungeheuerlichkeiten oder verliefen im Sande der Mittelmäßigkeit. Loewe rühmt eigentlich an Zumsteeg auch nur die geistreichen Gedanken und daß er dem Gedicht mit vollkommener Treue folge; schätzbare Eigenschaften, die aber noch nicht zu genügen brauchen, einen neuen Stil zu schaffen. Der jüngere Künstler ist von dem älteren nicht nur individuell und gradweise, sondern generell und grundsätzlich verschieden; unter seinen fast anderthalbhundert Balladen hat

nur eine einzige, „Wallhaide" von Körner, einen an Zumsteeg äußerlich erinnernden Zug, und sie stammt aus dem Jahre 1819, da er schon den „Edward" und den „Erlkönig" componirt hatte.

Das Geheimniß der Balladenform Loewe's beruht in einer neuen Verwendung der Strophe. Das Verfahren scheint so einfach zu sein und so zum Greifen nahe zu liegen, daß man verwundert fragen möchte, warum es nicht längst vor ihm gefunden werden konnte. Aber es gehörte dazu ein viel tieferes Durchdrungensein vom Wesen der Volkspoesie und der Ballade im Besondern, als in Zumsteeg und selbst Schubert vorhanden war. Loewe, der Mitteldeutsche, war von Jugend auf dem Zuge der neuen national-poetischen Geistesbildung ausgesetzt gewesen. Er hatte inmitten des deutschen Studentenlebens gestanden und sich durch wissenschaftliche Bestrebungen einen weiten Gesichtskreis geöffnet. Er nahm außerhalb der Musikerkaste Platz, wie sein Lehrer Weber, dessen begeisterndem Einflusse er das Verständniß für den Charakter deutschen, volksmäßigen Gesanges verdankte.

Der Volksgesang beruht auf der strophischen Form. Das wußten auch die André, Reichardt, Zelter wohl und suchten danach zu handeln. Aber sie blieben entweder bei einer Melodie für alle Strophen, oder sie machten, wie André in der „Lenore", fast zu jeder Strophe eine neue Melodie; thaten einerseits zu wenig, andererseits zu viel, während die besten süddeutschen Kräfte halb im Welschthum der Oper stecken blieben. Die eine Ballade gliedernde Strophenform ist es zunächst, die ihr die künstlerische Einheit gibt, sie darf also schon deshalb nicht vom Componisten verlassen werden. Sie zügelt ferner die subjectiven Ausschreitungen, zwingt den Vortragenden, sich zu fassen und seine Erregungen einem strengen und engen rhythmischen Gesetze unterzuordnen. Von Recitativ, das die Strophenform aufhebt, ist bei Loewe keine Rede mehr; die verschwindend wenigen Fälle, wo kurze recitirende Phrasen vorübergehend einmal aufzutauchen scheinen, könnten als Ausnahmen nur für die Regel beweisen. In diesem Punkte kehrt er sich aufs Entschiedenste von seinen süddeutschen Vorgängern ab. Durchaus erfindet er nur strophische Melodien, solche nämlich, die sich nicht nur mit der jedesmaligen Länge einer Strophe decken, sondern auch in ihrer Gliederung den inneren Bau derselben und die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Zeilen widerspiegeln. Den Melodien gebührt bei Loewe aber diese Bezeichnung besonders auch deshalb, weil sie dem Vortrag mehrerer Strophen dienen sollen, und der hauptsächliche Empfindungsgehalt derselben in ihnen zusammengedrängt erscheinen muß. Bei kürzeren Balladen — und einige seiner schönsten gehören hierher — reicht der melodische Stoff nur einer Strophe für alle aus. Bei längeren zerlegt sich der Componist das Gedicht gleichsam in Acte, indem er die Hauptgruppen der erzählten Begebenheit von einander absondert und möglichst für jede Strophengruppe eine eigene Melodie bildet. Hiermit allein wäre er nun freilich noch nicht weit über die alten norddeutschen Vorgänger hinausgekommen. Das ganz Neue ist der flüssige Zustand, in dem er die Strophenmelodie fortdauernd erhält. Dieser ermöglicht es ihm, sie dem wechselnden Inhalt des Gedichtes anzupassen, ohne ihr Grundwesen zu zerstören. Oft bedarf es nur geringer Umbiegungen, um der Melodie jene besondere Schattirung zu gewähren, die eine neue Strophe

im Gegensatz zu der vorhergehenden erheischt; es kann sogar genügen, sie vorübergehend der Begleitung als ein Element ein- und unterzuordnen. In anderen Fällen werden stärkere Umbildungen für nöthig befunden. Sie beziehen sich häufig nur auf eine oder einige Zeilen, während die übrigen unverändert bleiben. Je nach Bedürfniß kann aber auch die ganze Melodie eine andere Haltung annehmen. Sie kann von Dur ins Moll der gleichen Tonstufe versetzt auftreten und hier wieder größere oder geringere Abweichungen in ihrer Zeichnung aufzuweisen haben; sie kann auch bei gleichbleibender Tonlage und Führung gleichsam einer anderen Tonart zugehörig erscheinen und dadurch einen neuen Charakter erhalten. In Rückert's Legende „Der Weichdorn" herrscht durch alle acht Strophen nur eine Grundmelodie, aber sie macht wie unter unseren Augen immer neue Metamorphosen durch. Nachdem sie durch zwei Strophen sich gleichgeblieben, erhält sie, als das Weichdörnlein die Jungfrau Maria um die Gabe bittet, die es duften machen soll, ein anderes Gesicht dadurch, daß sie zwar in derselben Tonhöhe bleibt, aber wie eine Moll-Melodie begleitet wird. Als es die Gabe empfangen hat, tritt zu der Melodie eine neue helle Tonart, aber nicht die anfängliche, ein; sie selbst in ihrem ganzen Laufe bleibt auch jetzt noch dieselbe; doch allmälig machen sich allerhand kleine Veränderungen bemerklich, die sie mit immer lieblicherem Reize schmücken, je mehr der Schönheiten und Kräfte gepriesen werden, die dem Strauch nunmehr zu Theil geworden. Ein anderes Verfahren besteht darin, die Zeilen der Strophe zu versetzen, wieder ein anderes, einige Zeilen ganz neu zu machen, die anderen zu lassen, wie sie sind, aber, je nach Erforderniß, von ihren anfänglichen Plätzen zu verschieben. Immer aber geht der Componist mit sicherem Instincte gerade nur so weit in Umsetzungen, Ein- und Ausschaltungen einzelner Glieder vor, als er darf, um die Erinnerung an die Urgestalt nicht aufzuheben. Allbekannt ist die Ballade vom Prinzen Eugen. Während die Urgestalt sonst am Anfang steht, erscheint sie hier erst am Schluß, ist aber vom ersten Tacte an potentiell vorhanden, manchmal nur im Rhythmus, hin und wieder in einzelnen Melodiegliedern, durch die wechselnden Harmonien der Begleitung unsicher beleuchtet. Aber Niemand zweifelt, daß sie es ist, und Alles begrüßt freudig den alten Bekannten, wenn er endlich die Vermummung abwirft und ins volle Licht hinaustritt.

Die Erfindung dieser Compositionsweise ist Loewe's alleiniges Eigenthum. Das sechzehnte Jahrhundert hatte eine gewisse Art, ein Tonstück in ein anderes umzusetzen, die entfernt verwandt genannt werden dürfte, die aber mit ihm unterging. Es ist ausgeschlossen, daß Loewe je davon beeinflußt worden wäre. Die Form der Variation kann man auch nicht vergleichen: bei dieser kommt es darauf an, jedesmal der Melodie als Ganzem ein neues Gewand und einen neuen Charakter zu geben, sie sowohl in ihren allgemeinen Umrissen, als auch in den gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Bestandtheile streng zu respectiren, was Alles bei Loewe nicht der Fall ist. Es kann ihm einmal gut dünken, die Variationenform anzuwenden; in Goethe's „Hochzeitslied" ist es geschehen, aber dieses Stück bildet eine Ausnahme. Variationen sind auf dem Felde der Instrumentalmusik gewachsen, und dahin gehören sie; Loewe's Balladenmethode paßt nur für den Gesang. Bezeichnend ist daher auch, daß, um dem wechselnden Inhalt der Strophen bei wesentlich gleichbleibender Melodie Genüge zu thun, doch die

instrumentale Begleitung nur im beschränktesten Maße herangezogen wird. Kein Mittel schiene näher zu liegen, und von Beethoven an haben unsere Lieder-Sänger sich seiner bedient, das An- und Abschwellen des lyrischen Affects zu unterstützen. Bei Loewe hat die Begleitung eine sehr wichtige Aufgabe, und der Componist scheut sich nicht, ihr Vieles aufzupacken; aber sie dient andern Zwecken. Man könnte noch fragen, ob nicht Dasjenige mit Loewe's Methode Verwandtschaft habe, was man motivische Entwicklung nennt. Es lassen sich aus einem Tongedanken dadurch, daß man ihn in seine Theile zerlegt, diese selbständig weiter führt, oder in neuer Art unter sich oder auch mit andern combinirt, Mengen überraschender Gebilde hervorlocken, deren Reiz zum Theil auch darin beruht, daß sie uns den Stamm, aus dem sie gewachsen sind, immer in vergleichende Erinnerung bringen. Hier fände sich zu dem, was Loewe will, eine Art Analogie. Aber ein andrer und vornehmster Reiz solcher Entwicklungen ist der, daß sie rhythmisch und metrisch schrankenlos frei sind, während der Balladencomponist in dem engen Gehäuse des strophischen Baus sitzt, und auch durch das Metrum der Zeilen beschränkt ist. Wohl können Anklänge an motivische Entwicklungen hier und da bei ihm vorkommen, aber nie können sie zu einer Grundlage seines Stils werden. Wenn Loewe selbst einmal seinen Gegensatz zu Zumsteeg dahin feststellt, daß er die Balladen „unter breiter ausgearbeiteten Motiven gestaltet" habe, so versteht er unter Motiven etwas Anderes: seine strophischen Gebilde nämlich, die er in steter Umbildung ganzen Strecken des Gedichts zu Grunde legte.

Es versteht sich, daß in längeren Balladen, die in mehrere Gruppen zerfallen, auch Zwischenglieder Platz finden dürfen. Die Musik braucht nicht stramm von einer Gruppe zur andern fort zu marschiren. Selbst Rückwendungen können eintreten: namentlich am Schluß wird wohl auf den Anfang zurückgegriffen und, wie in „Elvershöh", der „Gruft der Liebenden", dem „Harald", der „verfallenen Mühle" das Ganze ringartig geschlossen. Immerhin bleibt doch die Form hierin von der Dichtung viel abhängiger, als beim lyrischen Lied, wo der Componist sich für seine musikalischen Bedürfnisse allenfalls durch Textwiederholungen helfen kann. Die Gestaltungskunst hat sich darin zu zeigen, daß die Gruppen im Charakter richtig von einander abgetönt, in gute musikalische Verhältnisse zu einander gebracht und einer Grundstimmung untergeordnet werden. Alles in Allem genommen liegt in der Loewe'schen Ballade eine neue Kunstform vor, die ohne ausländischen Unterbau direct aus dem deutschen Liede herausgewachsen ist. Von keiner größeren Form seiner Zeit läßt sich dies sonst sagen. Auch in Schubert's ausgeführten Gesängen spielt die italienische Dreigliederung eine bedeutende Rolle, die ihm wohl mehr durch die Formen der großen deutschen Instrumentalmeister, als auf directem Wege zugeflossen war. Wir müssen schon auf Sebastian Bach zurückgehen, um dergleichen rein nationale Bildungen anzutreffen. Bach's Orgelchoräle und die aus dieser Form hervorgewachsenen Choralcantaten sind solche ausschließlich deutsche Kunstformen. In den Choralcantaten — ich meine die im engeren Sinne so genannten, denn eine wichtige Rolle spielt ja der Choral in allen — geht ideell das betreffende kirchliche Volkslied durch das ganze Werk, mag dieses noch so lang und vielgestaltig sein. Es kann der

Wahrnehmung auf Augenblicke zu entschwinden scheinen; unter der, allerdings nothwendigen Voraussetzung, daß dem Hörer die Urgestalt des Chorals schon bekannt war, wird er am Schlusse der Cantate immer das Gefühl haben, als habe er ihn niemals gehört. Bei Loewe ist es insofern das Gleiche, als die Idee des strophischen Rhythmus die ganze Ballade, und wäre sie so lang wie der „große Christoph", mit gleicher Stärke durchdringt. Der Hörer kann sich des Reichthums der Gebilde, der ihm entgegenquillt, völlig bewußt werden; er mag sich überfluthen lassen von ihm, jenes Grundgefühl wird ihn dennoch nie loslassen. In dieser Zusammenstellung Loewe's mit Bach, die selbstverständlich keinen Vergleich der beiderseitigen Talentkraft beabsichtigt, verdient es doch auch Beachtung, daß sowohl jene Bach'schen Formen als auch die Ballade Loewe's das alleinige Eigenthum der Deutschen geblieben sind. Sie wurzelten zu tief in besondern nationalen Vorbedingungen, um auch andern Völkern, die Skandinavier vielleicht ausgenommen, anheimelnd zu erscheinen.

Hier und da kommt es ja vor, daß ein Balladengebilde in der dreitheiligen, sogenannten Sonatensatzform verläuft. Die Legende „Johanniswürmchen" gibt ein Beispiel, ein anderes Goethe's „Fischer". Es wäre merkwürdig, wenn Loewe in diese herrschenden Formen nicht zuweilen hineingeglitten wäre, zumal er doch auch selbst Sonaten componirte. Aber wie grundverschieden davon er seine Balladen doch empfunden haben muß, läßt sich nirgends deutlicher als an seinen Schlüssen erkennen. Wenn der Componist ein reiches Tonleben auf- und niederfluthend uns vorübergeführt hat, so empfinden wir ein allmäliges Verströmen desselben wohlthätig und beruhigend. Keiner verfährt gewissenhafter nach diesem Grundsatz als Beethoven: je höher er in irgend einem Sinfoniesatze die Wogen steigen ließ, desto majestätischer und langgezogener läßt er sie endlich zu Strande rollen. Mißt man aber in vielen Loewe'schen Balladen die Strecke von dem Höhepunkte der Handlung und der inneren Erregung bis zum Schlusse des Ganzen, so fällt sie nach dieser Theorie zu kurz aus. Besonders wenn gegen Ende noch eine neue Melodie auftritt; man ist dann geneigt, zu erwarten, daß sie schon ihrer Neuheit wegen ausgiebiger verwendet werde. Ueber diesen Stein des Anstoßes wird man hinweggetragen durch die Gewöhnung, dem Pulsschlag des strophischen Rhythmus zu lauschen. Für den Vortragenden bedingt er freilich auch, daß in Aeußerung der Leidenschaften niemals weiter gegangen werde, als bis zu einem Punkte, von dem aus man sie in kürzester Frist wieder in ihr Bette zurückebben lassen kann.

Wenn Loewe sich mit der Methode seiner Balladencomposition auf den Grund des Volksthümlichen stellt, so thut er es nicht weniger mit der Art seiner Melodiebildung. Der enge Zusammenhang mit Weber wird durch sie am hellsten bezeugt. Und wie man von diesem sagen kann, daß wir, was im modernen Sinne wahrhafter Volkston ist, erst durch ihn ganz erfahren haben, so auch auf seinem Gebiete von Loewe. Den jauchzenden Ton, den beflügelnden Schwung der Weber'schen Musik finden wir bei ihm nicht, weil ihm das dramatische Pathos fehlt. Aber Frische, Treuherzigkeit, Zartheit der Empfindung spendet er uns aus erster Quelle. Wenn Weber der Schiller der Musik, so ist Loewe ihr Uhland. „Der Wirthin Töchterlein", „das Burschen-Comitat", „Harald", „Heinrich der Vogler", das „Hoch-

zeitslied", „Jungfräulein Annika" — ich greife wahllos einige Beispiele heraus — wer hat in unserem Jahrhundert Melodien erfunden, die mit genialerem Treffer den innersten Nerv der Volksempfindung anrühren?

Wie die Weber'sche, so trägt auch Loewe's Musik den romantisch-religiösen Zug, durch welchen im Beginn einer neuen Zeit das unbestimmte, ahnungsvolle Weben der Volksseele nach Aeußerung suchte. André und Kunzen hatten in ihren „Lenore"-Compositionen Choralmelodien benutzt, mit richtigem Verständniß für das Volksliedhafte, was gerade diesen Melodien damals noch zu eigen war. Auch bei Loewe finden wir dergleichen, aber die Art der Benutzung ist um so viel anders als seit einem halben Jahrhundert sich die Volksstimmung geändert hatte. In der Legende „Jungfrau Lorenz", verirrt sich das Mägdlein, das Sonntags früh Blumen suchen geht für einen Kranz um die Stirn des Christusbildes, im tiefen Walde. Der Abend dämmert, die Nacht kommt und das Grauen.

Da vergeht ihr der Athem, da wanket ihr Knie,
Da sinket ohnmächtig zu Boden sie.
„Und muß es hier geschieden sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!"

Schon in den Weisen, zu denen diese Strophe gesungen wird, klingt es, als nahe wie von ferne eine Trostgestalt, und wie nun weiter erzählt wird, es sei der Verlassenen im nächtigen Walde kein Leid geschehen, wohl möge ein Engel über ihr gewacht haben, zieht eine fromme, einfältige Melodie in rührender Schlichtheit vorüber. Was ist das? Es gibt einen Choral, „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr", in dessen letzter Strophe von den Engeln gesungen wird, welche die Seele „in Abraham's Schoß tragen". Er ist es, den Loewe hier benutzt, zunächst in seiner geistreichen Art nur andeutend, hernach läßt er ihn heller hervortreten. Aber auch so ist es nicht der Choral als ganzes Gebild, nur die ersten beiden Zeilen sind genau citirt, die folgenden zwei im gleichen Charakter frei erfunden. Für seinen Zweck genügt dies. Auch Bach webt tiefsinnig Choralmelodien ein, aber immer bleiben sie ihm Symbole von kirchlicher Bedeutung. Diese ist hier nicht vorhanden, nur ein leiser frommer Schauer soll durch die weite schweigende Natur ziehen. Wird die Kenntniß der Melodie und ihres Textes bei Loewe wie bei Bach zum Verständniß der künstlerischen Absicht vorausgesetzt, so doch bei Loewe in viel allgemeinerer Art; um die religiöse Stimmung handelt es sich ihm, nicht um den begrifflichen kirchlichen Inhalt. Es braucht ihn daher auch nicht zu kümmern, daß dieser — in Sterbegedanken bestehend — zu der Situation nicht völlig paßt. Es ist einzig der romantische Anklang, der geweckt werden sollte. Dergleichen Erscheinungen finden sich bei ihm mehrfach. Wenn Papst Gregor die büßende Mutter absolvirt (im fünften Abschnitt der Legende „Gregor auf dem Stein"), erklingt in der Begleitung, wie von einem unsichtbaren Chor aus der Höhe des Domes, ein altkirchlicher Gesang: „Gott sei uns gnädig und barmherzig und gebe uns seinen göttlichen Segen." Die Ballade von Kaiser Otto dem Großen, welcher 941 während der Weihnachtsfeier seinem rebellischen Bruder Heinrich verzieh, hat eine von Stücken eines uralten Adventschorals durchzogene Begleitung, und am Schlusse tritt dieser in seiner vollen Gestalt majestätisch hervor. Unter Byron's „Hebräischen Gesängen", die, theils

rein lyrisch, theils balladenhaft, von Loewe zwischen 1823 und 1826 componirt worden sind, ist ein Klagelied der durch Nebukadnezar in die Verbannung geführten Juden. Loewe läßt es sich nicht entgehen, den Choral „An Wasserflüssen Babylon" anklingen zu lassen. Der zur Mystik des Mittelalters gewendete religiöse Sinn der Zeit ist es auch gewesen, der Loewe's Aufmerksamkeit der Wiederbelebung der Kirchentonarten zuwendet. Er hat ihr Wesen nicht immer richtig verstanden, doch kommt hierauf wenig an, da er nur archaisirende Anklänge erstrebte, die er auf diesem Wege denn auch in vollem Maße gefunden hat.

Das Einführen von poetischen Nebenbeziehungen, die den Horizont ins Dämmernde, Unendliche erweitern, gehört überhaupt zu den Charakterzeichen der Zeit. Man weiß, mit welchem Erfolge Schumann sich dieses Mittels bedient. Loewe ging ihm hierin voran, und mit kaum weniger Geist. Auch auf nicht geistlichem Gebiete hat er Proben davon geliefert. Es gibt eine Ballade „Walpurgisnacht", gedichtet von Willibald Alexis. Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, am Tage nach der Nacht zum ersten Mai. Die Mutter hat auf dem Blocksberg geschwärmt. Arglos anfänglich fragt die Tochter nach dem Tumult der vorigen Nacht und dem Treiben der Hexen. Von der Erinnerung an die dort genossene Lust gepackt, antwortet die Mutter immer wilder und frecher, bis sie endlich wie in satanischer Besessenheit ihr Geheimniß herausstößt. Hier auf dem höchsten Punkte der Steigerung läßt Loewe mit aller Kraft die Musik des Hexentanzes aus der Blocksbergscene des Spohr'schen „Faust" einfallen. Heute, da die Oper nur wenig noch gekannt ist, versteht man die Absicht nicht mehr; damals war sie neu, und das Citat wird seine Wirkung nicht verfehlt haben. Sehr merkwürdig ist in der zweiten der drei Balladen vom „Mohrenfürsten" ein Citat aus dem schaurigen Mittelsatze des Beethoven'schen D-dur-Trios. Die Mohrenfürstin harrt des zum Kampfe ausgezogenen Geliebten in der Einsamkeit und unter den nächtigen Schrecken der Tropenwildniß. Hier klingt es herein, erst undeutlich, dann immer unverkennbarer. Die Stelle ist um so phantastischer, als die Melodie schon eine Rückbeziehung auf die erste Ballade einschließt: dort ertönte sie zu Worten des scheidenden Kriegers, die der Harrenden jetzt in der Seele widerklingen. Zu einem vielfach schillernden Gewebe kreuzen sich so die Fäden der Empfindungen. Eine so freie Benutzung fremden Materiales, die natürlich nicht im Mangel eigner Schöpferkraft ihren Grund hatte, sondern in der Lust am Anknüpfen geistreicher Beziehungen, findet sich übrigens in Loewe's Zeit bei Niemandem sonst, auch nicht unter der nächstfolgenden Generation. Gefallen an solchem Spiel zeigt Brahms.

Der Clavierbegleitung in der Loewe'schen Ballade fällt eine umfassendere Aufgabe zu, als beim rein lyrischen Gesange. Sie hat nicht nur die Melodie zu kräftigen und ihr Fortschreiten verständlich zu machen, nicht nur den ausgedrückten Affecten eine tiefere Resonanz zu geben und Andeutungen derselben mit ihren Mitteln auszuführen, es liegt ihr auch die Verbildlichung des erzählten Inhalts ob. Und auf diese ihre Verwendung richtet der Componist die größte Aufmerksamkeit. Es ist dabei nicht an äußerliche Tonspielereien zu denken. Sichtbare bewegte Vorgänge ist die Musik fähig, zu „malen", wenn man es einmal so nennen will, denn eigentlich ist das, was sie verrichtet, etwas ganz anderes, als ein Uebergriff in die bildende Kunst. Nicht die bewegten Dinge an sich will

sie vorführen, sondern die Gefühlsbewegungen, mit denen wir sie sympathetisch begleiten. Ueber diese Grenzen hinaus reicht ihr Vermögen nicht, innerhalb derselben ist es von eindringendster Stärke. Von gewissen Partien der Balladendichtung kann die Musik nur durch dieses Mittel Besitz ergreifen. Soll also eine völlige Wiedergeburt jener in dieser stattfinden, so ist tonbildliche Behandlung unerläßlich. Je nach dem Standpunkt nun, den der Componist dem Dichtungs-Object gegenüber einnimmt, wird ihre Art verschieden sein. In der eigentlichen Lyrik soll die Empfindung alles Gegenständliche möglichst in ihren Erguß verflößen; Bildlichkeiten haben hier nur so weit Statt, als sie dem lyrischen Strom neue Quellen zuführen. Der Balladensänger umschließt zwar auch mit einer Grundempfindung das Ganze, läßt sich aber williger auf das Wesen der Objecte selbst ein. Noch weiter treibt die Entäußerung vom eigenen Ich der Dramatiker; er sucht im Wesen der dargestellten Personen und Zustände vollständig aufzugehen. Keiner von beiden kann der bildnerischen Kraft der Musik entrathen, aber in der Ballade ist sie durch eine lyrische Grundempfindung bedingt und gebunden, welche in der dramatischen Musik wegfällt.

In diesem Sinne hat auch Loewe seine Schildereien angebracht. Sie sind nicht dramatisch geschaut, ebenso wenig, wie dies bei Rede und Gegenrede in den Balladen der Fall ist. Bei lebendigem Vortrage derselben läßt man sich hierüber leicht täuschen. Aber Loewe war kein Dramatiker. Aus seinen Opern hat neuerdings Max Runze eine Anzahl von Arien herausgegeben; ein dankenswerthes Unternehmen, welches aber für Loewe's Begabung, bühnenmäßige Charakterbilder zu zeichnen, doch noch nichts beweist. Hätte er dies besessen, so wäre er wohl kein Balladencomponist geworden, wie umgekehrt Weber die Ballade, wenigstens die durchcomponirte, ganz bei Seite ließ, weil er nur dramatisch fühlte. Weber's Situationsmalerei zeigt viel keckere Striche und leuchtendere Farben, vor Allem auch viel schärfere Gegensätze, als Loewe anwendet. Man merkt, daß sie frei und sichtbar sich vor uns bewegenden Menschen und Vorgängen zur Folie dienen soll. Auch von Weber's Liedern mit Clavier gilt dies; sie haben in der Mehrzahl einen dramatischen Charakter im engsten Wortverstande, und die Musik schließt sich den Vorgängen an, als ob man Personen auf einer Scene agiren sähe. Mancherlei konnte Loewe für seine Zwecke von Zumsteeg lernen. Ich glaube aber doch, daß Weber's Vorbild wichtiger für ihn geworden ist; abgesehen von der allgemeinen inneren Verwandtschaft beider, läßt es sich aus der schlagenden Deutlichkeit der Bilder schließen, die sich bei Loewe findet wie bei Weber, nur daß der Balladencomponist sie dem Charakter seines Stiles angepaßt hat.

Kaum gibt es etwas Genußreicheres, als die langen Galerien Loewe'scher Balladen grade einmal zu diesem Zwecke betrachtend zu durchwandern. Vor dem Reichthum der Schilderungen kann man nur mit höchster Bewunderung stehen, besonders wenn man wahrnimmt, wie ungesucht, gleichsam selbstverständlich in ihnen Alles sich einstellt. Welch ein unheimliches Rascheln und Raunen durchzieht den „Erlkönig"; wie steht das lockende Gespenst vor Augen, undeutlich, wie eine Nebelsäule, fast ohne Regung verharrend, nur einige Male den Arm wie zum Wink erhebend; wie klingt sein Flüstern leidenschaftslos und doch bethörend!

Ein ganz anderer Ton, in dem die zitternde Seele des gestorbenen Kindes vor der Hütte der einsamen Mutter klagt, zärtlich, hülfesuchend — ob je vorher ein Ausdruck gefunden war, wie hier zu den Worten: „Draußen weht es so kalt, draußen weht es so graus?“ — und doch nur Schatten von Empfindungen eines einst menschlichen, jetzt körperlosen Etwas, das der Wind über die nächtliche Haide weht („Der späte Gast“). Wiederum anders singt und tanzt im „Herrn Oluf“ Erlkönigs Tochter; was hier den Charakter der Musik bestimmt, ist der weibliche Zauber, der den starken Mann umstrickt. Glanz und Behagen vornehmer Tafelgäste malt der Eingang des Goethe'schen Hochzeitliedes. Herolde unter Trompetengeschmetter sehen wir ausreiten, um der Königin Willen dem Volk zu verkünden, rauschende Festmusik, gleichsam ein stolzer Marsch mit melodischem Trio, schildert ihre Vermählungsfeier („Gregor auf dem Stein“). Wie feierlich durchklingt die Erzählung vom Tode Heinrich's IV. der Puls der alten Kaiserglocke zu Speyer; wie wimmert das Armensünderglöcklein beim Sterben seines Sohnes. Unter exotisch gellendem Kriegslärm zieht der Mohrenfürst zur Schlacht; von fern tönt der zurückgebliebenen Geliebten das Kriegshorn; die Nacht sinkt nieder mit ihrem Thau, es fliegt der Glühwurm, die wilden Wüstenthiere regen sich in der Kühle. Schwül drückt die Luft im blumengefüllten Gemach der Jungfrau, die Gestalten ihrer Träume scheinen aus ihr herauszutreten: schlanke Frauen, schwermüthige Jünglinge, Ritter, kaiserliche Würdenträger, stolze mohammedanische Krieger drängen sich im bunt verworrenen Zuge dahin. Am Tajo das alte zerfallene Königsschloß der Westgothen; wir vermeinen dem Künstler nachzufolgen durch den halb verschütteten Gang, welcher zur „Gruft der Liebenden“ führt; oben im palmenumrauschten Gemäuer rastet der Wanderer, die wilden Tauben flattern über ihm durch die Fensterbogen, die Blüthen des Citronenbaums wehen herab. Unter schauerlich widernatürlichen Bewegungen sieht der Thürmer die Todten Mitternachts über den Gräbern tanzen; mit athemversetzender Deutlichkeit wird uns vorgeführt, wie das Gerippe am Thurm emporklettert, bis es bei dem erlösenden Glockenschlage klappernd in die Tiefe stürzt. Ergötzlichst schwerfällig kommt die Glocke dem kirchenflüchtigen Kinde nachgewackelt; pfeifend wie die Windsbraut jagt das bierdurstige wilde Heer hinter den ängstlichen Kindern her, die der „getreue Eckart“ beruhigt. Lustiges Lagerleben im Heere Prinz Eugen's mit Marketenderscherz und Soldatensang, Kriegsbilder aus Friedrich's des Großen Zeit, und der alte Dessauer an der Leiche seiner Tochter, der nicht so hart verfahren wäre, wie der „alte“, gegen sein Gebet taube „Feldherr droben“. Napoleon's geisterhafte Heere ziehen in „nächtlicher Heerschau“ mit dumpfem Trommelschall unter den Augen des todten Weltbezwingers vorüber. Durch die Hexe von Endor beschworen, steigt vor Saul, dem Israeliterkönige, der Geist Samuel's empor; Finsterniß umrieselt ihn, und wie Wind in Höhlenschlünden heult seine Rede. Im belagerten Babylon schwelgt der Wüstling Belsazar, eine gespenstische Hand erscheint und schreibt an die Wand sein Schicksal, und das Grauen kriecht heran und spinnt um König und Gelaggenossen seine unzerreißbaren Fäden.

Eine neue Welt ist hier aus der Phantasie eines Künstlers geboren, der sich ausschwelgen möchte in Bildern. Es ist zu verstehen, daß er auch in Gedichten, die nicht Balladen sind, mit Vorliebe das Malerische hervorhebt, und daß er

nach Gedichten sucht, die ihm dieses ungezwungen gestatten. Wie Schubert neben dem rein lyrischen Gesang die lyrische Monodie, so hat Loewe neben der Ballade das musikalische Gemälde gepflegt. Die oft componirten „Bilder des Orients" von Stieglitz gehören hierher. Vergleicht man sie mit Marschner's Compositionen, so wird der Unterschied zwischen lyrischer und dramatischer Malerei recht greifbar. Unübertrefflich ist in den „Feuersgedanken" die heimlich schwelende Gluth, das Lecken, das gierige Züngeln, der Drang sich aus den Banden der Menschheit zu befreien und ihr Werk zu vernichten, vor die Phantasie gebracht. Ein ander Mal ist es das Schaffen der Heinzelmännchen, das Treiben der Lilienmädchen vom Mummelsee. Irgend ein niedlicher Elfe beschreibt sich seinen „kleinen Haushalt". Die heimgekehrten Schwalben erzählen dem nordischen Lenz von den wundersamen Dingen des Südens. Die „Elfenkönigin" ordnet in der Sommermondnacht ihre Gespielen zum Tanz. Der Geist eines Liebenden schwebt nächtens zur Geliebten über Höhen und Klüfte, und der erste Hahnenschrei ruft ihn ins Grab.

Da die Aufgabe der Schilderung zumeist der Clavierbegleitung zufällt, so wäre die Befürchtung nicht unbegründet, daß der instrumentale Theil bei Loewe den gesanglichen überwuchern und ersticken möchte. Das ist aber nicht der Fall. Loewe sang selbst, zwar nicht mit großer Stimme, aber mit Schulung und Geschmack. Er hatte sich nach Righini's Methode zu bilden gesucht; ein kleiner italianisirender Zug mag daher stammen, der sich auch zuweilen in melodischen Fiorituren und Schnörkeln äußert, die zu dem volksthümlich deutschen Grundcharakter seiner Melodik nicht passen wollen. Niemals wird dem Sänger sein gutes Recht verkürzt. Das Unterscheidende von Loewe's Claviersatz läßt sich vielleicht so am deutlichsten machen. Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann waren sämmtlich auch große Claviercomponisten, Loewe dagegen nicht. Das Clavier redet ihm nicht in dem Grade eine eigene Sprache, wie Jenen. Es war der Dolmetscher seiner poetischen Phantasien; empfing es von diesen das Zeichen, so bewies es, was es konnte, und das war viel; aber aus sich selbst heraus redet es nicht gern. Was man bei Beethoven's, Schubert's, Schumann's Gesängen symphonischen, bei manchen Weber'schen Opernorchesterstil nennen kann, gibt es bei Loewe nicht. In diesem Sinne ist die Verbindung seiner Begleitung mit dem Gesange trotz ihres großen Reichthums eine äußerlichere. Aber dies bedeutet keinen Tadel; der strophische Charakter der Balladen wäre rettungslos zerstört worden, hätte er bei der ungeheuren Fülle seiner malerischen Bewegungen diesen eine selbständigere Entwicklung neben dem Gesange erlaubt.

Reich mit jener Einschränkung, neu an Figuren, Klangfülle und Klangreiz sind auch die Begleitungen seiner Lieder. Wenn man mustert, was er an solchen schon in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts geschaffen hat, wird klar, daß er darin seiner Zeit weit voraus gewesen ist. Unter den Liedern sind viele von außerordentlicher Schönheit. Daß die Erfindungskraft sich am stärksten äußert, wenn das Lied, ohne schon Ballade zu werden, doch etwas mehr gegenständlichen Gehalt hat, als gewöhnlich, erklärt sich aus Loewe's ganzer Eigenthümlichkeit. Es ist nicht zu sagen, wie das „Ständchen" von Uhland und Kugler's

Scene eines Todtentanzes geistreicher und schöner hätten componirt werden können. Trat er dennoch als Lyriker niemals recht auf den ersten Plan, so sind daran zunächst seine eigenen Balladen schuld, zuzweit eine gewisse engere Begrenztheit des Empfindungsausdrucks. Die volksthümliche Melodie stand ihm in ihrer ganzen Herzigkeit zu Gebote, über ihr Gebiet hinaus steigert und verfeinert er den Ausdruck mit Glück in das Gebiet des Zarten, Rührenden, Träumerischen. In die Tiefe der Leidenschaften hinabzusteigen gelingt ihm schwer. Auf dem Balladengebiet ist das anders; wer sehen will, wie er da erschüttern kann, betrachte den dritten Theil des „Gregor auf dem Stein". Hier ist er in dem Reich, das er beherrscht; seine Lyrik mußte neben der Schumann'schen verblassen; aber was vollgewogen an ihr ist, wird schon wieder zu Ehren kommen.

Loewe hat Balladen componirt sein ganzes Leben hindurch; die letzten sind ein Jahr vor seinem Tode erschienen. Indessen gewisse Perioden lassen sich doch unterscheiden. Eine erste längere Pause tritt 1827 ein, und was von 1818 bis hier geschaffen wurde, trägt einen vorwiegend nordischen Zug. Ich übersehe nicht, daß in diese Zeit auch die „Hebräischen Gesänge" fallen; aber es ist Byron's Poesie, und wäre es nicht, so würden doch die drei in ihnen enthaltenen Balladen die Wagschale zu Ungunsten der nordischen nicht beschweren. Die Form hat er endgültig festgestellt, und auch die Kraft der Erfindung ist später wohl kaum höher gewachsen. Für die Romantik der nordischen Elementargeisterwelt und Sagen hat er Klänge und Weisen gefunden, die den Charakter derartiger Schöpfungen in Deutschland dauernd mitbestimmt haben. Eine zweite Periode beginnt 1830 und erstreckt sich bis gegen 1840. In die Zwischenzeit fallen größere Instrumentalwerke und das erste Oratorium „Die Zerstörung von Jerusalem". Die Beschäftigung mit ihnen mag dem Componisten jene gelassenere Ruhe des Meisters gegeben haben, die man den Balladen der zweiten Periode wohl anfühlt. Vierzehn Goethe'sche Balladen gehören ihr an, während die erste Periode von Goethe nur den „Erlkönig" aufweist. Außerdem aber wendet sich Loewe in dieser Periode der Legende zu, die er als eine besondere Art der Ballade liebevoll pflegte. Nicht weniger als deren zwölf entstanden im Jahre 1834, dazu kamen bis 1840 noch weitere acht. Niemand, der Loewe's ganzes Wesen begreifen will, dürfte versäumen, sich die Legenden innerlichst anzueignen. Sind sonst bei den anderen Romantikern immerhin verwandte Stimmungen anzutreffen, wenn schon ihre Ausprägung durch Loewe eigen genug ist — etwas, das sich den Legenden von fern vergleichen ließe, gibt es in der deutschen Musik überhaupt nicht. Die einfältig fromme Weise und rührende Kindlichkeit dergestalt mit Phantastik mischen zu können, dazu bedurfte es eben grade einer Natur, wie die seinige war. Empfindungen wie unter dem Weihnachtsbaum beschleichen die Seele des Hörers. Da ist die Jungfrau, die im Walde sich verirrt, unter dem Schutze der Engel schläft und von einem Hirschlein heimgeleitet wird. Da ist das frierende verwaiste Kind, das am Christabend die Gassen durcheilt, auf die der Glanz der Lichterbäume hinausstrahlt, und das von Engeln sacht emporgehoben wird in die ewige Heimath, um dort sein schöneres Weihnachtsfest zu feiern. Ein frommer Landmann ladet sich den Herrn Christus als Sonntagsgast; ein armer Greis tritt bei ihm ein, und er erkennt, daß in diesem

der Heiland seine Bitte erfüllt. Ein häßliches Mägdlein trifft Maria und das Christuskind auf der Flucht; es labt sie mit Milch und herzt den Knaben; zu Hause angekommen, tritt sie zum Brunnen, und ein in Schönheit verwandeltes Gesicht strahlt ihr entgegen. Der heilige Johannes findet ein Würmlein am Wege, er rettet und segnet es; da fängt es an zu leuchten und zieht wie ein Stern durch die Nacht. Aber auch Ernst und Tragik haben in den Legenden Platz: der ewige Jude findet im Gebet vor dem Kreuze den endlichen Frieden, Nepomuk, von den Henkern König Wenzel's in die Moldau gestürzt, wird von den Wellen sanft dahingetragen, unter Gesang löst sich sein Geist vom Körper und schwebt aufwärts. Das mächtigste Werk ist unstreitig „Gregor auf dem Stein", aber auch die Legende in Goethe's „Paria" ist an reizenden und erschütternden Momenten reich, und im „großen Christoph" sind Frömmigkeit und Humor zu einem unvergleichlichen Meisterstück verbunden.

In diese zweite Periode fällt auch eine Reihe von polnischen Balladen des Adam Mizkiewitsch, die Loewe in Blankensee's Uebersetzung componirt hat und die theilweise zu seinen schönsten gehören. Einmal in die polnische Sphäre hineingerathen, ließ er ihnen den von Ludwig Giesebrecht gedichteten Balladenkreis „Esther" noch in demselben Jahre (1835) folgen. Daß Balladen ganz dialogisch verlaufen können, ist bekannt; es braucht nur an Uhland's „Schloß am Meer" erinnert zu werden. Etwas Anderes ist es noch, wenn man den Verlauf der Begebenheiten durchaus, oder fast durchaus, durch den Mund der miterlebenden Hauptperson erfährt. Hier muß die Musik einen subjectiveren Charakter annehmen, der leicht über die Grenzen des Balladenmäßigen hinausgreift. Loewe hat mehrere solcher Gedichte componirt. Schon Platen's „Pilgrim vor St. Just" kann dahin gerechnet werden, doch ist hier der Balladenton mit meisterlicher Sicherheit festgehalten, und wer dessen eigenes Wesen sich recht einleuchtend machen will, vergleiche dieses Stück mit Schubert's Monodie „Die junge Nonne". In „Esther" hat ihn jene Sicherheit bisweilen verlassen, zum Theil sind es Arien, die die Geliebte König Kasimir's von Polen singt. Ein anderes, nur um ein Jahr älteres Werk, „Der Bergmann. Ein Liederkreis in Balladenform" ist stileinheitlicher, was allerdings durch die Dichtung erleichtert wurde. Ich berühre diese Dinge, weil sie ein ästhetisches Problem einschließen, das seine ganze Bedeutung erst dann hervorkehrt, wenn die Form der Ballade auf ein anderes Gebiet übertragen wird, als des Gesanges einer Stimme mit Clavier.

Will man die Periodisirung noch weiter fortsetzen, so würde ein dritter Abschnitt von den Jahren 1843 und 1847 eingeschlossen werden, und der vierte und letzte erstreckte sich von 1850 bis zum Ende. Immer kehrt nach ziemlich gleich langen Ruhepausen der Meister zu seiner Lieblingsgattung zurück. In manchen Balladen der vierziger Jahre: im „Prinz Eugen", dem „Mohrenfürsten", „Tod und Tödin", „Hueska", der „verfallenen Mühle", fließt die Erfindung so reich, wie je in den besten Stücken früherer Zeit. Aber die Gaben, mit denen er sich einstellt, werden seltener. Von den Werken des Alters hat der „Archibald Douglas" noch einen großen und nachhaltigen Eindruck gemacht; ich glaube, daß man diese, mehr effect- als gehaltvolle Ballade überschätzt, jedenfalls beweist sie aber mit mehreren anderen, daß Loewe sich auch jetzt noch lange nicht ver-

ausgabt hatte. Wenn man seine äußeren Lebensverhältnisse in Betracht zieht, erscheint dies merkwürdig genug. Von 1820 an saß er in Stettin, einer vom Kunstverkehr abgelegenen Stadt, als Musikdirector, Organist und Gymnasialmusiklehrer. Eine bescheidene Position, und die Organe, durch die er wirken konnte, das Publicum, das ihn verstehen sollte, mußte er sich erst erziehen. Die Kunstreisen, auf denen er seine Balladen vortrug, genügten nicht, um ihn mit der Musikwelt draußen in dauerndem anregenden Verkehr zu erhalten. Eine Kraft, die unter solchen Verhältnissen bis ans siebenzigste Lebensjahr hin nicht versiegt, mag man wohl eine seltene heißen.

V.

Wenn in der Kunstgeschichte etwas Neues hervorgetreten ist, so fragt man nicht nur, woher es kam, sondern auch wohin es geht. Was ist aus Loewe's Ballade geworden unter den Händen späterer Künstler, oder haben sie die Hände überhaupt davon gelassen? Eingangs wurde festgestellt, daß die Theilnahme für sie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts rasch erkaltet sei. Daran müssen die Künstler, welche gegenwärtig das Ohr des Publicums haben, selbst mit schuld sein; „sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben", gilt in etwas verändertem Sinne auch von diesem Fall.

Indessen so ganz summarisch läßt sich doch vom Niedergang der Ballade nicht sprechen. Es verzweigen sich in ihre Schicksale sogar allerhand Fragen, die einmal für die Zukunft der deutschen Tonkunst von hoher Bedeutung werden könnten.

Unter den Führern der jüngeren Romantik — schwächere Geister, wie Reißiger und Andere, seien hier bei Seite gelassen — steht Mendelssohn der Ballade am fernsten. Merkwürdig ist das, da Loewe grade mit Berlin noch die lebhafteste Fühlung besaß, wie denn auch seine Musik von König Friedrich Wilhelm IV. besonders geliebt wurde, und da gewisse Eigenschaften seiner phantastischen Bilderwelt verwandte Neigungen bei Mendelssohn wecken mußten. Aber die Thatsache steht fest, daß Mendelssohn kein Werk in der Loewe'schen Form der Ballade für eine Singstimme und Clavier geschaffen hat.

Anders verhält es sich mit Schumann. Wir wissen, mit welcher Sympathie er dem großen Talente des älteren Meisters entgegengekommen ist. Er hat auch selbst Balladen componirt, ein Dutzend etwa. Aber nur einige davon zeigen Loewe's Stil: die „Löwenbraut", die „beiden Grenadiere", die „Frühlingsfahrt", „Blondel's Lied", die letzten beiden wohl am reinsten. Auch die „feindlichen Brüder" könnte man noch einbeziehen; daß die Gedichte von ihren Verfassern zum Theil Romanzen genannt werden, darauf kommt gegenüber den scharf ausgeprägten Merkmalen der musikalischen Ballade nichts an. Die übrigen aber haben andere Formen. Im „Waldesgespräch" und „Schatzgräber" herrscht das Renaissance-Princip von Satz, Gegensatz und Wiederholung, in dem gewaltigen „Belsatzar" die Form einer nach Zwischensätzen stets wiederkehrenden Hauptpartie. Im „Handschuh" ist jede Strophe neu componirt; man würde sagen können, daß die Methode von Zumsteeg's „Lenore" hier befolgt sei, böte Schumann wirklich Melodien und nicht nur arioso Phrasen. Seine declamirten

Balladen mit melodramatischer Begleitung, „Schön Hedwig", „Haideknabe", „Flüchtlinge" weisen sogar auf Kunzen zurück. Im Ganzen ist der Eindruck dieser, daß bei Schumann die Ballade sich im Auflösungsproceß befindet.

Brahms endlich, um bis auf die jüngste Gegenwart herabzugehen, hat nach der Ballade nur wie im Vorüberstreifen die Hand ausgestreckt. Seinen durchdringenden Blick für Formeigenthümlichkeiten hat er auch hier bewährt: der „Edward" und die „Walpurgisnacht", beide dem älteren Meister wie absichtlich nachcomponirt, wahren streng seine Form. Der pittoreske Zug fehlt ihnen, wie auch Schumann diesen vermissen läßt. Eichendorff's „Nonne und Ritter", eine Ballade, die Loewe sicherlich als solche, das heißt für eine Stimme componirt haben würde, ist von Brahms als Duett behandelt. Auch in den Vortrag der andern beiden Balladen theilen sich zwei Stimmen, was gegen Loewe's Grundsatz gewesen wäre. Dessen Forderung ging sogar dahin, daß der Balladensänger sich auch selbst am Clavier begleite, was für den Vortrag durchaus nicht unwesentlich ist. Der Sänger wird dadurch in einen Zustand der Gebundenheit gesetzt, der ihn zwingt, im Ausdruck Maß zu halten, und namentlich den Affect redend eingeführter Personen nicht zu übertreiben. Charakteristik sollte da sein, selbst mimische Mittel hat Loewe, wie mir sein Schüler Kurth in Bremen seiner Zeit erzählte, beim Vortrage nicht verschmäht. Aber alles Das sollte auf Andeutungen beschränkt bleiben. Steht der Sänger selbständig neben dem Spieler, so ist die Gefahr vorhanden, daß er für seinen Theil zu viel thut, und sind es gar zwei, so ist es fast unvermeidlich, daß sie in den Stil der dramatischen Scene verfallen.

Es kann vorkommen, daß Formen der Gesangsmusik auf instrumentale einwirken. Für das Umgekehrte hat unser Jahrhundert Belege genug erbracht; Beispiele für jenen andern Proceß bietet das vorige Jahrhundert. Ist etwa solches auch bei der Loewe'schen Ballade geschehen? Nur soweit es sich um die Uebertragung gewisser Stimmungen handelt. Instrumentalballaden und -Legenden für Clavier, für Violine, Viola, auch für Orchester gibt es. Aber ihr Stammbaum führt den Forscher endlich auf die Instrumentalromanze zurück, die von Mozart ihren Ausgang nahm.

Soweit hat die Ueberschau wenig Positives ans Licht gefördert. Aber von Loewe's Ballade geht noch ein anderer Weg aus, und diesen hat er selbst gewiesen. Bekanntlich hatte Goethe eine „Erste Walpurgisnacht" gedichtet und sich dazu der Cantatenform bedient. Loewe hat sie 1833 als „Ballade" componirt, aber, nachdem er sich anfänglich nur auf Clavierbegleitung beschränkt hatte, hernach großes Orchester an ihre Stelle gesetzt, welches den Sologesängen und Chören erst festen Grund, den Tonmalereien die rechte Eindringlichkeit verleiht. In eine neue Gattung wollte er damit nicht übergetreten sein; deutlich kann man sehen, wie er sich bemüht, seine Balladenmethode auch hier anzuwenden, obwohl die Fügung des Gedichts ihr widerstrebt. Aber die Brücke zum Oratorium war geschlagen, und auf sie ist er alsbald getreten.

In der Oratoriencomposition war Loewe damals kein Neuling mehr. Er hatte 1829 eine „Zerstörung von Jerusalem" in die Oeffentlichkeit gebracht und war schon seit 1824 mit einem Werk beschäftigt, das die wichtigsten Ereignisse

aus der Geschichte Christi und seiner Jünger im Anschluß an die Feste des Kirchenjahres oratorienmäßig behandelte. Seine amtliche Stellung sowohl, wie sein religiöser Sinn mußten ihn zum Oratorium locken; die Anschauungen jener Zeit machten zwischen religiöser und kirchlicher Musik keinen Unterschied, was entschuldbar scheint, da ein evangelisch-kirchlicher Musikstil überhaupt nicht mehr bestand. Geistliche Oratorien hat er später noch mehrere geschrieben, doch die „Zerstörung" wollte ich zu diesen nicht eigentlich gerechnet haben. In einzelnen Zügen das große Talent und den geistreichen Kopf seines Schöpfers verrathend, ist dieses Oratorium als Ganzes doch eine stilistische Unmöglichkeit, in dem Opernmelodien und Theatereffecte mit den Formen kunstvoll und streng gearbeiteter Chormusik zu einer gezwungenen Verbindung sich haben bequemen müssen. Dieser Weg führte in die Wildniß, aber nicht zur Höhe des Ideals. Besser sollte es ihm von der Ballade oder Legende aus glücken. Die Dichtung Giesebrecht's von den „Sieben Schläfern" ist eine solche. Zur Zeit der Christenverfolgungen unter Decius flüchten sieben Söhne eines vornehmen Ephesers, die dem neuen Glauben anhangen, in eine Gebirgshöhle, werden dort entdeckt, eingemauert und von den Christen als Märtyrer verehrt. Nach 190 Jahren, da inzwischen das Christenthum herrschende Religion geworden, wird die Höhle geöffnet, und man findet die sieben Brüder lebend und in dem Wahn, nur eine Nacht durchschlafen zu haben. Loewe componirte das Oratorium 1833 in demselben Jahre, wie Goethe's „Walpurgisnacht", und ein Jahr bevor er sich mit ganzer Kraft auf die legendenhafte Ballade warf. Wie diese Dinge zusammenhängen, sieht Jeder. Auch das Oratorium „Johann Huß", das, um den schwächlichen „Gutenberg" zu übergehen, neun Jahre nach den „Sieben Schläfern" erschien, darf nur als erweiterte Ballade aufgefaßt werden. Die Merkmale derselben sind leicht zu finden. Sie liegen in dem Genrehaften der Empfindungen, der Kleinheit der Formen, und der lyrischen Stimmung, welche farbig um die Ereignisse spielt, anstatt sie durch ihre eigene Contouren wirken zu lassen. Das technische Rüstzeug für ein Oratorium im großen Stile Händel's oder Haydn's fehlte Loewe wohl nicht; er war aus Türk's solider Schule hervorgegangen und hat augenscheinlich mit großem Fleiße seine Geschicklichkeit als Componist nach den verschiedensten Seiten entwickelt, auch nach solchen, welche die damalige Zeit noch wenig würdigte. Aber den Blick für größere musikalische Verhältnisse hatte er, mit der strophischen Balladencomposition lebenslang vorwiegend beschäftigt, nicht genügend ausgebildet. Die Mittel des Sologesangs, Chors und Orchesters wußte er nicht in entsprechender Breite zu verwenden.

Loewe's balladische Oratorien haben sich nicht halten können, trotz der Menge musikalischer Schönheiten, geistreicher Einfälle und einzelner Würfe von packender Neuheit. Aber sein Verdienst als Pfadfinder wird dadurch nicht geschmälert. Der Erste, den wir auf seinen Bahnen finden, ist verwunderlicherweise Mendelssohn. Seine allbekannte Composition der Goethe'schen „Walpurgisnacht" ist zwar im ersten Entwurf älter als die Loewe'sche, aber ihre endgültige Gestaltung fand erst neun Jahre nach dieser statt, und daß er in seinem Bannkreis sich bewegte, zeigt deutlicher als alles Andere der Umstand, daß er sein Werk, Goethe's Vorschrift entgegen, nicht Cantate, sondern Ballade nannte. Schumann folgte 1843

nach mit „Paradies und Peri", Gade 1846 mit der „Comala". Beide haben dann die Arbeit in dieser Richtung mit Eifer fortgesetzt: der Däne mit „Erlkönigs Tochter", den „Kreuzfahrern" und andern Werken gleichen oder ähnlichen Stils, der Deutsche mit der „Rose Pilgerfahrt", den Balladen „Königssohn", „des Sängers Fluch", „Page und Königstochter", „das Glück von Edenhall". Componisten geringerer Kraft haben sich ihnen angeschlossen.

Daß das Oratorium als Kunstgattung sich mit der Ballade nahe berührt, ist leicht zu sehen. Bei beiden handelt es sich um bedeutende oder doch interessante Begebenheiten, deren lyrischer Gehalt durch die Musik entbunden werden soll. Welchen Lebenskreisen diese Begebenheiten entnommen werden, ob der heiligen oder profanen Geschichte, ob der Sage oder dem Naturleben, ist dieser Forderung gegenüber gleichgültig. Dem Oratorium war von seiner Entstehungsgeschichte ein gewisser erbaulicher Zug anhaften geblieben; sonst haben die Italiener, haben nach ihnen Händel und Haydn von ihrer wohlverbrieften Freiheit immer Gebrauch gemacht, sich die Stoffe zu holen, von welchen Gebieten sie wollten. Auch der erbauliche Charakter ist für die Gattung, wenn man die Sache rein ästhetisch betrachtet, unwesentlich. Nur eine gewisse Wichtigkeit und Größe des Gegenstandes erscheint nothwendig, wenn man zu seiner musikalischen Behandlung die gesammten Mächte der Tonkunst: Solo, Chorgesang und Orchester, aufbietet: das Dargestellte muß zu den darstellenden Mitteln im Verhältniß stehen. Naturgemäß werden die geeigneten Stoffe leichter im Gebiete der heiligen Geschichte oder Legende gefunden werden, da diese ungezwungen zu dem Göttlichen in Beziehung gesetzt und so ins Erhabene gesteigert werden können. Aber wer den richtigen Blick hat, findet sie auch anderswo: die Besiegung der Römer durch Arminius, die Romfahrt eines deutschen Heerführers, die Entdeckung der neuen Welt, auch Sagen des classischen Alterthums wie „Amor und Psyche", Thaten und Erlebnisse antiker Helden, wie Odysseus und Achilleus sind sicherlich für das Oratorium oder die Ballade im größten Stil würdige Objecte, und Goethe hat in der „ersten Walpurgisnacht" gezeigt, wie auch die Welt heidnischen Götterglaubens zu diesem Zwecke fruchtbar gemacht werden kann. Ist doch auch nur zu wünschen, daß die Tonkunst nicht außerhalb unseres, gegen früher so mächtig erweiterten Anschauungskreises stehen bleibe; die Folge würde sonst sein, daß sie die Fühlung mit dem Leben und damit ihre eigene Wirkungskraft einbüßte.

Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind, um zu einer feststehenden Form des balladischen Oratoriums zu gelangen, scheinen hauptsächlich in zwei Dingen gelegen zu sein: in der Gestaltung der Dichtung und in der Verwendung des Sologesanges. Es ist ausgeschlossen, daß der Musiker die fertige Ballade des Dichters hernimmt und componirt, wie es bei Einzelgesang mit Clavier geschieht. Ausnahmsweise kann das Unternehmen einmal gelingen, wie es bei Bruch's „Schön Ellen" gelungen ist. Aber im Allgemeinen sind die musikalischen Mittel, welche in Bewegung gesetzt werden sollen, viel zu schwer und wuchtig, bedürfen daher von Seiten des Componisten einer viel zu großen Umsicht in der Abwechslung und Abtönung ihres Gebrauchs, als daß der Dichter ihm nicht nach dieser Richtung hin vorarbeiten müßte. Wie zwischen Erzählung und persönlicher Rede oder Dialog abzuwechseln ist, wann die Erzählung einem Einzelsänger

oder dem Chor zufällt, ob überhaupt nicht die Erzählung als solche auszumerzen und der thatsächliche Stoff in den Dialog einzuarbeiten sei, sind Fragen von Wichtigkeit, deren Lösung wohl nur durch lange Praxis herbeizuführen wäre. Es ist der unermeßliche Vortheil, in dem sich das alte italienisch-deutsche Oratorium dem neuen Balladen-Oratorium gegenüber befindet, daß jenes sich auf eine mehrhundertjährige bewährte Tradition stützen kann, während für dieses die poetische Technik erst geschaffen werden muß. Bei solchen Anfangsversuchen geht es ohne Mißgriffe niemals ab. Das reichste und genialste Werk der neuen Gattung, Schumann's „Paradies und Peri", weiß davon zu sagen. Es kann keine schönere Musik geben als diese, aber ihre Gesammtwirkung ist stumpf, weil die Disposition der Begebenheiten und der Darstellungsmittel nicht völlig gelungen ist. Auch der Einrichtung der von Schumann componirten Balladen Uhland's und Geibel's fühlt sich der Zwang an, der dadurch entstehen mußte, daß man sich mit abgeschlossenen Dichtungen wohl oder übel abzufinden hatte. Vollständig gelungen ist die Formung eines Balladenstoffes zu einem oratorienhaften Text bis jetzt eigentlich nur einmal, in Goethe's „Walpurgisnacht", und mit Mendelssohn's Musik, die derjenigen Loewe's an Reichthum und breit entwickelten Formen weit voransteht, darf sie vorläufig als das Musterwerk der Gattung gelten. Goethe's „Rinaldo", schön von Brahms componirt, und Gade's „Comala" kommen dem Ideale wenigstens nahe, das wir uns von der Gattung zu machen geschichtlich und ästhetisch berechtigt sind.

Das alte Oratorium ist von der dramatischen Musik ausgegangen. Es hat sich mehr und mehr ins Charakteristisch-Lyrische hineingebildet, und Händel hat diesen seinen Stil endgültig festgestellt. Aber der äußere, drama-ähnliche Zuschnitt ist in den meisten Fällen stehen geblieben. Nicht erzählte, sondern gleichsam erlebte Begebenheiten werden uns vorgeführt; Einzelsänger und Chöre wirken unter der Maske bestimmter Persönlichkeiten. Diese Scheindramatik hat einen tiefen musikalischen Grund. Sie ist das einzige Mittel, den menschlichen Gesang für künstlerische Zwecke voll zur Ausnutzung zu bringen. Unwillkürlich steht der Sänger einem nur referirenden Texte mit einer gewissen Kühle der Nichtbetheiligung gegenüber. Erst wenn ihm die Fiction gestattet ist, sich mit einer bestimmten Persönlichkeit eins zu wissen, entfaltet er die volle Lebhaftigkeit und Durchgeistigung des Ausdrucks, deren das menschliche Organ fähig ist und durch die es seine Ueberlegenheit über die instrumentalen Organe größtentheils zu behaupten hat. Dies hat niemals Jemand besser gewußt als der Italiener; er würde verlegen sein, was er zu erzählend lyrischem Gesange, wie er in „Paradies und Peri" sich lang hinstreckt, für eine Miene aufsetzen soll, da er doch selbstverständlich etwas darstellen will.

Beim balladischen Oratorium liegt die Sache umgekehrt. Nicht das Drama war zuerst da, sondern die epische Erzählung; sie muß, wenigstens in einigen Theilen, zur Scheindramatik erhoben werden, soll anders die volle musikalische Wirkung sich einstellen. Gelingt dies dem Dichter, so steht der Musiker vor der neuen Aufgabe, wie dergleichen Partien zu componiren sind. Ins Opernmäßige darf er nicht verfallen; Loewe ist in dieser Beziehung ein warnendes Beispiel; er fühlte sich nicht sicher auf der Grenze, die hier zwischen den entgegengesetzten

Gattungen hinläuft, er schädigt durch theatralische Arien den Eindruck seiner Balladen-Oratorien, wie er denn selbst in einstimmigen Balladen wie „Esther" in den Opernstil hineingeräth. Die alten Sologesangsformen sind heutzutage fast untergegangen, die Arie sowohl wie das Recitativ. Man kann das tief beklagen, ändert aber dadurch an der Thatsache nichts. Ich glaube indessen, daß die Arie, die den stärksten individuellen Vortrag verlangt, für den Einzelgesang in der Ballade auch nicht die richtige Form wäre; nach der ganzen Entwicklung unserer Musik und nach der Entstehung der neuen Gattung selbst könnte es wohl nur das Lied sein. Auf diesen Ausgangspunkt blickend, schiene uns auch das Recitativ entbehrlich, insofern es im alten Oratorium den Faden der Thatsachen spann, an dem sich die Tonbilder aufreihen. Der Ballade ist ein sprunghaftes Wesen eigen; sie liebt es, die Hauptereignisse hinzustellen und überläßt deren Verbindung der Phantasie der Hörer. So können auch Tonwerke einheitlich und befriedigend wirken, die nur eine Reihe von Bildern vorüberführen, zwischen denen ein loser Zusammenhang besteht. Bruch's „Scenen aus der Frithjofssage" erhärten diese Möglichkeit nachdrücklichst; ihre Verbindung ist so locker wie nur denkbar, der Rhythmus des Contrastes, in dem sie sich abspielen, ist ihr vornehmstes einigendes Band; dieser ist stark genug, um zusammen mit dem inneren Gewicht der einzelnen Tonbilder dem Werke nun schon dreißig Jahre lang einen Ehrenplatz zu gewährleisten unter den Compositionen gleicher Gattung.

Aber freilich, daß wir deshalb nun verzichten wollten auf die Kunstformen einer großen Vergangenheit, möchte ich damit nicht gesagt haben. Etwas Neues ist im Werden, aber es kann werden, ohne daß mit dem gebrochen würde, was früher bestand. Als Johann Adam Hiller seine ersten Liederspiele schrieb, wäre wohl Niemand kühn genug gewesen, zu prophezeien, daß nur dreißig Jahre später auf demselben Boden eine „Zauberflöte" und nach abermals zehn Jahren ein „Fidelio" erwachsen würde. Das konnte geschehen, weil das strebkräftige Neue mit dem bewährten Alten eine Mischung einging, die beide stärkte. Vielleicht ist es dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, auf anderem Gebiete Aehnliches zu erleben.

Doch das sind Zukunftsgedanken, und die Gestaltung unserer musikalischen Zukunft ruht bei den Künstlern.

Die vier Schleswiger Runensteine.

Von

R. von Liliencron.

Schon wiederholt haben vier Runensteine, welche, in nächster Nähe der Stadt Schleswig, südlich vor dem Danevirke gefunden sind, die Runen- und Geschichtsforscher beschäftigt und das öffentliche Interesse auf sich gezogen. Zwei davon wurden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gegend des heute sogenannten Königshügels gefunden, der eine, leider in der Mitte zerklüftet, am Ufer des Selker Noors, wo er als Fußgängerbrücke gedient hatte, der andere vor dem Hof von Wedelspang im Sande, an einem kleinen, heute kaum mehr erkennbaren Hügel. Landgraf Karl von Hessen, ein großer Freund von Alterthümern, der damals als Statthalter der Herzogthümer auf Schloß Gottorf wohnte, erwarb diese Steine und stellte sie im Park seines Sommersitzes Luisenlund innerhalb einer Steinsetzung auf, wo sie sich noch heute befinden. Der dritte ward im Jahre 1857 auf der Höhe von Bustorf verschüttet neben einem Hügel gefunden, von dem er herabgeglitten war, wie seine Lage bekundete. Von da zur Stadt gebracht, war er schon zum Zerklopfen verurtheilt; glücklicherweise errieth der Steinmetz den Werth der wunderlichen Zeichen auf dem Steine. Die Regierung kaufte nun Hügel und Stein und ließ ihn wieder an seinen ehemaligen Platz bringen. Ganz kürzlich ist auf Anordnung des Ministeriums unter meiner und des Baurath Hotzen's Leitung der Stein auf den Scheitel des Grabhügels gebracht, wo er offenbar ursprünglich gestanden hatte. Hier wurde er aus seiner bisherigen falschen Lage richtig auf den Fuß gestellt, und zugleich sind einer auch für das Alterthum bezeugten Uebung gemäß die Runenzeichen durch rothe Farbe kräftig hervorgehoben. So steht er jetzt weithin sichtbar da, als wäre der alte Held, dem er gilt, erst unter den jüngsten Kämpfen am Danevirke in den Hügel eingefahren, statt in den ältesten, von denen Kunde auf uns gekommen ist. Der vierte der Steine wurde erst im Jahre 1887 beim Abtragen der Wälle des Schlosses Gottorf in den Fundamenten gefunden. Seine Inschrift ergibt, daß er einst an gleichem Orte gestanden haben wird, wie der kleinere der Luisenlunder Steine. Aus der Gegend des Königshügels also muß

er in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wohl mit anderen Steinen zum Bau der Gottorfi'schen Wälle zur Stadt gebracht worden sein. Er ist, wie wir sehen werden, so zu sagen ein Zwilling jenes einen Luisenlunder Steins und befindet sich gegenwärtig im Kieler Museum für vaterländische Alterthümer.

Das Ergebniß der älteren Untersuchungen über die früher gefundenen Steine ist berichtigt und ergänzt, aber immer noch ungenügend in Thorsen's Schrift „De Danske Runemindesmärker" dargelegt. Erst die Entdeckung des jüngsten Gottorfer Steines ließ ein helleres Licht in die ganze Sache fallen. In der kleinen Schrift „Der Runenstein von Gottorf" (Kiel 1888) habe ich in Verbindung mit dem inzwischen verstorbenen Professor Handelmann in Kiel nachgewiesen, daß dieser und der zu ihm gehörende Luisenlunder Stein Namen enthält, welche sich bei altdänischen wie altdeutschen Geschichtsschreibern wiederfinden und aus denen sich ein höchst merkwürdiger geschichtlicher Hintergrund des Ganzen ergibt. Zuletzt aber hat dann der durch seine ausgezeichneten Runenforschungen berühmte dänische Gelehrte L. F. A. Wimmer in einer Festschrift zur goldenen Hochzeit des dänischen Königspaares „Sonderjüllands historiske Runemindesmaerker" (Kjöbenhavn 1892) alle vier Steine noch einmal im Zusammenhang behandelt. Er hat dabei einige von meinen und Handelmann's Aufstellungen theils durch sprachliche Beobachtungen, theils durch scharfsinnige Conjecturen berichtigt; Berichtigungen, denen wohl der verstorbene Handelmann sich so willig anschließen würde, wie ich es thue. Vor Allem aber hat er durch Heranziehung zweier von uns nicht beachteter Stellen in Adam's von Bremen Hamburgischer Bischofsgeschichte den historischen Horizont der Sache noch in bedeutsamer Weise erweitert. Damit möchte wohl vorläufig, bis etwa neue Funde desselben Umkreises auftauchen sollten, die Untersuchung im Wesentlichen abgeschlossen sein. Von ihren Ergebnissen Kenntniß zu nehmen, wird auch für weitere Kreise anziehend sein. Ehe ich hier darüber berichte, will ich aber einige allgemeine Bemerkungen über die Runen voraufschicken, da über ihr Wesen oft recht unklare Vorstellungen zu walten pflegen.

I.

Es ist im Anfang unserer Zeitrechnung geschehen, jedenfalls nicht später als im zweiten Jahrhundert, daß einer unserer Altvordern auf die Bedeutung der von den Römern gebrauchten Buchstabenzeichen aufmerksam wurde, mag dies nun an der Grenze des römischen Reichs bei den Galliern etwa oder in Italien selbst geschehen sein. Das Eine ist ja so leicht möglich wie das Andere; denn zwischen der alten Römerwelt und den nach Westen vordrängenden germanischen Stämmen fanden damals längst die mannigfachsten Berührungen statt. Diese Germanen von damals waren nichts weniger als wilde bildungsfeindliche Horden, wie etwa die Hunnen oder Avaren der späteren Jahrhunderte. Das zeigt uns schon das Bild, welches Tacitus in seiner Germania von ihnen entwirft. Mag auch immerhin dieses Bild zu Nutz und Frommen der römischen Leser des großen Historikers mit idealisirender Hand gezeichnet sein, so bestätigen doch zahlreiche Ueberlieferungen auf den verschiedensten Gebieten des Culturlebens seine Richtigkeit und Zuverlässigkeit in den Hauptzügen. Sie zeigen uns eine in Staat und Familie,

in edlen Sitten und an Tiefe des Geistes hoch stehende Völkergruppe. Die hohe und geheimnißvolle Kunst des Schreibens war ihnen aber trotzdem noch verborgen geblieben. Wenn uns Tacitus berichtet, daß die germanischen Jünglinge und Jungfrauen nicht wie die römischen der Kunst mächtig seien, sich in heimlichen Liebesbriefen zu verständigen, so sagt er, genau betrachtet, doch damit zugleich, daß auch den Weisen im Volke das Schreiben noch ein verborgenes Räthsel blieb. Denn wenn erst die Weisen es verstanden hätten, würde auch die Weisheit der Verliebten es bald genug gelernt haben.

Es ist durchaus nicht etwa ein Spott, wenn ich das Schreiben eine hohe und geheimnißvolle Kunst nannte. Heute freilich, wo schon die Unmündigen es lernen, mag uns die Sache kindlich einfach erscheinen. Denken wir uns aber in eine Urzeit zurück: ist es denn nicht eine überaus wundersame Erkenntniß, die dabei zu Grunde liegt, daß der ganze bunte und flüchtige Reichthum der Laute und Töne, in denen wir sprechend den gesammten Inhalt unseres Geistes und Gemüthes offenbaren, sich in eine eng begrenzte Reihe von Lauten zerlegen und sich aus etwa vierundzwanzig nach Lippe, Zähnen und Gaumen deutlich gesonderten Zeichen zusammensetzen und äußerlich sichtbar aufbauen läßt? Bei der Betrachtung des fünfzehnten Jahrhunderts, in dem die Cultur der Menschheit so staunenswerthe Fortschritte machte, blicken wir mit vollberechtigter Bewunderung auf die Buchdruckerkunst, die eine bis dahin unmöglich rasche und an Zahl unbeschränkte Vervielfältigung und Verbreitung der menschlichen Gedanken ermöglichte. Noch unendlich viel merkwürdiger und folgenreicher war aber jene uralte Entdeckung der vierundzwanzig Zeichen, mit denen sich der Gedanke des Menschen überhaupt in eine äußere Form bannen und zur Uebertragung in andere Geister mittheilen läßt. Für alle Völker unserer europäischen Culturwelt ist diese Entdeckung nur einmal gemacht, und von einem Punkte aus hat sie sich über sie alle verbreitet. Denn alle unsere Alphabete, so verschieden von einander sie auch im Laufe der Zeit geworden sind, stammen dennoch von ein und demselben Ur-Alphabet ab, welches in unerkennbarer Vorzeit bei altasiatisch-semitischen Stämmen erdacht war. Dem Abendland, zuerst den Griechen, ist dies Alphabet ohne Zweifel durch die Phönicier zugeführt worden. Schon der Name des Alphabeths gibt dafür ein Zeugniß; denn er ist zusammengesetzt aus den beiden ersten Buchstaben einer semitischen Reihe, die z. B. im Hebräischen aleph, beth lauten und semitische Worte sind, danach dann bei den Griechen, die doch diese Worte selbst nicht verstanden, Alpha-beta.

Diese Zeichen also, in späterer römischer Form, waren es, deren Anwendung und Bedeutung, wie gesagt, ein alter Germane, jedenfalls ein Mann von sehr scharfsinnigem Geiste, beobachtete. Um sie auf die eigene Sprache zu übertragen, nahm er die Zeichen in seine Wälder mit sich zurück, indem er sie sich in Holzstäbe oder auf Holztafeln einschnitt, nach einem technischen Verfahren, welches in anderer Anwendung bei seinem Volke längst bekannt war. Wahrscheinlich hatte er dabei römische Steininschriften vor Augen, denn seine Zeichen lehnten sich an die Uncialschrift an. Er veränderte aber ihre Gestalt vielfach, eben weil er sie in Holz schnitt. Um z. B. zu vermeiden, daß der Schnitt mit den Holzfasern parallel lief, setzte er seine Zeichen aus Strichen zusammen, die die Fasern immer

entweder senkrecht oder im Winkel durchschnitten, und änderte die Bogenlinien in gebrochene um. Mit kluger Berechnung paßte er diese Zeichen den zum Theil abweichenden Lauten der eigenen Sprache an.

Er verfuhr aber dabei, man möchte sagen: nicht auf grammatisch gelehrte Weise, sondern rein praktisch, indem er sich, zur Benennung der einzelnen Zeichen, eine entsprechende Anzahl von Wörtern seiner Sprache aussuchte, die je mit einem dieser Buchstaben anlauteten. Das zeigt sich an einem bemerkenswerthen Umstand. Bei allen anderen Uebertragungen nämlich des alten Alphabets von einem Volk auf das andere, und zwar ausnahmslos bei allen, ist die überlieferte Reihenfolge der Buchstaben und meistens auch ihre Benennung wie ein unantastbares Heiligthum festgehalten worden. Allein von allen hat unser alter Vorfahre, wahrscheinlich nur, weil er nicht bei einem römischen Grammatiker in die Schule ging, sondern einzig dem eigenen grübelnden Geiste folgte, den Zeichen eine ganz andere Reihenfolge und andere, den Worten seiner eigenen Sprache entlehnte Namen gegeben. Die ganze germanische Welt hat dann aber diese Reihenfolge und diese Namen ebenso fest beibehalten, wie die anderen Völker die des alten Alphabets. Man nennt deshalb diese Runenreihe, anstatt sie als Alphabet zu bezeichnen, nach ihren ersten sechs Lauten ein Futhark. Es waren ursprünglich im Ganzen vierundzwanzig Lautzeichen. Die vier ersten mögen als Beweis dienen, wie sinnig der alte Germane die Namen wählte. Es sind die Buchstaben F, U, Th (ein dem heutigen englischen th ähnlicher Laut) und A. Der erste heißt (ich gebe die altnordischen Formen) fé, d. h. das Vieh der Herde, der zweite úr, d. i. der Auerochse des Waldes; die beiden Quellen des Reichthums der alten Völker, Viehzucht und Jagd. Der dritte heißt Thurs, d. h. Riese, der Repräsentant der rohen Naturkräfte, der vierte Ans, der Name für die hohen Götter — also die rohe Kraft und die weltordnende Macht neben einander gestellt.

Indem nun unser alter germanischer Prometheus das heilige Feuer dieser Kunst auf seinen Holztäfelchen vom Strande der Donau, des Rheins oder der Tiber in seine Wälder hineintrug, hat er natürlich den Gedanken damit verbunden, mit seinen Zauberzeichen Worte in einen sichtbaren Leib zu bannen, wie er es bei den Römern lernte. Nicht ebenso bestimmt läßt sich sagen, ob er auch gleich an eigentliches nüchternes Schreiben gedacht hat, obwohl es ja wahrscheinlich ist. Fragt man, was er denn sonst damit hätte wollen, so gibt uns ein Blick in das Leben der alten Völker Aufschluß darüber. Für den alten Germanen, der, ob ansässig oder mit seinem Stamme wandernd, noch ein einfaches Leben im engsten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Natur führte, war die ganze Welt noch voller Geheimnisse und Zauberwesens, durch das eine unsichtbar übersinnliche Götter- und Dämonenwelt in das Menschenleben eingriff, bald fördernd, bald hemmend, bald segnend, bald verderbend. Der Eingeweihte aber glaubte durch Zeichen und Sprüche die helfende Hand des Gottes fassen oder der unheildrohenden Macht in den Arm fallen zu können, und wenn er vor dunkler Zukunft zweifelnd stand, vermeinte er durch Loswerfen mit göttlicher Hülfe den Schleier zu lüften. Dies letztere schildert uns Tacitus z. B. so: „Den Zweig eines Fruchtbaumes zerlegen sie in Stäbchen, schneiden in diese gewisse

Zeichen hinein und streuen sie dann aufs Gerathewohl über ein weißes Tuch aus. Darauf hebt bei öffentlicher Befragung der Priester, bei privater der Familienvater die Stäbchen einzeln dreimal auf und deutet sie nach den darauf eingeritzten Zeichen." Dem im Wesentlichen der Sache entsprechend ist es, wenn man eben dergleichen Zeichen auf das Schwert oder die Speerspitze ritzte, um sie durch die Macht des Gottes, der damit beschworen war, dem Feinde tödtlich zu machen, oder umgekehrt auf den Schild, damit die feindliche Waffe stumpf daran abgleite. Das todte Zeichen allein aber vermag solche Wirkung nicht zu üben, sondern es gehört zum Zeichen noch der Spruch, dessen äußerlich haftendes Symbol das Zeichen nur ist. Erst dieser Zauberspruch, heimlich zu dem Zeichen gesprochen, erweckt eben in ihm die gebundene übermenschliche Kraft zu lebendiger Wirksamkeit. So singt in dem alten Runenliede der Edda Odin, der Großmeister der Runenkunst:

Weißt du zu ritzen?
Weißt du zu rathen?
Weißt du zu malen?
Weißt du zu fragen?
. . . . . .

Lieder kenn' ich, die kann
Die Königin nicht
Und keines Menschen Kind.
Hülfe verheißt mir eins,
Denn helfen mag es
In Streiten und Zwisten
Und in allen Sorgen.

Ein andres weiß ich,
Des Alle bedürfen,
Die heilkundig heißen.

Ein drittes weiß ich,
Des ich bedarf,
Meine Feinde zu fesseln.
Die Spitze stumpf' ich
Dem Widersacher;
Mich verwunden nicht Waffen noch Listen.

Ein viertes weiß ich,
Wenn der Feind mir schlägt
In Bande die Bogen der Glieder,
Sobald ich es singe
So bin ich ledig,
Von den Füßen fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen.

Ein fünftes kann ich:
Fliegt ein Pfeil gefährdend
Uebers Heer daher,
Wie hurtig er fliege,
Ich mag ihn hemmen,
Erschau ich ihn nur mit der Sehe.

Ein sechstes kann ich,
So Wer mich versehrt
Mit harter Wurzel des Holzes:
Den Andern allein,
Der es mir anthut,
Verzehrt der Zauber. Ich bleibe frei.

Ein siebentes weiß ich,
Wenn hoch der Saal steht
Ueber den Leuten in Lohe,
Wie breit sie schon brenne,
Ich berge sie noch:
Die Zauber weiß ich zu zaubern.

Ein achtes weiß ich,
Das Allen wäre
Nützlich und nöthig:
Wo unter Helden
Hader entbrennt,
Da mag ich schnell ihn schlichten.

Ein neuntes weiß ich,
Wenn Noth mir ist.
Vor der Fluth das Fahrzeug zu bergen,
Von den Wogen ab
Und stille rings die See.

Ein zehntes kann ich,
Zieh'n in den Lüften
Reiter auf schnellen Rossen,
So wirk' ich so,
Daß sie wirre zerstäuben
Und als Gespenster schwinden.

Ein elftes kann ich,
Soll ich zum Angriff
Die treuen Freunde führen,
In den Schild sing' ich's,
So zieh'n sie siegreich
Heil in den Kampf,
Heil aus dem Kampf,
Bleiben heil, wohin sie zieh'n.

Ja selbst die ihm noch fremde Kunst der Liebesbriefe weiß sich der alte Gott mit seinem Runenzauber zu ersetzen:

Ein sechzehntes kann ich:
Will ich schöner Maid
In Lieb' und Lust mich freuen,
Den Willen wandl' ich
Der Weißarmigen,
Daß ganz ihr Sinn sich mir gesellt. —

Ganz ohne Zweifel ist nun diese Geheimkunst des Zauberns und Loosens in unserem Volke viel älter als die Kenntniß der Runen. Gewiß aber ist, daß nun die Runen an die Stelle älterer unbehülflicherer Zeichen traten. Sie boten ja den großen Vorzug, daß sie zu Anfangslauten der in ihnen verborgenen Namen

und Worte dienen konnten. Aus dieser ihrer Verwendung zu mystischen Zeichen stammt auch eben der Name, den ihnen der älteste Meister gab und der ihnen bis heute verblieben ist. Denn Rune bedeutet Geheimniß, Mysterium. In der That sind uns einige Gegenstände erhalten, namentlich einige Steinchen die für Amulette gelten dürfen, auf denen dergleichen einzelne Runenzeichen sich finden. Mehrmals wiederholen sich dabei die drei Runen A. U. L., die freilich, wie alle dergleichen einzelne Zeichen, auch für uns ein runisch-mystisches Geheimniß bleiben, weil wir den Zauberspruch nicht kennen, der allein sie für den Gott zwingend und für uns Sterbliche begreiflich machen würde.

Wirklich hat sich denn aber auch sehr bald der Gebrauch thatsächlichen Schreibens, d. h. des Einschneidens oder Einritzens von ganzen Namen, Worten und Sätzen in Runen auf Holz, Horn, Knochen und Metall damit verbunden; später erst und soweit wir bis jetzt wissen, nur im Norden, auch das Einmeißeln von Inschriften in Stein. Als der Gothenbischof Ulphilas um 350 seine gothische Bibelübersetzung für sein Volk niederschreiben wollte, bildete er sich dafür ein Alphabet aus den griechischen Buchstaben, nahm aber darin noch zwei Runenzeichen zur sicheren Bezeichnung zweier Laute des Gothischen auf. Beweist dies einerseits unzweifelhaft, daß die Runen damals den Gothen bekannt waren, so scheint es mir doch andererseits auch zu beweisen, daß es nicht allgemein üblich gewesen ist, mit ihnen zu schreiben. Denn warum hätte Ulphilas seinen Gothen die Mühe gemacht, seine gothische Bibel in griechischen Zeichen zu lesen, wenn sie ihre Sprache in Runenzeichen zu lesen schon gewohnt gewesen wären? Doch findet sich wirklich schon aus gleicher Zeit ein Anfang dazu auf einer Speerspitze und auf einem Ring mit kurzer gothischer Inschrift. Es sind dies überhaupt die ältesten uns erhaltenen Runeninschriften. Ihnen folgen dann allerlei mit Runen bezeichnete Gegenstände aus verschiedenen Theilen Deutschlands, und es wird uns die Bekanntschaft der Runen wie bei den Gothen, so bei den Burgunden, den Franken, bei Stämmen, die in Norddeutschland wanderten, bei den Angeln und Sachsen; bei den nordischen Stämmen, kurz in der ganzen Germanenwelt bezeugt. Es sind Waffenstücke, Schmucksachen, Hausgeräthe, fast immer nur mit einzelnen Wörtern bezeichnet, offenbar die Namen der Eigenthümer oder Verfertiger. Das Kieler Museum besitzt z. B. zwei im Taschenberger Moor bei Süderbrarup im Schleswig'schen gefundene Gegenstände, von denen der eine, das Ortband einer Schwertscheide, in der Inschrift „Wolthuthewar Niwangs Ruhm," wohl den Namen des Besitzers aufzeigt, der zweite dagegen, ein Schildbuckel, nur mystische Runen zu enthalten scheint. Das prächtigste Stück dieser Reihe ist das im Jahre 1734 zu Gallehuus bei Tondern gefundene goldene Trinkhorn, dem sechsten Jahrhundert angehörend, dessen Inschrift schon einen ganzen stabreimenden Satz bildet: „Ich Hlevagast der Holting machte das Horn." Nur eine einzige Steininschrift schließt sich durch ihre Zeichen dieser älteren Runenreihe noch an; auch sie dürfte dem sechsten Jahrhundert angehören. Es ist ein zu Tuna in Norwegen gefundener Stein mit der Inschrift: „Ich Wiwar nach Woburide dem Kriegsgenossen machte . . . (sc. die Runen)."

Dann aber verschwindet diese ursprüngliche Reihe der 24 ältesten Runen, und es treten zwei jüngere Runenalphabete an ihre Stelle. Die Angelsachsen

nämlich erweiterten die Reihe um mindestens acht Zeichen, um dem Lautreichthum ihrer Sprache nachzukommen. Zugleich traten dabei noch sonstige Aenderungen in Form und Geltung einzelner Zeichen ein. Bei den nordischen Stämmen dagegen, d. h. bei den Dänen, Schweden und Norwegern, verengerte sich umgekehrt die Reihe. Die Lautzeichen schmolzen sonderbarer und unerklärter Weise auf sechzehn zusammen. Man hatte z. B. für t und d, für k und g, für b und p, für i und e, für u und y nur je ein Zeichen. Erst später wurden diese Laute wieder durch einen an der Rune angebrachten Punkt von einander geschieden. Das älteste Beispiel solcher sogenannten punktirten Runen findet sich gerade auf dem einen unserer schleswig'schen Runensteine, dem Bustorfer. Die Steine, in deren Inschriften wir nur bei den Normannen diese jüngere Reihe der sechzehn Zeichen finden, gehen kaum über das Jahr 800 zurück. Die ältesten fanden sich in Schweden und Norwegen; auch auf Seeland und Fünen wie in Jütland kommen sie seit dem neunten Jahrhundert vor. Hier in Jütland, in Jellinge, nordwestlich von Veile, fanden sich zwei aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts herrührende hochberühmte Runensteine, welche uns nun in die Zeit unserer Schleswiger Steine herabführen. Den älteren setzte um das Jahr 930 König Gorm der Alte seiner in Sage und Lied gefeierten Gemahlin Thyra Danebod. Es ist jener berühmte alte König Gorm, welcher die Vereinigung der bis dahin in kleinen Stammesherrschaften getrennten Lande dänischer Zunge zu einem Einheitsstaat begann und damit den Grund des dänischen Staates legte. Seiner Gemahlin legte er den Beinamen, der ihr für alle Zeiten geblieben ist, schon auf diesem Steine bei. Die einfache Inschrift lautet: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra seine Gattin Dänemarks Heil." Zu Jellinge, wo der Stein sich gefunden hat, hielt der alte König Hof.

Den zweiten Stein setzte sein Sohn und Nachfolger König Harald Blauzahn den Eltern, und es ist hochinteressant zu lesen, wie er auf diesem Steine sich selbst der Vollendung der von seinem Vater begonnenen Staatenbildung rühmt. Die Inschrift heißt „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm seinen Vater und Thyra seine Mutter machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte."

Mit eben diesen Steinen sind wir aber nun endlich in den Kreis eben derjenigen geschichtlichen Zustände und Begebenheiten eingetreten, an die das älteste Paar unserer schleswiger Runensteine sich unmittelbar anschließt. Indem ich mich diesen nun zuwende, will ich zum Abschluß der gegebenen kurzen Geschichte der Runen nur noch bemerken, daß sich in der folgenden Zeit, bis zum fünfzehnten Jahrhundert hin, die Zahl der Runensteine in den drei nordischen Reichen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr steigert. Namentlich in Schweden werden sie überaus zahlreich. Der bei Weitem größte Theil davon enthält nur Grab- und Denkinschriften, die uns, was den Inhalt betrifft, um so weniger Belehrung bieten, als sie meistens gänzlich unbekannten Personen gelten. Um so glänzender tritt aus der Menge die kleine Zahl der Steine hervor, welche als gleichzeitige Steinurkunden Nachrichten von geschichtlichen Dingen bringen, und zu diesen wenigen gehören unsere Schleswiger.

II.

Es geschah zu den Zeiten Gorm's des Alten — das klingt, als ob ich einen historischen Roman anfinge, und was hier erzählt werden soll, ist in der That bisher in keinem Geschichtsbuch zu finden gewesen. Trotzdem handelt es sich um sicher bekundete geschichtliche Thatsachen. Nicht als ob unsere Runensteine chronologische Aufzeichnungen enthielten; aber durch die Verbindung ihrer, jedem Zweifel enthobenen Namen und Nachrichten mit mehreren, bisher wegen ihrer Dunkelheit fast ganz bei Seite geschobenen Berichte der alten Geschichtschreiber fällt plötzlich ein helles Licht auf einige, zumal für die älteste Geschichte Schleswigs höchst merkwürdige Vorgänge. Die angedeuteten Berichte finden sich auf dänischer Seite in der alten Olaf-Tryggvasons-Saga, auf deutscher Seite bei dem altsächsischen Geschichtschreiber Widukind und dem Geschichtschreiber des althamburgischen Bisthums Adam von Bremen.

Also zu Zeiten Gorm's des Alten, und zwar in der früheren Zeit seiner Herrschaft, ehe noch ein festes Band seine dänische Monarchie umschlang, geschah es, daß ein schwedischer Eroberer, Namens Olaf, in der Schlei landete, sich Schleswigs oder — um es mit seinem altnordischen Namen zu nennen — Heidaby's bemächtigte und hier ein kleines Reich gründete, welches bis in die dritte Generation dieses Königsstammes gedauert hat. In dieser Thatsache, so verwunderlich sie uns heute klingen mag, liegt für jene Zeit gar nichts Ueberraschendes oder Unglaubliches. Seit acht Jahrhunderten hatte sich die Völkerwanderung in einer allgemeinen, unwiderstehlich von Osten nach Westen und Süden drängenden Verschiebung der germanischen Stämme vollzogen und der europäischen Welt eine neue Gestalt gegeben. Aus dem westlichen Rußland hervorfluthend, ergoß der Strom der Völker sich über Rhein, Donau, Alpen, Pyrenäen und übers Meer hinüber, um erst an der afrikanischen Küste zum Stehen zu kommen. Noch zuletzt, im fünften und sechsten Jahrhundert, erfolgte aus unseren nördlichen Gegenden jener große Nachschub dieser Wanderung, zu dem sich die Angeln und Sachsen verschmolzen, indem sie sich, ohne Zweifel wieder unter dem Nachdrängen nordisch-germanischer und slawischer Stämme, Englands bemächtigten. Im Norden aber, d. h. innerhalb der nun dänisch-schwedisch-norwegischen Reiche, wirkte jener unbändige Eroberungs- und Ausbreitungstrieb, jener merkwürdige Zug zu den lockenden Ländern und Schätzen des Westens und Südens noch bis in die Zeit nach, von der wir hier sprechen. Die Küsten der Ost- und Nordsee, ja durch das mittelländische Meer bis zu Konstantinopel hin waren umschwärmt von den Langschiffen der kühnen normännischen Seefahrer und Eroberer und zitterten vor ihren Landungen. An der französischen Küste hatten die Normannen eine eigene Herrschaft begründet, von wo aus sie weiter schwärmten bis an die Südküste Italiens hinab, um sich später erobernd westwärts nach England zurückzuwenden. Seit dem neunten Jahrhundert zog es inzwischen die Dänen nach England hinüber, und sobald durch Gorm eine größere Herrschaft gefestet war, begannen unter seinen Nachfolgern, vor Allem unter seinem Enkel, Sven Gabelbart, jene dänisch-englischen Kriege, welche in der That mit einer Eroberung Englands endeten. Es ist mithin vollkommen begreiflich, wenn von ähnlichem Triebe der Ausbreitung nach Westen

hin gelockt, die hinter den Dänen sitzenden Schweden sich ihrerseits über die ihnen nächst liegenden Küsten der Ostsee ergossen, und ebenso erklärlich ist es, daß ein schwedischer Eroberer sich gerade Schleswig zum Angriffspunkt erkor, um hier für weitere, gegen die nordisch-dänischen Lande gerichtete Eroberungen einen sicheren Stützpunkt zu gewinnen. Die Schlei bot den Schiffen jener Zeit, sei es den Kriegs- oder Handelsschiffen, den denkbar günstigsten und sichersten Hafen. Die junge Stadt an der Schlei war daher in kurzer Zeit zu der wichtigsten Empore an dieser ganzen Küste erblüht. Die Nähe der von Westen einschneidenden Wasserarme der Nordsee kam hinzu. Schleswig war eben aus diesen Gründen in jener Zeit häufigen Plagen und Nöthen durch beutelustige Eindringlinge ausgesetzt.

Dem schwedischen Heer- und Seekönig Olaf gelang es in der That, sich von hier aus festzusetzen. Zwei seiner Söhne folgten ihm in der Herrschaft, Knuba und Gurd. Von letzterem wissen wir nichts weiter als diesen seinen Namen. Von Knuba hören wir aber mehr. Zur Stärkung seiner Herrschaft in diesen Landen diente es offenbar, daß er sich mit Asfred, der Tochter eines anderen, ebenfalls als Königlich bezeichneten eingeborenen Geschlechtes verband. „Tochter Odinkar's" nennt sich Asfred auf dem Gottorfer Runensteine: an diesem Namen erkennen sich Stamm und Geschlecht; denn etwas später begegnen uns zwei als Bischöfe hervorragende Odinkar's, Oheim und Neffe, die als königlichen Stammes bezeichnet werden und ihre Besitzungen an der schleswig-jütischen Westküste, in der Gegend von Ripen, hatten. Da also wird auch der ältere Odinkar geherrscht haben, dessen Tochter die Königin Asfred sich rühmt. Es scheint nun, daß König Knuba sich in seinem jungen schleswigschen Reiche schon stark genug fühlte, um an den in der Westsee umherschwärmenden Plünderungszügen seiner normännischen Nachbarn Theil zu nehmen, Belästigungen und Bedrohungen der friesischen Küsten, welche im Jahre 934 König Heinrich I. von Deutschland zum Schutz seines Reiches zu einem kräftigen Gegenstreich bewogen. Auf seinem berühmten Kriegszug über die Eider traf er zunächst auf das kleine Reich König Knuba's. Er warf ihn nieder, machte ihn tributpflichtig und zwang ihn, die Taufe anzunehmen. Wie fest der alte Heide dadurch dem Himmel gewonnen ist, das muß freilich dahingestellt bleiben. Seine stolze Gemahlin Asfred zog jedenfalls, wie wir gleich sehen werden, die lustige Aussicht auf die Einherjarkämpfe und die Gelage von Walhall den Engelsgesängen des christlichen Himmels vor. Ihr und ihrem Gatten standen aber noch schwerere Schläge bevor. Es mag gerade der Einbruch des deutschen Heeres gewesen sein, welcher den alten König Gorm bewog, die südliche Grenze der damaligen Dänenwelt sich aufs Neue zu sichern, indem er gleich nach dem Abzug König Heinrich's, wohl etwa noch im Jahre 935 (denn auf 936 setzt man schon seinen eigenen Tod), nun seinerseits einen energischen Vorstoß bis an die Grenze des deutschen Reichs machte. Das erste Opfer auch dieses Kriegszuges war wieder König Knuba: in einer verlorenen Schlacht büßte er zugleich das Leben ein. Wenn die Olaf-Tryggvasons-Saga hinzufügt, daß damit auch sein kleines Reich zusammengestürzt sei, so ist das nicht ganz richtig. Schon durch Adam von Bremen erfahren wir, daß ein Sohn des Gefallenen ihm noch in der Herrschaft folgte

und sich gegen Gorm's Nachfolger eine Weile behauptete, bis auch er in den fortdauernden Kämpfen das Leben verlor. Wenn Adam von Bremen ihn Sigerich nennt, so ist dabei ein kleiner Hör- und Schreibfehler im Spiele; unsere Runensteine belehren uns, daß er Sigtrygg hieß.

Königin Asfred, der es also beschieden war, wie den Gemahl so den Sohn zu überleben, hatte seiner Zeit dem Gemahl ein nach heidnischem Brauche geweihtes Grab bereitet. Daß es heidnisch geweiht ward, ergibt sich aus dem Namen, mit dem sie dies Grab auf dem einen unserer Runensteine, dem Luisenlunder, bezeichnet, indem sie es als Vi Knuba, das Weihegrab Knuba's, bezeichnet. Offenbar gebraucht sie diesen unzweideutigen Ausdruck als einen offenen und stolzen Einspruch wider die dem Gemahl aufgedrungene Taufe. Alle Umstände lassen schließen, daß dieses königliche Weihegrab sich auf der Höhe des Königshügels befand, ebenda, wo jetzt das Denkmal für die im December 1863 bei Selk gefallenen Oesterreicher steht. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß diesem Grabmal einst auch der Runenstein nicht gefehlt hat; vielleicht gibt auch diesen der Schoß der Erde noch einmal zurück. Dem gefallenen Sohn aber bereitete sie die Ruhestätte innerhalb des väterlichen Weihegrabes, und hier setzte sie ihm die beiden Runensteine mit fast gleichlautender Inschrift: Den Luisenlunder und den zuletzt gefundenen Gottorfer.

Wimmer hat scharfsinnig nachgewiesen, daß die Inschrift des wahrscheinlich zuerst errichteten Luisenlunder rein dänisch ist, die des Gottorfer dagegen kleine dialektische Abweichungen zeigt, an denen man die dem Dänischen damals allerdings noch fast ganz gleiche Sprache der Schweden erkennt. Sie setzte also den einen im Namen ihrer dänischen, den anderen im Namen ihrer schwedischen Mannen. Die Inschrift des dänischen Steins lautet:

Asfred machte dies Grabmal dem Sigtrygg ihrem Sohn auf dem Weihegrab Knuba's.

An der Spitze der schwedisch gefärbten Inschrift nennt sie sich merkwürdigerweise mit einem kleinen Zusatz, statt Asfred: Vi-Asfred, also „die Asfred des Weihegrabes", als ob schon damals das Volk die ihr Geschlecht Ueberlebende, deren Königreich nur noch ein Grabhügel war, so bezeichnet hätte. Die Inschrift lautet:

Vi-Asfred, Tochter Odinkar's, machte dies Grabmal Sigtrygg dem König, ihrem und Knuba's Sohn.

Wer hörte nicht in diesem Lapidarstil, der die Worte auf das knappste Maß beschränkt, in diesem Zeichen treuen Festhaltens an den alten Göttern, in der Hervorhebung des Königthums ihres Sohnes und der eigenen königlichen Abstammung die hochgehende Bewegung, die das Herz der trauernden Königin durchfluthete!

III.

So lag also mit der dritten Generation der leicht aufgeschossene Baum dieser schwedischen Herrschaft entwurzelt am Boden. Es sollte aber noch ein Nachspiel dazu kommen. Ich wies schon darauf hin, daß unter König Gorm's des Alten Enkel, Sven Gabelbart, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts die Heereszüge nach England einen für die Herrschaft der Angelsachsen immer bedrohlicheren Charakter annahmen. Im Anfang der neunziger Jahre traf König Sven drüben im

Westen mit dem norwegischen König Olaf Tryggvason zusammen. Beide kriegten dort gemeinschaftlich und eroberten im Jahre 994 London. Dann schloß Olaf Frieden und zog ab, Sven aber setzte den Krieg noch weiter fort. Diese seine lange Abwesenheit aus dem eigenen Reiche benutzte nun König Erich der Siegreiche von Schweden, um eine alte Unbill an Sven zu rächen. Er fiel über Dänemark her und unterwarf es sich in raschem Siegeslauf. Daß er dabei auch Heidaby-Schleswig eroberte, das erfahren wir aus zwei Quellen. Der damalige schleswigsche Bischof Ekkehart, den wir im Jahre 1000 auf einer Bischofssynode in Gandersheim treffen, trug dort vor, er habe seine Bischofsstadt verlassen müssen, weil sie mit barbarischer Wildheit zerstört worden sei; freilich nennt er den Namen der Schweden dabei nicht. Daß aber König Sven Heidaby wieder erobern mußte — es war mithin im Besitz des Feindes, zu dessen Bekämpfung er aus England zurückeilte — das melden uns eben unsere Runensteine, die zwei nämlich, der größere Luisenlunder und der, welcher noch heute an seinem alten Platze vor dem Danevirke bei Bustorf steht. Beide sind Kämpfern aus des Königs Heere gesetzt, die hier fielen, jedenfalls hervorragende Helden, denn sie gehörten zu des Königs Tafelrunde. Den Luisenlunder setzte ein Kampfgenosse dem gefallenen Freunde. Die Inschrift lautet:

Thorulf ritzte diesen Stein, der Tafelgenosse Sven's, dem Erich seinem Kameraden,
der fand den Tod, als die Helden Heidaby belagerten;
er aber war Schiffsführer ein gar guter Held.

Den anderen Stein setzte der König selbst seinem Getreuen, dessen Gebeine in dem Hügel darunter bestattet wurden, wohl wahrscheinlich an eben der Stelle, wo er im siegreichen Ansturm auf die Höhen gefallen war. Die Inschrift lautet:

König Sven setzte den Stein dem Skardi, seinem Tafelgenossen, der war auf der Fahrt
nach Westen, fand aber jetzt den Tod vor Hedaby.

Mit der Fahrt nach Westen ist natürlich der soeben beendete siegreiche Heereszug nach England gemeint, und der gefallene Skardi dürfte kein Anderer sein als der Skardi, der wenige Jahre früher unter den für ihren wilden Kampfesmuth berühmten und gefürchteten Jomsvikingern erscheint.

Welch' lebendiges und farbenreiches Bild steigt auf solche Art vor unserer Phantasie empor, wenn wir auf dem kleinen Hügel vor Bustorf stehen, an Skardi's Denkmal. Südwärts am Selker Noor sehen wir den Platz, wo seinem Genossen Erich das Denkmal gesetzt ward, und darüber ragt die Höhe des Hügels, des höchsten Punktes der ganzen Umgegend, auf dem Königin Asfred dem Gemahl und dem Sohn das Grab weihte und die Runensteine setzte. Unser Blick schweift über das Feld, auf dem die blutigen Kämpfe jener Tage getobt haben, und wohl von dem Punkte aus, an dem wir stehen, ist über Skardi's Leichnam hinweg der siegreiche König in Heidaby eingedrungen. Die schwedischen Eroberer mußten vor ihm das Land räumen so schnell, wie sie es genommen hatten.

Das sind die längst verklungenen Geschichten, von denen die vier Schleswiger Steine Kunde geben. Wem fiele hier nicht das Wort des Dichters ein:

Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Zweites Buch.

Das vormärzliche Wien und das Jahr 48.

I.

Im Herbst 1846 übersiedelte ich nach Wien, um an der dortigen Universität das vierte und letzte Jahr Jus zu absolviren und das juridische Doctorat zu erlangen. Diese Uebersiedlung machte den bedeutungsvollsten Einschnitt in mein Leben, da ich in Wien meine zweite Heimath gefunden und es, kurze Unterbrechungen abgerechnet, nicht wieder verlassen habe. Es ist für mich eine werthvolle Erinnerung, noch die Abendröthe des vormärzlichen Wien miterlebt und mitgenossen zu haben; diese letzten Jahre des engen, vergnügten, gemüthlichen Wien, das nach dem Revolutionsjahr eine so ganz andere Physiognomie annehmen sollte. Eine flüchtige Bekanntschaft mit Wien, eine Art Recognoscirung des Terrains hatte ich einige Monate früher gemacht, indem ich die — mit einiger Liberalität ausgedehnten — Osterferien zu einem ersten Besuch in Wien benützte.

Mir lebte dort eine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, als Frau des Hofsecretärs im Hofkriegsrath Jaburek. Diese „Tante Rosi", mir von Kindheit auf besonders zugethan — sie hat mich mit dem ersten Paar Stiefel beglückt! — war eine lebhafte, gescheidte Frau von feinem Takt und liebenswürdigsten Umgangsformen. Mit welcher Freude folgte ich ihrer Einladung, mit welchen überschwänglichen Erwartungen! Letztere fand ich von dem damaligen Wien mit seinen engen Gassen, düsteren Thoren und festungsartigen Basteien keineswegs erfüllt. Schon meine Einfahrt vom Nordbahnhof, nach der damals sehr langen Fahrt über Olmütz, durch das finstere kasemattenfeuchte „Rothenthurmthor", enttäuschte mich. In Gänserndorf mußte der Eisenbahnzug lange Halt machen, weil die Polizei die Pässe der Reisenden genau visitirte und in Beschlag nahm; wir hatten dieselben zwei Tage später bei der Polizeidirection in Wien selbst abzuholen. Für die Fahrt von Prag nach Wien, also im

Bereich der Monarchie, bedurfte es eines Passes oder Passierscheins. Welche Zustände! Das berühmte Centrum der Stadt, „Graben und Kohlmarkt", imponirte mir gar nicht. Der Roßmarkt und der Graben in Prag sind doch ganz andere Plätze! Die hölzerne Ferdinandsbrücke über den Donaucanal war wirklich miserabel, auch wenn man gar nicht an die Prager Brücke dachte. Aber das Leben in Wien, seine künstlerischen und persönlichen Anregungen versetzten mich in einen Freudenrausch. Täglich, gleich nach dem Frühstück, eilte ich die Treppen hinab an die Straßenecke, um die Theaterzettel zu lesen. Fünf Theaterzettel! Ihr bloßer Anblick erfüllte mich mit Entzücken. Die Vormittage benützte ich theils zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, theils zu Besuchen bei Musikern, an die ich Empfehlungen besaß.

Mein erster Besuch galt Liszt, an den mir Berlioz ein freundliches Empfehlungsschreiben mitgegeben. Ich traf den Gefeierten, welcher damals in vollster Frische und männlich jugendlicher Anmuth prangte, in seinem Hôtel zur „Stadt London". Er saß, mit einer schwarzsammtenen Blouse und weiten türkischen Hosen bekleidet, am Clavier; nicht spielend, sondern schreibend. Er hatte ein Notenblatt auf dem Knie und schrieb da schief, à la Humboldt, seine langgestreckten, dünnen Noten. Während des Schreibens sprach er mit mir und zeitweilig auch mit einem Kreis von vier oder fünf jungen Leuten, die rauchend und plaudernd, wie in einem Kaffeehaus, sich rings auf den Divans räckelten. Unter diesen jungen Liszt-Enthusiasten waren Heinrich Ehrlich und Rudolf Schachner; die Namen der Uebrigen habe ich vergessen. Liszt fragte mich über die Orchesterconcerte und einige Opernaufführungen in Prag aus; mein lobender Bericht fand aber wenig Gnade vor diesem Kreise. Man wisse ja, hieß es, daß die Prager, eitel und prahlerisch, ihre Musik für die beste halten. Die jungen Herren hatten aber damals wirklich keine Ursache, auf Prag vornehm herabzublicken. In ernstem künstlerischen Streben und Vollbringen war damals Prag, trotz seiner bescheideneren Mittel, der Residenzstadt entschieden voraus; erst viel später hat sich das Verhältniß umgekehrt. Liszt war so liebenswürdig, mir beim Fortgehen ein Billet zu seinem Abendconcert anzubieten. Es war ein Sperrsitz auf der Galerie, damals der theuerste, jetzt der geringste Platz. Das Concert fand im alten Saal der Gesellschaft der Musikfreunde „Unter den Tuchlauben" statt und begann um halb zehn Uhr Abends. Es war das erste Nachtconcert, das ich erlebte und zugleich eines der letzten, die überhaupt noch stattfanden. In Wien bestand nämlich die recht kleinstädtische Verordnung, daß Concerte nie zur Theaterzeit gegeben werden durften, damit die Theater durch keine Concurrenz geschädigt würden. Die Concerte fanden denn auch in der Regel um die Mittagsstunde statt; nur Künstler von der ganz einzigen Berühmtheit und Anziehungskraft Liszt's konnten es wagen, das Publicum nach dem Theater zu einem Concert zu laden und bis Mitternacht mit Clavierspiel festzuhalten. Ueber Liszt's Spiel brauche ich mich hier nicht auszusprechen. Es machte mir, wie Allen, den Eindruck des Außerordentlichen. Nie wieder habe ich genialer, kühner, glänzender, unbegreiflicher spielen gehört. Nur Liszt selbst hat mich in späteren Jahren noch mehr entzückt, da er ruhiger, abgeklärter und in seinem Programm wählerischer geworden war. Damals (1846) schien

wirklich die Virtuosität sein höchster Zweck; auf die künstlerische Bedeutung der Compositionen legte er wenig Werth. Liszt spielte Rossini's Tell-Ouvertüre, einige Transscriptionen Schubert'scher Lieder, und zum Schluß seine Phantasie über spanische Nationaltänze. Wiederholt stürmisch gerufen, setzte er sich nochmals ans Piano und verarbeitete dieselben spanischen Themen in vollkommen freier Improvisation zu ganz neuen, glänzenden Gebilden. Liszt war sichtlich in guter, fast übermüthiger Laune, und so wirkte seine Improvisation ohne Vergleich hinreißender als das bekannte, uns im Druck vorliegende Stück. In Liszt's Concert konnte ich auch sehen, wie die bis dahin unbekannte, jetzt vornehmste Platzkategorie, der „Cercle", entstand. Der Saal und die Galerie erwiesen sich zu klein für den Andrang zu Liszt's Concerten. Man setzte Stühle auf das Podium, rings um das Clavier, und da insbesondere die Damen den Unvergleichlichen nicht nahe genug haben konnten, wurde dieser Anfangs als Nothbehelf erfundene Platz der gesuchteste und theuerste, ganz wie zu Voltaire's Zeiten die Sitze auf der Bühne des Théâtre français.

Ein zweites Empfehlungsschreiben hatte mir Berlioz für den Violinvirtuosen H. W. Ernst mitgegeben, den er als Künstler und Menschen besonders schätzte. Ich besuchte Ernst und empfing von seiner liebenswürdigen, milden Persönlichkeit wie von seinem Spiel den gewinnendsten Eindruck. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich den trefflichen Mann einige Jahre später als gänzlich gebrochenen, unheilbar Kranken wiedersehen sollte.

An den alten, pensionirten Hofcapellmeister Adalbert Gyrowetz war ich von einer mit ihm verwandten, ausgezeichneten Familie in Prag empfohlen. Es freute mich, den würdigen Mann kennen zu lernen, der noch mit Mozart und Haydn befreundet gewesen und dessen Opern und Ballete durch Jahrzehnte in Deutschland wie in Italien florirt hatten. Seine populärsten Opern waren „Agnes Sorel" und „Der Augenarzt"; zu letzterem hatte der berühmteste katholische Prediger Wiens, Dr. Emanuel Veith, das Textbuch geschrieben. Gyrowetz wohnte im dritten Stock eines alten Hauses auf dem Franciskanerplatz, der Kirche gegenüber. Trotz seiner dreiundachtzig Jahre war der alte Herr rüstig, gesprächig und lebenslustig; kam selten vor Mitternacht nach Hause und fehlte nie bei den geselligen Samstagsabenden der „Concordia". Er componirte jeden Morgen ein Lied. Das eben frisch gelegte Ei schenkte er mir zum Andenken und lud mich für den nächsten Tag zu Tisch, punkt zwölf Uhr. Ich traf dort einen Studenten, dem Gyrowetz einen Freitisch gab. Er hatte eine kleine Pension als Hofcapellmeister und außerdem die Zinsen eines bescheidenen Capitals, das er in besseren Tagen zusammengespart. Zu jener Zeit konnte man, wie Gyrowetz, die Theater mit hundert Opern und Balleten versehen haben, ohne zu ansehnlichem Wohlstand zu gelangen. Als er das siebzigste Jahr überschritten hatte, calculirte er so: älter als achtzig Jahre werde ich doch nicht, warum soll ich, kinderloser Greis, mein eigenes Capital nicht angreifen? Er theilte es in zehn gleiche Theile und verbrauchte jährlich einen davon. Aber er hatte sich verrechnet; nicht achtzig, sondern siebenundachtzig Jahre schenkte ihm der Himmel! Da wären die letzten wahrlich die biblischen „mageren sieben Jahre" geworden, hätten nicht einige Freunde, insbesondere der immer wohlthätige Meyerbeer, dafür gesorgt, daß der alte Herr

nicht Mangel leide. — Es ist mir eine rührende Erinnerung, diese aus dem vorigen Jahrhundert herüberragende, liebenswürdige Persönlichkeit noch kennen gelernt zu haben. Mit welcher Andacht ergriff ich die runzelige Hand des Mannes, der mit Haydn und Mozart freundschaftlich verkehrt, mit Goethe die Umgebung Roms durchstreift hatte und während der französischen Revolution ein Liebling seines Tischnachbars, des „Capitän" Bonaparte, gewesen ist! Ja, ich freue mich, noch mit dem uralten Gyrowetz an einem Tisch gesessen zu haben, und vor einigen Tagen mit dem jüngsten Glückskinde Mascagni! Wie viel Musik und welche Musik liegt zwischen diesen beiden Mahlzeiten!

Noch ein zweites ehrwürdiges Haupt aus dem classischen Jahrhundert hatte ich als fünfzehnjähriger Knabe das Glück begrüßen zu dürfen: den Dichter der „Urania", Tiedge. Es war in Karlsbad, wo ich meine, dort zur Kur weilende Mutter besuchte. Im selben Hause mit ihr wohnte der alte Tiedge. Ich hatte seine „Urania" und die Gedichte gelesen — welchen „Classiker" hätte ich damals nicht verschlungen! — war also sehr glücklich, mit dem gefeierten Poeten unter einem Dach zu wohnen. Meine Mutter und ich nahmen Theil an einer Gesellschaft, welche den in einem Rollstuhl fahrenden alten Herrn zu einer Jause im „Posthof" begleitete. Tiedge wurde dort in einen Lehnstuhl gesetzt, die Uebrigen nahmen Sessel, ließen aber, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, den Platz zur Rechten Tiedge's frei. Da ich als der Allerjüngste bis zuletzt stehen geblieben war, so fiel mir, zur allgemeinen Erheiterung, der Ehrenplatz von selbst zu. Ich freute mich weidlich dieses Glückfalls und der gütigen Mittheilsamkeit Tiedge's, der mir mancherlei über meinen Liebling Mathisson erzählte. Vor seiner Abreise schrieb er mir in mein Stammbuch die schönen Worte: „Das reine Wohlwollen für Andere streuet unverwelkliche Blumen in unser eigenes Leben." —

Nach dieser verspäteten Erwähnung Tiedge's, zu welcher mich die Bekanntschaft des greisen Gyrowetz veranlaßte, habe ich noch zweier musikalischer Besuche aus jener anregenden Wiener Osterwoche zu erwähnen: Josef Dessauer und Emil Titl, beide durch ihren Zusammenhang mit Prag mir näher stehend. Titl war noch kurz zuvor Regimentscapellmeister in Prag gewesen; ich wußte, es werde ihn freuen, wenn ein Prager ihn besucht und ihm erzählt, daß seine „Nächtliche Heerschau" (für Männerchor und Orchester) oft mit großem Beifall gesungen werde und seine Operette „Der Zauberschleier" volle Häuser mache. Letzteres Werk, das Titl als Capellmeister des Josefstädter Theaters componirte, hat dieser und zahllosen anderen Bühnen Tausende eingetragen, ihm selbst aber (es war noch nicht die Zeit der Tantièmen) ein armseliges Honorar. Als ich ihn besuchte, war er noch in voller Kraft, rüstig und fleißig. Später aber, als pensionirter Capellmeister, hatte er mit seiner Familie Noth zu leiden. Ich war so glücklich, ihm vom Unterrichtsminister eine bescheidene, jährliche Pension zu erwirken und kann den erschütternden Anblick nicht vergessen, wie der alte Mann, von dankbarer Rührung überwältigt, seine Frau und Kinder um mich versammelte und Alle weinend und schluchzend meine Hände faßten. Heute würde ein so anhaltender populärer Erfolg, wie der von Titl's „Zauberschleier", den Componisten zu einem reichen Manne machen — man denke an Lecoq's „Angot", an Neßler's „Trompeter", vollends an die „Cavalleria rusticana"! Emil Titl theilte

aber das Loos seines ungleich bedeutenderen Collegen Lortzing, im Alter darben zu müssen. Ich ziehe einen Schleier darüber — aber keinen Zauberschleier.

Von feinerem Geschmack und gründlicherer Bildung hat Josef Dessauer mit allen seinen Opern doch niemals einen Bühnenerfolg errungen, wie Titl mit dem einen, anspruchslosen Zauberschleier. In der Musikwelt erfreute sich Dessauer großer Achtung und in den Wiener Gesellschaftskreisen besonderer Beliebtheit. In meine Knabenzeit reicht die Erinnerung an eine eigenthümlich geschäftige Aufregung, welche sich eines Tages der Prager Gesellschaft bemächtigt hatte. Es galt der Ankunft eines berühmt gewordenen, weit gereisten Landsmannes, welcher nun eine selbstcomponirte Oper in seiner Vaterstadt zur Aufführung bringen sollte. Der vielumschwärmte Componist war Dessauer, seine Erstlingsoper hieß „Lidwinna" und war von Carl Egon Ebert für ihn gedichtet. Es sind mitunter klangvolle Namen des österreichischen Parnasses, welche die Dichtungen der Dessauer'schen Opern zieren: Ebert, Bauernfeld, Alexander Baumann. Meistens waren die Namen besser als die Leistung, z. B. gerade bei der „Lidwinna", deren von abgeschmacktem Zauberspuk strotzende Handlung man einem Dichter wie K. E. Ebert kaum zumuthen sollte. „Lidwinna" mit der jugendlichen Jenny Lutzer in der Titelrolle, fand in Prag (1836) eine günstige Aufnahme, erhielt sich aber nur kurze Zeit auf dem Repertoire. Anhaltenderen Erfolg hatte Dessauer's zweite Oper: „Ein Besuch in St. Cyr". Das feine, im französischen Conversationsstil gehaltene Libretto Bauernfeld's eignete sich vortrefflich für das Talent Dessauer's, das im Ausdruck des Graziösen und Eleganten, des leicht Sentimentalen und Schalkhaften vorzugsweise glücklich war. Schon vor seinen ersten Opernversuchen hatte Dessauer große Erfolge als Liedercomponist errungen; auch in Paris. Zur Zeit meines Wiener Aufenthalts genoß Dessauer unbestrittene Geltung in der österreichischen Musikwelt. Die Situation, in welcher ich ihn kennen lernte, war drollig genug. Dessauer, in Hemdärmeln, eine Küchenschürze vorgebunden, stand auf einem Stuhle und lackirte mit einem in Firniß getauchten Pinsel einen hohen, geschnitzten Wandschrank. „Alte Möbel," entschuldigte er sich lachend, „das ist meine neueste Liebe! Ueberall schaue ich nach alterthümlichen Schränken und Truhen aus und habe schon hübsche Stücke zusammengebracht." Auf meine Bemerkung, daß seine Musik mich denn doch mehr interessire, warf er Pinsel und Schürze fort und legte seinen eben erschienenen Liedercyklus „Slavische Melodien" (Texte von Siegfried Kapper) auf das Clavierpult. Er sang sie mir mit einer abschreckenden „Componistenstimme" und dennoch hätte ich seine musikalische Bekanntschaft kaum auf günstigere Art machen können. Wer Dessauer nicht bloß als gefälligen Melodiker, sondern als intensiv poetisches Talent kennen lernen will, der singe sich diese „Slavischen Melodien". Ich werde später noch Gelegenheit haben, von Dessauer zu erzählen. —

Außer dem Liszt'schen Nachtconcert waren mir bei meinem ersten Besuch in Wien noch zwei denkwürdige Musikproductionen beschieden: ein großes Philharmonisches Concert und die Eröffnungsvorstellung der italienischen Oper. Das Philharmonische Concert fand um die Mittagsstunde im großen Redoutensaal statt, unter der Leitung Otto Nicolai's. Es war das erste und letzte Mal, daß ich den zierlichen kleinen Mann am Dirigentenpulte sah. Er diri-

girte die neunte Symphonie mit sorgfältiger, mehr feiner als großartiger Auffassung und so leidenschaftlich nervöser Hingabe, daß er nach dem Schlußaccord fast ohnmächtig zusammenbrach. Der Tenorist Josef Erl sang Beethoven's „An die entfernte Geliebte", ein Liederkranz, der entzückend und rührend durch die einfache Innigkeit, insbesondere der langsamen Sätze, mich doch jedesmal durch den opernhaften Schluß etwas verstimmt. Der herkulische Erl, ein ausgiebiger Heldentenor von großem Werth für die Bühne, besaß keine Spur von Poesie und tappte ganz äußerlich an der Beethoven'schen Lyrik herum. Die Clavierbegleitung spielte kein Geringerer als Liszt, auf den sich auch die ganze Aufmerksamkeit des Publicums zu concentriren schien. Es war dies ein ganz exceptionelles Concert, neben welchem der allgemeine klägliche Zustand des Wiener Concertwesens jener Zeit nur um so dunkler erschien. —

Der Ostermontag bedeutete stets ein besonderes Fest für Wien; eigentlich zwei Feste. Nachmittags die Praterfahrt, welche damals noch an ihren glänzenden Traditionen festhielt: eine Art großartigen Debüts funkelneuer Equipagen, prächtiger Pferde und elegantester Frühlingstoiletten. Abends fand regelmäßig die erste Vorstellung der dreimonatlichen italienischen Opernsaison statt und lockte die feine Welt ins Kärntnerthor-Theater. Ich hatte niemals italienische Sänger gehört, und auch die Eröffnungsoper „Ernani" von Verdi war mir gänzlich unbekannt. Mit welcher Erwartung betrat ich das Parterre; wie glücklich fühlte ich mich, noch vor meiner Rückkehr in den Prager Schulstaub das erleben zu können! Aber was ich wirklich erlebte, war eine völlige Enttäuschung. Nur mit dem Aufgebot aller Geduld und Willenskraft hielt ich die Oper bis zum Ende aus, so sehr langweilte sie mich. Italienische Opernmusik war meinem, nur an deutscher Musik herangebildetem Geschmack etwas Fremdartiges, Unsympathisches. Für Gesangsvirtuosität hatte ich keinen Sinn, und die Verdi'sche Oper klang mir über die Maßen langweilig, undramatisch und roh. Beim Herausgehen stieß ich auf einen Prager Bekannten, den als trefflichen Sänger und Gesangsprofessor hochgeschätzten Giovanni Gordigiani. Er, dem natürlich italienische Musik das Höchste war, äußerte sich ganz entzückt über die Oper. Ich konnte seine Begeisterung, er meine Langweile nicht begreifen. „Aber das Duett im zweiten Akt müssen Sie doch schön finden?" fragte er in freundlich bekehrendem Ton. — „Das Duett im zweiten Akt? Ich erinnere mich wirklich nicht daran". — „Und das Andante des Königs im dritten Akt, ist es nicht herrlich?" — „Ja, von dem weiß ich auch nichts mehr." — „Jedoch diese Stelle und jene im vierten Akt?" Gordigiani bezeichnete sie alle nach Tempo und Tonart. Ich war beschämt, mußte aber gestehen, daß mir eine Nummer wie die andre vorgekommen war, daß aus dem ermüdenden Einerlei dieser Musik mir keine Einzelheiten im Gedächtniß hafteten. Ich hatte diese „Herrlichkeiten" ebensowenig begriffen, wie die frenetischen Beifallsausbrüche des Publicums. Mir ist die erste italienische Oper und mein Gespräch mit Gordigiani stets denkwürdig geblieben. Ich habe später sehr gut einsehen gelernt, daß man auch die italienische Musik näher kennen muß, um ihre Vorzüge, ihre Schönheiten zu verstehen. Mit dem hochmüthigen „das ist nur oberflächliche Musik, die braucht man nicht zweimal zu hören, höchstens ein halbmal", — ist es nicht gethan, so oft

man das auch von Deutschen hört. Unnöthig zu sagen, daß ich in späteren Jahren das Schöne der italienischen Musik, auch in Verdi, verstehen und würdigen gelernt habe, ja, daß ich gerade dieses Schöne heute höher schätze und lebhafter empfinde, seit in unserer dramatischen Musik das „Dramatische" die „Musik" zu vernichten beginnt und das Orchester den Gesang. Nur so lange man noch sehr wenige italienische Opern kennt, sie von ungenügenden Sängern und überdies mit übler Voreingenommenheit gehört hat, kommt uns die eine wie die andere vor. Italienern geht es ebenso mit deutscher Musik. Mein italienischer Freund Victor Pozzi, der nur in der welschen Musik Empfindung und dramatischen Ausdruck fand, ließ sich in Wien von mir in einige deutsche Opern führen. Fidelio, Zauberflöte, Hans Heiling, — „nun, wie gefällt Dir das?" „Für mich ist das Kirchenmusik," antwortete er stets. — „Aber dieses Duett, jenes Terzett und gar das Finale?" drängte ich weiter. — „Es hat mir Alles ziemlich gleich geklungen; ich wüßte Einzelnes kaum hervorzuholen aus meinem Gedächtniß." Also genau dieselben Antworten, wie ich sie Gordigiani gegeben nach der Verdi'schen Oper. Solche Erfahrungen machen vorsichtig und sollen uns in der Jugend mißtrauisch stimmen gegen uns selbst. Ich muß dabei immer an die Geschichte von dem Neger denken, welcher von einem englischen Matrosen, dessen Namen er nicht wußte, bestohlen worden war. Der Kapitän des englischen Schiffes ließ sämmtliche Matrosen in Reih' und Glied vor ihm aufmarschiren; der Kläger sollte jeden Einzelnen genau ansehen und bezeichnen, welcher der Thäter gewesen. Der Neger war aber nicht im Stande, die Matrosen von einander zu unterscheiden; er behauptete, die Europäer hätten alle dasselbe Gesicht. Ebenso geht es uns Europäern mit den Negern. Ein längerer Verkehr, eine genauere Beobachtung, — und man wird sich beiderseitig überzeugen, daß weder alle Weißen noch alle Schwarzen dasselbe Gesicht haben.

II.

Mein Osterausflug nach Wien war nur dem Vergnügen gewidmet; ich konnte, jeder Sorge und Arbeit ledig, mich ganz dem Rausch der neuen Eindrücke hingeben. Als ich wenige Monate später nach Wien übersiedelte, um dort meine Universitätsstudien zu beenden, hatte die Sache schon ein ernsthafteres Gesicht. Indeß — das letzte Jahr des Studentenlebens ist noch immer heiterer und poetischer als das erste im Staatsdienst und alle folgenden. Das Studium, obwohl nicht vernachlässigt, ließ mir doch freie Zeit genug für Anderes, was mich mehr interessirte als die österreichische Gerichtsordnung und die Verwaltungsgesetze. Ich hatte in der Vorstadt Landstraße, dem damaligen Studentenviertel, ein kleines möblirtes Zimmer gemiethet, das monatlich vier Gulden kostete. Das ist ein Beispiel von der Billigkeit im vormärzlichen Wien. Ein ganz anständiges, mäßiges Mittagsmahl war mit zwanzig Kreutzern C. M. zu bestreiten. Gleich beim Erwachen freute ich mich auf ein angenehmes halbes Stündchen: das Frühstück in einem Kaffeehause in der Wollzeil, ganz nahe der Universität. Es war mir, der ich, sehr häuslich erzogen, in Prag niemals ein Kaffeehaus besucht hatte, eine Wonne, mich zu einer Portion guten Kaffees mit köstlichem Wiener Gebäck auf den rothsammetnen Divans des eleganten

Kaffeehauses niederzulassen und die Wiener Zeitschriften durchzublättern: Frankl's „Sonntagsblätter", Saphir's „Humorist", Bäuerle's-Theater-Zeitung, den „Wanderer", den „Sammler" und was sonst damals an gemüthlich unpolitischen Journalen in Wien blühte. Da geschah es freilich an manchem kalten, dunkeln Wintermorgen, daß ich mich etwas verspätete und der Glockenschlag Acht mich noch im Kaffeehaus überraschte. Es war zu spät, rechtzeitig zur ersten Vorlesung einzutreffen. Ich machte mir keinen besonderen Kummer darüber, war doch die Achtuhrstunde dem einschläferndsten Professor des allerlangweiligsten Gegenstandes gewidmet. Punkt neun Uhr war ich und viele Andere an der Thüre des Hörsaales. „Hat er Namen verlesen?" war unsere Frage. Nein! Nun, da war ja Alles gut. Nur die „Absenz" hätte uns verdrossen, und auch diese war am Ende kein so großes Unglück. Die zweite Stunde habe ich niemals versäumt; der Gegenstand, Nationalökonomie, war mir interessant, und der Professor Eduard Tomaschek fesselte mich durch seinen klaren, von einem wohllautenden, weichen Organ unterstützten Vortrag. Er war ein noch junger Mann, begabt und von moderner Bildung, der später als Hofrath im Unterrichtsministerium mein liebenswürdiger Vorgesetzter und mir Zeitlebens freundschaftlich zugethan blieb. Einen anderen anregenden Professor als ihn, wüßte ich aus meiner eigenen Wiener Erfahrung nicht zu nennen. Gerne hätten wir literarisch strebsamen jungen Leute ein oder das andere außerordentliche Collegium gehört, aber die dafür angestellten Professoren wirkten abschreckend, und Privatdocenten gab es nicht. Ein eigentliches „Studentenleben" habe ich nie gekannt. Es gab keine Burschenschaften, keine Verbindungen, keine Commerse. Jeder von uns lebte und studirte für sich, was jedenfalls nicht schlechter ging, als in Verbindung mit Trinkgelagen und Schlägereien. Nach dem Muster deutscher Universitätsstädte begann ein Studentenleben in diesem Sinne bei uns erst im Jahre 1848, also nachdem ich die Universität verlassen hatte. Es feierte in Wien seine Neu-Existenz mit zwei in ganz Deutschland allbekannten Liedern, die ein wunderlich gütiges Schicksal nur für Wien gleichsam aufgespart hatte. Reichhardt's „Was ist des Deutschen Vaterland" und das Fuchslied „Was kommt dort von der Höh". Und was im Revolutionsjahr die Wiener Studenten sangen, das sang das ganze Volk.

Im Hause meiner Verwandten fand ich manche Anregung, manches Vergnügen, und viele für meine Zukunft wichtige Anknüpfungen, die in Prag nicht möglich waren. Onkel Jaburek, ein angenehmer, freundlicher Mann, hatte in Wien zwei Vettern, mit deren Familie wir einen lebhaften Verkehr unterhielten: den Hofrath im Oberstthofmeisteramt, Baron Forstern und den General-Auditor von Dratschmiedt. Das Haus des Letzteren ist mir Jahre lang ein unschätzbares Asyl intimen und künstlerischen Verkehrs gewesen. Baron Forstern verfügte in seiner dienstlichen Stellung über Freikarten ins Burgtheater und in die Oper, die uns sehr oft zu Gebote standen und mir um so werthvollere Genüsse verschafften, als die Börse des Studenten doch nicht allzu reichlich gefüllt war. Als ein besonderes Glück empfand ich die immer gute Laune meines Onkels und meiner Tante. Man kann oft die Wahrnehmung machen, daß kinderlose, in ungestörter Harmonie lebende Ehegatten sich eine heitrere Weltanschauung, ihren Freunden

und Bekannten eine freundlichere Laune bewahren, als Eltern, die, von der Sorge für ihre Kinder bedrückt, für jedes Glücksgefühl leicht absterben. Es ist eine Art Ersatz für den Kindersegen, daß solche Elternpaare mehr von den Freuden der Außenwelt genießen, sich ein behaglicheres Leben bereiten können, was dann auch erwärmend auf ihre Umgebung ausstrahlt. Wie jedoch auch eine sehr zahlreiche Familie bürgerlichen Mittelstandes sich eine ewig heitere Laune und Lebenslust bewahren könne, das war nirgends schöner zu sehen, als in dem Hause meines Onkels Dratschmiedt. Heiter und liebenswürdig wie die beiden Eltern, zeigten auch ihre Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter im Alter von fünfzehn bis einundzwanzig Jahren, die reizendste Verschmelzung von humaner Bildung und echt wienerischem, sanguinischem Temperament. Viele meiner Wiener Leser dürften sich noch der stattlichen, würdevollen Erscheinung des General-Auditors Friedrich Dratschmiedt von Mährentheim erinnern, dessen blaue Augen und rosig angehauchtes Gesicht unter dem dichten, schneeweißen Haar uns doppelt sympathisch anblickten. Nie hat ein milderer Mann den Säbel getragen, nie ein humanerer Geist das Militärstrafgesetz gehandhabt. Der Bureaudienst hatte seine Liebe für Kunst und Wissenschaft, insbesondere für Musik und Poesie nicht im mindesten abgeschwächt. Er war ein guter Vorleser und sang noch als alter Herr mit tiefer Empfindung Schubert'sche Lieder. Sein Lieblingslied „An die Musik" haben wir scherzhaft die „Dratschmiedt'sche Volkshymne" genannt. Mehrere Jahre bekleidete dieser General mit Eifer und Erfolg das Ehrenamt eines Präsidenten der „Gesellschaft der Musikfreunde". An den intimen Abenden bei Dratschmiedt wechselte Musik mit schöner Literatur ab. Einmal las uns Bauernfeld sein neuestes Drama „Franz von Sickingen" aus dem Manuscript vor; ein andermal übernahm Onkel Dratschmiedt die Lecture des eben erschienenen Schauspiels von Hendrik Herz „König René's Tochter"; Josef Lewinsky, das jüngste Mitglied des Burgtheaters, erfreute uns mit dem Vortrag der schönsten Grillparzer'schen Gedichte, und Clara Schumann, die mit ihrer Tochter wiederholt bei Dratschmiedt wohnte, folgte mit ihrem herrlichen Clavierspiel. Auf meine Bitte spielte sie dort auch manche mir besonders theueren Stücke von Schumann, die sie damals öffentlich vorzutragen noch für gewagt hielt; wie die Humoreske op. 20, die Symphonischen Etüden u. A.

Eine so anmuthige, fast ununterbrochene Geselligkeit konnte von einer nicht reichen Familie freilich nur zu einer Zeit gepflegt werden, da man weit genügsamer und anspruchsloser lebte als heutzutage. Man konnte viel häufiger Freunde bei sich sehen, weil diese kein großes Souper erwarteten; man gab anstatt eines kostspieligen, großen Balles, drei oder vier bescheidene Hausbälle, bei denen es ungezwungen herging und Alles sich köstlich unterhielt. Einige junge Herren waren immer da, welche am Clavier abwechselnd zum Tanze spielten. Dieses Talent und diese Bereitwilligkeit findet man heute viel seltener unter der männlichen Jugend. Mit großartigem Humor pflegte Josef Hellmesberger, der vortreffliche Violinist und Conservatoriums-Director, in seiner Wohnung Hausbälle als Muster wohlfeilster Unterhaltung unter dem Titel „Würstelbälle" zu geben. Es wurde dabei nichts anderes servirt als „Würstel mit Kren", Semmeln und Bier, — Alles vortrefflich und in Hülle und Fülle. Niemand durfte in

Frack oder Balltoilette erscheinen, man tanzte in bequemem Sommeranzug. Ein ausgezeichneter Walzerspieler arbeitete unermüdlich auf den Tasten, ebenso unermüdlich tanzten die Gäste, größtentheils heiteres Künstlervölkchen, bis zum Morgengrauen. Nirgend war man so lustig, nirgend so ungezwungen, als auf so einem Hellmesberger'schen Würstel-Hausball. Der Hausherr heimste mehr Dank dafür ein als für das glänzendste Ballfest — und hatte doch so wenig ausgegeben!

In allen Dingen herrschte eine heitere Anspruchslosigkeit in den Familien unserer höher gestellten Beamten. Ausflüge in die Umgebung wurden immer im Omnibus gemacht oder in der dritten Eisenbahnklasse. Man konnte sich eben mit so bescheidenem Sinn viel mehr Vergnügen gönnen. Sperrsitze oder Logen waren ein seltener Luxus; meine Verwandten gingen mit ihren Familien ins zweite Parterre. Da existirte eine jetzt aufgehobene, wunderliche Praxis. Weil man sich gute Plätze sichern und doch nicht ein bis zwei Stunden früher schon dort sitzen wollte, schickte man seine Dienstboten hinein; diese zahlten an der Kassa ihre Eintrittskarten und verharrten auf den Plätzen, bis ihre Herrschaft kam, dann machten sie dieser Platz und ließen sich an der Kassa ihr Geld zurückgeben, wozu sie das Recht hatten, so lange die Vorstellung noch nicht begonnen. Es war ein überaus komischer Anblick, in den Hoftheatern von sechs bis gegen sieben Uhr lauter Köchinnen und Dienstmädchen in Hauben und Kopftüchern im Parterre sitzen zu sehen. Mit der Zeit wurde dieses regelmäßige Geldzurückgeben an die „Platzaufheber" den Kassirern doch zu toll, und diese patriarchalische Stellvertretung ward untersagt. Wer einmal auf seinem Sitze saß, mußte sitzen bleiben. So angenehm durch heitere Zwiesprach gewürzte Theaterabende wie im zweiten Parterre habe ich kaum wieder genossen auf den bequemen Parkett- und Logenplätzen meiner späteren Zeit. Und so lustige Sylvesterabende auch nicht. Onkel und Tante Jaburek sind im rüstigsten Alter rasch weggestorben; von der Familie Dratschmiedt lebt nur die jüngste Tochter noch, die immer lustige Sophie, als Frau des Malers Alois Schönn. —

III.

Das juridische Studium in Wien beschränkte nicht allzu grausam meine musikalischen Passionen. Zuerst drängte es mich, den starken Eindruck, welchen mir Wagner's „Tannhäuser" in Dresden gemacht, in meinem Gedächtniß aufzufrischen und eine Analyse dieser Oper zu schreiben. Wagner war damals in Wien, ich glaube in ganz Oesterreich, völlig unbekannt. Ich konnte freilich nicht hoffen, daß meine junge Stimme durchdringen würde mit der Anpreisung des „Tannhäuser" (— er wurde erst dreizehn Jahre später, im Herbst 1859, im Hofoperntheater aufgeführt —) aber wenigstens wollte ich dem engeren Kreis der Musiker eine Schilderung dieses hochinteressanten Werkes geben. Mit Erlaubniß Liszt's durfte ich die ihm gehörige Partitur des „Tannhäuser", die er bei Mechetti deponirt hatte, bei der Abfassung eines langen, mit vielen Notenbeispielen gespickten Aufsatzes benützen, der sich durch elf Nummern der „Wiener Musikzeitung" fortschleppte. Dieser Artikel trug mir den geistvollen

und inhaltreichen Brief R. Wagner's vom 1. Januar 1847 ein, welchen ich in meinen „Musikalischen Stationen" mitgetheilt habe[1]).

Der Redacteur der „Wiener Musikzeitung" hieß Dr. August Schmidt. Er war Beamter — natürlich, möchte man hinzusetzen. Im vormärzlichen Oesterreich war Jedermann Beamter, den die Liebe zu künstlerischem Schaffen verzehrte, während er selbst nichts zu verzehren gehabt hätte ohne ein nebenbei betriebenes, gemüthliches Staatsamt. Unsere Dichter: Collin, Grillparzer, Friedrich Halm, Mosenthal, J. N. Vogl, Tschabuschnigg, Franz von Braunau, Otto Prechtler ꝛc., Alle waren Beamte, die Musikschriftsteller Kiesewetter, Mosel, Anton Schmid (der Biograph Gluck's), Ambros — Beamte. Dr. August Schmidt arbeitete den ganzen Vormittag angestrengt in der Staatsschuldenkasse; am Nachmittag und Abend redigirte er seine Musikzeitung, schrieb für dieselbe zahlreiche Artikel, corrigirte bis in die späte Nacht. Außer der Begründung und tüchtigen Führung dieses Blattes hat er das Verdienst, den ersten Männergesangverein in Wien ins Leben gerufen zu haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten und Vexationen von Seiten der argwöhnischen Behörden. A. Schmidt war ein bescheidener und liebenswürdiger Mann, der aus echter Kunst- und Vaterlandsliebe für die musikalische Förderung Wiens nach seinen Kräften wirkte. Von einem nennenswerthen Ertrag seines Unternehmens konnte ohnehin nicht die Rede sein. Die größten Musikverleger Frankreichs und Italiens haben es mir bestätigt, daß eine Musikzeitung nur mittelbar sich rentiren könne, indem sie als Eigenthum einer großen Firma eine fortlaufende Reclame für deren Verlagsartikel bildet. Diese Voraussetzung fehlte in Wien. — Als stillschweigende Bedingung galt bei Schmidt's Musikzeitung der Verzicht auf Honorar, genau wie bei dem früher erwähnten Prager Blatt „Ost und West". Gern hätte ich trotzdem die größeren Concerte oder Opernnovitäten besprochen, schon des freien Eintritts wegen; aber dieses Ressort war in festen Händen, ich will nicht sagen in den besten. Nur hin und wieder ersuchte mich Schmidt um eine Notiz über irgend ein kleineres Privat- oder Wohlthätigkeitsconcert, und ich Esel freute mich noch damit, in entlegener Vorstadt einige Lieder und Clavierstücke gratis hören und kritisiren zu dürfen. Wie haben die Zeiten sich verändert!

Weit größeren Reiz und Werth hatte es für mich, hin und wieder einen Aufsatz in Frankl's „Sonntagsblätter" zu schreiben. Dieses Blatt war unter den vormärzlichen Journalen Wiens weitaus das literarisch gediegenste und geschmackvollste. Dem oberflächlichen Neuigkeitskram und Theaterklatsch der übrigen Blätter stand es durch seine Bevorzugung der Poesie und bildenden Künste, durch seine ernste Haltung und gewählte Sprache vornehm gegenüber. Ludwig August Frankl, dessen poetisches und journalistisches Talent durch die ruhige Anmuth seines Verkehrs noch an Reiz und Einfluß gewann, bildete in Wien eine Art literarischer Gesandtschaft, bei welcher kein schreibender oder schreiblustiger Ankömmling sich vorzustellen unterließ. Er kannte meine Prager Versuche und forderte mich auf, über besonders wichtige musikalische Vorkommnisse ausnahmsweise neben seinem stabilen Musikreferenten das Wort zu ergreifen. Da war es mir

[1]) Neue Folge der „Modernen Oper". Berlin 1880. S. 268.

gleich eine Herzensangelegenheit, in den „Sonntagsblättern" die Ankunft Robert Schumann's zu feiern, welchen das Wiener Publicum fast nur dem Namen nach und zwar als „Mann der Clara Wieck" kannte. Prag war, wie schon früher erwähnt, der Residenz in diesem und andern musikalischen Punkten bedeutend voraus. In Wien dürfte ich der Erste gewesen sein, welcher die hohe Bedeutung Robert Schumann's dem Publicum zu erklären versuchte, wie ich auch der Erste war, der hier für Richard Wagner und seinen Tannhäuser eintrat. Andere Aufsätze von mir behandelten die erste Aufführung von Meyerbeer's „Vielka" im Wiedener Theater, Mendelssohn's Oratorium „Elias", ein großes Concert des Componisten Dr. Alfred Becher, den Tod Mendelssohn's u. s. w. Meinen Artikel über Schumann mußte ich Frankl im Manuscript vorlesen; er fand eine Stelle darin unklar; ich suchte sie zu erklären und zu vertheidigen, traf es aber nicht zu seiner Zufriedenheit. Nach einer Weile sagte Frankl: „Wenn zwei gebildete Menschen eine volle Viertelstunde über einen Satz, einen Ausdruck disputiren und sich nicht verständigen können, so muß von Seite des Autors ein Fehler vorliegen." Er hatte Recht. Ich nahm das Blatt wieder nach Hause, überlegte und änderte. Es ist seither ein halbes Jahrhundert verflossen, aber den Ausspruch Frankl's habe ich nie vergessen; er stellt sich mir augenblicklich ein, so oft ein unklarer mißverständlicher Satz meiner Feder entschlüpfen will.

Ich hatte eine Reihe längerer Aufsätze in den Jahren 46 und 47 für die „Sonntagsblätter" geschrieben, ohne an ein Honorar zu denken, so erwünscht es mir gekommen wäre. In diesem Punkt war ich gut erzogen. Da macht mich einmal ein Mitarbeiter Frankl's aufmerksam, daß dieser sich nicht weigere, ein Honorar zu zahlen, wenn man ihn ausdrücklich darum angehe. Ich fasse Muth und trage Frankl meinen Wunsch bescheiden vor. „Setzen Sie sich ein wenig; ich will gleich Ihr Guthaben zusammenrechnen. — Und nun zählt er die Zeilen und berechnet und addirt und überreicht mir endlich die Rechnung, die für meine sämmtlichen Artikel zusammen etwas über — acht Gulden ausmachte. „Erlaube mir jedoch," schrieb er unter die Summe, „Ihnen zwei kaiserliche Dukaten zu offeriren". Er überreicht mir aus einem Pillenschächtelchen zwei Dukaten, und ich Neuling — glaubte Wunder was zu haben! Es war mein erstes Schriftstellerhonorar, und ich bedankte mich mit Ueberschwänglichkeit. Zum Geschäftsmann war ich offenbar nicht geboren. Indessen verdankte ich den „Sonntagsblättern" mehr und Werthvolleres, als diese zwei Goldstücke. Ich war durch Frankl's Blatt bekannt geworden und empfing davon auch bald einen reellen Beweis. Mit dem ersten Januar 1848 erhielt die kaiserliche „Wiener Zeitung", welche bisher nur durch ihre amtlichen Publicationen wichtig, sonst aber kläglich bestellt war, eine größere Form und eine neue vielversprechende Leitung. Drei Professoren der Rechte, anerkannt tüchtige Männer von moderner Bildung, wurden gemeinschaftlich mit der Redaction betraut: Eduard Tomaschek, Moritz Heyßler und M. von Stubenrauch. Man schien in den höheren Regionen doch etwas zu wittern von dem herannahenden frischeren Luftzug, der sich bald zu dem Gewitter der Märzrevolution steigern sollte und fand die lächerlich philiströse Rolle, in welcher die „Wiener Zeitung" förmlich versteinert war, nicht mehr zeitgemäß. Durch die genannten

drei Männer erhielt das officielle Blatt auch in seinem literarischen Theil Werth und Bedeutung. Professor Tomaschek, selbst ein großer Musikfreund, hatte an meinen Aufsätzen in den „Sonntagsblättern" Gefallen gefunden und trug mir das Musikreferat in der „Wiener Zeitung" an. Mit Freuden schlug ich ein und hatte die Empfindung eines reich dotirten Mannes, als mir ein Monatsgehalt von 25 fl. zugestanden wurde. Dafür hatte ich Concerte und Opernvorstellungen regelmäßig zu besprechen. Das ging bis zur Märzrevolution und darüber hinaus ganz gut; als aber der politische Sturm Opern und Concerte für Monate hinwegfegte, wollten die Eigenthümer des Blattes, die Ghelen'schen Erben, meinen Posten ohne Weiteres streichen. Sie hatten sehr viel eingebüßt an dem, bis zum März bestandenen, sonderbaren Monopol der „Wiener Zeitung", Inserate aufzunehmen. Eine Fluth neuer Zeitungen entstand nach der Märzrevolution, und sie alle kehrten sich nicht an das Privilegium der „Kaiserlichen Wiener Zeitung", sondern nahmen Inserate auf, so viel sie nur bekamen. Durch eine stürmische Intervention Dr. Heyßler's wurde ich trotzdem in meinen mir zugesicherten Ansprüchen geschützt.

IV.

Zwei denkwürdige musikalische Besuche bezeichneten den Ausgang des Jahres 1846. Robert Schumann und Meyerbeer kamen nach Wien. Schumann wohnte mit seiner Frau bei dem Professor des Conservatoriums Josef Fischhof, den er von seinem ersten Wiener Aufenthalt her (1838) kannte. Fischhof war eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten des Wiener Musiklebens. Er gehörte zu den damals noch seltenen Musikern, die über eine allgemeine Bildung, über Sprachkenntnisse und gesellige Talente verfügen. Mit Sicherheit und Eleganz im Salon auftretend, verstand er es, über musikalische Dinge anregend zu sprechen. Gegen fremde Künstler war er von entgegenkommender Liebenswürdigkeit und unterhielt ausgebreitete, schätzbare Beziehungen zu den musikalischen Notabilitäten des Auslandes. In Wien hat er viel für den Cultus Mendelssohn's gethan, auch für jene Zeit nicht Unbeträchtliches für die Kenntniß Bach's. Seine ansehnliche Bibliothek von Büchern und Musikalien machte er jungen Tonkünstlern gerne zugänglich. Wie glücklich war ich, als eines Morgens Robert Schumann, sein Töchterlein an der Hand führend, mich in meinem bescheidenen Heim überraschte und zu einer musikalischen Matinée bei Fischhof einlud. Das ganze musikalische Wien drängte sich da zusammen in Schumann's Zimmer, vier Treppen hoch im alten (jetzt demolirten) „Gundelhof". Inmitten der einheimischen Halb- und Viertelcelebritäten auch ein erlauchter Fremder: der Dichter Josef von Eichendorff! Ein unvergleichlicher Genuß ward uns zu Theil. Zum ersten Male hörte ich das Clavierquintett in Es-dur und die Variationen für zwei Claviere, von Clara Schumann und Rubinstein aus dem Manuscript gespielt.

Bald sollte noch Schöneres, Größeres folgen. Clara gab drei Concerte im Musikvereinssaal; Robert Schumann dirigirte in dem dritten (am 1. Januar 1847) seine B-dur-Symphonie und das von Clara gespielte A-moll-Concert. Es wurde nur eine Orchesterprobe gemacht, und diese erregte nicht die besten

Erwartungen. Nicht alle großen Tondichter sind auch gute Dirigenten. Beethoven war es nicht und auch Schumann nicht. Er taktirte bei der Probe mit leisen, unbestimmten Schlägen, das Auge fest auf die Partitur geheftet. Nur zweimal, da das Orchester außer Rand und Band gerieth, klopfte er ab und ließ, ohne weitere Erklärungen, die Stelle wiederholen. Kleinere Ungenauigkeiten schien er nicht zu bemerken; offenbar hörte er die Musik mehr, wie sie in der Partitur und in seinem Innern klang, als wie das Orchester sie wirklich ausführte. Mit freudiger Erregung, zugleich mit etwas ängstlichem Herzklopfen betrat ich am Concertabend den Saal. Der Besuch war sehr mäßig, der Applaus kühl und augenscheinlich nur für Clara gespendet. Das Clavierconcert und die Symphonie, zwei der herrlichsten Tonschöpfungen, die wir besitzen, und beide neu für Wien, fanden wenig Anklang. Nach dem Concert begleitete ich das Ehepaar Schumann aus dem Concertsaal nach Hause, zwei brave, verständnißvolle Schumannverehrer, Nottebohm und Jüllig, gingen mit. Die ersten Minuten verflossen in einem unbehaglichen Stillschweigen, da jeder von uns gedrückt war von der lauen Aufnahme dieses so herrlichen Musikabends. Clara brach zuerst das Schweigen, indem sie über die Kälte und Undankbarkeit des Publicums bitter klagte. Was wir Andern auch Besänftigendes zu sagen versuchten, es steigerte nur ihren lauten Mißmuth. Da sprach Schumann die uns unvergeßlichen Worte: „Beruhige Dich, liebe Clara; in zehn Jahren ist das Alles anders!" Und er hat Recht behalten. Zehn Jahre später gab es kaum mehr einen Claviervirtuosen, der nicht Schumann auf seinem Programm hatte, und kein Concertinstitut, das nicht Schumann's Orchesterstücke spielte.

Clara gab noch ein viertes und letztes Concert, und dieses war überfüllt — weil Jenny Lind zwei Lieder darin sang. Ein Beweis, daß man zehn Jahre früher doch eigentlich nur der jugendlichen Virtuosin zu Füßen gelegen war. Für die geistigere Kunst, die uns Clara jetzt bot, besaß Wien noch kein Verständniß. Man hatte noch viel weniger Verständniß für das Genie ihres Gatten, der sie begleitete. „Sind Sie auch musikalisch?" fragte ihn der König von Holland, als Schumann ihm in einem Hofconcert vorgestellt wurde. Ich habe im Laufe der folgenden dreißig Jahre noch oft das Glück gehabt, Clara zu hören und zu sprechen. Schumann selbst, der mir seit seinem Wiener Besuch immer mehr ans Herz gewachsen war, als Mensch wie als Künstler, — ihn sollte ich nie wiedersehen.

V.

Gleichzeitig mit Schumann war auch Meyerbeer in Wien. Der gesellige Schriftsteller- und Künstlerverein „Concordia", damals in seiner Blüthe, lud die beiden Componisten zu einem „gemüthlichen" Abend. Es wäre besser gewesen, sie nicht zusammenzubitten. Wahrscheinlich war dem Comité das gespannte Verhältniß zwischen den beiden Meistern, — durch Schumann's unbarmherzigen Artikel gegen die „Hugenotten" hervorgerufen, — nicht gegenwärtig. Zum Glück saßen sie ziemlich entfernt von einander; so recht behaglich schien sich aber doch keiner von beiden zu fühlen. Unter den Musikproductionen dieses Abends befand sich auch ein von mir componirtes Lied, das ein Wiener Tenorist, dem es

gut in der Stimme lag, sich ausgewählt hatte. Daß Meyerbeer mein Lied gelobt hat, wäre nicht der Erwähnung werth, da er ja Alles lobte — aber eine allgemeine Bemerkung, die er daran knüpfte, möchte ich nicht der Vergessenheit überantworten. „Junge Componisten," meinte er, „sollten nie mit der Herausgabe von Liedern beginnen. In der Fluth der jährlich erscheinenden Lieder verschwinden selbst die bessern, wenn sie von einem noch unbekannten Autor herrühren. Componisten sollten vor die Oeffentlichkeit zuerst immer mit etwas Größerem treten: mit Sonaten, Quartetten, Ouvertüren, vollends mit Opern. Wird man durch diese einmal bekannt, dann kann man auch für Liederhefte auf die Theilnahme des Publicums hoffen. Aber nur ein außerordentliches Talent vermag heutzutage durch Lieder sich eine Carrière zu eröffnen."

Meyerbeer wurde nach der Aufführung der „Vielka", welche für ihn und Jenny Lind einen großen Triumph bedeutete, noch in einem eigenen Festabend der „Concordia" (— ohne Schumann —) gefeiert. Beim Souper hatte man Meyerbeer zwischen Grillparzer und den alten Gyrowetz placirt; an diese reihten sich die Dichter und Schriftsteller: Friedrich Halm, L. A. Frankl, Castelli, Bauernfeld, Josef Rank, Alexander Baumann. Von bekannten Musikern sah man Flotow, Lortzing, Dessauer, Proch, Hoven (Vesque von Püttlingen), Charles Mayer, Berwald (aus Stockholm), Fischhof, Dr. Becher ꝛc. Vor dem bekränzten Porträt Meyerbeer's declamirte Anschütz einen Prolog von Friedrich Kaiser, mit melodramatischer Begleitung von Proch. Scherzhafte Gedichte von Frankl und Castelli zu Ehren Meyerbeer's wurden vorgetragen, Draxler sang dessen „Mönch", Charles Mayer spielte Clavier u. s. w. Nach Mitternacht gab Alles sich ungezwungener Unterhaltung und wachsender Fröhlichkeit hin.

Da bestürmten Bauernfeld und andere Freunde Alexander Baumann, er möchte zu Ehren Meyerbeer's eine ungarische Rede halten. Das war eines der köstlichsten Kunststücke dieses liebenswürdigen Virtuosen der Geselligkeit. Er konnte kein Wort Ungarisch, wußte aber den Klang und die eigenthümlichen Accente dieser Sprache in fließender Improvisation so täuschend nachzuahmen, daß Jedermann darauf schwören mochte, es sei Ungarisch. Mit dem enthusiastischen Wurf und den gewaltigen Gesten ungarischer Redner, sich immer mehr ins Feuer treibend, donnerte Baumann seine Rede, in welcher man nur hin und wieder etwas wie „Hugenottoknak", „Robertus Diabolus", „Meyerbeerházy" u. dgl. verstand. Meyerbeer wollte vor Lachen gar nicht zur Ruhe kommen. Da mußte Baumann noch seine englische Rede halten. Auch von dieser Sprache verstand er kein Wort, aber die Täuschung gelang vollkommen. Das Kunststück war dasselbe, jedoch in ganz anderer Art geistvoll ausgeführt. Während er das angeblich Ungarische mit allen charakteristischen Behelfen magyarischer Mimik und Action hervorgesprudelt hatte, versinnlichte nun seine englische Rede vollkommen den Typus des steifen, förmlichen Insulaners.

Ich habe nie wieder einen Menschen von so hinreißend natürlichem geselligen Talent kennen gelernt. Was Baumann an Dichtungen veröffentlicht hat, ist nicht entfernt so originell und köstlich, als es seine Improvisationen im Freundeskreise waren. Die liebenswürdigsten Einfälle seines Witzes und Gemüths gab

er im geselligen Verkehr aus; er gehörte zu den Menschen, die ihr Bestes nicht niedergeschrieben, sondern gesprochen haben. Das „Versprechen hinterm Herd" wird aber Baumann's Andenken gewiß noch späteren Generationen lebendig erhalten, welchen die Erinnerung an seine sprudelnde Persönlichkeit nicht mehr zu Statten kommt. Dieses Singspiel ist bei all' seiner bescheidenen Einfachheit ein kleines Meisterstück. Der Gegensatz zwischen dem naturwüchsigen Steierer und dem gezierten Berliner Touristen, der in die Alpen reist, um Gletscher und Wildschützjagden als Delicatessen zu naschen, ist mit der Ueberzeugungskraft einer ewigen Wahrheit getroffen. So plastisch die Figuren im „Versprechen", so lieblich sind die Gesänge. Welch' köstliche Melodien hat Baumann, der nicht eine Note kannte, erfunden! Er pflegte sie dem Componisten Randhartinger vorzusingen, der sie zu Papier brachte. Die reizende Mathilde Wildauer, die berühmte Darstellerin der „Nandl", war auch bei der Hand, die Lieder gleich zu probiren. Viele von diesen Liedern, die Baumann zu einer Sammlung „Gebirgsblümeln" zusammengestellt hat, werden jetzt für echt national gehalten, weil sie es geworden sind. Das Volk hat sich schnell assimilirt, was so ganz in seinem Geist gedichtet und componirt war. Wie es ein Merkmal des wahren Volksliedes ist, daß man seinen Autor nicht kennt, so kennt auch das österreichische Gebirgsvolk den Namen des Mannes nicht, dem es so viele poetische Verklärung dankt. Baumann's Bild wird nie in einer der vielen Sennhütten hängen, aus denen seine Lieder uns so munter entgegenschallen. In Baumann personificirt sich uns sehr anschaulich der Proceß, wie das Volkslied entsteht. In einem talentvollen Menschen concentrirt sich die Anschauungs- und Gefühlsweise seines Volks zu schöpferischer Kraft; er singt heraus — nicht so unbewußt, als man gerne glaubt, aber naiv im Vergleich zum Künstler — was die Nation im engen Kreise ländlichen Lebens freudvoll und leidvoll bewegt. Poesie und Musik werden hier nur nebenbei als das Verdienst des individuellen Autors, eigentlich und hauptsächlich aber wie ein Gewinn gemeinsamen Capitals angesehen, das sich auch sogleich wieder durch den Zuschuß solcher Procente vermehrt. Selten erhält sich der Name der Erfinder, dieser bevorzugten Missionäre der „allgemeinen Phantasie". Die vollkommenste Verkörperung österreichischen Temperaments und Talents, war Baumann auch äußerlich ein sehr hübscher Bursch mit treuherzigen, lebhaften braunen Augen, dunklem Haar und Schnurrbärtchen. Er ist früh gestorben.

Von den musikalischen Notabilitäten, deren Bekanntschaft ich an diesem Concordia-Abend gemacht, sei hier nur als eine der interessantesten, der Staatsrath (später Sectionschef) im Ministerium des Auswärtigen Johann Vesque von Püttlingen genannt, der unter dem Pseudonym J. Hoven mehrere Opern und zahlreiche Lieder componirt hat. Das Eigenthümlichste und Beste seines Wesens erschöpfte aber weder der eine noch der andere Name, sondern erst der harmonische Einklang beider. Der Künstler und der Diplomat, der Poet und der Weltmann flossen in Vesque zu einer der interessantesten und anmuthigsten Persönlichkeiten zusammen. Von jedem der beiden Pole seiner Thätigkeit fiel ein vergoldender Schimmer auf den anderen. Der Opern- und Liedercomponist erschien der Wiener Gesellschaft verherrlicht durch seine hohe

bureaukratische Stellung: der Staatsmann durch seinen künstlerischen Nimbus erhoben über das prosaische Niveau seiner Amtsbrüder. Heute bedarf es freilich eines fast angestrengten Erinnerns, um uns in die politischen und geselligen Zustände des vormärzlichen Wien und damit in die eigenartige Stellung Vesque's zu versetzen. Es war unerhört, daß unter Metternich's Augen ein beliebter Componist eines der wichtigsten Staatsämter nicht nur bekleidete, sondern durch seine eminente Fähigkeit und Arbeitskraft zierte; ebenso unerhört, daß ein Hof- und Staatsrath Opern von seiner Composition am Kärtnerthor-Theater aufführen ließ und mit allen Künstlern Wiens den regsten kameradschaftlichen Verkehr unterhielt. Letzteres obendrein in der als liberal übel angeschriebenen „Concordia", zu deren rührigsten Mitgliedern Vesque gehörte. In dem Metternich'schen Oesterreich hatte Vesque's offenes Auftreten als Künstler geradezu eine revolutionäre Bedeutung. Entbehren konnte man ihn nicht im Staatsrathe, für dessen juristisches Orakel er galt, und um das Nasenrümpfen in hohen und höchsten Kreisen scherte er sich wenig. Die Liebe zu seiner Kunst arbeitete stärker in ihm, als die Sorge um sein Avancement, die er Anderen überließ. Vesque, damals im kräftigsten Mannesalter, war ein auffallend hübscher Charakterkopf mit krausgelocktem dunklen Haare, kohlschwarzen blitzenden Augen, immer voll Beweglichkeit, dabei doch von ungezwungen vornehmer Haltung. Es lag in seinem Aussehen und seinem Gebahren etwas Südländisches, als rege sich in dem Wiener Kinde noch die wallonische Abkunft. Seine Unterhaltung überströmte von heiterer Anmuth, von Witz und treffenden Aperçus. Er fühle sich, meinte Vesque, von meiner Doppelstellung als Jurist und Musiker verwandtschaftlich berührt, und säumte nicht, mich in sein Haus einzuladen. Dort, in dem Vesque'schen Familienhause in der Jacobergasse, zur Sommerzeit in seiner Penzinger Villa habe ich durch eine Reihe von Jahren die genußreichsten Abende verlebt, Stunden geistiger und gemüthlicher Anregung und fröhlichsten Musicirens.

VI.

Das Künstlerpersonal des Burgtheaters und der Hofoper stand zur Zeit, da ich nach Wien kam, im höchsten Ansehen und genoß beim Publicum und bei der Kritik unbedingte, mitunter grenzenlose Verehrung. Ich schämte mich, es mir selbst zu gestehen, geschweige denn Anderen, daß mir manche dieser Größen durchaus nicht die gehoffte Bewunderung einflößen wollten. Hier machte sich die wunderbare Stärke der Jugendeindrücke geltend. Die Schauspieler unserer ersten Jugendzeit, die ersten Theatererlebnisse halten unsere Phantasie lange Zeit in magischen Banden. Es ist dies ein Vorrecht derjenigen Künstler, von denen wir zum ersten Mal die Hauptrollen der klassischen Stücke und Opern gesehen haben. Zugestanden, die besten Sänger und Schauspieler der Prager Bühne seien den Wiener Künstlern nicht ebenbürtig gewesen; — jene waren mit meinen ersten und darum mächtigsten Theatereindrücken so fest verwachsen, sie hatten mein jugendliches Gemüth so vollständig erfüllt, daß mir anfangs das Burgtheater und die Hofoper dahinter zurückblieben. Entzückt war ich von der Haizinger, von La Roche und Fichtner; hingegen wollte der schon bejahrte Anschütz mit seiner kurzen, gedrungenen Figur und seinen kleinen, müden

Augen meiner Idee von Wallenstein oder Wilhelm Tell keineswegs entsprechen. Gegen Bayer in Prag schien mir Anschütz zu sehr Declamator, wenn auch Declamator von hoher Vollendung. Aehnlich erging es mir mit andern Berühmtheiten des Burgtheaters und der Oper. Der gefeierte Schauspieler Korn war damals alt und nur schwer zu verstehen; Loewe konnte zwar in Rollen, wie Holofernes, noch durch sein stürmisches Feuer hinreißen, für seine jugendlichen Heldenrollen war er bereits zu alt. In Wien deckte die schöne Pietät des Publicums alle diese Mängel. Aber der täuschende Glanz der Jugenderinnerungen war es doch nicht allein und nicht überall, was mich gegen die angebliche Unübertrefflichkeit der Wiener Vorstellungen skeptisch machte. Als das Burgtheater einen Beckmann und Meixner erhielt, sahen die Wiener selbst erst ein, mit was für talentlosen Komikern sich das Festspiel früher beholfen hatte. Durch Sonnenthal und Josef Wagner wurde es dem Publicum klar, daß sein ehemaliger Liebling Lucas doch ein steifer, frostiger, eitler Liebhaber und Held gewesen. Das Hofoperntheater besaß einen großen Künstler in dem Bassisten Staudigl, der jedoch bald ans Wiedner Theater übertrat. Die erste dramatische Sängerin, Frau Hasselt-Barth, vermochte mich niemals recht zu erwärmen, trotz ihrer klassischen Gesangsbildung und Kehlenfertigkeit. Ihre kleine Figur und ihr sehr unhübsches Gesicht erschwerten obendrein jede dramatische Illusion. Der Heldentenor Josef Erl, ein tüchtiger, zuverlässiger Sänger mit ausgiebiger Stimme, war poesielos im Vortrag und hölzern im Spiel. Ich hörte die Beiden ohne innere Erregung in ihren bewunderten Rollen Raoul und Valentine. Poesie und edle Wärme ist in diese beiden Gestalten erst durch Ander und die Duftmann eingedrungen. Und als Beck's eherne Stimme erschallte, da mußten die ehemaligen Verehrer des Baritonisten Leithner doch zugestehen, daß sie früher recht genügsam gewesen. Der Bassist Hölzl, anfangs nur in seriösen Rollen, wie St. Bris u. dgl. beschäftigt, gelangte erst später als vortrefflicher Buffo in sein Fahrwasser und zu künstlerischer Bedeutung. So bin ich keineswegs ein laudator temporis acti, wenn ich von dem vormärzlichen Personal des Burgtheaters und der Hofoper spreche, sondern eher ein Lobredner der darauf folgenden Epoche.

Eine starke Concurrenz hatte die Hofoper geraume Zeit an dem Theater an der Wien. Hier wirkte zu der genannten Epoche neben Meister Staudigl manche sehr schätzbare Kraft; hier gastirten fremde Sänger allerersten Ranges, wie Jenny Lind und Josef Pischek. Ueberdies ging das Wiedner Theater der Hofoper voraus in Aufführung vieler interessanter Novitäten. Lortzing, Capellmeister am Wiedner Theater, führte da zum ersten Male (1846) seinen „Waffenschmied" auf, mit Staudigl in der Titelrolle, und im folgenden Jahre seine „Undine." Auch das winzig kleine Josefstädter-Theater war eine Zeit lang rühriger und glücklicher in der Aufführung neuer Opern als das Kärntnerthor-Theater. „Robert der Teufel" und „die Hugenotten" (von der Censur in „Ghibelinen" verwandelt) haben in Wien ihre erste Aufführung auf dieser Miniaturbühne erlebt. Der Stolz und Schwerpunkt des Hofoperntheaters war die italienische Stagione, welche alljährlich durch volle drei Monate ausschließlich die Bühne beherrschte und den musikalischen Leckerbissen der vornehmen Kreise

bildete. Das deutsche Repertoire war fast nur ein Nachklang des italienischen; nachdem man die Opern von Bellini, Donizetti und Verdi italienisch gehört hatte, gab man sie dann in deutscher Sprache. —

VII.

Die Märzerhebung in Wien ist wohl Jedem unvergeßlich, der sie als Jüngling miterlebte, und seine idealsten Träume hier verwirklicht wähnte. Ich habe die ganze Bewegung zwar nicht als activer Theilnehmer, doch als sehr erregter Mitempfinder und Beobachter durchlebt und die Stadt, trotz dringendsten Zuredens meiner nach Ischl geflüchteten Verwandten, keinen Augenblick verlassen. Himmelhoch jauchzend — im März, zu Tode betrübt — in den Octobertagen; immer jedoch mitten in den Ereignissen. Trotzdem werde ich über das denkwürdige Jahr mit wenigen Zeilen hinweggehen. Die Fehler Anderer sollen meinen Lesern zum Vortheil gedeihen. Es hat mich nämlich sehr gelangweilt, in mancher neueren Selbstbiographie, z. B. der von Bodenstedt, die politischen Ereignisse des Jahres 48, die ganze Entwicklung der Märzbewegung u. s. w. ausführlich geschildert zu finden, als wären das lauter neue Dinge und nicht in jedem modernen Geschichtswerke nachzulesen. Ein Autobiograph, glaube ich, sollte aus jenem, allen Zeitgenossen so geläufigen Jahr, lediglich erzählen, was er persönlich, und nur Er, an charakteristischen Einzelheiten erlebt hat. Ich habe, damals dreiundzwanzigjährig, keine Rolle in der Bewegung gespielt, besaß niemals politischen Ehrgeiz, und noch weniger eine militärische Ader. In die Juristencompagnie der Akademischen Legion eingereiht, ließ ich mich bald von den täglichen Exerzierübungen im Stadtgraben dispensiren; ich vermochte das Gewehr (— einen ehrwürdigen Prügel mit Feuersteinschloß —) nicht Stunden lang zu tragen, und die Vergeudung der Zeit ertrug ich noch schwerer.

Anfangs März machte ich mein erstes juridisches Rigorosum; nur dieses eine im ganzen Jahr, während ich im nächsten Jahr die übrigen drei Rigorosen, die öffentliche Disputation und die Promotion absolvirte. Das Jahr 48 war eben jedem anhaltenden Studium, jeder ernsten Sammlung feind; auf der Aula wurden ganz andere Dinge abgemacht als juridische Rigorosen, und wären selbst Studenten bereit gewesen, sich prüfen zu lassen, wo hätte man dazu die Professoren suchen müssen? Eine Art politischer Thätigkeit, wenn auch nur eine bescheiden literarische, war mir übrigens doch beschieden: als Correspondent der „Prager Zeitung." Sie ist nur aus dem Grunde erwähnenswerth, weil einer der hervorragendsten politischen Notabilitäten Oesterreichs damit in Verbindung stand, der nachmalige Unterrichtsminister und Ministerpräsident des sogenannten „Bürgerministeriums", Leopold von Hasner. Hasner, der kurz zuvor Chefredacteur der (officiellen) „Prager Zeitung" geworden, hatte im Sommer 1848 seinen ständigen Wiener Correspondenten eingebüßt, einen jüngeren Beamten der Hofkammerprocuratur, welcher in die Provinz versetzt wurde. Durch diesen ließ Hasner mir den verwaisten Posten, als Correspondent der „Prager Zeitung" antragen. Das war keine glückliche Wahl, denn ich bin niemals Politiker von Fach gewesen und kam als junger, mit den Rigorosen vollauf beschäftigter Jurist kaum in die Lage, wichtige politische Neuigkeiten zu erfahren. Ein lebhaftes — nur zu lebhaftes — Interesse

an den politischen Ereignissen, die ich, wie damals alle jungen Leute, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand beurtheilte, schien mir doch nicht ausreichend für eine solche Aufgabe. Meine rückhaltlos geäußerten Bedenken wurden mir mit schmeichelhaftem Drängen ausgeredet, und schließlich that der Wunsch, Hasner aus einer Verlegenheit zu befreien, das Uebrige. Ich wagte also den Versuch und nahm die Sache sehr gewissenhaft. Im juridisch-politischen Leseverein standen mir zum Glück alle Zeitungen nebst einer ansehnlichen Bibliothek zu Gebote und, was noch wichtiger, der Verkehr mit einigen ausgezeichneten, mir wohlgesinnten Männern, wie Hye und Tomaschek (damals meine Professoren), Heißler, Stubenrauch, J. N. Berger und Anderen, von deren täglichen politischen Debatten ich profitiren durfte. Im Anfang ging Alles gut. Hasner war mit meinen Briefen, die sich mehr schildernd als raisonnirend verhielten, zufrieden und lobte namentlich einige humoristisch gefärbte Mittheilungen über das jugendliche Treiben der Akademischen Legion, über Figuren wie Pater Füster u. dgl. „Machen Sie sich doch wieder über etwas lustig!" ermunterte er mich, als meine Briefe seltener wurden. Aber, ach, die Zeiten waren so gar nicht mehr lustig! Der Enthusiasmus der Märztage wandelte sich bald in zunehmende Enttäuschung und Ernüchterung. O, des unvergeßlich herrlichen Morgens vom 13. März im Hofe des landständischen Hauses, wo die muthigen jungen Redner, einer nach dem andern, auf den Brunnen stiegen und zu den Fenstern des Berathungssaales hinauf nach Constitution und Preßfreiheit riefen! „Es geht, es geht!" rief, mich umarmend, damals mein Herzensfreund Robert Zimmermann. Wenige Monate später mußten wir, das „Landhaus" passirend, uns mit Bitterkeit sagen: „Ja, es ist gegangen, ist Alles wieder gegangen!" Der Ton trüber Resignation klang nunmehr durch meine Berichte, die immer kürzer und seltener wurden. Das zuchtlose Demagogenthum im September und October war mir ein Greuel, das in politischem Wahnsinn phantasirende Wien entsetzte mich. Darin war ich gewiß mit Hasner eines Sinnes. Aber fast ebensosehr wie von den Greueln des Octoberaufstandes fühlte ich mich empört von der blutigen Reaction, die nach der Einnahme Wiens über uns herfiel. Dieses Aufspüren und Verfolgen jedes freien Wortes, dieses Einkerkern junger Studenten, bei denen man ein schwarz-roth-goldenes Band oder ein radicales Blättchen fand, dann die täglichen Hinrichtungen in der Brigittenau und vor dem Neuthor . . . Ein schwarzer Schleier drückte auf Wien, eine böse giftige Luft, in der jeder freisinnige Geist zu ersticken glaubte. Trostlos über das Scheitern aller unserer Hoffnungen, aller unserer Errungenschaften, gewahrte ich nicht den kleinsten Stern in dieser schauerlichen Nacht, wogegen Hasner, „vor der Zukunft nicht bange", als echter Philosoph „sich behaglich in den Zielen der Menschheit wiegte, während Andere in ihrer Strömung." Zu dieser objectiven Ruhe hatten wir jungen Leute vom März 1848 es allerdings noch nicht gebracht. Selbst wo ich rein Thatsächliches berichtete, gab es in meinen Briefen „Seitenblicke, Doppelblicke", welche Hasner mißfielen. Wenn ich in meinen Berichten mich auch zu äußerster Mäßigung zwang, für Hasners Zeitung, für Hasner's Anschauungen waren sie nicht mehr möglich. Und nun geschah das überraschend Rührende. Anstatt den unbotmäßigen jungen Correspondenten einfach abzudanken, wie es jeder andere

Redacteur gethan haben würde, setzte sich Hasner hin und suchte in ausführlichen Briefen meine Irrthümer zu widerlegen, mich zu belehren, zu bekehren. Mit diesem menschlich schönen Zusprechen und Abmahnen verband er stets die präciseste Darlegung seines eigenen Standpunktes und eine Beurtheilung der Ereignisse, wie sie mit solcher Unbefangenheit nur ein freundschaftlich brieflicher Verkehr gestattet.

Da ich sah, daß ich mich Hasner's Ansichten und Wünschen nicht anbequemen könne, bat ich ihn um meinen definitiven Abschied und habe niemals wieder über politische Dinge geschrieben. Als ich dreißig Jahre später mit dem Minister und Exminister gesellschaftlich zusammentraf — bei seinem Collegen Glaser und Professor Seegen — da erinnerte er mich selbst, nicht ohne Humor, an meinen kurzen Feldzug unter seiner Fahne. Ich konnte ihm nunmehr mit gereifter Einsicht nochmals danken für seine mir bewiesene Langmuth und Seelsorge. Geleistet habe ich ihm sehr wenig, aber viel von ihm gelernt. Freilich, gewisse politische Sympathien und Antipathien, die tief im Gefühle wurzeln, vermochte ich niemals abzuschütteln, aber das Beispiel Hasner's, die Wirren der Tagesgeschichte leidenschaftslos aus historischer Perspective zu betrachten und „sich in den Zielen der Menschheit, nicht in ihren Strömungen zu wiegen", verblieb mir als Leitstern fürs Leben.

VIII.

Außer dem unbeschreiblichen Glücksgefühl der drei Märztage bewahre ich aus dem Jahre 48 nur noch Eine schöne Erinnerung. Die Studenten-Begrüßungen und Verbrüderungen standen in voller Blüthe; zu Pfingsten sollte die Wiener Akademische Legion die steierischen Studenten in Graz begrüßen. Ich war über Wien hinaus nie weiter als nach Schönbrunn und Baden gekommen und nahm mit Freuden Theil an der Fahrt. Natürlich wurden in jener politischen Faschingszeit Oesterreichs die Studenten gratis auf der Eisenbahn befördert. Der Zug kam Abends in Gloggnitz an, von wo man in schwerfälligen Stellwagen den Semmering befuhr, über welchen eine Eisenbahn damals noch für eine Unmöglichkeit galt. Es war eine herrliche milde Nacht und Vollmond. Einer machte den Vorschlag, zu Fuß über den Semmering zu wandern; ein Trupp von zehn bis zwölf Studenten machte sich vergnügt auf den Weg; ich vielleicht der glücklichste darunter. Berauscht von der Poesie dieser herrlichen Mondnacht und der abenteuerlichen Wanderung, sang ich im Gehen ein Lied vor mich hin (— mich erwartete in Graz ein liebes Mädchengesicht, das mir wichtiger war als die Universität —) und sang und marschirte, und knöpfte, warm geworden, die Uniform auf. Ich hatte vergessen, daß der zugeknöpfte Rock, der keine Brusttasche hatte, meine Brieftasche mit meiner ganzen Baarschaft festhielt und merkte den Verlust erst, als wir in Mürzzuschlag wieder den Eisenbahnzug bestiegen. Das verwünschte Liedchen war mir theuer zu stehen gekommen, genau auf zwanzig Gulden. Zum Glück hatte ich in Graz eine befreundete Wiener Familie, die mir aushalf. Nach zwei vergnügten Tagen, in welchen ich von den Grazer Studenten und ihren Festlichkeiten so gut wie nichts gesehen hatte, fuhren wir nach Wien zurück.

Im August 1848 kam Richard Wagner für einige Tage nach Wien; offenbar angelockt von der politischen Bewegung. Ich brachte einen Abend mit ihm und Professor Josef Fischhof zu, in einem bescheidenen Gasthausgärtchen an der Donau. Wagner war ganz Politik; er erwartete von dem Sieg der Revolution eine vollständige Wiedergeburt der Kunst, der Gesellschaft, der Religion, ein neues Theater, eine neue Musik! Er erkundigte sich nach den bekanntesten demokratischen Führern in Wien und ließ sich von Friedrich Uhl in eine demokratische Versammlung führen. Es stellte sich auch bald heraus, daß er den demokratischen Abgeordneten Dr. Adolf Fischhof im Sinne gehabt, als er den Clavierprofessor Fischhof besuchte, welcher nicht wenig erstaunt war, von Wagner nur politische Reden und kein Sterbenswörtchen über Musik zu hören.

In Wien wurde es allmälig immer schwüler, immer drohender das Wetterleuchten der politischen Atmosphäre. Nach dem kindischen Barrikadenbau vom 26. Mai mußte jeder Unbefangene einsehen, daß wir auf einer schiefen Ebene herabrollten. Und wir rollten immer schneller und schneller bis zu dem grausigen 6. October, dem Tage der Ermordung des Kriegsministers Latour durch einen wüthenden Pöbelhaufen. Auf dem Wege nach meiner Wohnung war ich unwillkürlich von einer fluthenden Menschenmenge mit fortgedrängt worden auf den „Hof." Da sah ich die Leiche Latour's, bloß mit einem Leintuch bekleidet, an einem Laternenpfahl aufgehängt, vor der Hauptwache des Kriegsministeriums, wo unbegreiflicher Weise der Offizier mit seiner Compagnie unthätig zusah. Der Pöbel hatte die Gasflamme über dem Haupte des Ermordeten angezündet und schrie und johlte um die Leiche herum, setzte sie auch zeitweilig durch einen Stoß in schaukelnde Bewegung. Ich drängte mich, im Innersten schauernd, aus der Menge heraus, welche den ganzen Platz anfüllte und rannte fast bewußtlos nach Hause. Da zündete ich meine Lampe an und schlug einen Band Goethe auf, um mich rein zu waschen von dem Gesehenen.

Am nächsten Morgen nahm ich in meinem gewöhnlichen Kaffeehause eine Zeitung zur Hand; darin war der Mord Latour's als eine Heldenthat des Volkes gepriesen. Ich konnte einen Ausruf des Abscheus nicht unterdrücken. Da fuhr mich eine Stimme vom Nebentische höhnisch an: „Na, ist vielleicht Schad' um ihn? Ist Ihnen vielleicht gar leid um ihn?" — „Ja," antwortete ich kurz und ging, um jeder weiteren Replik auszuweichen. Böse Worte folgten mir. Mich entsetzte diese moralische Verwilderung des sonst so gutmüthigen Wiener Volkes. Die sittliche Roheit, die sich in den Urtheilen der revolutionären Blätter und des aufgehetzten Volkes aussprach, schien mir nicht viel besser, als jene gräßliche Unthat selbst.

Ich suchte mich wieder in mein Studium zu vertiefen, aber es war kaum möglich, der zerstreuenden und aufregenden Gewalt des politischen Sturmwindes zu entgehen. Meine Verwandten und fast alle Bekannten hatten längst Wien verlassen. Ich pflegte Abends, im September und October, wo die Sehnsucht nach freundschaftlicher Aussprache, nach Kunst und Wissenschaft fast brennend geworden, in einer kleinen Weinstube in der Bäckerstraße mit den Componisten Nottebohm und Franz Jüllich, dem Musikschriftsteller Graf Laurencin und einem in skandinavischer Literatur thätigen Beamten Karl Oberleithner,

zusammenzukommen. Diese Weinstube, in welcher wir uns meist ganz ungestört befanden, hatte Nottebohm entdeckt, der Kenner und Schätzer eines „schönen Weines". Wir Anderen waren Laien in diesem Fach; insbesondere Laurencin und ich bewiesen es, von Nottebohm verspottet, indem wir nur ein Gläschen süßen Tokayer oder Ruszter tranken. Einige Schnitten Wurst dazu, das war das ganze Gelage.

Gustav Nottebohm, ein Westphale und Protestant, der als angehender Componist sich noch der Unterweisung und Aufmunterung Mendelssohn's zu erfreuen gehabt, war ein tüchtig geschulter Musiker. Sein feines, etwas anlehnendes Talent hat er in einigen Clavierstücken in gewinnendster Weise bewiesen, aber nicht lange cultivirt. Er wandte sich mit Vorliebe bald der theoretischen und geschichtlichen Seite seiner Kunst zu und genoß später als Lehrer der Composition, wie als musikalischer Forscher bekanntlich großes Ansehen. Seine Bücher „Beethoviana," „Mozartiana," seine thematischen Kataloge der Beethoven'schen und Schubert'schen Werke sind Muster einer gewissenhaften, reinlichen Arbeit. In unserem kleinen Kreise war er der Aelteste und übte eine gewisse Autorität. Er war ein spröder Hagestolz und Sonderling. Unter einer außerordentlich breiten, zurückfliegenden Stirne blitzten zwei giftig blaue Aeuglein hervor, welche neben der rothen Nase und dem röthlichen Bart noch greller schienen. Er hatte keine gesellschaftlichen Manieren, eckige Bewegungen, eine scharf abgehackte, in kurzen Sätzen springende Redeweise. Ein durchaus ehrenwerther, selbständiger, in seiner Lebensführung anspruchsloser Mann, war er doch keineswegs ein liebenswürdiger oder bequemer Gesellschafter. Aber ich hielt mich gern zu ihm, da mir der Verkehr mit einem tüchtigen, praktischen Musiker, der mehr Bildung besaß, als die meisten seiner Wiener Collegen, werthvoll war, und seine warme Verehrung für Mendelssohn und Schumann, sowie sein Widerwille gegen Liszt's Compositionen mich sympathisch berührten. In späteren Jahren haben Beschäftigung und Geselligkeit uns weiter von einander entfernt, wie dies leider in großen Städten zu gehen pflegt. Nottebohm ist nach kurzer Krankheit im Jahre 1882 gestorben; ein Verlust für seine Freunde und für die Musikwissenschaft.

IX.

Ein Original ganz anderer Art war Graf Ferdinand Laurencin. Im Gegensatz zu dem verstandesscharfen, kritischen Nottebohm war er der musikalische Enthusiast vom reinsten Wasser. Mir ist nie wieder ein Mensch begegnet, den Musik so vollkommen entzücken und beglücken konnte, der so ausschließlich in Musik webte, lebte und — starb. Er war der Sohn eines Kammerherrn des Cardinal-Erzbischofs Rudolf und hat seine erste Jugendzeit am Hofe dieses musikliebenden Fürsten in Olmütz verlebt. Er erinnerte sich noch des vortrefflichen Clavierspiels des Erzherzogs, dem bekanntlich Beethoven Unterricht ertheilt und seine Missa solennis gewidmet hat. Seine musikalischen Studien hatte Laurencin bei Tomaschek und bei dem Organisten Pietsch in Prag betrieben. Dann übersiedelte er nach Wien, wo er, mit einer bescheidenen Apanage von seiner Mutter ausgerüstet, hauptsächlich der Musik lebte. Wer kannte ihn nicht, den auffallend kleinen Mann mit dem sehr großen Kopf und den über die Brille hinaus-

schielenden, kurzsichtigen Augen? Wer hat ihn nicht an Sonntag Vormittagen mit einer dicken Partitur unter dem Arm durch die Straßen eilen sehen? Laurencin pflegte nämlich der Musik wegen zwei Messen nach einander zu hören, er rannte von der Minoritenkirche in die Hofburgcapelle und von da sofort in das Mittagsconcert der Philharmoniker oder der „Gesellschaft der Musikfreunde". Um halb fünf Uhr Nachmittag war er in der Quartettproduction Jansa's oder Helmesberger's (welche erst in späteren Jahren auf die Sieben-Uhrstunde verlegt wurde) und um sieben Uhr, wenn es eine classische Oper gab, auf der vierten Galerie des Hofoperntheaters. Er konnte unglaubliche Massen von Musik ertragen, mit der gleichen Empfänglichkeit. Selbst die allerbekanntesten Werke, wie Beethoven's Quartette op. 18, oder Mozart's G-moll-Sinfonie, verfolgte er in jeder Aufführung eifrig mitlesend in der Partitur. Dabei kritzelte er unaufhörlich mit seinem Bleistift Notizen, deren Inhalt ich niemals enträthseln oder erfahren konnte. Bei jeder schönen Stelle, und deren gab es für Laurencin sehr viele, nickte er vergnügt mit dem Kopf, that einen Ausruf des Entzückens, schmunzelte, lachte und setzte seinen Bleistift in wüthende Bewegung. Seine musikalische Empfänglichkeit und Begeisterung kannte keine Grenzlinie. Eine kanonische Stimmführung in irgend einer unbedeutenden Schulmeister-Messe, eine sentimentale Modulation von Spohr, der gewaltigste Bach'sche Choral und Beethoven's neunte Sinfonie, — Alles tauchte den beneidenswerthen Mann in die gleiche Fluth von Entzücken. Er hatte in diesem Gebahren ohne Frage etwas Komisches, aber auch etwas Liebenswürdiges, durch kindliche Naivetät Rührendes. Es versteht sich fast von selbst, daß einer solchen Gewalt fast elementarischen Musikempfindens nicht eine gleiche Stärke ästhetischen Urtheils zur Seite stand. Laurencin war auch sehr leicht aus seiner ursprünglichen Ansicht zu verdrängen. Wir gingen einmal zusammen zu einer Aufführung von Haydn's mir damals noch nicht bekannten „Sieben Worten". Auf dem Wege hin überströmte Laurencin von Bewunderung dieses Werkes und versprach mir Wunderdinge davon. „Nun, was habe ich Dir gesagt?" fragte er freudestrahlend beim Herausgehen. „Aufrichtig gesagt," erwiderte ich, — „habe ich mich schrecklich gelangweilt". Ich suchte dieses pietätlose Wort nach Möglichkeit zu rechtfertigen und empfing nach einer Weile Laurencin's zustimmendes Votum: „Ja, Du hast Recht, es ist doch eigentlich ein Zopf!"

Laurencin schrieb unter dem Namen Philokales in die „Wiener Musikzeitung" von August Schmidt und versah sie insbesondere mit Berichten über die Kirchenmusik-Aufführungen. Er hatte einen Artikel über Mendelssohn's „Elias" angekündigt, ein Werk, von dessen Schönheit er ganz erfüllt war. Der Gewalt seiner Empfindung entsprach aber leider auch ein in Superlativen überströmender, sich in den längsten Perioden fortwindender Stil. Laurencin hatte viel Hegel gelesen, was schwerlich zur Klärung seiner etwas confusen Darstellungsweise beitragen konnte. Da begann er nun mit einer langen philosophischen Untersuchung des Begriffes „Oratorium", welche mehrere Nummern der Zeitung füllte, dann folgte ein historischer Rückblick, abermals von ansehnlicher Länge, endlich war er bei der Ouvertüre angelangt und kam unter der bedrohlich anwachsenden Ungeduld der Leser und der Redaction nicht vom Fleck

mit seiner gründlichen Analyse. Der Aufsatz gelangte ungefähr bis zur Kritik der zweiten oder dritten Nummer des Oratoriums — da riß dem guten August Schmidt die Geduld: er strich das fürchterliche „Fortsetzung folgt" unbarmherzig von dem Manuskript und versetzte dem bestürzten Grafen den vernichtenden Bescheid: „Jetzt ist's aus." Es ist niemals eine Fortsetzung des großartigen Elias-Artikels erschienen.

Mit einem schüchternen Versuch, Laurencin als Musikreferenten vorzuschlagen, bin ich einmal schlecht angekommen. Es war bei Dr. Ignaz Kuranda, dem Herausgeber der „Ostdeutschen Post" und hochverdienten Begründer der „Grenzboten," die als verbotener, gierig verschmauster Leckerbissen eine so wichtige Rolle gespielt haben im vormärzlichen Oesterreich. Wir Wiener wissen, daß der geistvolle Kuranda mitunter recht komisch aussehen konnte. Die illustrirten Witzblätter lebten geraume Zeit von seiner mit drei Linien umrissenen sofort kenntlichen Carricatur. Wenn das kleine hagere Männchen in Eifer gerieth, — und das geschah sehr leicht —, dann schien seine berühmte Nase noch weiter vorzuspringen, seine Bewegungen überhasteten sich, und seine Stimme überschlug in einen wunderlichen, orientalisch modulirenden Discant. Kuranda ersuchte mich eines Tages, das Musikreferat in der „Ostdeutschen Post" zu übernehmen. Das konnte ich nicht, denn ich sollte eben nach Klagenfurt verbannt werden — nicht wie Görgey aus politischen, sondern aus büreaukratischen Gründen. „So schlagen Sie mir jemand Anderen vor!" Das war damals wirklich nicht leicht; doch äußerte ich nach einigem Nachdenken, Laurencin würde vermuthlich gern für die „Ostdeutsche Post" schreiben. „Ja, er wird schreiben, freilich er wird schreiben," sprudelte Kuranda, „aber" — und hier flog seine Stimme in die höchste Octave — „aber wer wird's lesen?" Das klang so schlagend und zugleich so komisch, daß ich vor Lachen nichts entgegnen konnte.

Eine durchaus innerliche musikalische Natur, hatte Laurencin unüberwindlichen Abscheu vor der „verfluchten Politik" und jeder dahin einschlägigen Discussion. In Momenten der größten politischen Aufregung und Bestürzung, während des Barrikadenkampfes und dem Anmarsch Jellačic's gegen Wien fand ich Laurencin in seiner hochgelegenen Stube emsig vertieft in Hegel's „Phänomenologie" oder in die H-moll-Messe von Bach. Er wußte gar nicht, was draußen vorging, wollte es auch nicht wissen. Eine Zeitlang praktizirte er beim Landesgericht und sollte die erste Richteramtsprüfung machen. Da hatte er denn anstatt Hegel und Bach das Strafgesetzbuch vor sich liegen. Aber bei seiner philosophischen Gründlichkeit und Umständlichkeit blieb er immer an dem § 7 haften, so daß man in jedem Sinne sagen darf, er ist in seiner richterlichen Laufbahn nicht über den „Versuch" hinausgekommen. Eine kleine Erbschaft von seiner Mutter machte es ihm später möglich, diesem Beruf, für den er schlechterdings nicht paßte, rasch Adieu zu sagen. Laurencin hatte sich mit einer nicht mehr ganz jungen, hochgebildeten Dame verlobt, welche als Gouvernante bei einer gräflichen Familie in Böhmen lebte. Ich ergötzte mich oft daran, ihn Abends im „Juridisch-politischen Leseverein," diesem wohlthätigen Asyl für uns studirende Junggesellen, emsig schreiben zu sehen, einen dicken Folianten vor sich. „Was schreibst Du denn da? —" „Oh," erwiderte er mit einem glückstrahlenden

Lächeln, „an meine göttlichste, liebenswürdigste Antoinette." — „Und so viele Blätter?" — „Ja, ich schreibe ihr täglich sechzehn bis vierundzwanzig Seiten, und ja kein Wort von der gottverdammten Politik — nur was mein Herz mir dictirt!" Seine Mutter, „die alte aristokratische Frau," wie er oft schmähte, wollte die Heirath nicht zugeben. Später erreichte er doch sein Ziel und ward einer der glücklichsten Ehemänner, die es gegeben hat. Der kleine Laurencin neben seiner ungewöhnlich großen Frau bot freilich einen komischen Anblick, aber seine Ehehälfte (— von Ambros „sein Ehe-Siebenachtel" genannt —) wußte ihm das Leben zu glätten und zu verschönern. Es war der härteste Schlag für ihn, als der Tod ihm seine Antoinette raubte, und nie hat er sich völlig von diesem Schlag erholt. Die Musik mußte ihm nun sein Alles sein und ward auch thatsächlich sein Alles. Im Jahre 1891 hatte ich noch die Freude, im engsten Freundeskreise, mit Brahms und Ehrbar den siebzigsten Geburtstag Laurencin's zu feiern. Wie erquickte uns seine kindliche Freude, sein dankerfülltes Gemüth. In einem scherzhaften Toast sagte ich, auf seine Hinneigung zur neu-deutschen Schule anspielend, Laurencin habe zwar den übermäßigen und den verminderten Dreiklang verherrlicht, aber seine Seele werde dereinst sicherlich in Gestalt eines reinen Dreiklangs zum Himmel aufsteigen. Wir ahnten nicht, daß dies so bald geschehen werde. Laurencin hat seinen siebzigsten Geburtstag nur um wenige Wochen überlebt. —

X.

Wenn wir in unserem stillen Weinstübchen uns des Abends von Musik unterhielten, so betraf das natürlich nur unsere musikalischen Studien und Erinnerungen. Von lebendiger Musik künstlerischen Gehalts war ja in dem ganzen Revolutionsjahr nichts zu vernehmen. Die Concertsäle waren geschlossen, die Oper, die sich mit dem allernöthigsten Personal und abgespielten Werken behalf, verödet. Dafür hörte man allenthalben das „Fuchslied", das zu einer Art harmloser Marseillaise der Studenten geworden war, und das lyrische Frag- und Antwortspiel „Was ist des Deutschen Vaterland". Ein sehr reactionärer hoher Militärbeamter, in dessen Familie ich viel verkehrte, ärgerte sich täglich einige Male darüber, daß eine Treppe über ihm das Fuchslied gespielt wurde; sofort setzte er sich ans Clavier und spielte mit aller Macht die österreichische Volkshymne. Man replicirte oben noch stärker mit „Was kommt dort von der Höh'?" worauf unten in wüthendem Fortissimo „Gott erhalte unsern Kaiser" gehämmert wurde. Dieses musikalische Duell zwischen zwei unsichtbaren Gegnern wiederholte sich mehrmals des Tages. Eine recht schöne Unterhaltung.

Das alte harmlose „Fuchslied" hatten die Wiener aus Benedix' Studenten-Lustspiel „Das bemooste Haupt" kennen gelernt, das allabendlich im Theater an der Wien gegeben wurde. In diesem Stück kommt auch eine solenne „Katzenmusik" vor, die von dem lernbegierigen Wien schnell aufgefaßt und begeistert acclamirt, bald unzählige Katzenmusiken ins Leben rief. Unvergeßlich bleibt mir eine davon, die mit Thalberg's Abschiedsconcert in komische Verbindung gerieth. Der berühmte Pianist, nach seiner letzten Nummer stürmisch hervorgerufen, setzte sich nochmals ans Clavier und begann mit der Volkshymne, welcher

ohne Zweifel brillante Variationen folgen sollten, aber schon während der ersten Tacte hörte man verdächtiges Pfeifen und Miauen von der Straße her, — Thalberg merkte Unheil und schloß resignirt mit dem Thema ohne Variationen. Und in der That gerieth man aus dem Concertsaal unmittelbar in ein anderes, sehr kräftiges Concert, welches in der Eigenschaft eines Ständchens der k. k. Polizeidirection gebracht wurde. Das Publicum war hier noch viel, viel zahlreicher als in Thalberg's Concert, schien aber nicht ebenso beifallslustig und anerkennend, — es pfiff aus Leibeskräften.

Wenige Tage, bevor in Wien das „Fuchslied" für immer verstummen sollte, an einem sonnigen Octobernachmittag, stieß ich nächst der Universität auf den Dr. Alfred Becher. Er hatte sich aus dem weltfremden Componisten und Musikkritiker in den radikalsten Journalisten der Revolutionspartei umgewandelt. Das Gewehr geschultert, mit rasselndem Schleppsäbel und zerknülltem Calabreser begrüßte er mich kurz: „Wohin? Kommen Sie mit mir auf die Rothenthurmbastei, wir brauchen noch junge Leute!" — „Fällt mir nicht ein," erwiderte ich. „Aber Sie, lieber Becher, sollten lieber mit mir kommen; ich wäre glücklich, sähe ich Sie wieder zu Ihrer Kunst, zur Musik, zurückkehren aus diesem aussichtslosen, verderblichen Treiben!" — „Wird auch geschehen, wird gewiß bald geschehen!" rief er mir begütigend zu und eilte weiter. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Er war kriegsrechtlich wegen Hochverraths verurtheilt und am 23. November 1848 erschossen worden. Obgleich ich nicht in intimerem freundschaftlichen Verkehr mit ihm gestanden habe, ging mir sein schreckliches Ende doch sehr nahe. Becher war ein unstäter, leidenschaftlicher, aber sehr begabter und im Grunde redlicher Mensch gewesen; überdies der beste Musikkritiker des vormärzlichen Wien, ja der einzige, der überhaupt ernst zu nehmen war. Von deutschen Eltern in Manchester geboren, hatte er in Leipzig Musik studirt und eine große Verehrung für Mendelssohn von dort mitgenommen. In Wien — ich weiß nicht, welcher Anlaß ihn hergeführt — gab er einige Musikstunden, componirte und schrieb zeitweilig für die „Sonntagsblätter" und Schmidt's „Musikzeitung". Er hielt viel größere Stücke auf seine Compositionen, als auf seine Kritiken; mir schien das Umgekehrte richtig. Er war ein grübelnder Componist, welcher geistreiche, oft abstruse Combination für musikalische Erfindung hielt. Ein Heft Clavierstücke, meines Wissens die einzige gedruckte Composition von ihm, gewährte, theilweise an Mendelssohn anlehnend, noch einiges Vergnügen; eine Symphonie und ein Streichquartett hingegen, beide auf den späteren Beethoven „fortbauend," machten den Eindruck des trostlos Erzwungenen. Grillparzer hat Becher's Quartett mit folgendem Epigramm von wahrhaft vernichtender Anschaulichkeit charakterisirt:

„Dein Quartett klang, als wenn Einer
Mit der Axt gewicht'gen Schlägen,
Und drei Weiber, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'!"

Wie eine traurige Ironie des Schicksals erscheint es, daß Becher im letzten Spirituelconcert (Ende April) einen von ihm componirten Trauermarsch mit Chor: „Ueber den Gräbern der am 13. März Gefallenen" zur Aufführung brachte, in deren Schlußstrophe er die österreichische Volkshymne verwebte! Wenige Monate

nach dieser patriotischen Gelegenheitsmusik ward der Componist als Hochverräther hingerichtet. Becher frappirte durch seine auffallende Erscheinung; eine lange, hagere Gestalt mit einem Shakespearekopf, von dessen hoher, bereits etwas kahler Stirne lange, graublonde Haare bis auf die Schultern fielen. Er war sehr nachlässig gekleidet, nervös-unruhig in seinen Bewegungen und sah infolge seines unregelmäßigen Lebens früh gealtert aus. Becher mochte viel Aehnlichkeit mit dem genialen, unordentlichen und gleichfalls dem Weine ergebenen F. A. Kanne haben, dem besten Wiener Musikkritiker zu Beethoven's Zeit. Die Namen Kanne und Becher waren für beide sehr bezeichnend. Wie es geschehen konnte, daß dieser der Politik ganz fernstehende fünfundvierzigjährige Mann sich so weit in das wüste Treiben der extremsten Wiener Revolutionspartei verstricken ließ, ist mir nie ganz klar geworden. Er hat seine nachgiebige Schwäche und Verblendung schwer gebüßt. Dem politischen Fortschritt ist er von gar keinem Nutzen gewesen, für die musikalische Bildung Wiens hätte er gewiß noch sehr förderlich gewirkt.

XI.

Die Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen am 30. October 1848 nahm zwar einen Alp von den Gemüthern der Bevölkerung, legte aber einen anderen, recht andauernden auf dieselben: die Militärherrschaft und unverhüllte Reaction. Die zahlreichen Hinrichtungen, darunter Robert Blum's, Becher's, Dr. Jellineck's u. A., das unausgesetzte Aufspüren „Verdächtiger", das oft in Uebermuth ausbrechende Selbstbewußtsein des Militärs, das Alles lastete wie eine schwere, schwarze Decke auf unserem Haupte. Ich erinnere mich eines Balles im Fasching 1849 bei dem früher erwähnten höheren Militärbeamten und musikalischen Fuchsliedvertilger, wo ungefähr die Hälfte der Tänzer aus Officieren bestand. Kein Wort wurde zwischen uns Civilisten und den Officieren gewechselt, keiner von uns wollte in der Quadrille einem Officier vis à vis tanzen, oder dessen Soupernachbar sein. Ein Herzenstrost in diesem düsteren, schweren Jahre war mir der Umgang mit einigen lieben alten Freunden aus der Prager Zeit, dem Professor Karl Schiller, dem Historiker Adam Wolf, dem nachmaligen Hofrath und Professor Dr. Wilhelm Wahlberg, vor Allem mit Robert Zimmermann, damals Littrow's Assistenten auf der Sternwarte. Er schrieb nicht mehr Freiheitsgedichte wie in Prag, sondern eine Abhandlung über Leibniz' Monadenlehre. Wir hatten zusammen zwei nett möblirte Zimmer im vierten Stock eines Hauses in der Wollzeil gemiethet, für den Gesammtmonatszins von zehn Gulden! So billig lebte man auch noch damals. Wenn wir an freien Abenden es uns recht gemüthlich machen wollten, so ließen wir uns ein bescheidenes Nachtmahl aufs Zimmer bringen — in der Regel ein „Paar Frankfurter" und ein Glas Bier — und waren in trautem Gespräch über Politik, Literatur und Herzensangelegenheiten seelenvergnügt.

Von den „Errungenschaften" des Jahres 48 war mir die theuerste und jedenfalls die einzige, der man nichts anhaben konnte, das Freundschaftsbündniß mit Eduard Schön. Er war aus Engelsberg in Oesterreichisch-Schlesien gebürtig, dem Städtchen, das er sich zum Pseudonym auf seinen Compositionen gewählt hat. Im Vorzimmer von Professor Hye, bei dem wir uns wegen unseres bevor-

stehenden Rigorosums Raths erholten, traf ich zum erstenmal mit Schön zusammen, dessen jugendlich blühendes Gesicht mit den treuherzigen Augen schnell alle Sympathien eroberte. Mehr noch als unsere gemeinsamen juridischen Leiden, schloß uns die Liebe zur Musik an einander. Ich ließ ihm nicht Ruhe, bis er einige seiner reizenden Lieder und Männerchöre im „Akademischen Gesangverein" zur Aufführung gebracht und veröffentlicht hatte, wozu er in fast schüchterner Bescheidenheit nur pseudonym sich verstehen wollte. Wir sahen uns oft, und als ich später sein Büreaunachbar im Finanzministerium wurde, waren wir geradezu unzertrennlich. Ich werde später noch von ihm zu erzählen haben; hier drängt es mich nur, den Anfang eines Freundschaftsbündnisses zu notiren, das mich durch dreißig Jahre lang beglückt hat und in ungestörter Harmonie bis zu Schön's leider frühem Tode dauerte.

XII.

Ein ausgezeichneter Mann, mit dem ich im Jahre 48 und später noch häufig verkehren durfte, war Friedrich Hebbel. Im juridischen Leseverein lernte ich ihn auf seltsame Weise kennen. Ich war einen Augenblick von meinem Sessel aufgestanden und hatte auf dem Lesetisch einen Commentar des Strafgesetzbuches offen liegen lassen. Zurückkehrend fand ich Hebbel auf meinem Sitz installirt und vertieft in einen heiklen Paragraph des Criminalcodex. Ich sah ihm eine Weile zu und sprach ihn endlich an. Sein Interesse an Allem, was Verbrechen betrifft, verstand ich sehr wohl, und da ich in seinen Dramen genau Bescheid wußte, war bald ein langes Gespräch im Zuge. Eigentlich ein Monolog Hebbel's. Der geistvolle Mann war ein Virtuose des mündlichen Vortrags und schwelgte augenscheinlich im Selbstgenuß dieser Virtuosität. Ich habe kaum Jemanden, der stets Eigenthümliches, Tiefgedachtes zu sagen wußte, es so formvollendet, so druckreif vortragen hören. Nicht ein Wort hatte er zu corrigiren, nicht ein Interpunktionszeichen fehlte. Es war ein seltener Genuß, Hebbel zuzuhören. In diesem Genuß empfand ich nur eine Eigenthümlichkeit Hebbel's störend: er kam sprechend dem Angeredeten immer näher und näher, bis diesen der Hauch seines Mundes berührte. Ich wich meistens unmerklich immer mehr zurück, bis ich mit dem Rücken an der Wand lehnte und nicht weiter konnte. Dabei pflegte Hebbel den Kopf langsam, taktmäßig nach rechts und links zu wiegen und mit der rechten Hand zu agiren. Mit seinen wunderbar schönen, blauen Augen schien er dem Andern tief ins Innerste zu bohren. Hebbel's Gespräch hatte stets etwas Docirendes, fast Predigendes. Mit einer Zwischenfrage oder Gegenbemerkung durfte man ihn nicht unterbrechen, ohne dazu aufgefordert zu sein. Er wollte nur Zuhörer, nicht Mitsprecher. Nur die zustimmende Aufmerksamkeit seiner Hörer war ihm werthvoll, nicht deren eigene Meinungen. Ich hatte bei aller Verehrung für Hebbel doch stets die Empfindung, es seien ihm alle Menschen seiner Umgebung eigentlich gleichgültig in ihrem Wohl und Wehe, und nur existirend, als mehr oder minder würdige Gefäße für die Aufnahme seiner Gedanken. Die fascinirende Kraft seiner Rede, seiner Unterhaltung, ließ anfangs Jedermann sich gern mit der untergeordneten Rolle bescheiden, zu welcher Hebbel seinen Gast herabdrückte. Aber auf die Länge verträgt selbst

der aufrichtigste Verehrer nicht die völlige Annullirung der eigenen Persönlichkeit. Die meisten in Hebbel's Hause verkehrenden jüngeren Männer schränkten mit der Zeit ihre Besuche ein und benützten irgend einen, nicht zu vermeidenden Zusammenstoß mit Hebbel's tyrannischer Laune, um unmerklich auszubleiben. Hebbel strafte dies mit dem Ausspruch: „Wenn die Aepfel reif sind, fallen sie ab." In jenem ersten Jahrzehnt von Hebbel's Wiener Leben waren Robert Zimmermann und ich sehr gern bei Hebbel gesehen. Erst später kamen Emil Kuh, Debrois, Julius Glaser u. A. an die Reihe. Er lud uns beide häufig in seine Stadtwohnung, im Sommer auch nach Penzing ein, wenn er ein neues Werk aus dem Manuskript einem kleinen Kreise vorlas. So hörten wir ihn „Herodes und Mariamne", den „Rubin", den „Diamant", „Agnes Bernauer" vorlesen. Sehr stolz waren wir, als eines Morgens Hebbel uns in unserer Studentenwohnung, vier Treppen hoch, aufsuchte und uns einlud, der ersten Aufführung seines Trauerspiels „Herodes und Mariamne" im Burgtheater mit ihm beizuwohnen. Zimmermann und ich nahmen nicht ohne Selbstgefühl in Hebbel's Parterreloge Platz. Aber es sollte uns theuer zu stehen kommen. Nach dem ersten Act rührte sich keine Hand; im zweiten erregten einige Stellen ironische Heiterkeit. „Das Stück fällt durch," sagte Hebbel mit erzwungener Fassung. Wir suchten ihm zu widersprechen, aber wie es in solchen Fällen geht, klang unsere Einwendung so kleinlaut, daß man den eigenen Unglauben heraushören mußte. „Das Stück fällt durch!" wiederholte Hebbel mit stärkerer Betonung, und er behielt leider vollständig recht. Die erste Aufführung von „Herodes und Mariamne", am 19. April 1849, ist auch die letzte geblieben. Es war ein nicht zu beschönigendes Fiasco. Das Sichbedanken und Adieusagen nach einem solchen Mißerfolg gehört zu den gräßlichsten Empfindungen. Sie ist mir tief sitzen geblieben, und ich habe seither nie wieder eine Première an der Seite des Autors durchgemacht.

Von Hebbel's aufbrausender Empfindlichkeit machte ich gleich im Anfang unserer Bekanntschaft manche Erfahrung. Im juridischen Leseverein war mir das neueste Heft der „Tübinger Jahrbücher" zuerst in die Hände gefallen, worin ein großer kritischer Aufsatz von Fr. Vischer über Hebbel's „Judith" und „Maria Magdalena" stand. Der Aufsatz enthielt neben begründeten Einwürfen, doch auch volle Anerkennung von Hebbel's genialer dramatischer Kraft, und mußte, wie mir schien, als das Urtheil des bedeutendsten und berühmtesten Aesthetikers, für Hebbel von Wichtigkeit sein. In meiner Unschuld brachte ich Hebbel, der im Nebenzimmer saß, das Heft. Ich kannte noch nicht die ganze Reizbarkeit seines Selbstgefühls, das absolut keinen Tadel vertrug. Nachdem er den Aufsatz gelesen, kam er in zorniger Erregung dicht an mich herangeschritten: „Junger Mann," herrschte er mich an, „wenn Sie mir noch einmal eine Wespe ins Gesicht setzen wollen, so werde ich Ihnen dafür ein ganzes Wespennest bringen." Sprach's und ließ mich ganz niedergedonnert stehen. Ich hatte eine Kritik von Vischer doch für mehr angesehen, als einen Wespenstich und Hebbel's künstlerischen Ernst und Wahrheitsdrang für größer, als seine Eitelkeit.

Später schien er sein barsches Auftreten zu bereuen; er kam nach einer Stunde beruhigt wieder und erklärte mir, daß man einem schaffenden Poeten alles Störende, Verletzende fernhalten müsse. „Goethe," beschloß er, „hatte einen eigenen Beamten angestellt, der die Zeitschriften durchsehen und Alles beseitigen mußte, was ihm in üble Laune versetzen konnte. Und Goethe hatte Recht." Zu den Gegenständen seines besonderen Hasses gehörten Julian Schmidt und Gutzkow. Eines Tages betraf mich Hebbel auf der Lectüre einer sensationellen, neuen Flugschrift von Gutzkow, „Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles". — „Junger Mann!" fuhr er wieder zornig los, „mit was für Zeug verderben Sie Ihre Zeit? Merken Sie: man muß nur zweierlei Schriften lesen; will ich mich über die Fabrikation von Stiefeln belehren, so lese ich das Werk eines Schusters, also eines Fachmanns. Alles Uebrige nur von den wahrhaft großen, führenden Geistern der Literatur. Gutzkow ist ein niederträchtiger Bursche!" Man konnte Hebbel manchmal mit der harmlosesten Bemerkung in Harnisch bringen. Nach einer Aufführung von „Judith" äußerte ich: „Wie schön war die Aufführung; wie großartig Ihre Frau im dritten Act!" — „Im dritten Act?" entgegnete Hebbel spitzig und gereizt; „im dritten Act? Ich glaube von einem Ende bis zum andern, von einem Ende bis zum andern!" Und damit ließ er mich stehen. Ein andermal war von Goethe die Rede; meine ungemessene Bewunderung für „Faust" veranlaßte Hebbel zu folgenden Worten: „Goethe ist unser größter Lyriker, bleibt unerreichbar als Lyriker. Als Dramatiker ist er ein Kind gegen mich."

Für Malerei und Plastik hatte Hebbel, wie seine Tagebücher aus Rom beweisen, eigentlich gar kein Interesse; nur eine Kunst war ihm noch gleichgültiger: die Musik. Als ein bekannter Musiker trotzdem eine Aeußerung über Beethoven aus ihm herauslocken wollte, erhielt er folgende lakonische Auskunft: „Ich suche Beethoven nicht auf, aber ich weiche ihm auch nicht aus." Daß Hebbel eine durchaus unmusikalische Natur war, konnte ein feines Gehör allenfalls schon aus seinen Gedichten vermuthen, in welchen so wenig Werth auf Wohlklang gelegt scheint. Trotzdem hatte Rubinstein die wunderliche Idee, sich einen Operntext bei Hebbel zu bestellen. Hebbel und ein Opernlibretto! Er selbst zauderte eine Weile; dann mochte ihn doch das ganz Neue, Abenteuerliche dieser Aufgabe reizen und nicht zuletzt das von Rubinstein angebotene sehr bedeutende Honorar. Also Hebbel schrieb den gewünschten Operntext; Rubinstein, ungeduldig, verschlang gierig das Manuscript, las es dann ruhig noch einmal und noch ruhiger ein drittes Mal und sperrte es schließlich als ganz unmöglich in seinen Schreibtisch ein. Auch die Schönheiten der Natur vermochten Hebbel, dessen Geist nur an psychologischen Problemen Nahrung fand, nicht nachhaltig zu fesseln. Als er ein kleines Landhaus in Gmunden angekauft hatte, war es mit der Freude an dem Besitz bald vorüber. „Ach, wie glücklich müssen Sie sich in dieser herrlichen Landschaft fühlen!" apostrophirte ihn ein Bekannter. „Lassen Sie mich mit dem ewigen Naturgenuß in Frieden," erwiderte Hebbel gereizt, „ich esse keine Maikäfer, ich esse Menschen."

Das Großartige, Geniale in Hebbel's Dramen, die Kühnheit der Probleme, der psychologische Scharfblick — das Alles erregte meine lebhafteste Bewunderung.

Sie konnte aber für die Dauer nicht ungeschmälert bleiben; der Mangel an Schönheitssinn, an naiver Schaffensfreudigkeit bei Hebbel, das Gequälte seiner auf krankhafte psychologische Probleme auslugenden Phantasie ernüchterte mich früher als ich gedacht hätte. Zu dieser innerlichen Opposition fühlte ich mich noch mehr gereizt durch Hebbel's Neigung, in jedem, auch dem mindest bedeutenden seiner Werke, den Gipfel seiner Kunst zu erblicken. Die kleine Erzählung „Die Kuh", die komische Geschichte „Schnock" und Aehnliches nannte Hebbel „Kunstwerke, in denen die höchsten Probleme des Sittlichen gelöst sind, alle Elemente des Tragischen und Komischen in der Form strengster Nothwendigkeit vereinigt erscheinen." Sein Gedicht, der „Brahmane", bezeichnete er als seine großartigste Schöpfung, ohne nur von fern zu empfinden, wie nahe an das Komische die Erhabenheit dieses Brahmanen streift, der sich von Ungeziefer auffressen läßt, weil er nicht das Recht habe, irgend ein lebendes Wesen zu tödten. — Man konnte auf Hebbel's Freunde den bekannten Ausspruch des sterbenden Hegel also variiren: „Von allen Freunden Hebbel's hat es nur Einer bis zu Ende bei ihm ausgehalten — und auch Dieser hat es nicht ausgehalten." Dieser Eine war Emil Kuh, ein geistreicher und liebenswürdiger Mensch, der mit schrankenloser Begeisterung an Hebbel hing und diesem in einer zweibändigen Biographie ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Eines Tages erzählte mir Emil Kuh, er habe sich mit Hebbel überworfen. „Nicht möglich!" rief ich ungläubig aus; „wie konnte das nur kommen?" Kuh war durch mehrere Jahre, jeden Abend zur bestimmten Stunde zu Hebbel gekommen, der sich an ihn gewöhnt hatte und alles Mögliche mit ihm besprach, oder richtiger ihm vorsprach. Er war Hebbel schließlich unentbehrlich geworden. Da geschah es, daß Emil Kuh sich verlobte und es ganz natürlich fand, hin und wieder auch einen Abend bei seiner Braut zuzubringen. Hebbel fand dies aber keineswegs natürlich. Er verlangte unbedingte und ausschließliche Hingebung. „Entweder Sie kommen täglich zu mir wie bisher oder gar nicht!" So schwer es dem guten Emil fallen mochte, er wählte schließlich das „gar nicht". Der auch in der Freundschaft autokratische Hebbel war denn doch zu weit gegangen. Erst auf dem Sterbebette ließ er Kuh zu sich kommen, um nicht unversöhnt mit diesem, seinem treuesten Anhänger aus dem Leben zu scheiden.

XIII.

Ich hatte im Jahre 1849 mit großem Fleiße nachgeholt, was durch den politischen Sturm des Jahres 48 zurückgedrängt worden war. Das Winterhalbjahr gehörte der Hofkammerprocuratur, deren jüngster Conceptspraktikant ich geworden, das Sommersemester der Kriminalpraxis im Landesgericht. Drei juridische Rigorosen und die Richteramtsprüfung waren „mit Auszeichnung" abgelegt. Ich war nun Doctor der Rechte und geprüfter Richter — welche Opfer an Zeit, Anstrengung und Geld hat es bedurft, um diese Würden zu erreichen, die für meinen späteren Beruf von gar keinem Nutzen waren! Sich in einer Wissenschaft und deren praktischer Anwendung heimisch gemacht, überhaupt ernsthafte Kenntnisse erworben zu haben, darf uns niemals reuen. Nur der Gedanke schmerzt mich, daß es mir nicht vergönnt gewesen, die Zeit und Mühe, die mich das

Studium der Rechte gekostet, auf mein Lieblingsfach, die Musik zu verwenden. Und dennoch — mittelbar, auf weitem Umweg, hat mich doch die Beamtencarrière zu dem ersehnten Ziel, der Musikprofessur, geführt. Denn nur als Beamter des Unterrichtsministeriums unter Leo Thun, der meine musikalischen Bestrebungen wohlwollend beurtheilte, vermochte ich mir allmälig den Weg zu bahnen zu meiner jetzigen Stellung. Die Mauer, die mich für immer von meinem Ziele abzusperren suchte, ward mir zur Brücke. Das konnte ich damals, im Jahre 49, freilich noch nicht hoffen. Ich war einmal in den Staatsdienst getreten und mußte trachten, darin vorwärts zu kommen, durfte nicht murren, wenn die ersten Consequenzen dieses Berufs mich schmerzlich drückten. Und das thaten sie in hohem Grade. Da viele der tüchtigsten Fiskalbeamten zu den neu errichteten Staatsanwaltschaften übertraten, entstand plötzlich bei den Fiskalämtern in der Provinz ein Mangel an Arbeitskräften. Es ergingen Nothrufe nach Wien, um rasche Aushülfe. Unter den Conceptspraktikanten der Hofkammerprocuratur, die als Aushülfsreferenten in die Provinz abgesandt wurden, war ich einer der jüngsten und unerfahrensten. Ich wurde dem Fiskalamt in Klagenfurt zugetheilt und bezog für die Dauer meiner dortigen Verwendung eine Remuneration (nicht „Gehalt") von 50 Gulden monatlich. Diese Summe schien mir zwar an sich recht ansehnlich; aber sie hätte, auch zehnmal größer, mich nicht mit meiner neuen Bestimmung zu versöhnen vermocht. In Wien ließ ich ja Alles zurück, was mir lieb war, mir das Leben verschönte: meine Verwandten, meine Freunde, musikalische Genüsse und wissenschaftliche Bildungsmittel, eine Atmosphäre edelster Geselligkeit! Obendrein hatte ich hier als Musikkritiker der „Wiener Zeitung" eine Nebenbeschäftigung, die mir lieber und wichtiger war, als mein officieller Beruf. Mein Name hatte eben begonnen, in den musikalischen Kreisen bekannt zu werden — und Alles sollte ich plötzlich verlassen, um als Beamter und *nur* als Beamter in einer entlegenen Provinzialstadt, Gott weiß wie lange, zu vegetiren! Im Februar 1850 nahm ich schmerzlich bewegt Abschied von den Freunden, von der Musik, Abschied von Wien, Abschied von einem geliebten Mädchen, dessen Hand ich durch ein baldiges Avancement zu erringen hoffte. Es ist Alles ganz anders gekommen.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

I. An Bord der Asia.

Zum dritten Male durchfurchten wir das tyrrhenische Meer, das wir nun in all' seinen Launen, freundlichen und schlimmen, in prangendem Sommerwetter, in stillen Mondnächten, in stürmischen Herbstschauern und Regengüssen kennen gelernt hatten. Auch mit jeder Art von Schiffen waren wir schon gefahren, mit solchen, die Truppen nach Massauah brachten und solchen, die von ätzendem Carbolgeruch getränkt, aus Afrika zurückkamen. Denn diese Gesellschaft Florio-Rubbatino beherrscht das Meer, so weit es italienisches Gebiet, Festland und Inseln berührt; hier ist seine Suprematie nicht bestritten, und man darf im Ganzen damit zufrieden sein, wiewohl man in einzelnen Fällen, und nicht selten eben, Grund zur Klage haben mag. Die Schiffe sind nicht gleichmäßig, weder in der Geschwindigkeit noch in der inneren Einrichtung, noch auch in den unerläßlichen Bedingungen der Reinlichkeit und Verpflegung, während die Preise doch in allen dieselben und keineswegs niedrige sind. Aber wer die Seefahrt liebt, kann sich kaum eine genußreichere denken als diese, rings um die Küsten der Halbinsel, mit genügendem Aufenthalt in allen größeren Häfen und der leichten Gelegenheit nach den benachbarten Stationen im Mittelmeer.

Zudem hatten wir diesmal Glück, sowohl mit dem Schiff wie mit dem Capitän, dem vortrefflichen Signor Commandante Ruffo, der den großen und stattlichen Dampfer „Asia" nun schon, ich weiß nicht wie lange, von Genua nach Malta, von Malta nach Genua führt. Genueser von Geburt, hatte dieser Mann ganz den Ernst, der Zutrauen erweckt, und viel von jener Freundlichkeit, die sich nur langsam erschließt und niemals über einen gewissen Punkt hinausgeht. Untersetzt im Wuchs und zart gebaut, machte der Capitän doch den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit, wenn er früh Morgens, im langen Ueberrock, die goldgeränderte Mütze tief im Nacken, auf der Commandobrücke stand, und war

ein liebenswürdiger Gesellschafter bei Tisch, wo wir die Plätze zu seiner Seite hatten. Höflich, von den besten Manieren, machte Signor Ruffo die Honneurs seines Schiffes, dessen Bemannung und Dienerschaft von demselben Geiste beseelt waren, ebenso wie der Salon und die Kojen einen durchaus annehmlichen Aufenthalt boten. Auf diesen Schiffen ist die Lebensweise so geordnet, daß man, so früh man will, nach italienischer Sitte nur ein Täßchen Kaffee mit höchstens etwas Zwieback nimmt; um zehn Uhr erscheint dann ein Frühstück, die collazione, die wohl ein ganzes, sehr reichliches Mittagsmahl genannt werden darf, und um sechs Uhr das Diner, das pranzo, das schon in seinem Wortklang etwas von außerordentlicher Fülle hat. Mit feiner Aufmerksamkeit, sobald wir uns erst näher bekannt geworden, war dafür gesorgt, daß bei keiner dieser Mahlzeiten eins oder das andere der nationalen Gerichte fehlte, die wir lieben. Freilich ist über den Geschmack nicht zu streiten, aber ich habe gefunden, daß man durch nichts das Herz des Italieners so sehr gewinnen kann, als wenn man sich in diesem Punkte zu seinem Glauben bekennt. —

Der letzte Tag in Genua! Der Apennin mit Schnee bedeckt; in jungem Grün prangten die Gärten und Terrassen der Acqua Sola, die Kastanien, der Flieder und der Goldregen blühten um die Piazza Vittorio Emmanuele, und im Mittagswind bewegten sich die Palmen am Fuße des Negreto, von dessen belaubter Höhe wir noch einmal hinabblickten auf die steinerne Pracht der lieben Stadt und das azurblaue Meer, das die ganze Küstenlinie mit Silberschaum umrändert.

Mit der Dämmerung dieses Tages gingen wir zu Schiff; es ward Abend, bevor der Anker aufgewunden, und Nacht, bis wir uns in Bewegung setzten. Wir kannten das Bild, das Genua zu dieser Stunde der Abfahrt bietet: die Hunderte seiner Straßen und Gäßchen lauter Lichterreihen, gleich Brillantenschnüren um den Berg geschlungen und hoch darüber am dunklen Firmament die Myriaden funkelnder Gestirne. Vom Lande her, leis verhallend, das Ave-Maria der Glocken, und aus dem Wasser, aus dem Gewirr der Masten und Schornsteine des Hafens, bald nah, bald fern in der Finsterniß, schrilles Pfeifen, Signale der großen Schiffe, die wie das unsere zur Reise fertig sind.

Sobald wir den Leuchtthurm passirt hatten, merkten wir wohl, daß das Meer bewegter, als man uns am Lande hatte sagen wollen. Dennoch verbrachten wir die Nacht nicht übler, als man auf Schiffen sie zu verbringen pflegt, und hatten einen herrlichen frühen Morgen, die See tiefgrün, mit nur hier und dort einem leichten Wogenschaum, der Himmel blau, die Sonne schon warm und der Wind von einer erquickenden Frische. Wir kamen so dicht an Elba vorüber, daß wir das Roth seines erzreichen Gebirges erkennen und unten am Strande Städtchen oder Dörfer unterscheiden konnten. Die Küste des Festlandes, von einem violetten Schein angehaucht, bleibt immer sichtbar. Größere Schiffe begegnen nicht viel, aber manch ein weißes Segel von Küstenfahrer oder Fischerboot schwankt auf der schillernden Fluth oder am sonnigen Horizonte dahin.

Angenehm, wie der Tag begonnen, ging er weiter; wir hatten oben unter dem ausgespannten Leinwanddach bequeme Sessel, in welchen wir uns den ganzen Morgen sonnten, lasen und Cigarren rauchten, unser dolce far niente hin und

wieder durch ein paar Schritte das Deck auf und ab unterbrechend. Außer uns waren auf dieser Strecke der Fahrt nur noch zwei junge Herren Gäste der ersten Cajüte: Einer aus Mailand, der Andere Genueſe, Kaufmann und offenbar aus gutem Hauſe, der vortrefflich Deutſch ſprach, nachdem er ein Jahr in Zürich auf der Handelsſchule geweſen. Dieſer wollte zu ſeiner Erholung die ganze Reiſe der „Aſia“ nach Malta mitmachen, zu welcher ſie hin und her zehn Tage gebraucht. Im Stillen beneideten wir den jungen Mann. „Und was hindert Sie, das Gleiche zu thun?“ fragte der Commandant, der mit Vergnügen bemerkte, wie wohl wir uns auf ſeinem Schiff und in ſeiner Geſellſchaft zu fühlen anfingen. Und hatte der wackere Mann nicht Recht? War es nicht ſchon lange unſer Wunſch geweſen, dieſes Eiland kennen zu lernen, das von Dichtung und Sage wie von einem geheimnißvollen Schleier umgeben iſt, deſſen Geſchichte ſelber etwas von einer mittelalterlichen Heldenromanze hat, und das einen Reiz mehr dadurch ausübt, daß verhältnißmäßig ſo Wenige nur es wirklich geſehen haben?...

Gegen Abend verloren wir das Land faſt ganz aus den Augen. Nur als ein ſchmaler Strich blieb die römiſche Küſte fern am öſtlichen Horizonte ſichtbar. Das pranzo, dem der Sgr. Commandante wiederum präſidirte, verlief ſehr gemüthlich und war von ausgeſuchter Güte: mit bewunderungswürdigen Maccheroni (Mittags hatten wir Riſotto gehabt), Antipaſto (Sardellen von einer Art, die wir hier gar nicht kennen, Schinken, Oliven, Gurken ꝛc.), Frittura miſta (kleine Fiſche, Milchfleiſch, Carcioffi, zuſammen in Oel gebacken), Rindfleiſch mit friſchen Erbſen, Kalbscotelette auf dem Roſt gebraten, ausgezeichneten Salat, köſtlich duftende Apfelſinen, dazu den dunkelrothen Wein, den die Compagnie aus den eigenen Beſitzungen in Sicilien gewinnt, aber in Genua keltert, oder den weißlichgelben Polcevera, der bei Genua wächſt, und zum Beſchluß ein paar Gläschen Marſala, gleichfalls von der eigenen Marke Florio, der auch bei uns als der beſte gilt. Diener in weißen Handſchuhen warteten auf und ſorgten dafür, daß der Wein in den Caraffen nicht ausging, beides, weder der rothe noch der weiße, löblicher Brauch des „vino compreso“, der aber, wie ſo viel anderes Gute, leider immer mehr verſchwindend, nur noch in den kleineren Städten Italiens und auf dieſen Schiffen geübt wird. Man trinkt beſagten Wein aus Waſſergläſern — ungemiſcht, wenn man ein Barbar iſt; der Commandant und ſeine Landsleute miſchen ihn, wie denn der Italiener auch, hoch und niedrig, ein ſehr mäßiger Eſſer iſt — mit Ausnahme von Maccheroni, Reis und Salat. Dieſe Dinge mißt er mit anderen Maßen und nimmt Portionen davon zu ſich, für welche dem übrigen Europa das Verſtändniß abgeht.

Mit dem ſchwarzen Kaffee, bei welchem ich die letzten meiner Havannas (von jetzt gab es nur noch Philippinen, wenn nicht Schlimmeres) gern zum Opfer brachte, kam die Rede wieder auf Malta. Wollten wir am anderen Tage wirklich das gute Schiff „Aſia“ verlaſſen, um von Neapel unſere Reiſe nach Palermo fortzuſetzen? Nein, wir wollten nicht, wollten wirklich nicht — und als der Cognac herumgereicht ward, waren wir entſchloſſen. So ſpielt der freundliche Zufall mit uns, und ſo, man weiß nicht recht wie, kann man nach Malta kommen!

Gegen neun Uhr dieses Abends gingen wir in unsere Kojen und erfreuten uns, des Lagers schon gewohnt, eines guten Schlafes auf dem sanft schaukelnden Schiffe, bis es in der Morgendämmerung plötzlich still stand, und das Gerassel von Ketten und Tauen, das Hin und Her der Mannschaft begann. Es war zwischen drei und vier Uhr Morgens, und wir waren im Hafen von Neapel. Ich hörte die Glocken vom Lande herüber, und als ich um sechs auf Deck kam, lag die wundervolle Stadt vor mir, wie wir sie vor zwei Jahren verlassen hatten — damals in das herbstliche Gold eines Sonnenuntergangs getaucht, heut' bei Sonnenaufgang in sprießender Frühlingspracht. Wer sagt, wann Neapel am schönsten sei? Für uns kam der Zauber der Erinnerung hinzu. Fast heimathlich erschien uns jetzt die Stadt, die damals uns so fremd gewesen und so fremd geblieben. Ist es nicht, daß wir in Alles erst ein Stück von uns selbst legen müssen, um es zu lieben? — Mir war, als ob es gestern gewesen sei. Wir hätten jauchzen mögen vor Freude. Jedes Haus am Ufer erkannten wir, jeden Thurm, jede Kuppel, jeden Hügel, jede Straße. Hier, links, das Castell dell' Ovo, gegenüber unser Hôtel und die Chiatamone, hoch darüber das Castell Sant' Elmo, das Kloster San Martino, die Pinien des Posilipp dort, dicht vor uns Santa Lucia, der quadratische Thurm der Kathedralkirche von San Gennaro, ragend aus der Häusermasse; hinter uns im Hafen die Seekolosse, die großen Schiffe, dazwischen und rings um uns her die zahllosen Barken — Alles in einer gedämpften Frühlingsmorgen-Beleuchtung, unter einem leicht umflorten Himmel, der das Blau und den Sonnenschein eben noch durchschimmern läßt, und rechts, halb von diesem transparenten Dunst umhüllt, der Vesuv, dessen Rauchwolke, von dem Morgenwinde niedergedrückt, an seinem westlichen Abhange in einem flockigen Weiß, wie ein Nebelstreif, niederzukriechen scheint.

Wenn es ein Defect der menschlichen Natur ist, daß der Stärke des ersten Eindrucks kein zweiter gleichkommt, so gewährt sie dafür uns vielleicht die Entschädigung, daß das große Bild uns nunmehr auch seine kleineren Züge zeigt. Welch' ein Gaudium war es, den Alten mit dem Gaunergesichte zu beobachten, der in seinem Nachen unter unserem Schiffe hielt und ihn einen Labetrunk bereiten zu sehen, indem er aus einer Thonamphora von wahrhaft klassischer Form Wasser in die nicht eben blanken Gläser goß und mit den beiden Händen (die bis dahin das Ruder geführt) den Saft einer halben Citrone durch ein Sieb hineinquetschte. Aber die Limonade fand dennoch guten Absatz; gierig ward Becher nach Becher von einem Theile der Aussteigenden geleert, während das daneben stehende Becken sich mit Kupferstücken füllte. Später sogar, mitten in der Stadt, wo die Limonade gleichfalls an allen Straßenecken in derselben appetitlichen Weise zubereitet wird, bewunderte ich einen wohlgenährten Cleriker, der ein solches Glas mit unendlichem Behagen bis auf die Neige trank. Man ist eben nicht verwöhnt im Süden von Italien, und wir wissen wirklich nicht, ob wir seine Kinder, denen alle Schönheit der Welt in so viel reicherem Maße zugetheilt worden ist, darum beneiden oder bemitleiden sollen.

Wir hatten zwölf Stunden Aufenthalt in Neapel. Es ist nicht viel, wenn man es so betrachtet. Und dennoch, eine Stadt, die man kennt und liebt, auf so kurze Zeit wiederzusehen, alle Stätten, an denen man geweilt, noch einmal

zu betreten, sich immer und immer, bei jedem neuen Anblicke, ein „Weißt du noch?“ zuzurufen — es hat einen eigenen, wundersamen Reiz und ist wie ein Traum.

Gegen Mittag waren wir in der Via Roma, „già Toledo“. Wer beschreibt den alten Toledo, wer beschreibt ihn um die Mittagsstunde — den unabsehbaren Straßenzug, langsam ansteigend, die hohen Paläste, die tiefen Höfe, die Portale, die Balcone, die vorspringenden Giebel, die malerischen Quer- und Seitengäßchen, die einen steil, dunkel von Schatten, mit dem Grün des Berges von San Martino hinter sich, die anderen schräg hinunter, leuchtend von Sonne, mit dem Blick auf das blaue Meer, dazwischen der Lärm, das Geschrei, das Wagengerassel, sinnebetäubend, ohrenzerreißend — die breite Fahrstraße, wimmelnd von Einspännern, das schmale Trottoir gedrängt voll von Menschen, Kopf an Kopf, die luxuriösen Läden und davor haltenden Equipagen, die bunten Marquisen, die bunten Sonnenschirme, die bunten Kleider — das Heer der Verkäufer, jeder mit seinem besonderen Straßenruf: Bücher und Bilder, Zeitungen und Streichhölzchen, Lorgnetten und Metermaße („due soldi! vale una mezza lira!“), Petroleumlampen und kleine Hunde, Schildpattkämme, Bänder und Knöpfe, Rosen und Orangenblüthen, dies Alles kann man auf dem Toledo haben, und noch tausendmal mehr, angeboten von Tausenden im Herumziehen und mit Stimmen, deren furchtbare Gewalt, wenn sie Einem ins Ohr gellen, keine menschliche Sprache schildert. Von Allem aber, was billig ist, sind die Rosen am billigsten. Für ein prachtvolles Bouquet der schönsten rothen und gelben Arten gaben wir dem Jungen, der eine halbe Lira verlangt hatte, 20 Centesimi (15 Pfennig), und dieser Preis dünkte seinen Concurrenten so hoch, daß er mit einem gleich schönen Bouquet herzulief und nach dem Preise gefragt, erwiderte: „Che volete! Was Sie wollen!“

Für das Auge nicht minder ergötzlich und einschmeichelnd obendrein für den solideren Sinn, der sich eine gute Mahlzeit davon verspricht, sind an all' den ungezählten Ecken dieser Straße die mit Gemüsen und Früchten beladenen Tische — frische Erbsen und Bohnen, hoch aufgehäuft, Artischocken, goldgelbe, dicke Orangen und Citronen, mit den grünen Blättern noch daran, wie sie vom Baume gepflückt sind — aber auch der Knoblauch, dieser Leckerbissen der südlichen Völker, nicht eine mit Vorsicht zu gebrauchende Würze gewisser Speisen, sondern ein wichtiges, wenn auch nicht wohlduftendes Nahrungsmittel für die breitesten Schichten der unteren Classen. Alles dies, selbst in den engsten Gassen, ist zum Ueberfluß noch mit Blumen geschmückt, als könne die Mutter Natur sich hier gar nicht genug thun; und wo die Rosen fehlen, sieht man noch in unendlicher Menge die Mimosen. Gewiß, dieses Volk ist nüchtern, bedürfnißlos, genügsam, und muß es sein, weil es, trotz der umgebenden Fülle des Reichthums, arm ist. Aber wie weiß es dieses armselige Dasein sich auszuschmücken durch Humor, durch Frohsinn, durch Gesang, durch Poesie, durch Blumen, durch Zierrath jeder Art! Selbst die Pferdchen vor den Einspännern gehen nicht leer aus: dem Einen hat die Phantasie seines Kutschers einen Stirnschmuck von bunten Federn gegeben, dem andern einen neusilbernen Beschlag mit Glöckchen, dem dritten die Korallenhand mit dem ausgestreckten Finger gegen den

bösen Blick, dem vierten einen Blumenstrauß, und alle zusammen sind auf das Sauberste herausgeputzt. Die dunkle Folie für so viel Licht und Farben bilden die Geistlichen, die sich in ganzen Scharen, mit schwarzen Mänteln und Krämpenhut unter das Volk mischen, als dessen Lehrer und Freunde sie hier überall erscheinen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags kehrten wir auf unser Schiff zurück, welches sich mittlerweile zur Ueberfahrt nach Messina mit Passagieren beträchtlich gefüllt hatte. Vornehme Herrschaften waren unter diesen, Sportsmen aus Neapel mit Flinten und Hunden, der ehemalige Präfect von Rom, ein geborener Sicilianer und dort begütert, mit seiner Dame, mehrere Lieutenants des italienischen Heeres in ihren knapp anliegenden, schmucken Uniformen, ein Flottenofficier, eine deutsche Familie von distinguirtem Aussehen und, bei gelegentlichem Begegnen, den besten Manieren. Fast alle Kojen wurden besetzt, und die Tafel erstreckte sich durch die ganze Länge des Salons. Wir waren nicht mehr die „Einzigen" und traten dem hohen italienischen Würdenträger und seiner Gemahlin unsere Plätze zur Rechten und Linken des Commandanten ab; jedoch unser Freundschaftsverhältniß zu diesem erlitt dadurch keinerlei Einbuße, verwandelte sich vielmehr in ein solches stillschweigenden Einverständnisses.

Jetzt, von der sinkenden Sonne bestrahlt, stand der Vesuv ganz klar, mit der Rauchsäule darüber, und um den weiten Halbkreis des Golfes leuchteten in ununterbrochener Reihe die Häuser bis hinunter nach Castellamare. Die Höhe von Sant' Elmo war schon beschattet; aber in lichten Contouren wundersam fein zeichneten sich Mauern und Zacken und Pinien auf dem blauen Himmel ab. Purpurn in der Abendsonne schimmerte das Meer, und traumhaft über seiner Fluth erhob sich, wie ein Duftgebilde, das Felseiland Capri, dessen edlen Linien vom Monte Solaro bis Punta Tragara und Villa „Timberiana" wir noch einmal mit stillem Heimweh folgten.

Zuletzt kam Musik: zwei Frauenzimmer mit rothen Kopftüchern und weißen Kleidern — der traditionellen Tracht von Santa Lucia, die man in der Wirklichkeit kaum noch sieht; unter unserem Schiff in schwankender Barke haltend, spielten sie die Guitarre, sangen dazu und wurden von einem Mann auf der Flöte begleitet. Ich kann nicht sagen, daß diese costümirten Sängerinnen und Musikanten mir besonders sympathisch wären; sie haben Etwas vom „Novellen-Italiener", jenem Typus, dem man in den Novellen unserer mittelmäßigen Schriftsteller, und sonst nirgends, begegnet: unecht, wie diese Figuranten, die wohl auch ihre Modelle gewesen sind. — Und dennoch, wenn man sie nach langer Zeit wiedersieht, diese schlauen Menschenkinder, die sich für uns so hübsch herausstaffirt haben, wenn man sie zum erstenmale wiederhört, ihre Lieder und Guitarren — wer könnte dann ungerührt bleiben, wem stiegen nicht Erinnerungen auf, in denen die Mondscheinnächte Venedigs sich zu mischen scheinen mit der hehren Schönheit eines Sonnenuntergangs im Golf von Neapel, und wer opferte nicht gern seinen Obolus, welchen diese Künstlerschar noch obendrein mit unfehlbarer Sicherheit vom Grunde des Meeres heraufzufischen weiß? . . . Lange noch, immer weiter und weiter, über die Wogen, klang er uns nach der weh-

müthige Gesang: „Addio Napoli“, mit dessen letzten, fernen Tönen die Stadt selber uns im violetten Abendduft entschwand.

In einer dieser Nächte war es, daß ich die „Odyssee“ zu lesen begann, einsam, unter der hin- und herschwankenden Lampe der Kajüte, während Alles ringsum in tiefem Schlafe lag und nichts vernehmbar war, als das Rauschen des Wassers und des Windes. Ein Größerer hat es gesagt, was es heißt, dies Gedicht „in Neapel und Sicilien“ zu lesen, „in welchem Glanz es dann erscheint.“ „Ich verstehe,“ schreibt Goethe an Schiller (14. Februar 1796), „daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst.“ Von der Schule her haben wir ihn geliebt, den guten Vater, in dessen Reich es so herrlich herging mit Speise, Trank, erquickenden Bädern, auch in den fürchterlichsten Nöthen, mit festlichem Gesang, Harfenspiel, Liebe, Heldenthum, Errettung aus Abenteuern und ehrfurchtsvollem Umgang mit Göttern. Später, als der Glanz des goldenen Zeitalters der vergangenen eigenen Jugend einen verklärenden Schimmer zu leihen schien, blieb es uns ein Werk nicht nur edelster Dichtung, sondern auch höchster Weisheit und feinster Sitte voll, an welchem das Herz des Alters sich erquickte. Doch wie ganz anders noch, wenn man die „Odyssee“ liest auf dem Element, dem nämlichen Meer, dessen Küsten und Eilande ringsum gleichsam heute noch widerhallen von dem Gesange Homer's! Zu keiner Zeit, weder als Knabe noch als Mann, hab' ich ihn so verstanden, wie jetzt, wenn ich von dem Buch aus der Kajüte heraustrat in die Frühlingsnacht, und durch Masten und Raaen des ächzenden Schiffes, durch Stangen und Stricke die tausend Sterne des südlichen Himmels strahlen sah, die schon mit all' ihrem Feuer dem „göttlichen Dulder“ geleuchtet; oder am frühen Morgen, wenn ich „in des Meeres aufwogenden Abgrund“ blickte, „als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg“, und unermeßlich um mich und vor mir und hinter mir die dunkle, die purpurne Woge der „heiligen Salzfluth“ rollte. Wie wenn ich einen Begriff erhalten sollte von dem, was ewig ist in der Poesie, weil es ewig ist in der Natur der Menschen und der Dinge, redeten der Wind, das Wasser, das Schiff und das Schiffsgeräth zu mir in homerischen Versen; das Ungesehene ward sichtbar und das Sichtbare von jenem Zauber umwoben, in jenen Duft entrückt, der die Wirklichkeit zur Täuschung macht und das Märchen zum lebendigen Ereigniß. Und je weiter ich kam, nicht nur in diesen sternhellen, sondern auch in mancher finsteren Nacht und an manchem bösen Tag, desto mehr wuchs das Gefühl der Uebereinstimmung. Denn nie zuvor und nie nachher ist das Meer in seinen unaufhörlich wechselnden Farben von Licht und Dunkel, in seinen unendlich verschiedenen Beleuchtungen und Erscheinungen, in seiner unergründlichen Tiefe bei Sturm und Windstille, niemals das Schiff und die Schiffahrt so dargestellt worden, daß man, wie bei Homer, eine Vorstellung der Unermeßlichkeit und zugleich die Sinnesempfindung jedes geringsten Umstandes und jeder Einzelnheit empfinge, bis auf den Theergeruch des Kiels, das Klatschen der Segel und den Flug der Möve,

„Die um furchtbare Busen der weit einöden Gewässer
Fische sich fängt, und häufig die Fittiche taucht in die Salzfluth.“ (V, 52. 53.)

Unser erster Anblick am folgenden Morgen früh, bald nach Sechs, war Stromboli, das sich einsam und majestätisch in einer prachtvollen Pyramide, die Spitze von leichtem Dampf umwallt, aus blauem Meer erhob. Es ist die einzige der liparischen Inseln, die man auf der Fahrt nach Messina passirt, die Ortschaft am Strande lag in der vollen Morgensonne. Die liparischen, auch hephästischen Inseln heißen italienisch allgemein „le isole Eolie", äolische Inseln, wie schon Homer sie gekannt und genannt hat, der allerdings nur von einer „äolischen Insel" spricht, „welche bewohnte Aeolos, Hippotes' Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter", von Kronion „zum Schaffner der Winde geordnet" (X, 1—2; 20). Erst in einer viel späteren Zeit ward die Werkstätte des Hephästos nach „Lipari's Esse" (Theokrit) verlegt, und die des Vulcanus auf die südlichste der Inseln, l'isola di Vulcano, welche dem auf dieser Seite Vorüberfahrenden durch den Anblick von Stromboli verdeckt wird. Unbebaut und unbewohnt, außer von den Arbeitern der Schwefelsiederei, ist der Vulcan dieser Insel, die nach dem Gotte genannt wird — „Haus des Vulcan, sein Nam' und Vulcania heißet das Eiland" — immer noch thätig, und durch einen seiner Krater ließ Virgil ihn zu seinen unterirdischen Feuern hinabsteigen, als er, auf Bitten der Venus, sich entschlossen hatte, die Waffen für Aeneas zu schmieden (Aeneis, VIII, 416 ff.).

Jetzt auch, ganz fein in den Horizont gezeichnet, erschien die Küstenlinie von Sicilien, und das Erste, was wir deutlicher unterschieden, war das Schneehaupt des Aetna, rosig in der Morgensonne, von derselben pyramidalen Form, wie all' diese vulkanischen Küsten- und Inselbildungen. Wie sehr wurde das Herz ergriffen, indem es hier des Odysseus gedachte, der auf schwankender Fahrt denselben Zielen zustrebte

„Steuernd auf dunkeler Fluth zu anders redenden Männern." (I, 184.)

Schon trat von rechts die calabrische Küste heran, mit den Häusern der Ortschaft Scilla, weithin verbreitet im Schatten einer mächtigen Felswand; von links war der Punto del Faro sichtbar, der Leuchtthurm auf der äußersten Spitze der vorspringenden Landzunge, dahinter, im Halbkreis um die Bucht, das Oertchen San Giorgio, seine Wohnstätten von fast orientalischem Aussehen in ihrer quadratischen Form und der monotonen gelblich-weißen Farbe, blendend in der Morgensonne; dazwischen die gekräuselte Fluth der Charybdis, ein leichter Strudel, wie das Binger Loch, der mit seiner von den beiden Felsufern eingezwängten Meeresfläche, rings geschlossen, an eine Rheinlandschaft erinnert. Ohne mehr, als in seinen festen Rippen ein wenig zu zittern, ging unser gutes Schiff „Asia" durch die Brandung, deren schmaler Schaumstreif noch immer den Eingang in die Straße von Messina bezeichnet und einst der Schrecken der Schiffer war. Wir in unseren eisengepanzerten, kupferbeschlagenen Dampfern mögen der Gefahren spotten, die solch' eine Durchfahrt bietet. Aber man bedenke, was sie für Schiffer gewesen sein mag, die, durch Leuchtthürme nicht gewarnt, und ohne Compaß, nur gewohnt waren, von Küste zu Küste zu fahren, und denen Sicilien, noch ein Fabelland, als das äußerste Ziel der Abenteuer galt. Wenn es uns Heutigen schwer wird, die wir, mit dem Bädeker in der Hand, uns hier orientiren wollen, den Schauder noch einmal zu fühlen, mit welchem die trefflichen Phäaken zu-

hörten und den wir, auf den Schulbänken, ihnen nachempfanden, wo der „untadlige" Held Odysseus von der Skylla, dem „fürchterlich bellenden Scheusal," und der dreimal täglich „das dunkle Gewässer" hervorstrudelnden und dreimal einschlürfenden Charybdis erzählt; wenn es uns schwer wird, in dem anmuthigen Bilde, welches die Umgebung von Scilla gewährt, den Felsen wiederzuerkennen, der „an den Himmel ragt, spitz erhebend das Haupt", und in den Saatfeldern und Fruchtgärten der Küste gegenüber den anderen, niedrigeren, unter dem das Menschen und Schiffe verschlingende Ungeheuer gedroht: so dürfen wir darum nicht an der Wahrheit unseres Homer zweifeln. Denn es ist eine Thatsache, die der Commandant mir mittheilte, daß, auch bei sonst ganz ruhiger See, das Wasser sogar im Hafen von Messina stets ein wenig bewegt ist wegen der Strudel in der Nähe von Scilla, der „vortici", wie sie heute noch bei den Schiffern heißen. Die Griechen selbst hatten, zur Zeit der „Odyssee," noch gar keinen directen Verkehr mit Sicilien. Was sie von der Insel wußten, war ihnen in den Erzählungen der Phöniker zugekommen, der ersten und lange der einzigen seefahrenden und handeltreibenden Nation des frühen Alterthums, welche Stationen, Factoreien und Ansiedelungen an allen Gestaden des Mittelmeeres, vornehmlich auch an der sicilianischen Küste besaßen. Möglich, daß sie, schlaue Leute, die mit diesen Reisen verbundenen Gefahren noch übertrieben, um andere Völker von den gleichen Versuchen abzuschrecken; aber dennoch müssen ihre Berichte, wie sie sich in der Dichtung Homer's widerspiegeln, auf einer so treuen Beobachtung der Natur beruht haben, daß deren Schauplätze, wenngleich in märchenhafter Umhüllung, den großen und allgemeinen Zügen der heute noch bestehenden Wirklichkeit entsprechen. Auch das trifft zu, was von den beiden Küsten gesagt wird, „daß leicht dir hinüberschnellte der Bogen" (XII, 102), wenn man sich nämlich das Geschoß des Odysseus denkt, welches außer ihm kein Sterblicher zu spannen vermochte.

Sobald die Straße sich öffnet, haben wir den Blick auf Messina, dessen Hafen eine halbe Stunde später erreicht ist. Vor uns erstreckt sich die Palastreihe der Marine, die, wie eine Coulisse, die Stadt dahinter noch verdeckt, und malerisch steigen die Berge darüber empor. Hier, um zehneinhalb Uhr Morgens, geht unser Schiff vor Anker, und wir haben einen freien Tag.

O, welch' ein Tag! Das blaue Meer mit weißen Segeln bedeckt, das Schiff unser Haus und die Lande ringsum einladend zu freundlichem Besuch! In köstlichem Sonnenschein, bei frischer Brise, lehnen wir über das Schiffsgeländer und sehen dem Treiben im Hafen zu; die Stadt liegt vor uns, die großen Schiffe geankert zu ihren Füßen und grünes Hügelland hinter ihr. Das Wasser ist von einer tief azurnen Farbe, wie mit Goldflittern bestreut; die Berge der calabrischen Küste sind mit Schnee bedeckt. Eine Möve fliegt vorüber. Und alles dies gehört uns. Es ist das Ideal einer Seefahrt.

In der Mittagsstunde lädt der Commandant uns ein, mit ihm hinüberzufahren nach Calabrien, nach Reggio. Das Städtchen, das längs des Meeres an steiler Höhe liegt, macht einen stillen, aber keineswegs unvortheilhaften Eindruck. Die Häuser, sämmtlich neu, mögen vom Ende des vorigen Jahrhunderts sein, einige darunter von vornehmem, aber verwahrlosten Aussehen, die meisten mit Altanen. Die Hauptstraße, der Corso Garibaldi, durchschneidet in gerader Linie,

so daß man vom einen Ende derselben bis zum anderen sehen kann, und parallel mit dem Meere, die ganze Länge der Stadt, breit und luftig, aber wenig belebt, mit Läden und Cafés, welche die Lässigkeit, fast das Schläfrige der Kleinstadt haben, mit regelmäßigen Seitenstraßen, links zu den Gärten und Hügeln hinan, rechts zum Meere hinabsteigend, über welchem jenseits das sicilianische Küstengebirge die Perspective schließt. Ein altes Castell blickt vom Hügel auf die Stadt herab, und nicht weit vom Ende des Corso steht der Dom, mit dieser Inschrift über dem Portale: „Circumlegentes devenimus Rhegium. Act. XXVIII." — „Und da wir umschifften, kamen wir gen Region." — Es ist ein Vers der Apostelgeschichte, die von Pauli Seefahrt nach Rom erzählt. In solche Fernen verliert sich hier der Blick, auf diesem uralt classischen Boden, auf welchem die letzten Visionen der homerischen Welt mit den frühesten Strahlen des aufgehenden Christenthums einander begegnen.

Alsbald stießen wir auf einen Trupp Rekruten, der den Berg herunterkam, junge Calabresen in der malerischen Tracht ihres Landes, braunen Sammetjacken, kurzen Hosen, Gamaschen, runden Mützen ohne Schirm, mit Bändern und Tüchern; schöne Menschen, gedrungene, kräftige Gestalten, mit sonnverbrannten, höchst ausdrucksvollen Gesichtern und pechschwarzen Haaren. Die wenigen Wagen, die sich auf der Straße blicken ließen, waren von altmodischer Beschaffenheit; hier und dort zeigten sich Reiter auf Eseln, und vor einem Karren sahen wir ein Paar jener prachtvollen weißen Zugstiere mit breiten, gewundenen Hörnern, wie wir sie vormals oft auf den Gemälden von Leopold Robert bewundert haben.

Gegen drei waren wir von unserem Ausfluge ins calabrische Land zurück und hatten nur noch die späteren Nachmittagsstunden für Messina, bis zum Abend. Eine Stadt, die sogleich freundlich anmuthet und nach dem Besuche von Reggio, durch die Bewegung am Hafen und in den Straßen, die Fülle des Lebens und seine Mannigfaltigkeit doppelt erfreulich. Wir hatten mit dem Schiffsvolke dort drüben keine guten Erfahrungen gemacht: sie sind zudringlich, scheinen verwildert und gewaltthätig; ohne Schutz wäre man ihrer Willkür völlig ausgeliefert. Hier, beim ersten Schritte auf sicilischen Boden, hatte man das Gefühl, unter einer gesitteteren und besser gearteten Bevölkerung zu sein, und diese Wahrnehmung ist durch alle nachfolgenden bestätigt worden. Im Sicilianer, wie wir ihn nachmals genauer kennen gelernt haben, hat sich unter dem Drucke von Jahrtausenden ein Rest angeborener Höflichkeit und guten Betragens erhalten, der ihn sehr vortheilhaft vom Süditaliener unterscheidet. Er ist ernster, sinniger, stolzer und, so scheint es, in seinem allgemeinen Verhalten gesetzlicher, der Disciplin mehr zugänglich, und wie viel man auch, früher noch mehr als jetzt, von Ausschreitungen gehört hat: es sind immer eher Thaten des augenblicklichen Impulses, des politischen Hasses, der persönlichen Rache gewesen, als der Berechnung und der Habgier. Der überwiegenden Mehrzahl der Verbrechen lag, wenn auch sehr entstellt oder fast unkenntlich geworden, von jeher ein Motiv zu Grunde, welches unedel nicht genannt werden kann. Dem, der beide gesehen hat, springt sogleich, in diesem Betracht wie in manchem anderen, eine ganz auffallende Aehnlichkeit zwischen den eingeborenen Bewohnern Irlands und denen Siciliens ins Auge: wie sehr hier und dort die agrarischen Verhältnisse daran Schuld sind, braucht nur angedeutet zu werden. —

Alles in Allem aber scheint das sicilianische Volk sein unleugbares Elend mit größerem Anstande zu tragen, nicht nur als das irische, sondern auch als das des italienischen Südens, und mehr bestrebt, sein Uebel zu verbergen, als zur Schau zu stellen. Wenn die Hauptstraßen von Messina durchaus den Eindruck blühender Prosperität machen, so kann man auch in den ärmlichsten noch manch' ein verhältnißmäßig reinliches Hausinnere sehen und recht ordentlich gekleidete Frauen, die mit ihrer Handarbeit vor den Thüren sitzen. Freilich mag es dem Fremden, zumal im Anfang und bei nicht mehr als oberflächlicher Betrachtung, hier wie in all' den anderen berühmten Städten Süditaliens und Siciliens ergehen: daß ihm nämlich vor der immer gleichen Schönheit der Natur, der überwältigenden Macht der Werke der Kunst und der historischen Erinnerungen der Anblick der Gegenwart fast entschwindet. Der Dom, der Domplatz mit den prächtigsten Palmen, die wir bisher gesehen, die uralte Annunziata di Catalani, die hoch auf dem Felsen gelegene Kirche San Gregorio, die Terrasse davor mit der wunderbaren Aussicht auf das von der Abendsonne beglänzte Meer und die schneebedeckten Gipfel des calabrischen Gebirges — wer malt ihn, den Zauber dieser Abendstunde, der sich mit einer Fülle vorübergerauschter Bilder und unaufhörlich zuströmender Gedanken an ferne Vergangenheiten verband — an die Hohenstaufen, an Konrad IV., dessen rothen sammtenen Sarg wir eben im Dome gesehen; an Goethe, der auch einmal hier oben gestanden hat und an dieser Stelle das Mignonlied gedichtet haben soll. Ob es wahr ist, wer weiß es und was thut es auch? Scenen italienischen Lebens umgeben uns. Ein Hirt treibt vom Berge hinter der Kirche herab seine Ziegenherde, die possirlichen Thiere mit den altklugen Gesichtern lagern sich auf den Treppen und schnuppern um die Terrasse herum. Ein Betteljunge schließt sich uns an, schmutzig über jede Beschreibung, als ob er in seinem Leben nicht gewaschen worden sei, zerlumpt, in einem Habit, das nur aus Löchern besteht und aus Flicken, die mit Bindfaden an einander gebunden sind. Wie, fragen wir uns, ist der Junge in dieses Gewand hineingekommen, und wie kommt er wieder heraus? Er trabt, als wir den Wagen wieder bestiegen haben, unermüdlich neben uns her, immer gleichen Schritt haltend mit dem trabenden Pferdchen, und zuweilen ihm noch vorauf; aus purem Vergnügen, muß angenommen werden, denn Kupferstücke gab es nicht mehr; mit vollen Backen aus einem Cigarrenendchen paffend, das er vom Straßenpflaster aufgelesen hatte. So ging die Fahrt durch die Stadt, vorüber an dem Denkmal von Erz, welches die dankbaren Bürger dieser Stadt einst, vor dreihundert Jahren, dem Sieger von Lepanto, dem Sohne Carl's V., Don Juan d'Austria, gesetzt haben — an Kirchen und Klöstern und Palästen vorüber, das Grau von Jahrhunderten mitten im Treiben des Tages, im Schmucke einer reichen Vegetation und unaufhörlich die lange Häusercolonne hinab, hier durch einen mittelalterlichen Thorbogen, dort durch eine schmale Straßenöffnung, leuchtende Durchblicke auf den Hafen und das Meer.

Auch auf dem Schiffe war es jetzt Frühling geworden, oder nach unseren norddeutschen Begriffen Sommer: zwei prachtvolle Bouquets aus gelben, weißen und rothen Rosen, welche die Cajüte mit ihrem Duft erfüllten, prangten auf den Tischen, und unter den Früchten nach dem Diner erschien eine gehäuft volle

Schüssel frischer Walderdbeeren, welche noch fünf bis sechs Wochen später bei uns zu Hause eine fürstliche Verschwendung gewesen wäre. Der Präfect von Rom und seine Gemahlin hatten uns verlassen; dafür kam jetzt der italienische Generalconsul, Signor Cavaliere Augusto Bazzoni, und nicht lange nach ihm Se. Excellenz, der General Sir A. H. Smyth, Gouverneur von Malta, an Bord der „Asia". Malta, welches bisher nur auf unserem fernsten Horizonte gleich einem Nebelbilde geschwankt hatte, wie wenn die Fahrt dahin niemals enden sollte, fing auf einmal an, eine Wirklichkeit für uns zu werden. Der britische Gouverneur nebst Gemahlin und Gefolge war in Palermo gewesen, um die dortige Ausstellung zu besichtigen. Der italienische Generalconsul war schweigsamer Natur. Wir hätten gern Einiges über die Verhältnisse Malta's, namentlich in commercieller Beziehung, erfahren. Der Signor Commandante sagte, der Handel beschränke sich wesentlich auf den Import fast aller Lebensmittel und Bedürfnisse der Insel, ausgeführt würden eigentlich nur Kartoffeln. Wir haben nachmals von diesen berühmten Malteser Kartoffeln an Ort und Stelle gegessen, fanden sie jedoch ihrem Rufe keineswegs ganz entsprechend.

Früh des andern Morgens, gegen sechs, waren wir auf der Rhede von Catania. Es war Sonntag. Das Glockengeläut klang zu uns herüber durch die milde Frühlingsluft; aber in einem schon ganz sommerlichen Dufte lag vor uns die Stadt, mit vielen Kuppeln, kleinen und großen, statt der Thürme. Links auf schwarzem Lavagestein der weiße Leuchtthurm, blendend in der Sonne; zur Rechten aufsteigend die Schneepyramide des Aetna, der, für die Seefahrer ein Zeichen, weithin gesehen wird bis nach Malta. Neben dem unseren lag ein noch größerer Florio-Rubbatino, mit dem in diesen Gewässern wohlbekannten weißen Streifen um den schwarzen Schornstein. Der Dampfer war auf der Heimfahrt aus dem schwarzen Meere und von Constantinopel. Zwei Araber, weißgekleidet und weißverhüllt, hager, mit bräunlich-grauen, dürren, schwermüthigen Gesichtern, stiegen zu uns herüber. Bis in den Hafen hinunter liegen übereinander gewälzt die schwarzen Lavablöcke; jetzt plätschert die Fluth um sie herum, und auf ihnen ausgestreckt lagen nackte Knaben, die sich nach dem Bade hier sonnten. Wie cyklopische Mauern umgürten die schwarzen Felsmassen, die der Aetna herabgeschleudert, die Stadt, welche sich jetzt, lustig anzuschauen und in Grün wie gebettet, auf den Trümmern jener erhebt, die durch den vulkanischen Ausbruch von 1669 und das Erdbeben von 1693 völlig zerstört ward.

Auch Catania sahen wir nur im Fluge, jedoch im hellen Mittagssonnenschein, unter einem wolkenlosen Himmel und in vollem Sonntagsgewühl — eine wunderhübsche Stadt, mit breiten Straßen und äußerst stattlichen, ganz modernen Häusern, mit brillanten Läden, deren geöffnete Schaufenster auch am Sonntage den Anblick belebten und verschönten — eine Stadt, zu der man sofort in ein Verhältniß tritt und zu der man es eigentlich schon hat, denn Catania ist die Stadt Bellini's. Diese Pietät, dieser Cultus der italienischen Städte für ihre berühmten Söhne hat etwas wahrhaft Rührendes, als ob sie — „memore di tanta fortuna", eingedenk eines so großen Glückes, wie es am Standbilde Tasso's in Sorrent heißt — sich nicht genug thun könnten im Ausdruck ihrer Dankbarkeit und Freude. Schöner noch als das marmorne Denkmal Bellini's inmitten eines

der ansehnlichsten Plätze der Stadt ist der neue, nach ihm benannte Park, Villa Bellini, vor der Stadt. Hier umgibt uns die südliche Vegetation dieses Landes in ihrer ganzen Ueppigkeit und Fülle. Man könnte von diesem Wundergarten mit Voltaire sagen, daß er uns unter Rosen erstickte. Rosen decken ihn zu, Rosen sind in unabsehbaren Hecken da, wachsen an den Mauern empor und schlingen sich um die Bäume, bis hoch hinauf in das Laub der Wipfel. Niemals hab' ich Blumen in solchen Farben leuchten, noch das Grün so glänzen sehen; wir konnten uns an der Pracht nicht sättigen und entdeckten immer Neues. Was in unseren Ländern auf Frühling, Sommer und Herbst vertheilt ist, das wächst und blüht hier Alles zusammen und durcheinander, und wie Vieles außerdem, was wir nur in Töpfen und im Treibhaus ziehen: Heliothrop in Büschen, Orangenblüthen, Cactus, Palmen, Pellargonien, Oleander, Akazien, Astern, stark duftender Buchsbaum, Cypressen, Levkoien, Platanen, Winden, blau, weiß und roth, lilla Glycinen, große gelbe Stiefmütterchen — ich nenne hier der Reihe nach, was mir im Vorübergehen, rechts und links, auffiel, und dazu das Meer ungezählter Blüthen, von welchen Baum und Strauch schimmerten! Die Höhe des Parkes ist mit den Marmorbüsten Derer geschmückt, deren Ruhm nicht über das Weichbild Catanias hinausgedrungen sein mag. Doch fehlt auch hier, neben Pacini, wiederum Bellini nicht. Wir besuchten dann noch die hochgelegene Klosterkirche der Benedictiner, verschoben aber die Besichtigung des unterirdischen griechischen Theaters bis zu einem zweiten Aufenthalt, was in diesem Falle wirklich ad calendas graecas bedeutete. Denn wir haben Catania nicht wiedergesehen, ob wir gleich noch zweimal daran vorüberfuhren. Um zwei Uhr Nachmittags setzten sich im Hafen drei der großen Schiffe zugleich in Bewegung: das eine nach Palermo, das andre nach dem adriatischen, wir aber in das jonische Meer hinaus, welches, von einem frischeren Winde bewegt, wie jauchzend um unseren Kiel sprang.

Eine sonnige Fahrt, den ganzen Nachmittag durch, bis gegen Abend über dem weithin glänzenden Meer ein feiner blauer Höhenzug auftaucht, gegen welchen eine gezackte Linie von Häusern sich abzeichnet, tief beschattet von dieser Seite, hoch über dem Wasser. Bewegt, wie kaum zuvor, rufen wir: Syrakus. Es gibt Namen, die einen Zauber in sich tragen. Nichts als sie auszusprechen, ruft eine ganze Welt in uns wach. Seit wir Kinder waren und Schiller's „Bürgschaft" auswendig lernten, war uns dieser Name vertraut, und dennoch verbanden sich Vorstellungen mit ihm, wie von Etwas, das nur in Märchen und Gedichten war, irdischen Augen unsichtbar. Und das ist wirklich Syrakus!

Ein starker Wind weht hier oben, indem wir um die Landspitze fahren, auf welcher Syrakus liegt. Es öffnet sich der große Hafen und mit ihm ein wahrhaft wundervolles Bild: über den gelben Stadtmauern lagert am Hügel die Masse der weißen Häuser, würfelförmig, von hier aus gesehen, und mit flachen Dächern, die Kuppeln und Kreuze der alten Kirchen funkeln in der untergehenden Sonne, die Bäume blühen, das Grün und die Palmen von der Marina grüßen, und Alles ist wie getaucht in rosigen Abendschein.

Langsam kommt die Nacht, und nun auf einmal, plötzlich, flammt ein andrer Schein auf — weiß, wie Mondenschein, aber penetranter; und die letzte der

Ueberraschungen, zugleich unser letzter Blick war: Syrakus in elektrischem Licht! Wie nahe doch berührt sich das, was wir Zeit, und das, was wir Ewigkeit nennen! Träumenden gleich wandern wir zwischen dem Einen und dem Andern — und das ist unser Leben.

Die Nacht war kurz; als wir am Morgen, früh, bald nach fünf, an Deck kamen, lag unser Schiff schon im Hafen von Malta. Das Ziel war erreicht. Ringsum in weitem, fast geschlossenem Rund hochragendes Gemäuer, Felsen, Forts und die Stadt im Morgengrauen. Es ist wie der Blick in eine fremde Welt. Jetzt hier, jetzt dort beginnt die starre Masse sich zu beleben vom ersten Strahl der Sonne, die hinter den Felsen aufgeht und von ihnen noch verdeckt ist. Die Häuser in der Höhe fangen ihn auf, die Fenster spiegeln ihn wider. Golden lodert es empor, eins neben dem andern, bis die ganze Reihe schimmert; ein röthlicher Schein breitet sich, von oben herab schwebend, über das Gestein; Alles steht in vollem Licht, zum Empfange bereit, und königlich, in Purpur gehüllt, tritt das Gestirn des Tages die letzte Stufe hinan. Einen Augenblick ruht der glühende Ball auf der dunkelblauen Kuppe. Die beiden Araber, dem Aufgang zugewandt und von seiner Helligkeit fast geblendet, senken das Haupt und die beiden Arme gekreuzt über der Brust, neigen sie sich im Gebet vor Dem, der in der Sprache der Malteser Allah heißt, wie in der ihren. „Gottes ist der Orient!"

Wie von einer Vision des Morgenlandes war dieser Moment erfüllt, und sie wurde nicht dadurch gestört, daß der britische Sanitätsbeamte nun an Bord kam, um die lange Liste der Passagiere zu verlesen und jeden Einzelnen in Augenschein zu nehmen. Denn der Union-Jack und das Rule Britannia sind mit der östlichen Welt untrennbar verbunden, und bei dem ersten Schritt auf ihre Schwelle wird man vor Allem ergriffen werden von der Gewalt und Größe des Inselkönigreichs, die der Fremde hier vielleicht noch stärker empfindet, als auf englischem Boden selbst.

Indessen hatten sich um unser Schiff die kleinen Böte gelagert, welche die Reisenden ans Land bringen wollten. Fremdartige Gesichter blickten, fremdartige Laute drangen zu uns herauf. Aber wie lebhaft auch die Gesticulationen und wie laut die Stimmen, man hatte doch das Gefühl der Sicherheit, das bei der Ankunft in den süditalienischen Häfen so selten Stand hält. Mitten im Gewühl der Landungsbrücke stand der britische Zollbeamte, dem gleich, den wir im Custom-House des Londoner Hafens sehen, in dunkelblauem Rock mit Messingknöpfen, auf dem Kragen eingestickt die Krone und Anfangsbuchstaben der Victoria Regina.

Der Nachen lag bereit; ein Abgesandter des „Imperial-Hôtel", der, wie sich später herausstellte, zugleich auch dessen Oberkellner, Factotum und Director war, weil er etwas — nicht viel — englisch sprach, bahnte den Weg; mit herzlichem Dank für die fünf Tage, die wir unter seinem Schutze so herrlich gelebt, nahmen wir Abschied vom Signor Commandante und verließen das gute Schiff „Asia" mit der etwas bänglichen Empfindung, die man immer haben wird, wenn man dem Unbekannten, völlig Neuen entgegengeht. Fast hätten wir den jungen Genuesen beneidet, der heut Abend noch mit dem Schiffe die Rückfahrt antreten wollte.

Juan Latino.

(Joannes Latinus.)

Von

F. A. Junker von Langegg.

Der Name Juan Latino wird von Miguel de Cervantes Saavedra im Prologe „Al libro de Don Quichote de la Mancha, Urganda, La Desconocida“ seines berühmten Romanes in folgenden apokopischen (hier ergänzten) Versen erwähnt:

„Pues al cielo no le plu . . . . . (go),
Que salieses tan ladi . . . . . (no)
Como el negro Juan Lati . . . . . (no):
Hablar latines rehu . . . . . (sa).“

Cervantes wählt die Apokope als der unklaren, geheimnißvollen Weise der Zauberin Urganda, „La Desconocida“, der „unbekannten“ Freundin und Rathgeberin des Amadis von Gallien entsprechend, welche einst, um den Helden einer dräuenden Gefahr und seinen Verfolgern zu entziehen, einen vier Tage lang währenden Rauchqualm erzeugt hatte, „so schwarz, daß die Leute selbst ihre eigensten Gedanken zu lesen nicht vermochten.“

Urganda's dunkler Rath lautet verdeutscht also:

„Hatt's nun dem Himmel nicht gefallen,
Daß wie der Mohr du sprachst gewandt,
Der Hans Lateiner wird genannt:
So laß es sein, Latein zu lallen.“

Doch ungleich Urganda, war Juan Latino keine Schöpfung dichterischer Phantasie, er war selber ein Dichter, ein lebendiges Wesen von Fleisch und Blut, treu liebenden Herzens und — „Res prodigiosa!“ wie einer seiner Biographen ausruft — von schwarzer Haut, ein echter Neger, nicht ein Moro tinto, „ein dunkelfarbiger Maure“, als welchen ihn Diego Ximenes de Enciso[1]) in seinem Schauspiele schildert, sondern ein Aethiopier. Seine Grabschrift in der Kirche Señora Santa Ana in Granada nennt ihn „Filius Aethiopum, prolesque

[1]) Diego Ximenes de Enciso, „Las Comedias escogidas“. Madrid 1652. Bd. II.

nigerrima patrum, Sohn und allerschwärzester Sprosse äthiopischer Väter". Dies bestätigen alle seine Biographien. So sagt ein Zeitgenosse, der Jesuit Andreas Schottus[1]), in seiner Beschreibung Granadas: „Hier lehrte der Aethiopier, Joannes Latinus — wunderbar! - zu unserer Zeit während vieler Jahre öffentlich die Rhetorik, unterrichtete die Jugend und gab ein Gedicht heraus über den Seesieg des Don Juan d'Austria;" und Nicholas Antonio[2]) berichtet: „Joannes, cognomente inter nos" Latinus, patria et parentibus Aethiops, educatione Hispanus . . . . . Johannes, unter uns mit dem Beinamen „der Lateiner", nach Vaterland und Abstammung ein Aethiopier, durch Erziehung ein Spanier" . . . . Don Francisco Bermudez de Pedraza[3]), sein namhaftester Biograph, welchem, sowie Don Ambrosio de Salazar[4]), die meisten Angaben der folgenden Lebensskizze entnommen, erzählt: „El negro Juan Lationo fuè traido siendo niño, cautivo con su madre à España; der Neger Juan Latino wurde als Kind mit seiner Mutter als Gefangener nach Spanien gebracht."

Juan Latino wird als Dichter und Gelehrter mit großem Lobe in den Bibliographien erwähnt. Seine in lateinischer Sprache geschriebenen Gedichte, wofür ihm der Beiname „der Lateiner", wurden zuerst im Jahre 1573 in Granada gedruckt und bilden ein Quartband von 160 Seiten mit über 1700 Hexametern. Diese erste Auflage, sowie die wenigen späteren, zählen jetzt zu den seltensten Büchern, so selten, daß selbst die so außerordentlich reichhaltige Bibliothek des British Museum in London keinen Abdruck besitzt; ein Exemplar jedoch mit Angabe des Druckortes und Verlegers: Granatae, ex officina Hugonis de Mena, 1753, soll sich in der Public Library in Boston, in den Vereinigten Staaten von Amerika, befinden. Diese Dichtungen haben Ferdinand, den Sohn Philipp's II., den Tod Pius' V. und die Stadt Granada zum Gegenstande. Die Bedeutendste derselben jedoch besingt Don Juan d'Austria, den Helden von Lepanto. Diego Ximenes de Enciso läßt in seinem vorerwähnten Schauspiele[5]), Juan Latino an diesen seinen Freund und Gönner, dessen Vermittlung und Fürsprache er seine Freilassung dankte, folgende begeisterte Worte richten, in welchen er gelobt, die glorreichen Thaten desselben in Versen verherrlichen zu wollen — Worte, welche wohl mehr als ein halbes Jahrhundert später geschrieben wurden, nachdem die Austriada bereits gedichtet:

„Yo prometo à Vuestra Alteza,
Que he de quitar à la Fama
Una pluma con que escriva
Sus memorables hazañas;

---

[1]) Der Jesuit Andreas Schottus: „Hispaniae Bibliotheca, sive de Academiis et Bibliothecis". 1608. S. 29.

[2]) Nicholas Antonio, „Bibliotheca Hispana". Edit. 1873. Bd. II, S. 716.

[3]) Don Francesco Bermudez de Pedraza, „La Antiguedad y Excelencia de Granada". Lib. III, cap. 33.

[4]) Don Ambrosio de Salazar, „Espejo general de la Gramatica". Ruan (Rouen) 1636.

[5]) Diego Ximenes de Enciso führt in seinem Schauspiele „Juan Latino" die Lebensgeschichte seines Helden vor. Im dritten Acte dankt Joannes dem Don Juan d'Austria in oben mitgetheilter Rede.

Y como muchos poemas
Toman nombre de que cantan,
Llamaré: „Austriada“ mi libro.“

„Ich verspreche Eurer Hoheit, der Ruhmesgöttin meine Feder zu entlehnen, um Dero denkwürdige Thaten damit zu beschreiben; und da viele Gedichte den Namen nach dem, was sie besingen, nehmen, werde ich mein Buch „Die Austriade“ benennen.“

Juan Latino wurde nach übereinstimmender Angabe der glaubwürdigsten Biographien, welche er selbst bestätigt, mit seiner Mutter in frühem Kindesalter als Sclave aus Afrika nach Spanien gebracht, und im Haushalte der Herzogin Terranova, der Wittwe des berühmten Hernandez Gonzalvo de Cordova, „El Gran Capitan“ [1]), mit dessen Enkel und Erben Don Pedro Hernandez de Cordova, Herzog von Sesa, erzogen und unterrichtet — nicht als Sclave des Gran Capitan selbst, wie Don Nicholas Antonio angibt, denn jener war bereits im Jahre 1515 verstorben, während Juan, nach seinem Sterbealter berechnet, muthmaßlich erst 1542 geboren wurde. Er war nicht nur ein berühmter Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Rhetorik an der Hochschule der Kathedrale von Granada, und in den freien Künsten wohl unterrichtet; er war geistreich, treffenden Witzes, von feinster Sitte, ein vortrefflicher Musiker und Sänger und ausgezeichnet in allen ritterlichen Waffenübungen (como un caballero). Er liebte seine Schülerin, eine der schönsten Damen Granadas, welche seine zärtliche Neigung erwiderte, und ihm, nachdem er von dem Herzoge von Sesa seine Freilassung erhalten, mit Einwilligung und in Gegenwart ihrer ganzen adeligen Sippe von dem Erzbischofe von Granada selbst, Don Pedro Guerrero, angetraut wurde. Unter den hohen Personen, welche der Vermählung beiwohnten, befand sich auch Don Juan d'Austria.

Der junge Herzog von Sesa galt ob seiner fördernden Liebe für Wissenschaften und Literatur und seines vertraulichen Verkehrs mit Gelehrten und Künstlern als der Mäcen Granadas und hatte seinen Palast zu deren häufigen Versammlungen geöffnet. Es war dann Juan's Obliegenheit, die benöthigten Bücher und Handschriften aus der Bibliothek zu bringen. Er erfreute sich der Gunst seines Herrn in so hohem Maße, daß ihm dieser nicht nur die freie Benutzung der reichhaltigen Bücherei gestattete, sondern ihn überdies an seinen Studien theilnehmen ließ. In diesen literarischen Versammlungen, welchen Juan demnach stets beiwohnte, waren die Classiker des Alterthums und die vaterländischen Dichter und Schriftsteller ein beliebter Gegenstand der Erörterung und kritischen Vergleichung. So geschah es eines denkwürdigen Tages, dessen genaues Datum nicht bekannt ist, daß Juan es wagte, der Ansicht des Herzogs und seiner gelehrten Freunde über den lateinischen Dichter Ovidius zu widersprechen — denn

[1]) Der berühmte Feldherr Hernandez Gonzalvo de Cordova, geb. 1443, unterwarf Granada im Jahre 1492 und starb 1515. Er ist der Held zahlreicher Romanzen und der geschichtlichen Erzählung „Gonzalve de Cordone“ von dem bekannten Fabeldichter Chevalier Jean Pierre Claris de Florian (2 Bde., 1794), welche dabei den spanischen Roman „Las guerras civiles de Granada“ von Gines Perez de la Hita vielfach benutzte. Letzterer ist entweder eine Uebersetzung oder Nachahmung eines arabischen Werkes.

es sei hier vorübergehend bemerkt, daß es seit dem vierzehnten Jahrhundert auch einen spanischen Ovid gab, dessen wohlklingende Verse denen des römischen Sängers der Verwandlungen und der Liebeskunst vielfach vorgezogen wurden. Erstaunen über die unerhörte Vermessenheit eines schwarzen Sclaven, der Meinung seines Herrn entgegenzutreten, wich bald der gerechten Bewunderung des scharfen und richtigen Urtheiles des jungen Gelehrten, und schnell verbreitete sich sein Ruf von Granada nach Sevilla, Madrid und Salamanca. Sein Herr erachtete es für eine große Ehre, einen so ausgezeichneten Mann als Eigenthum zu besitzen, und wohin immer in der Folge sich der Herzog begab, geschah es stets in Begleitung Juan's, welchen der Erzbischof Don Pedro Guerrero und der Adel der Stadt als Gesellschafter und Tischgenossen bewillkommten; denn er war nicht nur ein großer Redner und lateinischer Dichter, sondern auch gewandt und elegant im Umgange, und ein trefflicher Guitarrespieler. Er erhielt bald darauf die Professur der lateinischen und griechischen Sprache und der Rhetorik an der Kathedralschule in Granada, welche er über sechzig Jahre, ungeachtet seiner späteren Erblindung, bis in sein höchstes Alter bekleidete.

Damals lebte in Granada ein Edelmann aus altem Geschlechte, der Licentiat Don José de Carleval, Gouverneur der Besitzungen des Herzogs von Sesa. Er war Wittwer und Vater eines einzigen Kindes, welches er über Alles liebte und dem er keinen Wunsch versagte, und da Standespflichten und leidenschaftliche Jagdlust ihn häufig und lange vom Hause ferne hielten, so war die kleine Ana der alleinigen Obhut einer bresthaften Muhme und einer alten Amme übergeben. Weiteres ist über die Kinderjahre derselben nicht bekannt.

Zu jener Zeit aber, da Juan bereits im Rufe eines sprachkundigen Gelehrten stand, war Doña Ana de Carleval ihrer seltenen Schönheit, liebenswürdigen Anmuth und ungewöhnlichen Geistesgaben wegen eine der umworbensten Damen Granadas. Sie scheint jedoch den Verkehr mit Gelehrten jeder anderen Gesellschaft vorgezogen zu haben, denn sie pflegte in ihrem väterlichen Hause, in welchem sie als unbeschränkte Gebieterin waltete, häufig den Herzog von Sesa, dessen unzertrennlichen Gefährten Juan und andere Literaten zu empfangen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß Juan die Behauptung aussprach, eine genaue Kenntniß der lateinischen Sprache sei für Personen von literarischer Bildung und Richtung unentbehrlich.

„Und in der That," schloß er mit gewohntem Freimuth, „mir ist kein Gelehrter bekannt, welcher ohne Kenntniß dieser classischen Sprache nur einigermaßen Verdienstliches in der Literatur geleistet hätte."

„Wie sehr betrüben und entmuthigen mich Ihre Worte," bemerkte Doña Ana.

„Warum?"

„Weil ich dann," erwiderte die Dame mit süßem Bedauern („con muy dulce tristeza," wie der Biograph berichtet), „nach Ihrer Ansicht, obgleich ich in Büchern zu lesen verstehe, niemals im Stande sein werde, aus denselben all' das Wissen zu schöpfen, wonach ich strebe, denn ich besitze nicht die geringste Kenntniß der lateinischen Sprache."

„Sie sind, Señora," versetzte Juan mit bescheidenem Nachdrucke, „besser unterrichtet als die meisten Frauen, und Sie wissen bereits mehr als für Frauen

zu wissen für nöthig erachtet wird. Doch da die Männer den Frauen das Beste alles Wissens zu danken haben, so ermöglicht Ihnen Ihr bereits erworbenes Wissen, jenen Gelegenheit zu geben, eine so huldvoll gewährte Schuld abzutragen."

„Ach!" sagte sie mit dem gleichen Bedauern, „ich werde stets innerhalb der engen Schranken gebannt bleiben, welche eine Frau von gewöhnlicher Bildung niemals zu überschreiten vermag — obgleich dies keineswegs mein Begehren."

„Dann sollten Sie diese engenden Schranken zu erweitern suchen. Lernen Sie lateinisch und überwinden Sie jegliche Schwierigkeit."

„Sie scheinen nicht zu wissen," entgegnete Doña Ana, „daß ich bereits neunzehn Jahre zähle."

„Gleichen Alters," erwiderte Juan, „war Laura Terracina[1]), als sie lateinisch zu lernen begann, und doch erregten ihre Verse schon zu ihrer Zeit die staunende Bewunderung ganz Italiens."

„Wollten Sie mein Lehrer werden?"

„Wenn ich frei wäre," entgegnete der gelehrte Neger, „würde mir nichts ein größeres Vergnügen gewähren; allein ich habe, wie Ihnen bekannt, einen Herrn."

„Allerdings," antwortete sie, „doch einen so höflichen Herrn, daß ich glaube, er werde, wenn Sie ihm meinen Wunsch mittheilen, Ihnen gewiß nicht verweigern, bisweilen hierher zu kommen, um mich zu unterrichten."

„Dessen bin ich überzeugt, und ich werde mich daher sofort zum Herzoge begeben und ihn von Ihrem Wunsche in Kenntniß setzen. Dann kehre ich zurück, Ihrer Befehle gewärtig."

Doña Ana's Vertrauen in des Herzogs höfliche Berücksichtigung ihrer Wünsche wurde nicht getäuscht, denn dieser gab sofort seine Einwilligung und gewährte Juan unbeschränkte Freiheit (Libertad absoluta), zu jeder dem Unterrichte gewidmeten Stunde im Hause seiner Schülerin zu verkehren.

Also wurde Juan Lehrer Doña Ana's. Er war zur Zeit fünfundzwanzig Jahre alt, und es erging ihm wie so manchem jungen Lehrer eines schönen Mädchens. Denn nur zu bald wurde er, wie seine Biographen berichten, mit großem Schreck gewahr, daß er seine Schülerin leidenschaftlich liebe. Anstatt daher, wie vordem, mit gewohnter Pünktlichkeit sich einzustellen, um Doña Ana über die Regeln der lateinischen Syntax aufzuklären, begab er sich nach den Gestaden des Genil[2]), eines Flusses, in welchen, wie wir erfahren, seit Aeonen unzählige hoffnungslos Liebende ihre Thränen weinten.

---

[1]) Laura Terracina, eine gefeierte neapolitanische Dichterin, blühte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie schrieb Oden und Sonette meist religiösen und patriotischen Inhaltes, welche unter dem Titel „Rime" in drei Bänden, Venedig 1549, veröffentlicht wurden, deren dritter die Strofe d'introduzione ai singoli canti d'Orlando Furioso di Ariosto (einleitende Verse zu einzelnen Gesängen des „Rasenden Roland") enthält. Sie führte in der Accademia degli Ignoti den Namen Febea. Sie zeichnete sich in einer autographischen Ode an Kaiser Karl V. „Laora Terracina di Napoli".

[2]) Die von herrlichen Ulmen beschattete Carrera del Genil (Allee am Genil) und die Alameda del Darro (Promenade am Darro) sind die schönsten Spaziergänge Granadas. Der Genil oder Xenil kommt aus einem kleinen Gletscherseee (3192 Meter über dem Meere), der Sierra Nevada östlich von Granada in Andalusia, fließt an Granada, wo er den Darro aufnimmt, und bei Ecija vorüber, und ergießt sich in der Nähe von Palma in den Guadalquivir.

Unter den jungen Edelleuten, welche um die Hand Doña Ana's warben, war Don Fernando Alabez de Valor, ein Abkömmling einer der berühmtesten alten Moriskenfamilien Granadas. Er betete Doña Ana an, und darum entrüstete ihn um so mehr der Gedanke, den Neger täglich in ihrer Gesellschaft zu wissen; er fand es jedoch für klug, seine feindliche Gesinnung zu verbergen. Er hatte eine Schwester, ein Mädchen lebhaften und heiteren Gemüths, hübsch und reich an feinem Witze. Als eines Tages ihr Bruder seinen Besuch bei Doña Ana abstattete, waren zufällig mehrere ältere Edelleute und auch Juan anwesend. Nun sei hier erwähnt, daß zu jener Zeit die spanischen Edelleute den Adel von ganz Europa durch die prächtigste Kleidertracht übertrafen. Während die Damen einfach und in dunkler Gewandung erschienen, glänzten die Männer in Farben und Gold. Das Gespräch der Gesellschaft wurde durch den plötzlichen Eintritt der muthwilligen Doña Maria Alabez unterbrochen, welche beim Anblick der kostbaren Kleidung ehrwürdiger ergrauter Männer, ihres schönen Bruders und Juan's, fröhlich neckend ausrief: „Valgame Dios! Herrgott! Siehe da die Weisen vom Morgenlande, welche gekommen um anzubeten!" Worauf der Neger mit tiefster Verneigung erwiderte:

— „Ja wahrhaftig! Und Sie sind der Stern, Señora: „da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut" [1]).

Jedermann pries die schmeichelhafte Entgegnung Juan's, nur nicht Doña Ana, welche, wenngleich eine gelehrte Dame und keineswegs eine Beata (Betschwester), doch eine fromme Katholikin und vielleicht nicht genügend in die Sprache der Galanterie eingeweiht war, um eine poetische Redefigur oder ein Citat von einer Wendung zu unterscheiden, welche die Grenzen des Profanen bedenklich zu streifen schien.

Bald darauf verabschiedete sich die Gesellschaft, nur Juan blieb zurück, denn es war die angesetzte Stunde für den lateinischen Unterricht. Als er die gewohnten Bücher Doña Ana überreichen wollte, lehnte diese mit der Entschuldigung ab:

„Verzeihen Sie, ich fühle mich heute nicht wohl genug für grammatikalische Regeln und syntaktische Vorschriften."

„Das bedaure ich sehr; doch was ist die Ursache dieser plötzlichen Störung Ihres Befindens?"

„Mein Befinden," soll die Dame erwidert haben, „dürfte für Sie von keinem Belang sein, so lange Doña Maria sich wohl fühlt, welche, wie es scheint, der Leitstern der weisen Männer ist."

„Als ich mich dieser Bezeichnung für die Dame bediente," entgegnete Juan, „that ich nur, was Höflichkeit und die Niedrigkeit meiner Stellung erheischten."

„Ich glaube," bemerkte Doña Ana, „daß Sie sich gar zu viel auf die Niedrigkeit Ihrer Stellung zu gute thun."

„Wollte Gott, sie wäre nicht also — dann — doch können Sie sich keinen anderen Beweggrund vorstellen?" stammelte der leibeigene Neger, wohl ebenso sehr wie die Dame aufgeregt, jedoch keineswegs so gekränkt.

---

[1]) Evang. Matthäi 2, 10.

„Ich weiß von nichts," entgegnete sie, „und wünsche auch keine Gründe zu kennen, nur so viel weiß ich, daß Doña Maria eine sehr liebenswürdige, schätzenswerthe Dame ist, — und Sie — ganz so sind wie alle anderen Männer."

„Sie irren, Señora", erwiderte Juan mit Festigkeit, „wenn Sie sagen, ich sei wie alle anderen Männer; denn es ist Ihnen wohl genügend bekannt, daß weder Doña Maria noch irgend eine andere Dame ihres Ranges mich anders als mit Geringschätzung und Verachtung betrachten. Nur Günstlinge des Schicksals dürfen Glück erhoffen, wie zum Beispiele der Bruder jener Dame, Don Fernando, welcher sich Ihrer Huld und Gnade erfreut und deren auch würdig ist, denn er ist schön, hoher Abkunft und reich — und wünscht und hofft nicht ganz Granada, Sie glücklich zu sehen?"

„Dann mag Granada viele andere Gründe zu solcher Hoffnung haben," sagte Doña Ana mit tiefer Empfindung, „in Anbetracht, daß Don Fernando von allen Männern derjenige ist, der mir am meisten zuwider."

„Warum?"

„Wie sollte ich es wissen?" erwiderte sie, kaum dessen bewußt, was sie sprach — „Neigung ist nicht der Vernunft unterthan, und was dem Einen liebenswerth, ist Anderen Gegenstand des Abscheus."

Mit diesen Worten erhob und entfernte sich die Dame, von Scham, Aerger oder anderen widerstreitenden Empfindungen überwältigt, und ließ Juan erstaunt und wie betäubt zurück, ins Leere starrend, vor innerer Aufregung erbebend, nicht wissend, was nun zu thun, und doch überzeugt, daß Doña Ana's Eifersucht und ihre Liebe für ihn die Quelle dieser bittern Worte gewesen. Es entspann sich ein stürmischer Kampf in des Negers Seele, welcher ihm sein Leben zum ersten Male klar enthüllte. Er näherte sich der Thür, durch welche Doña Ana entschwunden. Sein starrer Sinn erweichte sich, und gleichsam in Antwort eines unsichtbaren Klägers rief er laut:

„Nein! so will ich nicht fortleben, ein zwiefacher Sclave, Sclave meines Geschickes und Sclave eigener Wahl!" — und er verließ das Gemach, um Doña Ana zu suchen.

Nicht lange nach diesem für Juan's und Doña Ana's künftiges Lebensgeschick entscheidenden Vorgange fand sich der nunmehr glückliche Verlobte zur Nachtzeit unter Doña Ana's Balkon, um der Geliebten ein Ständchen zu bringen, oder wie landesübliche Redensart sagt: por comer un poco de hierro (um ein wenig Eisen zu essen). Das Haus stand inmitten eines großen, schönen Gartens in dem südlichen, Antequeruela[1]) genannten Theile der Stadt, wo dieser nach der Vega (Ebene) des Genil ausläuft.

Juan kam mit Laute und Schwert, welche beide er mit Meisterschaft handhabte und sang ein Madrigal eigener Dichtung nach selbsterfundener Weise. Kaum hatte er sein Lied beendigt, so ward er von drei Vermummten mit blankem Schwerte angefallen. Auch er zog die Waffe und führte sie mit so

---

[1]) Antequeruela ist der südliche Theil Granadas zwischen dem Genil und dem Alhambra, so genannt, weil er den Mauren nach ihrer Flucht von Antequera im Jahre 1416 angewiesen wurde.

großem Geschick, daß er einen seiner Angreifer schwer verwundete, den zweiten zur Flucht zwang und zuletzt sich dem dritten allein gegenüber sah, welcher kein Anderer war, als Don Fernando Alabez de Valor, sein hochadeliger Nebenbuhler. Jetzt war jedoch nicht der Augenblick zur Erwägung: der Negersklave Juan hätte wohl nicht zaudern dürfen, die Schwertspitze zu senken und sich dem Granden von Spanien auf Gnade und Ungnade zu ergeben; doch Juan Latino, der von ganz Granada gefeierte Gelehrte, der Freund und Günstling des berühmtesten Kriegshelden des Zeitalters, des erlauchten Don Juan d'Austria, konnte nicht weichen. Er setzte den Kampf fort, und bald gelang es ihm, seinen Gegner zu entwaffnen. Dann aber nahm er — wie uns überliefert wird — dessen Schwert vom Boden auf und überreichte es ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung:

„Señor Don Fernando, ich hatte zu großem Bedauern nicht die Ehre, Sie zu erkennen. Ich bitte Sie, Ihr Schwert zurück zu empfangen, den unglücklichen Vorfall so betrachten zu wollen, als wäre meine Waffe nie von der Scheide entblößt gewesen, als hätte ich ganz ergebenst Ihre Hände geküßt und mich demüthigst zu Ihren Füßen geworfen."

Mit diesen Worten entfernte sich Juan gemessenen Schrittes und ließ Don Fernando, welcher die höfliche Ansprache des Negers richtig zu deuten wußte, in ohnmächtiger Wuth zurück. Er war allein, die beiden gedungenen Meuchler hatten die Flucht ergriffen. So gab er sich denn blutigen Rachegedanken hin und schwur, den unverschämten Neger ohne Erbarmen zu tödten, falls er es nochmals wagen sollte, seine Wege zu kreuzen. Das sollte ihm jedoch nicht gelingen, und nach mehreren gescheiterten Mordanschlägen wandelte sich seine Leidenschaft in tiefste Verachtung gegen ein Weib so niedriger Gesinnung, die Huldigungen eines schwarzen Sklaven entgegennahm, und sei dieser auch so gelehrt wie Livius und ein Dichter gleich Ovidius, welche, wie ihm wohl bekannt, die Lieblingsschriftsteller des Juan Latino waren. Auch traten bald Ereignisse ein, welche Don Fernando's Ehrgeiz nach anderen Zielen lenkten.

Denn zu jener Zeit erhoben sich die Alpujarras[1]) in offenem Aufstande wider Philipp II., und die Moriskken von Granada versuchten, einen Abkömmling des letzten Maurenkönigs auf den Thron zu setzen. Doch wollen wir diese blutigste Seite der Geschichte Spaniens überschlagen und nur flüchtig erwähnen, daß Doña Ana's Vater, Don José de Carleval, Befehlshaber der königlichen Truppen wurde, daß Don Fernando Alabez de Valor, in den maurischen Aufstand arg verwickelt, aus Granada floh und berüchtigt wurde in den unmenschlichen Metzeleien, welche die Moriskos an den Spaniern verübten, namentlich in

---

[1]) Alpujarras ist der Name sowohl der nach Süden bis zur Küste zwischen Motril und Almeria streichenden Bergketten und der Thäler der Sierra Nevada, als der dieselben noch jetzt bewohnenden Moriskos. Diese wilden, unwirthlichen Gebirge waren der letzte Zufluchtsort der Mauren nach dem Falle Granadas am 2. Juni 1492. Das Wort Alpujarra wird von dem arabischen Al Buscherat, „Grasplatz oder Albuxerrat", „Alba Serra", d. i. Sierra Nevada abgeleitet. Washington Irving in den „Chronicles of the Conquest of Granada" bringt es mit dem Namen Ibrahim Albuxarra in Verbindung.

Guecija, Jubiles, Coadba, Ujigar[1]) und anderen abgelegenen Ortschaften des wilden Alpujarragebirges. Darob entbrannte der ungezügelte Rachedurst der Spanier, besonders der Andalusier, und aus einer anfänglich unbedeutenden umschränkten Empörung wurde ein grausam-erbitterter Bürgerkrieg. Juan's Freund und Gönner, Don Juan d'Austria, übernahm den Oberbefehl des königlichen Heeres, und nach zahlreichen blutigen Gefechten gelang es ihm erst nach vier Jahren (1576) die Ruhe wieder herzustellen. Don Fernando aber starb auf dem Schafotte den Tod eines Hochverräthers.

Juan Latino war darüber achtundzwanzig Jahre alt geworden, und Doña Ana zählte zweiundzwanzig. Der lateinische Unterricht konnte nur mit vielen Unterbrechungen während jener schweren Tage, welche Granada durchlebte, fortgesetzt werden. Auch waren die Zeiten dazu nicht angethan, wenn die Straßen im Blute schwammen, heute der Spanier, morgen der Mauren, und Niemand voraussah, wer als Opfer des Schwertes, des Feuers oder noch grausameren und schrecklicheren Geschickes erliegen werde. Doch erfahren wir, daß sie häufig sich zu sehen Gelegenheit fanden und oftmals „Doña Ana's Lilienfinger in Juan's schwarzer Hand gebettet ruhten".

Auch liegt die Vermuthung nahe, daß die gemeinsame Gefahr dazu beitrug, die Liebenden fester aneinander zu ketten. Nach Beendigung des Krieges erhielt Juan, vorzüglich durch die Fürsprache seines Gönners Don Juan d'Austria, die Freilassung vom Herzoge von Sesa, und trat, nun ein freier Mann, wohl im Jahre 1572, mit Doña Ana an den Altar.

Weder Ueberlieferung noch Geschichte berichten Weiteres über diese außerordentliche Ehe; nur so viel erhellt, daß dieselbe eine überaus glückliche und mit Kindern gesegnete gewesen. Diese Verbindung ist um so merkwürdiger, als noch kaum hundert Jahre vor der Vermählung Juan Latino's mit Doña Ana Neger nach Spanien gebracht und dort als Sclaven verkauft wurden, und Königin Isabella nur wenige Jahre vor ihrem Tode († 26. November 1564) den Befehl erlassen hatte, daß in Spanien gebürtige Neger als Sclaven nach den Silberbergwerken Perus verschifft werden sollten.

Juan Latino erreichte das hohe Alter von neunzig Jahren und starb, zwar erblindet, jedoch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte und thätig bis zu seinem Tode im Jahre 1632 in Granada, wo er, wie bereits erwähnt, in der Kirche Señora Santa Ana beigesetzt wurde. Ein von seiner Familie errichtetes Denkmal bezeichnet seine Ruhestätte.

Der Lebenslauf Juan Latino's ist von literarischem, besonders aber von hohem culturgeschichtlichen Interesse. Abgesehen von der ungewöhnlichen gesellschaftlichen Stellung, welche er in einem Zeitalter und in einem Lande der starrsten und beschränktesten Kastenvorurtheile erworben, ist er zugleich ein

[1]) Der Paß von Jubiles: Puerta de Jubiles, welcher in das Thal des Cadiare, eines Nebenflusses des Guadalfeo, führt, war der Schauplatz der heldenmüthigen Vertheidigung desselben durch die Mauren, welche an jene des Engpasses von Prutz durch den Tiroler Landsturm am 29. September 1809 erinnert. Das von steilen Felsbergen umwallte und die Adra überhängende Städtchen Ugijar ist der Hauptort der Alpujarras und hat eine Bevölkerung von 2800 Moriskos, welche einen Mischdialekt von Arabisch und Spanisch sprechen.

seltenes Beispiel der geistigen Entwicklung und Höhe, zu welcher die afrikanische Rasse unter besonders günstigen Verhältnissen und Naturanlagen sich zu erheben vermag, immerhin ein Ausnahmefall, obgleich zu allen Zeiten einzelne Neger sich als Gelehrte und Soldaten auszeichneten und nicht wenige in der Musik sich hervorthaten. Keiner derselben jedoch war gleich Juan Latino unmittelbar aus seiner afrikanischen Heimath nach Europa gebracht worden, sämmtliche waren entweder in Spanien oder in Amerika geboren. Von Letzteren sei eines in Merida in Spanien gebürtigen Negersclaven erwähnt, welcher sich unter dem Herzog von Alba durch große Tapferkeit auszeichnete und, von diesem besonders begünstigt, zu hohem militärischen Range befördert wurde. Er ist der Held eines auf Thatsachen begründeten Schauspieles „El valiente Negro de Flandres“ (Der tapfere Neger von Flandern) betitelt. Es ist in bestem Castilianisch von dem dramatischen Dichter und Schauspieler Andrea de Claramonte geschrieben und findet sich im XXXI. Bande einer im Jahre 1638 in Barcelona und Saragossa gedruckten Sammlung von Schauspielen.

Eine Lüge der Liebe.

Von

Salvatore Farina.

IV.

Ich will mich nicht damit aufhalten, alles Andere zu erzählen, was nach dem großen Unglück bis zur Beerdigung geschah; nicht einmal davon will ich sprechen, daß Marcella sich an mich wandte, ich möge sie nach dem Hospital ohne Venturino's Wissen führen, und daß ich nicht widerstehen konnte; noch davon, daß die Aermste, als sie ihren Giovanni so verschieden von dem wieder sah, den sie so sehr geliebt hatte, zuerst vom Schauder ergriffen wurde, sich dann über den Leichnam warf, obgleich ich sie zurückhielt, und ihn küßte und wieder küßte, ohne zu weinen. Ich will nur sagen, daß Giovanni das einfachste Leichenbegängniß gehabt hatte, daß Venturino und ich ihm bis auf den Kirchhof folgten, und daß ich, der Doctor und wenige Freunde die Schnüre des Leichentuchs an jenem düsteren Morgen durch die Straßen von Turin trugen; und will sagen, daß endlich der Frieden eintrat, welcher die zu Grabe Getragenen begleitet.

Die Lüge Venturino's war bis zu diesem Punkte sehr gut gelungen; die alte Mutter weinte viel, als von Genua das falsche Telegramm kam, das die Einschiffung nach New-York meldete; sie weinte wieder, als Venturino den von ihm angefertigten Brief vorlas, in welchem Giovanni seine Mutter und seine Gemahlin um Verzeihung für den Entschluß bat, den er gefaßt, um sich wenigstens zu retten, da sonst ihm nur der Selbstmord übrig geblieben wäre. Dieser Brief war ein Wunder von Klugheit. Auf vier enggeschriebenen Seiten setzte er alle Gründe auseinander, welche zur Flucht nach Amerika riethen; Giovanni gab Rechenschaft über seine Lage, zählte den Kassenbestand auf, das Soll und das Haben, und schloß mit der Zusicherung, daß er in einigen Jahren zurückgekehrt sein werde, um seine Lieben wieder zu umarmen, die Gläubiger zu bezahlen und sein Leben noch mit einem Rest von Glück zu beschließen.

Ich war zugegen, als der Brief verlesen ward, und mir kam der Gedanke, wie er sicherlich auch den Anderen kam, zu fragen, ob es die Dinge viel gebessert haben würde, wenn diese Lüge die Wahrheit wäre. Nicht viel, fürwahr. Abgesehen

von dem Gräßlichen der blutigen Katastrophe, würde Giovanni so gut wie todt sein; denn Amerika war, wenigstens damals, nicht mehr das gelobte Land, und mein Freund hatte nichts Anderes gelernt, als an der Börse geschickt zu spielen, bis es sich ein paar Mal zum Schlimmen gewandt hatte.

Während Marcella nun im Verborgenen schluchzte, weinte die alte Mutter stille Thränen, ruhiger als jene und wir Alle.

„Wann wird er in New-York sein?" fragte sie leise.

„Ja, wer weiß das? in einem Monat ungefähr . . ."

„Sagt er nicht, mit welchem Schiff er gefahren ist?"

„Das schreibt er nicht."

„Gieb mir den Brief."

Und Venturino gab ihn ihr.

Die arme Frau blickte lange mit der Brille darauf, las aber nur „Liebe Mutter und liebe Frau."

„Ich kann nicht mehr lesen," gestand sie; „doch erkenne ich noch seine eilige Schrift, die zu errathen mich immer Mühe gekostet hat."

Sie drückte das Blatt an die Lippen und behielt es in der Hand.

„Ich muß versuchen, zu antworten, um ihm wenigstens zu sagen, er möge bald zurückkehren; daß wir jedes Opfer bringen wollen — nicht wahr? — um ihn nur wieder daheim zu haben. Denn wie sollen wir's anfangen, ohne ihn zu leben? Er war unser Fest, er war unsere Freude."

„Ja, ja, wir wollen machen, daß er zurückkomme," bekräftigte Venturino.

Armer Venturino! Ich allein wußte, was er selbst vor Marcella geheim gehalten. Damit sie nicht in eigener Sache vor Gericht zu erscheinen brauche und die alte Mutter genöthigt sei, denjenigen Theil des von ihrem verstorbenen Mann geerbten Weinberges, der Giovanni gehörte, den Gläubigern abzutreten, hatte Venturino sich schriftlich verpflichtet, die Schulden seines Bruders zu bezahlen. Wenn er angestrengt arbeitete, konnte er hoffen, in zehn Jahren damit fertig zu sein; aber wenigstens würde der Weinberg dem Hause erhalten bleiben, und Marcella keinen weiteren Verlust haben.

Ich betrachtete mich vom Tage der Katastrophe an als den heimlich Verlobten Marcella's; ich war ihr verbunden durch den nicht vollständig ausgedrückten, aber ganz klaren Wunsch des Verstorbenen; inniger noch durch meine alte Leidenschaft. Also war es eine Pflicht; aber ich weiß nicht, ob ich sie ohne Zaudern erfüllt hätte, wenn Marcella alt und häßlich geworden wäre oder mir im vertrauteren Umgang ein weniger gefälliges Temperament gezeigt hätte. Aber nein. Das liebe Kind war sich gleich geblieben; ihr Haar war lockig und schwarz wie am Vorabend der Hochzeit; sie hatte noch das Stumpfnäschen und zwischen den leicht geöffneten Lippen die Perlenzähne. Jedoch nach dem Tode ihres Giovanni ließ sie sie mich nicht mehr sehen wie einst, weil sie nicht mehr lächelte; sie lächelte kaum, um auf einen Scherz einzugehen, oder aus Mitleid mit meiner guten Absicht, sie lachen zu machen. Die Augen, ob auch vom Schmerz verschleiert, waren noch voll Leben, und die Thränen hatten der rosigen Farbe ihres Gesichts nicht geschadet. Ach, sie gefiel mir so sehr.

Ich hatte meinen Entschluß gefaßt, und ohne meiner Empfindung einen anderen Ausdruck zu geben, war ich häufiger als sonst in der Casa Cortesi; ich las der Alten vor, sprach mit ihr von ihrem Sohn in Amerika, und die arme Mutter gedachte gern der Schelmenstreiche, welche Giovanni und ich einträchtiglich verübt hatten. Ich sah dann Marcella an, und sie hielt meinem Blicke Stand: ein gutes Zeichen. Aber hätte sie meinen Blick gemieden, so würde ich mir ebenfalls gesagt haben: ein gutes Zeichen.

Am Ende des halben Jahres verständigte sich Venturino mit dem Eigenthümer, um die bisher von dem Ehepaar innegehabten Räume aufzugeben und also die Miethe um ein gut Stück zu verringern; er entließ die Dienerschaft Giovanni's, und Marcella erhielt das beste Zimmer dicht neben dem der Mutter, in der alten Wohnung.

Es war für Niemanden ein Opfer; denn auch diese frühere Wohnung war geräumig und bequem, und Marcella sah gelassen das Billard, ein Clavier und die kunstvollen Möbel des großen Salons hinaustragen, denn im Hause der Mutter fanden ein anderes Clavier, ein Harmonium und hundert lieb gewordene Sächelchen ihren Platz.

Aber für die arme Betrübte war es eine Pein, sich auf den Straßen Turins zu zeigen ohne die Trauerkleidung, welche sie sich nicht gestatten durfte; viele Wittwen gingen an ihr vorüber, ganz in Schwarz verschleiert, wie die sternenlose Nacht, oder funkelnd von schwarzem Schmelz wie die ausgestirnte, und jede schien sie zu fragen: „Warum bist Du nicht wie wir, Du, die Du eigentlich schlimmer als im Grabe bist?"

Wußte doch ganz Turin, daß sie Wittwe sei, und was für eine Wittwe! Aber sehr Viele hatten wohl keine Ahnung von dem Opfer, welches die arme Frau brachte, indem sie die Kleider der glücklichen Jahre trug. Sie ließ es sich angelegen sein, in der ersten Zeit ihre bescheidensten und dunkelsten zu wählen. Nachdem sie sich dann mit Venturino und auch mit mir berathen hatte, wollte sie ihr schwarzes Seidenkleid umändern lassen; ich stimmte bei, erstens weil die Mama wenig sah und ein schwarzer Anzug unmöglich ihren Argwohn erregen konnte, und dann, weil Schwarz immer getragen wird, und man im Hause sagen konnte, daß es in diesem Jahr besonders Mode sei.

Ja, aber Seide war nicht Mode.

Diese Bemerkung machte Venturino. Man mußte heimlich bei der Schneiderin ein hübsches schwarzes Wollkleid bestellen, welches die Welt auf der Straße befriedigte und der Mama nicht zu sehr in die Augen fiel. Und nun war unsre liebe Marcella beruhigt, und das Publicum schien von der Comödie befriedigt.

Die andre Comödie, die, welche im Hause gespielt wurde, ging aufs Beste; es waren für die Familie Cortesi wenig Beileidsbriefe gekommen, und Marcella hatte sie im Vorzimmer zurückgehalten; das Hausmädchen kannte seine Rolle, und es war keine Gefahr, daß irgend welche unzulässige Nachrichten zu der alten Frau gelangen könnten, auch wenn Marcella und Venturino nicht zu Haus wären. Venturino arbeitete unermüdlich, um das Versprechen zu halten, welches er auf Stempelpapier den geduldigen Gläubigern gegeben hatte; aber, wie er selbst sagte, er konnte es thun, ohne sich zu schaden. Mir ging die Schreiberei

nicht so leicht von der Hand; aber dennoch, damals wie heut, achtete ich die Mühe, die dreihundert Lire meines monatlichen Gehaltes zu verdienen, so gering, und so groß war der Wunsch, mehr zu erwerben, daß ich sogar nach einer Nebenbeschäftigung suchte, nicht meinetwegen . . . Marcella's wegen, für unser künftiges Haus.

Ich hatte sie fast gefunden, hübsche fünfzig Lire den Monat, um in den Abendstunden kaufmännische Bücher zu führen; aber ich hätte dann über den Registern die beiden Stunden verschwenden müssen, welche ich fast jeden Abend damit zubrachte, bescheiden in das gute Gesichtchen Marcella's zu blicken. Und deshalb lehnte ich ab. Hingegen, um Etwas für unsre Zukunft zu thun, machte ich viele Ersparnisse; ich fing damit an, die Virginia-Cigarren aufzugeben, die ich in der Schule zu rauchen gelernt, um, wie ich erzählt habe, unter den Arkaden von Turin Aufsehen zu erregen, und begnügte mich mit den Cigarretten, die ich mir mit eignen Händen verfertigte; ich schränkte die Besuche im Café ein und brauchte zwei Paar Handschuhe monatlich weniger; alles dies ließ meine Baarschaft zusehends wachsen und mich hoffen, daß ich nach dem Ablauf des Trauerjahres meine Marcella in die zweite Ehe geleiten könne.

Es war eine abgemachte Sache, ohne daß Jemand auch nur ein Wort davon gesagt hätte.

Inzwischen wollte die alte Mutter sich daran versuchen, ihrem Sohn in Amerika einen Brief zu schreiben, auf die Gefahr hin, das bischen Augenlicht, das ihr geblieben, auf dem weißen Papier zu lassen. Sie beschwor ihren guten Giovanni, ihre letzten Jahre nicht durch sein Fernbleiben zu verkümmern; er möge bald zurückkommen, denn es gebe für Alles ein Hülfsmittel, wenn man jung ist; nur das Alter könne zu nichts mehr helfen.

Er wisse doch, daß sein Bruder, der brave Venturino, bereit sei, auf das ihm gehörige Stück des Weinbergs zu verzichten, das, gut verkauft, einen großen Theil seiner Schulden decken würde; das Uebrige könne man auch in Turin zusammenbringen, damit er sich wieder vereine mit der geliebten Marcella, die viel geweint, und der alten Mama die Augen zudrücke. Der Brief schloß mit Segenswünschen für ihren theuren Sohn, und mit den Worten: „Kehre bald zurück, wir erwarten Dich Alle" . . .

„Und nun," hatte die Signora gesagt, „schreibt auch Ihr ein paar Worte, damit Giovanni sehe, daß wir Alle ihm verzeihen, und daß wir ihn wirklich erwarten."

Und Marcella schrieb unter den Augen des Mütterchens ungefähr Folgendes, indem sie viele Worte mit den eigenen Thränen auslöschte:

„Kehre wieder, mein Giovanni, kehre wieder aus dem fernen Lande, wohin Du gegangen bist, ohne mir etwas zu sagen, ohne meine Arme aufzusuchen, die Dich zurückgehalten haben würden; kehre wieder, und Du wirst Deine Marcella finden, jetzt und immer die Deine . . . so lange sie am Leben."

Der schmerzliche Augenblick hatte gewollt, daß der Satz mit diesem bildlichen Ausdruck schloß, entgegen jeder Möglichkeit, entgegen der menschlichen Natur; aber eine der Thränen, welche Marcella auf das Papier vergoß, löschte das Wort „Leben" aus; und auch dies schien mir ein gutes Zeichen.

Dann kam die Reihe an Venturino.

Auch er schrieb unter den Augen der Mutter eine nutzlose Seite, um dem todten Bruder zu sagen, daß er bereits Alles geordnet habe. Es blieb kein Platz mehr weiß in dem ganzen Briefe; aber als Venturino mir die Feder reichte und fast heiter sagte: „grüße auch Du" . . . schrieb ich ganz ernsthaft in eine Ecke: „Freund Fortunato erwartet Dich."

Die alte Dame war dieser ganzen Comödie gefolgt, indem sie mit den Händen auf die Armlehnen ihres Sessels klopfte; denn nachdem sie gewollt hatte, daß Alle schrieben, konnte sie nun den Moment nicht erwarten, wo wir fertig wären.

„Jetzt gib mir schnell ein Couvert, und schicken wir es zur Post . . . Oder, ich will den Brief selbst einschreiben lassen; wollt Ihr mich begleiten?"

Ob wir wollten! Und alle zusammen gingen wir, um den Brief dem Postbeamten zu übergeben, damit dieser, wenn es ihm gelänge, ihn an Giovanni Cortesi befördere, postlagernd . . . . in der anderen Welt.

V.

Noch waren nicht drei Monate seit dem schrecklichen Ende Giovanni's vergangen, als der Cavaliere Pancrazio, Major bei den Carabinieri, einer der vielen Besucher der Casa Cortesi, in mein Comptoir kam, um mir eine Mittheilung zu machen; die Signora Marcella gefiel ihm. — „Nun? und deshalb . . .?" Und deshalb, wenn ich ihm einen kleinen Vorschub leisten wolle und er nicht zu bedeutende Hindernisse finde, werde er um sie anhalten.

Er hatte sich gerade den Rechten gewählt, um ihm „den kleinen Vorschub" zu leisten!

„Hindernisse! Deren sind mehr als eins," erwiderte ich; „das erste von allen ist das Gesetz, das einer Wittwe die Wiederverheirathung im Trauerjahre nicht gestattet."

Die ganze löbliche Carabinieri-Truppe wußte das auswendig; deshalb konnte der Major Pancrazio, nachdem er so lange gewartet hatte, auch die anderen neun Monate noch warten.

„Sehr wahr; Sie sind noch jung; ich wette, daß Sie noch nicht fünfundvierzig Jahre alt sind."

Er war genau sechsundvierzig Jahre alt und bisher ledig geblieben, aus Furcht vor einem Korbe; aber einmal wenigstens im Leben muß man sich ein Herz fassen mit den schönen Damen, wenn man eine heirathen will.

„Sehr wahr auch Das."

Der Augenblick schien ihm gekommen.

So schien es ihm; aber der Hindernisse, wie ich gesagt hatte, waren mehr als eines.

„Sie wissen vielleicht nicht, daß der Bruder des Verstorbenen und die Wittwe im Einverständniß mit einander der Mutter den Selbstmord verschwiegen haben . . . Geht Signora Marcella eine zweite Ehe ein, so muß man jene traurige Mittheilung der trostlosen Alten dennoch machen."

Auch dies wußte der Carabiniere; aber es schien ihm nicht ernst genug, um eine fromme Lüge fortzusetzen und das Glück eines Menschen, ja zweier, zu opfern ... „Nach und nach, mit der schuldigen Rücksicht, muß die Mutter doch einmal von Allem in Kenntniß gesetzt werden."

In Wahrheit schien es auch mir so.

Aber wenn man den Betrug wirklich weiterführen wollte, so hatte der Major das Mittel bereit; man würde der Alten sagen, daß die Signora Marcella nach Amerika zu ihrem Manne gehen müsse, und statt dessen bliebe sie in Alessandria, wo der Bürgermeister oder ein Civilstandsbeamter sie dem tapferen Pancrazio vermählen würde. Dieser konnte sich versetzen lassen, wohin er wollte, denn er hatte im Kriegsministerium einen Vetter, der Divisions-Chef war.

Halt! an dieses heldenhafte Auskunftsmittel hatte ich nicht gedacht! Und mir schien, daß es zu seiner Zeit auch mir dienen könne, wenn es mir nur gelänge, ein anderes Cassiererämtchen in Mailand oder Genua zu finden.

Noch ein Hinderniß stand dem Wunsche des Majors entgegen, und ich war zweifelhaft, ob ich es ihm andeuten solle. Schließlich betrübte ich diesen braven Mann sehr, indem ich ihm rund heraus sagte, daß er einen Nebenbuhler habe.

Das hatte er sich gedacht; aber jetzt war er über die Tage der Furcht hinaus; er erklärte sich bereit, es mit ihm aufzunehmen.

„Jung?"

„Fünfzehn Jahre jünger als Sie."

„Schön?"

„Nein, sogar ein wenig häßlich; aber sonst nicht übel."

„Hat er Epauletten?"

„Nicht die Spur."

„Und wer ist es? wollen Sie's mir sagen?"

„Ich bin es."

Ihm sanken die Arme, die ich wieder erhob, indem ich mit einem schönen Acte der Brüderlichkeit seine beiden Hände ergriff.

„Der Sterbende selbst, mein Freund Giovanni, hat diesen Wunsch ausgedrückt," setzte ich wehmüthig hinzu; „es war sein letztes Wort, sein letzter Blick."

Der Cavaliere Pancrazio ließ sich von dieser Erklärung durchaus nicht rühren; da seine muthige Stunde einmal gekommen war, zuckte er die Achseln und behauptete mit ungewohnter Kühnheit, dies falsche Gefühl sei weniger als nichts werth; es komme einzig darauf an, wenn man zum Altar geht, ob zum ersten oder zum zweiten Mal, daß man, von beiden Seiten, mit willigem Herzen gehe; die durch Verstorbene geknüpften Bande seien durch die Lebenden leicht zu lösen.

Dieses versicherte der tapfere Carabiniere; worauf er wissen wollte, ob ich wirklich in Marcella verliebt sei; „Oh, sehr!" — ob Marcella meine Liebe erwidere. Ich antwortete nicht gleich, denn die Wahrhaftigkeit hemmte mir die Zunge.

„Ich bin gewiß, daß sie mich sehr lieben wird," sagte ich, und mich dünkte, mehr als nöthig gesagt zu haben. Nicht der Cavaliere Pancrazio, welcher mir gegenüber stand, aber der Andere, der sich immer vor einem Korbe gefürchtet hatte, mußte genug daran haben. Aber dieser streckte die Waffen nicht.

„Also," argumentirte er mit scholastischer Spitzfindigkeit, „also heute sind Sie gewiß, nicht geliebt zu werden?"

„Keineswegs, ich habe noch nicht um ihre Hand gebeten, habe nicht einmal meine Liebe ausgesprochen, und natürlich . . ."

Der Major Pancrazio wuchs unter meinen Augen um gute vier Zoll, bis er mir ins Gesicht sah; sein glattrasirtes Antlitz erhellte sich durch ein feines Lächeln; die Runzeln um die Schläfen und Augen verschwanden, kurz, er wurde mir ein ganz hübscher Mann und ein Philosoph obendrein.

„Die Frauen erkennen die Liebe im Fluge," entschied er; „die Signora Marcella hat Alles bemerkt, und Sie nichts?"

Ich ging auf die hinterlistige Frage nicht ein.

„Machen Sie es so," erklärte ich dem Major; „wenn Sie nicht das Ende des Trauerjahres abwarten wollen, gehen Sie gleich zu Cortesi's; suchen Sie die Signora allein zu sprechen, und Sie werden die Antwort hören."

Nein; das überstieg die Kräfte des Majors. Er hätte vorgezogen, einen Anderen sprechen zu lassen, und war gerade deswegen gekommen, damit ich, der wie zur Casa Cortesi gehöre, die Botschaft überbringe; nun aber wisse er, daß ich es nicht gern thun werde . . .

„Ich würde den Auftrag gewissenhaft ausführen, aber Sie würden mir nicht trauen."

Er sagte nicht nein.

„Ich werde mit dem Doctor sprechen; wenn er mir versichert, daß noch nichts zwischen Ihnen ausgemacht ist, daß Sie die Hand Marcella's nicht schon erbeten haben . . ."

„Ich habe noch nichts erbeten."

Und diese Worte deuteten an, daß ich keine Zeit verloren haben würde, um meine Bewerbung zu machen.

Der Major seufzte und blieb nachdenklich stehen.

„Ich sehe wohl, daß Sie mir nicht helfen können; ich gehe sogleich zum Doctor; einen Händedruck auf ehrlichen Krieg? Wollen Sie?"

„Ob ich will!"

Er verließ mich; worauf ich meine Kasse schloß und nach der Casa Cortesi lief.

Und wen fand ich im Salon? Den Major Pancrazio.

Er war kaum angekommen, und Marcella noch nicht im Salon. Wir konnten uns im Umsehen den Garaus machen, er mit dem Säbel, ich mit dem Stock, mit den Nägeln und Zähnen, wie wir ein entferntes Verlangen darnach spürten. Statt dessen lachten wir beide, und ich sagte mit gewohnter Offenheit:

„Wenn es möglich wäre, davonzulaufen, so würde ich es thun; aber nun sind wir einmal hier, und müssen bleiben. Ich mache Ihnen einen ehrlichen Vorschlag: wer von uns zuerst sie spricht, muß damit anfangen, auf die Nebenbuhlerschaft des Anderen hinzudeuten; so hat Marcella wenigstens die Wahl."

„Angenommen."

Während wir uns die Hände drückten, um den Pact zu besiegeln, trat die begehrte Dame ein, und wir beide setzten uns in Kriegsbereitschaft.

Dem Major, nachdem er, so gut es ging, den Zufall berührt, der uns zur selben Stunde hierher geführt hatte, ward es leicht, den scheinbaren Grund eines Besuchs anzugeben; als Einleitung wies er direct auf den schweren Schlag hin, durch welchen ganz Turin in Trostlosigkeit versetzt worden war; er sprach leise, häufig nach beiden Thüren des Salons blickend, durch welche unversehens die Alte eintreten konnte; um zu verstehen zu geben, daß er ein vorsichtiger Mann, und eben wegen dieser Schwierigkeit nicht eher gekommen sei, seinen Condolenzbesuch zu machen.

Marcella war stets ergriffen, wenn sie an die Katastrophe erinnern hörte, aber indem auch sie nach den Thüren des Salons blickte, trocknete sie die Augen und weinte nicht.

Worauf der Major geschickt von etwas Anderem sprach.

Ich, der ich nicht nöthig hatte für meinen Besuch einen Grund anzugeben, weil ich wie zum Haus gehörte, fragte dennoch: „Ist Venturino da?"

Nein, Venturino war in die Druckerei der „Gazzetta" gegangen, um einen Artikel von sich über die Kunstausstellung zu corrigiren.

„Ihr Schwager ist auch Kunstverständiger?" fragte der Major.

Während Marcella erklärte, daß Venturino ein wenig von Allem sei, dachte ich an unsere Angelegenheit.

„Wenn ich bleibe, wird es auf meinen Theil fallen, zuerst von der Idee zu sprechen, die dem Major gekommen ist; und das will ich gern thun, so sicher bin ich meiner Sache; siehe, da steht er, er schaut nicht übel aus, denn er rasirt sich alle Tage, und die Uniform kleidet ihn; aber er ist untersetzt, vier Zoll kleiner als ich, und die sechsundvierzig Jahre, was er auch anstelle, kann er nicht verbergen. Welche Gefahr laufe ich, wenn ich von ihm zuerst spreche, während ich gleich darauf von mir sprechen kann, ohne Marcella auch nur Zeit zur Antwort gelassen zu haben? Keine. Jedoch die Schwierigkeit fängt damit an, daß ich von mir sprechen soll. Dennoch ist es besser, ich gehe, und lasse ihn sprechen.

Aber jetzt sah der Major mich an; es schien, als wolle er mir sagen: „Was machen wir? Der Besuch ist ein bischen lang."

Es war klar, daß er sprechen wollte.

„Und du wirst nicht sprechen," gab ihm ein boshafter Blick von mir zur Antwort.

In der That, was bürgte mir dafür, daß der Major den Pact getreulich erfüllen werde? An der Ehrenhaftigkeit des Carabiniere zweifelte ich nicht, wohl aber an der des Verliebten. Und dann, wenn es leichter gewesen wäre, daß meine heimliche Flamme sich durch den Mund eines Anderen offenbare, so würde mir Venturino oder der Doctor nie gefehlt haben; und endlich — da wir uns so nahe standen, da ich jeden Tag die Gelegenheit hatte — ein „Ja" dieser Art sollte man der Erste sein, von den Lippen der geliebten Frau zu empfangen, ein „Nein" kann man ihr in den Augen lesen, und manchmal durch ein Lächeln verbessern, das um Erbarmen fleht. Also mag er gehen, ich bleibe.

Als Major Pancrazio sah, daß länger zu bleiben, eine vergebliche Ungehörigkeit sein würde, empfahl er sich, indem er mir sagte: „wir sind einverstanden," und ich blieb.

Und sogleich sagte ich zu Marcella:

„Haben Sie die letzten Worte des Majors Pancrazio gehört?"

„Wir sind einverstanden, dünkt mich; was bedeuten sie?"

„Sie bedeuten, daß der Major, wie so viele Andere, durch Ihre Anmuth verwundet worden ist; er hat sich in Sie verliebt, gleich einem Anderen, den ich kenne; sein größter Wunsch, sein großes Fest, seine irdische Glückseligkeit würde sein, Ihr Gefährte fürs Leben zu werden, ebenso wie der Andere, den ich meine."

Marcella sah mich mit großen Augen an, dann lachte sie laut, dann unterdrückte sie das Lachen, indem sie nach der Thür blickte.

Ich fuhr mit leiser Stimme fort:

„Der Major hat nicht das Glück, Ihnen zu gefallen? O, welche Freude!"

„Weder der Major noch ein Anderer," entgegnete Marcella traurig; „ein Todter und eine Lebende wollen, daß ich also antworte."

„Der Major wußte sehr gut, daß das Trauerjahr ablaufen müsse, und wenn er früher vorgegangen ist, so that er's vielleicht, weil er, mit sechsundvierzig Jahren fest entschlossen, sein Leben zu verändern, keine Zeit mit Vorreden verlieren darf; wenn ich nun gesprochen habe, so geschah es nur, weil auch ich dieselbe Glückseligkeit begehre, und sie mir nicht wieder durch einen Anderen rauben lassen will, wenn ich irgend kann. Vergeben Sie mir. Sie wissen, daß nie ein Wort davon über meine Lippen gekommen ist, aber vielleicht wissen Sie nicht, daß, sogar schon vor Ihrem armen Giovanni, ich . . ."

Marcella hörte mir nicht weiter zu, denn ein Sturm der alten Liebe kam wieder über sie. Ach Gott, wenn es wenigstens der letzte wäre!

„Es ist wahr, es ist thöricht, eine Wittwe von drei Monaten mit einem Heirathsantrage zu betrüben; ich versichere Sie, daß ich nichts gesagt haben würde . . . und für eine Weile nichts mehr sagen will."

Als dieser Anfall von Schmerz oder von Liebe vorübergegangen war, ergriff Marcella meine Hand, und ohne mir direct zu antworten, als ob sie mich nicht einmal verstanden habe, bat sie mich, dem Major zu sagen, daß sie sich vorgesetzt habe, nicht wieder zu heirathen, dem Todten treu zu bleiben, die alte Mutter leben zu lassen, ohne daß diese leide, was sie gelitten hatte.

„Und sagen Sie, wer hätte jetzt den Muth, der Armen einen so furchtbaren Schlag zu geben, während die Lüge bis jetzt so gut gelungen ist?"

Darauf war Vieles zu erwidern; aber ich hatte eben versprochen, mit keinem Worte mehr diesen Gegenstand zu berühren, wenigstens für jetzt nicht.

Doch daraus, daß Marcella mir nicht geantwortet hatte, entnahm ich einen Grund, um mir aufs Neue zu sagen: „Ein gutes Zeichen."

Dann, ohne mich sehr zu beeilen — denn bei Marcella verging die Zeit mir wundervoll, mit nichts Anderem, als bescheiden die drei Grübchen ihres lieblichen Gesichtes zu betrachten, und sie italienisch sprechen zu hören mit einer

Anmuth (anders noch als die toscanische!) — also ohne mich gerade zu beeilen, empfahl auch ich mich zuletzt.

Und wen finde ich an der Hausthür Schildwacht stehen? Keinen Anderen als den Major Pancrazio.

„Major! Sie haben so lange auf mich gewartet?"

„Wie Sie sehen; in diesen Herzensangelegenheiten ist es besser, gleich die Wahrheit zu erfahren; die Hoffnung, welche vom Wunsche genährt wird, ist fast immer eine Lüge. Wenn man Muße vollauf hat, kann man sie wie ein Spielzeug hinnehmen; aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Will sie mich oder Sie? oder will sie Keinen von beiden? Sprechen Sie frei heraus. Ich bin auf Alles vorbereitet."

Ich war also Herr der Situation; ich hätte ihm nur als wahr zu geben brauchen, was allen Anschein des Möglichen hatte, daß nämlich Marcella, wenn ihr die Wahl zwischen ihm und mir gestellt sei, niemals ihn wählen würde — und der Major wäre gegangen, um an ein anderes Wittwen- oder Jungfrauenherz zu klopfen.

Gewiß würde ihm damit ein guter Dienst erwiesen worden sein, denn er selber gestand, daß er keine Zeit zu verlieren habe; aber die Krankheit, immer die Wahrheit zu sagen, ließ mich auch diesmal nicht.

Ich antwortete also, daß Marcella Niemanden gewählt, und sich vorgesetzt habe, diese Wahl nie zu treffen.

„Das heißt?"

„Immer die Wittwe Giovanni's zu bleiben."

Ich hätte hier verstummen können, aber meine Krankheit litt es nicht und forderte, daß ich eine Meinung hinzufügte, die viel Wahrscheinliches hatte.

„Jetzt spricht sie so, weil wenig mehr als drei Monate vergangen sind, aber ehe das Jahr um ist, wird sie anderen Sinnes sein. Heute würde sie um keinen Preis ihrer Schwiegermutter die schreckliche Mittheilung machen; aber es ist nicht nöthig, daß sie es thue, und es wird sich immer die Möglichkeit finden, es nach und nach zu thun, ohne weder grausam gegen das Alter zu sein noch gegen die ewig junge Natur, deren heilige Rechte über allen frommen Lügen stehen."

„Sie glauben also? . . . Sie geben es nicht auf? . . ."

Ich kam mir sehr schlau vor, nicht direct zu antworten, und vielleicht war ich's; sicher aber war ich ein Narr, als ich fragte:

„Halten Sie es denn für möglich, daß eine junge Frau wie diese, nachdem sie kaum die Ehe gekostet hat, ihr für immer entsage?"

Ich hatte diese Worte ausgesprochen, und sogleich sah ich ein, wie einfältig ich gewesen.

Damit der Major nicht Zeit habe, sich das reizende Persönchen der Wittwe vorzustellen, ihr sanftes und ein wenig capriciöses Gesicht mit den drei Grübchen, die kaum angedeutet schienen, wenn sie ernsthaft war, und sich vertieften, wenn sie lachte, wollte ich meine Thorheit durch folgende Worte wieder gut machen, und machte sie noch schlimmer:

„Für mich ist es gewiß, daß ich diesmal zu früh gekommen bin."

„Die anderen Male sind Sie zu spät gekommen?"

Was verpflichtete mich, die Wahrheit zu beichten? Mein Uebel, die Wahrheit.

Und ich offenbarte ihm, daß ich zum Heirathen immer zu spät gekommen sei, bis jetzt, mit zweiunddreißig Jahren; daß ich aber für den Rest des Lebens mich anders benehmen werde.

Die Freude Major Pancrazio's läßt sich nicht beschreiben; die runden Augen leuchteten wie zwei Fackeln, ein Lächeln versteckte sich in den noch schwarzen Backenbärten, und das frisch rasirte Gesicht spielte hier und dort in rosigen Reflexen.

„Auch ich!" sagte er, „immer aus Furcht vor einem Korb, habe ich mir Körbe von allen Verlobten der Anderen geholt. Und ich bin sechsundvierzig Jahre alt, wissen Sie, und gut gemessen; und als ich in Ihrem Alter war, nahm auch ich mir vor, das System zu wechseln; es ist unnütz, es liegt im Blut."

Er sagte nicht, wie er vielleicht Lust hatte, daß ich nicht darauf bestehen solle, die Wittwe Cortesi zu heirathen; er ließ mir nur keinen Zweifel darüber, daß er seinerseits das Unternehmen nicht aufgebe.

„Neun Monate sind keine Ewigkeit, und in meinem Alter fliegt die Zeit."

Nicht um meinen Nächsten zu kränken, wozu ich nicht fähig bin, aber weil es die heilige Wahrheit war, entgegnete ich:

„Meine Zeit hingegen ist lahm, und neun Monate scheinen mir wirklich die Ewigkeit."

Er lächelte, ich desgleichen.

Ich erfuhr später, daß am selben Tage der Major Pancrazio andere Schachzüge gethan hatte, um sich einen Vortheil in der Partie zu sichern; er hatte den alten Doctor besucht, dem er unsere Nebenbuhlerschaft verschwieg, wodurch er ihn gewissermaßen zum Verbündeten machte, und er hatte auch an Marcella geschrieben, um die Eile zu entschuldigen, mit welcher er den Wunsch seines Herzens ausgesprochen, wobei er ihrer Antwort vollkommen Recht gab.

Niemand soll mir ausreden, daß der Major sich also betrug, weil ihm der häßliche Gedanke gekommen war, daß ich ihn hintergangen habe; er überzeugte sich wenigstens von meiner Ehrlichkeit.

Und ehrlich war ich auch darin, daß ich Marcella zu einer deutlichen Antwort veranlassen wollte, die ihn seiner Wege schicke; die verehrte Wittwe jedoch blieb bei dem, was sie einmal gesagt hatte, und das konnte keines von beiden befriedigen, weder die Gerechtigkeit noch das Herz.

VI.

Einen ganzen Monat lang beharrte der Major Pancrazio dabei, unsere Geliebte zu besuchen, indem er sich einbildete, daß die Eroberung, die nicht auf einen Schlag gelungen war, glücklicher von statten gehen müsse bei häufiger Wiederkehr. Er gestand es mir offenherzig; da er weder sehr schön noch sehr jung sei, habe er Alles von der Ausdauer zu hoffen, welche die Mängel abschwächt, die fehlerhaften Linien verbessert, manchmal sogar die Runzeln verwischt. Dieses mitleidige Werk der Zeit müsse außerdem durch die Klugheit

unterstützt werden, und deshalb machte der Major seine Besuche en grande tenue, mit den silbernen Epauletten, rasirte sich jeden Tag, den Gott werden ließ, bis aufs Blut, und entfernte aus dem mächtigen Bartwuchs, welcher seine obere Lippe zierte, unbarmherzig die weißen Haare.

Diese Weisheit erregte so sehr mein Mitleid, daß ich ihn eines Tages fragte, ob er sein ganzes Leben lang ein solcher Philosoph gewesen sei. Er schien von der Frage betroffen und antwortete nicht, um in Muße nachzudenken.

Aber, wenngleich ich mich des Sieges für sicher hielt, wollte ich mit denselben Waffen kämpfen.

Es war glühender Sommer. Wenn der Major kam, seine Besuche abzustatten, in großer Uniform, mit der wattirten Tunika, mit dem festgeschnallten Gürtel, mit dem Säbel und den Sporen, welche ihn aus großer Entfernung schon verkündigten, so fand er mich stets bei Marcella. Und ich war in Crême-, Weiß oder Perlgrau gekleidet, trug offene Schuhe von Gemsleder, um meine buntgestreiften oder carrirten schottischen Seidenstrümpfe sehen zu lassen, und dunkle Augengläser, die mir gut zur Hand standen, um nachlässig damit zu spielen.

„Ach!" sagte er mir eines Tages, „Sie können sich glücklich preisen; die Jugend ist ein guter Kleiderkünstler. Ich dagegen habe den Schneider des Regiments, und die Mode kann mir nicht helfen."

„Die Epauletten thun Wunder," entgegnete ich, um ihn zu trösten.

Er seufzte, ein Zeichen, daß er anfing, den Glauben daran zu verlieren, denn den Monat darauf verringerte er seine Besuche bei Marcella; dann ließ er sich nicht mehr sehen, und ich hatte das Feld frei.

Ich erfuhr später, daß er sich darauf verlegt hatte, einem Mädchen von siebzehn Jahren unbarmherzig den Hof zu machen, in der Hoffnung, der Erste zu sein, der ihr Herz schlagen mache. Denn eine seltsame Erscheinung zeigt sich oft bei den jungen Mädchen; sie, weil sie die Liebe an sich lieben, nehmen sie, wo sie können, von dem Ersten, der sie anbietet; wenn es nicht der unbärtige Vetter ist, den sie niemals heirathen werden, so kann es ein bärtiger Major sein, der sie zum Altar führt, ohne unterwegs Zeit zu verlieren.

Die neue Flamme des Cavaliere Pancrazio nannte sich Delia; ein schöner Name, nicht wahr? und auch ein sehr schönes Geschöpf. Vettern? eine Menge, aber alle in kurzen Höschen, einer noch in den Windeln.

Ach, endlich wird der Major sein Geschick erfüllen!

In dieser Zeit hatte die amerikanische Correspondenz nie ausgesetzt; zweimal des Monats war von New-York ein großer Brief von vier Seiten angekommen, um die Alte zu trösten, die zwei Wochen nacheinander nichts that, als sich die schönsten Stellen wieder vorlesen zu lassen, von Marcella und von mir.

Die Antwort auf den ersten recommandirten Brief war ebenfalls eingetroffen. Giovanni hatte darin Alle um Entschuldigung gebeten, aber er könne absolut nicht kommen, da er eine gute Speculation unternommen habe; er werde jedoch sehr bald einmal zurückkehren, um wenigstens die Mama zu küssen und Marcella nach New-York zu holen. Giovanni hatte für Jeden von uns ein

Sätzchen gefunden; seinem Bruder schrieb er acht Zeilen, worin er ihm für Alles dankte, was er seinetwegen gethan, und ihn bat, so gut er es vermöge, Mutter und Gattin zu trösten; an mich hatte er wenige Worte gerichtet, um mir zu sagen, daß er mich stets als den besten seiner Freunde betrachtet habe.

Diese Comödie entlockte Allen Thränen; nur Venturino, der ihr Verfasser war, blieb unbewegt; er unterbrach zuweilen die Lectüre, um seine Bemerkungen zu machen, schüttelte das Haupt und sagte leise, jedoch so, daß die Mama es hörte: „Tollkopf!"

Und die zufriedene Alte erwiderte: „Tollkopf allerdings, aber gut, zärtlich."

Einmal, wie ich jeden Tag that, begab ich mich zu Venturino, um aus den schönen Augen Marcella's ein wenig Widerstandskraft bis zum nächsten Tage zu schöpfen; aber gerade Marcella fand ich so wenig wie Venturino, da sie zusammen ausgegangen waren.

Doch die Alte erwartete mich; sie war es gewesen, die Marcella zu dem kleinen Spaziergang fortgeschickt hatte.

„Diese Arme," sagte sie, „wenn ich sie nicht zuweilen in die Gärten triebe, würde im Hause verschimmeln; nur Sonntags rührt sie sich wegen der Messe, aber wir gehen zur nächsten Kirche; das ist wenig für ihre Jugend."

Mir kam ein kühner Gedanke, und ich warf ihn hin; denn er konnte Niemandem schaden und vielleicht zu Etwas nützen.

„Ich habe immer gedacht, daß die Signora Marcella zu Giovanni nach New-York gehen sollte, denn einmal oder das andere wird sie es doch thun müssen."

Die Alte lächelte geheimnißvoll, antwortete aber nicht.

„Ich habe Sie erwartet, damit Sie mir die Aufschrift eines Briefes machen, der mich viele Mühe gekostet hat; denn ich kann nur noch wenig sehen, und mir zittert die Hand. Zwar habe ich bemerkt, daß mir die Augen noch besser zum Schreiben als zum Lesen dienen. Aber damit der Brief auch wirklich ankommt, muß die Adresse ganz deutlich sein; und all' diese englischen Worte würde ich gewiß schlecht schreiben. Thun Sie mir den Gefallen . . ."

Sie reichte mir eine Feder, welche sie in ein kleines Tintenfaß getaucht hatte, und legte mir den Brief hin, ohne von dessen Inhalt etwas zu sagen.

Ich schrieb die vereinbarte Adresse nach der 19. Straße in New-York und erwartete vergebens ein erklärendes Wort der Alten.

Da sie nichts sagte, so fragte ich sie:

„Warum haben Sie die Adresse nicht von Venturino oder Marcella schreiben lassen?"

Sie war auf diese Neugier vorbereitet und erwiderte sogleich:

„Weil sie hätten erfahren wollen, was ich an Giovanni schreibe, und mir daran liegt, daß es Keiner wisse; auf Sie verlasse ich mich, lieber Signor Fortuna, denn Sie waren der beste Freund meines Sohnes."

Konnte also wenigstens ich den Inhalt dieses Briefes erfahren? Ich wandte ihn um, aber er war versiegelt, und die Alte sagte mir nichts.

„Soll ich ihn heimlich in den Briefkasten stecken?" fragte ich.

„Nein, Sie sollen mich zur Post begleiten. Aber Sie müssen schweigen; versprechen Sie mir's?"

Ich versprach es.

Mir schien, daß aus dieser neuen Lüge, welche mir auferlegt ward, irgend eine ungeahnte Katastrophe entstehen müsse. Sicher, wenn die Alte mir den Brief gegeben hätte, würde ich ihn ohne Gewissensscrupel Venturino haben lesen lassen, damit er die Antwort schreibe; aber da sie selbst ihn auf die Post gebracht hatte, war es wenigstens meine Pflicht, den Freund zu unterrichten.

Als ich Venturino von dem Briefe sagte, fuhr er sich durch die Haare.

„Was zum Teufel antworte ich jetzt? Kannst Du Dir nicht denken, was sie geschrieben hat?"

Mir schien, sie müsse ihm gedroht haben (liebe Drohung für einen Lebenden! aber für einen Todten!), ihm die Gattin nach New-York zu schicken, wenn er nicht selber komme, sie zu holen.

Venturino dachte lange nach und kam zu keinem Entschluß; er nahm sich nur vor, die Mutter auszuforschen und hoffte viel von der Verschlagenheit Marcella's, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Aber all' dieser Betrug, der mir immer übermäßig erschienen war, machte mir jetzt Mitleid.

„Früher oder später," sagte ich zu Venturino, „muß Deine Mutter doch Alles erfahren; Du wirst nicht verlangen, daß Marcella ewig Wittwe bleibe, noch verhindern, daß ein Mann sich in sie verliebe und sie heirathe? Ich weiß, daß Einer da ist . . ."

„Ich weiß es auch; Marcella sagt mir Alles; sie hat die Empfindung wie ich und denkt nicht daran, sich wieder zu verheirathen."

„So sagt sie jetzt, aber sie wird ihre Meinung ändern."

„Wenn sie das wird, so werde ich es bei Zeiten wissen, und dann werden wir zusammen Etwas ersinnen; auch Du wirst mir helfen."

„Gern," sagte ich laut und setzte innerlich hinzu:

„Auch Du! Also hat Marcella Alles verstanden und ihrem Schwager sich anvertraut. Auch Du! Also darf ich hoffen! . . ."

Dieser kühne Gedanke rief eine neue Kühnheit zur Hülfe, und ich vertraute mich ganz dem Freunde an.

Ich sprach ihm von meiner alten, noch offenen Wunde, von meiner Entsagung aus Freundschaft für Giovanni, von der Flamme, die im Verborgenen weiter lebte, und dem feierlichen Wort, mit welchem Giovanni seine Gattin mir vermacht hatte; als ich zu Ende war, fühlte ich mein Blut brennen, während das hagere Gesicht Venturino's bleich ward wie ein Leichentuch.

„Thut es Dir weh?" fragte ich ihn.

„Ja, ich denke an den Schmerz meiner Mutter."

„Marcella hat Dir nicht gesagt . . .?"

„Sie hat mir vom Major Pancrazio gesagt; von Dir nichts."

„Desto besser," sagte ich, um Etwas zu sagen, während ich dachte, ob es nicht vielmehr desto schlimmer sei.

Dann kehrte in Venturino's Gesicht die Farbe zurück, und er bemerkte, daß noch fünf Monate an dem Trauerjahr fehlten; vor dieser Zeit war Alles unnütz.

„Aber sieh'," beharrte ich, „wenn ich die Gewißheit hätte, daß Marcella sich mit mir begnüge, so würde ich mir eine Kassirerstelle in Mailand suchen; wenn man Caution stellt, ist es nicht schwer; dann könnte man Deiner Mutter sagen, Marcella sei zu ihrem Gemahl nach Amerika zurückgekehrt, und wir . . ."

„Ja . . . ja . . . es ist ein guter Gedanke."

„Nicht ich habe ihn gehabt; dem Verdienste Gerechtigkeit! es ist ein Gedanke des Majors Pancrazio gewesen."

„Eine ausgezeichnete Idee . . ." stammelte Venturino, „eine herrliche Idee . . ." Und er stammelte wirklich, so sehr war er zerstreut. Endlich hieß er mich sogleich ohne Aufschub zu Marcella gehen; nur solle ich nicht sagen, daß er mich dazu veranlaßt habe . . . Warum? . . . weil er wußte, daß Marcella einer neuen Verheirathung abgeneigt sei, und deshalb einen solchen Rath nicht geben konnte. — Nachher wolle er kommen.

Und ich ging; aber da ich nicht überzeugt war von der Nothwendigkeit, zu schweigen, sagte ich Marcella mit zitternder Stimme Alles, von A bis Z.

Und ich sah Marcella erbleichen und zittern, auch sie, indem sie mir antwortete, daß . . . Barmherzigkeit Gottes! . . . daß es ihr unwiderruflicher Entschluß sei, sich nicht wieder zu vermählen.

Während wir noch wie festgebannt von dieser grausamen Antwort auf unseren Stühlen saßen, ließen sich die Schritte Venturino's hören. Und plötzlich eilte Marcella fort, ohne sich zu entschuldigen, alle Rücksichten vergessend; sie floh wie ein beleidigtes Kind, sicherlich um in irgend einem Winkel zu weinen.

Da wurde mir Alles klar; aber vielleicht blieb doch noch ein Zweifel.

Jetzt trat Venturino ein.

„Geh' rasch, um Marcella zu trösten," sagte ich.

„Was hat sie?"

„Nichts Schlimmes; bitte sie um Vergebung wegen des Rathes, den Du mir gegeben hast, denn ich habe das Glück gehabt, damit zu beginnen . . ."

„Ich verstehe Dich nicht . . . was hat Marcella?"

„Marcella will Niemanden heirathen, weil sie Dich liebt; wenn Du es noch nicht gewußt hast, so sage mir Dank."

„Bist Du toll?"

„Wäre dem so! aber in gewissen Augenblicken des Lebens begegnet es mir, der Weiseste von Allen zu sein."

Diese Worte, die unbefangen sein wollten, kamen schwermüthig heraus.

„Laß Dich heut' Abend sehen . . ." bat mich Venturino, „ich werde Dir sagen können, daß Du Unrecht hast."

Ich zuckte die Achseln, auf welche die fünfzehn Jahre des Majors Pancrazio gefallen waren, und trug mein Unglück ins Freie.

(Schluß folgt.)

Werner von Siemens.

Mit Werner von Siemens ist eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten, der Repräsentant einer neuen Zeitrichtung, dahingegangen. Einer Schilderung seines Lebensganges hat uns der große Naturforscher und Techniker überhoben; wenige Wochen vor seinem Tode erschienen, von ihm selbst aufgezeichnet, seine „Lebenserinnerungen", in denen er uns einen Einblick in die Geschichte seines Werdens verstattet, wie nur er ihn zu geben vermochte[1]). Doch bleibt es immer noch eine dankbare Aufgabe für den Fernerstehenden, die Eigenart des Mannes so zu fixiren, wie er uns im Rahmen der Zeitverhältnisse erscheint, denen er in vieler Beziehung selbst die Richtung gegeben hat.

Werner von Siemens hat das Zeitalter, in dem wir leben, selbst das „naturwissenschaftliche" genannt[2]). Er hat damit in einem Wort das Endergebniß des gewaltigen Aufschwunges zusammengefaßt, zu dem die menschliche Thätigkeit auf fast allen Gebieten durch den belebenden Odem der Naturwissenschaften angeregt wurde. Und nicht nur, daß er selbst Zeuge dieser Entwicklung gewesen ist, er war eine der treibenden Kräfte, welche diesen Werdegang vermittelt haben. Seiner geistigen Anlage und seiner innersten Neigung nach auf die wissenschaftliche Forschung hingewiesen, lebte in ihm die Ueberzeugung, die er in seiner Rede beim Eintritt in die Akademie der Wissenschaften zu klarem Ausdruck gebracht hat, daß die Wissenschaft nicht ihrer selbst wegen bestehe zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner, sondern daß ihre Aufgabe die sei, den Schatz an Wissen und Können des Menschengeschlechts zu vergrößern und dieses dadurch einer höheren Culturstufe zuzuführen.

Diese Doppelnatur des Gelehrten und des Vermittlers zwischen den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung und dem praktischen Leben, die sich in Werner von Siemens verkörpert, ist es, welche unserem Zeitalter der Technik und des Verkehrs den Stempel aufdrückt. Nicht mühelos in den Schoß gefallen oder herbeigeführt durch einen glücklichen Zufall sind jene weltbewegenden Erfindungsgedanken, die der Entwicklung der Menschheit neue Bahnen eröffnet haben, sondern die Frucht der Geistesarbeit von Männern, die — sei es in stiller Gelehrtenarbeit, sei es im Getümmel technischer Thätigkeit — ihr ganzes Sein und Denken dieser Fortentwicklung um ihrer selbst willen widmeten. In seinen „Erinnerungen" gewährt uns Siemens einen Einblick in die Geisteswerkstatt dieser „Erfinder": „Wenn ein dem Geiste bisher nur dunkel vorschwebendes Naturgesetz plötzlich klar aus dem es verhüllenden Nebel hervortritt, wenn der Schlüssel zu einer lange vergeblich gesuchten mechanischen Combination gefunden ist, wenn das fehlende Glied einer Gedankenkette sich glücklich einfügt, so gewährt dies dem Erfinder das erhebende Gefühl eines errungenen geistigen Sieges, welches ihn allein

---

[1]) Lebenserinnerungen von Werner von Siemens. Berlin, Jul. Springer. 1893.

[2]) W. Siemens, Das naturwissenschaftliche Zeitalter. Vortrag, gehalten auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Berlin 1886.

schon für alle Mühen des Kampfes reichlich entschädigt und ihn für den Augenblick auf eine höhere Stufe des Daseins erhebt. Freilich dauert der Freudentaumel in der Regel nicht lange. Die Selbstkritik entdeckt gewöhnlich bald einen dunkel gebliebenen Fleck in der Entdeckung, der ihre Wahrheit zweifelhaft macht oder sie wenigstens eng begrenzt, sie deckt einen Trugschluß auf, in dem man befangen war, oder — und das ist leider fast die Regel — sie führt zu der Erkenntniß, daß man nur Altbekanntes in neuem Gewande gefunden hat. Erst wenn die strenge Selbstkritik einen gesunden Kern übrig gelassen hat, beginnt die regelrechte schwere Arbeit der Ausbildung und Durchführung der Erfindung und dann der Kampf für ihre Einführung in das wissenschaftliche oder technische Leben, in dem die meisten schließlich zu Grunde gehen." — Ganz so hebt sich in der Geschichte der Erfindungen die Schaffensthätigkeit der Männer ab, denen wir die bleibenden Errungenschaften der modernen Technik verdanken: die Watt, die Fulton, die Stephenson; und auch was Werner von Siemens dem durch seine Vorgänger gefestigten Besitzstande hinzugefügt hat, ist das Ergebniß ernster und unverrückt auf ihr Ziel gerichteter Geistesarbeit.

Als Werner Siemens in das praktische Leben eintrat, gab es nach seinem eigenen Zeugniß kaum eine eigentliche Industrie in Deutschland. Er selbst schildert jene Periode als die Zeit, wo Dampfschiff und Lokomotive ihre ersten schwachen Gehversuche machten. „Wir hörten noch mit ungläubigem Staunen die Mähr, daß das Licht selbst die Bilder auch malen sollte, die es unserem Auge sichtbar macht; daß die räthselhafte neue Kraft, die Electricität, mit Blitzgeschwindigkeit Nachrichten durch ganze Continente und das sie trennende Weltmeer übermittelte, daß dieselbe Kraft Metalle in fester Form aus ihren Lösungen ausschied und die Nacht mit tageshellem Lichte zu vertreiben vermochte! Wer wundert sich heute noch über diese jetzt selbstverständlichen Dinge, ohne welche sich unsere Jugend ein civilisirtes Leben kaum noch vorstellen kann, in einer Zeit, wo nach Reuleaux' Berechnung für jeden civilisirten Menschen mehrere „eiserne Arbeiter" Tag und Nacht arbeiten, wo durch Eisenbahnen und Dampfschiffe täglich nach Millionen zählende Mengen von Menschen und unermeßliche Gütermassen auf weite Strecken in früher kaum denkbarer Geschwindigkeit befördert werden, wo der Telegraph sogar unseren Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügt und der Uebertragung des lebendigen Wortes durch das Telephon Platz machen muß, wo die Photographie allen Gesellschaftsklassen unentbehrliche Dienste leistet, und wo die neueste Frucht der Verbindung von Naturwissenschaft und Technik, die Elektrotechnik, in ihrem rapiden Entwicklungsgange der Menschheit immer neue, in ihrer Ausdehnung noch ganz unabsehbare Gebiete für weitere Erforschung und nützliche Anwendung der Naturkräfte eröffnet!"

In launiger Weise schildert Siemens seine erste Reise nach Rußland, die er im Januar 1852 von Königsberg aus unternommen. Es gab damals noch keine Eisenbahnen in Rußland. Die letzten Tagereisen mußte er im Schlitten zurücklegen und war gezwungen, an Stelle des betrunkenen Kutschers selbst die Zügel zu führen, bis jener vom Bocke fiel, und er nun zu gleicher Zeit dem Halbtodten mit Schnee den Kopf wusch und die eigenen erfrorenen Hände wieder aufthaute. Wenige Jahre später war dasselbe Rußland durch ihn mit einem Telegraphennetz übersponnen, mit dessen Hülfe der Fall der Festung Sebastopol auf einer zweihundert Kilometer langen Linie direct nach Petersburg gemeldet werden konnte.

Solche rapide Entwicklungen sind die Signatur für das Zeitalter der Technik und des Verkehrs. Nur noch ein schlagendes Beispiel sei aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen hier angeführt. Im Jahre 1865 übernahmen die Brüder Siemens das in paradiesischer Lage des Kaukasus gelegene Kupferbergwerk Kedabeg. Der Betrieb desselben kam, als der uralte, auf die Verarbeitung der zu Tage tretenden Erze gerichtete Abbau nicht weiter fortgesetzt werden konnte, in die Hände der Griechen, und die schrägen treppenförmig niedergetriebenen Schachte, aus denen sie auf dem Rücken Erze und Wasser hinaustrugen, waren zur Zeit der Uebernahme noch im Gebrauch. Wie schwierig die Einführung eines Bergbaues nach modernen

Principien hier war, wird erklärlich, wenn man sich vorstellt, daß das Werk etwa sechshundert Kilometer vom Schwarzen Meere entfernt liegt und mit demselben damals weder durch Eisenbahnen noch durch ordentliche Straßen in Verbindung stand; daß ferner alle für das Bergwerk und die zu erbauende Kupferhütte erforderlichen Materialien bis zu den feuerfesten Steinen, die es im Kaukasus noch nicht gab, aus Europa bezogen werden mußten, und daß endlich für das Leben einer europäischen Kolonie in dieser paradiesischen Wüste, in der Erdhöhlen als menschliche Wohnungen dienten, alle Culturbedingungen erst zu schaffen waren. — Was ist aus dieser primitiven Anlage im Verlaufe von noch nicht dreißig Jahren geworden? Da die umliegenden Wälder den Bedarf an Holz und Holzkohle für den Betrieb nicht mehr zu decken im Stande sind, ist man dazu übergegangen, die fehlenden Kohlen für den Hüttenbetrieb durch das Rohmaterial des Petroleums, die Naphtha, und durch das Masut, den Rückstand der Petroleumdestillation, zu ersetzen. Diese Brennstoffe werden von Baku auf der Tiflifer Bahn, die jetzt schon seit einer Reihe von Jahren besteht, bis zum Fuß des Gebirges geführt. Mit ihrer Hülfe wird das geröstete Erz in großen runden Flammöfen von sechs Meter Durchmesser geschmolzen und auf Kupfer verarbeitet. Eine elektrische Raffiniranstalt verwandelt das so gewonnene Rohkupfer in chemisch reines Kupfer, wobei zugleich das in ihm enthaltene Silber als Nebenproduct gewonnen wird. Da es aber schwer war, im Winter und während der Regenzeit Masut und Naphtha auf den dann grundlosen Wegen von der Bahnstation den Berg hinauf nach Kedabeg zu schaffen, ist jetzt eine Röhrenleitung aus nahtlosen Mannesmann-Stahlröhren erbaut, durch welche das Masut den etwa tausend Meter hohen Bergabhang aus der Ebene hinaufgepumpt werden soll. „Ich hoffe," schreibt Siemens im Juni 1890, „diese Anlage noch in diesem Herbste persönlich in Thätigkeit zu sehen. Ferner werden jetzt die nöthigen Einrichtungen getroffen, um nach einem von mir ausgearbeiteten neuen Verfahren die ärmeren, bisher eine Verarbeitung nicht lohnenden Erze auf rein elektrischem Wege ohne Anwendung von Brennmaterial in raffinirtes Kupfer zu verwandeln. Zu dem Zwecke müssen im benachbarten Schamchorthale große Turbinenanlagen hergestellt werden, welche über tausend Pferdekräfte zum Betrieb von Dynamomaschinen, die den erforderlichen elektrischen Strom erzeugen, zu liefern haben. Dieser Strom soll über den etwa achthundert Meter hohen Bergrücken, der Kedabeg vom Schamchor trennt, fortgeleitet werden, um direct am Fuße des Erzgebirges das Kupfer aus dem Erzpulver zu extrahiren und galvanisch niederzuschlagen. Ist auch diese, bis in die Details theoretisch und praktisch schon vollständig ausgearbeitete Anlage fertig, so wird im fernen Kaukasus ein Hüttenwerk existiren, das an der Spitze der wissenschaftlichen Technik steht und mit ihrer Hülfe die Ungunst seiner Lage siegreich zu überwinden vermag."

Der hier etwas ausführlicher geschilderte Einzelfall kann als typisch für die erstaunliche Entwicklung gelten, welche die auf wissenschaftlicher Grundlage entstandene Technik in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts genommen hat. Nicht die Erfindung des Dampfmotors allein und die durch sie bedingte Einführung zahlloser Arbeitsmaschinen und neuer Fabrikationsmethoden hat die Industrie auf ihre heutige Höhe gebracht, fast noch wesentlicher für ihre Entwicklung ist die damit gleichen Schritt haltende Vervollkommnung aller Verkehrsmittel gewesen, welche die entlegensten Productionsstätten erschlossen und erst die Möglichkeit geschaffen hat, für die Erzeugnisse der gehobenen Technik die Absatzgebiete zu finden. Wenn heute für den Weltverkehr kaum noch eine Schranke besteht, wenn heute der Londoner Kaufmann mit seinem Geschäftsfreunde in Calcutta durch eine Telegraphenlinie von über zehntausend Kilometer Länge so schnell und sicher spricht, wie zwei benachbarte Telegraphenstationen, so ist es Werner von Siemens' Name, an den sich dieser höchste Triumph des Menschengeistes über Raum und Zeit anknüpft.

Lange hat sich die Menschheit dem berückenden Zauber der Erkenntniß von diesem ihrem Siege über die Naturkräfte hingegeben; aber die Freude ist den Weiterblickenden durch den Zweifel getrübt worden, dem Siemens selbst sich nicht verschlossen hat, ob

nämlich die Menschheit durch alle diese Errungenschaften der Naturwissenschaft und Technik, von denen ein so bedeutsamer Antheil auf seine eigene Rechnung kommt, auch wirklich besser, ob sie auch glücklicher werde, ob dieselben nicht vielmehr zur Zerstörung aller idealen Güter und zu roher Genußsucht führen; ob nicht die ungleiche Vertheilung der Güter und Freuden des Lebens durch sie vergrößert, ob nicht durch das Uebergewicht der Maschinenindustrie und die durch sie bedingte Theilung der Arbeit die Arbeitsgelegenheit für die Einzelnen vermindert, und die Arbeiter selbst in eine unfreiere, abhängigere Stellung gebracht; ob nicht, mit einem Worte, durch sie die Herrschaft der Geburt und des Schwertes verdrängt werde, nur um die noch mehr niederdrückende des ererbten oder erworbenen Besitzes an ihre Stelle treten zu lassen.

Durch die Erfindung der Dynamomaschine hat Siemens der Industrie neue Bahnen gewiesen und vielleicht den Ausgangspunkt einer Bewegung geschaffen, die jene Zweifel zu lösen im Stande ist. Dahin zielen die Worte voll schöner Begeisterung, die der geniale Entdecker des dynamoelektrischen Princips gesprochen: „Auch für die gewichtigste Klage der Gegner unserer gegenwärtigen socialen Entwicklung, die Behauptung, daß durch sie die große Mehrzahl der Menschen zur Arbeitsleistung in großen Fabriken verdammt würde, und daß bei der fortschreitenden Arbeitstheilung für freie Arbeit des Einzelnen kein Raum bliebe — auch hierfür trägt der natürliche Gang der Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Heilmittel in sich. Die Nothwendigkeit großer Fabriken zur billigen Herstellung von Verbrauchsgegenständen ist wesentlich durch die gegenwärtig noch geringe Entwicklung der Maschinentechnik bedingt. Große Maschinen geben die mechanische Arbeitsleistung bisher noch viel billiger als kleine, und die Aufstellung der letzteren in den Wohnungen der Arbeiter stößt außerdem noch immer auf große Schwierigkeiten. Es wird aber unfehlbar der Technik gelingen, dies Hinderniß der Rückkehr zur concurrenzfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft, dieser Grundlage aller Industrie, in die kleinen Werkstätten und die Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitalisten, in denen „Sklaven der Arbeit" ihr kärgliches Dasein fristen, ist daher das Endziel der Entwicklung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Kapitalbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden.

„Je tiefer wir in das harmonische, durch ewige unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständniß dennoch so tief verschleierte Walten der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns umgekehrt zu demüthiger Bescheidenheit angeregt, desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unerschöpflichen Borne des Wissens und Könnens zu schöpfen, und desto höher steigt unsere Bewunderung der unendlichen ordnenden Weisheit, welche die ganze Schöpfung durchdringt! Und die Bewunderung dieser unendlichen Weisheit ruft wieder jenen Forschungsdrang hervor, jene hingebende reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich dem deutschen Gelehrten stets zur hohen Zierde gereichte und die hoffentlich auch den künftigen Generationen erhalten bleibt! Und so wollen wir uns nicht irre machen lassen in dem Glauben, daß unsere Forschungs- und Erfindungsthätigkeit die Menschheit höheren Culturstufen zuführt, sie veredelt und idealen Bestrebungen zugänglicher macht, daß das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter ihre Lebensnoth, ihr Siechthum mindern, ihren Lebensgenuß erhöhen, sie besser, glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen wird."

Wenn je die mit solcher Siegeszuversicht ausgesprochene Erwartung Wirklichkeit wird, so mögen diejenigen, welche die volle Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters erleben, eingedenk sein, daß Werner von Siemens in der ersten Reihe derer gestanden hat, die ihm die Bahn gebrochen haben. Dr. H. Albrecht.

Die wissenschaftliche Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten.

I.

Aus den Kreisen der höheren preußischen Staatsverwaltung hat die „Deutsche Rundschau" vor nicht vielen Jahren einen Aufsatz gebracht[1]), welcher in sehr anerkennenswerther Weise die große Reformbedürftigkeit der Ausbildung unseres höheren Beamtenthums betonte. Jener Aufsatz knüpfte namentlich an das kurz zuvor erschienene Werk des „Vereins für Socialpolitik" über „Die Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienst in den Deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich" (Berichte und Gutachten, Leipzig 1887) an. Hier hatte der damalige Director im Reichsamt des Innern Dr. Bosse (welcher sich gegenwärtig an der Spitze des Unterrichtsministeriums befindet) ein offenes und freimüthiges Zeugniß abgelegt über die vorhandenen Mißstände in dem preußischen Beamtenthum.

„Die ernsten Praktiker," sagte Bosse, „stimmen mit den akademischen Lehrern in der Wahrnehmung überein, daß ein Theil unserer jüngeren Juristen aus der Zeit des Universitätsstudiums nicht denjenigen wissenschaftlichen Gewinn zieht, der zur erfolgreichen Bewältigung der den jungen Beamten im praktischen Leben zufallenden amtlichen Aufgaben zu wünschen wäre . . . Jeder weiß, der es wissen will, daß ein großer Theil unserer jungen Juristen über das zulässige Maß hinaus während der Universitätszeit unfleißig ist, daß das Versäumte dann in Repetitorien von zum Theil sehr unwissenschaftlichem Gepräge nothdürftig nachgeholt wird, und daß der Firniß mechanischer und rein gedächtnißmäßiger Aneignung dann die Lücken wissenschaftlicher Erkenntniß einigermaßen überdecken muß und im Examen oft genug auch wirklich überdeckt."

Insbesondere aber hob Bosse hervor, wie man in den Reichs- und in den preußischen Staatsbehörden seit Jahren Klagen darüber gehört, daß die Vorbildung der jüngeren Verwaltungsbeamten, zumal deren staatswissenschaftliche Bildung große Mängel zeige — Klagen, die sich vorzugsweise auf die Beobachtung gründen, daß die Assessoren, welche zu ernsteren und bedeutsameren Aufgaben der Verwaltung oder der Gesetzgebung herangezogen werden, häufig dasjenige Maß staatswissenschaftlicher Kenntnisse vermissen lassen, ohne welches ein Verständniß der tiefsten, auf dem socialen und wirthschaftlichen Gebiete liegenden Bedürfnisse unseres Volkslebens, eine fruchtbare Mitarbeit an deren Befriedigung nicht möglich ist.

Bosse machte mehrere Reformvorschläge, welche an gleichzeitige und vorausgegangene Vorschläge Anderer (namentlich aus den Kreisen der Universitätslehrer) anknüpften. Vor Allem Aenderung der Prüfungsweise für die jungen Candidaten des Staatsdienstes in der Richtung, daß dem bloß gedächtnißmäßigen, mechanischen Einpauken ein Riegel vorgeschoben werde und daß die Studierenden zu der Ueberzeugung genöthigt werden, auf diesem Wege nicht mehr wie bisher zum Ziele gelangen zu können. Ferner Verlängerung der Studienzeit auf acht bis neun Semester, in deren Mitte ein Zwischenexamen, um rechtzeitig an den Ernst der Studienzeit zu mahnen und vor dem Versinken in Bummelei zu bewahren. Selbst neun Semester sind, so lange die Ableistung des Militärdienstes auf der Universität als Studium (!) gilt,

[1]) Die Ausbildung der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten in Preußen (A. v. d. L.). 1888. Bd. LIV, S. 378 ff.

eine bescheidene Forderung, wenn anders eine ernste wissenschaftliche Ausbildung gewonnen werden soll. Die Leichtigkeit der jetzigen ersten Prüfung, meint Bosse, ist im Grunde eine Grausamkeit gegen die jungen Juristen, die dadurch, auch ohne daß sie die rechte Befähigung besitzen, in eine Laufbahn gelockt werden, deren Abschluß sich für viele später zu einer Zeit als unerreichbar erweist, wo ihnen das Ergreifen eines anderen Berufes unverhältnißmäßig schwer wird.

Bei dem gegenwärtigen Studium liegt schon für die künftigen Juristen eine große Lücke vor in dem Mangel einer irgend ernsthaften Kenntniß des öffentlichen Rechts, der Staatswissenschaften überhaupt. Aber noch mehr, selbst für den künftigen Verwaltungsbeamten ist bei den jetzigen Einrichtungen des Studiums und der ersten Staatsprüfung kein Anlaß, sich mit diesen, gerade für ihn so besonders wichtigen Disciplinen zu beschäftigen. In diesen Dingen muß ein ganz anderer Grund gelegt werden; es muß aber durch ergänzende Einrichtungen für die jungen Assessoren Gelegenheit zu Studienreisen, Besuch von staatswissenschaftlichen Seminarien, praktischen Arbeiten in Consulaten u. s. w. gegeben werden. Zunächst wenigstens für eine Elite, als Prämie eines mit Auszeichnung bestandenen Examens; aber mehr und mehr für die Gesammtheit der höheren Verwaltungsbeamten.

Die Einzelheiten der Reformvorschläge, welche von dieser und von anderen Seiten damals kamen, stehen uns hier in zweiter Reihe. Die Hauptsache ist das Eingeständniß der großen Reformbedürftigkeit von solcher Stelle aus, zumal die Erkenntniß dessen, was noth thut, im Hinblick auf die wissenschaftliche Bildung.

II.

Darin lag auch die eigenthümliche Bedeutung jener Sammlung von „Gutachten und Berichten", welche der „Verein für Socialpolitik" damals veröffentlichte, daß der Vergleich mit allen anderen Staaten (Sachsen, Württemberg, Baden, Bayern) geradezu beschämend für Preußen ausfiel. Man mußte sich unwillkürlich fragen, ob ein solcher Zustand, absolut und relativ genommen, wohl auf dem Gebiete der militärischen Berufsausbildung heutzutage denkbar wäre. So sagt der Referent für Bayern: „der bayerische Examenmodus sichert nicht nur eine möglichst allseitige Berücksichtigung der Fächer, sondern er wirkt auch auf eine gründliche Durchbildung hin; derselbe entfremdet den Schüler nicht dem wissenschaftlichen Lehrer, sondern zwingt ihn, wohl oder übel den wissenschaftlichen Gang mitzumachen, die historische und dogmatische Seite zu beachten und sich nicht mit der oberflächlichsten Kenntniß zu begnügen." Der Berichterstatter für Württemberg spricht von „dem großen Fleiß, der die württembergischen Studierenden auszeichnet". Der Berichterstatter für Baden sagt: „in den geltenden Vorschriften sind alle Anforderungen erfüllt, welche heute im Interesse einer guten Ausbildung des Richterstandes und der höheren Verwaltungsbeamten, soweit darauf Prüfungsvorschriften einwirken können, gestellt werden; die Erfahrungen, welche man mit ihnen gemacht, sind durchaus günstige; man ist mit der bestehenden Einrichtung, jedenfalls in ihren principiellen Hauptbestimmungen, allseitig zufrieden."

Woher dieser Contrast? Wie ist es zu erklären, daß der größte deutsche Staat, der in so Vielem den anderen Staaten Deutschlands vorangegangen, in diesen Dingen so auffallend zurückgeblieben ist? Zur Erklärung dienen weniger die Landtagsdebatten, welche vor einigen Jahren üblich waren, in denen es gelegentlich vorkommen konnte, daß ein Justizminister unter großer Zustimmung des Hauses erzählte, der selige Stahl habe sich gerühmt, er sei als Student „viel fauler gewesen" als die heutigen Studenten, und das sei das „einzig Richtige", — daß derselbe Minister versicherte, das „eigentliche Lernen" fange nicht auf der Universität, sondern lange nachher, erst nach dem Assessorexamen an, und Aehnliches mehr.

Eine Erklärung ist aber wohl zu finden in gewissen eigenthümlichen Zügen des preußischen Staatswesens und der es beeinflussenden Kräfte; sie ist zu finden in gewissen neueren Entwicklungen des Staatslebens und des Zeitalters. Besondere Eigenschaften des „alten Curses" sind denselben mindestens zu Statten gekommen. Darüber ein paar Worte.

In das preußische Verwaltungswesen ragt ein starker Rest der ständischen Vorzeit auch heute noch hinein. Die Befähigung für das Amt knüpft sich nur für die unscheinbaren Schichten des höheren Verwaltungsbeamtenthums an feste Vorschriften über Studium und Prüfung; für die begehrenswertheren, höheren und höchsten Aemter genügt — die Persönlichkeit. Nicht aber (oder doch nur ganz ausnahmsweise) die Persönlichkeit im Sinne des modernen Verfassungs- und Parlamentslebens, sondern die Persönlichkeit als Bestandtheil gewisser bevorzugter Kreise, deren Vorzüge weder in hervorragender Intelligenz noch in hervorragender Bildung beruhen. Ihre Stärke liegt vielmehr in dem herkömmlichen militärischen Beruf und den militärischen Tugenden. Letztere Eigenschaften sind es auch, welche oft unvermittelt, bis auf den Tonfall der Rede, in das Verwaltungsamt herübergebracht werden.

Einflüsse dieser Art wirken von den Spitzen nach unten hin. Die Vorstellung, daß nicht wissenschaftliche Bildung und geistige Bedeutung, sondern eine tapfere, „schneidige" Persönlichkeit für das Amt verlangt wird, sickert von oben herab in die Vorstellungen des hinaufstrebenden jungen Beamtenthums hinein. Sie wird unterstützt auch von Amts wegen (wenn nicht in dem Recht, so in der That) durch die Vorliebe, mit welcher sich das Verwaltungsbeamtenthum aus den Kreisen des kleinen Adels rekrutirt, so daß dem äußerlich wohlzugestutzten jungen Manne aus bevorzugter Familie sich die Wege öffnen, mit möglichster Nachsicht gegen die Lücken seiner geistigen Begabung, Lücken, für die er vielmehr bei seinem Vorgesetzten ein sympathisches Verständniß vorfindet.

Die hier vorliegenden Tendenzen sind bestärkt worden durch das Zeitalter der militärischen Erfolge. Für die eignen Zwecke hat die Kriegsverwaltung bezeichnenderweise in rastlosem Eifer weiter gestrebt; mit immer größerer Unerbittlichkeit scheidet sie von Jahr zu Jahr die Mehrzahl der im Geiste minder Starken aus, nachdem sie deren Jugendjahre in subalternen Stellungen ausgenutzt hat. In die Civilverwaltung aber ist der Typus des Reservelieutenants als Normalfigur übergegangen, zufolge der Erfahrung, daß die damit verknüpften Eigenschaften auf diesem so ganz andersartigen Gebiete zum Erfolge führen.

Die wachsenden Ansprüche auf Lebensgenuß haben das Ihrige dazu gethan. Nirgendwo ist diese Wandlung in so auffallender Weise wahrzunehmen, wie in gewissen Schichten unserer studierenden Jugend. Wenn es sonst in allen Gruppen derselben als „burschikos" galt, mit einfacher Erscheinung, ja mit theilweise übertriebener Vernachlässigung der äußeren Eleganz aufzutreten, wenn ein geckenhaftes, modisches, luxuriöses Gebahren in diesen Kreisen verachtet wurde als im Widerspruche mit den Traditionen und dem Wesen des deutschen Studententhums — so hat sich hierin gar Manches geändert. Es ist mindestens für einen Theil, wenn nicht für einen großen, so doch desto einflußreicheren Theil unserer Studentenschaft in neuester Zeit Sitte geworden, mit der Lebenshaltung der Gardecavallerieofficiere zu wetteifern. So sehr sonst die Väter dieser jungen Leute, in der eignen Erinnerung an die Jugenderlebnisse, zur nachsichtigen Beurtheilung geneigt sind, hier hat sich doch in neuester Zeit ein Mißstand herausgebildet, welcher aus sehr naheliegenden Gründen gerade die Väter zu Weherufen treibt. Die Lebensansprüche, zumal mit Einschluß des unvermeidlichen Schuldenmachens, haben sich im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre in diesen Kreisen auf das Doppelte und Dreifache gesteigert.

Dieser Zug zu entwickelterem und breiterem Genusse hat sich aber nicht entfalten können, ohne vollends alle Zeit mit Beschlag zu belegen, in welcher (wenn anders das Universitätsstudium einen Sinn haben soll) für wissenschaftliches Lernen Raum sein müßte. Mit bemerkenswerther Geschicklichkeit hat man es hier, wie so oft im vornehmen Zeitverderb, verstanden, den ganzen Tag und jeden Tag in ein Netz von nichtiger Geschäftigkeit einzufangen, um für die Hauptsache gar nichts übrig zu lassen: Trinkereien, Essereien, Paukereien u. s. w., Alles durch den Cultus eines abgeschmackten Formenschnörkels in eine eingebildete Höhe gehoben — zuletzt ein Staatsexamen, welches nach einigen Monaten des „Repetirens" trotz alledem und alledem bestanden wird, und wodurch der Staat selber seinen Segen zu diesem Zustande gibt.

Das ist glücklicherweise weitaus nicht die Gesammtheit unserer Studenten, auch nicht die Gesammtheit der Rechtsstudenten; aber es ist ein beachtenswerther Theil derselben, es ist namentlich derjenige Theil, welcher uns hier beschäftigt, es ist die „jeunesse dorée", welche demnächst den Staat verwalten soll. —

Doch genug Andeutungen sind dieses zur Erklärung des eigenthümlichen Zustandes, von dem wir reden. Ueber die Gründe ist noch manches Andere zu sagen; die Folgerungen können abweichende sein. Sicher aber ist das Bedürfniß der Aenderung, und wir haben gesehen, daß dieses am rechten Orte längst anerkannt ist.

III.

Die Anregung zu Reformen, welche in den Jahren 1885—1887 gegeben wurde, war lebhaft und mannigfaltig. Die im praktischen Sinne wichtigste oder eine der wichtigsten haben wir im Eingange erwähnt. Einen günstigen Boden fanden sie im Ganzen nicht vor. Sehr mächtige Einflüsse, welche viele Jahre lang über die Verbesserungen im Reiche und in Preußen entscheidend waren, kamen dieser wie mancher anderen nothwendigen Reform keineswegs entgegen. Es war vielmehr öfters von damals maßgebender Stelle ausgesprochen worden, daß die Wissenschaft für den Staatsmann und für den Staatsdienst eine zweifelhafte Bedeutung habe. Dagegen war durch unverkennbare Thatsachen auf andere, der wissenschaftlichen Bildung weit entrückte, ja entgegengesetzte Eigenschaften der überwiegende Werth gelegt worden, und die Folgen waren in der Beschaffenheit unseres Verwaltungsbeamtenthums natürlich nicht ausgeblieben.

Indessen die Empfindung, daß irgend Etwas gethan werden müsse, blieb angesichts der Lebhaftigkeit und Häufigkeit der Erörterungen am Ende in den obersten Behörden zurück. Es handelte sich, wie wir wissen, nicht um die Verwaltungsbeamten allein, sondern um die Juristen desgleichen. Ja, die Reform hatte sich auf die juristische Ausbildung zuvörderst zu richten; denn hier lag der gemeinsame Untergrund der Studien, hier lag die Mehrzahl der Klagen vor. Man setzte eine Commission nieder, in welcher Commissarien des Unterrichtsministeriums und des Justizministeriums zusammen mit juristischen Professoren der Berliner Universität über die Verbesserungen berathen sollten. Die Sitzungen zogen sich anscheinend in die Länge; das in die Oeffentlichkeit gedrungene Ergebniß war ein bescheidenes. Eine nicht erhebliche Modification in der Zusammensetzung der Prüfungsbehörde für das erste Examen — an Stelle des einen Universitätslehrers, welcher bisher neben den Oberlandsgerichtsräthen fungirte, zwei Universitätslehrer der Rechte. Eine nennenswerthe Einwirkung dieser Aenderung auf die Beschaffenheit des Referendarexamens scheint bis jetzt nicht wahrgenommen zu sein.

Ferner wurde durch Verordnungen der Unterrichtsverwaltung auf den Studienfleiß einzuwirken gesucht, nicht ohne daß man sich bald überzeugte, wie vergeblich es sei, auf dem Wege einer Fleißcontrole den einmal bestehenden Gewohnheiten der akademischen Freiheit beizukommen. Es ist richtig, daß aus den Kreisen der Universitätslehrer selber [illegible]ch Vorschläge dieser Art hervorgewagt hatten; sie waren aber sehr vereinzelt geblieben, sie waren von der großen Mehrzahl der Sachkundigen als unbrauchbare bezeichnet worden.

Endlich trat am 1. Januar 1892 eine neue Vorschrift in Kraft, gemäß deren die Ableistung der einjährigen Militärpflicht, sofern sie die gesetzliche Studienfrist (oder praktische Vorbereitungsfrist) verlängere, auf das Dienstjahr angerechnet werden sollte. An sich ein merkwürdiges Präcedens für die ganze Frage des einst im Reichstage und in der Presse erörterten Wehrsteuerprojectes. Denn wenn demselben namentlich das entgegengehalten worden war, daß die Ehre des Militärdienstes durch einen Ausgleich der Militärbefreiung herabgesetzt werden würde, so gestand man jetzt für die Elite der Nation, für die Sphäre des feinsten Ehrgefühls zu, daß ein Ausgleich berechtigt sei. Wie viel mehr alsdann für die Millionen der übrigen Bevölkerung! — Für die Studien der Universität hat diese Verordnung nur einen mittelbaren und unsicheren Erfolg. Nach wie vor genügt für Ableistung des Referendarexamens ein

nur zweijähriges Studium, weil das formelle Studium während des Militärjahres wirklich doch gleich Null ist; es genügt thatsächlich ein noch viel kürzeres als zweijähriges Studium. Nur für die Minderzahl besonders ernsthafter und strebsamer Studenten der Rechte wird die neue Bestimmung eine Ermunterung sein, ihre Studien etwas gründlicher werden zu lassen. Auf der anderen Seite wird dieselbe Bestimmung bei anders gearteten Leuten gelegentlich nur dahin wirken, den akademischen Lebensgenuß um ein Jahr zu verlängern.

Solches waren die nächsten Erfolge der Anregungen aus den Jahren 1885—1887. Es scheint, daß jetzt Anzeichen ernsthafterer Reformen sich melden.

IV.

Ein solches Anzeichen sehen wir in der kürzlich erschienenen Broschüre des vortragenden Rathes im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Franz Ulrich, über „Die Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten in Preußen und ihre Stellung in der Staatseisenbahnverwaltung“ [1]). Keine amtliche oder halbamtliche Schrift, aber ein deutlicher Beweis für Reformbestrebungen, welche neuerdings in dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten lebendig sind. Nicht für die Einzelheiten der darin vorgelegten Reformabsichten, wohl aber für die Hauptsache, die grundsätzliche Erörterung durchgreifender Verbesserungen in der bisherigen Ausbildung der Verwaltungsbeamten, deutet diese Schrift eines einzelnen hochgestellten Beamten auf Gesinnungsgemeinschaft mit der hohen Behörde, welcher er angehört.

In der That ist bereits vor einiger Zeit durch den gegenwärtigen Minister der öffentlichen Arbeiten eine Commission niedergesetzt worden, welche einen Reformplan für die Ausbildung der höheren Beamten der Staatseisenbahnverwaltung, sowohl der administrativen wie der technischen, ausarbeiten soll. Aus der Mitte dieser Vorarbeiten heraus tritt Ulrich's Schrift in die Oeffentlichkeit.

Die Eisenbahnverwaltung hat schon seit den Anfängen der neuen Staatsbahnepoche sich vor anderen preußischen Verwaltungszweigen dadurch hervorgethan, daß sie für ihre Beamten fachwissenschaftliche Vorlesungen in Berlin, Bonn, Breslau veranstaltete. Die hierin gegebenen bescheidenen Anfänge haben niemals aufgehört, sie sind gerade durch die Mangelhaftigkeit ihrer Erfolge eine beständige Mahnung gewesen, den vorhandenen Keim zu einer erweiterten Ausbildung fortzuführen.

Der Verfasser der neuen Schrift, die nun vorliegt, spricht mit einem achtungswerthen Freimuth über diese Aufgabe, einem Freimuth, von welchem wir wünschen müssen, daß jedes preußische Ministerium einen solchen Zeugen in die Oeffentlichkeit zu stellen im Stande wäre. Unter den heutigen Verhältnissen, sagt Ulrich, sind umfassende Kenntnisse in den Staatswissenschaften unerläßlich für einen tüchtigen Verwaltungsbeamten. Nun liegt aber nach den geltenden Bestimmungen der preußischen Gesetzgebung die Sache so: das juristische Studium bildet den gemeinsamen Unterbau des Gerichts- und Verwaltungsdienstes. Ebenso das erste Examen nach Abgang von der Universität. Zu diesem ersten Examen wird ein recht beschränktes Maß von privatrechtlichen Kenntnissen verlangt, sehr wenig von öffentlich-rechtlichen, aber von staatswissenschaftlichen gar nichts. Für die Verwaltungsbeamten soll dieses durch die zweite Staatsprüfung (Regierungsassessor) nachgeholt werden (Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Volkswirthschaftslehre und Finanzpolitik). Indessen wird dadurch der Mangel einer Prüfung in diesen Disciplinen beim ersten Examen nicht ersetzt. Auf der Hochschule müssen ernste Grundlagen dafür gelegt, diese Grundlagen müssen durch spätere Rückkehr zu den Studien ergänzt werden.

Die Reform des Bestehenden ist aber in Preußen dadurch verwickelt, daß für die eigentlichen Rechtsstudien im Dienste der Rechtspflege sich durch lange Jahre unbefriedigter Bedürfnisse eine Anzahl von Forderungen angehäuft hat, die für sich allein Erfüllung verlangen, und bei Festhaltung der Gemeinschaft des Unterbaues mit den Zwecken der höheren Verwaltung eine Verwicklung veranlassen, welche den eigenen

[1]) Berlin, Julius Springer. 1893.

Anforderungen dieser letzteren im Wege steht. Hier entsteht folgende Alternative: Entweder Halbirung des Unterbaues mit unvermeidlicher Verlängerung der Studienfrist derart, daß die ersten zwei Jahre des Universitätsbesuches gemeinsam bleiben und mit einem gemeinsamen Zwischenexamen abschließen, darauf die Zweitheilung erfolgt, so daß die beiden letzten Jahre der Universitätszeit entweder für den Justizdienst oder für den Verwaltungsdienst gesondert bestimmt werden, um mit einem geordneten Examen abzuschließen. Oder aber Scheidung der beiden Zwecke vom Anfange der Universitätszeit an — daher ein eigenes Studium für die Verwaltung, ein eigenes Studium für die Justiz.

Die Mehrzahl der Ansichten war bisher dem ersten der beiden Wege zugeneigt. Er knüpft mehr an das Bestehende an, er führt zu einer Verbesserung der juristischen Studienordnung, die so dringend nothwendig; er macht das Studium der Staatswissenschaften zu einer gemeinsamen Grundlage für die Rechts- wie für die Verwaltungsstudien; er fordert die unumgängliche Verlängerung der Studienzeit, die in den meisten anderen deutschen Staaten längst besteht; er sorgt ebenfalls nach vorhandenen bewährten Mustern für die Zwischenprüfung als eine heilsame Mahnung an die Studirenden zur ernsthaften Verwendung der Universitätsjahre und für eine entsprechende wissenschaftlich erhöhte Prüfung beim Abschlusse der Studienzeit.

Ulrich befürwortet diejenige Scheidung der beiden Berufsstudien, welche von Anfang an Platz greift. Er thut es, weil er die Schwierigkeiten, ein viertes Studienjahr durchzusetzen, vermeiden, weil er den eignen Ansprüchen der Juristen aus dem Wege gehen will; er thut es namentlich aus der Ueberzeugung von der selbständigen Bedeutung der Verwaltungsstudien, um für diese allein ausreichenden Raum frei zu bekommen.

Wir werden an dieser Stelle die Einzelheiten und die Vorzüge jedes der beiden Wege unmöglich erörtern können. Es liegt das auch nicht in der Absicht dieses Aufsatzes. Zu den Einzelheiten wird Zeit sein, wenn gewisse Vorfragen erledigt sind. Diese Vorfragen aber liegen auf dem größeren Gebiete der Trennung zwischen preußischer Verwaltungspraxis und Wissenschaft überhaupt. Soll endlich, wenn wir die Anzeichen richtig deuten, der Zeitpunkt gekommen sein, für eine würdige That des „neuen Curses", die alten Versäumnisse gut zu machen, so muß über die Beantwortung dieser Principienfrage erst Uebereinstimmung herbeigeführt werden. Das Weitere wird sich dann finden. Es ist allerdings hohe Zeit, daß die Antwort bejahend laute.

Nur das Eine heben wir noch aus Ulrich's Reformvorschlägen hervor. Er will, ähnlich so manchem Anderen, der über diese Reform früher sich geäußert hat, die Wiederaufnahme der staatswissenschaftlichen Universitätsstudien nach den Jahren der praktischen Vorbildung, weil erst hierdurch die volle Reife der staatswissenschaftlichen Bildung erworben werden kann. Im Einzelnen gehen die Ansichten auch an diesem wichtigen Punkte auseinander — ob nämlich diese zweite Studienzeit einjährig oder zweijährig sein soll, ob sie vor das Assessorexamen oder hinter dasselbe zu legen ist, ob sie für alle gemeinsam oder nur für eine Elite als Prämie bestimmt sein soll. Auch über diese Verschiedenheit der Ansichten ist später zu reden und hoffentlich bald.

Etwa gleichzeitig mit Ulrich's Schrift ist von dem Berliner Chemiker Wichelhaus, dem Director des technologischen Instituts der Universität, eine Broschüre veröffentlicht worden: „Wirthschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit" [1]). Es soll dadurch denjenigen, welche über Verwendung von Staatsgeldern zu entscheiden haben, bewiesen werden, daß Alles, was seit Liebig's Zeiten für die chemische Forschung aufgewendet worden ist, sich tausendfältig gelohnt hat, und daß es gut angelegtes Capital ist, was weiter dafür bestimmt wird. An den verschiedenen Zweigen der chemischen Technik wird ziffernmäßig berechnet, was die deutsche Volkswirthschaft der Chemie verdankt. Groß sind die Summen, bewundernswerth die Zahlen. . . . . Wenn doch jede Wissenschaft ihren „Nutzen" auf gleiche Art nachweisen könnte! N.

[1]) Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1893.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Der deutsche Kaiser und die Kaiserin werden sich aus Anlaß der am 22. April d. J. stattfindenden silbernen Hochzeit des Königs Umberto und der Königin Margherita nach Rom begeben. Diese Nachricht ist nicht bloß jenseits der Alpen, sondern auch in Deutschland mit freudiger Genugthuung begrüßt worden. Das Deutsche Reich und das Königreich Italien, ebenso wie die Dynastien Hohenzollern und Savoyen weisen mannigfache Berührungspunkte auf, welche die Reise des Kaisers Wilhelm II. und seiner hohen Gemahlin nach der Hauptstadt des geeinten Königreiches Italien nicht lediglich als einen Act der Höflichkeit erscheinen lassen, der durch den Besuch des italienischen Königspaares am Berliner Hofe hervorgerufen worden ist. Vielmehr ist die Bedeutung dieses Besuches in Italien sofort erkannt und gewürdigt worden; die gesammte italienische Presse läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel obwalten. Die Organe der Rechten und der Linken sind darüber einig, daß eine solche Reise dem italienischen Volke in sinnfälliger Weise zeigen werde, wie innig die Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern sich gestaltet haben. Der liberale „Diritto" weist darauf hin, daß Kaiser Wilhelm II. in Rom mit derselben Herzlichkeit aufgenommen werden wird wie im Jahre 1888. Das Blatt betont dann weiter, daß der deutsche Kaiser und die Kaiserin Zeugen der Liebe der italienischen Nation für ihren volksthümlichen König sein, sowie die Sympathien für die kaiserlichen Gäste wahrnehmen werden, die aus ihrer Freundschaft für das Haus Savoyen und die Sache Italiens niemals ein Hehl gemacht haben. Weniger darf dem römischen Blatte zugestimmt werden, wenn es auch bei diesem Anlasse gewissen Antipathien gegen Oesterreich Ausdruck gibt, indem es andeutet, daß zwischen Deutschland und Italien die Grundlagen eines für die Zukunft bestimmten Einvernehmens getroffen werden könnten. Dieser Grundlagen bedarf es thatsächlich nicht, da sie in der Tripelallianz vorhanden sind, an der zur Sicherung des Weltfriedens erfreulicher Weise auch Oesterreich-Ungarn theilnimmt. Die Anspielung des „Diritto", daß Oesterreich von einem solchen Einvernehmen ausgeschlossen werden könnte, wird in den maßgebenden Kreisen Italiens ebenso wenig Widerhall finden wie in Deutschland. Auch das Organ Rudini's, die „Opinione", erachtet den Besuch des deutschen Kaiserpaares am italienischen Hofe für ein um so bedeutsameres Ereigniß, als das Bündniß zwischen den beiden Herrscherhäusern und den beiden Nationen gar nicht deutlicher bekundet werden könnte.

Abgesehen von den politischen Consequenzen, die von der italienischen Presse gezogen werden, darf darauf hingewiesen werden, daß die innigen Sympathien, die König Umberto und die Königin Margherita in Deutschland stets gefunden haben, wohl hinreichen, die ihnen dargebrachte Huldigung willkommen zu heißen. Der poetische Zauber, den Italiens Königin von jeher ausübte, ist wohl niemals charakteristischer geschildert worden als von Giosuè Carducci, dessen klangvolle Verse wiederum Paul Heyse in mustergültiger Weise übertragen hat. Sicherlich wird auch aus Anlaß der silbernen

Hochzeit der „blonden Königin" und des Königs Umberto die „freie alcäische Liederstrophe" von Neuem ertönen, in der Carducci, der „Republikaner", seine Huldigung dargebracht hat:

„Und Heil dir! ruft sie singend, Erhabne du,
Der hold die Stirne kränzten die Grazien,
Aus deren Mund so sanft die fromme
Seele mit lieblichem Wohllaut redet!

„Heil, Güt'ge, dir, so lange noch Raffael's
Gebilde wandeln unter Italiens
Verklärtem Spätroth, und Petrarca's
Lieder in Lorbeergebüschen seufzen!"

Durch den Besuch des deutschen Kaiserpaares am italienischen Königshofe wird jedenfalls auch in Frankreich die Legende beseitigt werden, daß eine Erkaltung in den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien eingetreten sei. Französische Blätter unterließen denn auch nicht, hervorzuheben, daß die Republik dagegen demnächst einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu verzeichnen haben werde, da die Erwiderung des Besuches, den ein französisches Geschwader im Hafen von Kronstadt abgestattet hat, von russischer Seite unmittelbar bevorstehe. Verschiedene Hafenstädte: Havre, Cherbourg und Brest stritten bereits um die Ehre dieses Besuches, wobei die erste der genannten Städte sich gefallen lassen mußte, als minderwerthig bezeichnet zu werden, da sie doch mit einem Kriegshafen nicht in Wettbewerb treten könne. Hinzugefügt wurde, daß der Zar sicherlich nicht ermangeln werde, der geplanten Kundgebung einen höheren Werth zu verleihen, indem er gerade einen französischen Kriegshafen zum Schauplatze des Flottenbesuches wähle. Havre nahm seine Revanche, indem darauf hingewiesen wurde, daß der Maire von Cherbourg sich längst schon in Petersburg mißliebig gemacht habe, da er keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ohne dem Kaiser von Rußland aus Anlaß von Familienfesten im Namen der Stadt seine Glückwünsche zu übermitteln. So wurde der Streit um des Kaisers Geschwader aufs Lebhafteste geführt; ein Streit, der wohl dadurch hätte geschlichtet werden können, daß Brest als tertia gaudens für den russischen Flottenbesuch in Aussicht genommen worden wäre. Allein in den maßgebenden Kreisen Rußlands besteht überhaupt noch nicht die Absicht, den Besuch des französischen Geschwaders im Hafen von Kronstadt unmittelbar zu erwidern. Vielmehr sollen die russischen Kriegsschiffe, die aus Anlaß der Columbus-Feierlichkeiten in den Vereinigten Staaten von Amerika an der Flottenrevue vor New-York theilnehmen werden, nachdem der Admiral des russischen atlantischen Geschwaders seine Flagge in Algier gehißt hat, sich direct nach den nordamerikanischen Gewässern begeben. Allerdings wäre es durchaus verfehlt, einem solchen Vorgange eine bedeutende Tragweite zuzuschreiben. Vielmehr darf angenommen werden, daß früher oder später doch ein russisches Panzergeschwader zum Besuche in einem französischen Hafen erscheinen wird. Nur wird man sich in Frankreich daran gewöhnen müssen, daß der Zar selbst bestimmt, wann er es für angemessen erachtet, einen Act der internationalen Courtoisie anzuordnen. Daß gerade der gegenwärtige Zeitpunkt des Panamaskandals nicht besonders geeignet für derartige Kundgebungen erscheint, kann weder in Frankreich noch anderwärts überraschen.

Während der erste gegen die Mitglieder der Verwaltung der Panamagesellschaft geführte Proceß grelle Streiflichter auf die rücksichtslose Verschwendung fallen ließ, mit der ein Culturwerk, die Durchstechung des Isthmus von Panama, in Angriff genommen wurde, ist die am 8. März vor den Pariser Geschworenen gegen Charles de Lesseps und Genossen wegen Bestechung, sowie gegen eine Anzahl politischer Persönlichkeiten wegen Bestechlichkeit eröffnete Gerichtsverhandlung insofern bedeutsamer, als der Parlamentarismus in Frankreich dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird. Mag unter den Angeklagten immerhin ein Mitglied der Rechten, Dugué de la Fauconnerie, sich befunden haben, so waren es doch die Republikaner, die in der Person eines früheren Ministers, Baïhaut, besonders schwer belastet waren. Was aber dem Processe noch

ein besonderes Gepräge verlieh, war die Thatsache, daß Politiker wie Freycinet, Floquet und Clémenceau, die sich nicht auf der Anklagebank befanden, immerhin moralisch der Mitschuld an dem Panamaskandale geziehen werden konnten. Freycinet und Floquet hatten selbst, indem sie sich auf der politischen Schaubühne aus einflußreichen Stellungen zurückziehen mußten, bereits ein Verdict über sich ergehen lassen müssen. Clémenceau, dessen Beziehungen zu Cornelius Herz, der âme damnée im Panamascandal, längst erwiesen waren, hatte es andererseits bisher verstanden, seine Position als Führer der radicalen Partei zu wahren, während die Regierung im Hinblick auf die gesammte parlamentarische Lage Bedenken tragen mußte, den noch immer einflußreichen Deputirten herauszufordern, weil andernfalls die Concentrirung der republikanischen Parteigruppen sogleich in die Brüche gerathen wäre. Eine der am meisten charakteristischen Consequenzen des Panamaprocesses wird denn auch sein, daß eine Anzahl hervorragender politischen Persönlichkeiten vom Schauplatze verschwinden oder doch auf eine leitende Stellung verzichten muß.

Dagegen gewinnt es den Anschein, als ob andere Politiker, die in den letzten Jahren nahezu zur Unthätigkeit verdammt waren, aus Anlaß der jüngsten Vorgänge wieder berufen sein werden, in den Vordergrund zu rücken. Seltsamerweise ist es gerade Jules Ferry, von dem dies an erster Stelle gilt, obgleich der ausgezeichnete Staatsmann selbst der Partei angehört, die durch den Panamascandal in verhängnißvoller Weise compromittirt werden sollte.

Die Wahl Jules Ferry's zum Präsidenten des französischen Senates ist ein politisches Ereigniß von großer Tragweite. Diese Wahl beweist zunächst, wie schroff diejenigen urtheilen, die nicht bloß der opportunistischen Partei, sondern auch der Republik selbst den nahe bevorstehenden Untergang ankündigten. Allerdings ist Jules Ferry ein so hervorragender Staatsmann, daß er keineswegs nur als ausgezeichneter Vertreter einer bestimmten Fraction bezeichnet werden darf. Sein Sturz war jedoch unter so eigenthümlichen Verhältnissen erfolgt, daß seine nunmehr vollzogene Wahl für den nach der Präsidentschaft der Republik wichtigsten Posten als eine bedeutsame Kundgebung erscheinen muß. Jules Ferry ist am 30. März 1885 als Conseilpräsident in der Deputirtenkammer gestürzt worden, weil er für eine von den französischen Expeditionstruppen in Tongking erlittene Schlappe verantwortlich gemacht werden sollte, während er es gerade war, der damals bereits einen für die Republik günstigen Friedensvertrag mit China vorbereitet hatte. Führte Jules Ferry seit jener Zeit den Beinamen „le Tonkinois", so muß daran erinnert werden, daß der Gegensatz zwischen der Kammermehrheit, die den Sturz des früheren Conseilpräsidenten herbeiführte, und diesem selbst tiefer wurzelte. Denn Jules Ferry schreckte doch nicht davor zurück, die Beziehungen zu Deutschland freundlicher zu gestalten, wie er denn auch an dem Grundsatze festhielt, daß Frankreich nicht seine internationalen Interessen allerorten gefährden dürfte, indem es „hypnotisch starr" nach der Bresche in den Vogesen hinblickte. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, der frühere französische Conseilpräsident wäre von besonderen Sympathien für Deutschland beseelt; vielmehr ließ er sich lediglich von der staatsmännischen Erwägung leiten, daß die Republik nicht ihre gesammten auswärtigen Interessen der Revancheidee unterordnen dürfe.

Der Senat wiederum war, als er den gegen Jules Ferry verhängten Ostracismus wieder aufhob, von verschiedenen Motiven geleitet. Keinem Zweifel kann zunächst unterliegen, daß die Opportunisten in dieser parlamentarischen Körperschaft Revanche für die vermeintlichen Unbilden nehmen wollten, die ihnen in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Panamascandals zugefügt worden sind. Nicht minder kam in Betracht, daß die Mehrheit der Kammer gerade in jüngster Zeit eine gar nicht mißzuverstehende Geringschätzung hinsichtlich des Senates zur Schau trug, indem sie bei der Einsetzung des parlamentarischen Untersuchungsausschusses und bei anderen Anlässen das Vorhandensein einer gleichberechtigten Körperschaft gewissermaßen ignorirte, wie sie denn auch kein Bedenken trug, die Persönlichkeit des Präsidenten der Republik selbst in die Parteistreitigkeiten hineinzuziehen zu lassen. Es kann daher nicht über-

raschen, daß der Senat, dem durch die Verfassung sehr wichtige Obliegenheiten übertragen worden sind, seine Stellung wahren zu müssen glaubte, indem er einen ebenso energischen wie zielbewußten Staatsmann zu seinem Präsidenten wählte.

So durfte man mit dem größten Interesse der Antrittsrede entgegensehen, mit der Jules Ferry am 27. Februar den Vorsitz im Senate übernommen hat. Diese Ansprache verdient um so mehr Beifall, als darin jede scharfe Polemik vermieden und der versöhnliche Charakter betont wurde, der gerade der Stellung des Senatspräsidenten aufgeprägt bleiben muß. Freilich gehört zu den Obliegenheiten desselben nicht bloß der Vorsitz in der Nationalversammlung, in dem nach der Verfassung mit der Wahl des Präsidenten der Republik betrauten, aus Senat und Deputirtenkammer bestehenden Congresse, sondern auch die Leitung des Staatsgerichtshofes, der z. B. berufen war, das Urtheil über den General Boulanger zu fällen. Auf diese Wirksamkeit wies Jules Ferry in seiner Antrittsrede hin, indem er die Verdienste seines Vorgängers anerkannte, der inmitten der Stürme des Congresses sowie der Arbeiten des Staatsgerichtshofes mit einer unerschütterlichen Unparteilichkeit stets sich selbst gleich geblieben sei. Der neue Senatspräsident entwickelte dann im Wesentlichen die Principien, von denen er sich selbst leiten lassen will. Er hob mit einer deutlichen Anspielung auf sein eigenes Schicksal hervor, daß, während die Einen durch das Unglück verbittert und empört werden, Andere aus den Tagen der Prüfung geläutert und gestärkt hervorgehen, so daß die mit den Menschen und den Dingen gemachten Erfahrungen für sie eine große Schule der Billigkeit darstellen. Daran anknüpfend, daß die parlamentarische Republik gerade vor achtzehn Jahren begründet worden ist, wies Jules Ferry darauf hin, wie diese im Gegensatze zum Despotismus, der zugleich die einfachste und schlechteste Regierungsform sei, sich den ihr gestellten großen Aufgaben gewachsen gezeigt habe. Geschah es nun, um der Annahme vorzubeugen, daß mit der despotischen Regierungsform nicht bloß auf das zweite Kaiserreich, sondern auch auf Rußland angespielt sein könnte, oder empfand der neue Senatspräsident die Nothwendigkeit, den Anhängern des französisch-russischen Zukunftsbündnisses ein Zugeständniß zu machen — genug, er fuhr in seiner Ansprache fort: „Die mühelos und ohne Ruhestörungen sich vollziehende Aufrechterhaltung der Ordnung, die Wiederherstellung und starke Befestigung der Armee, die Republik, die in Europa durch ihre stete Umsicht mächtige und werthvolle Freundschaften erobert, kann man eine lebensfähige und dauerhafte Regierung an zuverlässigeren Zeichen erkennen?"

Die Annahme, daß der Senat eine kraftvolle Persönlichkeit an seiner Spitze sehen wollte, um der Deputirtenkammer seine eigene Existenzberechtigung klar zu machen, mußte sich auch dem neuen Präsidenten aufdrängen. So unterließ Jules Ferry nicht, ohne jedoch in irgend welche schroffe Polemik einzutreten, seine Auffassung über die der ersten Kammer gebührende Stellung in den Vordergrund zu rücken. Er erinnerte daran, daß, wenn von den drei constitutionellen Gewalten der Republik der Senat noch vor einigen Jahren die am meisten angegriffene gewesen sei, die Ereignisse selbst dessen Vertheidigung übernommen haben. Mit Recht exemplificirte Jules Ferry, ohne ihn ausdrücklich zu nennen, mit dem Boulangismus, indem er hervorhob, wie ein Tag ungeheurer Gefahr und Angst gekommen sei, an dem die früher als ein Hinderniß der Entwicklung bezeichnete Institution des Senates als eine Schutzwehr erschienen sei. Wurde doch die gefürchtete Dictatur durch das ebenso rasche und entschlossene wie wirksame Eingreifen dieser parlamentarischen Körperschaft im Keime erstickt.

Mit solchen der Republik geleisteten Diensten erachtet aber der neue Senatspräsident die Action einer ersten Kammer nicht für erschöpft, da es nicht genüge, daß der Senat der wahrhafte und wachsame Hüter der republikanischen Verfassung sei, vielmehr das beste Mittel, eine angegriffene Constitution zu vertheidigen, in deren praktischer Bethätigung bestehe. Deshalb wird weder der Conflict der Gewalten noch andererseits ihr allzu sehr der Ohnmacht verwandtes Gleichgewicht, sondern die Harmonie, die einem jeden Factor seine ganze Rolle überlasse, für die wirkliche Form der parlamentarischen Regierung erachtet. Wenn Jules Ferry diese Auffassung dahin erläuterte,

daß die Harmonie der constitutionellen Gewalten da aufhöre, wo eine oder zwei von ihnen in den Hintergrund gedrängt werden, so konnte im Senate kein Zweifel darüber bestehen, daß an dem jüngsten Verhalten der Deputirtenkammer Kritik geübt werden sollte. Beinahe klang es wie leise Ironie, als Jules Ferry bemerkte, daß gegenwärtig nichts Derartiges zu befürchten stände, da zwischen den Staatsgewalten nur Beziehungen wohlwollenden Zusammenwirkens und wechselseitiger Ergebenheit vorhanden seien. Die Radicalen in der Deputirtenkammer, welche die Wahl Jules Ferry's zum Senatspräsidenten als ein Verbrechen bezeichneten, werden jedenfalls von dieser „déférence mutuelle" wenig wissen wollen.

Gegen die Radicalen wendete sich dann auch der neue Senatspräsident, indem er betonte, daß der Senat zwar niemals ein Werkzeug der Zwietracht noch ein reactionäres Organ sein werde, daß aber die geplanten Reformen einer Prüfung unterzogen werden müßten, und daß die Republik Allen offen stehe, wie sie denn auch das Eigenthum keiner bestimmten Sekte, keiner einzelnen Parteigruppe sei. Der Hinweis, daß die Republik bereit sei, allen Männern von gutem Glauben und von gutem Willen Aufnahme zu gewähren, war jedenfalls wenig nach dem Geschmack der Radicalen, welche die „Concentrirung" der Republikaner nicht in dem Sinne verstanden wissen wollen, daß auch der constitutionellen Rechten freier Zutritt gewährt werde. Der stenographische Bericht über die Senatssitzung verzeichnet eine „dreifache Salve des Beifalls", nachdem Jules Ferry seine Antrittsrede mit den gegen die Parteifehden der Republikaner unter einander gerichteten Worten geschlossen hatte: „Dies hieße, die große Bewegung im Interesse der Einigung sehr schlecht verstehen, eine Bewegung, die sich in den Massen vollzieht und trotz der Zwischen- und Unfälle ihren unerschütterlichen Gang fortsetzt, weil sie durch die Macht der Verhältnisse und die erhabensten Interessen des Vaterlandes geleitet wird." Die jüngsten Zwischenfälle des Panamascandals, die unter Anderem zum Rücktritte des Justizministers Bourgeois Anlaß gaben, haben die Ausführungen Ferry's in vollem Maße bestätigt.

Bezeichnend für die innere Politik Frankreichs ist, daß Jules Ferry bereits unmittelbar vor seiner Wahl zum Senatspräsidenten als Candidat für die Nachfolgeschaft Carnot's bezeichnet wurde. Allerdings fehlt es an solchen Candidaten ohnehin nicht, da Cavaignac nach seiner in der Deputirtenkammer gehaltenen großen Programmrede von seinen politischen Freunden gleichfalls als Candidat proclamirt wurde, und dem Kammerpräsidenten Casimir Perier dasselbe Schicksal widerfuhr, als er in der Provinz in einer politischen Versammlung sich in demselben Sinne vernehmen ließ und gewisse „Machenschaften" der Regierung aus Anlaß des Panamascandals scharf verurtheilte. Der Eifer, mit dem neue Candidaturen für die Präsidentschaft der Republik angekündigt werden, obgleich die Amtsbefugnisse Carnot's erst mit dem Ausgange des Jahres 1894 ablaufen, und der gegenwärtige Chef der Executivgewalt bisher allem Anscheine nach gar nicht geneigt ist, auf die Wiederwahl zu verzichten, ist ein beachtenswerthes Symptom. Nicht minder wird durch die Bewegung, die sich im ganzen Lande im Hinblick auf die in diesem Jahr stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer kundgibt, erwiesen, daß die französische Republik lebhaften politischen Kämpfen entgegengeht, die jedoch, falls nicht alle Anzeichen trügen, trotz aller Parteistreitigkeiten im Feldlager der Linken und trotz des Panamascandals wiederum mit dem Siege der gegenwärtig bestehenden Einrichtungen ihren Abschluß finden werden.

Diese Annahme wird offenbar auch im Vatikan gehegt, da Papst Leo XIII. nach wie vor den französischen Klerikalen anempfiehlt, ihren Anschluß an die republikanischen Institutionen zu vollziehen. Auch beim Empfange des Vertreters der Republik, der dem Papste die Glückwünsche seiner Regierung zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum übermittelte, nahm Leo XIII. von Neuem Veranlassung, seinen Sympathien für Frankreich in demselben Sinne Ausdruck zu geben. Obgleich dieses Jubiläum lediglich einen kirchlichen Charakter hatte, mußten sich doch gewisse Wahrnehmungen aufdrängen, die auch für die allgemeine Politik von Interesse sind. Die Pilger aus aller Herren Ländern konnten sich überzeugen, wie wenig berechtigt die Legende von der Gefangenschaft

des Papstes ist, der vielmehr mit aller Freiheit seines hohen geistlichen Amtes walten darf. Wenn die italienische Regierung in unwiderlegbarer Weise hat zeigen wollen, daß sie die dem Oberhaupte der katholischen Kirche schuldigen Rücksichten in jeder Beziehung wahrt, so ist ihr der Beweis in vollem Maße gelungen, da auch nicht die leiseste Unordnung die Tag für Tag auf einander folgenden Kundgebungen der Ergebenheit für den Papst unterbrochen hat. Daß andererseits die überwiegende Mehrzahl der Pilger nur ihrem geistlichen Oberhaupte eine Huldigung darbringen wollte und keineswegs beabsichtigte, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums unfruchtbare Kundgebungen zu insceniren, erhellt am besten daraus, daß Tausende dieser Pilger sich im Pantheon einfanden, wo Victor Emanuel seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Dort trugen sie ihre Namen vor dem mit Kränzen und mit den italienischen Farben geschmückten Grabdenkmale des großen Königs in das zu diesem Zwecke ausgelegte Buch ein; ein Act der Huldigung, dessen spontaner Charakter über jeden Zweifel erhaben ist. Wie im klerikalen Lager selbst die Legende von der Gefangenschaft des Papstes nicht ernsthaft genommen wird, darf auch den Beschwerden gewisser politischen Kreise über die angebliche Schmälerung des Ansehens Italiens keine Bedeutung beigemessen werden. Daß sogar Crispi diese Ansicht vertreten konnte, indem er dem früheren Ausspruche des Kaisers Wilhelm II. im Sinne des bekannten Wortes: Roma intangibile die jüngste Entsendung des Generals v. Loë zum Bischofsjubiläum des Papstes gegenüberstellte, kann nicht überraschen. Crispi wußte sehr wohl, daß jener Ausspruch einen eminent politischen Charakter hatte, der dem Wesen der Tripelallianz sowie den innigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien aufs treueste entsprach, daß aber die Uebermittelung herzlicher Glückwünsche zu einer Feier, wie sie das Bischofsjubiläum darstellt, lediglich ein Act der Courtoisie ist.

Hiernach erscheint die Annahme berechtigt, daß es dem früheren Conseilpräsidenten vor Allem darum zu thun war, einen neuen Angriff gegen den Conseilpräsidenten Giolitti zu richten, von dem ursprünglich angenommen wurde, daß er nur ein Statthalter Crispi's wäre, der bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit bereit sein würde, seinem früheren Cabinetschef das Feld zu räumen. In Wirklichkeit hat nun aber der gegenwärtige Ministerpräsident klar und deutlich bewiesen, daß er nicht bloß gegenüber den radicalen Mitgliedern der Deputirtenkammer, sondern auch im Widerstreite mit so erfahrenen Parlamentariern wie Crispi und Rudini seine Stellung in vollem Maße zu wahren vermag. Wie verfehlt die Betrachtungen Crispi's über das Verhalten Deutschlands gegenüber dem Quirinal und dem Vatikan sind, wird sich bei der bevorstehenden Feier der silbernen Hochzeit des italienischen Königspaares zeigen. Bei diesem freudigen Anlasse wird auch von Neuem der Aufschwung zur Erscheinung gelangen, den Italien in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Daß das Ministerium Giolitti bemüht ist, zugleich das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen, ist bei jeder Gelegenheit in der Deputirtenkammer betont worden; bildet doch ein zielbewußtes Finanzwesen die sicherste Grundlage für die allgemeine Politik.

Dieser Auffassung hat auch der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Ausdruck gegeben, indem er in der bei seiner Uebernahme des Amtes am 4. März gehaltenen Rede Einfachheit und Sparsamkeit als hervorragende Tugenden rühmte, sowie die Verschwendung öffentlicher Gelder als ein Verbrechen gegen die Bürger brandmarkte. Die Antrittsrede Cleveland's verdient noch im Uebrigen volle Anerkennung. Von besonderem Interesse für das Ausland war der auf die Tarifreform bezügliche Abschnitt. Die zur Weltausstellung in Chicago eingeladenen Vertreter der fremden Nationen werden im Hinblick auf das von Cleveland entwickelte wirthschaftliche Programm dem Culturwerke in Chicago innigere Sympathien zuwenden können, als es unter einem dem Schutzzollsysteme allzu sehr unterworfenen Régime möglich gewesen wäre. Die liberalen Grundsätze des neuen Präsidenten erscheinen denn auch weit besser der Säcularfeier angepaßt, die in diesem Jahre jenseits des Atlantischen Oceans unter Theilnahme aller Nationen begangen werden wird.

Literarische Rundschau.

Deutsch-Südwest-Afrika.

Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland nach dem Kunene, dem Ngamisee und der Kalaxari 1884—1887. Von Dr. Hans Schinz. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1891.

In Folge jüngster Vorgänge wenden sich die Blicke mit verstärktem Interesse unseren südwestafrikanischen Schutzgebieten zu, deren Darstellung sich Dr. Schinz hat angelegen sein lassen. Eine Würdigung seines, sagen wir es gleich, ausgezeichneten Buches, wird darum auch heute noch, wiewohl es schon vor zwei Jahren erschienen ist, am Orte sein.

Das wichtigste politische Ereigniß dort, in allerneuester Zeit, ist zweifellos die Ertheilung der sogen. Damaralandconcession von Seiten des Reiches, durch welche ein bedeutendes Gebiet in Deutsch-Südwest-Afrika einer ausschließlich englischen Gesellschaft überantwortet wurde. Ausgedehnte Rechte über die reichen Otaviminen, über enorme Länderstrecken und ein Eisenbahnmonopol sind der South-Westafrican-Company zugesprochen worden, während deren Gegenleistungen kaum nennenswerth sind. Pessimisten erblicken in der Ertheilung jener Concession schon den Beginn einer gänzlichen Ueberlassung unserer Colonie an England. Dem gegenüber hat die Erklärung des Grafen Caprivi in der Reichstagssitzung vom 1. März d. J. sehr beruhigend gewirkt: „Wir müssen Südwest-Afrika halten und unsere Herrschaft befestigen."

Den Bemühungen des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, der bekanntlich an der Spitze der deutschen Colonialgesellschaft steht, haben wir es zu danken, daß sich die Colonialabtheilung des auswärtigen Amtes einverstanden erklärt hat, der genannten Gesellschaft den im Hereroland gelegenen Platz Klein-Windhoek nebst dazugehörigem Weideland unentgeltlich zu überlassen und zwar an eine neugebildete Besiedelungsgesellschaft. Es ist sogar schon eine Anzahl deutscher Colonisten in Klein-Windhoek angesiedelt, und Graf Joachim Pfeil hat auf seiner im Interesse jener Gesellschaft unternommenen Reise durch das deutsche Gebiet ausgezeichnete Eindrücke von dem Lande gewonnen und sehr gute Weidegründe entdeckt. Da somit endlich für Deutsch-Südwestafrika die Zeit angebrochen ist, wo man bei uns ernstlich an Besiedelung jener weiten Gebiete herantritt, so sind die Schilderungen eines so gewissenhaften Reisenden, wie Dr. Schinz, von großem Werth; um so mehr, als sein Buch, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, nicht „die ausschließliche Aeußerung der auf der Reise empfangenen subjectiven Eindrücke ist, sondern — so weit sie nicht den Verlauf der Reise behandeln — gewissermaßen das Facit, berechnet aus der Gesammtsumme zahlreicher eigener und fremder Beobachtungen. Wo eine Differenz zwischen der Anschauung anderer Forscher und der eignen zu Tage trat, da wurde nie unterlassen, von den im Lande wohnenden Freunden, namentlich den Missionaren, den streitigen Punkt nochmals zu untersuchen."

Dr. Schinz ist Botaniker. Er hat es aber nicht nur glücklich vermieden, seinem Werke eine einseitige Beleuchtung zu geben, sondern es gereicht demselben gerade zum Vortheil, daß wir den für uns so wichtigen Punkt der Flora gebührend und sachgemäß darin berücksichtigt finden. Daneben sind aber auch die anthropologischen, ethnographischen und geschichtlichen Elemente mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt. In je einem besonderen Capitel ist Allgemeines über das Land, über Missionsthätigkeit, Colonialgeschichtliches nebst Ausblicken in die Zukunft gegeben. Als Anhang erhalten wir werthvolle sprachvergleichende und zoologische „Reisefrüchte". Eine sehr gute Karte illustrirt in vorzüglicher Weise den Verlauf der Reise und gibt ein entsprechendes Bild von der Bodengestaltung der Colonie. Die nicht allzu zahlreichen Bilder dienen nur dazu, Charakteristisches zu veranschaulichen und erreichen dies sehr gut, da sie nur nach Photographieen gearbeitet sind. An sensationellen Vorkommnissen ist die Reise arm; Derjenige, welcher das umfangreiche Werk zur Hand nimmt, um eine müßige Stunde durch die Lectüre von Reiseabenteuern abzukürzen, findet seine Rechnung nicht, wohl aber Derjenige, dem es darum zu thun ist, in ernsthaftem Studium genauen Einblick in die Verhältnisse des Landes zu gewinnen.

Die Veranlassung zur Theilnahme an der von F. A. E. Lüderitz ausgerüsteten Expedition gab Professor Schweinfurth. Ihre Hauptaufgabe war, nach abbauwerthen Minen zu suchen und daneben eine botanische Durchforschung der betreffenden Gebiete zu praktischen Zwecken zu unternehmen. Von Hamburg aus, nach einundzwanzigtägiger Fahrt ward Kapstadt angelaufen, von wo die Expedition den ersten Ausgangspunkt, Angra Pequena, erreichte. Ein wenig guter Hafen, der einer langsamen, aber sicheren Versandung entgegengeht.

Die Reise nach dem Innern wurde nach längerem Aufenthalt an der Küste in den bekannten Ochsenwagen angetreten. Es sind immer noch dieselben unförmigen Vehikel, deren sich schon die holländischen Bauern vor zweihundert Jahren bedienten, häßlich von Ansehen, aber höchst praktisch. Je nach Bedürfniß sind vierzehn bis zwanzig Zugochsen nothwendig. Am besten ist es in Begleitung mehrerer Wagen zu reisen, die sich bei schwierigen Passagen mit Vorspann gegenseitig aushelfen, denn zeitweise werden dreißig, selbst vierzig Ochsen erfordert, um solch' ein Fahrzeug vorwärts zu bringen. Die Thiere leisten Unglaubliches, und wenn man seine Ochsen nach langer Fahrt, nach Ueberstehung unendlicher Strapazen und Gefahren lieben lernt, wie später der Verfasser sagt, so ist dies gut zu begreifen. Der Ochsenkarren legt während sieben bis acht Stunden täglich pro Stunde die beträchtliche Strecke von vier oder fünf Kilometer zurück. Eigenthümlich ist, daß alle Ochsen genau ihre Namen kennen und dem Rufe Folge leisten. Man hat von Seite der Ochsen, wenn nicht gerade klimatische Verhältnisse, Hunger, Durst oder Krankheit einen Streich spielen, weit weniger Schwierigkeiten zu fürchten, als Unannehmlichkeiten von Seite der Begleitmannschaften zu ertragen, welche alle Charakterfehler der dunklen Rasse zeigen. Der erste Theil der Reise bewegte sich von Angra Pequena aus über Aus nach Knetschmanshoop in fast genau östlicher Richtung. Es sei hier erwähnt, daß der Verfasser überall die allgemein eingeführten Zeichen für die Schnalzlaute gebraucht, jene sonderbaren Sprachlaute, welche nur gewissen südafrikanischen Sprachen eigenthümlich sind. Es erschwert der Schriftgebrauch dieser Zeichen einigermaßen die Lectüre, doch wird man nach einigem Nachdenken zu dem Resultat kommen, daß die eingeführte Schreibweise die zweckmäßigste sei, da eine deutsche Schreibweise für die sonderbaren Worte jener Idiome noch nicht eingeführt ist.

Der Küstenstreifen unserer Colonie zeigt auf seiner ganzen Ausdehnung echte Sanddünen, welche immer unter unsäglichen Anstrengungen überschritten werden müssen. Die Temperatur ist oft eine recht hohe. Mittags im Schatten 46°, der Sand 65°.

Dr. Schinz hegte die Absicht, von der Missionsstätte Knetschmanshoop, welche im Namaland liegt, dieses südöstlich zu erforschen. Zwistigkeiten mit Eingebornen zwangen ihn aber zur Rückkehr nach Angra Pequena, wo man inzwischen Bohrversuche auf mineralische Schätze gemacht hatte. Leider haben sich diese nicht gefunden.

Der Raum erlaubt uns hier nicht, dem Verlauf der Reise eingehend zu folgen, auch kann dies nicht Aufgabe einer Besprechung sein. Es sei nur so viel erwähnt, daß Dr. Schinz sehr bald von der eigentlichen Expedition sich trennte und durch Namaland nach Norden wandte, zur Walfischbai, diesem, im Fleisch der deutschen Colonie sitzenden englischen Pfahl, dann das Amboland durchzog, die deutsche Grenze überschritt, Onkumbi in der portugiesischen Colonie besuchte und späterhin den Ngami erreichte. Unter den Bewohnern des Namalandes sind die bemerkenswerthesten die echten Hottentotten, deren Namen vom niederdeutschen „Hüttentütt" (Dummkopf, Verkehrtes, Confuses) abgeleitet wird. Sie selber nennen sich Khoi-Khoib (Mensch). Man hat den Charakter des Hottentotten seither zu ungünstig geschildert. Neben vielen schlechten Eigenschaften muß seine Hülfsbereitschaft besonders hervorgehoben werden. Geiz und Habsucht, hervorstechende Eigenschaft der Bantuvölker, sind ihm im Großen und Ganzen fremd. Ursprünglich war der Hottentott Viehzüchter. Jetzt haben ihn die Verhältnisse zum Ackerbauer gemacht, der nur noch unter dem Schutz der Mission ein einigermaßen menschliches Dasein führt. Ehrlicher Ansiedler wird aber der alte Nomade nie werden, und so geht dieser Stamm unfehlbar seinem Untergang entgegen. Ein letztes Aufleuchten alten Kriegsruhmes wurde veranlaßt durch Jonker, den bedeutendsten Eingeborenen, den Südafrika gesehen. Eine Bedeutung für die Zukunft haben die Hottentotten nicht mehr.

Dasjenige Volk, welches in Südafrika und auch in unserer Colonie Aussicht hat, eine entschieden dominirende Stellung einzunehmen, sind die Bastards, Abkömmlinge von Hottentotten und Weißen. Eine großartige Fruchtbarkeit unter diesen Bastards verursacht eine enorme Expansionskraft derselben und eine ganz neue Rasse ist in ihnen entstanden.

Ein außerhalb der südafrikanischen Völker stehender Stamm sind die Bergdamara, welche verfolgt von Hottentotten, Bastards und Ovaherero, den Kampf ums Dasein wohl kaum noch lange fortsetzen werden.

Die Letztgenannten gehören der großen Gruppe der Bantuvölker an. Wenn aber Dr. Schinz, gleich verschiedenen anderen Ethnologen, die Bezeichnung „Neger" nicht auf die Bantu angewendet wissen will, so kann ich mich damit nicht einverstanden erklären. Es bliebe nach diesem System für diejenigen Völker, welche wir als Neger bezeichnen, ein verschwindend kleiner Völkercomplex übrig. Es wäre das gerade so, als wolle man sich dagegen sträuben, Alles, was bei Pflanzen unter einer bestimmten Höhe bleibt, dem herrschenden Sprachgebrauch entgegen, als Baum gelten zu lassen.

Die nördlich von den Ovaherero sitzenden Ovambo gehören ebenfalls den Bantu an. Die Schilderungen all' dieser Völker und Länder sind sehr lehrreich. Hier dürfte uns am meisten interessiren dasjenige, was Dr. Schinz über die in Deutsch-Südwest-Afrika zu erwartenden Aussichten sagt.

Auf alle Fälle warnt er davor, Einzelunternehmungen zu beginnen. Dieselben führen nach Lage der heutigen Verhältnisse unbedingt zum Ruin. Dr. Schinz ist der Ansicht, daß das Gedeihen agrarischer Colonisation in jenen Gebieten bedingt sei durch ein Aufblühen des Bergbaues. Ein solches Aufblühen veranlasse ganz von selbst das Emporblühen von Ackerbaucolonien. Ob dies aber der allein maßgebende Factor ist, möchten wir doch bezweifeln. Wir glauben schon dann an die Möglichkeit der Existenz wohlgedeihender Ackerbaucolonien, wenn bessere Verkehrswege geschaffen sein werden. Ueber den Werth jener unermeßlichen Landstriche des ganzen nördlichen Hererolandes und der mehr östlich von Grootfontain bis zum Ngamisee sagt Dr. Schinz, daß dieselben unendlich viel besser seien als der nördliche und nordwestliche Theil der englischen Capcolonie, und darin stimmt er vollkommen mit den neuesten Berichten Graf Pfeil's überein. Wasser ist in den entsprechenden Districten genügend vorhanden, wo nicht auf der Oberfläche, sicher unter dem Boden. Durch Windmotoren getriebene Pumpen könnten genug Wassermassen zu Tage fördern, um Anbau in großem Maße zu gestatten. Entspcechende Eindämmungen wären im Stande, bislang nutzlos im Sande verlaufende Massen zu halten und zu sammeln. Am ungünstigsten für Einwanderung

stellt sich nach allen Erfahrungen Groß-Namaland wegen seines Wassermangels. Dagegen würde sich dies Gebiet ausgezeichnet für Schafzucht in großartigem Maßstabe eignen. Welche Aussichten sich nach dieser Richtung eröffnen, zeigt uns die Capcolonie. Im Jahre 1830 betrug der Wollexport von dorther 3000 lbs. Im Jahre 1885 dagegen 34 432 562 lbs mit einem Werth von 28 522 160 Mark.

Der Viehzucht in ausgedehntem Maße stehen nirgends besondere Schwierigkeiten entgegen, denn die Tsetsefliege kommt, trotz der Behauptung des Hauptmanns von François, nirgends in jener Colonie vor. Mit dem Verschwinden der Büffel verschwindet auch dies gefährliche Insekt. Noch zu erwähnen wäre die Straußzucht. Doch stehen die Straußenfedern gegenwärtig so niedrig im Preise, daß sich dahinzielende Unternehmungen kaum rentiren würden. Dagegen sollte der Versuch zum Anbau von Textilfaserpflanzen kräftig gefördert werden. Ob der Bergbau unter den für ihn in Südwestafrika schwierigen Verhältnissen lohnend sein wird, kann bei dem Mangel genügender Durchforschung vorläufig noch nicht entschieden werden.

Das Klima ist in Südwestafrika überall sehr günstig; in den südlichen Theilen kommen Fröste und Schneefall vor; das Fieber ist dort ganz ausgeschlossen und macht sich nur gegen den Ngamisee und in den nördlichen Districten bemerkbar.

Wenn von der Mission, welcher der Verfasser ein eigenes Capitel widmet, auch gesagt werden muß, daß sie in jenem Gebiete Afrika's große Erfolge aufzuweisen hat, von einschneidendstem Einfluß ist und immer mehr Boden gewinnt, so meine ich doch, daß sie ihre zweifellosen Erfolge nicht so sehr ihrem eigenen Wesen zu verdanken hat, als vielmehr den ganz eigenthümlichen politischen Verhältnissen in jenen Gebieten. Diese zwingen den Eingeborenen in gewisser Weise nach den Missionen hin, und dies geht auch aus verschiedenen Andeutungen des Dr. Schinz hervor. Eine große Anerkennung verdient das selbstlose Streben und Wirken unserer christlichen Sendboten in Südwestafrika auf jeden Fall.

In einer Beziehung, sagt Dr. Schinz, ist das südwestafrikanische Schutzgebiet vor allen anderen deutschen Colonieen bevorzugt, indem dort nichts weniger als Mangel an Arbeitskraft herrscht. Den Bergdamara bezeichnet der Verfasser, in Uebereinstimmung mit vielen anderen Kennern, als einen der besten, willigsten und bescheidensten Arbeiter. Indessen, wie günstig auch in dieser und mancher anderen Hinsicht die dortige Lage erscheinen mag, so wenig befriedigend ist sie in politischer Beziehung. Deutschland hat sich dort bis jetzt nicht die gebührende Geltung zu verschaffen gewußt. Die Ovaherero fügen sich ebensowenig wie die anderen Stämme, und der heute ganz Südwestafrika terrorisirende Hendrik Witboi ist eine wahre Gottesgeißel für das ihm schutzlos preisgegebene Land. Bisher schonte er die ihm gegenüber immer neutral gebliebenen Europäer. In jüngster Zeit scheint Witboi aber anderen Sinnes geworden zu sein. Hätte sich das Reich nicht entschlossen, energisch dort seine Macht fühlen zu lassen, so würde unsere Colonie schweren Zeiten entgegengegangen sein. Unsere fünfundzwanzig Mann starke Schutztruppe erfüllte bei ihrer Schwäche nicht nur ihren Zweck nicht, sondern trug sogar dazu bei, unser Ansehen noch mehr herabzusetzen. So lange für Leben und Eigenthum der Eingeborenen und der Europäer nicht bessere Garantien geschaffen waren, würden alle Unternehmungen dort, welcher Art sie seien, niemals Aussicht gehabt haben, zu gedeihen.

Man geht jetzt vielfach mit dem Gedanken um, die Bestrebungen der Buren, welche aus dem Osten nach Westen in deutsches Gebiet „trekken" wollen, zu unterstützen und hofft von ihnen, daß sie das Ihrige dazu beitragen werden, größere Sicherheit zu schaffen. Wir befinden uns hier abermals in Uebereinstimmung mit dem Reichskanzler, der in der genannten Sitzung einer solchen Maßnahme entschieden widersprochen hat. Den Buren gelänge es zweifellos, den Witboi zu besiegen; dann aber wären es die Buren, welche uns ihre Gesetze dictirten, die besten Weidegründe, das beste Feld für sich in Anspruch nähmen, und wir hätten noch das Nachsehen. Die Buren sollten uns erst dann willkommen sein, wenn wir ihnen einen Gefallen damit thäten, die Einwanderungen ihrerseits zu gestatten, und wenn wir ihnen ganz be-

stimmte Ländereien anweisen könnten. Dr. Schinz schließt sein Werk mit den Worten: „Audaces fortuna juvat“ und meint, daß sie für Südwestafrika nicht minder wahr als anderswo seien. Hier aber wird alle Kühnheit dem Einzelnen nichts helfen, wenn nicht der Reichsaar seine Krallen zeigt. Glücklicherweise verschließt man sich im Auswärtigen Amt nicht länger der Einsicht, daß in Südwestafrika eine stärkere Streitmacht nothwendig ist. Die Schutztruppe ist auf 250 Mann vermehrt worden. Wir dürfen daher in Betreff Südwestafrika's mit guter Zuversicht in die Zukunft blicken; deutsche Einwanderung hat dort, wenn auch erst spärlich, begonnen, und zweifellos geht die Colonie starkem Aufblühen entgegen.

Paul Reichard.

Neuere Schriften über Griechenland.

Nachgelassene Schriften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein Sommernachtstraum in der Walhalla. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1892.

Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Von P. von Melingo. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1892.

Aus Oesterreichs Gesellschaftskreisen zwei gleichzeitige Werke über Griechenland, in gleichem Verlage und gleichem Gewande; aber grundverschieden nach Inhalt und Form, nach Absicht und Charakter! Ueberraschend für unsere janusköpfige Zeit sind diese Gegensätze freilich nicht. Herr v. Warsberg schreibt für gleichgestimmte Seelen von vorwiegend humanistischer Bildung und ästhetischen Neigungen; Herrn v. Melingo's Ziele sind vollkommen modern; sie gelten einer biologischen Darstellung des jungen Hellenenthums. So verschieden wie Geistesart und Anlage der beiden Bücher dürfte auch ihre Wirkung auf den Leser sein: bei v. Melingo wird das vorgelegte Material, bei v. Warsberg in erster Linie die Persönlichkeit des Verfassers interessiren.

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend“ — dies ist das unsichtbare Motto zu allen größeren literarischen Leistungen des edlen, allzu früh dahin geschiedenen Freiherrn von Warsberg. Es war auch die Devise seines Reiselebens. Er hat nichts geschrieben, das er nicht auch erlebt und empfunden hätte. Mit schwärmerischer Innigkeit — einen Romantiker des Classicismus möchte man ihn nennen — hing er am griechischen Alterthum, versenkte er sich in den „Odysseischen Landschaften“ in die Welt Homer's, bei den „Kunstwerken Athens“ in den Geist der attischen Plastik. Freilich suchte er seinen Homer nicht auf den durch Schutthalden bezeichneten Pfaden eines Schliemann; und auch in den athenischen Museen geht er gern seine eigenen Wege; mit nicht immer freundlichen Seitenblicken auf diejenigen der archäologischen Wissenschaft. Warsberg war eben eine phantasiereiche, vollkommen subjective Natur; ohne gelehrte Vorstudien und methodische Schulung. Aber wie vielen, immerhin hochgebildeten Laien war es denn bisher vergönnt, aus eigener Kraft diese intime Fühlung mit den schlecht erhaltenen, damals (im Jahre 1880 und großentheils noch heute) unwürdig aufgestellten, zumeist doch nur handwerksmäßigen Erzeugnissen des griechischen Meißels in den Sammlungen Athens und durch dieses unvollkommene Medium hindurch den inneren Blick für die verlorenen Schöpfungen der großen Meister zu gewinnen, wie es Herrn v. Warsberg gelungen ist? Dieses Formengefühl und feinsinnige Versenken in die „edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Grab- und Votivdenkmäler war doch selbst einem Winckelmann, der vom Kunstenthusiasten zum ersten Kunsthistoriker durchdrang, noch völlig versagt! Warsberg's eifriges und erfolgreiches Ringen mit dem spröden Material sollte auch das Herz der Archäologen erfreuen; sie hätten ihm bereits in Athen „die Fülle der Gesichte“ nicht stören sollen, wie es hin

und wieder wohl geschehen ist. Neben vielem Irrthum und längst Gesagtem fehlt es doch auch nicht an guten Beobachtungen und richtigen Ahnungen, die noch keineswegs Gemeingut sind.

Vor Allem — wir wiederholen es — die Würdigung eines Warsberg'schen Buches erschöpft sich niemals in Einzellob oder Einzeltadel. Als Ganzes, wie die Persönlichkeit des Mannes, wollen auch seine Schriften nachempfunden werden. So gelesen, zur Vorbereitung etwa für einen Besuch Athens, sind Warsberg's „Museen" mehr als irgend eine andere populäre Schrift und mehr vielleicht als wissenschaftliche Werke geeignet, vermöge ihrer zum Herzen gehenden Wärme und der inneren Wahrheit des Gesammtbildes der griechischen Kunst verständnißvolle Freunde zu werben.

Auf die „Spuren des Gaudenzio Ferrari" führte Herrn v. Warsberg die Umgebung der oberitalischen Seen, die er sich nächst den ionischen Inseln längst als Lieblingsaufenthalt erkoren hatte. Auch hier genießen wir vor Allem seine Freude am Suchen und Finden mit und begleiten ihn um so lieber, als er sich das Verständniß des Meisters keineswegs bloß in Kirchen und Museen, sondern nicht minder in Volksleben und Landschaft eröffnet. Wiederum ist ein Goethe'sches Wort sein Leitstern: „Natur und Kunst" sie stehen auch ihm in untrennbarer Wechselbeziehung.

Die kleine Zugabe berichtet von einem „Sommernachtstraum in der Walhalla", wie ihn dort der nächtlich durch ein Versehen Eingeschlossene an sich erfahren haben will. Die handelnden Figuren der Vision sind Rauch's viel bewunderte Siegesgöttinnen. Athmet in ihnen doch antiker Geist. Auch sonst erscheinen Victorien mehrmals als die bevorzugten Ideale des Verfassers, und eine seiner besten Bemerkungen (S. 25 ff.) in den „Museen Athens" trifft den Unterschied ihrer Auffassung in griechischer und in römischer Kunst.

Herr v. Melingo in seinem „Griechenland in unseren Tagen" verzichtet ausdrücklich auf das höhere Relief, welches er durch den classischen Schimmer der Vergangenheit dem gegenwärtigen Bilde leihen könnte. Nach einigen Inconsequenzen zu urtheilen, welche der Feder des Verfassers entschlüpft sind, können wir diese Enthaltsamkeit nur billigen. Daneben stört gelegentlich ein merkwürdiges Deutsch (Wiener Deutsch? z. B. „er behaltet"; „am Lande" statt „auf dem Lande"; oder der Satz: „Daß damit das Auslangen bei den geschilderten Leistungen nicht gefunden werden kann!"). Dagegen sind die thatsächlichen Mittheilungen, welche den Hauptinhalt des Buches ausmachen, recht dankenswerth und im Allgemeinen zuverlässig. Wir denken es uns als bequeme und willkommene Reiselectüre in der Hand des Griechenlandfahrers, der etwa in Triest den Lloyddampfer besteigt. „Athen und seine Bevölkerung" behandelt das erste Capitel, das zweite den „Hof". In Bezug auf die „Gesellschaft" scheint Herrn v. Melingo's Standpunkt nur etwas zu stark beeinflußt durch denjenigen seines Gewährsmannes hierfür, eines höheren griechischen Gesandtschaftsbeamten zu Wien; denn ausführlich von einer athenischen „Gesellschaft" im großstädtischen Sinne zu reden und dabei die Existenz eines „Mittelstandes" überhaupt in Abrede zu stellen, ist so wenig erlaubt, daß wir uns versucht fühlen könnten, den Beweis für das directe Gegentheil anzutreten. Die Angaben über das „politische Leben" (Cap. 3), über „die Rechtspflege" (Cap. 4) und „die wirthschaftliche Lage" (Cap. 7) zeugen von einem unterrichteten und objectiven Beurtheiler, der zwar auch die dem heutigen Griechenthum noch anhaftenden Schwächen und Mängel bloßlegt, aber mit wohlthuenden und überzeugenden Ausführungen gern bei den Vorzügen und hoffnungsvollen Ansätzen der jungen Nation verweilt. Die Abschnitte über „das geistige Leben" (Cap. 5, Literatur und Kunst), sowie über „Kirche und Volksglauben" (Cap. 6) stützen sich vielfach auf selbständige Studien und eigene Beobachtungen. Wenn auch Herr v. Melingo fast nur in Athen geweilt zu haben scheint und vom Lande aus persönlicher Anschauung nichts zu berichten weiß, so gehört er offenbar nicht in die Classe der Culturhistoriker auf Durchgangsreisen. In der Hauptstadt hat er zweifellos Zeit und Gelegenheit benutzt, um sich mit den Dingen, die in seiner Interessensphäre liegen, eingehend vertraut zu machen. *Mo.*

Ist die Geschichte eine Wissenschaft?

Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Von Pasquale Villari. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Hermann Loevinson. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Eine Reihe von Essays, welche der bekannte italienische Historiker und Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinette des Marchese Rudini 1891 in der „Nuova Antologia" veröffentlicht und Hermann Loevinson recht gut ins Deutsche übersetzt hat. Villari setzt in ihnen Arbeiten fort, welche zum Theil schon vor Jahren erschienen sind, wie die unter dem Titel: La filosofia ed il metodo storico (1866), und Tommaso Enrico Buckle e la sua storia della civiltà (1883), die sich in den Saggi critici (1884) zusammen gedruckt finden. Daß ihr Autor in neuer Behandlung wieder auf dieses Thema zurückkommt, hat einen zwiefachen Grund. In der Gegenwart wird die Frage nach der Aufgabe und dem Wesen der Geschichte immer von Neuem besprochen. Und das nicht allein in Deutschland, sondern auch in England, wo nicht nur Historiker, sondern auch Philosophen, Freemann und Seeley, wie Sidgewick und Ward, von der historischen Methodenlehre und über den Werth der Geschichte geschrieben haben. Zu der in Deutschland in den verschiedensten Fachschriften und in eigenen Broschüren geführten Controverse, ob die Geschichte eine Kunst oder Wissenschaft sei, ist es wohl nicht nöthig, die einzelnen Autoren hier namhaft zu machen. Aber schwerlich würde sich Villari veranlaßt gesehen haben, sich von Neuem an diesem Streite zu betheiligen, wenn er nicht einen ihm persönlich näher liegenden Grund dazu gehabt hätte. Villari ist mit der Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens der modernen Menschheit unzufrieden. Den wunderbaren Fortschritten auf den Gebieten der Wissenschaft, der Industrie, des Handels und der Politik hat seiner Ueberzeugung nach der sittliche, ideale Fortschritt der modernen Welt nicht entsprochen. Das findet er namentlich auch für Italien begründet. Es muß ein neues Leben im Glauben an Ideale und hohe Ziele, „das den Schrei der Verzagtheit, der sich heute unserem ermüdeten Geiste entringt", zum Schweigen bringt, in der Menschheit zum Durchbruch kommen. Wissenschaft und Vernunft vermögen nicht den Glauben zu schaffen, noch irgend eine religiöse Reform hervorzubringen, so wenig als alle Einsicht in die Grundlagen und Bedingungen eines Kunstwerkes ein solches zu schaffen im Stande sei. Die Erkenntniß hiervon spreche sich jetzt aber, so meint er, auch vielfach mehr oder weniger deutlich aus. Daß die rein logische Wissenschaft nicht Alles zu leisten im Stande sei und die Vernunft ihre Grenzen habe, werde jetzt allgemeiner anerkannt und der Durchbruch dieser Erkenntniß werde auch die strenge Wissenschaft mit neuen Lebenskeimen erfüllen, wenn die organische Einheit des Geistes keine Illusion und geistiges und sittliches Leben nicht grundverschiedene Potenzen seien.

Diese Auffassung der allgemeinen Lage unseres heutigen Geistes- und Culturlebens sucht nun Villari insofern auch durch die Ergebnisse zu erhärten, welche die so lebhafte Debatte über die Frage: La storia è una scienza? zu Tage gebracht hat. Als diese sieht er an, daß die Geschichte in sich ein Element berge, das sich der streng historischen wie der streng wissenschaftlichen Methode in gleicher Weise entziehe und das diese wie die Gesellschafts- und Geisteswissenschaften verhindere, zu dem Grade von wissenschaftlicher Evidenz zu gelangen, zu der es die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen gebracht haben (S. 70).

Auf welchem Wege Villari dieses Resultat gewinnt, ist hier näher im Einzelnen auseinanderzusetzen nicht möglich. Er berührt sich in seinen Ansichten mit namhaften deutschen Forschern der Gegenwart, wie er denn überhaupt der deutschen Philosophie, namentlich dem Eingreifen Kant's in den Entwicklungsproceß des gesammten geistigen Lebens der Menschheit, und den wissenschaftlichen Verdiensten der sogenannten historischen

Schule ihr volles Recht zu Theil werden läßt. Ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß ein italienischer Unterrichtsminister solchen Problemen nachsinnen und zu seinen Landsleuten in allgemein verständlicher Form von der Stadt aus vortragen kann, in der die religiösen Dogmen von einem unfehlbaren Statthalter Gottes auf Erden verkündet werden, so wird sich doch Niemand auch die ungeheuern Schwierigkeiten verhehlen können, welche sich gerade durch diese Coincidenz hier einer allgemeinen Anerkennung dieser von ihm vorgetragenen Ueberzeugungen entgegenstellen. Von Rom aus der wissenschaftlichen Welt die Nothwendigkeit einer neuen sittlichen, mit der Wissenschaft verbundenen geistigen Evolution zu verkündigen, ist nach beiden Seiten hin ein großes Wagniß, das aber dem, der es doch für seine Schuldigkeit hielt, es auf sich zu nehmen, nur zur größten Ehre gereichen kann.

* * *

„Wer kauft Liebesgötter?“

Der Aufsatz Herman Grimm's, auf welchen S. 383 und 390 des Märzheftes in den Noten verwiesen wird, erschien unter dem Titel „Engel und Liebesgötter“ zuerst im Bd. XXXIV der „Preußischen Jahrbücher“, sodann in umgearbeiteter Gestalt in den „Fünfzehn Essays“, Neue Folge, S. 94 ff.

ζ. **Klaus Groth's Gesammelte Werke.** 4 Bde. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Zum ersten Male erscheint hier von Klaus Groth's dichterischen Werken eine Gesammtausgabe, — sehr erwünscht für die Freunde seiner Muse, zumal einige dieser Dichtungen seit langer Zeit bereits aus dem Handel verschwunden waren, und doppelt erfreulich durch eine sehr geschickte Redaction des Inhaltes wie durch ein höchst gefälliges typographisches Aeußeres. Von den mundartigen Dichtungen haben sich die unter dem Titel „Quickborn" gesammelten einer ungewöhnlichen Verbreitung zu erfreuen gehabt. Im Frühling 1852 zuerst erschienen, liegen sie jetzt in siebzehnter Auflage vor, wohl ein zureichender Beweis, daß ihr Leserkreis sich nicht auf den dithmarsischen Volksstamm beschränkt hat, sondern daß sie auch da, wo man in Deutschland sich jenes Dialektes nur mit einiger Mühe bemächtigt, festen Boden gewonnen haben. Der große Erfolg ist wohl verdient. Nach und nach, so ziemlich durch ein volles Menschenalter hin, in der Seele des für seinen Volksstamm und dessen Sprache tief und warm empfindenden Dichters entsprungen, haben sich jene Poesien allmälig zu einem Gesammtbilde dithmarsischen Volkslebens gestaltet und reiche Geistesschätze, nationales Empfinden und nationale Eigenart in echtem Naturlaut, vor der Verflüchtigung im Umschwung der Zeiten bewahrt. Zur Zeit füllen die Quickborn-Lieder zwei starke Bände, genug, um noch manche nachgeborene Generation zu erquicken. Der mundartlichen Schreibung, jedem Schwanken und Tasten entrückt, ist hier unter Müllenhoff's Beihülfe sicherer Boden gewonnen. — Der dritte und vierte Band umfassen die vier Erzählungen „Vertelln", zum Theil Schilderungen schleswig-holsteinscher Zustände vor, während und nach 1848; ferner die Geschichte „Um de Heid", die drei Erzählungen „Ut min Jungsparadies", die Dorf-Idylle „Büsum". Den Schluß des vierten Bandes bilden die „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn", ein Liedercyklus „An meine Frau", ein Kranz Sonette und einige Anhänge unter dem Titel: „Schleswig-Holsteinsches" — „Leben, Lieb' und Tod" — und „Weihelieder", sämmtlich Dichtungen in hochdeutscher Sprache und ein Beweis, daß nicht bloß die Mundart des Dichters tiefstem Empfinden Ton und Form verliehen. Es sind Lieder darunter, die zum Besten gehören, was unsere deutsche Lyrik überhaupt zu bieten hat. So entschädigen dieselben auch alle die Leser, denen der schwierige dithmarsische Dialekt ein unüberstiegliches Hinderniß reinen Genusses bleibt.

ζ. **Aus den Vorbergen.** Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

In einem, seinen „Moralischen Novellen" vorgedruckten, unter graziöser Scherzform den tiefsten künstlerischen Ernst bergenden offenen Sendschreiben „An Frau Toutlemonde in Berlin" theilte der Dichter einst seine Novellen, je nach dem Grade ihrer geringeren oder größeren Verfänglichkeit, in „moralische" und „bloß sittliche" ein und wollte damit mindestens die ersteren gegen die Verbannung in den „Familien-Giftschrank", von welcher letztere betroffen waren, geschützt wissen. Gilt dem Dichter diese Classificirung noch heute, so darf man billig in Zweifel sein, wohin dieser neueste Novellenband „Aus den Vorbergen" zu rechnen sei. Es ist fast, als habe der schalkhafte Poet das sonst so sichere „Discernement" der trefflichen „Frau Toutlemonde" in Verwirrung bringen wollen, indem er sehr Ungleichartiges zusammenfaßte und das Ganze mit ehrbarer Miene der gestrengen Freundin in die Hand drückte. „Moralisch" dürften nämlich, genau genommen, nur die zweite und die vierte Novelle, das „Marienkind" und „Dorfromantik", zu nennen sein; während die erste und die dritte, „Vroni" und „Xaverl", als „bloß sittlich" und damit dem „Index" verfallen erscheinen. So empfiehlt sich das künstlerisch höchst reizvolle Buch zur Lektüre für junge Damen, in kurzen oder langen Kleidern, allerdings nicht. Von anderen Gründen abgesehen, erscheint es nicht rathsam, die noch Erziehungsbedürftigen einen Blick in so tragisch-schwere Probleme thun zu lassen, wie sie hier — und mit bekannter Meisterschaft — behandelt werden. Das Buch ist aber auch nicht für sie geschrieben. Die Muse, mag sie sich noch so sehr um die Erziehung des Menschengeschlechtes verdient machen, ist, wie Heyse selbst einmal hervorhebt, darum noch keine Bonne oder Gouvernante, sondern, trotz ihres hohen Alters, noch immer von jenem „heiligen Wahnsinn" durchglüht, der sie über die nüchterne Durchschnittsmoral hoch hinwegheben und darum ihre Einfügung in die bürgerliche Hausordnung oft so schwer macht. Fertige, welt- und lebenserfahrene Leser werden, wie an Heyse's Dichtungen überhaupt, so auch an diesem neuen, im Verlauf der beiden letzten Jahre entstandenen Werke eine ernsthafte Freude haben und das Buch nicht ohne tiefgehende kathartische Wirkung aus der Hand legen.

ϱϱ. **Briefwechsel Friedrich Lücke's mit den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm.** Mit erläuternden Zusätzen und Zugaben aus dem gemeinsamen Freundeskreise besonders über die akademische Krisis des Jahres 1837. Herausgegeben von F. Sander, Regierungs- und Schulrath. Hannover-Linden, Manz & Lange. 1891.

Im letzten Juli-Heft der „Deutschen Rundschau" ist das „Lebens- und Zeitbild" des Göttinger Theologen Friedrich Lücke besprochen worden, das F. Sander von ihm entworfen hat. Lücke stand in der Schule Schleiermacher's, dem das Lavieren in schwierigen Lagen eigenthümlich war. Lücke wollte immer nur „nützen, ohne zu schaden." Eine solche Natur, zumal mit der Lauterkeit und feinen Bildung Lücke's, war wie geschaffen für geselligen Umgang. Auch mit den Brüdern Grimm, als sie von Kassel nach Göttingen um das Jahr 1830 übergesiedelt waren, sehen wir ihn bald durch die innigste Freundschaft verbunden. Diese Freundschaft

war aber doch nicht kräftig genug, um Lücke zu entschiedenem Eintreten zu bewegen, als die Göttinger Sieben den politischen Wirren des Jahres 1837 zum Opfer fielen. Lücke stand in dieser Zeit einsam und vereinsamt. Die alte Freundschaft drang erst allmälig wieder hervor, als die Stürme vorüber waren und die Verhältnisse anfingen zur Ruhe zurückzukehren. Gemeinsame Trauer um den herrlichen, 1840 in Athen verschiedenen Otfried Müller gab dem Austausch ihrer Gefühle neuen Schwung. Noch einmal blühte die Freundschaft auf, als im Jahre 1851 Karl Lachmann, der Göttinger Studienfreund Lücke's und Arbeitsgenosse der Brüder Grimm, aus diesem Leben schied. Alle diese Verhältnisse treten uns aus den von Sander herausgegebenen Correspondenzen gar schön und unmittelbar vor die Seele. Wo die Briefe, während persönlichen Zusammenseins der Freunde, schweigen, hat Sander aus andern Materialien her die Lücken gefüllt. Es seien in diesem Betracht nur die Briefe Dahlmann's und Julius Müller's, des Bruders von Otfried, erwähnt. Unsre Kenntniß dieser Zeiten und Verhältnisse ist durch Sander's Buch und Bemühen sehr wesentlich gefördert worden.

γ. **Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850.** Von Wilhelm Oechelhäuser. Berlin, Julius Springer. 1892.

Der bekannte nationalliberale Socialpolitiker Wilhelm Oechelhäuser, Reichstagsabgeordneter für Bernburg, hat im verflossenen Jahre für den engeren Familienkreis seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben und theilt nun auf den Antrieb politischer Freunde Einiges daraus öffentlich mit. Oechelhäuser war in den Jahren 1848—1850 im Reichshandelsministerium zu Frankfurt angestellt, übernahm zu Anfang 1850 eine politische und handelspolitische Sendung in die Schweiz und rückte, als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich auszubrechen drohte, als Landwehrofficier ein; bald nach Neujahr 1851 aber wurde er, da die Kriegsgefahr durch die Olmützer Ereignisse funestae memoriae beschworen war, mit seiner Landwehrabtheilung nach Hause entlassen. Was er in der zwischen dem Sommer 1848 und dem Neujahr 1891 liegenden bedeutsamen Spanne Zeit mit angesehen und erlebt hat, das erzählt Oechelhäuser in schlichter, frischer, anschaulicher Weise und liefert somit einen lehrreichen Beitrag zur Erkenntniß einer für unser Vaterland überaus denkwürdigen Zeit. Kleine Irrthümer wollen wir ihm um so weniger anrechnen, als das Ganze von einem wohlthuenden deutschen Patriotismus beherrscht und der Gesichtspunkt, aus dem Alles betrachtet wird, der richtige ist. Unter den zahlreichen interessanten Einzelheiten, die Oechelhäuser mittheilt, seien hier nur ein paar hervorgehoben: zunächst seine lebensvolle Schilderung des Septemberaufstandes vom Jahre 1848, wo er u. a. den Fürsten Lichnowsky in dem Augenblick sah, als ihn der Prinz Felix von Hohenlohe ermahnte, die Stadt Frankfurt zu verlassen: „mit einer übermüthigen Handbewegung setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte die Eschenheimer Gasse hinunter. Es war sein Todesritt, drei Stunden später theilte uns ein Bekannter mit, daß er ermordet worden sei." Dann folgende bezeichnende Episode aus einer Sendung Oechelhäuser's nach Paris, wo er die Industrieausstellung des Jahres 1849 besuchen sollte. Er hatte eine Vollmacht mitbekommen, die anfing: „Jean, archiduc d'Autriche, vicaire de l'empire germanique, réquerons etc." Oechelhäuser hatte Schwierigkeiten, diese Vollmacht in Paris zur Geltung zu bringen, weil Frankreich den von der Centralgewalt als Gesandten nach Paris geschickten Herrn v. Raumer gar nicht anerkennen wollte; Erzherzog Johann mußte schließlich die Vertretung des Reichs dem Gesandten Badens übertragen, einem Herrn v. Schweizer, dessen völkerrechtliche Stellung die Franzosen anerkannten. Durch seine Vermittlung wurde Oechelhäuser bei dem Vorstand der Ausstellung, Herrn Dieu, eingeführt und erhielt einen Passirschein, auf dem er zu seinem Erstaunen als „Delegierter Oesterreichs" bezeichnet war. Sofort kehrte er zu Herrn Dieu zurück und erklärte, das sei ein Irrthum: er sei Abgesandter des deutschen Reiches. „Mein lieber Herr", sagte da der Franzose mit feinem Lächeln, „zürnen Sie mir nicht. Ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln, weil es möglich wäre, daß die Aufseher der Ausstellung nicht wüßten, was das deutsche Reich ist." Mit einem Humor, der erst durch die Ereignisse von 1870 möglich wurde, fügt Oechelhäuser hinzu: „ich fühlte tief im Innern die in mir dem ganzen deutschen Reiche zugefügte Beleidigung; allein da sie nicht zu einer Kriegserklärung angethan und ich auch nicht zu einer solchen ermächtigt war, verschluckte ich die völkerrechtliche Pille und ging als österreichischer Delegierter ein und aus." Es thut ganz gut, sich daran erinnern zu lassen, wie man uns, ehe wir ein Staat waren, in Europa behandelte.

δ. **Berlin 1688—1840.** Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. Bd. I, 1 u. 2. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892 u. 93.

Die namhaften Verdienste, die Ludwig Geiger sich seit mehr denn zwei Jahrzehnten um die Geschichte deutschen Schriftthums und deutscher Geistescultur überhaupt erworben, erfahren durch die Publication obengenannten Werkes eine bedeutende Steigerung. Man darf nach dem Studium schon dieser beiden ersten Halbbände nicht anstehen, das Buch als eine sehr hohe Leistung seiner Gattung zu bezeichnen und es dem literarischen Publicum nicht bloß der preußischen Hauptstadt, sondern des deutschen Vaterlandes aufs Wärmste zu empfehlen. — Der vorliegende erste Band umfaßt den Zeitraum von 1688—1786, also das Jahrhundert von der Thronbesteigung Friedrich's I. bis zum Tode Friedrich's des Großen, und entfaltet eine solche Fülle fleißig gesammelten, kritisch gesichteten und lebendig vorgetragenen Stoffes, daß der Leser mit Vergnügen und Theilnahme folgen wird. Als vorzüglich, beispielsweise, darf die Charakteristik der drei ersten Könige und ihrer Frauen bezeichnet werden; ihre Lebens- und Charakterbilder sind bis zu plastischer Anschaulichkeit heraus-

gearbeitet, und dasjenige des viel verkannten, mindestens höchst oberflächlich beurtheilten ersten preußischen Königs wirkt mit überzeugender Kraft. Die Regierungszeit Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. erfährt unter den Hauptgesichtspunkten: Religiöse Bewegung, Entwicklung der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur, Sittlich-ökonomische Zustände die interessanteste Beleuchtung; daneben wird auch das Leben am Hofe in Festen, Illuminationen, dramatischen Spielen, sowie die Reaction der Kirche gegen das Theater höchst lobenswerth und farbenreich geschildert. Der Zeit des Großen Königs sind unter den Titeln: „Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof. Die Aufklärung. Mendelssohn und die Juden. Zeitungen und Zeitschriften. Lessing und die deutschen Schriftsteller. Die Franzosen. Entwicklung der Wissenschaft. Schule und Erziehung. Theater und Musik. Sittliche und ökonomische Zustände. Bildende Kunst" Abhandlungen von großem Reiz der Darstellung und sicherer Beherrschung des immensen Materials gewidmet. — Der für den Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellte Abschluß des Werkes wird erwünschte Gelegenheit bieten, eingehender darauf zurückzukommen.

γ. **Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik,** actenmäßig dargestellt. Von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1892.

Es ist oft betretener und in den wesentlichen Zügen bekannter Boden, den diese umfangreiche Arbeit behandelt. Aber wie jetzt überhaupt, durch actenmäßige Genauigkeit Vervollständigung des bisher Gewußten angestrebt wird, so auch in diesem Buche. Die Mühsale des preußischen Staats, dann der mit ihnen vereinigten Zollvereinsstaaten, im Kampfe um die handelspolitische Stellung seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, von Jahr zu Jahr verfolgt, insbesondere die Mühsale bei dem Zustandekommen des Zollvereins selber — sie werden hier nach den archivalischen Quellen geschildert und zwar mit einem quellenmäßigen Fleiße, welcher in der keineswegs leichten Lectüre ein Abbild liefert von den Schwierigkeiten der Wirklichkeit. Der vorliegende Band führt die Geschichte nur bis zur Mitte dieses Jahrhunderts; die Vorarbeiten zur Fortsetzung sind schon vorhanden. An die Darstellung, welche die Hälfte des starken Bandes einnimmt, schließt sich eine Auswahl von Actenstücken als Anhang. Neben so vielen andren Schriften mag diese neue verdienstvolle Arbeit für ein weiteres Publicum (neben den engeren Fachkreisen, auf die sie vorzugsweise berechnet ist) die historisch-patriotische Aufgabe erfüllen, in dem Abstande der Gegenwart des Deutschen Reiches gegen die kümmerlichen Zustände der voraufgegangenen Menschenalter die Ermunterung zu gewähren, die über die Bedrängnisse des neuen Zeitalters leichter hinweghebt.

χ. **Der wirthschaftliche Verkehr der Gegenwart.** Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. Carl von Scherzer und Eduard Bratassević. Zugleich als Ergänzungsheft zu Dr. Carl von Scherzer's: Das wirthschaftliche Leben der Völker. Wien, Ed. Hölzel. 1891.

Das vorliegende Werk ist eine Art volkswirthschaftlichen und kaufmännischen Nachschlagebuches. Mit staunenswerthem Fleiße ist in ihm das gesammte statistische und sonstige Material zusammengetragen, welches über die Production und den Handel der wichtigeren Gegenstände des Weltverkehrs vorhanden ist. Man findet hier Auskunft über die Getreideernte aller größeren Staaten, wie über den Export und Import jedes derselben an Brodfrüchten. In gleicher Weise gibt das Buch zuverlässige Auskunft über alle bedeutenderen Colonialproducte, Rohstoffe der Industrie, Bier, Wein, Spiritus und dergleichen. Am Ende befindet sich die Statistik des Welthandels, des Börsen-Geldverkehrs, der Auswanderung, der Schiffahrt, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen und Telephone. Wir haben es also hier mit einer Fortsetzung der Neumann-Spallart'schen Uebersichten des Welthandels zu thun, welche zum Bedauern aller Politiker und Geschäftsleute mit dem Tode ihres Herausgebers vor einiger Zeit leider erloschen sind. Es wird damit eine Lücke in der Literatur ausgefüllt, und wir können nicht umhin, dabei zu constatiren, daß in diesem Falle der Ersatz das Vorbild wesentlich überragt. Das Scherzer'sche Werk ist sehr sorgfältig gearbeitet und wesentlich bequemer als das Neumann'sche zu handhaben, da in ihm alle Maße auf das Metersystem, alle Werthe auf Reichsmark umgerechnet sind. Man gewinnt daher bei jeder Sache auf den ersten Blick das gewünschte Bild und erspart umständliche Reductionen. Auszusetzen haben wir nur das zu große Format des Bandes im Verhältniß zu seiner Stärke. Die Neumann'schen Uebersichten erschienen in Octav und auf stärkerem Papier. Sie waren daher handlicher, und es wäre zu wünschen, daß bei neuen Auflagen des Scherzer'schen Werkes zu einem ähnlichen kleineren und bequemeren Format gegriffen würde.

μ. **Un royaume polynésien,** Iles Hawaii par M. G. Sauvin. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Das vorliegende Buch, wie es scheint, von dem ehemaligen französischen Geschäftsträger in Honolulu unter einem Pseudonym geschrieben, gibt im Wesentlichen Reiseerlebnisse und Eindrücke wieder, welche sich auf die Stadt Honolulu und ihre Umgebung, auf den thätigen Vulcan Kilauea und auf die in Molokai errichtete Lepraſtation beschränken. Den landschaftlichen und ethnologischen Schilderungen ist ein kurzer Abriß der Geschichte der hawaiischen Inseln seit ihrer Entdeckung bis zum Jahre 1892 beigefügt. Die für Hawaii bedeutsamen historischen Ereignisse haben sich fast alle innerhalb des letzten Jahrhunderts abgespielt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts vereinigte Kamehameha I., welcher auch der „Napoleon der Südsee" genannt wird, sämmtliche hawaii'sche Inseln zu einem Königreiche, und erst vor wenigen Wochen wurde die letzte Königin Hawaii's, Liliuokalani, mit Hülfe der Amerikaner ent-

thront. Der historische Theil des vorliegenden Buches schließt noch vor der letzten Revolution ab; der Verfasser hat denselben im Wesentlichen nach dem ausgezeichneten Buche des besten Kenners von Hawaii, Prof. Alexander's „Brief history of the Hawaiian People" (New-York) bearbeitet. — Im Tone einer leichten und anziehenden Plauderei behandelt M. Sauvin seinen interessanten Gegenstand, ohne im Allgemeinen tiefer einzudringen. Nur das letzte Capitel, welches über die Lepra handelt, und vor Allem die Reise der Königin Liliuokalani nach Molokai zum Besuch der unglücklichen Opfer jener unheilbaren Krankheit beschreibt, macht hiervon eine Ausnahme. Dieses Capitel ist entschieden der beste und gründlichste Theil des vorliegenden Buches, wenn der Verfasser auch die neueren, besonders von deutscher Seite vor mehreren Jahren auf Hawaii ausgeführten mediciniſchen Untersuchungen über die Lepra nicht erwähnt. Derselbe Mangel an Kenntniß deutscher Arbeiten über die hawaii'schen Inseln macht sich übrigens auch in der Literaturübersicht am Schlusse des Buches bemerkbar. Des in seiner Art vortrefflichen, 1885 in Leipzig erschienenen Buches vom Grafen Anrep-Elmpt über die Sandwich-Inseln wird keine Erwähnung gethan. Daß der Verfasser auch von seinen persönlichen Beziehungen zu Damen der dortigen Gesellschaft spricht und dieselben zwar nur mit den Anfangsbuchstaben, aber für Kenner doch deutlich genug bezeichnet, drückt dem sonst ernst gehaltenen Buche an manchen Stellen allzu sehr den Stempel des Pikanten auf. — An einer wirklich erschöpfenden Monographie über die hawaii'schen Inseln, ohne Zweifel die wichtigste und interessanteste Inselgruppe der Südsee, fehlt es zur Zeit überhaupt. Ein solches Buch, von sachkundiger Seite geschrieben und mit Original-Abbildungen von Land und Leuten Hawaii's geschmückt, würde sicherlich sowohl in wissenschaftlichen Kreisen als auch im größeren Publicum dankbare Aufnahme finden. Wer weiß, wie bald der letzte Rest polynesischen Lebens aus jenem Inselreiche entschwunden sein mag, dessen vollständige Amerikanisirung nahe bevorsteht.

φλ. **Brehm's Thierleben.** Dritte gänzlich neubearbeitete Auflage. Bd. VII, VIII, IX. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Drei neue Bände vom „Brehm" sind für jeden Naturkundigen eine dreifache Freude. Sie sind mit Spannung erwartet und werden nach der Lectüre mit Stolz und Befriedigung aus der Hand gelegt. Herr Professor Pechuel-Loesche, welcher diese dritte Auflage mit glänzendem Erfolge neubearbeitet hat, gab den siebenten Band über die Kriechthiere und Lurche mit O. Boettger gemeinsam heraus; der achte Band über die Fische ist unter Dr. Wilhelm Haake's, des Frankfurter Zoologen, Mitwirkung entstanden, und den neunten Band über die Insekten hat Professor Taschenberg aus Halle verfaßt, der als ein erster Kenner dieses Gebietes weithin geschätzt ist. Die Kriechthiere nehmen in der gegenwärtigen Thierwelt nicht mehr den großen Raum ein, wie in der vorweltlichen, wo die Saurier, Meerdrachen, Theromoren eine so bedeutende Rolle spielten; auch bei den Fischen stehen den neuntausend lebenden Arten etwa zehntausend untergegangene gegenüber. Ebenso ist das geistige Leben bei diesen beiden Classen verhältnißmäßig wenig entwickelt. So kommt es, daß ihrer Schilderung kaum der dritte Theil des Raumes gewidmet wird, wie den Säugethieren und den Vögeln. Aber es wäre falsch, zu glauben, daß darum der Inhalt der beiden Bände weniger des Interessanten böte. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß zu den Kriechthieren die Eidechsen, Krokodile, Schlangen und Schildkröten gehören, daß unter den Lurchen die Frösche einen breiten Raum einnehmen, um sofort das Gegentheil plausibel zu machen. Und unter den Fischen befinden sich alle die wohlbekannten Bewohner unserer Flüsse und Seen und diejenigen der Meere, vom Hering bis zum gefräßigen Hai. Das große und allgemeine Interesse, das sich an diesen Theil der Thierwelt knüpft, bekundet sich in dem Bestehen zahlreicher Aquarien, durch welche die Kenntniß von Form und Lebensäußerungen der Fische populär geworden sind. Aber durch diese Anstalten ist auch der Wunsch nach weiterer Belehrung gewachsen, welcher nirgends auf so leichte, angenehme und gründliche Weise befriedigt werden kann, wie durch die Schilderungen des vorliegenden Werkes. — Mit dem achten Bande hat der Meister die Feder niedergelegt und die Arbeit in andere, sehr bewährte Hände übergehen lassen. Der Zauber von Brehm's Diction ist allerdings dabei verloren gegangen. Es ist eine zu individuelle Kunst, die Brehm auszuüben verstand, als daß sie sich hätte wiederholen oder nachbilden lassen. Aber was man billiger Weise von irgend einem Forscher und Darsteller, der nicht Brehm heißt, verlangen kann, das wird in der Fortführung des Werkes reichlich geboten. Der Stoff des neunten Bandes, der über die Insekten handelt, ist sehr anziehend, was eigentlich kaum gesagt zu werden braucht. Denn wo Bienen, Wespen, Ameisen, über deren Leben J. Lubbock uns umfassendste Kenntniß erschloß, so kundig und so gewissenhaft behandelt werden, da gibt es zu hören und zu denken, wie nicht oft anderswo. Und zu schauen gibt es auch in diesem, wie in den beiden vorhergehenden Bänden. Was hier künstlerisch erreicht ist, findet in anderen zoologischen Werken kaum seines Gleichen. Der Insektenband hat über hundert neue Abbildungen bekommen. Ohne Uebertreibung: lauter Meisterwerke.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt. — Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus. Von Theodor Alt. Mannheim, J. Bensheimer. 1893.

Anders. — Hans Jedermann's Lebensphilosophie. Von Hans Anders. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Bellardi. — Königin Luise, ihr Leben und ihr Andenken in Berlin. Von Paul Bellardi. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung (Henri Sauvage). 1893.

Bobertag. — Der Sprung auf die Klippe. Roman von Bianca Bobertag (Victor Valentin). Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bobertag, Bianca. — Die Hochzeit von Ellersbrunn und andere Novellen. Von Bianca Bobertag (Victor Valentin). Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bock. — Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Leipzig, Karl Reißner. 1893.

Braune. — Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolph Braune. Leipzig, Friedrich Schneider. 1893.

Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle. (1862—1864). Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Brink. — Geschichte der Englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Zweiter Band, zweite Hälfte. Herausgegeben von Alois Brandt. Straßburg, Karl J. Trübner 1893.

Bruckner. — Reiseerinnerungen von Wilhelm Bruckner. Hermannstadt, W. Krafft. 1893.

Conrad. — Bergfeuer. Evangelische Erzählungen von M. G. Conrad. (Erste Reihe.) München, Dr. E. Albert & Co. (Separat-Conto).

Drei Weihnachtsabende der deutschen Hansestadt Dorpat in Livland in d. J. 1222, 1524 und 1802 nebst einem beglaubigten Anhang über die Weichselsehnsucht der Russen. Lübeck, W. Gläser. 1893.

Ehrlich. — Dreißig Jahre Künstlerleben. Von Heinrich Ehrlich. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Frischbild. — Hundert ostpreussische Volkslieder in hochdeutscher Sprache. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Hermann Frischbild, und aus dessen Nachlass herausgegeben von J. Sembrzycki. Leipzig, Carl Reissner. 1893.

Fullerton. — Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig's XIV. und der Regentschaft. Von Lady Georgiana Fullerton. Münster, i. W., Adolph Russell's Verlag.

Geißler. — Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung. 1893.

George. — Herbstblätter. Novellen von Anna George. Dresden, E. Pierson. 1893.

Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerika's. Herausgegeben vom wissenschaftlichen Ausschuss des Comités für die Amerika-Feier. 2 Bde. Hamburg, L. Friederichsen & Comp. 1892.

Hecker. — Im alten Schloß und andere Erzählungen von Karl Hecker. Illustriert von H. Albrecht. Stuttgart, Karl Krabbe.

Henri. — Urania. Gedichte von El. Henri. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1892.

Herzka. — Freiland. Ein sociales Zukunftsbild von Theodor Herzka. Sechste durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Hottenroth. — Handbuch der deutschen Tracht von Fr. Hottenroth. 1. Lfg. Stuttgart, G. Weise.

Jagow. — Ratibor. Bühnendichtung in vier Theilen von Eugen von Jagow. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1893.

Jastrow. — Drückt die Militärlast? Eine zeitgemäße Frage besprochen von Dr. J. Jastrow. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1893.

Keltie. — The partition of Africa. By J. Scott Keltie. London, Edward Stanford.

Lacroma. — Bagatellen. Skizzen und Studien von Paul Maria Lacroma. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Leneste. — Führungen. Eine Geschichte für alte und junge Mädchen von Louise Leneste. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Lévy. — Napoléon intime par Arthour Lévy. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Lindenberg. — Berlin als Kleinstadt. Von Paul Lindenberg. Fünfte Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1893.

Loewenthal. — Aquarelle aus Oesterreich. Von Hermann Loewenthal (Alfred d'Azany). Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Magnan. — Psychiatrische Vorlesungen. Von V. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. 1.—3. Heft. Leipzig, Georg Thieme.

Maissonneuve. — Madame Rivat. Roman par Henry Maissoneuve. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

May. — Das Modell und andere Novellen von George May. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Mengden. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Morgenstern. — Miza. Ein Reise- und Liebesgesang von Gustav Morgenstern. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nelten. — Dramaturgie der Neuzeit. Essays und Studien über das moderne Theater von Ludwig Nelten. Halle a. d. S., Hugo Peter. 1893.

Neuvirth. — Petra. Von E. Neuvirth. Wien, Leopold Weiss, 1893.

Nibelungenlied, das, für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893.

Osterloh. — Unter Kameraden. Roman von Osterloh. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Patriotischer Hausschatz. Illustrirte Unterhaltungsblätter für das deutsche Volk und Heer. II. Jahrgang, 1. Heft. Berlin, Paul Kittel. 1893.

Pertia. — Leitfaden der Hygiene des Auges. Von Dr. Pertia. Hamburg & Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Rubinstein, Anton. Erinnerungen aus fünfzig Jahren. (1839—1889). Aus dem Russischen von Eduard Kretschmann. Mit Porträts und Abbildungen. Berichtigte und vervollständigte Ausgabe. Leipzig, Barthold Senff. 1893.

Rückert. — Aus Saadis Diwan. Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin, Hans Lüstenöder. 1893.

Ruseler. — König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Varel a. d. Jade, J. W. Acquistapace. 1893.

Saitschik, C. — Die Weltanschauung Dostojewski's und Tolstoi's. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1893.

Schiel. — Konrad Ferdinand Meyer. Von Albert Schiel. Hermannstadt, Josef Doetleff. 1893.

Schulthes' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Achter Jahrgang 1892. Herausgegeben von Hans Delbrück. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Schumann — Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analekten, herausgegeben von Ludwig Schumann. Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Zenbach. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Skopnik. — Politik und Christenthum. Eine religiös-politische Studie von A. Skopnik. Berlin, Conrad Skopnik. 1893.

Sperling. — Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen von Rudolf Sperling. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Stolle. — Der Ultramontanismus innerhalb der katholischen Bevölkerung Deutschlands. Wahlstatistische Studie von J. Stolle. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Stolle. — Suum Cuique. Eine Wahlbetrachtung von J. Stolle. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Streibel. — Heinrich Finke. Dichtung von Karl Streibel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Strindberg. — Dramen. Von August Strindberg. II. Band: Das Band. — Herbstzeichen. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Sudermann. — Heimat. Schauspiel in vier Akten. Von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Syrutschek. — Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Glaubenslos.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

IV.

Das Zimmer des Cooperators bildete ein längliches Viereck, seine Wände verschwanden größtentheils hinter dicht besetzten Bücherbrettern, die bis zu den altersbraunen Balken der Decke reichten. Ein den beiden Fenstern gegenüber offen stehender Schrank enthielt Erd- und Himmelsgloben, astronomische und meteorologische Instrumente. Den Raum, den er frei ließ, nahm von der einen Seite das eiserne Bett, von der andern ein hinfälliges Oefchen ein, das sich beschämt über die Nutzlosigkeit seines Daseins hinter ein riesiges Waschbecken auf derbem Gestell zurückzog, und trübselig niederblickte zum Steinkrug zu seinen Füßen, in dem im Winter das Wasser regelmäßig einfror über Nacht. Wohlthat war es dann für Leo, die brennenden Augen, die von ringenden Gedanken heiße Stirn ausgiebig zu kühlen.

Den Rest der Einrichtung machten zwei Strohsessel aus, ein Kleider- und Wäscheschrank und ein Tisch aus weichem Holze, auf dem die verschiedensten Gegenstände neben und übereinander standen und lagen. Ein Reiseschreibzeug, ein Mikroskop, allerlei Mineralien, Bilderbücher und Spielereien primitivster Art, bestimmt, das Entzücken unverwöhnter Dorfkinder auszumachen, mit Rechnungen bedeckte Schiefertafeln, eine große Garbe Feldblumen, ein zerlesenes Büchlein: die heiligen Schriften des neuen Testaments, übersetzt von Kistemacker. Es war aufgeschlagen bei Lucas 19, eine Campanula als Buchzeichen eingelegt, und im zweiunddierzigsten Vers waren die Worte unterstrichen:

„Hättest auch Du es erkannt, ja an diesem Deinem Tage, was zum Frieden Dir gereichen sollte!"

An der Wand neben dem Bette hingen unter einem schönen Stiche von Carpaccio's Mariä Tempelgang zwei Miniaturbildnisse in Bronceräbmchen. Sie stellten die Eltern Leo's vor, als Brautleute, sehr fein und charakteristisch gemalt. Ein ungleiches Paar, das sich da zusammengefunden hatte. Der Mann schon

ältlich, untersetzt und kurzhalsig. Man meinte ihn schnaufen zu hören, eingeknöpft und eingeschnallt wie er war in seine Uniform eines Jägerhauptmanns. Die eisenfarbigen Haare wuchsen ihm tief in die niedere und flache Stirn herein, die dunkelgrauen Augen blickten verdrossen und hochmüthig. Die Mundwinkel waren herabgezogen und von einem Ausdruck unüberwindlichen Eigensinns umlagert. Gegen die Behauptungen und Befehle, die von diesen Lippen fielen, hatte ein Untergebener oder ein Schwacher wohl kaum einen Einwand gewagt. Die letzte aber, die sich einer solchen Kühnheit unterfing, das war gewiß des Hauptmanns junge Braut gewesen. Weltfremd, wie aus irgend einer verzauberten Insel kommend, den kleinen Kopf mit seiner Krone hellblonden Haares etwas gesenkt, schaute sie unter ihrem Schleier hervor, und schien mehr angethan, den Kampf des Lebens fliehen als ihn aufnehmen zu wollen. Von ihr hatte der Sohn die sanften blauen Augen, das kindlich reine Oval des Gesichtes, die hochaufgeschossene Gestalt. Und nicht bloß äußerlich war die Aehnlichkeit zwischen ihnen, die Seele der Mutter lebte in Leo fort. Zwölf Jahre zählte er, als er sie verlor, aber das geistige Erbe, das sie ihm hinterließ, trat er an als ein Volljähriger. Zu diesem Erbe gehörte auch die Erinnerung an das stille Märtyrerthum der Verstorbenen in ihrer Ehe, deren Trostlosigkeit ihm immer klarer zum Bewußtsein kam, während sie sogar von Nahestehenden für eine glückliche gehalten wurde. Zu einem Streit kam es nie, denn Elisabeth fügte sich widerspruchslos in den Willen ihres Herrn. Allerdings war er oft verdrießlich, aber durfte man ihm das übel nehmen? Sein Dienst war schwer, sein Auskommen knapp; er fühlte das Alter und so manches Gebreste herannahen und hatte sich doch täglich und stündlich als der feste, stramme, eifrige Hauptmann zu erweisen, dessen Tauglichkeit zum Avancement unzweifelhaft scheinen mußte. Der Majorsrang einmal erreicht, dann mochte das Verhängniß in Gestalt des blauen Bogens hereinbrechen. Bei der Stabsofficierspension würden er und die Seinen wenigstens nicht hungern. An sich dachte er zuerst, an sie aber doch auch; er hatte liebevolle Regungen in all' seiner Unliebenswürdigkeit. Zur Erkenntniß des Unheils, das diese Lebensverderberin für ihn bedeutete, brachte er's freilich nicht. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und ausschließend, er lechzte nach Gegenliebe und hatte keine Ahnung davon, daß sein eigenes Wesen Zuneigung nicht aufkommen ließ. Als ewig Gekränkter, ewig in seinem besten Rechte Verkürzter, schritt er neben dem jungen, ihm angetrauten Geschöpf als verkörperter Vorwurf einher. Er belastete die zur Selbstquälerei ohnehin nur zu sehr Geneigte mit einem nie ruhenden Schuldbewußtsein, und sie bedurfte all' ihrer Kraft, um gegen die stets wachsende Abneigung, die ihr unglücklicher Peiniger ihr einflößte, anzukämpfen. Im Gebete suchte und fand sie Trost und Stärke. Die Kirche, die sie, ihren Sohn an der Hand führend, gebeugt und gebrochen betrat, sah er sie aufgerichtet und ermuthigt wieder verlassen. Damals schon mußte sich dem Kinde die Antwort auf die Frage aufdrängen, wo Frieden und Muth in der Trübsal zu holen sind. Die segenspendende Quelle versagte nie; sie floß am reichsten, als man ihrer am meisten bedurfte, in den ganz bösen Tagen, da Hauptmann Klinger erfuhr, daß er statt der ersehnten Beförderung die Versetzung in den Ruhestand zu erwarten habe.

Kurze Zeit nach dieser bitteren Enttäuschung verließ er die Stadt und zog sich mit Frau und Kind nach seinem Geburtsort, einem kleinen Dorfe in Schlesien zurück. Man hatte von dort eine halbe Meile weit zu gehen bis zur nächsten größeren Ortschaft, wo sich eine Kirche befand und wo der Bezirksarzt lebte, aber eine deutsche Schule war vorhanden, und mitten im Dorfe stand noch halb und halb aufrecht das Häuschen, in dem Klinger das Licht der Welt erblickt hatte und in dem seine Eltern, bescheidene Bauersleute, gestorben waren. Das zum Hause gehörende Feld hatte sich im Laufe der Zeiten in Uniformen, Goldsorten und Federbüsche verwandelt, denn ein Officier, der avanciren will, muß sich auch in seiner Adjustirung vor Anderen auszeichnen; aber ein Garten von mäßigem Umfang und die Ruinen eines Stalles, der einst zwei Kühe beherbergte, waren übrig geblieben. Als locum tenens lebte die Wittwe des Dorfschneiders in dem Häuschen, eine Großtante des Eigenthümers, eine rüstige alte Frau, die in Dankbarkeit gegen den Neffen zerschmolz, als er ihr erlaubte, den Verschlag auf dem Dachboden, in dem sie sich mit ihrem Bett und ihrer Truhe eingerichtet hatte, auch ferner zu bewohnen. Wenn das eine gute That war, so brachte sie reichen Lohn. Die alte Schneiderswittwe leistete den Verwandten aus der Stadt unschätzbare Dienste. Sie wurde Frau Elisabeth's Rathgeberin und kräftige Hülfe bei der Einrichtung des kleinen Haushalts, und Leo's beste Freundin, denn so schöne Märchen, wie sie erzählen konnte, hatte er noch nie gehört. Die zwei Frauen und das Kind griffen beherzt zur Schaufel, zum Besen, zur Hacke und sogar zur Kelle, wenn es dem, den Gewohnheiten seines Standes unterworfenen Maurer einfiel, „blau zu machen" vom Montag bis zum Samstag. Der Zimmermann, der Schlosser, der Glaser fanden eifrige Handlanger an ihnen, indeß der Hausvater mit finsterer Miene spazieren ging, mit finsterer Miene heimkehrte, oder von seinem Schmollwinkel aus, was die Anderen thaten, bespöttelte und tadelte. Der schlimmste Tag für seine Frau war der letzte in der Woche, an dem sie zitternd und bebend zu ihm kam, um ihm die Rechnungen vorzulegen. Da brach er in Zorn aus und erklärte nicht zahlen, nicht der Narr sein zu wollen, der sich ausbeuten läßt.

Am Sonntag, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, wanderte die Familie mit der übrigen Gemeinde auf stellenweise sehr schlechten Wegen hügelauf, hügelab zur Kirche. Anfangs kamen sie gar stattlich angerückt, der Hauptmann in seiner noch fast neuen Uniform mit blitzblank geputzten Knöpfen, die Gattin und die Tante in ihren besten Gewändern, der schöne Knabe im dunkelblauen, von der Mutter nach englischem Muster angefertigten Matrosenanzug. Von Jahr zu Jahr wurde die Uniform Klinger's fadenscheiniger, das Kleid und der Umhang Frau Elisabeth's zweifelhafter in der Farbe, dünner im Stoffe. Leo trug nur noch Jacken, die ihm bis zu den Handgelenken, und Hosen, die ihm kaum bis zu den Knöcheln reichten. Nur Tante Philomena's weiter, dunkelgrüner Rock, ihr großes, rothgestreiftes Tuch mit den langen Fransen trotzten den Unbilden der Witterung und waren das Bleibende im Wechsel, wie ihr lederfarbiges Gesicht, ihre lebhaften braunen Augen, die dürre, aber allzeit aufrechte Gestalt. In der Kirche fiel die Hauptmannsfamilie allgemein sehr angenehm auf durch ihre große Andacht. Der alte Soldat schüttete jeden Sonntag während der Messe sein

schweres Herz vor dem Ewigen aus. Ein dunkles Bewußtsein der Widerwärtigkeit, die er eben erst seiner vielgeliebten Frau gegenüber entfaltet hatte, beschlich ihn wohl, gestaltete sich aber mehr zur Anklage gegen sie, als zum Gewissensvorwurf gegen ihn selbst. Die Frau trug ihm nichts nach, verlor nie die Geduld, blieb immer sanft, nachgiebig, gehorsam, sie bemühte sich sogar ihn zu erheitern, ja warum? woher diese unerschöpfliche, fast beleidigende Langmuth? Woher? Klinger beantwortete sich die Frage selbst: aus einem Schuldgefühl. Schuldig war die Frau gegen ihn, die ihm Liebe und Treue geschworen hatte und nur die Hälfte ihres Schwures hielt. Treue übte sie, Liebe versagte sie ihm. Sie verstand nicht einmal seinen ganzen Werth zu schätzen. Sie würde vergessen, daß er sie aus tiefster Verlassenheit und Noth zu sich emporgehoben hatte, wenn er es ihr nicht ins Gedächtniß zurückriefe. Er nahm Gott zum Zeugen seines edlen Benehmens beim Leichenbegängniß einer weitläufigen Verwandten, der Mutter Elisabeth's. Mit ihr, die als Wittwe eines kleinen Beamten eine minimale Pension, wie man sagt: „genoß", verlor das junge Mädchen die letzte Stütze. Jetzt hieß es, nur vom Ertrag ihrer Näharbeit leben, und Klinger erfuhr, was das bedeute, als er sich mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Theilnahme für Andere, nach den Verhältnissen des Mädchens erkundigte. Wie hatte er sich da benommen? Was hatte er für die ihm fast fremde Base gethan? An seinem Arme hatte er sie vom Friedhof weg zum Altare geführt — er wiederholte die Phrase gern, sie gefiel ihm so sehr — Er hatte die Verlassene zu seiner Frau gemacht, nicht weil ihre Schönheit ihn überrascht und geblendet, nicht, weil er sich plötzlich in sie verliebt hatte, o nein — aus reiner Großmuth. Nun verdankte sie ihm Alles, vom Hemde, das sie trug, bis zur sorgenfreien, geachteten Lebensstellung, Alles. Und was forderte er dafür? Du weißt es Herr und Gott, das Geringste, das ein Mann von dem ihm angetrauten Weibe fordern kann: ein wenig Liebe! nur einen schwachen Widerschein der großen, heißen Liebe, die er für sie hat. Herzlichkeit, auch etwas Bewunderung, abwechselnd mit Bedauern, nicht immer nur pflichtgemäße Rücksichten und gebührende Obsorge. „Großer, guter Gott, erwecke in ihr die Liebe, nach der ich schmachte, die sie mir versagt. Warum versagt? Weil ich um einige Jahre älter bin als sie? Ich fühle mich nicht alt — wird denn ein Mann überhaupt alt, der sich jung fühlt und liebreich und liebesbedürftig? Erwiderung, Herr! Schenk' meiner Liebe Erwiderung!" —

So betete der Mann, und die Frau betete:

„Mein Gott, gieb mir Selbstüberwindung und die Kraft zu verbergen, daß ich sie üben muß; nicht nur treu, auch freudig lasse mich meine Lebensaufgabe lösen; mir fehlt die Freudigkeit in der Pflichterfüllung. Mir graut vor zwei mir ewig geöffneten Armen, vor einem ewig heischenden Blick. Du weißt, daß ich vor ihnen fliehen möchte ans Ende der Welt — aus der Welt. Du kennst die Gewalt dieser gräßlichen Versuchung, die mich oft ergreift. Laß mich ihr nicht erliegen!" Schauer durchrieselten sie; sie fühlte ihre Wangen kalt werden, sie versteckte das Gesicht im Gebetbuch, damit Niemand ihr Erbleichen sehe.

Das Kind an ihrer Seite aber schwelgte im Gefühl der göttlichen Nähe. Seine junge Seele flog zu Gott empor, ihm brachte es sein ganzes Herz dar.

Voll Inbrunst und Begeisterung sang es das Meßlied mit; seine frische Stimme tönte aus dem schnarrenden Gesang der Gemeinde wie ein helles Glöcklein heraus.

Sehr würdevoll verrichtete Tante Philomena ihre sonntäglichen Gebete. Sie hatte Hausfrauengefühle in der Kirche, die sie fegen und schmücken half, und übte die schwierige Kunst, ein Auge in ihrem großgedruckten „Goldenen Himmelsschlüssel" ruhen zu lassen, und mit dem anderen den Meßner zu beobachten, der noch ziemlich neu im Amte, sich zuweilen beim Schwingen des Weihrauchfasses, beim Präsentiren des Klingelbeutels und besonders beim Umhängen des Velums kleine Ungeschicklichkeiten zu Schulden kommen ließ. Auch über die Schulbuben, die vor den Stufen des Altars knieten, übte Philomena strenge Aufsicht, die Strafe, die ihr scharfer Blick den Ungeberdigen androhte, ging am Montag in der Schule richtig in Erfüllung. Deshalb verfehlte er auch selten seine Wirkung. Die Alte war gefürchtet, das hieß in ihrem Kreise so viel wie geachtet. Ihre ehrliche Frömmigkeit erbaute. Niemand klopfte stärker an seine Brust, Niemand beugte sich tiefer vor dem Allerheiligsten, und Niemand that's mit so inniger Andacht.

Auf dem Heimweg erzählte sie dem Großneffen eine schöne Legende, der auch Frau Elisabeth aufmerksam lauschte. Der Familienvater schritt pustend voraus. Alle Honoratioren und die meisten Bauern grüßten ihn. Er dankte militärisch, was sehr imponirte. Seine Verdrossenheit und Unzugänglichkeit gaben ihm ein großes Ansehen; die Beamten, deren Besuch er erwiderte, fühlten sich ausgezeichnet. Auch die bescheidene Elisabeth erfreute sich allgemeiner Sympathie, und alle Männer, die viel älter waren als ihre Frauen, stellten die schöne friedliche Ehe, die Klinger und seine Gattin führten, als Beispiel einer Musterehe auf.

Diese schöne und friedliche Ehe, die an inneren Kämpfen viel reicher war als manche, in der ein frischer fröhlicher Krieg regiert, wurde auf die dem Manne unerwartetste Weise gelöst. Seine Frau enthob ihn der Sorge um ihre Zukunft, in deren Namen er ihr die Gegenwart oft unerträglich gemacht hatte. Sie begann zu kränkeln; der Arzt, den man herbeirief, nahm es fast übel, daß man ihn für nichts und wieder nichts dahergesprengt hatte. Die Frau Hauptmann sei, etwas Fieber abgerechnet, ganz wohl. Was sollte er verordnen? Sich gut nähren, Ueberanstrengung vermeiden? Das verstand sich ja bei einer solchen Dame von selbst.

Sechs Monate später schrieb er in den Todtenschein: „An Erschöpfung der Kräfte." Wenige Tage nur war sie bettlägerig gewesen, und täglich einige Male hatte Klinger seine Tante gefragt: „Steht sie noch nicht auf? Was fehlt ihr denn eigentlich?"

Er grollte, er machte der Kranken kurze Besuche, ermahnte sie zur Selbstbeherrschung, stellte die These auf und verfocht sie auch, daß Niemand, der sich nicht verweichlicht, krank zu werden braucht. Einmal erschrak er aber doch über ihre Bläße und über den Ausdruck des Leidens in ihren Zügen. Es war an einem rauhen Märzabend, der Sturmwind hatte den Himmel rein gefegt. In schimmernder Herrlichkeit stand der Vollmond schon hoch am Firmamente; sein milder Schein drang durch die kleinen Fenster der Krankenstube, breitete sich über

das Bett, badete die Sterbende in Licht. Sie lag still und ruhig und war noch hold im Tode. Ihr Sohn kniete neben ihr. Er preßte sein Gesicht auf ihre Decke, um die Thränen zu verbergen, in die er ausgebrochen war beim Anblick der Mutter.

Als der Mann hinzutrat und sich, plötzlich weich und besorgt, über die schwer Athmende beugte, sprach sie, eine Hand in seinen Händen, die andere auf dem Haupte ihres Kindes, ihre letzte und zugleich ihre erste Bitte an ihn aus. Die lautete:

„Laß unseren Sohn geistlich werden, das ist sein Beruf, das ist für ihn das Beste."

Leo erhob sich bei diesen Worten und schlang den Arm um den Hals seiner Mutter, der Hauptmann jedoch versicherte, Niemandem läge das Beste des Jungen mehr am Herzen, als ihm, dem Vater. Ueber den Beruf, für den er ihn bestimme, nachzudenken, dürfe er sich aber noch Zeit gönnen. Höchste Zeit hingegen sei, daß die Hausmutter sich der Gefahr entzöge, bettkrank zu werden, und ihre gewohnten Beschäftigungen wieder aufnehme.

Elisabeth lächelte bei dieser Zumuthung und äußerte nicht einmal den guten Willen, ihr nachzukommen, was den Hauptmann peinlich berührte. Eine solche Stumpfheit war ihm neu an seiner Frau. Sie nahm überhaupt keine Notiz mehr von seiner Anwesenheit; sie sah die Tante, die eben eintrat, mit eigenthümlich verändertem Blick gespannt und fragend an. Die Alte nickte. Draußen ließ Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens sich vernehmen, und dazwischen das Läuten einer kleinen Glocke.

Klinger trat ans Fenster. „Oho!" sagte er. „Der Herr Dechant in eigener Person. Kommt Jemanden versehen. Wen nur?"

Hilf Gott! der Wagen, in dem der hochwürdige Herr und der die Glocke schwingende Kirchendiener saßen, hielt vor des Hauptmanns eigenem Hause. „Was soll das heißen? Wer hat den Geistlichen rufen lassen? Wer erlaubt sich so etwas, ohne mich zu fragen?"

Die Tante erklärte sehr gelassen: „Ich hab mir's erlaubt. Elisabeth sehnt sich schon lange darnach, ihre Andacht zu verrichten, weiß aber nicht, woher den Muth nehmen, es Dir zu sagen."

„So?" war Alles, was er herausbrachte. Unwillen, Kränkung, Zorn grollten in dem einen Worte. Mit wuchtigen Schritten verließ er das Zimmer durch die eine Thür, während der Priester durch die andere eintrat.

Leo wußte heute noch, mit welchem, dem Haß verwandten Gefühl er dem Vater nachgeblickt hatte. Das war anders geworden im Laufe der Zeit; allmälig war ein Gefühl des brennenden Mitleids in ihm erwacht mit diesem Manne, der, selbst unglücklich, das Unglück der Menschen, die er am meisten liebte, verschuldet hatte.

Allen, auch dem endlich wieder herbeigerufenen Arzte unerwartet, war Frau Elisabeth am folgenden Tage gestorben.

Sie hatte nach Leo gefragt, erstaunt geschienen, als er rief: „Da bin ich ja, da steh ich neben Dir!" hatte ihn küssen wollen und nicht die Kraft dazu gehabt,

den Kopf auf die Seite geneigt, die Augen zufallen lassen — und war eingeschlafen wie ein müdes Kind.

Klinger rastete in Verzweiflung und trug sich mit Selbstmordgedanken. Anfangs ernstlich, befreite sich aber allmälig von ihnen, indem er sie aussprach, und kam zuletzt zu dem Schlusse, es sei nicht mehr der Mühe werth, auch nur einen Finger zu rühren, um sich von der Last des Lebens zu befreien. Der Tod, der ihm schon im Nacken saß, werde das ehestens besorgen.

Die Qualen, die er als Ehemann durchgemacht hatte, setzten sich dem Wittwer in der Erinnerung fort. Er verschmerzte den Beweis mangelnden Vertrauens, den seine Frau ihm noch kurz vor ihrem Ende gegeben hatte, nie. Ein Wahrzeichen! Nicht ihm, dessen größtes Glück es von jeher war, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, hatte sie sagen können: „Laß den Priester rufen;" hinter seinem Rücken war's geschehen. Und wenn sie sich schon lange vorher krank gefühlt haben sollte (was ihm gar nicht ausgemacht war), warum hatte sie es ihm nicht gesagt, warum nicht Anspruch gemacht auf die Rücksicht, die eine Kranke verlangen darf? Sie wollte eben keine Rücksichtnahme von ihm, sie verhielt sich immer ablehnend gegen ihn, sie, seine Frau. „War das recht?" fragte er die alte Philomena, die ihm mit ihren klugen Augen fest ins Gesicht sah und unwillkürlich die schmalen, trockenen Lippen spöttisch verzog.

War's recht? Stundenlang konnte der Hauptmann über die Frage nachsinnen und ersparte sie später auch seinem heranwachsenden Sohne nicht.

Dieser litt unter der Liebe des Vaters fast ebenso sehr, wie die Mutter darunter gelitten hatte. Der Hauptmann gab zwar seinen Bitten nach, und brachte ihn aufs Seminar in die drei Stunden weit entfernte fürsterzbischöfliche Residenz, erwartete aber mit aller Bestimmtheit, daß der Student zur Ferienzeit, abgekühlt von seinen überspannten Ideen und enttäuscht durch die strengen Regeln des geistlichen Instituts, nach Hause kommen werde. Das Lob, das Leo erntete, die guten Zeugnisse, die er heimbrachte, machten seinen Vater nicht irre. Im Anfang sind die Herren Professoren immer nachsichtig, meinte er. Daß sie den Eifer des Zöglings auch in der Folge lobten, verdroß ihn. Gut denn, gut, es bleibt dabei, der Sohn setzt seinen Willen durch, wird Priester, und der alte Klinger ist kinderlos, denn, natürlich, ein Priester gehört der Kirche.

Die Zusammenkünfte zwischen den Beiden gestalteten sich, so selten sie stattfinden konnten, immer unerquicklicher. Mit Keulen schlug der Hauptmann das Vertrauen seines Sohnes todt, und war dann außer sich darüber, daß ihm auch der keines entgegenbrachte.

Ein Wort Leo's über die Mühsal, die Verantwortlichkeit seines Berufes, und Klinger triumphirte: „Deine Sache! Warum hast Du ihn gewählt!"

Kam der Sohn mit heiterer Stirn, ruhig und zufrieden, dann wurde er am schlechtesten empfangen. Er konnte das Leben freilich auf die leichte Achsel nehmen, er, den sein Amt jeder Verpflichtung gegen die Familie enthob, der nie für eine Frau, für ein Kind, immer nur für das liebe Ich zu sorgen haben werde.

Leo hatte die Priesterweihen empfangen, versah seit Jahresfrist eine äußerst bescheidene Caplanstelle in einem niederösterreichischen Dorfe. Immer spärlicher flossen die Nachrichten aus der Heimath. Er trug das bedrückende Bewußtsein

mit sich herum, das Herz seines Vaters sei schwer von unausgesprochenem Groll gegen ihn. Da kam endlich als Antwort auf seine vielen Anfragen ein kurzer vom Schullehrer geschriebener, vom Hauptmann dictirter Brief.

„Ich bin zwar ganz gesund," hieß es darin, „in meinem Alter kann man aber jeden Augenblick abberufen werden, und es ist gut, sich bei Zeiten vorzusehen für die letzte Reise. Da ich nun schon einen Sohn habe, der Geistlicher ist, so möchte ich auch von ihm die Tröstungen der Kirche empfangen."

Zwei Tage später war Leo da. So früh hatte man ihn nicht erwartet. Der Vater sah ihn voll Staunen an, die Tante schlug halb freudig, halb erschrocken die Hände zusammen und stammelte: „Leo! . . . Hochwürden!"

Was waren sie alt geworden, die Zwei! Im Sterbezimmer Frau Elisabeth's, vor ihrem Arbeitstischchen saßen sie neben einander, die sonst unermüdlich fleißige Tante am hellen Sommernachmittag mit gekreuzten Händen, der Greis in seinem farblos gewordenen Militärpaletot, kahl und gebeugt, ein gebrochener Mann.

„Wir haben heute nichts Warmes zum Nachtmahl," sagte Philomena, stand auf, legte die Rechte auf die Lehne des Sessels und sah den Neffen voll Verlegenheit, Bewunderung und Ehrfurcht an. Plötzlich besann sie sich und wollte einen Sessel für ihn herbeiholen, denselben Holzsessel, auf dem er als Knabe die Nacht vor dem Tode seiner Mutter zugebracht hatte, und trotz des Vorsatzes, wach zu bleiben, fest eingeschlafen war, zu ihren Füßen, mit dem Kopf auf ihrem Bette . . . Dort stand es noch . . . Er mußte sich zusammennehmen, um nicht darauf zuzustürzen. Fast unhörbar traten die Worte: „Mutter! Meine liebe Mutter!" auf seine Lippen. Wenn sie noch lebte, welcher Empfang wäre ihm zu Theil geworden!

Der Vater begrüßte ihn mit den Worten: „Die Geistlichkeit hat's gut, beim Militär ist ein Urlaub nicht so schnell zu haben." Es freue ihn recht sehr, seinen Sohn kräftig und gesund zu sehen und auch vergnügt, wie ihm scheine; etwas mehr Zeit hätte er sich aber lassen können. Besonders eilig sei es mit dem Beichten nicht.

Es kam aber doch bald dazu, schon am nächsten Morgen. Der Doctor, der den alten Herrn regelmäßig besuchte, war bald nach der Ankunft Leo's dagewesen und hatte gesagt: „Ich an Ihrer Stelle würde mich jetzt gleich ins Reine setzen mit unserem lieben Herrgott. Einen besseren Fürsprecher als den eigenen Sohn können Sie nicht finden," und mit schlauer Miene hinzugesetzt: „Es ist nur die Frage, ob Sie dem sein Urtheil zu fürchten haben."

Das entschied. Leo erhielt vom Vater den Befehl, alle Vorbereitungen zu treffen; nicht nur beichten, auch communiciren wollte er; er war auch jede Stunde bereit, die heiligen Sterbesacramente zu empfangen. Das mag der Sohn, der Arzt, das ganze Dorf im Voraus wissen, sprach er erregt, Geheimthuerei sei nicht seine Sache.

Als Leo am nächsten Morgen in das Zimmer seines Vaters getreten war, hatte er ihn aufrecht im Bette sitzend gefunden. Das vertrauliche Lächeln, das die Lippen des Greises umschwebte beim Anblick seines Sohnes, der im Chorhemd, mit umgehängter Stola vor ihm erschien, erstarb vor der wehmüthig feierlichen Miene des jungen Priesters. Todtenblaß und bebend sprach er den

Segen über den alten Mann, und der empfing ihn voll Andacht, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Vor Allem höre, geistlicher Herr, und lieber Sohn: Ich bin ein armer sündhafter Mensch, wie Du, wie alle Menschen überhaupt. Eines besonderen Unrechts wüßt ich mich nicht anzuklagen. Ich hab immer gethan, was recht war, aber geworden ist mir mein Recht nicht. Ich hab' für gute Dienste schlechten Lohn geerntet, und für große Liebe nicht die kleinste Erwiderung. Auf Erden hat's für mich keine Gerechtigkeit gegeben, so erwarte ich sie denn von meinem gnädigen Gott im Jenseits. Die Meisten fürchten die Vergeltung, ich hoff' auf sie. So ruhig wie ich kann nicht Jeder hinübergehen." Unmittelbar an diese Worte fügte er die übliche Formel und eine Beichte etwas seltsamer Art an, und schloß: „Alle meine wissentlichen und unwissentlichen Sünden . . ."

„Unwissentlichen," wiederholte Leo, es kam mit einem Schmerzens- und Angstschrei aus seiner Brust, „meine unwissentlichen Sünden!"

„Sind mir von Herzen leid," fuhr Klinger fort, „und ich verspreche, lieber zu sterben, als Gott wissentlich zu beleidigen."

Leo war auf beide Kniee gesunken und hatte mit unaussprechlich heißer Inbrunst gebetet: „Allbarmherziger! Du hörst ihn. Seine unwissentlichen Sünden! Verzeih, Allbarmherziger, nimm Dein mit Blindheit geschlagenes Kind in Gnaden auf!"

Und er hatte ein seliges Gefühl der Erfüllung gehabt, als er sich erhob von seinen Knieen. Unbegrenztes Vertrauen, höchster Muth durchdrangen und beseligten ihn.

Dieses herrliche Bewußtsein des Zusammenhangs mit seinem Schöpfer hatte ihn immer treu erhalten in der Pflichterfüllung, siegreich in der Versuchung. Als er die Entfernung der Fixsterne von der Erde zu ermessen begann, als unser Sonnensystem ihm zusammengeschrumpft war zu einem Punkt im All, auch da hatte sein Glauben nicht gewankt. Und heute stand er am offenen Fenster und sah zum sternenübersäten Himmel hinauf, und der Anblick, der ihn sonst hoch über sich selbst erhoben hatte, drückte den in qualvoller Herzensnoth ringenden Mann nieder — nieder bis zur Verzweiflung.

V.

Am frühen Morgen klopfte der Pfarrer an die Thür Leo's. Der alte Herr sprach mühsam, Schauer durchfröstelten ihn.

„Ich kann nicht auf die Kanzel," sagte er, und glitt mit seiner breiten, sehnigen Hand über die Stirn. „Gestern war die Predigt fertig in meinem Kopfe, jetzt sind alle Gedanken fort, bis auf einen einzigen . . . Du mußt predigen, Du mußt ihnen den Text auslegen: ‚Jesus weint über Jerusalem.' Das Hochamt will ich selbst lesen, ich will beim feierlichen Gottesdienst für einen Verirrten beten."

Er hatte sich auf einen Sessel sinken lassen: „Ja — der eine Gedanke frißt alle anderen auf."

„Ich hätte schweigen sollen," sagte Leo finster.

„Nein! nein! . . . die Wahrheit über Alles" . . . Er unterbrach sich, er sah rathlos zu seinem Cooperator hinauf: „Oder nicht? Führt das Suchen nach Wahrheit auf Irrwege? — Wozu dort nach Wahrheit suchen, wo sie längst gefunden ist? Die Wahrheit," rief er, „die gut genug war für große Propheten, wird auch für Dich gut genug sein."

Er erhob sich, er klopfte dem Freunde liebreich auf die Schulter und sprach ermunternd und flehentlich:

„Befestige Dich wieder im Glauben!"

Jede seiner Mienen und Gebärden bat um ein Zeichen der Zustimmung, der Theilnahme wenigstens, mit den Sorgen, die ihn quälten. Leo konnte es ihm nicht geben, er hätte es heucheln müssen. Er geleitete ihn zurück in seine Stube, verließ ihn schweigend und dachte: — „ein Funken Verständniß wäre mehr als all' diese Güte und Liebe."

In dumpfer Versunkenheit ging er an sein Tagewerk und erwachte erst aus ihr, als die Kirchenglocke zur Predigt rief. Noch nie hatte er die Kanzel unvorbereitet betreten, für den gewissenhaft erwogenen Inhalt seiner Rede immer die klarste, einfachste Form gesucht, mit unermüdlichem, oft bis zur Pein gesteigertem Fleiße, und immer sich selbst die Schuld gegeben, wenn es ihm nicht gelungen war, zu rühren und zu ergreifen. Heute wußte er nur, daß er sprechen werde und über welchen Text.

Die Kirche war von einem verwilderten Rasenplatze, dem ehemaligen Kirchhofe, umgeben. Eine niedere Mauer schloß ihn gegen die Straße, den Pfarrgarten und gegen die angrenzenden Felder ab. Seine beiden Zugänge aber standen Tag und Nacht offen. Ein breites Gitterthor, das in gerader Linie zum Portale der Kirche führte, bildete den einen, den anderen jenseitigen ein hölzernes Pförtchen, zu dem man vom Pfarrhofe aus über einige Stufen und von dort zur Sacristei gelangte. Als Leo den betrat, bot sich ihm der altgewohnte Anblick. Die weibliche Dorfbevölkerung strömte scharenweise ins Gotteshaus hinein, die Männer, Gruppen bildend, ließen sie vorbei defiliren und schickten sich an, das Ende der Predigt im Freien abzuwarten. Junge Burschen lagen faul ausgestreckt im Grase. Sie blickten zur Seite, als Leo vorüberging. Jeder von ihnen grüßte schon von Weitem, wenn er dem Cooperator allein begegnete; in großer Gesellschaft aber genirte sich die goldene Jugend, höflich zu sein. Einige ältere Männer zogen die Hüte, am freundlichsten that's ein auffallend großer, schöner Mensch mit offenem Gesichte und ehrlichen Augen. Zimmermann hieß er und war er, und hatte durch einige Jahre die Bürgermeisterstelle bekleidet. In dieser Zeit wurde die Gemeinde ihre Schulden los. Bei der Wiederwahl fiel er aber durch. Wer mit sich nicht reden läßt, wer nicht einsieht, daß eine Hand die andere waschen muß in jedem Gemeinwesen, den setzen sie in Schlan aus eigenem Antriebe nicht zum Vorgesetzten ein. Mehrere Bauern und Gewerbsleute, auch der Müller gehörte zu ihnen, verloren sich hinter der Kirche, als sie den Geistlichen kommen sahen; andere wünschten offenbar, von ihm bemerkt zu werden: „I wart' nur, daß 's anfangt, dann geh i glei hinein," sagte ein dicker Wirth mit militärisch zugeschnittenem Schnurrbarte absichtlich laut zu seiner Umgebung. Und nun, knapp vor der Thüre der Sacristei, lief ein kleiner Junge mit rother Nase

und weit abstehenden rothen Ohren auf den Priester zu, ihm die Hand zu küssen, und ein Weib knickste und knickste, als wollte es sich in den Boden hinein knicksen. Es war die Schober, die Mutter des Jungen, — Leo's Augen funkelten zornig, er biß die Zähne zusammen und ging vorbei.

Bald darauf betrat er die Kanzel, betete, erhob sich und blickte zu den Versammelten nieder. Die Bänke der Frauen waren dicht besetzt, die der Männer wiesen große Lücken auf. Nun wackelte mit geschäftiger Miene der Müller herein, besprengte sich mit Weihwasser und beugte das Knie vor dem Altare. Ihm folgte einer von Denen, auf die er sich gestern berufen hatte, ein Sündengenosse. Einer, der dieselben Wege ging, wie er, und eben so unbehelligt — nicht nur von Außen, auch durch das eigene Gewissen. Gelassen ging er seinem Platze in der Kirchenbank zu, setzte sich bequem hin und sah aus wie ein Patriarch mit seinem kahlen Schädel, seinem silberweißen Barte und dem tiefen Seelenfrieden, den sein wettergebräuntes Gesicht widerspiegelte.

Den Priester überlief's, ein Grauen ergriff ihn. —

Der Frieden, der ihn anträumte aus diesem Menschenantlitze, war der Frieden des Thieres. Er wandte sich ab, er richtete den Blick auf das Landschaftsbild, das, vom offenen Kirchenthore umrahmt, in heller Schönheit glänzte, und begann zu sprechen. Langsam und schwer. Er mußte mit Gewalt bei jedem Worte eine Last heben, die ihm erdrückend auf der Brust lag, und alle seine Kraft aufbieten, um sich die Herrschaft über seine Stimme zu erkämpfen. Allmälig aber begann diese sonst so milde Stimme zu dröhnen und schwoll immer mächtiger an zu einer Stimme des Zornes, die zum Himmel schrie, nicht um Sühne — hinter der Sühne birgt sich die Verzeihung —, um Rache. Jesus weinte über die Verworfenheit der Menschen, aber seine heiligen Thränen flossen umsonst; die Sünde wuchert weiter und fordert die ewige Gerechtigkeit heraus. Leo wies ihr unerbittliches Walten nach. Die reifsten Gedanken seines Geistes, die tiefsten Empfindungen seiner Seele lebten in ihm auf und hinterließen eine leuchtende Spur. Wie Wolken hatte sich's auseinander geschoben vor seinem inneren Auge, wie auf einem Bilde sah er mit wunderbarer Deutlichkeit verzeichnet den oft verhüllten, immer unauflöslichen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Schein ist nichts. Aeußeres Gelingen, blühende Gesundheit, lärmende Freude — dabei kann im Inneren die Verzweiflung wohnen und nach und nach Alles rings um sich herum verzehren, wie ein still glimmendes Feuer. Jede vergeblich über Euch vergossene göttliche Thräne wird zum Flammenstrom, in den der Engel des Gerichtes die Rechte taucht und damit an Euere Herzen schlägt, und, mögen sie dreifach gepanzert sein durch Kaltsinn, Stumpfheit, Verstocktheit, einen Brand hineinwirft, vor dem, was Ihr Lust und Glück nennt, wie Zunder in Asche fällt.

Mächtiger mit jedem Satze wurde seine Rede, und der Ton seiner Stimme klangvoller; sie drang ins Freie und lockte allmälig die draußen Gebliebenen herein. Viele, besonders die jungen Burschen, kamen lächelnd, mit Mienen, die spöttisch sein sollten, aber sich sehr bald in verlegene und bestürzte verwandelten.

Der Engel des Gerichtes, von dem der Priester sprach, das war er selbst! . . . So erschien er ihnen, wie er dort auf der Kanzel stand, in furchtbarer Schönheit, marmorblaß, mit glühenden Augen.

Und als ein Richter fühlte er sich. Ihm war, er brauche nur die Hand auszustrecken, um all' die Verworfenheit, die ihn umgab, in den Abgrund zu schmettern.

Kein Plätzchen war mehr unbesetzt in der Bank der Männer, hinter den Bänken im Eingange, vor dem Eingange drängten sie sich. Bange Betroffenheit, Sehnsucht nach einem befreienden Worte lag auf allen Gesichtern, leise und unheimlich ertönte manchmal ein trockenes Aufschluchzen, ein angsterpreßter, sofort unterdrückter Schrei.

Aber den Priester auf der Kanzel überkam nicht eine barmherzige Regung. Dräuend blickte er von seiner Höhe herab. Die Selbstanklage schwieg, die Demuth war todt. Er durfte verwerfen, es kam ihm zu, ihm, dem im Streite wider sich selbst unerbittlichen, unermüdlichen Ringer, der feigen Stumpfheit gegenüber. Sein Kampf stellte ihn über Alle. Einmal streifte sein Blick den zweier zu Tode erschrockenen Mädchenaugen, die zu ihm hinaufflehten; einmal glitt er über ein dunkles Männerangesicht, das ihn anstaunte und mit dem trotzigen Schrecken eines ungerecht Angeklagten fragte: Wie komm' ich dazu?

Du rührst ihn nicht, kleine Vroni, Du fragst umsonst, armer Seppl. Auch die Gerechten bestehen vor diesem Kämpfer nicht.

Er schloß, er kniete, betete stumm und lang, die Stirn auf die Kanzelbrüstung gepreßt.

Kein Aufathmen wurde in der Kirche hörbar, kein Laut, bis die ersten Orgelklänge sie durchrauschten und das Hochamt begann.

Als Leo den Betstuhl neben dem Altare betrat, hatte schon ein Fremder darin Platz genommen, ein halb weltlich gekleideter Geistlicher, von stattlichem Aussehen, der, vertieft in sein Andachtsbuch, den stummen Gruß des Cooperators unerwidert ließ. Auf den Priester am Altare warf er aber von Zeit zu Zeit einen scharf beobachtenden Blick. Dem alten Herrn wurde das Darbringen des heiligen Meßopfers heute recht schwer. Mühsam ließ er sich auf die Kniee nieder, noch mühsamer erhob er sich. Mit der Brille hatte er auch immerfort zu thun, er mußte sie öfters herabnehmen, um sie abzuwischen, seine Augen sahen gar müd' aus, und einmal fiel eine schwere Thräne auf das Meßbuch, über das er sich beugte.

Leo wußte wohl, für wen der Greis heute mit so ganz besonderer Innigkeit und Inbrunst betete.

Das Hochamt dauerte ungewöhnlich lange, erschöpft kam der Pfarrer in die Sacristei und verließ sie, auf seinen Cooperator gestützt, der, den Greis geleitend, voll Besorgniß zu ihm niederblickte.

Die Kirchenbesucher, die sonst nicht eilig genug den Ausgang, der auf die Dorfstraße, das heißt in die Nähe des Wirthshauses, führte, gewinnen konnten, mäßigten heute ihre Ungeduld. Sehr Viele machten sogar den Umweg um die Kirche, um die geistlichen Herren, die ihrem Hause zugingen, zu begrüßen. Das war sonst fast ausschließlich die Sache der Armen und Bresthaften und etlicher Betschwestern und Betbrüder, die sich der Gunst des Pfarrers nicht zu rühmen hatten. Selten ersparte er ihnen die Worte des Erlösers: „Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir."

Plötzlich befanden der alte Herr und sein Führer sich in einem Gedränge. Die Leute wichen langsam aus, alle grüßten. Die zwei Hoffärtigsten, der Bürgermeister und der Gemeinderath Steindl, der Besitzer des Steindlhofes, der dem Koglerhofe nicht viel nachgab, zuerst, dann die Anderen, und ein Gemurmel entstand. Fast Jeder hätte den Geistlichen etwas zu sagen gehabt und sah sie darauf an, scheute sich aber, sie anzusprechen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Nur der Müller kratzfußte und begann in verbindlichem Tone: „Habe die Ehre, einen . . .," wurde erdfahl unter dem Blicke Leo's, und die Stimme versagte ihm. Er stieß die Schober, die dicht neben ihm stand, mit dem Ellbogen fort, und sie wieder suchte sich loszumachen von ihrem Buben, der sie am Rocke festhielt. Ueber Nacht war er die Fabel des Dorfes geworden; der Zank zwischen seiner Mutter und dem Müller mußte versteckte Zeugen gehabt haben. Erwachsene und Kinder ertheilten dem Schober Franzl im Vorübergehen Rippenstöße und Püffe. Der Sohn des Zimmermanns, ein hübscher Bursche von fünfzehn Jahren, der das Käppchen aufs linke Ohr geschoben und hinter das rechte eine blutrothe Nelke gesteckt hatte, versetzte ihm einen Tritt und schimpfte ihn „Hendelschinder".

Nun ließ eine dünne, messerklingenscharfe Stimme sich vernehmen: „Platz für den Herrn Pfarrer!" befahl sie. „Treisinger, Vogler, drängt nicht so! Platz für den Herrn Pfarrer und den Bezirksrichter!"

Er selbst rief's, der kleine alte Beamte, und schwenkte, um sich bemerkbar zu machen, seine Kopfbedeckung in der Luft. Die Leute gaben Raum, er gelangte in die vorderste Reihe, und die weltliche und die kirchliche Behörde tauschten herzliche Händedrücke: „Ich komme heute noch zu Ihnen," sagte Leo leise. Der Bezirksrichter nahm eine bärbeißige Miene an. „Wegen der G'schicht mit dem Schober-Franzl. Das is eine G'schicht. Größte Energie durchaus nothwendig. Ich bin für häusliche Züchtigung, bei so einer G'schicht."

Nochmalige Händedrücke, und die Priester setzten ihren Weg fort, jetzt ungehindert, denn der Zimmermann ging voraus und stieß Jeden, der nicht gleich auswich, nach rechts und links zur Seite. Das Gartenpförtlein war vom Wind halb zugelehnt worden, der emeritirte Bürgermeister schob es zurück und sprach laut zum Cooperator: „Heute haben Sie es ihnen gegeben, Hochwürden!"

Der Pfarrer blieb abermals stehen, drohte sanft mit dem Finger und flüsterte, nur dem Angeredeten verständlich: „Ei, ei, Zimmermann, lieber Freund, hat Er das Evangelium vom Zöllner und vom Pharisäer vergessen?" Er wandte sich und erblickte nun, an den Pfeiler des Pförtchens gelehnt, die kleine Broni und dicht hinter ihr die Kogler-Bäuerin. Vergeblich hatte Seppl gemahnt, es wäre Zeit nach Hause zu fahren, die Pferde ständen eh' schon lang g'nug im G'schirr. Broni widersetzte sich. Daß man ihr in aller Gottesfrüh' die Erdbeeren aus dem Pfarrhof zurückgeschickt hatte, ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte den Herrn Pfarrer sehen, ihn fragen, ob er denn bös' auf sie sei, und warum? . . . Die Erdbeeren, die furchtbare Predigt, standen sie vielleicht in einem ihr unerklärlichen Zusammenhang?

„Ich möcht' so gern auf den Herrn Pfarrer warten," hatte sie inständig gebeten, und die Mutter hatte nachgegeben, und der hölzerne Seppl hatte die Broni angeschaut, daß ihr der Athem völlig ausgegangen war, und gesagt: „Ja

so, Sie muß warten wegen 'n Alten," und sich auf dem Absatz umgedreht und zu der Koglerhof-Equipage begeben, die unter der Obhut des Wirthshausknechtes auf der Straße stand.

Leo erschrak vor der Angst, mit der Broni ihn rasch ansah. Ihre Wangen brannten, die seinen überflog eine schwache Röthe. Und nicht nur der Anblick Broni's, auch der der Bäuerin setzte ihn in Verwirrung. Sie grüßte ihn fremd und scheu, nachdem sie dem Pfarrer mit einem ihr eigenthümlichen, würdevollen und traurigen Neigen des Hauptes ihre Ehrfurcht bezeugt hatte.

Thalberg sprach sie lebhaft und freundlich an: „Wie geht's zu Hause? Ein Bissel besser? Das freut mich. Sie wissen ohnehin, aber ich wiederhol's doch: Wenn der Bauer heut' oder morgen wünschen sollte, mich zu sehen, Sie brauchen nur schicken, — der alte Seelenhirt ist immer da. — Und Sie Bronerl, verzeih' Sie mir, daß ich Ihr schönes Präsent zurückgeschickt habe. Nahrungsmittel, weiß Sie, darf ich nicht annehmen. Aber den schönen Almenrausch, mit dem Sie Ihre Erdbeeren aufgeputzt hat, den hab' ich mir behalten. Er steht im Glas auf meinem Fenster, Sie kann ihn vom Garten aus sehen. Gott befohlen! Gott befohlen!" wiederholte er, als die Kleine sich über die Hand, die er ihr gereicht hatte, beugte und ihre Lippen in demüthigem Kusse auf ihr ruhen ließ.

Schweigend durchschritten die Geistlichen den Garten. Dem Greise war das Herz schwer. Sein Cooperator, der Mann des Friedens, hatte sich ihm gestern und heute in entsetzlichem Lichte gezeigt. Abtrünnig, glaubenslos und ohne Erbarmen mit der Schuld des Nächsten. Was wird jetzt noch geschehen? Was wird die Unterredung, die ihm mit diesem ganz verwandelten Menschen bevorsteht, bringen?

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer Thalberg!" rief's plötzlich hinter ihm, und er wandte sich um.

Der Fremde, derselbe Priester in halb weltlicher Kleidung, den Leo in der Kirchenbank getroffen hatte, näherte sich mit großen Schritten: „Kennen Sie Ihren einstigen Caplan nicht mehr?"

„Pater Pinzer!" Thalberg schrie es fast, entschuldigte sich aber sogleich: „Das heißt, Herr Consistorialrath. Du bist, Sie sind ein großer Herr geworden, in den Jahren — wie viele sind's nur? — in denen wir einander nicht gesehen haben. Willkommen! das ist doch schön, daß Sie sich meiner noch erinnern. Woher des Wegs? Wie geht's? Na, wie soll's gehen? Gut geht's ihm. Sie sehen ja prächtig aus!"

Wie neu belebt vor Freude hieß er seinen Gast eintreten und vorausgehen mit Leo, indeß er selbst sich in die Küche begab und triumphirend ausrief:

„Besuch, Frau Sperber! Frühstück, Frau Sperber! schnell und ausgezeichnet! Was für ein Glück, daß heut' Sonntag ist. Wir haben Brezeln."

„Zum Gerstenkaffee," sagte die Wirthschafterin. „Echten gibt's nicht bei uns."

„So gehen Sie zum Kaufmann, Frau Sperber! gehen Sie, laufen Sie! Wissen Sie, wer da ist? Der Pinzer, der Pater Pinzer, Madame!"

Sie lachte: „Unser ehemaliger Caplan? Das war ein lustiges Herrlein!"

„Ist jetzt ein großer Herr: Con=si=sto=ri=al=rath.“ Thalberg sprach jede einzelne Silbe mit feierlichem Nachdruck aus. „Stellen Sie sich das vor, wenn Sie können, und warten Sie ihm mit einem Frühstück auf, das sich gewaschen hat.“

„Wir haben um und um nichts im Haus,“ erwiderte die Wirthschafterin. „Daß Sie auch so sind, Hochwürden! Die Erdbeeren von der kleinen Broni, die könnten wir jetzt brauchen, die möchten uns den Tisch aufputzen. Aber so was darf's ja bei uns nicht geben. Außer dem Schmalhans dulden Hochwürden keinen Küchenmeister.“

„Sie werden schon machen. Ich verlass' mich auf Sie, Frau Sperber, eine solche Hausfrau! barbe bleue!“

Seelenvergnügt und ach, wie dankbar, daß er nur wieder einen Grund hatte, vergnügt zu sein, ging er, seinen lieben und hohen Gast zum zweiten Mal willkommen zu heißen.

Dieser bemühte sich eine Zeit lang umsonst, das Gespräch, das der Pfarrer immer von Neuem auf ihn zurückführte, auf die kirchlichen und Gemeindeangelegenheiten Schlans zu lenken.

Vom Kaffee, den Frau Sperber voll Stolz servirte, und der pur und echt war, wollte er durchaus nur eine Tasse nehmen. Thut sich gewiß einen Abbruch, indeß ich schwelge, dachte Thalberg, und konnte nicht umhin, den Würdenträger seiner Hochachtung zu versichern und auch nochmals zu sagen:

„Eine schönere Ueberraschung als Ihren Besuch hätte ich nicht haben können.“

„Mich wundert nur, daß es eine Ueberraschung ist,“ versetzte der Consistorialrath. „Ich war angesagt. Seine bischöfliche Gnaden, dessen allerherzlichste Grüße ich mündlich wiederholen soll, haben mich brieflich ansagen lassen. Ist das Schreiben nicht eingetroffen?“

„Das Schreiben?“ — Der Greis gerieth in Bestürzung — „Doch“, stotterte er. „Das Schreiben mit dem großen Siegel — das habe ich erhalten . . .“

Aber noch nicht gelesen, sagte sich der Gast im Stillen, ich kenne Dich, mein Alter. Du scheust die Gemüthsbewegungen. Das große Siegel hat Dir imponirt, und ganz rein ist Dein Gewissen nicht. Eine Weile weidete er sich an der Verlegenheit Thalberg's, dann that er, als hätte er dessen letzte Worte überhört: „Der Brief wird sich verspätet haben. Kein Wunder; die Wege hier sind unter aller Kritik. Ich bin über Ols gekommen. Dieses Nest ist doch hier eingepfarrt. Sie riskiren den Hals, so oft Sie hinüber fahren. Wär's denn nicht Sache Ihrer Gemeinde, den Weg in gutem Stand zu halten?“

„Ja ja, freilich. Aber wissen Sie, ich fahre nicht, ich gehe, und wenn der Weg im Winter gar zu schlecht wird für mich, dann geht mein Cooperator.“

Pater Pinzer schüttelte den Kopf: „Sie haben das Recht zu fordern, daß der Weg unterhalten werde, und ein Recht soll man ausüben. Mit Strenge, wenn's nöthig ist. Ganz aufrichtig, Verehrter, ich bin geschickt worden, um Sie aufmerksam zu machen, daß die Leute Ihre Nachsicht und Güte mißverstehen und mißbrauchen. Es gibt räudige Schafe in Ihrer Herde.“

Der Pfarrer warf Leo einen ängstlichen Blick zu, der deutlich sprach: Das wissen sie schon dort oben!

„Gesindel," fuhr der Consistorialrath fort, „das anonyme Briefe schreibt, in denen Sie verleumdet werden."

„Verleumdet, ich? —" Thalberg hatte ein unbeschreiblich sanftes und gleichmüthiges Lächeln: „Vielleicht nicht verleumdet — ich muß selbst meine räudigen Schafe in Schutz nehmen —, vielleicht nur angeklagt."

„Sie haben gut scherzen, Herr Pfarrer. Seine bischöfliche Gnaden, Ihr Schulkamerad, Ihr treuer Freund, der Sie liebt und hochhält, läßt Sie aber doch warnen. Un homme avisé en vaut deux."

Er sagte den letzten Satz in sehr gutem Französisch, und Thalberg konnte ihn nicht genug bewundern: „Nein, was Sie für Fortschritte gemacht haben! Mein ehemaliger Caplan spricht französisch wie ein Botschafter," rief er aus, „und ich — ich hab's über ‚barbe bleue' nicht gebracht!"

Etwas ungeduldig über die Unterbrechung, fiel Pater Pinzer ein: „Darf ich die ‚Anklagen' vorbringen? darf ich gleich mit der schwersten anfangen? . . ."

„Fangen Sie an," erwiderte Thalberg munter.

„Man hat uns geschrieben, Sie hätten vor sechs Wochen eine Selbstmörderin auf dem Friedhofe begraben. Nun bin ich sogleich nach der heiligen Messe hingegangen, komme von dort und habe das Grab gefunden, die Daten stimmen. Die Hauptsache wird nicht stimmen. Die Todte war keine Selbstmörderin."

„Doch, lieber Herr Consistorialrath, doch," versetzte Thalberg mit einem tiefen Seufzer. „Unser Doctor hat zwar constatirt, daß die That in einem Zustand von Unzurechnungsfähigkeit begangen wurde, und das strengste kirchliche Gericht müßte mich absolviren; meine Ueberzeugung aber ist: das Mädchen war bei Sinnen, wie sie in den See gegangen ist."

Pater Pinzer spreizte die ausgestreckten Arme gegen den Tisch und sprach: „Darüber zu entscheiden ist Sache des Arztes, Sie hatten sich an seinen Ausspruch zu halten."

„Ich hätte die Unglückliche unter allen Umständen begraben, und Sie hätten es auch gethan, und Seine bischöfliche Gnaden hätten es gebilligt. Einer, der unserem Stand angehört, darf den Stab über sie nicht brechen."

„Einer, der unserem Stande angehört?" wiederholte Pinzer betroffen.

„Es ist eine traurige Geschichte . . . Schwere Strafe für freilich schwere; schwere Schuld . . . Aber die zwei Menschen waren gar jung, und er hat sich seinen Beruf nicht ausgesucht, er ist gezwungen worden."

„Wie kann man sich zwingen lassen?" versetzte Pinzer wegwerfend.

„Ja, wie kann man sich zwingen lassen? — Je nun, um so trauriger. Die Lina war ein schönes Mädchen, und das Kind so braver Leute, wie man hier nicht viele findet, des Frieselbauers und seiner Frau. Nach dem Tod der Eltern, die früh gestorben sind, haben die Lina und ihre vier Brüder miteinander weiter gehaust. Es sind rabiate Burschen, aber die Schwester hat über sie nicht zu klagen gehabt, und so ist Alles gut gegangen, bis der Aelteste, der Loisl, geheirathet hat. Da war's aus. Die Schwägerinnen haben sich nicht vertragen. Zuletzt kam's so weit, daß die Lina sich entschloß, zu einer alten kränklichen Tante in Tirol, die vor Kurzem wieder um sie geschrieben hatte, zu ziehen.

„Ins Frieselhaus ist aber nach ihrer Abreise der Frieden doch nicht eingekehrt.

„Die Brüder, und der Loisl am meisten, haben der Frau nicht verziehen, daß die Lina ihretwegen in die Fremde mußte. Von der ist im Anfang alle heiligen Zeiten einmal ein Brief eingetroffen, dann ein ganzes Jahr lang keine Nachricht. Auf einmal ist sie selbst da . . . Vor der Pfarrei zusammengebrochen, mit der Stirn auf der Schwelle hat die Sperber sie gefunden. Das stolze Mädel, mit der Stirn auf der Schwelle.

„Wie das unselige Geschöpf bei mir angeklopft hat, so hat's vorher schon angeklopft gehabt bei seinen Brüdern, und die haben sie fortgejagt, grausam, und — nun", — Thalberg unterbrach sich, um in unsagbar milder und entschuldigender Weise fortzufahren: „Sie haben halt immer geglaubt: Eher fällt der Himmel ein, als daß unsere Schwester etwas Unrechtes thut.

„Und da kommt sie so zurück.

„Es war eine entsetzliche Verwirrung in ihr. Sie hat immer gesagt: Ich bin die Schuldige, ich hab' ihn unglücklicher gemacht als er mich, und nicht zugegeben, daß der Schuldigere der ist, der die Pflicht hat zu sorgen für die Seelen."

„Hat sie Beweise gehabt?" fiel Pinzer ihm ins Wort.

„Ja, Briefe, die sie mit den paar, vor der Flucht aus dem Haus der Tante zusammengerafften Sachen bei den Brüdern liegen gelassen hat, nach dem schrecklichen Auftritt mit ihnen. Ich bin gleich hin gegangen, mir diese Schuldbeweise auszubitten, aber die Frieseln sind gegen mich nicht viel anders gewesen als gegen die arme Lina. So hab' ich nichts thun können, als ihr unterdessen ein Obdach verschaffen, für sie sorgen und denken: kommt Zeit, kommt Rath.

„Da werd' ich eines Tags mit der schrecklichen Nachricht geweckt.

„Der Todten haben die Brüder den Einlaß ins Vaterhaus nicht mehr verweigert. Wie ich eintrete, liegt sie mitten im Zimmer auf der Bahre, und die vier wilden Kerle, Menschen wie die Bäume, stehen daneben. Dem ältesten sind große Thränen langsam über die Wangen geflossen, der jüngste, der Hansl, hat laut geschluchzt . . . Sie waren sehr verwundert und sehr betroffen, wie ich wiedergekommen bin; das hätten sie nicht erwartet nach dem Empfang, den sie mir vor ein paar Tagen bereitet hatten. Sie haben die Köpfe zusammen gesteckt und gewispert; dann tritt auf einmal der Loisl auf mich zu und sagt: Wir haben die Briefe, an denen Ihnen so viel liegt, in der Zeitung abdrucken lassen wollen. Wenn Sie uns aber die Schwester in g'weihter Erde begraben, geben wir Ihnen die Briefe heraus; machen's mit ihnen was s' wollen."

„Und was haben Sie damit gethan?" fragte Pinzer eifrig.

„Auch begraben."

„Das können Sie nicht verantworten, Herr Pfarrer!"

„Mir scheint doch, Herr Consistorialrath; ich sage es Ihnen wieder: Sie hätten es auch gethan, wenn Sie die Briefe gelesen hätten. Angeschrien hat's einen aus jedem Wort: ich bin nicht schlecht, ich bin nur schwach gewesen. Und dann hab' ich ihn auch gesehn. Er war bei mir. Solche Reue thut Wunder; sie hat schon aus manchem schweren Sünder einen Heiligen gemacht."

Eine lange Pause entstand. Jeder wartete, daß der Andere zu reden anfange. Endlich sprach Pater Pinzer in ganz verändertem Tone: „Von den übrigen Denunciationen muß ich Ihnen noch berichten."

„Thun Sie 's in Gottesnamen," erwiderte Thalberg.

„Es wird behauptet, Sie hätten — aus guten Gründen, sind wir überzeugt — einen Bittgang um Regen, den die Leute abhalten wollten, untersagt."

„Auch richtig. Das war im April. Auf dem fürstlich Trauburgischen Gut hinter Ols ist ein Meierhof abgebrannt und am Tag drauf in unserer Nachbarschaft ein großer Bauernhof. Natürlich sollte Alles so geschwind als möglich wieder aufgebaut und unter Dach gebracht werden. Unsere Handwerker, Fuhrleute, Taglöhner, die das ganze Jahr nach Arbeit seufzen, haben reichlich verdient, weder der Fürst noch der Bauer sind Sparmeister, und immer noch war Noth an Arbeitern. Und gerade da wollen die Leute einen Bittgang unternehmen, in der Zeit, in der sie jede Stunde verwerthen können zu eigenem und zu fremdem Nutzen! Und noch dazu hat mein Cooperator, der ein Astronom und ein Meteorologe ist, fast mit Bestimmtheit voraussagen können, daß es innerhalb der nächsten acht Tage ohnehin regnen wird."

„Sie wußten, daß ein Regen zu erwarten war, und unterließen deshalb den Bittgang um Regen? Sehr gut, Hochwürden." Pater Pinzer lächelte etwas ironisch. — „Und nun zur letzten der gegen Ihr Regiment ausgestreuten Verleumdungen. Sie richtet sich übrigens selbst durch ihre Unwahrscheinlichkeit, indem sie uns auftischt, daß Karten gespielt wurde hinter einem Seitenaltar, während Sie auf der Kanzel standen und predigten."

„Dieser Vorwurf trifft," erwiderte der Greis mit schmerzlicher Beschämung. „Ja, ja, das ist vorgekommen, leider. Mein Cooperator hat die Urheber dieses Scandals auf frischer That ertappt und verwarnt."

Der Consistorialrath wandte sich sehr huldvoll an Leo: „Ich bin überzeugt, daß eine von Ihnen ertheilte Verwarnung ihre Wirkung ebenso wenig verfehlt haben kann, wie Ihre heutige Predigt sie verfehlen wird. Ich habe den Eindruck, den sie hervorbrachte, beobachtet, er war mächtig und tief und wird gute Früchte tragen. Und was ich am meisten bewundere, Sie haben nicht einmal mit der Hölle gedroht."

„Ich glaube an eine Hölle in der menschlichen Brust," sprach Leo.

Der Consistorialrath betrachtete ihn sehr ernst, und Thalberg unterbrach das Schweigen durch allerlei Erkundigungen nach Berufsgenossen, von denen er lange nichts mehr gehört hatte. Er war äußerst enttäuscht, als Frau Sperber den Wagen melden kam, der „den hohen Gast" weiter befördern sollte.

„Das ist ja die ganze Frau Sperber. Einmal heißt es: ‚hoher Gast', und dann will sie mich ‚weiter befördern'" sagte Pinzer, begrüßte sie freundlichst, stand auf und erwiderte Thalberg's Bitten, doch noch länger zu bleiben, mit der Versicherung, daß die Pflicht ihn rufe: „Ich muß heute noch Jemandem meine Aufwartung machen, dem ich nicht so überraschend komme wie Ihnen, und der mich gewiß nicht so freudig empfangen wird wie Sie."

Schon im Begriffe, sich zu verabschieden, sagte er plötzlich: „Ich möchte doch auch Ihnen, Herr Cooperator, meinen Besuch machen. Wo wohnen Sie?"

Thalberg blieb in banger Sorge zurück. Wovon werden sie sprechen? Nur kein Wort zu viel, mein armer, ringender Sohn! Er trat ans Fenster und blickte ins dichte grüne Laub der Bäume. Sein Herz war wieder recht schwer.

„Eine Bibliothek, kein Zimmer," hatte der Consistorialrath beim Betreten der Stube Leo's gesagt, nicht Platz nehmen wollen auf dem Sessel, den der Cooperator ihm hinschob, den astronomischen Instrumenten große Aufmerksamkeit gewidmet und noch größere den Büchern auf den Regalen. „In denen steckt ein Vermögen," sagte er, und Leo versetzte:

„Das kleine Vermögen, das mein Vater mit Mühe zusammengespart hat."

„Da sind sie alle," sprach Pinzer, auf eine lange Bücherreihe hindeutend. „Von Kopernikus über die Astronomia nova, die Philosophia naturalis, die Kosmogonie, bis Sciaparelli. Und da steht der große Jesuit neben dem großen Juden. Pater Secchi neben Baruch Spinoza. Die sind mit gutem Bedacht nebeneinander gestellt worden. In einem Punkte hat der Jude recht: alle Wissenschaft führt zu Gott. Wer ihn da nicht findet, ist auf einen falschen Weg gerathen, oder auf halbem stehen geblieben. Nur zu also! nur vorwärts! Und noch Etwas. Ihr alter Herr ist ein besonderer Günstling des Bischofs, man wird ihn hier ganz ruhig absterben lassen. Bleiben Sie so lange seine Stütze, Ihr nächster Schritt wird dann kein kleiner sein."

„Ich bin ohne Ehrgeiz," erwiderte Leo.

Der Consistorialrath sah ihn von der Seite an: „Ich mag nicht fliegen, sprach der im Käfig geborne Vogel. Warten Sie auf das Gefühl, das Sie haben werden nach Ihrem ersten Flug. Es ist etwas Großes um das Bewußtsein, Du hast die Macht, Vielen zum Heil zu verhelfen."

„Hochwürden," rief der Cooperator aus, „das ist 's, was ich suche, das Heil der Anderen und das meine."

Ein stummes, ungemein wohlwollendes Kopfnicken war die Antwort, die er erhielt.

VI.

Noch am selben Nachmittag kamen der Pfarrer, der Cooperator, der Bürgermeister und der Schullehrer beim Bezirksrichter zusammen, um zu berathen, was mit dem Schober-Franzl zu geschehen habe.

Als Vormund des ungerathenen Buben hatte auch der Zimmermann sich eingestellt. Er und der Bürgermeister erhoben Bedenken gegen den Vorschlag des Pfarrers und des Schullehrers, den Jungen in eine Besserungsanstalt zu bringen, und der Bezirksrichter betonte abermals seine Vorliebe für häusliche Züchtigung.

„Die Schober, die Hex', is im Stand und zündt einem 's Haus überm Kopf an, wenn ihr der Bub weggenommen wird," flüsterte der Bürgermeister dem Cooperator zu, neben dem er saß, und der Zimmermann war von der Ueberzeugung nicht abzubringen, wer als ungerathenes Kind in die Besserungsanstalt tritt, kommt als Galgenvogel wieder heraus. Seitdem der Herr Cooperator sich des Buben angenommen, habe er, der Vormund, sich nicht mehr nach ihm „umgschaut und denkt: Wenn im Guten mit Dem was zu richten is,

bringt's der Herr Cooperator zuweg". Im Guten ist aber mit dem Kerl nichts anzufangen, und so will denn er ihn in die Zucht nehmen, vielleicht sogar ins Haus, damit er ihn immer unter den Augen hat. Er kann's thun, Platz hat er g'nug, und daß sein Bub ihm verdorben wird durch den Nixnutz, braucht er nicht zu fürchten. Seinem Buben is der Franzl von jeher z'wider gwest und er hat ihn schon als a kleiner „beutelt", so oft er ihn g'sehn hat.

Der Bezirksrichter hatte während der Rede des Zimmermanns öfters gemurmelt: „So ist die G'schicht!" und verstohlen nach der großen Wanduhr geblickt, die ihm anzeigte, daß seine Tarokpartner seit einer Viertelstunde unten im „Gartensalettel" auf ihn warteten. Er war wie auf Nadeln und sagte eilig mit seiner dünnen Stimme: „Beuteln, Schopfbeuteln, aber nicht mehr als recht ist, sonst haben wir die G'schicht. Ich bin für häusliche Züchtigung, an der Hand des Gesetzes, Paragraph 145, auf eine nicht übertriebene und der Gesundheit schädliche Art. Somit glaube ich, meine Herren" — er sah sich im Kreise um und machte einen schüchternen Versuch, seinen Sessel zu rücken.

Der Pfarrer nahm keine Notiz davon: „Lieber Freund," sprach er zum Zimmermann, „Ihr Sohn hat in der Sache überhaupt nichts zu thun, als sich jeder Feindseligkeit gegen Ihren Mündel zu enthalten. Und Sie selbst, lieber Freund, seien Sie so gut, ergreifen Sie nicht gar zu scharfe Maßregeln, mit Grausamkeit curiren Sie Grausamkeit nicht."

„'s is auch deswegen," setzte der Bürgermeister hinzu, „daß einem das Weib nix anzündt."

Der Schullehrer, der die ganze Zeit über stille Wuth geschnaubt, aber kein Wort gesprochen hatte, rief jetzt: „Ich bleib' bei meiner Meinung: Zwangsarbeitsanstalt, sonst gibt's nichts für den Rangen. Sie übernehmen ihn, Herr Zimmermann, ich wünsch' Ihnen viel Glück dazu, ich hab' keins mit ihm g'habt."

Die Sitzung wurde aufgehoben. Der Zimmermann begab sich zur Schober, um ihr zu verkünden, wer von nun an ihren Buben „zwiefeln" werde. Der Schullehrer und der Bürgermeister gingen nach Ols zum Bier, der Bezirksrichter eilte seelenvergnügt zur Tarokpartie.

Auf dem Heimwege sagte Leo zum Pfarrer:

„Es ist trostlos. Die Leute, die da beisammen saßen, gehören zu den besten in der Gemeinde, und was haben wir bei ihnen gefunden? Gehässigkeit, Feigheit, stumpfe, stumpfsinnige Gleichgültigkeit! Es handelt sich um ein ganzes Menschenleben, um alles Unheil, das es erfahren und bereiten kann, und der Gedanke macht ihnen nicht kalt noch warm . . . Solchen gegenüber hat sogar die Langmuth des Gottmenschen versagt: ‚Die Lauen werde ich ausspeien aus meinem Munde, sprach Er.'"

Eifrig ging Thalberg auf das von Leo angeschlagene Thema ein. Ihm war jedes lieb und recht, nur von der Möglichkeit eines Treubruchs sollte es nicht handeln.

Die Prophezeiung Pater Pinzer's erfüllte sich, die Predigt des Cooperators trug gute Früchte. Einige dörfliche Don Juans faßten den Entschluß, zu heirathen und solide Hausväter zu werden. Leute, die man seit Jahren im Beichtstuhl nicht mehr gesehen hatte, erschienen darin mit allen Zeichen der Reue und

gelobten hoch und heilig Besserung. In der Armenkasse fand sich eine ansehnliche Geldsumme, die seit Jahren nur auf dem Papier gestanden hatte, in Wirklichkeit vor.

Thalberg war glücklich.

„Jetzt kann Er doch nicht mehr leugnen, daß Er einen segensreichen Einfluß auf die Menschen nimmt, daß Er sie zum Guten zurückführt, also zu Gott, Er Glaubensloser!"

„Ja, lieber Vater, ja, meine Predigt hat einigen Eindruck gemacht. Wie bald wird der verwischt sein!"

„Nun, wenn wir bemerken, daß sie rückfällig werden, mußt Du eben wieder auf die Kanzel," sprach der Pfarrer mit einem freundlich bittenden Blick.

Leo schwieg, bei ihm stand es fest, daß er die Kanzel nicht mehr betreten werde; Gericht zu halten über die Gemeinde stand ihm nicht zu, dem ziellos irrenden Zweifler. Und die Sprache der Güte und Milde war an dieses Volk verschwendet.

Den deutlichsten Beweis dafür lieferte ihm Kogler, der doch geistig etwas höher stand als die übrigen Bauern. Gar bald nach seiner Einkehr in sich selbst war er wieder der zornwüthige, für seine Umgebung unerträgliche Mensch von je und immer. Dauerhaftere Früchte trug die Versöhnung zwischen den Ehegatten bei der Bäuerin. Sie brachte jetzt den Launen ihres Mannes eine verzeihende und verständnißvolle Geduld entgegen, die etwas Großartiges hatte und den Kranken, wenigstens für Augenblicke, zu beruhigen vermochte.

Broni lebte auf unter dem Hauch von Wärme, der die frostige Gelassenheit im Herzen ihrer Mutter schmelzen machte, ihr strenges Angesicht überflog und manchmal sogar den Schmerzenszug um ihren Mund verwischte. Da wußte das Kind sich vor Wonne und Entzücken nicht zu fassen. Auf solche Gefühle war es nicht eingerichtet, fand keinen Ausdruck für sie, mußte sich mit stummen Liebkosungen behelfen und mit dummen, zärtlichen Verkleinerungsnamen, die gar nicht paßten auf die würdevolle Erscheinung der Bäuerin. Aber Broni meinte sich die Mutter dadurch näher zu bringen und fand das so schön.

Einmal kam's wie eine Erleuchtung über sie, und sie rief plötzlich: „Mutter, Du und der Herr Cooperator, Ihr seid die höchsten Menschen!"

Das war im Garten an einem Sonntag-Nachmittag. Der Seppl, statt mit den Andern ins Wirthshaus zu gehen, beschäftigte sich damit, junge Bäume auszuschneiden; an einem Werktag hatte er nicht Zeit zu solcher Spielerei.

Bei den Worten Broni's zuckte er nicht, die große Schere bewegte sich so sicher und gleichmäßig in dem Gezweig wie früher. Der hölzerne Seppl machte seinem Spitznamen Ehre. — „Ich bin schon so," dachte er. „Wie's da drin bei mir aussieht, das weißt Du, lieber Gott, Du schaust hinein."

Ein eben so arger Tag für ihn war der nächste. Da mußte er mit dem Wägelchen zwei Stunden weit fahren auf die Eisenbahn, um den Großfuhrmann Poisbrunner aus Nieder-Oesterreich abzuholen. Eine angesehene Persönlichkeit, und erschien als Freiwerber für seinen Neffen, den Michl. Vor ein paar Wochen war der nach Schlan gekommen zum Hochamt, und hatte während des ganzen Gottesdienstes kein Auge von der Broni verwandt, dafür aber auch der Seppl

keines von ihm und vor sich hingemurmelt: „Kommt man dazu in die Kirch? Daß Dich! daß Dich!“ — und nur aus Rücksicht für die Heiligkeit des Ortes den Satz nicht beendet. Jetzt aber kam ein: „Daß Dich der Teufel hol'!“ nach dem andern über seine Lippen. Sie glühten, und der ganze Seppl glühte, und dabei beschimpfte er sich: „Esel, was bildest Dir ein? Hast um und um nix, bist ein Knecht und möchtest die Koglertochter haben?“ Er blinzelte mit unbewußter Selbstironie zur Sonne hinauf und sprach sie an: „Jungfer Sonn', hat Sie vielleicht Lust, die Meinige zu werden?“

Vor dem Stationsgebäude, als der Poisbrunner auf einer Seite ins Wägelchen stieg, wäre er bei einem Haar auf der anderen wieder hinausgefallen, so heftig rissen just in dem Augenblick die Pferde an.

„Hoiho!“ schrie der kleine, kugelrunde Mann, im Gefährt niederfallend, und focht in der Luft herum mit den kurzen, dicken Armen, und strampelte ganz sinnlos mit den kurzen, dicken Beinen. „Hoiho! was für einen Dalken, der nicht fahren kann, schickt mir da der Kogler!“

Statt anderer Antwort knallte Seppl mit der Peitsche über die aufgeregten Eisenschimmel hin, daß das Echo in den Bergwänden widerhallte, und fegte haarscharf an der jäh abfallenden Steile des Weges hin.

„Jo, jo, die Eseln halten sich immer am Rand,“ brummte der Fahrgast, aber dabei regte sich im alten Großfuhrmann der einst eleganteste und kühnste Wiener Trabfahrer, und er bewunderte im Stillen Seppl's Fahrkunst.

Und der dachte: „Wenn ich die Pferd' nit in der Faust hätt', wenn ich dem Hantigen sein'n Willen ließ, unten thäten wir alle liegen und heut käm kein Freiwerber mehr auf den Koglerhof. Freilich, is der nit, is ein Anderer. Donner und Wetter! . . . Und dann is noch Einer . . .“ Da war er recht aufs Lebendige seiner Eifersuchtsqualen gekommen.

Ja, da, der Eine, mit dem es dem Seppl so seltsam erging. Ihr höchster Mensch, wie sie sagte, neben der Mutter. Bis aufs Blut hassen konnte ihn Seppl, so lang' er ihn nicht sah. Sobald er ihn aber erblickte, wenn sie, ganz genau von gleicher Größe, Aug' in Aug' standen, da redete Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit. Die des Knechtes plump und unbeholfen, die des Priesters von höchster, reinster Natur. Und da war's dem Seppl immer, als träte ein Unsichtbarer an ihn heran und legte ihm einen Centner auf jede Schulter, daß er sich beugen mußte, so schwer das einem Hölzernen wird.

In fast ähnlicher Art wie mit dem Cooperator erging es Seppl mit der kleinen Broni. Auch gegen sie konnte er sich aus der Entfernung aufbäumen und wurde in ihrer Nähe sofort mitleidig und gut.

Wenn der Gedanke: „Die kriegst du nie!“ ihn gar zu bitter peinigte, warf er sich in die Brust und suchte Hülfe im Trotz:

„Was scherst Dich drum? bist der Seppl, die Bauersleut' brauchen Dich mehr, als Du sie. Laß ihnen's merken, und g'fallt's Dir nimmer bei ihnen, gehst halt.“

Um solche Vorsätze fassen zu können, mußte er aber mindestens im Steinbruch an der Sängerwand, gute zwei Stunden weit vom Koglerhof, zu thun haben. Auf dem Heimweg ging das innerliche Schmelzen an. Wär' die große Bauerstochter nur nicht gar so zart und blaß und schmächtig, und — hol's der

Kuckuck, das war das Aergste — und erbarmte sie einen nicht in die Haut . . . Was Haut! das ging tiefer, das ging ins Herz hinein. Er glaubte sich's selbst nicht, daß er's bis zu einem Spaß gebracht hatte, unlängst da sie gar so traurig aus dem Zimmer des Vaters gekommen war, in die große Stube. Die Bäuerin saß am Tisch vor dem Rechenbuch und trug die Wochenausgaben ein. Seppl dictirte aus den Aufzeichnungen in seiner Brieftasche.

Da hatte die Kleine ihn ersucht, ihr im Garten ein zweites Blumenbeet herrichten zu lassen, das eine langte nicht mehr. Es kamen zu viele Bittsteller, die für ihre Todten auf dem Friedhof grad' solche Levkoyen und Violen haben wollten, wie die schönen, mit denen Vroni die Gräber ihrer Geschwister schmückte.

Ihm war grimmig zumuth geworden: neue Blumen? Nur zu! wenn der Bauer noch lang' lebt, putzen wir Dein eigenes Grab mit ihnen auf. Aber er hatte dem Einfall nicht Worte geliehen, im Gegentheil sich auf den Lustigen gespielt und gesagt: „Was bitt't Sie denn? Sie braucht nur zu befehlen. Ich geh' jetzt zum Kaufmann und kauf' ein rosenfarbnes Bandel und bind' mir's um. Sie kann mich dann herumkutschiren wie ein Lamperl."

Da hatte sie so heiter gelacht, daß Alles davon hell wurde, das dunkle Gesicht der Mutter und das dunkle Zimmer mit den kleinen Fenstern.

An dieses Lachen erinnerte sich Seppl so deutlich, daß er's zu hören meinte, und weil ihm dabei behaglich wurde, gönnte er auch dem Gespann sein Behagen; das Wägelchen rollte über die jetzt sanft abwärts laufende Straße, im kurzen Trabe der Pferde, und vor der letzten Anhöhe setzte er sie gar in Schritt.

Der Poisbrunner machte sich immer breiter auf dem Polstersitz, dampfte eine dicke, schwarze Cigarre und rief dem Seppl zu: „Im Anfang sind Deine Ross' g'flog'n wie die Adler, jetzt wackeln's wie die Enten."

„Ich kann s' nit heiß in Stall bringen," versetzte Seppl gleichmüthig, „muß s' ausschnaufen lassen. Ihr seid's zu schwer, von dem vielen Geld."

Der Großfuhrmann lächelte geschmeichelt, zog seine Cigarrentasche heraus, suchte lang, bevor er darin den Glimmstengel fand, von dem er sich noch am leichtesten trennte, und wollte ihn dem Seppl schenken. Der aber dankte; lieber hätte er die Finger nach einer glühenden Kohle ausgestreckt, als nach einem Präsent von dem Geschäftsmann da.

War das ein Zusammenlaufen, Gucken und Wispern, als sie angefahren kamen auf dem Koglerhof! Alle hatten's „gleich weg", was der reiche Mann aus Nieder-Oesterreich da wollte. Nur Vroni ahnte nichts, und als die Großmagd ihr zuraunte: „Wegen Deiner kommt er, ein Freiwerber is!" fing sie an zu zittern, lief davon und versteckte sich hinterm Geschirrkasten in der Küche.

Die Mutter suchte und fand sie. Sie schwamm in Thränen, und die Bäuerin mußte das Kind förmlich mit Gewalt hineinziehen in die große Stube, in der Kogler freudig aufgeregt mit seinem Gaste tafelte. Dem fielen sogleich Vroni's vom Weinen geröthete Augen auf, und da ihm der vorzügliche Schnaps, der aufgetragen worden und dem er tüchtig zusprach, mehr als gut die Zunge gelöst hatte, plumpste er mit der Frage heraus:

„Hat's vielleicht schon einen Schatz?"

Kogler besann sich sogleich des Verdachts, der unlängst in ihm aufgestiegen war. Die halt's mit dem Seppl! und die Zornader auf seiner Stirn schwoll: „Ich wüßt' nicht, wen!" stieß er hervor und hielt die Kleine im Bann seines dräuenden Blickes, den sie aushalten mußte, wenn auch schaudernd, sie konnte nicht anders.

„Ich wüßt' nicht, wen!" wiederholte der Vater, „'s wär' aber auch ganz alles Eins; g'fragt wird die nicht."

Damit entließ er sie, und die Männer fuhren fort über das Geschäftliche der Angelegenheit zu verhandeln, bis sich endlich die Bäuerin die Bemerkung erlaubte, gar zu feste Abmachungen solle man doch nicht treffen, ehe die jungen Leute einander wenigstens gesprochen hätten.

Kogler gebot ihr Schweigen und rief: „Was ich will, das g'schieht."

„Wenn's auch Gottes Willen ist," erwiderte sie.

Da lachte der Poisbrunner so heiser, daß es ordentlich wie in einem Dampfkessel brauste, schlug auf die Brieftasche voll Banknoten, die er recht großthuerisch auf den Tisch gelegt hatte, und sprach mit schwerer Zunge:

„Da is mein Herrgott, was der will, das g'schieht!"

Vor dem Schlafengehen warf sich Broni ihrer Mutter um den Hals und schluchzte: „Ich möcht' gar so gern ins Kloster!"

Frau Anna dachte im Stillen: „Wär' g'wiß besser für Dich als in die Verwandtschaft hinein heirathen."

Am nächsten Morgen beschäftigte sich Seppl mit der Herrichtung des neuen Blumenbeets für seine kleine Herrin. Er hatte den Boden ausgegraben und schon vor Tag Erde aus dem Walde geholt, mit Gartenerde vermischt und gesiebt, und als er eben anfing sie aufzuschütten, kam Broni schon mit dem Rechen und strich über die Unebenheiten hin, bis die Erde fein und glatt wurde wie Sammet und einen kräftigen, gesunden Duft ausströmte.

„Ich riech' schon die Blumen, die aus ihr heraus wachsen werden," sagte die Kleine.

Seppl hielt den Kopf hartnäckig gesenkt und schwieg.

Nach einer Weile begann Broni von Neuem und rechte dabei fleißig fort: „Weißt Du, daß ich wieder ins Kloster möcht'?"

Er verwandte auch jetzt keinen Blick von seiner Arbeit. Ohne einander anzusehen, führten sie ihr wortkarges Gespräch.

„So dumm wirst doch nit sein," sagte er, und sie sagte:

„Das is nicht dumm."

„Aufsitzen is dumm."

„Wem sitz' denn ich auf?"

„Verstell' Dich nicht, Du weißt recht gut — dem Pfaffen halt."

„Um Gotteswillen," rief sie, „Seppl, wen meinst?"

„Den Cooperator, den . . ." Er wagte nicht seinen Satz zu beenden. In dem leisen Aufschrei, den sie ausstieß, bebte eine schmerzvolle Herzensangst, die ihn muthlos machte.

„Gegen den sag' nix. An unserm Herrgott versündigt sich, wer gegen den was sagt."

Seppl höhnte: „Der is Dir halt 's Höchste."

„Das is er mir auch," erwiderte sie mit trotzigem Stolze.

Sie ahnte nicht, welchen Haß sie in ihm entfesselte. Hätt' er den Priester doch da unter seinen Händen, daß er ihn zermalmen könnte, wie er die Erdschollen zermalmt. — „Ich werd' noch ein Narr," dachte er.

Am frühen Nachmittag ging Seppl ins Dorf herunter, Riemzeug abholen, das er beim Sattler bestellt hatte. Die Arbeit war beinahe fertig, nur noch eine Viertelstunde Zeit brauchte der Meister dazu.

„Wenn's g'wiß nit länger dauert," meinte der Knecht, „auf eine Viertelstund' kommt's mir grad nit an." Er stopfte seine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Und nun mußte, wie er später immer gedacht hat, der Satan die Schober daherführen, die Platz nahm neben ihm und sofort anfing Alle zu beschimpfen, die zugegeben hatten, daß der Franzl, ihr „Einzig's auf der Welt", ihr weggenommen wurde.

„Da kommt grad Einer von Denen," sagte sie, auf den Cooperator deutend, der aus dem Gärtlein der Pfarrei getreten war und jetzt die Straße überschritt. „Und man muß noch G'schicht'n mit ihm machen."

„Ich nit," brummte Seppl und blieb sitzen, indeß die Schober den Cooperator demüthig becomplimentirte. Leo, in Gedanken versunken, würde sie schwerlich bemerkt haben ohne ihre aufdringlichen Begrüßungen.

„Der Hochwürden geht ein bissel spazieren, noch vorm Gewitter, im Winkel hinterm Hundskopf steigt's bös' auf," sprach sie kriechend freundlich, mit großer Zungenfertigkeit. — „Oder will der Hochwürden einen Krankenbesuch machen, beim Kogler vielleicht? Soll ihm schlecht sein, wie man hört, dem Kogler. Ich thät's aber nit rathen, wegen dem Gewitter."

„Es wird nicht viel machen," antwortete Leo kurz und schritt weiter.

„Wer weiß," nahm nun Seppl das Wort, „Sie sollten heute nit hinaufgehen, Herr Cooperator, Sie kommen am End' nimmermehr herunter."

Es war ihm nicht die geringste Aufregung anzusehen, als er diese Warnung sprach.

Sie blieb unberücksichtigt, Leo setzte seinen Weg fort, und die Schober flüsterte dem Knechte mit einem abscheulichen Grinsen zu:

„Wär' ihm wahrscheinlich grad' recht, wenn er nicht mehr herunter könnt'."

Auch da veränderte Seppl's Miene sich nicht, nur daß ihm das Blut in die Augen stieg und daß seine Lider sich rötheten: „Verdammtes Lästermaul," brummte er, ging ins Haus zurück, trat an den Werktisch und fand die Arbeit nicht genug fortgeschritten, um ihre Beendigung abwarten zu können. Am Abend werde er die Sachen abholen lassen, sagte er, bat sich vom Sattler ein scharf geschliffenes Messer aus, weil er auf dem Heimweg ein paar Handvoll Weidenruthen mitnehmen wolle und sein Messer verloren habe, und ging langsam die Dorfstraße entlang und auch ganz gemächlich an den einzeln stehenden Häusern, außerhalb des Ortes, vorbei. Freilich, einer seiner Schritte gab aus für zwei, und die lange, schwarze Gestalt, die er im Auge behalten wollte, hob sich deutlich ab von der weißlichen Straße und vom Grün der Wiesen. Von Minute zu Minute verminderte sich die Entfernung zwischen ihm und ihr.

Jetzt bog sie links in den Waldpfad ein, und Seppl murmelte: „Gut is.“ Der Cooperator hatte den sacht ansteigenden Weg gewählt. Ihm den abzuschneiden und auf einmal vor ihm zu stehen, war für einen Kenner des Waldes und einen Kletterer wie Seppl sehr leicht. Aber dann? Was dann? Wird Seppl etwas sagen, etwas thun, was er noch nicht weiß, was aber geschehen muß, was eine Entscheidung herbeiführen wird, vor der unser Herrgott selbst den Schwarzen dort nicht mehr rettet? Seppl will's zuerst im Guten versuchen, weil ihm sprechen aber schwerer fällt als thun, meint er, es wäre nicht übel, sich etwas Beredtsamkeit anzutrinken.

Halb versteckt in einer Mulde, die der Boden da bildete, lag am Waldessaum eine kleine Schenke. Bei Tag still und leer, bei Nacht viel besucht von lichtscheuem Gesindel. An der Gaunerherberge war Seppl immer stolz vorüber gegangen, heute ließ er sich vom Wirth eine Flasche Schnaps in den Flur heraus bringen und stürzte die Hälfte ihres Inhalts stehenden Fußes hinunter. Nun fühlte er sich gewappnet und gerüstet, nun wollte er's dem Feinde nicht nur geben, sondern auch sagen. Das Messer benützte er zuerst, um sich einen tüchtigen Stock zu schneiden; dann ging's zur dicht verwachsenen Kluft, die jäh hinaufführte zum Waldpfade. Er maß sie mit den Augen, stieß einen wilden Jauchzer aus, trieb den Stock ein, sprang ins Geröll und in großen Sätzen die Steile hinan.

Im selben Augenblick betrat Leo den ihm liebsten Theil des Waldes. Eine rissige Felswand begrenzte ihn von der einen Seite. Aus ihren Spalten wuchsen zierliche Nadelbäumchen hervor, klare Wässerchen kamen heruntergeschossen, in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Ausgezackte Felsblöcke krönten die Höhen, mächtige Ahornbäume breiteten ihre kraftstrotzenden Aeste, schlanke, hoch aufgeschossene Buchen hatten all' ihr Laub in die Kronen getrieben, durch sie gedämpft fiel das Licht herein, in dem die weißlichen Stämme fast geisterhaft schimmerten. Den Boden bedeckten wuchernde Moose und kerniges Waldgras mit einem weichen, elastischen Teppich, und weithin breitete sich schmucker Sauerklee in seinem immer frühlingsgrünen Kleide.

Leo sah umher mit dem für alles Gute und Schöne, das er verlassen soll, geschärften Auge des Scheidenden. Er hatte Mühe, seine Gedanken immer wieder zu dem Briefe zurückzuzwingen, der die Beweggründe seiner Flucht erklären und dem Consistorialrath geschickt werden sollte. Der Priester konnte ihn nicht entschuldigen, der hochgebildete Mann, der Menschenkenner ihn vielleicht begreifen. „Geben Sie mich auf, aber verdammen Sie mich nicht,“ wollte er ihm schreiben. „Nicht als ein Kind der Welt fühle ich mich, ich trete hinaus, um einen Platz unter ihren Verstoßenen einzunehmen, und werde über das Ringen um das tägliche Brot, das schwerste Ringen, das zwischen unvereinbaren Pflichten, zu vergessen suchen.“

Der Wald wurde dichter, der Weg schmal, er schlängelte sich nun längs des Abhanges hin und den eingefaßten Wiesenplätzen zu, die schon zum Koglerhof gehörten. Tiefe Stille herrschte, der Himmel hatte sich allmälig verfinstert, das Gewitter zog langsam herauf. Ein fahles Leuchten zuckte auf am Himmel, dann ließ aus weiter Ferne das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen und fast

zugleich in der Schlucht, an der Leo schon vorbei gekommen war, ein Rieseln von zu Thal gleitendem Sand und ein Herabkollern von locker gewordenen Steinen. Im Gezweig regte sich's, wie wenn ein Wild durchbräche.

Der Cooperator horchte, wandte sich, und — stand vor Seppl, der ihn mit haßfunkelndem Blick anstarrte. Er sah erhitzt und verstört aus, sein Athem flog, in dem halbgeöffneten Munde glänzten die kräftigen, gelblichweißen Zähne, der Hölzerne war nicht er selbst, er hatte etwas von einem Raubthier, das im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Seppl!" rief Leo, „wie siehst Du aus? was ist Dir? was ist geschehen?"

Eine zornige Frage war die Antwort: „Wo wollen's hin?"

„Du siehst, ich bin auf dem Weg zum Koglerhof."

„Dahin gehen's nit! . . . Ich sag' Ihnen, im Guten sag' ich's," würgte Seppl hervor, „dahin gehn's nit!"

„Nicht? warum nicht?"

„Mit dem Koglerhof hat's ein End. Wenn der Bauer, wie's heißt — wahr is nit — geistlichen Zuspruch brauchen thut, soll der Pfarrer kommen . . . Sie nit! Ich will nit — weil ich weiß, was Sie woll'n. Ich weiß, ich bin der einzige. Die Andern sind blind" . . . Ha! wie floß ihm's nur so von den Lippen! Mit welchem sieghaften Gefühl erfüllte ihn seine so rasch und leicht erworbene Beredtsamkeit.

„Ich will's nit, ich duld's nit, ich weiß, was schon geplauscht wird drunten im Dorf. Die im Koglerhof, die hören's freili nit. Das G'sind will sich's Maul nit verbrennen, der Bauer sitzt krank in der Stub'n, die Bäuerin is selber verschossen in Sie."

Er hielt inne, er erschrak. Was er da gesagt hatte, war mehr, war auch Anderes, als er hatte sagen wollen.

Leo erwiderte noch immer nichts, er schien auf eine Fortsetzung der Rede Seppl's zu warten, und sprach erst, als nach einer Weile nichts nachkam:

„Bist fertig? ganz fertig? weißt nichts mehr?"

„Ich mein, 's wär' g'nug," versetzte Seppl, drängte den Cooperator zur Seite und vertrat ihm den Weg.

„Und ich meine, daß Du mich nicht länger aufhalten sollst, und rathe Dir, bleib' da, versteck' Dich, laß Dich nicht sehen auf dem Koglerhof in dem Zustand, in dem Du bist. — Du, Seppl, der den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen soll. Was würde der Bauer sagen, und wie leid wäre es der Bäuerin und der kleinen Vroni!"

Die Aufregung Seppl's hatte sich ein wenig gemildert unter dem Einfluß der sanft zuredenden Worte Leo's. Als der aber den Namen Vroni's aussprach, flammte der Zorn des Burschen wieder auf:

„Die nennen's nit! die haben's nit zu nennen! Ich sag's Ihnen im Guten, weil ich mir's vorg'nommen hab'; die nennen's nit, mit der machen's Ihnen nix zu thun, sonst . . ." in die Tasche greifend, erfaßte er das Messer und zog es aus der Scheide: „Ich sag' Ihnen zum letztenmal im Guten: Kehren's um . . . Sonst gibt's was — ich weiß jetzt was 's gibt . . ." Er schoß einen Blick

nach Leo — der Ausdruck ruhigen Staunens im Antlitz des Priesters verwirrte ihn, doch wiederholte er: „Ich weiß jetzt, was 's gibt."

„Du thust mir leid, Seppl, in Deiner Tollheit. Einem Tollen gibt man nicht nach, weißt Du," sprach Leo, und streckte den Arm befehlend aus: „Mach' Platz!"

„Wer nit hör'n will, muß fühl'n. Ich stech' Ihnen nieder," schrie Seppl. „Denken's an die Friesel Lina, wir wollen nit noch eine Friesel Lina im Ort!" Er schäumte, er stürzte auf den Cooperator zu.

Der sah das Messer glänzen, sah den Rasenden, der es schwang, und es durchzuckte ihn: — da wäre ja die Erlösung, der Frieden, der Tod. Eine selige Erwartung verklärte seine Züge, unwillkürlich breitete er die Arme aus. Fast zugleich aber kam auch die Besinnung: „Du darfst nicht — du darfst es nicht geschehen lassen; seine Schuld ist deine Schuld." Da senkte er die Arme und sagte:

„Thu' nicht, was Dich reuen würde!"

Seppl war wie geblendet zurückgetaumelt vor dem leuchtenden Blick des Priesters, vor seinem emporgerichteten Angesicht. Die Wuth in ihm wollte erlöschen, er bemühte sich, sie von Neuem anzufachen. Es wurde ihm auch so schwach im Kopf und seine Zunge immer schwerer. Wo war sein Verstand, wo waren die vielen Worte, die er eben erst zur Verfügung gehabt hatte? Hastig suchte er nach ihnen und fand nur die:

„Kehren's um! Ich stech' Ihnen nieder, ich duld' nit, daß Sie von ihr sagen: die kleine Broni, ich duld' nit, daß sie von Ihnen sagt: mein höchster Mensch."

„Ihr höchster Mensch?" wiederholte Leo, „ist das so viel? hat sie denn hohe Menschen überhaupt schon gesehen? . . . der höchste Mensch eines unerfahrenen einsamen Kindes!" Er trat dicht an den Knecht heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Seppl's Blicke verschleierten sich plötzlich, er preßte sein Kinn an seine Brust, das Messer fiel ihm aus der Hand.

Da war sie, die wohlbekannte Empfindung, da hatte sie ihn: „Nieder! nieder! beuge Dich!"

„Was für ein Narr bist Du," fuhr Leo fort. „Jemanden so lieb haben, wie Du die kleine Broni hast, und ihr einen Schmerz und einen Schrecken bereiten wollen. Ich begreif' Dich nicht. Thut sie Dir denn nicht leid? Du hast gewiß eine harte Jugend gehabt, die meine war auch nicht leicht, aber schwerer als wir beide zusammen hat's die Kleine. Leg' nicht auch Du einen Stein auf die Last, die ihr ohnehin aufgebürdet ist, laß sie nicht verzweifeln an Dir."

Seppl wußte jetzt gar nichts mehr zu erwidern, seine Augen rollten unstät, und der Ton, in dem er brummte: „No jo, daß Sie reden können, weiß ich," hatte etwas von dem eines besänftigten Kettenhundes. „Aber das Thun?" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Is mit dem Thun auch Alles in Ordnung? . . . Woher die Ruh'? könnten's denn sterben, mir nix, dir nix?"

„Das ja. Ich wäre gern gegangen und mit leichtem Herzen."

„Ein so gutes G'wissen haben's?" . . .

Leo bückte sich, nahm das Messer vom Boden auf, betrachtete es und las langsam und nachdrücklich vom Hefte ab: „Johann Peter. — Das Messer hätteſt Du, wenn ich jetzt todt daläg', nicht vergessen dürfen, dafür hätte der Sattlermeister sich bedankt.“ Er schüttelte den Kopf: „Schau' nur, alles Gute was Du in Deinem Leben schon gethan hast, hast Du gescheit angefangen, beim ersten bösen Vorsatz, den Du ausführen willst, benimmst Du Dich wie ein thörichtes Kind. Bleib' beim Guten, das paßt für Dich. Nimm das Messer, nimm doch, sträub' Dich nicht und sprich auch nicht mehr. Der Rausch entschuldigt viel, den Rausch entschuldigt nichts. Und komm' in dem Zustand nicht nach Haus, sage ich Dir noch einmal.“

„Wie's glauben — Hochwürden,“ — das letzte Wort wurde mit einem letzten leisen Widerstreben ausgesprochen.

Leo setzte seinen Weg fort, und der Knecht blieb wie angewurzelt stehen und sah ihm nach.

(Schluß folgt.)

Chicago.

Von

Ed. Reyer.

I. Geschichtliche Entwicklung.

Zwischen Prärie und See liegt die Weltstadt des Westens mit ihren Getreidethürmen, mit ihren vierzig Bahnen, welche der Stadt die Schätze des flachen Landes zuführen, mit ihrer Flotte, welche den brotarmen Ländern des Ostens Weizen und Mehl bringt.

Die Weltausstellung, welche demnächst eröffnet werden soll, lenkt Aller Augen auf Chicago. Zwanzig Millionen Dollars sind für diesen Zweck bestimmt, fünfundzwanzig Hôtels sind im Laufe des letzten Jahres aus dem Boden geschossen, eine Welt von Sehenswürdigem wird sich unseren Blicken bieten.

Das Höchste wird erwartet von der technischen Abtheilung. Während die Maschinenhalle der Pariser Ausstellung über 6000 Pferdekräfte verfügte, wird Chicago in der entsprechenden Abtheilung mit 24 000 Pferdekräften arbeiten. Elektrische Krahne mit einer maximalen Geschwindigkeit von zwei Meter pro Secunde bestreichen die ganze Anlage, sie bewältigen spielend die riesigen Lasten. Die aufgestellten Pumpwerke heben täglich 180 000 Cubikmeter Wasser. Mehrere Maschinen mit 16 000 Pferdekräften erzeugen die für Beleuchtung und mechanische Leistungen nöthige Elektricität; 75 000 Tonnen Kohle werden während der Ausstellung zur Krafterzeugung verbraucht werden.

Die Haupthalle der Ausstellung, welche 5900 Tonnen Eisenconstructionen enthält, ist an sich eine gewaltige Leistung der Technik, doch wird sie in Schatten gestellt durch den gigantischen Stahlthurm mit 7500 Tonnen Eisenconstruction, welcher den berühmten Eiffel-Thurm bei Weitem übertrifft. Zehn Aufzüge führen die Besucher der Ausstellung 346 Meter empor in den Luftraum und gewähren einen einzig großen Ueberblick über die Weltstadt der Prärie und über das Meer des Westens.

Die Stadt, welche ihren Gästen so Großes bieten kann, hat eine Geschichte, welche ebenso kurz wie gewaltig ist und welche ich im Folgenden dem Leser in einigen prägnanten Bildern vor Augen zu führen versuche.

* * *

John King hatte sich in diesem Gebiete im Jahre 1804 zwischen Sümpfen und Indianern niedergelassen. 1812 wurde die kleine Colonie von Indianern niedergemetzelt. Anfangs der dreißiger Jahre sind wieder ein paar Dutzend Blockhäuser von weißen Männern besetzt.

Die Indianer kamen ab und zu, verkauften ihre Pelze und blieben dann im Orte, bis sie den Kaufschilling vertrunken hatten.

Im Jahre 1833 ging es in der kleinen schmutzigen Landstadt besonders lebhaft zu. Die Vereinigten Staaten hatten das Land von den Ureinwohnern abgelöst, nun holten die Rothhäuter ihre erste Rate ab und vertheilten dieselbe untereinander. Die welthistorische Scene endete mit einer blutigen Schlägerei zwischen den Indianern und mit ihrem endgültigen Abzug. So rasch und unwiderstehlich hat der weiße Mann Besitz ergriffen. Bald war der Rothhäuter ein gehetztes Wild, und heute ist der Ureigenthümer in seiner Väter Land nur noch ein geduldeter Bettler. —

Das frisch besiedelte Land war in jener frühen Zeit allerdings noch kein beneidenswerther Besitz. Im Jahre 1834 erlegten die Bürger von Chicago in der Umgebung des Ortes einen Bären und vierzig Wölfe. „Darby's Gazetteer" schreibt in jenen Tagen (1833): „Die Lage des Ortes ist traurig, hinter der Stadt ausgedehntes Prärieland, davor der See, welcher auf eine Strecke von dreihundert miles keinen brauchbaren Hafen besitzt." Die künftige Weltstadt war noch so elend, daß sie selbst von den Indianern nur mit wenig freundlichen Spottnamen bezeichnet wurde. Und doch kamen jährlich einige hundert Einwanderer, so daß der Ort 1840 schon auf viertausend Einwohner anwuchs und zur Stadt erhoben wurde.

Schon damals dachten Manche, daß der Ort eine große Zukunft haben werde. Als aber der Pionier Brown bei einer festlichen Gelegenheit seine Rede mit der prophetischen Behauptung schloß: „Einige von uns werden fünf Millionen Einwohner in Illionis und 200 000 Einwohner in Chicago sehen" — da konnten die Bürger der jungen Stadt doch nicht umhin, die pompöse Phrase mit einem Gelächter zu erwidern.

Und doch behielt Brown Recht. Mindestens dreißig Männer, welche jener Versammlung beigewohnt, haben die Stadt auf 300 000 Einwohner anwachsen sehen. —

Noch zu Ende der vierziger Jahre konnte der Farmer bei schlechtem Wetter sein Sechsgespann kaum durch die bodenlosen Wege des Marktes bringen. Im Winter besorgten nur wenige Boten mit Schneeschuhen und Hundeschlitten den Verkehr zwischen dem Flachland und der Stadt. Im Jahre 1854 gab es erst zweihundert Meter Holz- und zweihundert Meter theures Straßenpflaster. Im Jahre 1882 hatte die Stadt 220 Kilometer Holz- und 56 Kilometer Steinpflaster, im Jahre 1890 gehören nicht weniger als 3500 Kilometer Straßen dem städtischen Gebiete an. Die Pferdebahn, welche in den sechziger Jahren eröffnet wurde, beherrschte im Jahre 1873 schon 140 Kilometer und transportirte täglich über 100 000 Personen. Zwei Tunnels führten bereits in den siebziger Jahren unter dem Flusse durch, um die Kreuzung des Verkehres zu Wasser und zu Land zu erleichtern.

Im Jahre 1834 meldete der „Chicagoer Demokrat“: „Kaum ein Schiff kommt, das nicht von Emigranten überladen wäre, und die Post, welche jetzt zweimal vom Osten anlangt, ist jedesmal vollgepfropft von Reisenden — binnen zehn Tagen kamen hundert Personen zu Wasser und zu Land an.“ —

Das waren die ersten großen Fortschritte des Verkehres; aber noch im Jahre 1848 gab es keine Eisenbahn, die bis an die Stadt reichte. Wer von New-York kam, mußte bis Albany mit dem Dampfer, von da bis Buffalo mit der Bahn, dann mit dem Dampfer nach Detroit, dann benützte er eine Strecke die Michiganbahn, endlich die Post bis Chicago. Lange legten die Bürger von Chicago dem Bahnbau Hindernisse in den Weg, weil sie fürchteten, „der Handel könnte hierdurch der Stadt entzogen werden.“

Im Jahre 1852 erhielt die Stadt die erste Bahn. Im Jahre 1870 verkehrten bereits täglich 250, im Jahre 1880 aber 700 Züge in den Bahnhöfen der Weltstadt. 1853 betrug die Zahl der ein- und auslaufenden Briefe 30000; im Jahre 1883 war die Briefzahl auf 49 Millionen angewachsen, dazu kamen 15 Millionen Postkarten. 1890 wurden 200 Millionen Briefe und Karten in Chicago expedirt.

Im Jahre 1853 kamen und gingen 40000 Zeitungen, im Jahre 1890 dagegen wurden 3½ Millionen Journale durch die Post besorgt (im Ganzen 10 Millionen Kilo). Chicago versendet so viele Zeitungen wie Boston, Baltimore, New-Orleans und Cincinnati zusammen; 530 Zeitungen, darunter 24 Tageblätter und 260 Wochenblätter, werden in Chicago verlegt (1890).

Der Postverkehr ist binnen vier Decennien auf das Dreitausendfache angeschwollen, während die Einwohnerzahl auf das Dreißigfache gewachsen ist.

* * *

In die sechziger Jahre, gerade in die Zeit des großen Krieges, fiel der entscheidende Aufschwung der Stadt, deren Bürger durch die riesigen Armeelieferungen zu Millionären wurden.

Unter den Leistungen und Fortschritten jener Zeit war besonders bedeutungsvoll die Anlage des neuen Schiffscanales. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verkehrten im Mississippigebiet nur wenige kleine Fahrzeuge, welche zu Strecken, die jetzt in einem Tage durchmessen werden, mehrere Monate brauchten. Schon damals war bekannt, daß man durch den Illinois-River weit nordwärts vordringen könne und die Waaren schließlich nur über eine sechs Kilometer breite Landschwelle tragen müsse, um das Ufer des Michigansees zu erreichen. 1814 erwähnt Niel's Register, daß Illinois in der Zukunft der Sitz eines bedeutenden Handels werden könne, falls der Wasserweg von Buffalo über die Seen und durch besagten Illinois-River bis zum Mississippi ausgebildet würde. 1818 brachte Governor Bond bereits das Project vor die Legislatur, doch war damals die Zeit für so weitgreifende Unternehmungen noch nicht gekommen. Erst im Jahre 1836 begannen die Arbeiten, und 1848 war der wichtige Illinois-Michigancanal vollendet.

Die für jene Zeit bedeutenden Schleußen gestatteten in einem Zuge dreitausend Hektoliter Getreide zu befördern. In den sechziger Jahren wurde der Einschnitt auf eine Strecke von vierzig Kilometer zwei bis drei Meter tief in felsigem Boden

ausgeführt. Das Wasser des Sees, welches vordem nur nordwärts abgeflossen war, strömt seitdem zum Theil durch den Canal südwärts dem Mississippi zu.

Die Austiefung des Canales war nicht nur für die Schiffahrt, sondern auch für die Desinfection der Stadt von größter Bedeutung; denn jetzt erst war das Gefälle genügend, um eine einheitliche städtische Canalisation durchzuführen. Die Stadt gab für diesen Zweck in den sechziger und siebziger Jahren jährlich 200 000 bis 500 000 Dollars aus.

Diesen Auslagen entsprechen die Leistungen auf anderen Gebieten: Ein gewaltiger Wassertunnel wurde von der Stadt aus zum Seegrunde hinabgeführt, um reines Wasser aus den Tiefen des Sees zu gewinnen. Das Straßennetz wurde ausgelegt, die bestehenden Wege wurden erweitert und zum Theil mit Holz gepflastert. Millionen wurden jährlich für diese und andere technische Leistungen verausgabt.

Im Zusammenhang mit der Canalisation wurde eine allgemeine Hebung der Stadt durchgeführt, weil man in anderer Weise eine vollständige Entsumpfung und Desinfection der Niederung nicht erreichen konnte. Bereits zu Ende der fünfziger Jahre hatte die Commune diesen Beschluß gefaßt; im Laufe der sechziger Jahre wurden die Straßen in den Niederungen ein bis drei Meter hoch angeschüttet und die Häuser entsprechend gehoben. Diese technische Leistung steht in der Weltgeschichte einzig da. Vereinzelte Hebungen von Gebäuden sind zwar schon in früherer Zeit in Europa zur Durchführung gelangt; die Hebung als Großgeschäft (House Raising Business der Ingenieure Brown und Hollingsworth) ist aber eine neue Erscheinung in der Culturgeschichte.

Unter das zu hebende Haus werden einige hundert Hebeschrauben eingebracht; auf ein Signal der Vormannspfeife ziehen die Arbeiter alle Schrauben einmal an. Nach vier Umdrehungen ist das ganze Gebäude um einen Centimeter in die Luft gestiegen. Hat es die gewünschte Höhenlage erreicht, so wird es untermauert.

In dieser Weise wurden zu Anfang der sechziger Jahre viele hundert Häuser um $^1/_2$—2 Meter gehoben. Ein mehrstöckiges, eisernes Vorrathshaus (15 : 45 Meter Basis), welches 37 000 Tonnen Waaren enthielt, wurde, ohne die Waaren zu entfernen und ohne das Geschäft zu unterbrechen, in dieser Weise in die Luft gehoben. Eine ganze Straßenfront von hundert Meter Länge, fünfunddreißig Meter Haustiefe und zwanzig Meter Höhe wurde mittels sechstausend Schrauben in einem Zuge gelüftet. Der Bauunternehmer garantirte mit seinem Vermögen und leistete die ganze Arbeit für 18 000 Dollars, d. i. zwei Mark pro Tonne.

In all' diesen Fällen ging der Verkehr in den sich hebenden Häusern ungestört fort und nach wenigen Jahren war Chicago ohne Verkehrsstörung gehoben. Wie viel Millionen die Arbeit kostete, wurde nicht gefragt; es war nöthig, und es geschah.

Die gewaltige Zunahme des Hauswerthes, welche durch den Aufschwung und die technischen Leistungen der Stadt bedingt wurden, ist aus Folgendem ersichtlich: In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte das Land in Amerika noch einen sehr geringen Werth; selbst in den kleinen Städten

des Ostens kostete ein Familienhaus nur 50—100 Pfd. Sterling (1000—2000 Mark). Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stieg der Preis der Bauplätze in kleinen Städten des Ostens auf 1—2 Mark pro Quadratmeter, in guter Lage auf 5—10 Mark. Der Grundwerth auf dem Lande stieg dagegen mäßig.

Die Canalprojecte der dreißiger Jahre, welche versprachen, den Westen mit dem Osten direct zu verbinden, bewirkten natürlich auch im Westen eine starke Belebung. Die Speculation warf sich mit einem Male auf diese Landwerthe. Die Vereinigten Staaten, welche vordem jährlich nur für etwa zwei Millionen Dollars öffentliches Land verkauft hatten (zwei Dollars pro Acker, d. i. zwanzig Mark pro Hektar), veräußerten in den Jahren 1835—36 für vierzig Millionen Dollars Staatsland.

Eine Verkaufsagentur hatte ihren Sitz in Chicago, und Frau Martineau, welche in jenen Tagen den Westen besuchte, gibt uns ein anschauliches Bild des Treibens, welches damals in Chicago herrschte. Sie schreibt: „Die Stadt sieht roh und kahl aus, die Häuser sind alle unbedeutend und scheinen ohne irgend ein Princip angeordnet. Eine Freundin, welche hier wohnt, versicherte mir, daß ich die Wirthshäuser gerade jetzt, zur Zeit des großen Landverkaufes, unerträglich finden würde, und so war es: unsere Gesellschaft fand überhaupt in den Hôtels kein Unterkommen. Unsere Ankunft war aber bekannt, und es wurde in freundlichster Weise für uns gesorgt. Wir wurden bei drei Familien untergebracht, welche die Kunst verstanden, alle Scrupel, welche wir uns über unser Eindringen machten, zu beseitigen. Keiner von uns wird den lebhaften und angenehmen Eindruck vergessen, welchen der gastfreundliche Ort auf uns gemacht hat.

„Nie sah ich einen geschäftigeren Platz als Chicago zur Zeit unserer Ankunft. Die Straßen waren vollgepfropft mit Mäklern. Es drängten sich die Landspeculanten, welche von Verkauf zu Verkauf eilten. Ein scharlachroth gekleideter Neger saß hoch zu Roß, er hielt eine rothe Fahne in der Hand und verkündete die Zeit des Verkaufes. Ueberall, wo er still stand, scharten sich die Leute. Das ganze Volk schien von einer Manie befallen. Während die Herren unserer Gesellschaft durch die Straßen gingen, schrien ihnen die Geschäftsleute von ihren Thüren aus zu, sie trugen ihnen Farms und alle Arten von Grundstücken an und riethen ihnen dringend, zu speculiren, bevor die Preise höher stiegen. Die Ursache des herrschenden Treibens war der Verkauf von Bauplätzen im Betrage von zwei Millionen Dollars längs des projectirten Canales. Wüstes unvermessenes Land erzielte dort höhere Preise als das Land im besten Theile des Mohawkthales, am Ufer eines Canales, welcher fertig ist und einen bedeutenden Verkehr vermittelt.

„Viele Fröhlichkeit herrscht neben dem großen Geschäftsgetriebe, und der Ort thut sich nicht mit Unrecht etwas zu Gute auf seine Bewohner. In der That ist es eine auffallende Erscheinung, gebildete und reiche Leute in diesen kleinen und unbehaglichen Häusern an der Grenze der Prärie anzutreffen."

So weit Mrs. Martineau's Bericht. —

Wie der Boden im Gebiete der Canäle, so stieg natürlich auch der Werth des Baugrundes in der kleinen Stadt unermeßlich. Ein Meter, welcher im Jahre 1830 0,2—0,4 Mark gekostet hatte, stieg in den Jahren 1835—36 auf

4—12 Mark. In bester Lage stiegen die Preise im gleichen Zeitraume von 1—3 bis auf 80 Mark. Viele Geschäftsvermittler gewannen binnen Kurzem ein Vermögen. Ein junger Advocat nahm täglich für die Ausfertigung der „Landtitel" 2000 Mark ein, und Alles, was nur entfernt mit dem Geschäft in Berührung kam, gewann.

Aber schon im Jahre 1837 trat der Krach ein, welcher sich im Fluge über die Vereinigten Staaten ausbreitete. Der Verkauf der Staatsländer, welcher in den zwei Fluthjahren vierzig Millionen Dollars eingetragen hatte, warf in den folgenden Jahren nur wenige Millionen ab. Das Landoffice von Chicago, welches 1835—36 eine halbe Million Aecker verkauft hatte, brachte im folgenden Jahre nur 16000 an den Mann. Die Landpreise sanken im Durchschnitt auf ein Viertel. Erst zu Ende der fünfziger Jahre wurden wieder Preise erreicht, welche namhaft höher standen als die des Jahres 1836; dann trat abermals eine Baisse ein, und erst während des Krieges wurden die hohen Preise der dreißiger und fünfziger Jahre abermals überboten. Im Jahre des Aufschwunges 1873 kostete ein Meter in centraler Lage 300—1000 Mark, und diese Preise, welche damals exceptionell waren und nur durch Paris und New-York überboten wurden, sind derzeit normal. Im Laufe von vierzig Jahren waren in Chicago die Preise guter Plätze auf das Tausendfache gestiegen; wer Gründe so lange in der Hand hatte, wurde hierdurch allein zum reichen Mann. Ein Officier, welcher sich zu Anfang der dreißiger Jahre mit einer Ersparniß von sechshundert Dollars ein Stück Grund gekauft hatte, schätzte seinen kleinen Grundbesitz anfangs der siebziger Jahre mit drei Millionen Mark ein, und Newberry, welcher im Jahre 1833 vierzig Acker in der nächsten Umgebung des Städtchens um tausend Dollars gekauft hatte, besaß im Jahre 1873 etwa vier Millionen Mark Grundwerthe.

Der Anwachs der Millionenstadt wird anschaulich, wenn man die Leistungen im Baufach ins Auge faßt. Im Jahre 1890 wurden gebaut 11600 Häuser mit einer gesammten Frontlänge von achtzig Kilometern. Stünden alle diese Neubauten in einer Linie, so müßte man zwei Tage marschiren, um die Reihe abzuschreiten. Unter diesen Bauten, welche einen Werth von zweihundert Millionen Mark darstellen, sind fünf Riesenhäuser mit fünfzehn bis achtzehn Stockwerken, fünf Häuser mit acht Treppen u. s. w. verzeichnet.

Entsprechend dem riesigen Aufschwung mußten sich die Auslagen der Gemeinde steigern. 1832 betrug die Stadttaxe nur 150, im Jahre 1837 dagegen 5900 Dollars. Mitte der sechziger Jahre erhob die Stadt eine Million Dollars, Anfangs der achtziger Jahre drei Millionen Dollars. Die gesammten Stadtsteuern stiegen pro Einwohner im Laufe der sechziger Jahre von 4 auf 15 Dollars. Das war die Zeit der großartigen Canalisirung, der Straßenerweiterung und Nivellirung. Im Decennium 1870—1880 sinkt die Stadtsteuer pro Einwohner auf 7, und jetzt steht sie auf 5 Dollars pro Einwohner.

Der Staat Illinois hat keine Schulden, und die Schulden von Chicago könnten durch eine unbedeutende Steuer von etwa 10 Dollar pro Einwohner sogleich getilgt werden.

Die größten Auslagen der Stadt entfallen nicht, wie in vielen europäischen Städten, auf die Zinsen der Schuld, auch nicht auf die Verwaltung, sondern auf technische Leistungen. Straßen, Canäle und Feuer beanspruchten zu Anfang der achtziger Jahre je 0,4—0,8 Millionen Dollars, und seither sind die Beträge der Vermehrung der Bevölkerung entsprechend gestiegen.

Daß die technischen Arbeiten so viel kosten, ist wohl begreiflich, wenn man die gewaltige Ausdehnung der Stadt berücksichtigt. Die Straßen der Weltstadt würden, aneinander gereiht, eine Strecke von der Nordsee bis zur Adria dreiundeinhalbmal durchmessen!

Unter allen communalen Leistungen ist jedoch nur die Feuerwehr so specifisch amerikanisch, daß sie eine besondere Besprechung erheischt.

II. Der Brand von Chicago (1871) und die Feuerwehr.

Ein regenloser Herbst hatte die mächtige Handelsstadt der Prärien für ihr Geschick vorbereitet. Ein scharfer Wind fegte über das Land, als spät Abends Feuer in einem der ärmeren Viertel ausbrach. Trotzdem das Feuer sich mit rasender Schnelligkeit über die hölzernen Gebäude und Buden ausbreitete, gelang es den Anstrengungen der Feuerwehr doch, dasselbe einzudämmen. Kurze Zeit schien es, als sei der Sieg gewonnen; da fuhr der Sturm mit vermehrtem Anprall in die Gluthen und riß Funkengarben und brennendes Getrümmer mit sich. Die Brände sanken auf die Holzdächer entfernter Straßengevierte nieder und entzündeten dieselben.

Mehrere Alarme trafen zu gleicher Zeit ein. Das Volk wurde von Entsetzen ergriffen; Alles wurde auf die Straßen geschleppt und geworfen, nach allen Richtungen drängten die flüchtenden Haufen. Während die Mannschaft ohnmächtige Versuche machte, die Ordnung herzustellen, flogen die glühenden Garben fort und fort über die Stadt hin, und immer neue Brände brachen aus; nach Verlauf von $^5/_4$ Stunden standen zweiunddreißig Straßengevierte in Flammen. Jetzt überschritt das feindliche Element den Fluß, und die jenseitigen Gaswerke mit ihren gewaltigen Kohlenvorräthen geriethen in Brand; die ganze Stadt loderte auf gegen den stürmischen, glühenden Nachthimmel.

Die Arbeit der Feuerwehr war aufreibend und trostlos. Ihre freie Bewegung war gehemmt durch die flüchtenden Massen; der mächtige Wasserstrahl wurde durch den rasenden Sturm zu Staub zerblasen, und gelang es trotzdem an einem Orte das Feuer zu begrenzen, so brachen dafür neue Brände in entfernten Gebieten los.

Alarm folgte auf Alarm. „Der Gerichtshof, die Handelsbank haben Feuer gefangen." „Die Wasserwerke (zwei Kilometer vom Feuerherde abliegend) haben Feuer gefangen!" — —

Endlich brach der Morgen an, und mit ihm trafen die Feuerwehren aller benachbarten Städte ein; aber Sturm und Feuer rasten noch den ganzen Tag, und erst in der folgenden Nacht legte sich die Wuth des Sturmes. Nun gelang es, den Riesenbrand endgültig zu umgrenzen und schließlich zu bezwingen.

Ein Gebiet von 6 Kilometer Länge und 1,6 Kilometer Breite war verwüstet. 17000 Häuser waren eingeäschert, 42000 standen noch, das vernichtete Drittel umfaßte aber gerade die Geschäftsstadt und enthielt weit mehr als ein Drittel sämmtlicher Werthe. Ein Drittel der Getreide- und Holzvorräthe war verbrannt. 180 hausgroße Massen (1800000 Hektoliter) Getreide wurden gerettet, von allen übrigen Vorräthen war aber kaum der dritte Theil der Vernichtung entgangen. Neunzigtausend Einwohner waren obdachlos. Der Verlust an Getreide betrug 200 Millionen Mark, die Einbuße an Waaren 320, der Verlust an Mobilien überstieg 23 Millionen Mark.

Die berüchtigten Brände von London (1666) und Boston (1872) haben je $^1/_4$ Milliarde Mark vernichtet; der Brand von Moskau wird auf eine halbe Milliarde Mark veranschlagt, der Schaden von Chicago aber beziffert sich auf 740 Millionen Mark. Moskau verlor seiner Zeit 30000, d. i. $^5/_6$ all seiner Häuser, während Chicago nur 17600, also den dritten Theil seiner Häuser einbüßte. Insofern ist allerdings die Katastrophe von Moskau noch entsetzlicher; der dritte Theil von Chicago repräsentirte aber einen höheren Werth als die ganze russische Metropole des Jahres 1812.

In normalen Jahren gehen einige Promille aller verbrennlichen Werthe zu Grunde, in den Vereinigten Staaten gingen anfangs der achtziger Jahre jährlich 300—360 Millionen Mark (d. i. etwa 7 Mark pro Kopf) durch Feuer zu Grunde.

Der größte Theil des Schadens entfällt auf die Städte. In Boston betrug der Brandschaden schon in den dreißiger Jahren pro Einwohner 6 Mark, in Chicago belief er sich in normalen Jahren vor dem großen Brande auf 17 Mark. So groß dieser Verlust auch erscheinen mag, er verschwindet doch, wenn man ihn vergleicht mit dem Verluste des Jahres 1871. Chicago verlor damals 2500 Mark pro Einwohner. In zwei Tagen verlor die Stadt doppelt so viel als die gesammten Vereinigten Staaten in den achtziger Jahren durch Feuerschaden einbüßten.

Es begreift sich, daß die Assecuranz-Gesellschaften einem Ereignisse von solcher Größe nicht gerecht werden konnten. Von den 740 Millionen Mark Schaden waren etwa 300 Millionen versichert, die Gesellschaften zahlten aber nur 180 Millionen aus, und auch dies war nur durch außerordentliche Anstrengungen möglich; sie mußten Darlehen aufnehmen und ihre Actionäre zu Nachzahlungen veranlassen, viele konnten ihren Verpflichtungen überhaupt nicht nachkommen. Von den sechzig New-Yorker Gesellschaften wurden zwanzig bankerott, von den zwölf Gesellschaften der Stadt Chicago, welche hundert Millionen Mark zahlen sollten, überlebten nur zwei das furchtbare Ereigniß. Die besseren glichen mit 10—20 Procent aus; wer bei der Fireman's Insurance eingetragen war, erhielt gar nur ein paar Procente.

Trotzdem wurde durch die Auszahlungen etwa der vierte Theil des gesammten Schadens gedeckt, und die Gesellschaften haben erst seit jener Zeit das Verhältniß zwischen Capital und Haftung normirt und überdies die Concentration des Geschäftes auf *eine* Stadt vermieden, so daß selbst bei enormen Schadenfeuern schmähliche Bankerotte gleich jenen des Jahres 1871 nicht mehr vorkommen können. —

Die großen Verluste raubten den Bürgern von Chicago weder den Muth noch die Thatkraft. Sogleich wurden Contracte abgeschlossen und auf den Brandstätten provisorische Buden errichtet. Viele tausend Zelte und Baracken entstanden im Umkreise der Stadt. Die meisten Hôtels (mit tausend Zimmern) waren zerstört; sogleich schossen mit einer Auslage von vierzig Millionen Mark zwanzig neue Gasthöfe mit fünftausend Zimmern auf: „Pacific" allein hatte damals zweitausend Betten. Binnen wenigen Wochen war wieder fast Alles in gutem Zuge; einen Monat nach dem Brande gingen die Geschäfte fast so hoch wie ein Jahr zuvor zur selben Zeit.

Dieses überraschende Ergebniß verdankt Chicago allerdings nicht der eigenen Energie allein, sondern vor Allem dem Verhalten der New-Yorker Geschäftswelt, welche den Junior Partner um jeden Preis halten wollte, halten mußte.

Von allen Seiten flossen bedeutende Gaben für die Nothleidenden zu. Der Staat New-York gab fünf Millionen Mark, jede Familie dieses Landes spendete also im Mittel etwa fünf Mark, Massachusetts gab pro Familie sogar acht Mark. In England spendete jede Familie sieben Pfennige, jede deutsche Haushaltung gab einen Pfennig u. s. w. So kamen durch milde Gaben siebzehn Millionen Mark, d. i. zwei Procent des Brandschadens, zusammen. Die erste Noth der Aermsten wurde überwunden; die Stadt erstand aus der Asche und war wenige Jahre nach dem Brande reicher als zuvor.

Die Bürger waren durch den Schaden klug geworden und tilgten manchen Fehler. Die Häuser der Geschäftswelt wurden großen Theils feuersicher aufgeführt, das Holzpflaster wurde auf weite Strecken durch Stein ersetzt und die Feuerwehr mustergültig reformirt. Ich versuche in Folgendem die Ausbildung dieses wichtigen Zweiges der communalen Technik zu schildern.

* * *

Bekanntlich besaßen viele unserer deutschen Städte schon vor einem halben Jahrtausend eine organisirte Feuerwehr. Die Mannschaft war meist sehr bedeutend, die technischen Hülfsmittel dagegen unzureichend. Erst mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnt die Aera des modernen Löschwesens mit der Erfindung der Feuerspritze, welche zwar schon Hero und Ktesibius bekannt war, die in Deutschland aber erst eine praktische Bedeutung gewann. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besaß Nürnberg bereits eine Spritze, welche mit achtundzwanzig Mann Bedienung einen zolldicken Strahl 25 Meter hoch warf. London stand damals noch weit zurück gegen die süddeutschen Städte: 1633 hatte es nur drei kleine Feuerspritzen, welche den Dienst versagten, und erst nach dem großen Brande sorgte die Stadt für bessere Maschinen.

Zwei Jahrhunderte später (1831) construirte Brathwait in London die erste Dampfspritze, eine zwar schwerfällige, aber wirksame Maschine, welche binnen zwanzig Minuten in volle Thätigkeit versetzt werden konnte und pro Minute eine Tonne Wasser 35 Meter hoch warf. 1839 bezog Berlin seine erste Dampfspritze (für 24 000 Mark) von London, und zwei Jahre später baute Hodges den ersten Apparat dieser Art für New-York.

Die Wassermasse, welche bei den alten Handspritzen selten 1/4 Tonne überstieg, wurde bei der Dampfspritze auf zwei bis drei Tonnen pro Minute ge-

steigert und die anfänglich plumpen Apparate sind heute so compendiös, daß sie auch auf schwierigem Terrain ebensogut gehandhabt werden können, wie die alten Handspritzen.

Die vermehrte Leistung der modernen Spritzen hat es ermöglicht, die Zahl der Spritzen sowohl, als auch die Stärke der Mannschaft bedeutend zu vermindern. Während die europäischen und amerikanischen Städte noch vor einem halben Jahrhundert oft zwanzig bis dreißig schwache Handspritzen auf 100 000 Einwohner besaßen, hat London auf die gleiche Einwohnerzahl derzeit nur drei mächtige Spritzen (1880), und in den Großstädten des Continentes treffen wir meist fünf bis zehn Spritzen (von mäßiger Leistung) pro 100 000 Einwohner.

Dieselben Zahlen weisen auch die amerikanischen Städte auf, doch sind diese Ziffern durchaus nicht gleichwerthig, weil unsere Städte fast nur Handspritzen, die Amerikaner aber fast ausschließlich mächtige Dampfspritzen verwenden. Amerika hat eben hohe Löhne und ersetzt deshalb womöglich die Menschenkraft durch Dampf. Aus diesem Grunde hatten die amerikanischen Städte schon in den sechziger Jahren viele Dampfspritzen und eine kleine Mannschaft, während wir Handspritzen und eine doppelt bis sechsmal so starke Mannschaft verwenden. In den sechziger Jahren hatten die Städte Europa's nur wenige Dampfspritzen, selbst London besaß nur eine solche Maschine auf 300 000 Einwohner, während New-York schon damals vier Dampfspritzen auf 100 000 Einwohner zählte und die Handspritzen allmälig ganz beseitigte. Dafür haben die amerikanischen Städte auf 100 000 Einwohner nur vierzig bis siebzig Mann, während wir hundert bis dreihundert Feuerwehrleute auf die gleiche Einwohnerzahl beschäftigen. Trotzdem ist eine amerikanische Stadt mit vier Spritzen und fünfzig Mann auf 100 000 Einwohner gewiß leistungsfähiger, als unsere meisten Großstädte. Unter allen amerikanischen Städten aber stehen obenan Chicago, Cincinnati und Boston mit sieben bis acht Dampfspritzen und fünfzig bis hundertfünfzig Mann pro 100 000 Einwohner.

Der Wasserbedarf der Feuerwehr, welcher in alter Zeit dem Mangel an Wasserleitungen entsprechend minimal war, beträgt auch derzeit in normalen Jahren selten mehr, als ein Promille des gesammten städtischen Consumes, bei großen Bränden ist die Feuerwehr aber in den Stand gesetzt, im Laufe eines Tages mehr Wasser zu werfen, als man sonst zum Löschen sämmtlicher Brände im Laufe eines ganzen Jahres verbraucht. Während Berlin für alle Brände eines Jahres (1880) nur etwa drei hausgroße Wassermassen (3000 Kubikmeter) brauchte, während London im Jahre 1880 fünfundzwanzig hausgroße Wassermassen verwendete, warf die Feuerwehr von Boston während des großen Brandes (1872) nicht weniger als fünfzig Haus Wasser.

Diese gewaltige Leistungsfähigkeit geht Hand in Hand mit einer raschen Wirksamkeit der Feuerwehr: Im Jahre 1845 schlug Channing in Boston telegraphische Alarmstationen vor; 1851 wurde sein System eingeführt und derzeit haben alle namhaften Städte Amerika's ihr weitverzweigtes Netz von Leitungen. Die Stationen sind so zahlreich, daß Jeder den nächsten Alarmapparat binnen wenigen Minuten erreichen kann. Abermals verlaufen wenige Minuten, und die Feuerwehr ist zur Stelle.

In den meisten Städten wird des Abends eine Probe abgehalten, welche sehenswerth ist und welcher deshalb meist einige Bürger beiwohnen. Im Moment, wo das Signal von der Centrale aus in Bewegung gesetzt wird, geht ein elektrisches Treiben durch die ganze Löschstation. Die Gasflammen, welche abgedreht waren, leuchten auf, die Thüren springen automatisch auf, die dressirten Pferde rennen an die Deichsel, ihr Geschirr, welches von der Decke herabhängt, wird herabgelassen, das zweitheilige Kummet wird zusammengeklappt, und fort saust der Zug.

Es ist natürlich, daß solche Leistungen auch bedeutende Auslagen voraussetzen. Die europäischen Städte verausgaben für diesen Zweck jährlich eine halbe bis zwei Mark pro Einwohner, so viel zahlten auch die Amerikaner vor einem halben Jahrhundert; jetzt aber kostet die Feuerwehr in den amerikanischen Städten drei bis acht Mark pro Einwohner. Während also eine europäische Stadt mit einer Million Einwohnern für die Feuerwehr jährlich etwa eine Million Mark ausgibt, beläuft sich das Feuerbudget einer amerikanischen Millionenstadt auf das Fünffache. Selbst wenn man die höheren Preise in Amerika in Rechnung zieht, ergibt sich für Amerika ein namhaft höheres Budget. Trotz des außerordentlich großen Aufwandes und trotz der unübertrefflichen Leistungen der amerikanischen Feuerwehren können aber immer noch unter ungünstigen Verhältnissen Ereignisse gleich jenen von Chicago und Boston eintreten, so lange die Feuergefährlichkeit der Bauten nicht durch die Einsicht der Bürger oder durch gesetzliche Verfügungen vermindert wird. In früheren Jahrhunderten waren auch die Städte des mittleren Europa großentheils aus Holz gebaut, der Osten Amerika's hat erst seit zwei Generationen vorherrschend solide Häuser, im Westen aber gab es in den meisten Städten eine große Ueberzahl von Holzhäusern, bis der Brand von Chicago die Bürger bewog, wenigstens die Neubauten solider auszuführen. Da die Häuser aus der alten Zeit aber nicht so rasch verschwinden, begreift es sich, daß die Brandquote der amerikanischen Städte noch heute viel bedeutender ist, als die der meisten europäischen Städte. In den amerikanischen Städten ereignet sich jährlich auf 1000 Einwohner ein Brand, während Wien und London kaum einen Brand auf 2000 Einwohner verzeichnen.

Ueberblickt man größere Zeiträume, so findet man, daß hüben und drüben zwar die Zahl der Brände dem vermehrten Verkehr und der Anhäufung feuergefährlicher Objecte entsprechend zunimmt, daß aber anderseits die Zahl der großen Brände, Dank der ausgezeichneten Feuerwehr und dem Telegraphen, abnimmt. Dies Ziel wird in Amerika erreicht durch riesige Auslagen für das Löschwesen, bei uns aber trotz geringerer Auslagen durch eine gute Bauordnung und strenge Baupolizei.

Wie die Epidemien sind auch die großen Brände nur da möglich, wo das individuelle Leben noch nicht durch jene Gesetze geregelt ist, welche einer langen Erfahrung und einer reifen Cultur entsprechen; und wie die Epidemien vor den technischen und sanitären Reformen schwinden, so weichen auch die großen Brände, sobald das Volk sich entschließt, dem Einzelnen um des allgemeinen Gedeihens willen gewisse Beschränkungen aufzuerlegen.

Schon die Bürger Roms mußten sich manche Verordnung gefallen lassen, und noch mehr hatten die deutschen Städte im 15. und 16. Jahrhundert zu klagen über die Bauordnung und über die Feuerpolizei. Aber die Ordnungen wurden durchgeführt und schließlich nicht nur ertragen, sondern dankbar hingenommen. Selbst die englischen Communen, welche dem Einzelnen die größten Freiheiten gewähren, sind in dieser Beziehung dictatorisch vorgegangen. Die ersten Verfügungen reichen zurück ins frühe Mittelalter. Schon Alfred der Große hatte anbefohlen, wenn die Glocken zum Curfew (couvre-feu) läuteten, in jedem Hause das Feuer zu verwahren. 1189 verordnete der Bürgermeister von London, an gewissen Stellen Feuermauern zu errichten. Die Häuser der guten Straßen mußten auch mit feuersicherem Material gedeckt werden. 1605 wurde weiter verfügt, die Front aller Häuser Londons solle aus Stein oder Ziegel ausgeführt werden. Als die Stadt trotz alledem im Jahre 1666 abbrannte, petitionirten viele Bürger um ein Gesetz, welches die Verwendung von Holz und Stroh bei allen Neubauten verbieten sollte. Leider hatten in diesem Falle die Leichtfertigkeit und Trägheit mehr Macht, als Erfahrung und Einsicht. Das Gesetz wurde nicht erlassen, und man begnügte sich, einige andere Punkte der Feuerpolizei und insbesondere die Feuerwehr zu bessern. Erst ein Jahrhundert später kam eine strenge Bauordnung zur Durchführung, und seitdem hat London, trotzdem es für die Feuerwehr wenig ausgibt, eine auffallend niedere Brandquote.

Die amerikanischen Städte beginnen mit dieser großen und wichtigen Reform erst seit den sechziger Jahren, und es werden wohl ein paar Generationen vergehen, bevor es gelingt, die Bauweise der Städte durchgreifend umzugestalten. Vorläufig haben die Brände von Chicago und Boston die Bürger veranlaßt, die Neubauten großentheils aus feuersicherem Material aufzuführen; die Communen bewilligen enorme Summen für die Feuerwehr; sie lassen Nothleitern anbringen und verlangen wenigstens im Verkehrscentrum feuersichere Bedachung, im übrigen kann der Bürger aber in den meisten Städten bauen wie er will. Ueberdies werden auch bei der Verwendung feuersicherer Materialien noch vielfach Mißgriffe begangen. Man baut noch immer Granitfaçaden, obwohl dieser Stein, wenn die Umgebung brennt, durch die Gluth zerbröckelt, wodurch das Haus trotz seines anscheinend soliden Materiales doch vollständig entwerthet wird. Man errichtet Eisenbauten in einer Weise, daß sie, wenn im Innern ein Feuer ausbricht, nicht bloß ganz ausbrennen, sondern sogar zertrümmert werden. Wo die Zwischenwände eines solchen Gebäudes nicht feuersicher sind und durch automatisch sich schließende (mit Weißblech bekleidete) Thüren verwahrt sind, ist das Gebäude eben nicht gesichert. Gußeisensäulen, welche zerspringen, wenn sie glühend vom Wasserstrahl getroffen werden, finden noch immer häufig Verwendung u. s. f.

Unter all diesen Fehlern fällt am meisten auf, daß die Baumeister in vielen Fällen die ungleiche Ausdehnung von Stein und Eisen bei hohen Temperaturen nicht gebührend berücksichtigen. Vielfach läßt man einzelne Eisenglieder durch ganze Gebäude laufen, und oft wird das Eisen mit dem Mauerwerk fest verbunden, was zur Folge hat, daß bei einem heftigen Brande die Mauern gesprengt und selbst geworfen werden. Diese Uebelstände waren in manchen Fällen so

verhängnißvoll, daß die sogenannten feuersicheren Gebäude zu Anfang der achtziger Jahre weniger gebaut wurden, als in den sechziger Jahren. In der letzten Zeit aber scheinen die Eisenconstructeure doch den Sieg davonzutragen. Die schwersten Fehler werden beseitigt, indem man radical vorgeht und nicht einzelne Theile, sondern das ganze Gebäude aus Eisen baut.

Das amerikanische Eisenhaus unserer Tage ist im Wesentlichen ein mit Terracotta verkleideter Stahlthurm, dessen Theile so verspreizt sind, daß das Gebäude unter keinen Umständen einstürzen kann. Selbst im Falle eines heftigen Erdbebens dürften die Stahlthürme unversehrt bleiben, während die Kirchthürme der alten Aera eine Katastrophe dieser Art bekanntlich nicht überstehen. Dem Feuer gegenüber haben allerdings auch diese Stahlthürme mitunter nicht Stand gehalten. Wenn der Brand in einem der unteren Stockwerke ausbrach, raste er mit solch' elementarer Gewalt durch den Thurm empor, daß viele Menschenleben und alle Güter verloren waren. Die amerikanischen Ingenieure bezweifeln jedoch nicht, daß auch diese Gefahr durch die neuesten Reformen beseitigt werde.

All diese technischen Fortschritte werden aber erst dann eine volle Sicherung bringen, wenn die Baupolizei den Einzelnen zwingt, die erprobten Neuerungen durchzuführen. Eine strenge Bauordnung ist um so nöthiger, als die Feuergefährlichkeit der Objecte, abgesehen von der Bauweise, in den letzten Decennien allerwärts unzweifelhaft zugenommen hat. Gas, Petroleum und Elektricität, der vermehrte Verkehr, die Nachtarbeit, die Ausdehnung der Waarenlager, die Aufzüge, welche in keinem großen Hause Amerika's fehlen, endlich die Ausführung zehn bis zwanzig, ja dreißig Stock hoher Gebäude sind gefahrbringende Momente. Sie verlangen eine wesentliche Verschärfung der Bauordnung.

So lange Amerika den Einzelnen frei gewähren läßt, wird natürlich die Brandquote hoch bleiben, werden immer wieder verheerende Brände sich ereignen. Entschließen sich die Amerikaner aber, einer strengen Bauordnung zu gehorchen, so wird es ihrer ausgezeichneten Feuerwehr sicher gelingen, die Zahl der Brände mindestens auf den Stand von London und Wien zu reduciren. Dann werden große Brände in den amerikanischen Städten ebenso unmöglich sein, wie Epidemien in Städten mit einer strengen Sanitätsordnung. Die Verluste werden auf ein Minimum herabgehen und die Auslagen für Feuerwehr und Assecuranz entsprechend sinken. Addirt man aber diese Posten, so dürfte sich leichtlich eine jährliche Ersparniß von ein paar Mark pro Einwohner, d. i. etwa hundert Millionen pro Staat ergeben. So hoch beziffert sich der Werth einer guten Bauordnung.

III. Die Mühlen und Getreidespeicher Amerika's.

Im alten Testament, bei den Griechen und Römern wird das Getreide in Handmühlen verarbeitet, und diese primitive Methode herrscht noch heute im Orient, ebenso wie in mancher weltentlegenen Alpenwirthschaft.

Zu Augustus' Zeit wird bereits die erste Wassermühle in Rom errichtet, im 12. Jahrhundert werden in Frankreich und den Niederlanden Windmühlen erwähnt. In Amerika wurden diese Erfindungen im 17. Jahrhundert eingeführt. Im Jahre 1783 wurde die erste Dampfmühle in London gebaut. Pennsylvanien,

damals der führende Staat Amerika's, folgte dem Vorbilde im Jahre 1809, und in den zwanziger Jahren erstand die berühmte achtstöckige Dampfmühle in Cincinnati, welche jährlich 2000 Tonnen producirte. Die bahnbrechenden Reformen des Amerikaners Evans bewährten sich bei diesen und anderen Anlagen so ausgezeichnet, daß bald alle Neubauten nach seinem Princip durchgeführt wurden.

Vordem konnten die kleinen Wasser- und Pferdemühlen Amerika's den Anforderungen oft nicht nachkommen, und die Kunden mußten nicht selten das halbe Getreide als Mahllohn abgeben. Die Folge war, daß Amerika trotz billigen Getreides theures Brot hatte. Das änderte sich in Folge der großartigen Fortschritte der Technik. Der Preis von einem Faß Mehl, welcher zu Anfang des Jahrhunderts neun bis zehn Dollars betrug, sank in den folgenden Decennien auf fünf.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erzeugte eine amerikanische Mühle (mit einem Gang) täglich nur etwa hundert Kilo Mehl, die besten Mühlen konnten pro Arbeiter und pro Tag höchstens eine halbe Tonne erzielen. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts steigert sich die Tageserzeugung pro Mann auf eine Tonne, in den vierziger und fünfziger Jahren aber auf zwei Tonnen. Schon die ersten Dampfmühlen hatten mit mehreren Gängen gearbeitet und eine entsprechend bedeutende Production erzielt; in den siebziger Jahren brachten es die größten Mühlen bereits auf eine Tageserzeugung von hundert Tonnen Mehl.

Bei Odysseus bereiteten zwölf Sclavinnen das Mehl für zweihundert Menschen; in unserer Zeit erzeugen zwölf Arbeiter in der Dampfmühle Mehl für hunderttausend Menschen.

Während in den zwanziger und dreißiger Jahren Europa von den amerikanischen Müllern gelernt hatte, war Amerika in den folgenden Decennien in der Lage, von den Deutschen zu lernen. Im Jahre 1816 hatte Pauer in Wiener-Neustadt seine bahnbrechenden Reformen begonnen, und in den sechziger und siebziger Jahren sind die Pester Walzmühlen mit gradueller Zerkleinerung die technischen Vorbilder für die ganze Welt. Nach diesem System wurden die gewaltigen Mühlen von Minnesota, Dakota, Illinois und Ohio gebaut, und erst seit Durchführung dieser Reformen kann das amerikanische mit dem österreichischen Mehl auch in Bezug auf Feinheit und Güte sich messen.

Jeder große Getreidestaat hat seinen Mühlenkönig, einen Mann, welcher mit seinem Besitz und seiner Mannschaft eine Großmacht darstellt. Das ist an sich nicht bewunderungswürdig; mit Recht aber sind die Amerikaner stolz auf diejenigen Mühlenfürsten, welche ihre Macht und ihren Reichthum in großartiger Weise zum Wohl ihres Volkes und ihres Landes verwerthen. Der Name des Californiers Lick, welcher einen großen Theil seines Reichthums wissenschaftlichen Zwecken gewidmet hat, ist in Europa rühmlichst bekannt. Ein anderer ausgezeichneter Selfmademan ist Washburn, der Mühlenfürst von Minneapolis, welcher sich aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet hat. Im Jahre 1841 begann er die juridischen Studien, nach deren Vollendung er als Lehrer und Landmesser sein Brot verdiente. Im Bürgerkrieg wurde er Generalmajor, 1867 wurde er in den Congreß gewählt, 1871 wirkte er als Gouverneur von Wisconsin. Diese Erfolge gingen Hand in Hand mit glücklichen industriellen Unternehmungen, welche den

unermüdlichen Mann bald in Stand setzten, im größten Stile zu arbeiten. Er verband sich mit dem deutsch-amerikanischen Mühlentechniker Christian und baute zu Anfang der siebziger Jahre die drei gewaltigen Mühlen von Minneapolis. Eine derselben hatte 42 Paar Steine — sie war zu jener Zeit die größte Mühle der Vereinigten Staaten. 1878 explodirte eine der Mühlen; sogleich wurde eine noch mächtigere Walzmühle neuester Construction an ihrer Stelle aufgeführt. Von dem erworbenen Reichthum spendete Washburn in großartiger Weise. Er baute in seiner Stadt ein Waisenhaus, eine Volksbibliothek und ein Spital mit einem Aufwand von vier Millionen Mark.

Minneapolis, welches vorwiegend durch diesen Mann seinen Weltruf erworben hat, zählte im Jahre 1870 13000, im Jahre 1882 aber bereits 60000 Einwohner. Einundzwanzig große Mühlen standen damals, und vier neue Riesenbauten wurden errichtet. In einem Jahre wurden zwanzig Millionen Mark für den Bau von Mühlen und Arbeiterhäusern aufgewendet. Im Jahre 1892 zählte Minneapolis bereits 165000 Einwohner, deren Bildung Schritt hält mit der Wohlhabenheit.

Noch im Jahre 1870 hatte San Louis unter allen Städten der Vereinigten Staaten die meisten Mühlen, jetzt ist Minneapolis die erste Mühlenstadt der Welt. —

Chicago ist zwar nicht als Mühlenstadt, wohl aber durch seinen Mehlhandel ersten Ranges bekannt. Die Stadt producirte im Jahre 1890 430000 Faß Mehl — an sich eine bedeutende Masse — außerdem bezog Chicago aber genau die zehnfache Menge aus den großen Getreidestaaten und verfrachtete diese Schätze nach New-York und England. Im Jahre 1890 exportirten die Vereinigten Staaten 12,2 Millionen Faß Mehl. Auf Chicago allein entfällt der dritte Theil dieser gewaltigen Summe (4,1 Million Brl.).

Die Bedeutung der Müllerei wird klar, wenn wir bedenken, daß das Volk etwa den dritten Theil seines Geldes für Mehl und Brot ausgibt. Natürlich liefert auch in Amerika die Müllerei unter allen Gewerben die bedeutendsten Werthe (obwohl in der Eisen- und Baumwollindustrie mehr Capital angelegt ist, als in der Müllerei). Es ist lohnend, die Entfaltung dieser Industrie an der Hand der statistischen Daten zu verfolgen:

Pennsylvanien war im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts der bedeutendste Müllereistaat. Im Jahre 1810 zählte man in diesem Staate zweitausend Mühlen, welche 840000 Faß Mehl im Werthe von elf Millionen Dollar erzeugten. In den sechziger Jahren erobert New-York die erste Stelle, zugleich treten aber auch die Weststaaten als mächtige Concurrenten ein; sie überflügeln die Oststaaten im Laufe der achtziger Jahre. Im Jahre 1790 besaßen die Vereinigten Staaten auf vier Millionen Einwohner mindestens zehntausend Paar Steine, 1880 hatten die Staaten fünfzig Millionen Einwohner und vierundzwanzigtausend Mühlen. Im Zeitraume 1850—1880 hat sich die Zahl der Mühlen und die Zahl der Arbeiter verdoppelt, während der Werth des erzeugten Mehles sich vervierfacht hat.

Weniger als in anderen Gewerben, immerhin aber sehr merklich, ist auch in der Müllerei die Unterdrückung des kleinen Betriebes durch die Fabriken und

der Ersatz der menschlichen Arbeit durch Maschinenleistung im Laufe der letzten Decennien. Während in Deutschland noch in den siebziger Jahren auffallend viele kleine Betriebe mit vielen Arbeitern bestehen, werden in Amerika viel weniger Betriebe und Arbeiter, dagegen eine gewaltige Maschinenkraft verzeichnet. Deutschland verwendete zu jener Zeit pro Arbeiter nur 0,3 Pferdekraft, während die Vereinigten Staaten im Jahre 1870 pro Arbeiter bereits zehn Pferdekräfte notirten. Im Jahre 1870 wurden in Amerika in allen Gewerben zwei- bis vierunddreißig Millionen Pferdekräfte verwendet, und der vierte Theil dieser Kraftfülle entfiel allein auf die Müllerei.

Noch halten sich die vielen kleinen Mühlen auf dem Lande, welche das Mehl für die nächste Umgebung liefern; aber längst wird die Hauptmasse des Mehles von den großen Dampfmühlen producirt. In nicht ferner Zeit dürften die 30 000 kleinen Landmühlen der Vereinigten Staaten großentheils verfallen sein, während der gesammte Consum und Export von einigen hundert gewaltigen Dampfmühlen gedeckt wird. Der Zug der technischen Cultur geht hüben wie drüben dem gleichen Ziele entgegen.

* * *

Amerika nimmt in Bezug auf die Technik der Müllerei heute nicht mehr jene hervorragende Stellung ein, wie zu Evans' Zeiten, aber es zeichnet sich seit einem Jahrhundert durch seine geniale und großartige Getreide-Magazinirung und Verfrachtung aus. Während bei uns den billigen Löhnen entsprechend noch heute fast die ganze Speicherarbeit durch Menschen besorgt wird, hat Amerika seine theuren Arbeitskräfte längst durch Maschinen ersetzt.

Rom rühmte sich in der Kaiserzeit, daß seine Getreidespeicher im Laufe eines Tages etwa eine hausgroße Masse Getreide an das Volk abgaben (das cubische einstöckige Haus von 10 Meter Seite enthält zehntausend Hektoliter). Ein einziger Getreidethurm von New-York oder Chicago enthält aber hundert hausgroße Getreidemassen und kann dieselben in unglaublich kurzer Zeit abgeben. Wir wollen diese merkwürdigen Schöpfungen des amerikanischen Genius im Folgenden näher betrachten.

Die Getreidethürme zeichnen sich nicht nur dadurch aus, daß sie gewaltige Mengen von Getreide rasch aufnehmen und abgeben, sie besorgen auch das Wägen und Reinigen, das Lüften und Kühlen des Getreides rasch und automatisch. Der Speicher ist compendiös, und wenige Leute leisten mittels der gewaltigen Maschinen sämmtliche Arbeiten. Die Lösung all dieser Aufgaben verdankt Amerika dem großen Oliver Evans, welcher zu Ende des 18. Jahrhunderts die wesentlichen Principien des modernen Systems in Vorschlag gebracht und ausgeführt hat.

Im Jahre 1782 hatte der junge Evans, damals ein einfacher Müllergeselle, den Auftrag erhalten, nach altbewährtem Muster eine Mühle zu bauen. Diese Arbeit regte ihn zu jenen Entwürfen an, mit welchen er in den folgenden Jahren vor seine Landsleute trat. Schon im Jahre 1786 suchte er in Pennsylvanien Patente zu erlangen für eine Dampfmühle und einen Dampfwagen. Im Jahre 1795 faßte er all seine auf die Müllerei und Magazinirung bezüglichen Erfahrungen und Projecte im „Millwrights Guide" zusammen. Er hielt einen

Agenten, welcher das Buch und seine Erfindungen vertreiben sollte. Mehrere Müller nahmen die neue Erfindung an. Die Prämien, welche einliefen, waren aber so unbedeutend, daß Evans kaum seine Auslagen decken konnte.

Solange seine Erfindungen nicht durchdrangen, hatte er Verluste, sobald sie aber populär wurden, machte ihm die Mißgunst der Concurrenten und Geschäftsleute zu schaffen. Was ihm von Seite einiger Müller zufloß, verlor er in zahlreichen Processen, welche er gegen die unbefugte Anmaßung seiner Patente anstrengte. Die Advocaten jener großen Müller, welche entschlossen waren, Evans' Erfindung unentgeltlich auszunützen, bestritten das Patent schlechtweg, „weil Conveyer und Elevator im Princip alte Instrumente seien". Evans richtete gegen diese praktischen und gewissenlosen Männer die Vertheidigungsschrift „To his Counsel", in welcher er die wesentlichen Leistungen seiner Methoden klar darlegt:

Das Getreide wird in dieser Weise besser gereinigt, der Verlust durch Stauben fällt weg, und der Transport wird erleichtert. Würde die Erfindung allgemein eingeführt, so könnte man im Laufe einer Generation eine Krafterspariß von dreißig Millionen und eine Wertherhöhung von dreihundert Millionen Dollar erzielen. Er klagt, daß seine Erfindung von den trägen Massen nicht beachtet, von den Klugen aber ausgebeutet werde, und daß er von seinen Gedanken und seiner Arbeit nicht Gewinn, sondern Schaden ernte. Wohl ist er sich bewußt, daß er gegen den gemeinen Eigennutz der menschlichen Gesellschaft nicht aufkommen könne, und resignirt beschließt er seine Schrift. Von all seiner Lebensarbeit bleibt ihm nichts als die ruhige Ueberzeugung, „daß seine Erfindung die Probe der Zeit bestehen werde".

* * *

Sicher haben schon in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts einige große Mühlen nach Evans' Vorschlag Becherwerke angewendet; wann das Princip aber auf die Getreidespeicher übertragen wurde, konnte ich nicht ermitteln. Ein praktisches Hemmniß lag in dem Umstande, daß die Speicher eben nicht eo ipso über eine bedeutende mechanische Kraft verfügten. Viele beschränkten sich deshalb darauf, in den Magazinen Aufzüge zu errichten, welche durch Pferdekraft getrieben wurden. Die Dampfkraft wurde angeblich erst im Jahre 1848 durch Capitän Bristol zur Magazinirung des Getreides verwendet. Derzeit ist ein Elevator ohne Dampfkraft in Amerika nicht denkbar, und imposant sind diese vielstöckigen Riesengebäude mit dem Pilonenthurm, welcher noch fünf Stockwerke hoch über das Dach aufragt. Eisenbahnzüge fahren unter das Gebäude ein, Schiffe legen an ihm an. Aus und ein fließen die Getreideströme. Eine Dampfmaschine von einigen hundert Pferdekraft besorgt das ganze Getriebe. Drahtseile, welche doppelt so schnell gleiten, als ein Fußgänger geht, reichen durch die Räume und vom Thurm aus über das Dach hin; dumpf sausend und surrend tragen sie die Kraft von hundert Pferden von Raum zu Raum.

Wir treten ein und folgen dem Getreide, das eben eingenommen wird, auf seinem Wege. Zunächst sehen wir das Becherwerk: einen endlosen Gurt, welcher von einer Rolle am Dach zur Erde reicht und mit kleinen Blechtrögen besetzt ist. Der Gurt bewegt sich und baggert das Getreide ins Gebäude hinauf. Soll

das Getreide aus einem Schiff gehoben werden, so verwendet man ein Becherwerk, welches wie ein Schöpfarm vom Speicher aus in das Schiff hinabgreift und in dem Maße, als das Getreideniveau im Schiffsraum sinkt, niedergelassen wird. Ein mit Getreide beladener Zug fährt in das Gebäude ein, ihm zur Seite verläuft im Fußboden ein Kanal, in welchen das mittelst Dampfschaufeln aus den Wagen geförderte Getreide strömt, und aus welchem dasselbe sogleich von einer Serie von Becherwerken gehoben wird. Das aufgebaggerte Getreide rinnt, wenn es die Höhe erreicht hat, zunächst in einem mächtigen Wagekasten, welcher drei bis fünf Tonnen auf einmal faßt und sich automatisch leert, sobald das Gewicht voll ist. Das gewogene Korn rieselt dann weiter der Tiefe zu, aus welcher es vor Kurzem aufgestiegen. Auf diesem Wege wird es gereinigt, indem es einen entgegentreibenden Luftstrom und ein Gitterwerk passirt.

Die nöthige horizontale Verschiebung der Massen besorgte schon Evans entweder durch eine archimedische Schraube ohne Ende (welche das Getreide durch ein Rohr schiebt), oder auch durch einen flachliegenden Gurt, welcher, über Rollen gleitend, das Korn zum Bestimmungsorte führt. Evans verwendete Ledergurten; seit den sechziger Jahren stehen meterbreite Kautschukgurten in Verwendung, welche in manchen Elevatoren seit zwanzig Jahren fungiren, während jedes andere Material unter diesen Umständen rasch zu Grunde geht. Mehrere tausend Meter solcher wandernder Laufteppiche sind in jedem großen Speicher. Sie dienen nicht nur zur horizontalen Beförderung, sondern auch zur Lüftung und Kühlung des Getreides, wenn es dumpfig geworden. Man zapft das Getreide in diesem Falle aus dem Speicher ab, läßt es über die Gürtel laufen und führt es zurück, sobald es abgekühlt ist. Elevator, Wage und Gürtel, welche in den vierziger Jahren stündlich nur wenige Tonnen besorgten, sind heute auf eine Förderung von hundert und selbst zweihundert Tonnen pro Stunde eingerichtet.

Das Getreide, welches auf die beschriebene Art auf und ab, hin und her transportirt werden kann, fällt, wie erwähnt, bei der ersten Reinigung wieder der Tiefe zu. Nun wird es abermals aufgebaggert und zwar diesmal bis zur Höhe des Thurmes; von hier aus aber strömt es durch geneigte Blechröhren den Speichern zu. Diese Behältnisse haben nach Evans' Vorgang die Form von Schächten, von deren trichterförmigem Boden das Getreide nach Bedarf abgezapft werden kann. Wie die Zellen einer Wabe sind etwa hundert bis dreihundert solcher Getreideschächte im Gebäude so angeordnet, daß sie dessen Hauptkörper bilden und vom Dach bis zum ersten Stockwerk hinabreichen. Je drei bis fünf derartige Getreideschächte enthalten eine hausgroße Masse Getreides (10 000 Hektoliter), die ganze Getreidewabe enthält aber zwanzig bis fünfzig, ja hundert hausgroße Massen Getreides.

Wie ökonomisch die Arbeit dieser amerikanischen Speicher ist, hat man in Europa, wo die Elevatoren erst Anfangs der achtziger Jahre in Liverpool und Bordeaux adoptirt wurden, erprobt. Vordem wurde eine mächtige Mannschaft verwendet, um das Getreide von den Schiffen in den Speicher zu schaffen, um es zu wägen und zu reinigen. Ein Mann besorgte stündlich höchstens eine Tonne. Der Elevator besorgt aber stündlich hundert Tonnen mit wenig Mannschaft und mit einer geringen Auslage für Heizung. Früher brauchte man zwei

bis drei Wochen, um ein Schiff mit zweitausend Tonnen in die Speicher zu entladen; der Elevator besorgt die Arbeit leicht in einem Tag. Früher kostete das Umladen von Schiff zu Schiff (in Bordeaux) pro Tonne drei Mark, der Elevator besorgt jetzt dieselbe Leistung für eine Mark. Die Reinigung des Getreides, welche früher drei Mark kostete, wird durch den Elevator für eine bis zwei Mark besorgt. In New-York rechnete man für die gesammte Behandlung (incl. zehntägiger Magazinirung) in den achtziger Jahren nur eine Mark pro Tonne. Bei der Füllung eines großen Speichers nach amerikanischer Methode kann man also wohl hunderttausend Mark ersparen. Wie groß der Verlust ist, welchen die europäischen Staaten im Laufe von dreißig Jahren erlitten haben, und um wieviel theurer wir unser Brot zahlen mußten, nur weil wir die amerikanische Erfindung ablehnten, entzieht sich der Berechnung.

Die Ausdehnung und Leistung der Getreidespeicher hat in den letzten Decennien bedeutend zugenommen. Um das Jahr 1860 faßte ein mittelgroßer Elevator drei hausgroße Getreidemassen, jetzt ist der Inhalt durchschnittlich zehnmal so groß; die größten enthalten aber hundert hausgroße Massen (eine Million Hektoliter). Ehedem brauchte ein Elevator von mäßiger Dimension ein bis zwei Wochen zur Füllung, jetzt werden die größten Speicher binnen weniger Tage gefüllt. Ein Paar Getreideschiffe oder tausend Eisenbahnwagen mit Getreide werden leicht im Laufe eines Tages aufgenommen.

Chicago, welches seit Langem neben New-York die größten Getreidemassen verwahrt und verhandelt, magazinirte um die Mitte der fünfziger Jahre mit seinen kleinen Elevatoren kaum soviel Getreide, als heute ein mittelgroßer Elevator besorgt. In den sechziger Jahren hatte die Stadt dreizehn Getreidespeicher, welche hundertsiebzig hausgroße Getreidemassen beherbergen konnten, die sechsundzwanzig mächtigen Thurmspeicher des Jahres 1890 fassen aber tausend hausgroße Massen, sage eine Wanne von tausend Meter Länge, hundert Meter Breite und zehn Meter Tiefe. Unsere Maßeinheit (das kubische, einstöckige Haus) enthält tausend Tonnen à zehn Hektoliter und die Riesenkufe, von welcher eben die Rede war, enthält demnach zehn Millionen Hektoliter. Soviel Getreide beherbergen die Speicher von Chicago. Die Baukosten dieser Speicher repräsentiren allein einen Werth von fünfzig Millionen Mark und die jährlichen Einnahmen für Magazinirung belaufen sich auf zehn bis vierzehn Millionen Mark. Die Stadt exportirt jährlich etwa sechstausend hausgroße Massen Getreides, die Speicher müssen also sechsmal gefüllt und wieder entleert werden. Zu diesem Behufe müssen sämmtliche sechzig Millionen Hektoliter — abgesehen von der horizontalen Verschiebung — mindestens dreimal thurmhoch gehoben werden: einmal behufs Reinigung, das zweite Mal, um in die Schachtwabe abgeliefert zu werden, das dritte Mal behufs Verladung in die Schiffe. Diese riesige Arbeit besorgen die Elevatoren von Chicago mit einer kleinen Mannschaft, während wir nach der alten Methode ein Heer von Arbeitern beschäftigen.

IV. Chicago und die amerikanische Viehzucht.

Der gewaltige Viehreichthum der Vereinigten Staaten ist bereits sprichwörtlich; nur in Bezug auf die Schafzucht wird Amerika derzeit noch von Laplata, Australien und Rußland übertroffen. Der Rinderbesitz der Vereinigten Staaten war bereits im Jahre 1880 doppelt, ja dreimal so groß, als der unserer großen europäischen Staaten. Selbst Laplata's großer Schafbesitz wird durch den größeren Rinderreichthum Nordamerika's weit überwogen. Am großartigsten aber ist Amerika's Schweinezucht. Das Land besitzt fünfmal soviel Schweine als Rußland oder Deutschland und etwa zehnmal soviel als Frankreich.

Ein Pferd kommt in Nordamerika auf eine Familie, in Deutschland dagegen besitzt erst jede dritte Familie ein Pferd.

In Amerika kommen auf jede Familie drei bis vier Stück Rindvieh und ebenso viele Schafe; die deutsche Familie besitzt nur halb soviele Rinder und Schafe, und während eine deutsche Haushaltung im Durchschnitte ein Schwein besitzt, kommen (in den achtziger Jahren) auf eine amerikanische Familie fünf Schweine. Der Werth aller Pferde und Maulthiere der Vereinigten Staaten wird im Jahre 1890 auf elfhundert Millionen Dollar veranschlagt, der Rinderwerth auf neunhundert Millionen; dazu kommen Schweine im Werthe von zweihundertvierzig und Schafe im Werthe von hundert Millionen Dollar.

Die Ausfuhr animalischer Producte aus Amerika datirt aus früher Zeit und hat bis in unsere Tage begreiflicherweise relativ die höchsten Werthe geliefert. Im Jahre 1860 wurden für sechzehn Millionen Dollar (davon zehn Millionen Schweinefleisch) exportirt, im Jahre 1890 betrug der Werth der Fleischausfuhr hundertsechsunddreißig Millionen Dollars (für fünfundachtzig Millionen Dollars Schweine und dreißig Millionen Dollars Rinder) u. s. w.

Im Jahre 1890 entfiel $^3/_4$ des Exportwerthes der Vereinigten Staaten auf landwirthschaftliche Erzeugnisse, und zwar repräsentirte der Animalexport neben dem Baumwollexport die höchsten Werthe:

Gesammter Export . .	1700	Millionen	Dollars
Baumwolle-Export . .	260	=	=
Animal-Export . . .	170	=	=
Brotstoff-Export . . .	154	=	=

Der Staat Indiana allein besaß im Jahre 1880 mehr Rinder als Frankreich, und Illinois hatte das Deutsche Reich in dieser Beziehung schon in einer viel früheren Epoche überholt.

Seit der Besiedelung haben die westlichen Staaten das natürliche Princip befolgt, einen großen Theil ihrer Ernten zu verfüttern und so in compendiöser und werthvoller Form auf den Markt zu bringen. Der größte Theil dieses Reichthums ist seit Menschengedenken erwachsen in jenen westlichen Gebieten, welche in den vierziger Jahren noch kaum besiedelt waren und nur einigen Indianerhorden karge Nahrung gewährten. Die Mormonen im Gebiete des Salzsees und die Goldgräber haben den letzten Vorstoß gegen den Westen gemacht.

Im Jahre 1847 zogen die Mormonen mit siebenhundert Wagen, welche mit Rindern bespannt waren, in ihr Kanaan ein. Diese zwei- oder dreitausend Rinder erscheinen im Jahre 1850 auf 12600 vermehrt, im Jahre 1880 aber zählte man in jenem Gebiete 130000 Rinder. Schon damals trieben die Leute vom Salzsee jährlich 60000 Rinder auf den westlichen Markt. Texas, welches im Jahre 1850 kaum ein Drittel Million Rinder besaß, zählte im Jahre 1870 vier Millionen und jetzt acht Millionen. Derselbe Staat besaß im Jahre 1850 100000 Schafe, im Jahre 1880 aber drei Millionen. Diese Daten geben einen Begriff von der gewaltigen Expansion der Viehzucht im Westen. Dabei ist zu beachten, daß die Rasse fortwährend verbessert wird, daß z. B. ein $3^1/_2$jähriges Rind (Kreuzung von Texaskuh und Shorthorn) in den achtziger Jahren fünfhundert Kilo wog, während das Rind in den fünfziger Jahren kaum vierhundert Kilo wog.

Das Vieh wird im Westen nach spanischem Vorbild in dem Ranch aufgebracht. Ein Treiber kauft in den Rinderdistrikten eine Herde Rindvieh, dann erwirbt er in einem Pferderanch die nöthigen Pferde, sage für einen Trieb von 2300 bis 2500 Rindern vierzig Pferde. Am ersten Tag müssen die Thiere scharf bewacht werden, damit sie nicht durchbrechen und der Heimath zueilen. Nachts werden sie auf ein Rudel zusammen-getrieben (gerundet). Die Lehrburschen (Greenhorns) bilden den Troß, auch der Proviantwagen mit dem Koch folgt im Nachtrab. So rückt eine Herde mit Kälbern täglich etwa zwanzig Kilometer weiter. Im Jahre 1880 wurden aus den Farwestregionen, welche dreißig Jahre vorher noch unbesiedelt waren, hundertdreißig Triebe, also etwa eine Drittel Million Rindvieh in solcher Weise auf die westlichen Märkte gebracht.

Die Rolle, welche Chicago in Bezug auf Viehhandel und Schlachtgewerbe spielt, soll im Folgenden geschildert werden, doch werde ich nur den großartigsten Zweig dieses Berufskreises, die Schweineschlächterei, ausführlicher behandeln.

Noch in den fünfziger Jahren hatte Ohio dies Geschäft beherrscht, in den folgenden Decennien eroberte Illinois die erste Stelle. Cincinnati, welches in der alten Zeit den ehrenden Spottnamen „Porkopolis" trug, wurde bereits im Jahre 1862 von Chicago eingeholt, und in den achtziger Jahren beherrscht diese Stadt allein die Hälfte des „Pork-Business" des ganzen Mississippigebietes.

Die Zahlen und Werthe dieser Großindustrie sind imposant. Schon Anfangs der fünfziger Jahre verarbeitete man im Westen jährlich eine Million Schweine für den Großhandel. Anfangs der siebziger Jahre wurden drei und 1880 zehn Millionen Schweine verpackt, trotzdem Frankreich und England den Import von amerikanischem Schweinefleisch untersagt hatten. Chicago verarbeitete allein sechs Millionen und versendete fünf Millionen verpackter Schweine.

Im Ganzen wurden im Jahre 1890 430 Millionen Kilo, d. i. 430000 Tonnen oder etwa fünfhundert hausgroße Massen Fleisch und andere animale Producte von Chicago ausgeführt (nach Berechnung des Herrn G. F. Stone, Secretär der Handelskammer von Chicago). Hiervon entfiel der größte Theil auf das „Pork-Business".

Die Arbeit geschieht in großartigen Schlachtkasernen. Eine Herde Schweine wird vom Viehhof zum Aufzug des Schlachthauses getrieben und fährt in das

zweite oder dritte Stockwerk auf, dann rollen die an einem Fuße aufgehängten Thiere über eine längs der Decke verlaufende Stabbahn weiter zum Stecher, von ihm zum Brüher, zum Zerleger u. s. f. Das Fleisch wird gekühlt und wandert dann verschiedene Wege; jeder Theil wird einer Truppe von Specialisten übergeben. Die Zerleger, die Salzer, die Wurster, die Packer — alle haben ihre eigenen Säle. Die Arbeit geht so rasch, daß ein Schwein binnen zehn Minuten vollständig verarbeitet ist. Die Abfälle kommen in eine Reihe gewaltiger cylindrischer Kessel, welche, nebeneinanderstehend, durch zwei Stockwerke des Gebäudes reichen. Im oberen Stock beschickt man die Kessel, im unteren läßt man sie ab.

So wird das Fett fast vollständig gewonnen, während man früher kaum die Hälfte desselben aussieden konnte. Eine Leimsiederei und eine Knochenmehlfabrik verwerthen den Rest, sodaß von dem verarbeiteten Thiere schließlich wirklich nichts übrig bleibt. Der Fleischer, der Gerber, der Bürstenbinder, der Schreiner und der Landwirth beziehen die gewonnenen Producte. Die fertige Fleischwaare wird in gekühlten und gut ventilirten Sälen aufbewahrt bis zur Versendung.

Anfangs der achtziger Jahre hatte das Geschäft seine höchste Blüthe. Die größten Schlächtereien verarbeiteten täglich tausend bis fünfzehnhundert Schweine, alle Firmen von Chicago verpackten während der Saison täglich 100 000 Schweine.

Die Chicago-Company allein verarbeitete während der kühlen Zeit eine halbe Million, die Anglo-American-Company $^3/_4$ Million, und Armour, der Schweinekönig, bewältigte in seinen Anstalten jährlich in der Saison eine Million Schweine. Der letztgenannte Mann beschäftigte in seinen Schlächtereien in Chicago, Kansas und Milwaukee zu jener Zeit zehntausend Arbeiter. Die Großartigkeit dieser Verhältnisse erhellt wohl am besten aus der Thatsache, daß die Schlächtereien von Chicago im Laufe eines Winters die sämmtlichen Schweine Preußens verschlachten und verpacken könnten und dann über die flaue Campagne klagen würden.

Die folgenden statistischen Daten ergänzen diese Schilderung. Die Großschlächtereien der Vereinigten Staaten verarbeiteten im Jahre 1880 $1^3/_4$ Millionen Rinder (Werth = 71 Millionen Dollar). Illinois allein schlachtete 600 000 und New-York 400 000 Rinder. Außerdem wurden in den Vereinigten Staaten geschlachtet und verpackt sechzehn Millionen Schweine (Werth = 18 Millionen Dollars), auf Illinois allein entfällt ein Drittel dieser Summe. Chicago, welches in den fünfziger Jahren kaum eine nennenswerthe Rolle gespielt hatte, beherrscht in den siebziger Jahren bereits das halbe Geschäft des Westens.

Im Laufe des Jahres 1890 bezog die Stadt 136 Millionen Stück (d. i. 312 000 Waggons) Vieh aller Art, im Werthe von nahezu einer Milliarde Mark.

Während das Schweinegeschäft in dem letzten Decennium stationär geworden, entfaltet sich das Rindergeschäft in diesem Zeitraume riesig, wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist (Import):

Jahr	Millionen Rinder	Schweine	Schafe	Werth Millionen Dollars
1880	1,4	7	0,3	143
1890	3,7	7,7	2,2	231

Wesentlich sind das Viehgeschäft, der Verkehr und Transport, die Controle und Verpflegung erleichtert durch die vereinten Viehhöfe, welche im Jahre 1865

eingerichtet wurden. Der Viehhof hat eine besondere Bedeutung als Erholungsstation für das Vieh, insbesondere für das Rind, welches nach langem Transport zerrüttet und zerstoßen und so erschöpft ist, daß es Futter und Trank verschmäht. Auf eine Strecke von tausend Kilometern (etwa von Triest bis Hamburg) erleidet das Rindvieh einen Gewichtsverlust von fünfzig bis hundert Kilo, das Fleisch der geschlachteten Thiere ist bläulich, zerquetscht und ekelerregend. Mehr als die Bestrebungen der Thierschutzvereine haben die hierdurch verursachten pecuniären Verluste den großen Viehhändler veranlaßt, sehr wohl darauf zu achten, daß sein Vieh nicht übermäßige Touren macht, auf den Raststationen erquickt wird und schließlich sich im Viehhof ordentlich erholt.

Die Viehhöfe bedecken einen Raum von hundertvierzig Hektar; vierzig Hektar werden beherrscht von den Stallungen, fünfzig Kilometer Canäle besorgen den Abfluß. Die Wassertröge allein, würden aneinandergelegt, eine Marschstunde weit reichen (5 Kilometer), und die Futtertröge bilden in gleicher Weise angeordnet, eine dreimal so lange Zeile (16 Kilometer). Die Ställe haben Raum für 20000 Rinder, für ebenso viele Schafe und für 100000 Schweine. Einundzwanzig Localbahnen stehen mit den vereinten Viehhöfen in Verbindung.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens bezog der Viehhof 400000 Rinder, nahezu eine Million Schweine und 200000 Schafe. In den Berliner Viehhof wurden im Jahre 1880 115000 Rinder zugetrieben, der Viehhof von Chicago empfing im selben Jahre 1382000 Rinder, und während der Berliner Viehhof 400000 Schweine aufnahm, hat der Hof von Chicago in der gleichen Zeit sieben Millionen Schweine empfangen. Wenn man den Viehbezug auf eine Familie (à fünf Personen) repartirt, wird der Vergleich noch schlagender. Auf eine Berliner Familie kommt jährlich nur ein halbes Rind, während auf eine Familie von Chicago fünfzehn Stück Rindvieh entfallen. Pro Berliner Familie entfallen zwei Schweine, während auf jede Familie von Chicago siebzig Schweine kommen. Diese Zahlen geben eine Vorstellung von der Bedeutung des Viehgeschäftes.

Noch ein erläuterndes Bild füge ich hinzu: Man denke sich vier Reihen Ochsen und sechs Reihen Schweine, welche von der Nordsee bis zur Adria reichen, dazu noch zwei ebenso lange Reihen Schafe — all das wird im Laufe eines Jahres in Chicago eingebracht (1880 f.) und theils lebend, theils verarbeitet weiter verfrachtet. Ein Eisenbahnzug müßte, um die in eine Reihe aufgelöste Herde zu passiren, zehn Tage und zehn Nächte fahren.

Der Gesammtwerth des jährlichen Viehbezuges betrug Anfangs der achtziger Jahre etwa 800 Millionen Mark, also mehr, als der gesammte Schaden des großen Brandes.

V. Chicago's Welthandel.

Die commercielle Bedeutung der Stadt beginnt in den fünfziger Jahren mit der Ausbildung des Eisenbahnnetzes, welches im Jahre 1850 in Illinois erst 650 Kilometer, im Jahre 1857 aber bereits 5000 Kilometer umfaßte. Chicago, welches aus dieser Entfaltung den größten Vortheil zog, überflügelte schon in den sechziger Jahren alle anderen Handelsstädte des Westens. Im Jahre 1890 besitzt Illinois unter allen amerikanischen Staaten die meisten

Bahnen. Seine Schienenwege würden Mitteleuropa zwischen Nordsee und Adria sechzehn Mal durchqueren.

Dazu kommt die Flotte, welche die durch die Bahnen zugeführten landwirthschaftlichen Schätze über die Seen nach dem Osten führt. Im Jahre 1854 liefen von Chicago 4500 kleine Segler aus, 1867 dagegen schon 12100 Schiffe mit 2,5 Millionen Tonnen. Im Jahre 1890 werden 10500 Schiffe mit 5,1 Millionen Tonnen von Chicago nach dem Osten geschickt. Man bemerkt, daß die Zahl der Schiffe abgenommen hat, während der Inhalt seit den sechziger Jahren sich verdoppelt. In den fünfziger Jahren existirten nur wenige Dampfer, während jetzt bereits $^4/_5$ des Geschäftes durch Dampfer besorgt wird. Dies ist unmittelbar aus der Clearage-Liste ersichtlich, während das Verzeichniß der Schiffe allein keinen Aufschluß gibt. Die Flotte bestand im Jahre 1890 aus 2050 Schiffen mit 826000 Tonnen Inhalt. Die 900 Segler jenes Jahres waren klein und legten den Weg viel seltener zurück als die 1150 Dampfer, welche durch ihre Größe und Schnelligkeit in Stand gesetzt waren, achtzig Prozent der ganzen Arbeit zu leisten. Die Tendenz geht hier, wie schon längst in England, dahin, die kleinen Segler durch mächtige Dampfer und das Holzschiff durch das Stahlschiff zu ersetzen. Die alte Generation kleiner Holzsegler stirbt langsam aus, während die mächtigen Stahldampfer siegreich einziehen in das zwanzigste Jahrhundert.

Im Jahre 1838 war die erste Schiffsladung Getreide von Chicago abgegangen. In den fünfziger Jahren begann das Zeitalter der Eisenbahnen, und bereits um die Mitte der sechziger Jahre war keine Farm in Illinois weiter, als zwei Bahnstunden (80 Kilometer) von der nächsten Station entfernt.

Die Vertiefung des Illinois-Michigancanales in den sechziger Jahren hatte die neue Aera eingeleitet; seitdem haben die schweren und billigen Waaren, welche nur niedrige Frachtsätze vertragen, vorwiegend den Wasserweg eingeschlagen. Der gewaltige Verkehr über die Seen ist aus dem Folgenden zu entnehmen: In den siebziger Jahren waren bereits durch den St. Marys-Fallcanal jährlich eine Million Tonnen Reg. passirt, im Jahre 1890 aber gingen 8,4 Millionen Tonnen Reg. über diesen Weg. Herrn Ch. H. Keep's Report berechnet, daß im Jahre 1890 28 Millionen metrische Tonnen im Mittel 900 Kilometer weit auf dem inländischen Wasserweg befördert wurden. Wären diese Waren per Bahn gegangen, so hätte die Fracht 143 Millionen Dollar gekostet; auf dem Wasserwege aber stellt sich die Auslage für die Fracht nur auf 23 Millionen Dollar. Die meisten Waaren zahlen kaum vier Pfennige pro Tonnkilometer, Kohle kaum einen Pfennig. Der Anthrazit wird tausend (engl.) Meilen weit für dreißig Cent pro Tonne befördert.

Das Hauptgeschäft von Chicago bezieht sich auf die landwirthschaftlichen Producte. Unsere europäischen Staaten produciren jährlich pro Einwohner fünf bis sieben Hektoliter, während die Vereinigten Staaten nach Dodge zu Ende der achtziger Jahre fünfzehn Hektoliter pro Einwohner ernteten. Wenn man auf Grundlage dieser Daten die Getreidemassen berechnet, welche ein Land von fünfzig Millionen Einwohnern hervorbringt, bez. verzehrt, erhält man imposante Maße, welche wir uns nur schwer versinnlichen können.

Als kleinste Maßeinheit verwende ich das kubische einstöckige „Haus" von zehn Meter Seite. Ein solches Hohlmaß enthält 1000 Kubikmeter = 10000 Hektoliter. Als Maßeinheit höherer Ordnung schlage ich eine „Riesenkufe" von 100 Meter Seitenlänge mit zehn Meter hohen Wänden vor. Eine derartige Kufe enthält 100000 Kubikmeter d. i. eine Million Hektoliter (= 100 „Haus" à 1000 Kubikmeter).

Amerika producirte in den siebziger Jahren jährlich etwa 600 bis 700 derartige Riesenkufen Getreide und Rußland kam ihm nahe, während die anderen europäischen Großstaaten nur 200 bis 240 Riesenkufen erzeugten. Diese Verhältnisse haben sich nicht so bedeutend geändert, als man glauben möchte; in mittleren Jahren ist die Ernte heute nicht viel größer, als eine reiche Ernte der siebziger Jahre. Die Schwankungen der gewonnenen Mengen sind von Jahr zu Jahr sehr beträchtlich, während die erzielten Werthe weniger von einander abweichen. Bei reicher Ernte sinken eben die Preise, während sie bei karger Ernte steigen. Immerhin bleibt aber der Unterschied aufeinander folgender Ernten, auch dem Werthe nach, sehr namhaft. Im Jahre 1889 wurde die Maisernte der Vereinigten Staaten auf acht Milliarden Mark veranschlagt, im folgenden Jahre werden nur sechs Milliarden Mark erzielt. Jova und Illinois decken allein etwa den vierten Theil dieser wichtigsten Production der Vereinigten Staaten. Die Weizenernte wird im Jahre 1890 auf 1,2 Milliarden Mark geschätzt; Dakota und Minnesota decken den fünften Theil.

Diese Production, welche nicht bloß absolut, sondern auch in Bezug auf die Einwohnerzahl riesig ist, setzt Amerika in Stand, einen großen Theil seines Getreides zu verfüttern und dem entsprechend eine gewaltige Viehzucht zu entfalten. Der Ueberschuß der Cerealien und der animalen Production wird nach dem Osten exportirt.

Vordem hatten nur die Oststaaten einen kleinen Theil des westlichen Getreides verbraucht; mit der irischen Hungersnoth begann in der Geschichte des Getreidetransportes eine neue Aera. Im Jahre 1849 wurden aus den östlichen Häfen plötzlich große Mengen Getreides ausgeführt und zwar: 4 Millionen Hektoliter Mais, 0,3 Millionen Hektoliter Weizen und 1,1 Millionen Faß Mehl. Das Meiste ging nach England, und seit jener Zeit ist England von den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung in immer bedenklicherer Weise abhängig geworden. Im Jahre 1890 gingen 20 Millionen Hektoliter Mais, 14 Millionen Hektoliter Weizen und 7,4 Millionen Faß Mehl von Amerika nach England ab. Fast all diese Materialien werden vom Westen und zwar von Chicago bezogen.

Anfangs der vierziger Jahre hatte Chicago wenig Getreide nach dem Osten verfrachtet, zur Zeit der irischen Hungersnoth wurden bereits jährlich dreißig bis fünfzig „Haus" Getreide von Chicago geliefert. Der große Krieg brachte einen ungeahnten Aufschwung des Provianthandels. Um die Mitte der sechziger Jahre exportirte die Stadt bereits 300 bis 400 Haus Weizen, 200 bis 300 Haus Weizenmehl, 600 Haus Mais und viel anderes Getreide — im Ganzen 1500 Haus verschiedener Getreidearten (incl. Mehl). 1880 steigt der gesammte Cerealexport auf 4000 Haus, im Jahre 1890 beträgt derselbe (bei mäßiger Ernte) 7300 Haus. Etwa die Hälfte dieser Masse entfällt auf den Mais, welcher im

Jahre 1890 von 140 000 Eisenbahnwagen zugeführt und von einer entsprechenden Dampferflotte weiter nach dem Osten verfrachtet wurde.

Die Getreidebörse, welche mit London telegraphisch verbunden ist, besorgt jährlich Geschäfte im Betrage von einer halben Milliarde Mark (1880 f.); die einzelnen Verkäufe, welche noch Anfangs der siebziger Jahre 1000 Hektoliter selten überstiegen, verfügen heute bereits in einem Zuge über mehrere hausgroße Getreidemassen (100 000 Bushel).

Außer dem Getreide-, dem Mehlgeschäft und dem Viehhandel ist Chicago auch durch seinen Branntweinhandel hervorragend. Im Jahre 1810 deckte Pennsylvanien mit 4,4 Millionen und New-York mit zwei Millionen Dollar fast den ganzen amerikanischen Bedarf. Im Jahre 1870 hat Pennsylvanien, welches in anderen Gebieten eine beherrschende Stellung einnimmt, nur für 4,6 Millionen Dollar Branntwein erzeugt, und noch weiter ist New-York zurückgeblieben. Die Weststaaten haben diese Production in die Hand genommen. Illinois und Ohio beherrschten den Markt mit einer Jahresproduction im Werthe von sechzig Millionen Mark (im Jahre 1870). Im Jahre 1880 notiren beide Staaten für neunzig Millionen Mark Alkohol, d. i. die Hälfte der gesammten Erzeugung der Vereinigten Staaten.

Nicht den gleichen Erfolg haben die Weststaaten in der Bierbrauerei aufzuweisen. Seit den sechziger Jahren deckt der Staat New-York etwa ein Drittel der amerikanischen Bierproduction. Es ist jedoch kaum zweifelhaft, daß der Westen sowohl durch seine Cerealproduction, als auch durch das Vorwiegen der deutschen Bevölkerung berufen ist, in nicht ferner Zukunft auch in diesem Gebiete die Führung zu übernehmen.

Der gesammte Handel der Stadt ist, wie aus den vorgeführten Daten zu entnehmen ist, großartig. Im Jahre 1882—1883, als das Schweinegeschäft culminirte, belief sich der Werth der landwirthschaftlichen Producte auf eine und eine halbe Milliarde Mark, der Handel ebenso hoch. Die Industriewerthe werden auf 1,3 Milliarde geschätzt (Bericht der Handelskammer von Chicago).

Schon in den sechziger Jahren hatte Chicago als landwirthschaftliche Handelsstadt den Sieg über Cincinnati davongetragen. In den siebziger Jahren zog es auch den Großhandel in anderen Waaren an sich; überdieß begann es in mehreren Industrien eine hervorragende Stellung einzunehmen. Anfangs der siebziger Jahre besaß die Stadt zwei der größten Bessemer- und Schienenwerke der Vereinigten Staaten; die in Chicago erzeugten Eisenbrücken versorgten mehrere Staaten des Westens. Großartige Zimmereien, Tischlereien und Fabriken landwirthschaftlicher Geräthe schossen empor und eroberten ein weites Marktgebiet. Im Jahre 1850 hatte Chicago zehn Millionen Mark Industrialwerthe erzeugt; das unbedeutende Landstädtchen konnte damals neben dem mächtigen Philadelphia nicht genannt werden. In den achtziger Jahren holt die Stadt der Prärien Philadelphia ein, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann es New-York überholen wird.

Der gesammte Werth des Handels und der Industrie von Chicago wird Anfangs der achtziger Jahre auf vier bis fünf Milliarden Mark veranschlagt — so viel wie der große Krieg gekostet hat. Der Werth der verhandelten landwirth-

schaftlichen Werthe beträgt zu jener Zeit 1,5 Milliarden Mark, also doppelt so viel, als der Brandschaden des Jahres 1871. Fügen wir hinzu, daß das Clearing-House von Chicago schon im Jahre 1877 Forderungen im Betrage von einer Milliarde Dollar, im Jahre 1890 aber bereits vier Milliarden Dollar ausgeglichen hat, so haben wir ein eindrucksvolles Bild von der commerciellen Bedeutung dieser Stadt gewonnen.

* * *

Ich habe in der vorliegenden Studie diejenigen Züge der Großstadt, welche dem Reisenden vor Allem in die Augen fallen, nicht berührt. Die öffentlichen Gebäude, der mächtige Verkehr, das gesellige Leben, das Theater (mit achttausend Sitzplätzen), welches derzeit wohl das größte der Welt ist und ein ganzes Arsenal prachtvoller Decorationen aus Kautsky's Atelier in Wien bezogen hat, das Alles sind Dinge, die man, von bewährten Meistern geschildert, bereits kennt. Auch die ausgezeichneten Schulen und die Bibliotheken, welche Chicago schon heute eine Stellung unter den ersten Städten der Welt sichern, habe ich übergangen, weil wir diese Leistungen und Seiten des geistigen Lebens Amerika's doch füglich passender in Boston studiren werden.

Meine Aufgabe war es, vor Allem diejenigen Elemente hervorzuheben, welche absolut charakteristisch sind für diese jüngste und großartigste Schöpfung des amerikanischen Volkes.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Intermezzo.

Klagenfurt 1850—1852.

Es war ein trauriger, naßkalter, nebliger Februarmorgen, als ich in Klagenfurt, meinem amtlichen Bestimmungsort, eintraf. Zwei Tage lang währte die Reise, denn von Wien reichte die Eisenbahn nur bis Marburg in Steiermark, von da ging's mit der Postkutsche, meist der Drau entlang, nach Kärnten. Klagenfurt, jetzt so häufig besucht und gepriesen, hatte damals, aus Mangel einer Eisenbahn, fast keinen Zusammenhang mit der übrigen Welt. Es war in Allem, was Comfort, Bildungsmittel, künstlerische Anregung betrifft, eine zurückgebliebene Provinzialstadt. Sie kam mir manchmal vor wie eine Insel inmitten des bewegten Meeres der Civilisation. Dazu die leblose Stille, die nur an Sonntagabenden von dem Gesang italienischer Arbeiter auf den Straßen, oder dem Lärm zechender Bauern aus den Wirthshäusern unterbrochen wurde. Schlechtes Pflaster in der Stadt, gar keines in den Vorstädten. Die Straßenbeleuchtung so kümmerlich, daß während der Frühjahrsnebel ein Gang in die Vorstadt lebensgefährlich wurde. Auch die Treppen der meisten Privathäuser waren nicht beleuchtet, so daß man zu Abendbesuchen stets Wachslichtchen mitnahm, um heil hinauf zu gelangen. Kein Orchester, keine Concerte, ich darf wohl auch sagen: kein Theater, denn die klägliche Wandertruppe, die drei Wintermonde hindurch in einem kleinen, verwahrlosten Gebäude spielte, verdiente kaum diesen Namen. Die Mängel und Uebelstände der kleinen Stadt hatte ich in vierundzwanzig Stunden weg; ihre Schönheit, die herrliche Alpengegend, die mir später zu Freude und Trost gedieh, verdeckte der Nebel und Regen dieses unholden Wintermonats. Ja, mein Eintritt in Klagenfurt war traurig, und trauriger noch als die Außenwelt mein Inneres!

Ich meldete mich in meiner Eigenschaft als neuer „Aushülfsreferent" bei dem Vorstande des Fiskalamts, einem bissigen, alten Finanzrath, vor dem ich jetzt noch erschrecke, wenn er mir im Traum erscheint. Ein untersetzter Sechziger

mit glühend rothem Gesicht, in welchem zwei stechende grüne Aeuglein lauerten; auf dem Kopf eine schlecht sitzende braune Perrücke. Ueber gelben Nankingbeinkleidern trug der Unhold eine grasgrüne Weste mit Metallknöpfen! Nun wußte ich Alles, was mir bevorstand. Es war ein Slave, ein Krainer, wie ich gleich aus seinem Accent entnahm, also kein Freund der Deutschen. Zwischen Kärnten und Krain herrscht, wie zwischen Spanien und Portugal, eine gewisse Antipathie der Nachbarschaft; die Deutschen, der überwiegende Volksstamm in Kärnten, mögen die „Windischen" nicht und umgekehrt. Mein „Amtsvorstand" war ein eingefleischter Bureaukrat alten Schlages und dem „Staatshämorrhoidarius" in den Fliegenden Blättern aus dem Gesicht geschnitten. Er hatte nur Gefühl und Interesse für die alten Hofdecrete, das Alpha und Omega seiner Jurisprudenz. Mit Ungeduld wartete er auf das Eintreffen des neuen Aushülfsreferenten, da sein bester Concipient zur Staatsanwaltschaft übergangen war. Eine Menge der schwierigsten Arbeiten hatte er schon für mich aufgestapelt. Unter Anderem sollte ich gleich die Einrede auf eine umfangreiche Erbschaftsklage verfassen, die den Nachlaß eines längst verstorbenen Fürstbischofs betraf. Dieser überaus verwickelte Proceß reichte in die Zeiten der französischen Occupation zurück und war auf Grund des Code Napoléon zu bearbeiten. Mein in Fiskalprocessen ergrauter Chef hatte diese Arbeit als zu unappetitlich Jahre lang liegen lassen; nun wurde sie *mir*, dem unerfahrenen Neuling, zugemuthet. Ich erwähne dieses bureaukratische Detail, um zu beweisen, daß meine Verzweiflung nicht unbegründet war. Andererseits konnte ich es dem Mann mit der grasgrünen Weste nicht verdenken, wenn er sich höchst unzufrieden gebärdete über die neue Acquisition. Nur der Wiener Hofkammer mußten wir beide grollen, daß sie einem „blutigen Anfänger", wie es im Theaterjargon heißt, Lasten auflud, welche einen erprobten, starken Rücken erheischten. Gewiß war das nicht angenehm für den Amtsvorstand. Aber ein humaner und einsichtsvoller Chef hätte meine noch weit unangenehmere Stellung gewiß dadurch erleichtert, daß er mir für den Anfang ein wenig helfend und rathend an die Hand ging. War ich doch jederzeit für Belehrung empfänglich und dankbar, auch nicht ungeschickt. Allein mein Höllenrichter empfand offenbar eine Wonne, mich, so oft ich ihn um Rath und Aufklärung ersuchte, mit den Worten abzuschütteln: „Das müssen Sie wissen, Herr Doctor, Sie sind ja Aushülfsreferent." Eines Tages schiebt er mir ein Bündel Acten zu: „Gehen Sie zur Tagsatzung aufs Landesgericht!" Nun wußte ich wohl aus der Gerichtsordnung, was eine Tagsatzung ist, hatte aber nie im Leben eine gesehen, nie bei Gericht intervenirt. Es war nicht meine Schuld. Er aber wollte meine offene Erklärung nicht hören; ich mußte zur Tagsatzung, wo ein wildfremder Advokat mich schnell in die nöthigen Förmlichkeiten einweihte. Einmal wollte der edle Krainer mich zu einer Verhandlung mit slovenischen Bauern entsenden; es war nämlich durch die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph ein lehensrechtlicher „Herrenfall" eingetreten, und die Vasallen wurden zur Erfüllung ihrer, meistens in Naturalien bestehenden Lehenspflicht aufgerufen. Die slovenischen Bauern in Kärnten hatten natürlich keinen Begriff davon, und ich war der Letzte, sie in ihrer Sprache darüber aufzuklären. Diesmal mußte also doch mein Peiniger selbst gehen. So denke ich denn an meine

erste Klagenfurter Zeit als an eine der trübseligsten meines Lebens. Nicht bloß weil ich hier weit von Allem, was mich liebte, freute und erhob, rettungslos festgenagelt war, sondern obendrein just an eine Stelle, die ich mit bestem Willen nicht auszufüllen vermochte.

Das Fiskalamt war mit verschiedenen anderen Aemtern in der „alten Burg" untergebracht, einem massiven, düsteren Gebäude mit dicken Mauern und ausgetretenen steinernen Treppen. Die Fenster meines Bureaus gingen auf einen ziemlich geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Hof. Da pflegten sich Nachmittags die Kinder aus der angrenzenden Volksschule spielend zu tummeln. Wie oft trat ich für einen Augenblick ans Fenster und schaute auf den fröhlichen Uebermuth dieser kleinen Welt, von dem ich so gern etwas für meinen Arbeitstisch aufgefangen hätte! Nach dem Bureau pilgerte ich dann in das sogenannte Casino, einem dumpfigen Lesesaal, wo die Wiener Zeitungen auflagen; das heißt jene wenigen, die sich nicht zwischen den Fäusten, Armen oder Knieen lesewüthiger pensionirter Officiere eingeklemmt befanden. Klagenfurt war damals das Eldorado invalider Heldengreise vom Feldmarschalllieutenant abwärts, sowie Graz das „Pensionopolis" der Generalität.

Meine fiskalämtlichen Leiden sollten nicht die einzigen bleiben. Ich erkrankte und lag an die drei Wochen zu Bett, ohne eine befreundete Seele, die sich um mich gekümmert hätte — bloß mit den Acten, die man mir zur Bearbeitung ins Haus zu schicken so gütig war. Der Arzt, der mich behandelte — ein in der Stadt sehr angesehener, tüchtiger Homöopath — war ein sonderbarer Kauz. Wie so manche dicke Riesen hatte auch Dr. H. ein überaus weiches, sentimentales Gemüth. Wenn er sich an meinem Bett von mir verabschiedete, sah er mich lange wehmüthig an, that einen schrecklichen tiefen Seufzer und sprach: „Gott gebe Glück und Segen!" Diese Abschiedsworte sagte er langsam, bedeutungsvoll, in einem so trostlos schmerzlichen Ton, daß ich überzeugt war, mit „Glück und Segen" sei es für immer vorbei. Ich habe in meinem von Krankheiten nicht verschonten Leben Aerzte kennen gelernt, die schon durch ihr bloßes Erscheinen dem Kranken Muth einflößten; ihre Miene, der Ton ihrer Stimme wirkte wie halbe Genesung. Diese sind die größten Wohlthäter der Menschen. Auf meinem Klagenfurter Krankenlager mußte ich jetzt auch die gegentheilige Erfahrung machen: wie sehr ein muthloser, weichherziger Arzt bei aller Geschicklichkeit die Genesung seines Patienten auf psychologischem Wege verzögern könne.

Noch während meiner Krankheit traf mich ein neuer, unerwarteter Schlag. Der Vater meiner Braut, der nur sehr widerwillig meiner Werbung zugestimmt hatte, schrieb mir aus Wien, er habe in Erfahrung gebracht, daß ich nicht so bald auf ein ausreichendes Avancement hoffen könne, weshalb er unser Bündniß unwiderruflich löse. Offenbar hatte er, mir von Anfang an abgeneigt, nur auf meine Abreise gewartet, um den Schlag zu führen. Ich war davon in tiefster Seele verwundet, und meinen Schmerz erreichte an Heftigkeit nur der Haß gegen den tyrannischen Vater. Jetzt weiß ich freilich, daß der Mann ganz recht gehabt. Es dauerte thatsächlich zehn Jahre, bevor ich zu einer Stellung gelangte, die, zusammengenommen mit der bescheidenen Mitgift meiner Braut, einen halbwegs anständigen Haushalt ermöglicht hätte. Also zehn Jahre trübseligster

Arbeit, unausgesetzter Seelenqual, aufreibenden Kampfes gegen eigene und fremde Vorwürfe! — Und dann am ersehnten Ziele angelangt? Eine ärmliche Existenz, wachsende Familiensorgen und die stumme Klage einer Frau, die, mit mir in gleichem Alter, sich um ihre schönsten Jahre getäuscht sieht. Ich war diese Verlobung mit größter Unbesonnenheit eingegangen, unter dem Zauber goldener Jugendeindrücke. In Prag hatten wir als Kinder miteinander gespielt, „Mann und Frau" gespielt. Als ich das Mädchen zwölf Jahre später in Wien wieder sah, erwachten plötzlich jene Kindheitsspiele in meinem Herzen. Auf einem Hausball bei meiner Tante schlug ich ihr vor, wir möchten uns für die Dauer des Cotillons wieder „Du" nennen, wie einstens. Der romantische alte Adam war aus mir niemals auszutreiben. Als Prager Jugendfreund kam ich sehr häufig in das Haus; das heimliche „Du" wurde fortgesetzt; wir hatten uns sehr lieb und fanden es, als meine Abreise nahte, ganz ausgemacht, daß wir ohne einander nicht leben könnten. Der Brief ihres Vaters, der mir auch unbarmherzig alle die kleinen Andenken, die ich ihr geschenkt, zurückschickte, hat diesen Wahn zerstört. Was ich als höchstes Glück ersehnte, es wäre bei der weichen Empfindlichkeit meines Charakters das Unglück meines Lebens geworden.

Wie oft hängen wir uns leidenschaftlich an einen Wunsch, für dessen Nichterfüllung wir später Gott danken müssen! Auf einer kleinen Insel im Veldeser See (Krain) steht ein Wallfahrtskirchlein, von dessen Thurme der Glockenstrang in das Innere der Kirche herabhängt. Es herrscht der fromme Glaube, daß, wer diese Glocke läutet, auf die Erfüllung des Wunsches hoffen darf, den er dabei im Stillen ausspricht. Bei einem Ausflug nach Veldes mit Klagenfurter Freunden habe ich ein paar Jahr später auch einmal dieses Wunschglöcklein gezogen. Es wäre mein Verderben geworden, hätte ich das vermeintliche Glück wirklich auf mein Haupt herabgeläutet. Das mußte ich mir bald nachher selbst gestehen. Was ich mir damals, den Glockenstrang in Händen, vom Himmel erbeten habe, weiß ich jetzt nicht mehr genau. Jedenfalls etwas sehr Dummes.

Als ich ein Jahr nach meiner Vertreibung aus dem Paradies in Wien meinem Ex-Schwiegerpapa auf der Straße begegnete, meinte Freund Schön: was ich dem Tyrannen wohl hätte mit Lust anthun mögen? „Ich hätte ihm gern dankend die Hand gedrückt," antwortete ich wahrheitsgetreu. Aber die klare Einsicht, daß das Schicksal es besser mit uns gemeint als wir selbst, die haben wir nicht augenblicklich. Ein Stich ins Herz thut lange weh, wenn auch die Zeit ihn allmälig heilt. Es kamen Monate der düstersten Stimmung über mich; menschenscheu und leidensmüde suchte ich weder noch fand ich Ansprache oder Aufheiterung. Die Stunden, welche der gräßliche Bureaudienst mir gönnte, theilte ich zwischen der Musik und dem Studium von Vischer's Aesthetik, deren zwei erste Bände mein guter Vater mir zum Trost in mein Exil geschickt hatte. Ich verbrachte die Abende am Clavier und spielte mit unersättlichem Eifer Schumann, der so trefflich zu meiner Stimmung paßte. Oder legte, statt der Noten, das Porträt meiner Geliebten aufs Pult und phantasirte dazu.

Da kam endlich der Frühling, dieser göttliche Tröster. Nach allen Seiten durchstreifte ich die so reizvolle nächste Umgebung der Stadt. „Im Thale grünet Hoffnungsglück." Mit diesem Wunder von vier Worten hat mir Goethe

Balsam aufs Herz gelegt. Das Leid bröckelte allmälig von mir ab. O wunderbare Heilkraft der Jugend! Goethe erzählt in einem Brief an Frau von Stein, man habe ihm, der bereits schlafend im Bette gelegen, die Nachricht gebracht, seine Lili sei Braut. „Kehre mich um, und schlafe fort.“ Aehnlich ist es mir, etwa ein Jahr nach jener gewaltsamen Trennung, ergangen. Auf einem Ausflug nach Tirol fuhr ich an einem herrlichen Sommermorgen in leichtem Wägelchen über den Paß Finstermünz. „Frei wie ein Gott und aller Noth entladen“ fühlte ich mich so glücklich, daß ich laut vor mich hin sang. Da fiel mir plötzlich ein, daß heute in Wien die Vermählung meiner einstigen Verlobten mit einem Generalstabs-Officier stattfinde. Ich wünschte ihr im Stillen Glück dazu, und mir auch, und sang mein Liedchen fröhlich weiter.

An dem Punkte, wo ich meine Erzählung verlassen, war ich aber noch lange nicht so weit. Es ging mir recht miserabel. Da kam mir von außen eine unverhoffte Ueberraschung, ein Gruß aus der Heimath, der mich dem Leben wieder näher brachte. Hofrath Vesque von Püttlingen (als Componist J. Hoven genannt) besuchte mich auf dem Wege nach Gastein und blieb zwei Tage in Klagenfurt. Es war mein erster angenehmer Augenblick im Bureau, als der liebenswürdige, geistreiche Mann, der mir stets besonders wohlwollte, unvermuthet da eintrat. Ein Hofrath aus dem Ministerium des Auswärtigen und Ritter so vieler hoher Orden! — Das kupferige Gesicht meines Amtstyrannen nahm einen ganz neuen, weichen und süßschmunzelnden Ausdruck an. Es sollte noch besser kommen. Ich brachte mit Vesque den Abend beim Statthalter, Baron Schloißnigg, zu, seinem intimen Freunde und Schulcollegen. Da äußerte Vesque den Wunsch, ich möchte ihn auf der Fußwanderung über den Malnitzer Tauern nach Gastein begleiten. Ich wendete die sichere Opposition meines Amtschefs ein; der Statthalter versprach aber zu helfen. Am anderen Morgen kam Vesque in mein Bureau und erbat mir einen dreitägigen Urlaub. Als der Cerberus die erdenklichsten Schwierigkeiten machte, überreichte ich ihm ein Briefchen des Statthalters, welcher das gleiche Verlangen stellte. Da war keine Weigerung mehr möglich. Nun war es köstlich anzusehen, wie in dem Mann der schwer verhaltene Zorn, mich nicht zurückhalten zu dürfen, mit den Regungen einer sklavischen Unterwürfigkeit kämpfte. Es schien ihm politisch, recht gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Eine mütterliche Zärtlichkeit für mich überkam ihn plötzlich: „Geben Sie nur Acht, Herr Doctor, daß Sie sich nicht erkälten! Herr Doctor, vergessen Sie ja nicht einen warmen Plaid mitzunehmen!“ Die ganze Natur eines slovenischen Amtsdrachen kam da zum Vorschein. Mir aber blühten drei köstliche Tage.

Wir fuhren eine Strecke mit dem Statthalter in dessen Wagen, dann mit der Post bis an den Fuß des Malnitzer Tauern. Vesque bestieg ein Maulthier, ich ging fröhlich neben ihm her. An einem schroffen Abhang wurde dem Reiter Angst. „Fürchten's Ihnen nit,“ rief ihm der Führer zu, „der Muli ist gescheidter als ein Mensch.“ In ununterbrochen fließendem, anregendem Gespräch über Kunst, Literatur, Politik, einem Gespräch, wie ich es seit Wien nicht genossen, gelangten wir den Berg herab, durch das herrliche Naßthal, nach Wildbad Gastein. Hier ward mir noch die Freude, den Dichter Julius Mosen kennen zu lernen. Er be-

wohnte ein Parterrezimmer in ein und demselben Hause mit Vesque. Ich faßte Muth und klopfte an seine Thüre. Da bot sich mir ein trauriger Anblick. Der unglückliche Dichter lag vollständig gelähmt in einem Krankenstuhl, an welchem ein kleines Tischchen befestigt war. Vor ihm stand seine Frau, eine sanfte Dame, mit einer großen Kaffeetasse in der Hand, aus welcher sie den Kranken wie ein kleines Kind fütterte. Der Arme, damals kaum fünfzig Jahre alt, war seit mehreren Jahren gelähmt und hatte die weite beschwerliche Reise von Oldenburg unternommen, in der Hoffnung auf die Heilkraft Gasteins. Es freute ihn, von mir zu hören, daß wir schon als Prager Gymnasiasten seine Gedichte recitirten, von denen insbesondere zwei: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ und „Andreas Hofer“ („Zu Mantua in Banden“) in ganz Oesterreich populär waren. Seine breiten, nicht schönen Züge verklärte ein wundervoller Ausdruck von Geist und Wohlwollen. Mosen sprach lebhaft und fragte voll Antheil nach den politischen Zuständen in Oesterreich. Davon war freilich wenig Gutes zu melden; die Reaction entfaltete eben unter dem Einfluß Alexander Bach's und der Jesuiten ihre volle Blüthe. „Lesen Sie Macaulay's Geschichte der englischen Revolution!“ rief mir Mosen zu, „daraus werden Sie und die österreichische Jugend lernen, wie lange und ausdauernd ein Volk um seine Freiheit kämpfen muß!“ Ich empfahl mich nach einem fruchtbaren Gespräche von dem Dichter und seinem guten Engel, der ihn zärtlich pflegenden Gattin. Sein Hoffen auf Genesung erwies sich leider als trügerisch; noch zehn Jahre lang lag auch er „in Banden“, kaum leichter drückenden als jene des Andreas Hofer. Erst der Tod hat den edlen Mann im Jahre 1863 daraus befreit.

Am nächsten Morgen nahm ich dankbaren Herzens Abschied von meinem lieben Reisegefährten und trat — wieder zu Fuß über den Tauern — den Rückweg nach Klagenfurt an. Das freundliche Lächeln war aus dem Antlitz des rothen Tyrannen verschwunden — für immer verschwunden. Hingegen erwies sich durch Vesque mein Verhältniß zum kaiserlichen Statthalter auf die angenehmste Weise gefestigt. Baron Schloißnigg, ein liebenswürdiger und liberaler Mann, war ein großer Musikfreund und liebte es, mit mir vierhändig zu spielen. Freilich büßte er dieses Vergnügen mit Strömen von Schweiß, da ich ihm durchaus nicht gestatten konnte, die Ouverture zu „Zampa“ oder zur „Stummen von Portici“ in dem ihm bequemen tempo giusto zu spielen. Aber nicht bloß im Hause des Statthalters, sondern in der gesammten guten Gesellschaft von Klagenfurt verhalf mir die Musik bald zu einer angenehmen, bevorzugten Stellung. Ich war der Liszt von Klagenfurt. Darauf brauchte ich mir nicht viel einzubilden, that es auch nicht. Es freute mich aber, mit meinem bischen Musik eine Lücke ausfüllen und Anderen Vergnügen machen zu können. Mehrere junge Damen aus den besten Familien sangen recht hübsch und ließen sich gern von mir accompagniren. Ueberhaupt herrschte eine lebhafte Vorliebe für Musik in diesen Kreisen. Baron Edmund Herbert ließ nach meiner Angabe eine schwere Menge vierhändiger Musik aus Wien kommen; er kam ungefähr dem Statthalter gleich im guten Willen und — Transpiriren. Im Victringer Schloß, einem ehemaligen weitläufigen Kloster, wohnte die liebenswürdige, fein gebildete Familie von Moro; bei ihr und der ihr verschwägerten

Familie von Rainer wurde lebhaft musicirt. Die jungen Herren dieser beiden, unter den Patriciern von Klagenfurt oben anstehenden Familien sangen im Quartett sehr hübsch kärntnerische Volkslieder. Eine Auswahl dieser ungemein charakteristischen, naiv anmuthigen Volkslieder hat Herbert unter meiner Mitwirkung herausgegeben.

Eine der interessantesten musikalischen Persönlichkeiten war Graf Ferdinand Egger, Besitzer der Herrschaft Lipitzbach, ein alter Herr mit weißen Haaren, stets sehr elegant gekleidet und von den feinsten aristokratischen Manieren des ancien régime. Mit seiner stark verwitterten Baritonstimme, welche durch ihre meisterhafte Schulung noch immer Freude machte, wußte er Loewe'sche Balladen geistvoll und wirksam zu interpretiren. Ebenso anziehend war sein Vortrag italienischer Buffoarien und französischer Romanzen. Er pflegte sich nur kurze Zeit in Klagenfurt aufzuhalten, war viel auf Reisen und im Sommer auf seiner Herrschaft Lipitzbach. Dort besuchte ich ihn einmal mit Edmund Herbert; wir beide natürlich in bequemem Sommeranzug. Wir waren die einzigen Gäste — als man aber zu Tische ging, erschien der alte Graf in Frack, weißer Cravatte und ausgeschnittenen Schuhen, seine Gemahlin Nothburga — ein winziges, armes Gerippe — decolletirt, mit Handschuhen bis an den Ellenbogen. Auch auf dem Dorfe hielt er fest an seinen Cavaliers-traditionen. Cavalleria rusticana. Hingegen nahm er nicht den mindesten Anstand, in den Concerten, die man zeitweilig zu wohlthätigen Zwecken in Klagenfurt zu Stande brachte, öffentlich aufzutreten.

In einer Stadt, die kein Orchester, keine Virtuosen, keine Sänger von Fach besitzt, darf sich eben Niemand ausschließen, Alles muß mitthun und thut gerne mit. Der musikalische Dilettantismus, in großen Residenzen meist ein unnöthiges Uebel, ist auf dem Lande eine nothwendige Wohlthat. Einstens hat er auch in den Hauptstädten unserer Cultur Erfreuliches, ja Großes geschaffen; man denke nur an Wien, das zu Haydn's und Mozart's Zeiten keine Orchester- und Chorconcerte gehabt hätte ohne die überwiegende, ja entscheidende Mitwirkung der Dilettanten. Ich selbst habe noch kurz vor dem Jahre 48 „Spirituel-Concerte" und Concerte der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien gehört, die von Dilettanten geleitet und größtentheils von Dilettanten ausgeführt wurden. Indem die Liebhaber durch ihre eifrige Thätigkeit den Geschmack an guter Musik und das Bedürfniß danach popularisirten, in immer weitere Kreise leiteten, haben sie das Anwachsen und den Zusammenhalt von Fachmusikern gefördert und so — mehr oder minder unwillkürlich — dahin gewirkt, sich selbst überflüssig zu machen. Welche Langeweile, wenn uns heute in einem Wiener Salon Dilettanten ein Trio oder Clavierquartett mangelhaft vorspielen, das wir Tags zuvor von Künstlern vortrefflich gehört! Anders in der kleinen Stadt. Da gäbe es gar keine Musik, wollten nicht die Liebhaber, ihre Scheu überwindend, damit hervortreten. Ob da etwelche Passagen etwas holperig und ungleich herauskommen — daran liegt gar nichts. Zu meiner Zeit besaß Klagenfurt keinen Singverein, nicht einmal eine Liedertafel. Da brachte denn, wenn ein Concert in Sicht war, der wackere Kaspar Harm, ein längst invalider Sänger und einziger Musiklehrer in Klagenfurt, aus den Töchtern und Söhnen der besten Familien einen kleinen

Chor zusammen, exercirte ihn ein, und die ganze Stadt freute sich über diese vielstimmige neue Ausschmückung des Programms. Wie erwähnt, wurden auch die Solonummern durchweg von Dilettanten ausgeführt. Daß ich selber darunter war und mein Scherflein zu einem Armenconcert mit einer selbstcomponirten Phantasie über kärntische Volkslieder beisteuerte, brachte mich um den letzten Rest von Achtung, den ich vielleicht bei meinem Amtschef noch genoß. In seinen Augen war ich fortan ein verlorener Mensch, ein räudiges Schaf in der bureaukratischen Herde.

Es gab noch ein zweites der Art, zum Glück unter einem minder grausamen Hirten. Der Landgerichtsadjunct Franz Ruckgaber glänzte in unserem Dilettantenkreis als Violinspieler; er war gleich mir ohne jedweden Rivalen, also der Vieuxtemps von Klagenfurt. Wir beide waren den musikalischen Familien und bald auch einander unentbehrlich. Aus Ruckgaber's technisch ungepflegtem Spiel sprach eine eminent musikalische Natur. Was er vortrug, war erwärmt von echter Empfindung, angeglüht von der ewigen Lampe der Begeisterung. Mit aufrichtiger Bescheidenheit wehrte er sich gegen jedes technisch schwierigere Stück, aber die meisten Duos von Beethoven und Schubert, auch die F-moll-Sonate von Mendelssohn (unser Lieblingsstück) spielten wir recht gut. Wie er beim Spielen seinen schönen dunklen Kopf so zurücklehnte und seine großen braunen Augen vor Wonne glänzten, da erinnerte er mich an Robert Heckmann, den begeisterten Primgeiger des „Kölner Quartetts". Offenbar war Ruckgaber für ein Orchester oder ein Quartett geboren, durch eine schadenfrohe Fee aber heimlich ins Landesgericht verschleppt worden. Er hat es dort auch nicht weit gebracht. Verstimmt und nervös am Actentisch, blühte er förmlich auf, wenn es ans Musiciren ging. Im Sommer hatten wir fast für jeden Sonntag einen Ausflug für den ganzen Tag vorbereitet. Da hielt Ruckgaber früh mit einem Wägelchen, worin schon sein Geigenkasten und die Notenmappe lag, vor meiner Wohnung, und wir fuhren seelenvergnügt in die schöne Landschaft hinaus nach Völkermarkt, St. Veit oder sonst wohin, wo man uns freundlich aufnahm und bewirthete. War doch der „Geigenfranzi" wie Papageno bekannt im ganzen Land. Auch im Winter unternahmen wir manchmal solche Fahrten. Wie herrlich glitt der Schlitten über den silbernen sonnbeglänzten Schnee, wie glitzerten die Bäume im Reinfrost! Die Schönheit des Winters habe ich erst in Kärnten kennen gelernt. In großen Städten hat man keine Ahnung davon. Wo wir hinkamen, erwartete uns ein bequemes Fremdenzimmer; wir brauchten uns die Freude am Musiciren nicht durch den Gedanken an eine nächtliche Heimfahrt stören zu lassen. Erst am anderen Morgen fuhr unser offenes Wägelchen wieder vor. Es brachte uns leider direct ans Thor unseres Zwing-Uri. Immerhin — den Sonntag wenigstens hat man uns nicht nehmen können.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich immer mehr in die Strömung der Geselligkeit gerieth; bildeten doch alle besseren Häuser der Stadt gleichsam Eine Familie. Ungefähr denselben Gästen, die man in einem Salon fand, begegnete man auch in den andern. Das gab dem Verkehr etwas Unbefangenes, Gemüthliches, das wohlthuend von dem steifen, kalten Luxus großstädtischer Soiréen abstach. Zweier interessanter Erscheinungen, die ich bei den befreundeten Familien häufig traf, muß ich da gedenken. Die eine war eine historische Berühmtheit:

der ungarische Insurgentengeneral Arthur von Görgey. Er war nach der Waffenstreckung bei Világos nach Klagenfurt internirt worden. Ich erinnere mich noch aus meiner Prager Studentenzeit, Görgey als jungen Mann gesehen zu haben, als er bei Professor Redtenbacher Chemie studirte. Man erzählte sich in Prag von seiner Heirath folgende Geschichte, deren Wahrheit ich freilich nicht verbürgen kann. Görgey hielt in einem vornehmen Bürgerhause um die Hand der einzigen Tochter an. Er bekommt von ihr einen Korb. Ohne ein Wort zu verlieren, geht er in das anstoßende Zimmer zu der Gouvernante, macht ihr einen Antrag und heirathet sie. Er war ein Mann der raschen, kaltblütigen Entschlüsse. Diese Heirath „par dépit" scheint übrigens besser ausgefallen zu sein, als sie es verdiente; ich habe Görgey in Klagenfurt stets im besten Einvernehmen mit seiner Frau und seinem anmuthigen Töchterlein Bertha gesehen. Der politische Sturm des Jahres 48 führte Görgey, den ehemaligen Lieutenant, rasch von Prag hinweg in seine ungarische Heimath, wo er sich bekanntlich als General nicht bloß durch beispiellosen persönlichen Muth, sondern auch durch eminentes, strategisches Talent ausgezeichnet hat. Weshalb er vor den Russen bei Világos die Waffen gestreckt? „Weil ich," antwortete er mir, „mit mathematischer Gewißheit erkannte, daß wir in regelrechtem Kampf uns nicht länger halten können. Als Guerillabanden durchs Land streifen, — das wollte ich nicht! Den Russen aber, nicht den nach unserem Blut lechzenden Oesterreichern, ergab ich mich, weil ich von jenen mit Sicherheit eine mildere Behandlung der Insurrectionsarmee erwarten durfte." Daß er allein begnadigt, die übrigen Führer hingegen in Arad durch Henkershand sterben würden, das habe er nicht geahnt, und das allein brannte als nimmer heilende Wunde auf seiner Seele. Görgey ging nicht müßig, er suchte praktische Thätigkeit und fand sie. Der Soldat war untergegangen, nun tauchte wieder der Chemiker an die Oberfläche. Wo es ein Fabriketablissement einzurichten oder zu verbessern gab, suchte man Görgey's Rath und Mitwirkung. In der berühmten Moro'schen Tuchfabrik zu Viktring wirkte er unermüdlich; er galt fast für einen Beamten dieser Firma. Die ganze Haltung Görgey's in Klagenfurt erregte meine aufrichtige Bewunderung, verstand ich doch die Größe seines resignirten Wesens besser, als seine militärischen Heldenthaten. Vom Gipfel des Ruhmes und der Thätigkeit sich plötzlich herabgestürzt zu sehen in das Dunkel ewiger Vergessenheit, ein Dunkel, das nur zeitweilig die Blitze der Verleumdung erhellten, — das ist ein Schicksal, welches doch nur eine große Seele mit Würde zu tragen vermag. Unbefangen, ruhig, ohne Klage oder leidenschaftlichen Vorwurf, fern von jeder weltschmerzlichen Miene oder Märtyrerpose benahm sich Görgey, wie wenn er nie etwas Anderes gewesen wäre, als Chemiker in einer Fabrik. Energischer Wille und unbestechlicher kalter Verstand schienen mir die vorherrschenden Elemente seines Charakters. Der Adel ritterlicher Haltung war ihm verblieben bei aller Bemühung, ein Philister unter Philistern zu scheinen. Zeitweilig verrieth immerhin ein sarkastisches Wort, eine ironische Anspielung, daß er kein frommes Lämmchen sei und scharfe Zähne habe. Es war keine sentimentale Ader in ihm. In allen gebildeten, politisch unabhängigen Familien der Stadt hieß man Görgey willkommen; der Salon des Statthalters war vielleicht der einzige, der selbstverständlich ihm verschlossen blieb. Ich begegnete

Görgey zuerst in dem trauten „Stöckel“ (— so heißt hier jedes einstöckige Landhaus —) des Barons Theophil von Ankershofen, mit dessen liebenswürdiger Familie ich gern und häufig verkehrte. Dort habe ich die authentische Vortragsweise des Rakoczimarsches von Görgey gelernt. Er ließ sich das Stück von mir vorspielen, das ich in ziemlich raschem Marschtempo, aber streng im Tact vortrug; Görgey zeigte mir, halb singend, halb pfeifend, wie die Zigeuner den Rakoczimarsch spielen, rhapsodisch, leidenschaftlich, wechselnd im Tact und Tempo. Wenn Görgey nicht praktisch beschäftigt war, las er unermüdlich, arbeitete rastlos an seiner geistigen Fortbildung. Je weniger er aus sich machte, desto sicherer war ich, einen bedeutenden Mann vor mir zu haben. Görgey's Waffenthaten kann irgend ein beherztes Glückskind ihm vielleicht nachthun; sein bürgerliches Heldenthum im Unglück schwerlich.

Ein Ordensgeistlicher ist in der „guten Gesellschaft“ beinahe ebenso auffallend, wie ein Insurgentenchef. Pater Vinzens Rizzi, ein aufgeweckter Kopf und lebhafter poetischer Geist, war eine solche Erscheinung. Im Priesterstande fand er ebensowenig Befriedigung, wie Ruckgaber im Landesgericht oder ich im Fiscalamt. Es war ihm gelungen, einen mit seinem Stande verträglichen Seitenweg aufzufinden: er redigirte das belletristische Beiblatt der Klagenfurter Zeitung „Carinthia“, das er mit manchen hübschen kleinen Erzählungen und lyrischen Gedichten schmückte. Aesthetische Studien und eigene literarische Thätigkeit halfen ihm über den Zwiespalt in seinem Innern hinweg. Ein anregender, warmherziger Mensch, mit dem ich mich recht innig befreundete. Trotz seines lebhaften Temperaments und liebebedürftigen Herzens hat Rizzi niemals ein zärtliches Verhältniß gehabt: „Ich war stets in die Geliebten meiner Freunde verliebt,“ schrieb er mir einmal, „mich könnte kein Mädchen, keine Frau begeistern, die nicht ernstlich liebt.“ Eines seiner kleinen Gedichte lautete:

Ließe mir einst Gott zum Sterben
Stunde ganz nach Willkür frei,
Wünscht' ich, daß es eben Frühling
Und ein schöner Morgen sei.
Und die Vöglein müßten singen
In dem frühen Morgenschein,
Und da nickt' ich still und friedlich
In den ew'gen Schlummer ein.

Sein Wunsch ging — nur zu früh! — in Erfüllung. An einem schönen Frühlingsmorgen 1856 that Rizzi in noch jugendlichem Mannesalter den letzten Athemzug.

Neben diesem bescheidenen geistlichen Poeten besaß Klagenfurt noch einen eigentlichen Schriftsteller und Dichter von Fach, einen Einzigen: Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Unter den vormärzlichen Poeten und Novellisten Oesterreichs zählte er zu den bekanntesten und begabtesten. Ich kannte Gedichte und Novellen von ihm, die er, nach damaliger Sitte, meistens in Almanachen veröffentlicht hatte. Seine Bekanntschaft zu machen war mir in dieser kleinen, ganz unliterarischen Stadt natürlich sehr erwünscht, wenn mir Tschabuschnigg auch Unrecht that mit der Behauptung, mir fange der Mensch eigentlich erst beim Schriftsteller an. Das Gegentheil zeigte sich nur zu bald, denn mit

Niemandem pflog ich geringeren Verkehr, als gerade mit ihm, dessen eitles und sarkastisches Wesen mich bald unsympathisch berührte. Daß mein instinctives Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit begründet war, erfuhr ich gelegentlich meiner Abreise nach Wien auf komische Weise. Er hatte mir eine Empfehlung an seinen Schwager, einen belletristischen Hofsecretär im Unterrichtsministerium, mitgegeben. Ich öffnete den Brief und las folgende Zeilen: „Herr Dr. Hanslick, Aushülfsreferent im Fiskalamt, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen. Eh bien, le voilà. Besondere Liebenswürdigkeit nicht nöthig." Punktum. Ich habe es vorgezogen, mir den Brief zum Andenken aufzuheben, anstatt ihn abzugeben. Der geistreiche Verfasser der „Ironie des Lebens" wird aber schwerlich vermuthet haben, daß die „Ironie" sich auch einmal gegen ihn selbst wenden und ein unbedeutender „Aushülfsreferent" klüger sein könne als Er.

Ein willkommenes, schmuckes Element der Klagenfurter Gesellschaftskreise bildeten die Officiere des kärntischen Landesregiments Prochaska. Junge, hübsche Leute, die den italienischen Feldzug unter Radetzky mitgemacht, also auch ein Stück Welt und den Ernst ihres Berufes kennen gelernt hatten. Das verlieh ihnen ein männliches und zugleich bescheidenes Auftreten, im Gegensatz zu so vielen jungen Officieren der vormärzlichen langen Friedenszeit, die ja in der Armee weniger Helden, als eitle Salonjünglinge ausbrüten konnte. Ich war wenig mit Militärs umgegangen, fühlte auch — genau wie mein Vater — geringe Sympathie für den Stand, als dessen Typus mir stets der prahlerische „miles gloriosus" des römischen Satirikers vorschwebte. Diese Empfindung konnte sich nach der Einnahme Wien's im October 1848 nur verstärken; damals standen fast alle jungen Männer vom Civil grollend den Officieren gegenüber, die auch im Salon und Ballsaal ein übermüthiges Siegerbewußtsein zur Schau trugen. Mit den Officieren in Klagenfurt war das etwas ganz Anderes; sie benahmen sich durchaus bescheiden und liebenswürdig. Die Musikliebe des Einen und Andern, welcher die lebhafteste Freude an meinem Clavierspiel verrieth, machte mich bald mit Allen bekannt und befreundet. Wir trafen uns bei den bekannten Familien, auch häufig Nachmittags in demselben Kaffeegarten oder auf der Schwimmschule am Wörthersee, welcher damals noch nicht durch Eisenbahn oder Dampfschiff mit der Stadt verbunden war. Ich stand fast mit Allen auf Du und Du. Mittags am Officierstisch im „Kaiser von Oesterreich" war ich regelmäßig der einzige Schwarzrock unter den weißen Waffenröcken. Eines Tags kam der Banus von Croatien, Jellačić, auf der Durchreise in den Speisesaal des Hôtels; es freue ihn, äußerte er, auf mich deutend, daß hier das Militär so gut mit dem Civil harmonire. „Ja, Excellenz," lautete einstimmig die Antwort, „das ist aber auch der Einzige!" Der Verkehr mit den jungen Officieren wirkte erfrischend auf mich. Was mich an ihnen anzog, möchte ich — im weitesten Sinne — das ästhetische Element nennen. Die frische Jugend, das sichere Auftreten, die anmuthigen gesellschaftlichen Manieren, der hoffnungsfreudige leichte Sinn. Welcher Gegensatz zu meinen Collegen! Man fühlte sich bedrückt und sorgenschwer, wenn man eine Stunde unter ihnen verweilt hatte. Die Herren von der Justiz oder Verwaltung, sie waren gewiß sämmtlich tüchtige Beamte, aber — mit Ausnahme Ruckgaber's — nichts als Beamte; Beamte bis in den

letzten Winkel ihrer Seele. Es stimmte doch zu trostlos, auch nach den Bureaustunden nur von Akten und Verordnungen, von gehofften oder vereitelten Avancements reden zu hören. Etwas Unfrohes, Gedrücktes lastet doch meistens auf diesen sitzenden Wesen: die Sorge, Weib und Kind zu ernähren, oder die Sorge, ja recht bald Weib und Kind zu bekommen. Unter meinen Officieren wußte ich mich sicher vor all' dieser Misère; von ihrem heiteren Muth überströmte etwas in mein eigenes Gemüth.

So floß nach dem ersten trüben und einsamen Jahr meines Klagenfurter Exils das zweite rascher und fröhlicher vorüber. Kleine Sonntagsausflüge in die herrliche Umgebung, Besuche bei Baron Herbert im Lavantthal, auf Schloß Freienthurn bei Rainer, in Victring bei Moro's, im Rosenthal, — Resi Rauscher hieß nicht umsonst die Rose des Rosenthals — und andern anmuthigen Sommersitzen belebten die schöne Jahreszeit. Der Winter hatte seine gemüthlichen und geselligen Abende mit Musik und Lecture, auch Weihnachtsfreuden und Faschingsunterhaltungen.

Von letzteren muß ich eine der reizendsten und seltsamsten erwähnen, die ich erlebt habe. Ihr Schauplatz war — ein Nonnenkloster. Die Elisabethinerinnen in Klagenfurt, ein hochgeachteter, der Krankenpflege gewidmeter Orden, brachten ihre sonntäglichen Kirchenmusiken hauptsächlich durch die gefällige Mitwirkung von Dilettanten zu Stande; Freund Ruckgaber als Primgeiger an der Spitze. Eine musikalische Nonne des Klosters, Schwester Franziska, spielte die Orgel und war für diese Kirchenmusik, ihre einzige Freude, rastlos thätig. Sie bewog die Oberin, jenen Herren, welche regelmäßig aus Gefälligkeit ihr Kirchenorchester versahen, eine Art Revanche zu bieten, und sie einmal im Jahr zu einem bescheidenen Souper zu laden. Dabei wurde auch ein bischen musicirt und schließlich tanzten die Schwestern miteinander. Das sollte sich während meiner Anwesenheit im Fasching 1851 wiederholen. Ich hatte stets eine poetische Leidenschaft für Klosterromantik und war als siebenjähriger Knabe in Prag in eine Ursuliner-Nonne Hedwig, die wir mit unserer Lehrerin besuchten, verliebt. Der Name Hedwig hat zeitlebens einen verklärenden Weihrauchduft für mich behalten. „Du mußt mich mitnehmen, Ruckgaber, um jeden Preis!" Das Mittel war bald gefunden. Ruckgaber meldete im Kloster, daß für den Abend eigentlich ein Clavierspieler nöthig sei, den er mitbringen werde. Schwester Franziska ließ ihr kleines Clavier aus ihrer Zelle hinabbringen ins Refectorium. Ein Nachtmahl wurde dort aufgetragen. Nur die Oberin, eine würdige alte Dame, saß an dem Tisch mit uns vier bis fünf Musikern und dem Beichtvater des Klosters; die Nonnen an einer größeren Tafel für sich. Die Laienschwestern bedienten geräuschlos. Es ging ziemlich stockend und feierlich her. Dann ließ ich einen Strauß'schen Walzer ertönen, zu welchem einige Nonnen allmälig zu tanzen begannen, eine auch mit dem langen hagern Beichtvater. Das kann ich auch, dachte ich mir, und besser. Ich nöthigte Ruckgaber ans Clavier und engagirte die jüngeren Nonnen, eine nach der andern, zum Tanz. Zwei der hübschesten hatten goldene Krönchen auf dem Kopf als „heilige Bräute", die nächstens Profeß ablegen sollten. Diese durften nicht tanzen. Die andern aber thaten es mit desto innigerer Freude. Ich hielt mich bald an einige Lieblingstänzerinnen, deren

Gesicht sich erhellte, wenn ich sie mit „Fräulein" ansprach. Fräulein Philomela, Fräulein Angelica, — die Nonnen haben alle so hübsche Namen! — tanzten mit niedergeschlagenen Augen, aber sichtlich gehoben von dem langentbehrten unschuldigen Vergnügen. Außer dem langen Beichtvater, der sich einigemale gravitätisch herumdrehte, war ich der einzige Tänzer. Ich arbeitete seelenvergnügt im Schweiße meines Angesichts, denn meine guten Nonnen waren in ihren schweren Schuhen, ihrem groben Tuchhabit und ihrer geistlichen Schüchternheit nicht eben flink im Tanzen. Am andern Morgen, beim Aufstehen, wie thaten mir da alle Glieder so himmlisch weh! Eines war mir doch sehr merkwürdig und erfreulich: die ernste Sittsamkeit, der tadellos gute Anstand, welchen die Nonnen, trotz der ganz ungewohnten vergnügten Aufregung, durchaus bewahrten. Nicht eine Miene, nicht eine Bewegung, welche die feinste Dame sich hätte vorwerfen können. Und doch sind alle diese Klosterfrauen aus niederem Stande, Töchter armer Bauern oder Handwerker, ohne jegliche Bildung! Was bewirkt wohl diese wunderbare Haltung, welche ihnen so natürlich saß, und doch nicht angeboren war, noch anerzogen? Ich glaube, es ist die Macht des Kleides. So schweigsam wir Eingeladenen uns aus Dankbarkeit auch verhielten, die Kunde von dem improvisirten Klosterball verbreitete sich doch, — wahrscheinlich mit etlichen Ausschmückungen, — in der Stadt. Der Statthalter, neugierig gemacht, fragte mich darnach. „Ich will's Ihnen erzählen, Herr Baron," erwiderte ich, „aber Sie dürfen es dem Statthalter nicht weiter sagen!" Er hat auch wirklich die Sache treulich ignorirt. Leider glaubte der Fürstbischof, dem Gott weiß was berichtet wurde, strenger sein zu müssen und es ist seit jenem Faschingsabend kein Walzer mehr getanzt worden im Refectorium der ehrwürdigen Elisabethinerinnen. —

So gab's denn auch schöne Tage, heitre, durch Kunst und Freundschaft anregende Abende für mich in Klagenfurt. Unter dieser anmuthigen Oberfläche arbeitete freilich rastlos die nagende Unzufriedenheit mit meinem Beruf, das Verbannungsgefühl, der hoffnungslose Drang nach fruchtbarer Thätigkeit, die Sehnsucht nach Wien! Es nimmt aber Alles sein Ende. Meine Freunde in Wien hatten es doch endlich durchgesetzt, daß ich zum Finanzministerium einberufen wurde. Die Osterwoche 1852 war die letzte, die ich in Klagenfurt verbrachte. Wenn man für immer einen Ort verlassen muß, in dem man, sei es auch wider Willen, heimisch geworden, — da sieht man doch erst mit klaren Augen und fühlt es mit dankbarem Herzen, was man Gutes da genossen hat und anderswo nicht mehr wiederfinden wird. Die wohlthätige Ruhe, die tägliche Erholung in freier Natur, der ungebundene herzliche Verkehr mit liebenswerthen Familien, — lauter Dinge, auf die man in der Großstadt verzichten muß! So fiel mir der Abschied doch schwerer, als ich gedacht. Aber so bald die ersten Meilensteine vorüber waren, regte sich doch wieder in mir das Gefühl frohen Daseins, der Triumph einer unwürdigen Amtstyrannei entronnen und meinen geistigen Bestrebungen halb und halb zurückgegeben zu sein[1]).

[1]) Hier bricht das Manuscript ab; doch haben wir — und die Leser unserer Zeitschrift werden es gern vernehmen — die Zusage Hanslick's, daß er die Mittheilungen „Aus meinem Leben" demnächst wieder aufnehmen und an dieser Stelle fortsetzen wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren.

Von
Ludwig Stein in Bern.

IV.

Die Probleme der Cultur und Moral, denen Nietzsche mit bohrendem Scharfsinn und concentrirter Spürkraft nachgegangen ist, verfließen in seiner Auffassung und Darstellung so sehr ineinander, daß auch hier eine gesonderte Behandlung dieser beiden Probleme nicht rathsam erscheint. Moral ist ihm das Mittel, Cultur der Zweck. Zweck und Mittel sind in diesem Zusammenhang untrennbar. Stellt es sich nämlich heraus, daß Etwas, was bisher als Zweck oder gar als Endzweck gegolten, verfehlt war, so müssen folgerichtig auch die Mittel, durch welche jener Zweck erstrebt worden ist, verfehlte sein, und dies um so mehr, je rascher und sicherer sie die Erreichung des betreffenden Zweckes herbeizuführen geeignet waren.

Nach Nietzsche nun ist der Sinn aller bisherigen Cultur, aus dem Raubthier-Menschen ein zahmes und civilisirtes Thier, ein Hausthier, zu züchten. An die Stelle der wilden Urinstincte des Raubmenschen soll vermittelst der Cultur und ihrer Werkzeuge (der Reactions- und Ressentimentsinstincte, wie sie Nietzsche verdunkelnd nennt), der gezähmte, gesänftigte, gesittigte Mensch treten. Das vornehmlichste Werkzeug dieser Domesticirung des Menschen, jenes unfehlbare Mittel, welches allgemach den vieltausendjährigen Umwandlungsproceß des ursprünglichen Raubmenschen in einen modernen Culturmenschen vollzieht, ist die Moral in jenem weitesten Verstande, in welchem sie Religion, Wissenschaft und Kunst als ihre Theilelemente in sich befaßt.

Ist nun dieses Culturideal, das bisher allen normalen Menschen als höchste erreichbare Stufe der Entwicklung vorgeschwebt hat, ein hohes und erstrebenswerthes, so sind naturgemäß auch die Mittel, durch welche wir uns im Laufe der Geschichte demselben mälig zu nähern suchen — nämlich die Moral mit Einschluß von Religion, Kunst und Wissenschaft —, die geeigneten und einzig zulässigen, da sie uns ja, wie schon ein flüchtiger Blick auf die civilisirten

Staaten im Gegensatz zu den Naturvölkern lehrt, der Cultur als dem Zweck des Daseins um ein Erkleckliches näher gebracht haben. Ist nun aber dieses Culturideal an sich ein erstrebenswerthes? Gehen wir nicht vielmehr seit Jahrtausenden in die Irre? Ist gar vielleicht das, was wir Zähmung nennen, Widernatur; was wir Sänftigung heißen, Verweichlichung; was wir als Sittigung ehrfürchten, Entartung und Verfall? Ist denn nicht durch die Einwirkung der eben genannten Culturwerkzeuge die „blonde Bestie", der kraftstrotzende Recke des Urwaldes, allmälig zu jenem zitterigen, schlotterigen Culturknirps physiologisch heruntergebracht worden, der als Typus des modernen Lebemannes unsere Salons füllt und unsere — Bäder bevölkert? „Diese Werkzeuge der Cultur," ruft Nietzsche einmal zornglühend aus, „sind eine Schande der Menschen und eher ein Verdacht, ein Gegenargument gegen Cultur überhaupt!"

Damit sind wir gleich bis zum Herzpunkt der Nietzsche'schen Sociologie vorgerückt. Hier stecken eben die Probleme von Cultur und Moral, die bei ihm unlöslich mit einander verknüpft sind. Das bisherige Culturideal, das auf ein gewaltsames Niederringen aller wilden Urinstincte gestellt war, hat sich als ein falsches erwiesen, weil es die ganze civilisirte Menschheit physiologisch degenerirt hat. Der „zahme Mensch", der Heillos-Mittelmäßige und Unerquickliche, fühlt sich bereits als Ziel und Spitze, als Sinn der Geschichte, als „höheren Menschen", während er nach Nietzsche doch nur abwärts gegangen ist ins „Dünnere, Gutmüthigere, Klügere, Behaglichere, Mittelmäßigere, Gleichgültigere, Chinesischere, Christlichere . . ." Und weil diese Entartung erst vermittelst der europäischen, jüdisch-christlichen Moral herbeigeführt worden ist, deshalb muß mit dieser durchgreifend aufgeräumt werden; ja er nennt sich geradezu einen „Immoralisten und Antichristen". Hat sich eben der Zweck aller Cultur, die Domesticirung der menschlichen Urbestie, als ein verfehlter erwiesen, dann muß auch ihr Mittel, die bisherige Moral, grundmäßig beseitigt werden; fällt der Mantel, so folgt eben der Herzog nach.

Läßt sich somit bei der Darstellung der in ihrem Wurf imponirend kühnen, aber in ihrer Einzelausführung mitunter heillos krausen Nietzsche'schen Gedankengänge eine scharfe, reinliche Scheidung der Probleme von Cultur und Moral nur schwer vollziehen, so lassen sich doch aus der chaotisch verwirrenden Fülle seiner geschichtsphilosophischen und sociologischen Aphorismen zwei Gesichtspunkte herausheben, unter welche man die ungeordneten, regellosen, jeder Systematisirung widerstrebenden Gedankenmassen leidlich unterbringen kann. Der erste dieser Gesichtspunkte ist der *historisch-kritische*, der zweite der *positiv-aufbauende*.

Findet Jemand den Muth zu dem tollkühnen Unterfangen, sich dem seit Jahrtausenden geregelten Lauf der Cultur trotzig entgegen zu stemmen und ihr neue, von den bisherigen nicht bloß abweichende, sondern ihnen geradezu entgegengesetzte Wege weisen zu wollen, so muß man, will man ihn anders ernst nehmen, von ihm einmal den Nachweis verlangen, daß und warum der bisherige Lauf der Cultur ein verfehlter war, andererseits gebieterisch fordern, daß er die Bahn genau und scharf bezeichne, in welche er die Cultur lenken möchte. Gelingt es ihm aber nicht, den überzeugenden, zwingenden Beweis zu erbringen,

daß auf der einen Seite der bisherige Culturzustand ein unhaltbarer und auf der anderen der von ihm vorgeschlagene künftige ein durchführbarer ist, dann mag er sich nicht wundern, wenn er bei ernsten Denkern — und nur um diese handelt es sich hier — keine andere Wirkung erzielt, als Zeichen des Unwillens über die mit solchen Phantasmagorien vertrödelte Zeit zu erregen, oder im günstigsten Falle ein malitiöses, ironisches Lächeln über die geistreiche utopistische Spielerei hervorzurufen.

Nietzsche aber will ernst genommen werden. Und so nimmt er denn in seinen historisch-kritischen Bemerkungen wenigstens einen Anlauf, die logische Unhaltbarkeit des bisherigen Culturverlaufs aufzudecken, die Cultur also logisch ad absurdum zu führen, um sodann in einigen positiv-aufbauenden Bemerkungen sein neues Culturideal in flüchtigen Umrissen hinzuwerfen. Wären ihm diese beiden Beweisführungen gelungen: der negative, daß die heutige Cultur ein logischer Nonsens und eben darum unhaltbar sei, und der positive, daß das von ihm seherhaft erträumte künftige Culturideal durchführbar sei, dann hätten wir als Vernunftwesen, für deren Handlungen immer nur Gründe entscheidend sind, die von Nietzsche angedeuteten Consequenzen unweigerlich zu ziehen. Diese vermeintlichen Beweisführungen werden sich indeß bei schärferem kritischen Zusehen theils als willkürliche, weil nicht auf exacte Beobachtung gestützte, sondern am Studirtisch aus freier Phantasie zusammengeklügelte Vermuthungen, anderentheils — bei seinen positiven Vorschlägen zumal — in unverkennbarer Weise als ungesunde Ausgeburten mystischer Verzückung, gleichsam als eine sociologische fata morgana, entpuppen.

Die Entstehung der Cultur, jenes modernste philosophische Problem, an welchem heute Ethnologen, Archäologen, Anthropologen, Paläontologen, Sprachforscher und Culturhistoriker in edlem Wettbewerb ebenso herumräthseln, wie man ehedem über den Ursprung der Sprache geforscht, hat für Nietzsche nichts Abschreckendes. Er löst es mit spielender Leichtigkeit. „... Sagen wir es ohne Schonung, wie bisher jede höhere Cultur auf Erden angefangen hat. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jenem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächlichere, gesittetere, friedlichere ꝛc. Rassen, oder auf alte, mürbe Culturvölker, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniß verflackerte. Die vornehmste Kaste war im Anfang die Barbarenkaste.“ .... „Auf dem Grunde der vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie, nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück: — römischer, arabischer, germanischer, japanischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger“ ....

Diese vornehme Rasse, bei welcher der Wille zur Macht sich in elementarer Weise äußert, ist ursprünglich gesetzgebend und werthbestimmend. Das Werthurtheil „gut“ rührt nach Nietzsche nicht von Denen her, welchen Güte erwiesen worden ist, wie dies die englischen Psychologen angenommen haben. „Vielmehr sind es die „Guten“ selber gewesen, das heißt die Vornehmen, Mächtigen, Höher-

gestellten und Hochgesinnten, welche sich selbst und ihr Thun als gut, nämlich als ersten Ranges empfanden und ansetzten, im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig-Gesinnten, Gemeinen, Pöbelhaften. Aus diesem Pathos der Distanz heraus haben sie sich das Recht, Werthe zu schaffen, Namen der Werthe auszuprägen, erst genommen. . . . Das dauernde und dominirende Gesammt- und Grundgefühl einer höheren, herrschenden Art im Verhältniß zu einer niederen Art, zu einem „Unten" — *das* ist der Ursprung des Gegensatzes „gut" und „schlecht" („Zur Genealogie der Moral" S. 4).

Diese Grundgedanken Nietzsche's über den Ursprung von Cultur und Moral, die er mit ermüdender Häufigkeit variirt, mußten hier wörtlich wiedergegeben werden, sollten sie von ihrer belustigenden sociologischen Naivität nichts einbüßen. Während die Sociologie im Verband mit einer stattlichen Reihe von Specialwissenschaften sich heute abmüht, aus den Entdeckungen der Geologen und den Funden aus prähistorischer Zeit das Alphabet der vorgeschichtlichen Cultur zu entziffern; während Männer wie Morgan, Mc. Lennan, Maine, Lubbock, Spencer, Bachofen, Post, Bastian, Laveleye, Letourneau u. A. mit bewunderungswerthem Bienenfleiß das vergleichende Material herbeitragen, um aus den verwitterten Schriftzügen der Urzeit herauszubuchstabiren, wie sich die Uranfänge von Familie, Gesellschaft, Staat, Eigenthum, Recht, Sitte, Moral u. s. w. herausgestaltet haben, schlüpft Nietzsche mit einem genialen Federzug über alle Schwierigkeiten durch die Erklärung hinweg: die Cultur entstand, indem sich stärkere Rassen auf schwächere stürzten, sie unterjochten und ihnen ihre eigenen Raubthiereigenschaften als moralisch gut suggerirten. Das ist freilich das sociologische Ei des Columbus.

So leichten Kaufs sind indeß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts *wissenschaftliche* Erklärungen nicht zu haben. Nietzsche's Methode paßte vortrefflich in die von ihm so hochgepriesene Renaissancezeit, wo man aus einem Grundprincip, einem „Archeus", das willkürlich gesetzt war, *alle* Erscheinungen des Daseins spielend ableitete. Im günstigsten Falle kann Nietzsche's *speculative* Methode der Sociologie, die darin besteht, an der Hand eines vorausgesetzten, aber logisch nicht bewiesenen Princips die Erscheinungen der Cultur zu begreifen, mit Herder's geschichtsphilosophischer Methode in eine Linie gestellt werden. Heißt jenes Princip bei Herder „Entwicklung", so heißt das von Nietzsche aus einem Gemisch von Schopenhauer und Darwin zusammengebraute: „Wille zur Macht". So sehr sich daher Nietzsche auch „empirisch", „exact", „naturwissenschaftlich" gebärden, so überreichlich er die Lauge seines Spottes über die Metaphysiker ausgießen mag, er ist und bleibt seiner Methode nach auch in der Sociologie und Ethik ein Metaphysiker, so gut wie Herder. Die schweren Vorwürfe, die Herder und Nietzsche gegen Kant erhoben haben, können von Seiten der heutigen Sociologie mit noch höherer Berechtigung gegen sie selbst gerichtet werden.

Diese speculative, dogmatische Methode der Sociologie, welche das empirische Material, das ihr von Seiten der Paläontologie und vergleichenden Ethnographie, ferner von der vergleichenden Rechts-, Sagen- und Sprachforschung so überquellend reich zufließt, vornehmthuerisch ignorirt, die vielmehr ihr Erklärungsprincip von Vornherein in sich trägt und dasselbe in gezwungener Dialektik

auf die Einzelerscheinungen anwendet, diese Methode wird heute zum Glück von allen ernsten Forschern zum alten Eisen geworfen. Und nur aus jener gewollten aristokratischen Isolirtheit, vermittelst welcher Nietzsche sich in ein eigenes Gedankennetz eingesponnen hat, ohne Fühlung zu gewinnen oder auch nur Notiz zu nehmen von der mächtig emporstrebenden jungen Wissenschaft, der modernen Sociologie, nur daraus ist es zu erklären, daß Nietzsche's Ideen über die Entstehung von Cultur und Moral entsprechend dem heutigen Stande der Sociologie so zurückgeblieben und abgestanden, so naiv anachronistisch klingen.

Freilich klingen diese Ideen anachronistisch nur für den, der erstens den heutigen ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen der Paläontologen, die Uranfänge von Cultur und Moral auf vergleichend-geschichtlicher Grundlage zu ermitteln, mit vertieftem Interesse nachgegangen ist, der aber zweitens auch die tastenden Versuche *früherer* Epochen, diesen Problemen auf die Spur zu kommen, im Geiste zu überschauen in der Lage ist. Der unbefangene, mit keinem allzu großen sociologischen und philosophie-geschichtlichen Ballast beschwerte Leser der Nietzsche'schen Schriften hingegen wird sich gar leicht von der überraschenden Einfachheit dieser Nietzsche'schen Lösung blenden lassen. Es ist ja so einleuchtend, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und diesem seine (des Stärkeren) Eigenschaften als verehrungswürdig vorgeschrieben hat, und darum ist nicht abzusehen, weshalb der Anfang der Cultur sich nicht in Wirklichkeit so abgespielt haben sollte, wie ihn die Phantasie Nietzsche's ausmalt. Allein die in ihren Anforderungen etwas strengere Wissenschaft rechnet nicht mit einleuchtenden Wahrscheinlichkeiten, sondern nur mit vollgültigen Beweisen. Hätte Nietzsche für seine These aus der Urgeschichte, der vergleichenden Völkerkunde, der vergleichenden Rechts-, Sagen- und Sprachgeschichte *Beweise* beigebracht[1]), so würde die Wissenschaft seine Lösung als eine verhältnißmäßig einfache und einleuchtende freudig gutheißen.

Allein Nietzsche's Beweise beschränken sich, unter Verzicht auf alle angedeuteten sociologischen Hülfswissenschaften, lediglich auf die — *Etymologie*, so unglaublich dies auch klingt. Es mag hier eine kleine Blumenlese von etymologischen Spielereien Nietzsche's, die mir jede weitere Kritik erspart, ihre Stelle finden. „Den Fingerzeig zum *rechten* Wege gab mir die Frage, was eigentlich die von den verschiedenen Sprachen ausgeprägten Bezeichnungen des „Guten" in etymologischer Hinsicht zu bedeuten haben: da fand ich, daß sie allesammt auf die gleiche *Begriffsverwandlung* zurückleiten, — daß überall „vornehm", „edel" im ständischen Sinne der Grundbegriff ist, aus dem sich „gut" im Sinne von „seelisch-vornehm", „edel" von „seelisch-hochgeadelt", „seelisch-privilegirt" mit Nothwendigkeit heraus entwickelt. . . . Das beredteste Beispiel ist das deutsche Wort „schlecht" selber: als welches mit „schlicht" identisch ist — vergleiche „schlechtweg", „schlechterdings" — und ursprünglich den schlichten, gemeinen Mann noch ohne einen verdächtigenden Seitenblick, einfach im Gegensatz zum

[1]) Wie dies zum Beispiel Ludwig Gumplowicz versucht hat, der, ohne Nietzsche zu erwähnen, in diesem sociologischen Hauptgedanken mit ihm zusammentrifft; vergl. dessen sociologische Hauptschriften: „Der Rassenkampf", 1883, „Grundriß der Sociologie", 1885, „Sociologie und Politik", 1892.

vornehmen, bezeichnete" („Zur Genealogie der Moral" S. 6). Und welche etymologischen Gewaltacte verübt der Philologe Nietzsche erst, um nachzuweisen, daß die Eroberer- und Herrenrasse ursprünglich mit dem Begriff des „Guten" zusammenfiel! Hier nur ein Beispiel: „Das lateinische bonus glaube ich als „der Krieger" auslegen zu dürfen.... Bonus somit als Mann des Zwistes, der Entzweiung (duo), als Kriegsmann: man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine „Güte" ausmachte. Unser deutsches „gut" selbst: sollte es nicht „den Göttlichen", den Mann „göttlichen Geschlechts" bedeuten?" (ebenda S. 9[1]).

Diese etymologischen „Beweise", die in ihrer verzweifelten Künstlichkeit stellenweise schon bedenklich an die berühmte ἀλώπηξ-Fuchs-Ableitung anklingen, nach Gebühr zu geißeln, dazu fehlt mir die häufig genug in Galle getauchte Feder eines — Friedrich Nietzsche.

Erweist sich somit die sociologische Grundvoraussetzung Nietzsche's als willkürliche, weder durch empirisches Material noch durch zwingende logische Deduction unterstützte Hypothese, so verliert sich Nietzsche in seiner geschichts-philosophischen Ableitung unserer heutigen Cultur aus der antiken vollends ins Abenteuerliche und Romanhafte. Seine Geschichtsphilosophie wird sich uns bei näherem Zusehen als ein genial concipirter, mit virtuoser stilistischer Feinheit durchgeführter und namentlich in ihren prophetischen Ausblicken von dichterischer Kraft zeugender sociologischer Roman darstellen. Verfolgen wir nun die einzelnen Phasen dieses geschichts-philosophischen Romans.

Der Herrenmoral, d. h. den Eigenschaften der in ihrem Kraftüberschuß schwelgenden, die schwächeren Horden bezwingenden Recken der Urzeit, stand von jeher die Sclavenmoral gegenüber, d. h. die schwächlichen Eigenschaften Derer, die nicht Muth und Kraft genug besaßen, dem Ansturm jener Helden zu widerstehen. So lange diese Herrenmoral die Oberhand hatte, herrschte das goldene Zeitalter. Diese Moral kennt keine die Leidenschaften dämmenden Gebote, keine die natürlichen Triebe einengenden Vorschriften, sondern nur ungezügelte, durch keinerlei Convenienz gezähmte Natur-Instincte: „Die Instincte bekämpfen müssen, das ist die Formel für Decadence; so lange das Leben aufsteigt, ist Glück gleich Instinct," heißt es in der „Götzendämmerung" S. 17. Verschwenderisch ohne Maß, wie die Natur nach Nietzsche nun einmal ist, hat sie jene Helden mit einer überschäumenden Fülle von Lustempfänglichkeit ausgestattet, die erst das Leben lebenswerth machte. Das war der Höhepunkt aller bisherigen Cultur und der oberste Sinn aller Geschichte, deren Psychologie ja nur als „Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen ist" („Jenseits von Gut und Böse" S. 28). Man müsse eben unser gesammtes Triebleben erklären, als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens — „nämlich des Willens zur Macht, wie es mein Satz ist" (ebenda S. 49).

---

[1]) Etymologien ähnlicher Art zählen bei Nietzsche nach Dutzenden. Liebhaber solcher Spielereien verweise ich auf die Genealogie der Moral S. 8, 18, 58, 59 ff. Die etymologische Forschung ist von ihm zur Theorie erhoben, ebenda S. 37.

Unter der Herrschaft jener Herren-Moral aber hatte der Wille zur Macht — nach Nietzsche die Weltformel (Substanz) — seine vollendetste Ausprägung gefunden. Denn bei jener ritterlich-aristokratischen Herrenkaste war Leben noch gleichbedeutend mit Macht. Wie er sich das Leben und Treiben dieser Kaste ausmalt, schildert er einmal folgendermaßen: „Die ritterlich-aristokratischen Werthurtheile haben zu ihrer Voraussetzung eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende, reiche, selbst überschäumende Gesundheit, sammt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemuthes Handeln in sich schließt" („Gen. d. Moral" S. 12). Man sieht, Nietzsche treibt einen förmlichen Cultus der Leiblichkeit. Die Lehre, die seine Schilderung der aurea prima in sich schließt, ist nicht bloß concentrirter Epikureismus, sondern carrikirter Hedonismus. Epikur selbst hatte die geistigen Freuden weit über die körperlichen gestellt; Aristipp, der Begründer des Hedonismus, hat sie wenigstens noch neben den physischen gelten lassen; Nietzsche erst findet den Muth zu dem brutalen Radicalismus, die geistigen Freuden, den Geist überhaupt, für ein Verfallssymptom und eine Entartungsform der Menschheit zu erklären. Sein Fanatismus der Leiblichkeit, der einer überhitzten oder vielleicht gar perversen Sinnlichkeit entsprungen sein mag, verführt ihn zu dem abstrusen, ungeheuerlichen Gedanken, in der Entwicklung der Geistescultur eine Degenerirung der Menschheit zu erblicken. „Die Gattungen," sagt er einmal, „wachsen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr —, das macht, sie sind die große Zahl, sie sind auch klüger ... Darwin hat den Geist vergessen, die Schwachen haben mehr Geist ... Man muß Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen. — Man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nöthig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes ...."

Das Unglück der Menschheit besteht demnach im allmäligen Siege des Geistes über die „blühende Leiblichkeit". Der Geist, der ein Kennzeichen der Schwächeren, der Sclaven, ist, hat den Sündenfall der Menschheit herbeigeführt. Man muß die Logik dieses Radicalismus in ihrer ganzen Consequenz zu Ende denken, um die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankenganges nach Gebühr würdigen zu können. Also der Starke entschlägt sich des Geistes. Stark im Nietzsche'schen Sinne ist Derjenige, der das Leben, d. h. den Willen zur Macht energisch bejaht. Was ist aber das Leben? „Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung" sagt Nietzsche. Der Grundzug jenes Starken, des Nietzsche'schen Idealmenschen, ist Bosheit und raffinirte Grausamkeit. Das Herrenrecht besteht wesentlich in einem Wohlgefühle, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, in der Wollust „de faire le mal pour le plaisir de le faire". Ja, Nietzsche findet sogar, an Paul Rée erinnernd, „die Grausamkeit macht die große Festfreude der Menschheit aus, sie ist als Ingredienz fast jeder ihrer Formen zugemischt"; denn, fährt er fort, „Leidensehen thut wohl, Leidenmachen noch wohler".

Wie Nietzsche aus dieser trüben Quelle den Begriff von Vergeltung, Schuld und Gewissen als „Verhältniß zwischen Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner" ableitet, mag billig übergangen werden, da ich in diesen breit angelegten Ausführungen, die zudem wieder mit seinen unglücklichen etymologischen Beweisen durchsetzt sind, im günstigsten Falle nur eine geistreiche Marotte zu erblicken vermag, der man den vornehmsten kritischen Dienst damit erweist, daß man stillschweigend über sie hinweggleitet. Fassen wir aber alle jene Eigenschaften zusammen, die seine Herrenklasse auszeichnen — ungezügeltes Instinctleben, Raub, Aneignung, Verletzung Fremder, Härte, Ausbeutung Schwächerer, Bosheit, Grausamkeit und Geistlosigkeit —, so sind wir in förmlicher Verlegenheit, selbst an der Hand von reichen Hülfsmitteln der heutigen beschreibenden Zoologie eine Bestie ausfindig zu machen, welche alle genannten Eigenschaften in so harmonischer Weise in sich vereinigt, wie die Nietzsche'schen Uebermenschen der Vorzeit, jene „prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden, *blonden Bestien*," welche nach ihm die „ganzeren Menschen" waren.

Und doch haben diese Herrenrassen, die ihren „Instinct der Freiheit" eigentlich in der Wildniß am kräftigsten hätten bethätigen können, nach Nietzsche den „Staat" begründet, und zwar auf eine ebenso einfache Weise, wie sie Cultur und Moral überhaupt ursprünglich geschaffen haben: „Irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine *Eroberer- und Herrenrasse*, kriegerisch organisirt und mit der Kraft zu organisiren (notabene: die Bestie, mit der Kraft zu organisiren), legt unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung" („Genealogie der Moral" S. 79).

Sucht man nach einer philosophischen Formel, auf welche man seinen Idealmenschen der Urzeit taufen könnte, so ist man keinen Augenblick verlegen: er ist die *Incarnation des Egoismus*. Die blonde Bestie kennt nur sich und ihre Gelüste; sie ist sich selbst Zweck und ihr einziger Zweck; die übrige Welt ist nur Mittel, ihre Instincte zu befriedigen, indem sie dem „Willen zur Macht" Spielraum zur Bethätigung gewährt. Nun ist ja der Gedanke, unsere gesammte Moral auf den Egoismus als auf ihre einzige Grundquelle zurück zu führen, keineswegs neu. Von Thomas Hobbes an bis auf Herbert Spencer hat in der neueren Philosophie eine stattliche Reihe von Moralpsychologen — es seien nur Mandeville, La Rochefoucauld, La Bruyère, Helvetius hervorgehoben — unter Zugrundelegung des natürlichen Strebens nach Selbsterhaltung als ursprünglichen Triebes, eine Moral auf egoistischer Basis zu begründen gesucht. Neu ist bei Nietzsche nur, daß er nicht, wie jene, unsere Moral in Schutz zu nehmen sucht, *trotzdem* sie in letzter Linie dem Egoismus entquillt, sondern im Gegentheil die heutige Moral ablehnt, weil sie bereits mit altruistischen Elementen zu sehr durchsetzt ist, d. h. nicht mehr das Product des reinen, unverdorbenen Egoismus des Naturzustandes darstellt. Unser Verfall rührt nach ihm daher, daß wir nicht mehr *egoistisch genug* sind. „Es ist zu Ende mit dem Menschen, wenn er altruistisch wird; es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt," hat Nietzsche den Muth („Götzendämmerung" S. 101) niederzuschreiben. Ja, der Egoismus gehört nach ihm ausdrücklich zum „Wesen der vornehmen Seele" („Jenseits von

Gut und Böse" S. 241). Dieses cynische Umkehren alles dessen, was bisher als edel und erhebend gegolten, diese grundmäßige Umwerthung aller moralischen Werthe, die sich nicht scheut, das als Ideal zu preisen, was der mehrtausendjährige consensus omnium als Inbegriff alles Verwerflichen verabscheut hat, überbietet an frivolem Radicalismus Alles, was bisher aus einer gebildeten Feder geflossen, auch Max Stirner's Buch, „Der Einzige und sein Eigenthum", nicht ausgeschlossen.

Gewiß ist Stirner neben Nietzsche der rücksichtsloseste Vertreter des egoistischen Individualismus. Aber selbst nach dem auf die äußerste Spitze getriebenen Egoismus Stirner's ist Menschenliebe, wenn auch als verhüllter Egoismus, wenigstens noch möglich. So heißt es bei Stirner: „Ich liebe die Menschen auch, nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus. Ich liebe sie, weil die Liebe Mich glücklich macht, ich liebe, weil Mir das Lieben natürlich ist, weil Mir's gefällt. Ich kenne ‚kein Gebot der Liebe'. Ich habe Mitgefühl mit jedem fühlenden Wesen, und ihre Qual quält, ihre Erquickung erquickt auch Mich: tödten kann ich sie, martern nicht."

Anders Nietzsche. Ihm ist gerade „die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, am Wechsel, an der Zerstörung" das auszeichnende Merkmal, gleichsam die fine fleur der Herrenklasse. Mitgefühl für andere Geschöpfe empfinden, oder gar Mitleid haben, ist in seinen Augen das unverkennbare Anzeichen von Niedergang, Entartung, Décadence. „Unsere Mitgefühlsmoral . . . ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Ueberreizbarkeit, die Allem, was décadent ist, eignet . . . Die vornehmen Culturen sehen im Mitleiden, in der ‚Nächstenliebe', im Mangel am Selbst und Selbstgefühl etwas Verächtliches" („Götzendämmerung" S. 107).

Diese mephistopheliſchen Gedanken, die den Culminationspunkt des Nietzsche'schen Ideenganges darstellen, sind fürwahr von einer wahrhaft originellen Bestialität. Wenn die höchste Potenzirung des Originellen darin besteht, einem Gedanken nachzuhängen und ihn zu verkünden, wie ihn noch kein Menschenhirn, selbst im höchsten Stadium des Fieberparoxysmus, ausgebrütet hat, so kann man Nietzsche, dem Verkünder einer neuen Heilswahrheit, die ihn als einen umgekehrten Christus kennzeichnet, den absonderlichen Ruhmestitel, in diesem Punkte etwas absolut Originelles, nie Dagewesenes verkündet zu haben, kaum vorenthalten. Die Menschenliebe als Verfallssymptom zu erklären, und dafür die Grausamkeit nicht bloß als geschichtliche Quelle, sondern als oberste Tugend des wahrhaft Edlen zu setzen, das ist allerdings eine Umwerthung aller moralischen Werthe, an die selbst der ausschweifendste antike Cyniker noch nicht heranreicht. Im Mittelalter freilich tauchten da und dort ähnlich geartete Nachtgedanken auf; aber sie galten als Specialtheorie des leibhaftigen Gottseibeiuns. — — — —

Allein bei Nietzsche handelt es sich hierbei nicht etwa um einen flüchtig hingeworfenen, aus vorübergehender misanthropischer Stimmung heraus geborenen Gedanken, sondern um eine förmliche Theorie, die seine gesammte Geschichtsauffassung beherrscht. Es ist dies gleichsam ein zum System erhobener Mephistophelismus, der Methode hat. Denn neben der Herrenmoral, welche die aristo-

kratischen Raubthiereigenschaften den unterjochten „Herdenthieren" aufzuzwängen sucht, kennt Nietzsche auch eine Sclavenmoral, die umgekehrt ein Conterfei der Sclaveneigenschaften der Schwächeren darstellt. Und so gut die Herrenmoral sich durchzusetzen und Geltung zu verschaffen versucht, so sehr strebt die Sclavenmoral ihrerseits darnach, den Kampf gegen die Herrenmoral aufzunehmen, um sie in ausdauerndem Ringen nach und nach völlig zu bezwingen.

In der Sclavenmoral werden „die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern; hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hülfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren —, denn das sind hier die nützlichen Eigenschaften und beinahe das einzige Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sclavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes von „Gut" und „Böse" („Jenseits von Gut und Böse" S. 232).

Diese bekannte Stelle, die uns zugleich Aufschluß über den Titel seines Hauptwerkes („Jenseits von Gut und Böse") gewährt, enthält den Kern seiner Beurtheilung unserer heutigen Moral. Alle die hier aufgeführten Eigenschaften der Schwächeren, die ja in den Augen des heutigen Europäers ebenso viele Tugenden sind, werden von ihm als scharf hervorstechende Merkzeichen der Sclavenmoral angesehen. Und seine Geschichtsphilosophie gipfelt in dem Satz: „Diese Träger der niederdrückenden und vergeltungslüsternen Instincte, die Nachkommen alles europäischen und nichteuropäischen Sclaventhums, — sie stellen den Rückgang der Menschheit dar." Es ist ja nach Nietzsche ganz consequent, im Fortschritt der Cultur nur einen Rückgang zu sehen. Wer sich eben auf den Kopf stellt und so in einen Spiegel blickt, muß nothgedrungen Alles verkehrt sehen. Ist aber die Vergangenheit nur der Spiegel der Gegenwart, so muß Nietzsche naturgemäß alle Phasen der Geschichte anders sehen, als es bisher der normale Mensch gethan, und ihnen eine umgekehrte Deutung geben.

Zwischen die Herrenrasse und Sclavenklasse schiebt sich nun nach Nietzsche im Lauf der Zeit eine priesterliche Aristokratie ein, deren Werthungsweise sich von der ritterlich-aristokratischen zunächst abzweigt, um sich allgemach zu deren Gegensatz fortzuentwickeln. Diese Priester-Aristokratie kommt der Sclavenmoral zu Hülfe, und so wird denn die ritterliche Werthungsweise mit vereinten Waffen geschlagen. Diese Waffen aber sind vergiftet. Denn „die Priester sind, wie bekannt, die bösesten Feinde — weshalb doch? weil sie die Ohnmächtigsten sind. Aus der Ohnmacht wächst bei ihnen der Haß ins Ungeheure und Unheimliche, ins Geistigste und Giftigste. Die ganz großen Hasser in der Weltgeschichte sind immer Priester gewesen, auch die geistreichsten Hasser."

Und so mögen denn, so spinnt der sociologische Roman Nietzsche's den Faden der Weltgeschichte weiter, Sclaven und Priester Jahrtausende lang Schulter an Schulter gegen die Herrenmoral angekämpft haben, vorerst ohne greifbaren Erfolg, bis ein welterschütterndes, die Moral revolutionirendes Ereigniß eintrat: ein Priestervolk betritt die Weltbühne — die Juden.

Trotz des tiefgehenden Antagonismus, der geradezu polaren Gegensätzlichkeit, in welcher sich Nietzsche's Weltanschauung zu der des alten Bundes befindet, kenne ich keinen Philosophen, der einerseits dem Auftreten der Juden in der Weltgeschichte eine so tiefgreifende, entscheidende culturhistorische Rolle zugetheilt, und der andererseits dem Charakter der Juden als Nation eine solche an Ehrfurcht grenzende Hochachtung gezollt hätte, wie der Allerweltsnörgler Nietzsche. „Alles, was auf Erden gegen ‚die Vornehmen', ‚die Gewaltigen', ‚die Herren', ‚die Machthaber' gethan worden ist, ist nicht der Rede werth im Vergleich mit dem, was die Juden gegen sie gethan haben; die Juden, jenes priesterliche Volk, das sich an seinen Feinden und Ueberwältigern zuletzt nur durch eine radicale Umwerthung von deren Werthen, also durch einen Act der geistigsten Rache Genugthuung zu schaffen wußte. Die Juden sind es gewesen, die gegen die aristokratische Werthgleichung (gut = vornehm = mächtig = schön = glücklich = gottgeliebt) mit einer Furcht einflößenden Folgerichtigkeit die Umkehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses (des Hasses der Ohnmacht) festgehalten haben, nämlich: „Die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häßlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein gibt es Seligkeit. . . . Mit dieser Werthumkehrung beginnt der Sclavenaufstand in der Moral, jener Aufstand, welcher eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat und der uns heute nur deshalb aus den Augen gerückt ist, weil er — siegreich gewesen ist" („Gen. d. Moral" S. 13). Die Juden seien es also gewesen, die durch ihre „grundsätzlichste aller Kriegserklärungen" der Sclavenmoral zum endgültigen Siege verholfen hätten. „Was Europa den Juden verdankt? Vielerlei, Gutes und Schlimmes, und vor Allem Eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den großen Stil in der Moral . . . Wir Artisten unter den Zuschauern und Philosophen sind dafür den Juden dankbar." Das gilt nicht bloß vom historischen Juden, dem ja auch Andere einige Bedeutung beizumessen nicht umhin können, sondern auch vom lebendigen: „Die Juden sind ohne allen Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt; sie verstehen es, selbst noch unter den schlimmsten Bedingungen sich durchzusetzen (besser sogar, als unter günstigen), vermöge irgend welcher Tugenden, die man heute gern zu Lastern stempeln möchte . . . . man sollte diesen Zug und Drang der heutigen Juden, von Europa ein- und aufgesaugt zu werden, wohl beachten und ihm entgegenkommen: wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen" („Jenseits von Gut und Böse" S. 207—210).

Plato von der philosophischen und die Juden von der geschichtlichen Seite haben den Bruch der europäischen Cultur mit der Herrenmoral, die noch im Dionysscult des genußfrohen, lebensfreudigen Hellas ihre letzten Triumphe gefeiert, herbeigeführt und den Uebergang zur Sclavenmoral vollzogen. Hieß das Ideal der ersteren ungebundene, durch keinerlei Rücksichtnahme eingeschnürte Lebensheiterkeit und Genußempfänglichkeit, so läßt sich die gesammte Tendenz der Sclavenmoral in einem einzigen Begriff zusammenfassen: Askese. „Während alle vornehme Moral aus einem triumphirenden Jasagen zu sich selber

herauswächst, sagt die Sclavenmoral von vornherein Nein." Optimismus und Pessimismus, Lustinstinct und Askese, Rom und Judäa haben Jahrtausende lang in verzweifeltem Wettkampfe mit einander gerungen, bis Judäa siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen ist; denn „daran, daß Judäa über Rom einstweilen *gesiegt* hat, ist gar kein Zweifel; man erwäge doch, vor wem man sich heute in Rom selber als vor dem Inbegriff aller höchsten Werthe beugt — vor drei Juden, wie man weiß, und Einer Jüdin, vor Jesus von Nazareth, dem Fischer Petrus, dem Teppichwirker Paulus und der Mutter des Anfangs genannten Jesus, genannt Maria" („Genealogie der Moral" S. 35).

Eine wunderliche Geschichtsauffassung fürwahr, die Platonismus, Judenthum und Christenthum zusammenmengt und mit der Aufschrift „Askese" versieht. Der logische Fehler dieser summarischen Zusammenfassungen ist, daß die Kategorien „Instinct" und „Askese" so weit gezogen sind, daß die unter solche Kategorien fallenden Begriffe nur eine flüchtige Aehnlichkeit mit einander, aber keine engeren Beziehungen zu einander zu haben brauchen. Falsch sind in diesem historischen Calcül Nietzsche's schon die elementaren Voraussetzungen. Ja, seine Grundvoraussetzung, daß wir Culturmenschen physiologisch degenerirt seien, ist eine ganz willkürliche, unbeweisbare, mit den Ergebnissen der vergleichenden Völkerkunde sogar unvereinbare Annahme. Sind etwa Naturvölker, wie die Kalmücken und Hottentotten u. s. w., die nicht durch die Cultur heruntergebracht worden sind, physiologisch vollkommener als wir? Oder nehmen wir die Kehrseite der Medaille: Jene Helden der Urzeit, die es Nietzsche vermöge ihrer „blühenden Leiblichkeit" so sehr angethan, kennt er ja nur aus griechischen und nordischen Sagen! Besitzen wir statistische Nachweise über deren Gesundheitszustand, oder bestimmte culturgeschichtliche Anhaltspunkte über deren Leben und Treiben? Die „blonde Bestie" Nietzsche's, den Gegenstand seiner Schwärmerei, kennen wir ja erst seit ihrem Auftreten in der Geschichte, wo sie zwar noch blond, aber keine Bestie mehr ist. Sich Helden, deren Existenz und Daseinsform sich geschichtlich gar nicht ermitteln lassen, aus der Phantasie zurechtschnitzen, um dann anbetungsvoll zu ihnen emporzuschauen, das geschieht freilich öfters; aber nur in jener religiösen Mythenbildung, die Nietzsche so verächtlich behandelt. Was ist seine zurechtphantasirte Herrenklasse Anderes, als sociologische Mythenbildung? Soll damit nur gesagt sein, daß es immer Herrschende und Beherrschte gegeben hat, so brauchte Nietzsche diese Zinsenweisheit nicht erst zu entdecken; soll aber damit gemeint sein, daß es besondere *Herrenrassen*, gleichsam von der Natur als fleischgewordene Verwirklichung des „Willens zur Macht" prädestinirte Völkerschaften gegeben hat, so fehlt hierfür jeder wissenschaftliche Nachweis. So lange wir aber keinen solchen besitzen, sind wir befugt, diese ganze Theorie von „Herren- und Sclavenrassen" vorläufig als sociologische Mythologie zu behandeln.

Ob die Culturmenschen übrigens physiologisch überhaupt zurückgekommen sind, ist mehr als fraglich. Bei einzelnen Jagdvölkern mag ja durch die Beschäftigung des Alltags im Durchschnitt eine robustere Constitution vorhanden gewesen sein. Bedenkt man jedoch, daß in der vorchristlichen Zeit Kindesaussetzungen, namentlich solche von schwächlichen, kränklichen und verkrüppelten,

bei einer großen Anzahl von Völkerschaften die Regel bildeten, so daß nur physiologisch untadelhafte Kinder Aussicht hatten, am Leben zu bleiben; daß ferner Krankheiten, Epidemien, Hungerjahre, feindliche Ueberfälle, Ueberschwemmungen, Brände, Naturereignisse aller Art, gegen welche man im Naturzustande keinen Schutz besaß, gerade den schwächsten Theil der Bevölkerung decimirt haben, so mag es immerhin sein, daß der widerstandskräftige Ueberrest physiologisch leidlich gut geartet war. Ob aber im Durchschnitt besser als wir, die wir alle Kränklinge und Krüppel sorgsam auferziehen und somit statistisch mit in die Wagschale werfen, wer möchte dies entscheiden? Daß die durchschnittliche Lebensdauer mit fortschreitender Cultur zunimmt, ist statistisch festgestellt. Vielleicht ist sogar die Summe der vorhandenen „blonden Bestien", jener Hünenfiguren, zu welchen Nietzsche in seinem einseitigen Cultus der physischen Kraft emporschaut, keine geringere als einstmals im Teutoburger Walde. Nur muß man sich seine Typen des heutigen Menschen nicht gerade wie Nietzsche nur auf den Pariser Boulevards suchen, sondern etwa auch aus der preußischen Garde holen, dann wird man die physiologische Entartung, die Nietzsche durchaus entdeckt haben will, nicht allzu tragisch nehmen[1]).

Mit dieser Grundvoraussetzung Nietzsche's aber steht und fällt das ganze Kartenhaus seiner Cultur- und Moraltheorie. Die einzige ernstliche Gegeninstanz gegen die herrschende Cultur war der Vorwurf, daß die Menschen unter ihrer Herrschaft physiologisch degenerirten. Stellt sich aber diese als eine willkürliche, weil durch keinerlei statistisches Material unterstützte, eben darum aber haltlos in der Luft schwebende Behauptung dar, der man eine entgegengesetzte mit gleichem, vielmehr mit noch besserem Recht gegenüberstellen kann, so wird man dem Culturmenschen wohl kaum zumuthen dürfen, einer luftigen Hypothese zu Liebe einen allgemeinen Weltbrand gewaltsam herbeizuführen. Und setzen wir selbst den etwas zweifelhaften Fall, die Menschheit wäre geneigt, mit der Vergangenheit radical zu brechen und auf Nietzsche's Ideen einzugehen, so könnte sie es nach Nietzsche's eigenem Ausspruch nicht. „Zum Menschen sagen: ‚ändere dich' heißt verlangen, daß Alles sich ändert, sogar rückwärts noch . . . keine kleine Tollheit!" heißt es in der „Götzendämmerung" S. 35 (noch schärfer ebenda S. 116). Wenn sich aber der Mensch gar nicht ändern *kann*, wenn sich die Causalkette des Naturlaufs zu einem förmlichen Fatum verdichtet, wie Nietzsche an der gleichen Stelle ausführt, so ist nicht abzusehen, zu welchem Ende solche sociologische Curpfuschereien, wie sie unser Denker vorschlägt, dienen sollen.

Es ergibt sich nämlich vom Nietzsche'schen Standpunkte aus folgende Alternative: Entweder ist der „Wille zur Macht" — gesetzt, wir seien geneigt, diesen Mischmasch von Schopenhauer'scher Willensmetaphysik und Darwin-Spencer'scher

[1]) Nach Herbert Spencer, dem berufensten Kenner und Beurtheiler sociologischer Streitfragen, sind die civilisirten Rassen physiologisch nicht entartet, sondern im Gegentheil höher entwickelt; vergl. Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, deutsch von Marquardsen, Bd. I, S. 98: „. . . Wie man dies z. B. an der zu allen Zeiten landläufigen Meinung sieht, daß die Größe und Kraft unserer Rasse abgenommen habe, während sie, *wie durch Knochen, Mumien, Rüstungen und die Erfahrungen der mit den Ureinwohnern in Berührung gekommenen Reisenden bewiesen ist, im Durchschnitt zugenommen haben*."

Descendenztheorie als Substanz anzuerkennen — die wirkliche Substanz, die Weltkraft, dann war sie es ja, welche die heutigen Culturformen mit fatalistischer Nothwendigkeit aus sich herausgetrieben hat: welchen Sinn hätte es dann, uns dem unabänderlichen Naturlauf trotzig entgegenstemmen zu wollen? Das hieße einen mächtigen Felsblock, der sich an einem Bergabhang loslöst und nun mit rasender Wucht der Tiefe zueilt, mit einem Stecknadelknopf in seinem Lauf hemmen wollen. Gibt es überhaupt nur eine Substanz und herrscht in ihr, wie Spinoza unter dieser Voraussetzung für immer dargethan, Nothwendigkeit, so wäre es eine täppische Don Quixoterie, die Räder der Weltgeschichte bremsen oder gar rückwärts schieben zu wollen. — Oder der Wille zur Macht ist durch den Sclavenaufstand in der Moral, durch das vermittelst der vereinigten Anstrengungen von Platonismus, Judenthum und Christenthum zur Herrschaft gelangte asketische Ideal, das in einer nach Innen gekehrten, gegen die eigenen Instincte gerichteten Grausamkeit besteht, abgeschwächt, verdünnt, verunstaltet worden: dann erwüchse dem von Nietzsche herbeigesehnten Uebermenschen die Aufgabe, dem „zurückgedrängten, zurückgetretenen, ins Innere eingekerkerten und zuletzt nur an sich selbst noch entladenden und auslassenden Instinct der Freiheit," d. h. dem Willen zur Macht, wieder zur vollen Herrschaft zu verhelfen. Mit anderen Worten: die Welt kann nur durch den Menschen „erlöst" werden. In die Worte Spinoza's übersetzt, würde dies heißen: die Substanz ist Modus geworden.

Allein nicht an Spinoza, sondern an Schopenhauer haben wir bei dieser absonderlichen mystischen Wendung der metaphysischen Sociologie Nietzsche's zu denken. Nicht umsonst theilt er („Götzendämmerung" S. 54) mit Schopenhauer die schwärmerische Vorliebe für den Buddhismus. „Man athmet auf, aus der christlichen Kranken- und Kerkerluft in diese gesündere, höhere, weitere Welt einzutreten. Wie armselig ist das „Neue Testament" gegen Manu, wie schlecht riecht es!" Man ersieht aus dieser bösartigen Blasphemie, wie er sich mit seinem Meister Schopenhauer, dem er ja sonst gründlich abhold ist, weil diesen die „jüdisch-christliche Mitleidsmoral" wieder in Schwung gebracht und damit „die größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte gibt", begangen hat, gleichwohl eins weiß in Manu.

Man wird überhaupt gut thun, dem von Nietzsche mit so nachdrucksvoller Geflissentlichkeit hervorgekehrten Differenzpunkt zwischen ihm und Schopenhauer eine weniger tiefe Bedeutung beizumessen. Gewiß gipfelt Schopenhauer's Ethik in einer Verneinung des Willens zum Leben, Nietzsche's hingegen in einer Bejahung des Willens zur Macht. Sinn und Endzweck des Universums ist für Jenen das ewige Nichts, Nirwâna, für diesen die unumschränkte Herrschaft des Instincts. Doch liegt der Treffpunkt dieser scheinbar polaren Gegensätze darin, daß beide Denker in ihrer viel Uebereinstimmung aufweisenden Lehre vom Genie die „Erlösung" der Welt durch den Menschen für möglich, ja für den einzigen Ausweg aus dieser Culturmisere halten. Auch ist es nicht einmal zutreffend, Nietzsche im Gegensatz zu Schopenhauer einen grundsätzlichen Optimisten zu nennen. Er ist ein *transcendentaler* Optimist wie etwa Leibniz, sofern er die *Bejahung* des Willens zur Macht energisch fordert und bei consequenter Durchsetzung dieses Princips in einer fernen Zukunft ein hohes Ausmaß von Glückseligkeit in Aussicht stellt.

Aber für die empirische Welt, in Hinsicht auf die heutige Culturlage, ist er Pessimist so gut wie Schopenhauer und Hartmann. Ihm geht nicht, wie Schopenhauer, die energische Bejahung des Willens seitens der heutigen Menschen wider den Strich; ihm flößt auch nicht, wie Hartmann, die Aussichtslosigkeit der socialen Lage der heutigen Menschheit Bedenken ein: nein, der heutige Mensch selbst ist ihm zum Ekel. „Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. . . Einst war ihr (Menschen) Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe" („Zarathustra" I, 9 u. ö). Sein empirischer Pessimismus gibt an Schärfe und Wildheit der Aeußerungsform desselben dem Schopenhauer'schen nichts nach. Stimmt er aber mit Schopenhauer einmal darin überein, daß die heutige Cultur überwunden werden muß, andermal darin, daß der geniale Mensch die Eignung besitzt, diese Ueberwindung anzubahnen und allmälig herbeizuführen, so ist die Scheidelinie zwischen beiden Denkern keine so tiefgehende mehr, wie Nietzsche glauben machen will. Eben damit aber, daß er Gott durch den Menschen, die Welt durch das Genie erlösen will, beschritt er mit Schopenhauer jene schlüpfrige Bahn der metaphysischen Mythologie, wohin wir den fernhin leuchtenden Gedankenblitzen der Schriftsteller Schopenhauer und Nietzsche zwar willig folgen, den Philosophen in ihnen aber nur mit wehmüthigem Kopfschütteln nachblicken können. Diese metaphysisch-mystischen Welterklärungen lassen wir uns heute allenfalls noch in erhebenden, vom Glorienschein des schöpferischen poetischen Genies umflossenen und vergoldeten Dichtungen gefallen, aber sie ernst nehmen oder gar zum Range einer wissenschaftlichen Weltanschauung erheben, dazu wird sich der naturwissenschaftlich geschulte Denker der Jetztzeit nicht so bald wieder verstehen. Die Lehren, welche uns die Geschichte der Philosophie über den wissenschaftlichen Werth solcher „Weltanschauungen" ertheilt, sind eben doch von einer gar zu grausamen Deutlichkeit, als daß wir ernstlich Gefahr liefen, die Nietzsche'sche Formel „Wille zur Macht" zur Würde einer auch nur zeitweilig wissenschaftlich befriedigenden Welterklärung zu erheben. Dazu müßte sie denn doch ganz anders fundirt und logisch abgeleitet sein, als sie es in Wirklichkeit ist.

In der Auseinanderfaltung des historisch-kritischen Theiles der Nietzsche'schen Sociologie und Ethik, wobei ich, soweit irgend angängig, den Denker selbst habe sprechen lassen, glaube ich nunmehr nachgewiesen zu haben, daß die Grundvoraussetzungen seiner Kritik der herrschenden Cultur auf thönernen Füßen ruhen. Statt wissenschaftlicher Deduction stießen wir Schritt für Schritt auf geistreiches Hypothesenspiel. Es wird nicht schwer fallen, auch seine historische Ableitung der heutigen Cultur aus dem Kampf Judäa's gegen Rom, dem Sclavenaufstand in der Moral, gelindestens als eigenwillige Einseitigkeit, als unzulässige Uebertreibung aufzudecken. Wer wie Nietzsche Evolutionist ist und selbst in der Schönheit nur „das Schlußergebniß der accumulirten Arbeit von Geschlechtern" sieht („Götzendämmerung" S. 123, ebenso S. 116), hat nicht das Recht, von einem plötzlichen Sclavenaufstand in der Moral, der noch dazu von einem einzigen Volke in Scene gesetzt worden sei, zu sprechen. Man mag dem Eingreifen des altjüdischen Volkes in den Lauf der Cultur eine so hohe Bedeutung zuschreiben, wie man nur irgend will: das, was Nietzsche den Sclavenaufstand in der Moral,

was wir die allmälige Hinüberleitung der Culturmenschheit zum Ideal der Nächstenliebe nennen, das haben nie und nimmer die Juden allein bewerkstelligt! Der Hauptstrom, der in das Christenthum mündete, mag aus Jerusalem stammen; aber auch Hellas, Rom und nicht zuletzt Alexandrien — von indischen Einflüssen zu schweigen — haben mächtige Gedankencanäle in dasselbe entsendet. Die griechische Philosophie, vorab die stoische, ist mit keinem geringen Antheil an der Entstehung und Ausgestaltung des Urchristenthums betheiligt. Es ist demnach mindestens willkürlich, im Christenthum nichts weiter zu sehen, als eine Fortsetzung des „asketischen Ideals" Judäa's, ebenso willkürlich, wie den Begriff Judäa's überhaupt mit dem des asketischen Ideals zu identificiren. Das alte Testament huldigt, in den Psalmen zumal, einem nichts weniger als asketischen Ideal[1]). Die ständig sich wiederholende Mahnung „Dienet Gott in Freuden" sieht nicht gerade danach aus, als ob das alte Testament einen Codex des asketischen Ideals darstellte.

Aber selbst von allen diesen Willkürlichkeiten abgesehen: wie kann Jemand, der sich trotz seines boshaften Ausfalls gegen den grunddeutschen, auf Herder zurückgehenden Begriff der „Entwicklung" („Jenseits von Gut und Böse" S. 200), seiner ganzen Weltauffassung nach als Evolutionisten aufspielt, von einem durch die Juden und nur durch diese herbeigeführten Sclavenaufstand in der Moral sprechen? Kann ein Volk zu einer gegebenen Zeit der Weltentwicklung plötzlich hemmend entgegentreten, unvermittelt alle moralischen Werthe umkehren? Haben wir es nicht vielmehr auch hier mit einem „Schlußergebniß der accumulirten Arbeit von Geschlechtern", und, fügen wir noch hinzu, von Geschlechtern nicht bloß Eines Stammes, sondern ganzer Zeitalter zu thun? An der Umkehrung aller moralischen Werthe, sofern man diese scharfe, in ihrer Allgemeinheit viel zu weit getriebene Zuspitzung überhaupt gelten lassen will, hat die griechische und die von dieser beeinflußte alexandrinische Philosophie und der Buddhismus so gut Antheil, wie die Religion Judäa's. Und so erweist sich denn auch diese Nietzsche'sche Deutung jenes entscheidenden Wendepunktes der Culturgeschichte, der Entstehung des Christenthums, als eine piquant zurechtgestutzte Episode seines sociologischen Romans.

V.

Doch wenden wir uns, nachdem wir die logische Unzulänglichkeit und wissenschaftliche Unhaltbarkeit von Nietzsche's historisch-kritischen Ausführungen dargethan zu haben glauben, dem positiv aufbauenden Theile seiner Sociologie zu. Da er in unzähligen, an beißendem Spott und zersetzender Bitterkeit kaum zu überbietenden Wendungen der Culturmenschheit zugerufen hat, wie sie nicht bleiben darf, soll sie nicht dem Untergange geweiht sein, so erwuchs ihm die unabweisliche Pflicht, ein Bild solcher Idealmenschen zu entwerfen, die mit herkulischer Kraft den festgefahrenen Culturkarren wieder flott zu machen und in ein

[1]) Nachdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, erschien der interessante Aufsatz „Metaphysik und Asketik" von Prof. Wilhelm Bender in dem von mir herausgegebenen „Archiv für Geschichte der Philosophie", Bd. VI, Heft 1, S. 29. Bender führt aus: „Das Judenthum ist von Hause aus so wenig wie der Hellenismus asketisch gerichtet."

sicheres Geleise hinüberzuführen geeignet sind. Nun hatten wir bereits Gelegenheit, seine absonderliche Schwärmerei für den von elementaren Instincten geleiteten Kraftmenschen der Urzeit, für die „blonde Bestie", zu beobachten. Der Rückschluß war gestattet, daß er in diesem Typus der „Herrenrasse", der wieder herangezüchtet werden könnte, sein Ideal des „Uebermenschen" erblickt hat, den zu suchen sein Zarathustra nicht müde wurde. Empfindsame Naturen werden sich freilich dagegen sträuben, Nietzsche eine solche Ungeheuerlichkeit zuzutrauen, zumal er ausdrücklich erklärt, daß „eine Rückbildung, eine Umkehr in irgend welchem Sinn und Grad nicht möglich ist". Allein man würde Nietzsche selbst mit dieser Empfindsamkeit einen grundschlechten Dienst erweisen. Die „blonde Bestie" wäre noch das Schlimmste nicht. Der Rückgang auf den einfachen Naturzustand tel quel, d. h. wie er ohne die Segnungen, aber auch ohne die specifischen Laster der Cultur sich in seiner primitiven Form darstellt, ist immerhin eine namentlich von Rousseau und in jüngster Zeit mit einer gewissen religiösen Biegung von Tolstoi scharf pointirte Frage, die noch an der, allerdings äußersten Grenze des Discutabeln liegt. Es gibt aber noch Schlimmeres, als die blonde Bestie, nämlich eine zu den instinctiven Grausamkeiten des Urmenschen die ausgeklügelten Bosheiten und raffinirten Laster des Culturmenschen hinzugesellende schwarze Bestie. Und leider ist es gerade diese, der sich die Sympathien Nietzsche's in nicht mißzuverstehender Weise zuwenden. Man höre: „Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildniß, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der Alles, was Waffe und Wehr im Instinct des starken Menschen ist, zu Recht besteht" („Götzendämmerung" S. 119). Ein höherer Mensch, ein Art Uebermensch in diesem Sinne ist ihm — Cesare Borgia (ebenda S. 104). Auf diesen Mann, den man als die incarnirte Teufelei zu verabscheuen sich gewöhnt hat, ist der Dithyrambus gemünzt: „Allerdings gab es in der Renaissance ein glanzvoll-unheimliches Wiederaufwachen des classischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge . . .; aber sofort triumphirte wieder Judäa, dank jener gründlich pöbelhaften (deutschen und englischen) Ressentiments-Bewegung, welche man die Reformation nennt" („Gen. der Moral" S. 35 f.).

Das ist unter den unzähligen krassen Urtheilen Nietzsche's doch das krasseste: Luther, Zwingli und Calvin nicht bloß als pöbelhafte Verderber der Menschheit hinzustellen, sondern noch dazu einen Cesare Borgia ihnen als Ideal gegenüberzustellen, das ist denn doch die raffinirteste literarische Frivolität, die ich kenne, und das will wahrlich bei unserer heutigen, nichts weniger als zimperlichen jungdeutschen Literatur viel sagen!

Damit man aber nicht glaube, diese Idiosynkrasie für Cesare Borgia entspringe einer persönlichen Vorliebe für den Mann, und nicht für die Thaten, besser Unthaten dieses Mannes, mag noch folgende Stelle (aus der „Gen. der Moral" S. 167) zum Vergleich herbeigezogen werden: „Als die christlichen Kreuzfahrer auf jenen unbesiegbaren Assassinen- (Mörder-) Orden stießen, jenen Freigeister-Orden par excellence, dessen unterste Grade in einem Gehorsame lebten, wie einen gleichen kein Mönchsorden erreicht hat, da bekamen sie auf

irgend welchem Wege einen Wink über jenes Symbol und Kerbholz-Wort, das nur den obersten Graden, als deren Secretum, vorbehalten war: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“ .... Wohlan, *das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt.*“

Der Grundsatz des Mörderordens: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“, den Nietzsche hier als vollendete „Freiheit des Geistes“ feiert, somit implicite auch als Wahlspruch seines Uebermenschen verkündigt, das ist der in System gegossene Cesare Borgia, der zu einer unheimlich consequenten Theorie ausgestaltete Mephisto! Nicht umsonst thut Nietzsche einmal den Ausspruch: „Der Teufel hat die weitesten Perspectiven für Gott, deshalb hält er sich von ihm so fern — *der Teufel nämlich als der älteste Freund der Erkenntniß*“ („Jenseits von Gut und Böse“ S. 93). Faßt man nämlich alle Eigenschaften in ein Bündel zusammen, welche die durch alle denkbaren Folter-, Tortur- und sonstigen Marterwerkzeuge in eine bestimmte düstere Richtung gelenkte, Mythen bildende Volksphantasie des Mittelalters dem Teufel angedichtet hat, dann erhält man als Facit den Uebermenschen Cesare Borgia, dieses „unheimlich-glanzvolle, klassische Ideal“ Nietzsche's.

Wie sollen nun aber Uebermenschen von so vornehmer Werthungsweise, die uns von unserer auf Irrwege gerathenen Cultur zu erlösen berufen sind, gezüchtet werden? Durch eine allmälig groß zu ziehende Aristokratie. Der alten „Lügenlosung vom Vorrecht der Meisten“ stellt er „die furchtbare und entzückende Gegenlosung vom Vorrecht der Wenigsten“ gegenüber. Der Typus eines solchen Aristokraten ist ihm Napoleon, „jener einzelnste und spät geborenste Mensch, den es jemals gab, und in ihm das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich“ — man überlege wohl, was es für ein Problem ist: „Napoleon, diese Synthesis von Unmensch und Uebermensch“ („Gen. d. Moral“ S. 36 f.).

Nur die Wenigsten aber eignen sich zu dieser höheren Erziehung, „man muß privilegirt sein, um ein Recht auf ein so hohes Privilegium zu haben. Alle großen, alle schönen Dinge können kein Gemeingut sein: pulchrum est paucorum hominum. Was bedingt den Niedergang der deutschen Cultur? Daß höhere Erziehung kein Vorrecht mehr ist — der Demokratismus der allgemeinen, gemein gewordenen Bildung.“ Natürlich muß man dazu Autodidakt sein; denn wo fände man einen Lehrer, der uns zu den Höhen vornehmen Denkens emporführen könnte? Das vermag nur das selbsteigene philosophische Denken. Aber bei Leibe nicht — die heutige deutsche Philosophie! Denn „wer kennt unter Deutschen jenen feinen Schauder aus Erfahrung noch, den die *leichten Füße im Geistigen* in alle Muskeln überströmen?“ (G. D. S. 64 und 67). So wenig wie die heutige deutsche Philosophie diese Erziehung zum aristokratischen Uebermenschen zu leiten vermag, so wenig kann dies die moderne Wissenschaft überhaupt. Auch sie ist heute nur die „beste Bundesgenossin des asketischen Ideals“. Seit Kopernikus scheint ihm der Mensch in eine schiefe Ebene gerathen zu sein; er rollt immer schneller aus dem Mittelpunkte hinweg. Wohin? ins Nichts! Ins „durchbohrende Gefühl seines Nichts“! Wenn aber weder die Philosophie noch die moderne Wissenschaft uns die Mittel an die Hand gibt, eine solche Aristokratie zu züchten, woher sonst sollen wir die erzieherische Mög-

lichkeit schöpfen, das Menschengeschlecht so umzugestalten, daß wir die erlesensten seiner Glieder auf jenen aristokratischen Ton stimmen? Statt einer wissenschaftlichen Antwort auf diese naheliegende, berechtigte Frage erhalten wir folgende, im Sehertone des Sectenstifters vorgetragene Prophezeihungen:

„Es sprechen alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor Allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! ... Dazu bedarf es für jetzt vieler vorbereitender, tapferer Menschen, welche doch nicht aus dem Nichts entspringen können — und ebenso wenig aus dem Sand und Schleim der jetzigen Civilisation und Großstadtbildung: Menschen, welche es verstehen, schweigend, einsam, entschlossen, in unsichtbarer Thätigkeit zufrieden und beständig zu sein: Menschen, die mit innerlichem Hange an allen Dingen nach dem suchen, was an ihnen zu überwinden ist: Menschen, denen Heiterkeit, Geduld, Schlichtheit und Verachtung der großen Eitelkeiten ebenso zu eigen ist, als Großmuth im Siege und Nachsicht gegen die kleinen Eitelkeiten aller Besiegten: Menschen mit einem scharfen und freien Urtheile über alle Sieger und über den Antheil des Zufalls an jedem Siege und Ruhme: Menschen mit eigenen Festen, eigenen Werktagen, eigenen Trauerzeiten, gewohnt und sicher im Befehlen und gleich bereit, wo es gilt, zu gehorchen, im Einen wie im Anderen gleich stolz, gleich ihrer eigenen Sache dienend: gefährdetere Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn — das Geheimniß, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv! Schickt eure Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit eures Gleichen und mit euch selber! Seid Räuber und Eroberer, so lange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Die Zeit geht bald vorbei, wo es euch genug sein dürfte, gleich scheuen Hirschen in Wäldern versteckt zu leben! Endlich wird die Erkenntniß die Hand nach dem ausstrecken, was ihr gebührt: sie wird herrschen und besitzen wollen, und ihr mit ihr! ...

Nur die an Leib und Seele Gesunden, die stolzen, starken Glücklichen, die echten Aristokraten können dereinst einen höheren Typus Mensch herausbilden. Eine solche gute und gesunde Aristokratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sclaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java — man nennt sie Sipo Matador —, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können. Und irgend wann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muß er uns doch kommen, der erlösende Mensch der großen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke mißverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei ... Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird als von dem, was aus ihm wachsen mußte, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgibt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muß einst kommen ...

Ihr sollt Zeugen und Züchter werden und Säemänner der Zukunft, — wahrlich kein Adel, den ihr kaufen könntet gleich den Krämern und mit Krämergolde: denn wenig Werth hat Alles, was seinen Preis hat. Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will, — das mache eure neue Ehre. Nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern! Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel! ... An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen! —" („Fröhliche Wissenschaft" S. 202 f., „Genealogie der Moral" S. 90, „Jenseits von Gut und Böse" S. 227.)

Und zum Beschluß noch folgende Kraftstelle aus „Jenseits von Gut und Böse" S. 237:

„Endlich aber entsteht einmal eine Glückslage, die ungeheure Spannung läßt nach; es gibt vielleicht keine Feinde mehr unter den Nachbarn, und die Mittel zum Leben, selbst zum Genusse des Lebens, sind überreichlich da. Mit einem Schlage reißt das Band und der Zwang der alten Zucht: sie fühlt sich nicht mehr als nothwendig, als Dasein-bedingend; — wollte sie fortbestehen, so könnte sie es nur als eine Form des Luxus, als archaisirender Geschmack. Die Variation, sei es als Abartung (ins Höhere, Feinere, Seltenere), sei es als Entartung oder Monstrosität, ist plötzlich in der größten Fülle und Pracht auf dem Schauplatz, der Einzelne wagt einzeln zu sein und sich abzuheben. An diesen Wendepunkten der Geschichte zeigt sich nebeneinander und oft ineinander verwickelt und verstrickt ein herrliches, vielfaches, urwaldhaftes Heraufwachsen und Emporstrecken, eine Art tropisches Tempo im Wetteifer des Wachsthums und ein ungeheures Zugrundegehen und Sich-zu-Grunde-richten, dank den wild gegen einander gewendeten, gleichsam explodirenden Egoismen, welche „um Sonne und Licht" miteinander ringen und keine Grenze, keine Zügelung, keine Schonung mehr aus der bisherigen Moral zu entnehmen wissen. Diese Moral selbst war es, welche die Kraft ins Ungeheure aufgehäuft, die den Bogen auf so bedrohliche Weise gespannt hat: jetzt ist, jetzt wird sie „überlebt". Der gefährliche und unheimliche Punkt ist erreicht, wo das größere, vielfachere, umfänglichere Leben über die alte Moral hinweglebt; das „Individuum" steht da, genöthigt zu einer eigenen Gesetzgebung, zu eigenen Künsten und Listen der Selbsterhaltung, Selbsterhöhung, Selbsterlösung."

Ich konnte es mir nicht versagen, diese kleine Blumenlese aus den Schriften Nietzsche's zusammenzustellen, und zwar aus zwiefachem Grunde: einmal erwecken gerade diese mit der ganzen, ihm eigenen Stilkünstlerschaft aufgerollten Zukunftsbilder die richtige Vorstellung von der Größe des Schriftstellers, treffender gesagt, des Dichters Nietzsche. In seiner zukunftstrunkenen Ausmalung des dermaleinst hereinbrechenden Zeitalters des Uebermenschen entfaltet er eine so grandiose sprachliche Gestaltungskraft, daß weniger energische Denker dem von dieser Sprache ausströmenden Zauber sehr leicht erliegen. Man muß den Versucher gerade von seiner verführerischsten Seite zeigen, um ihn als Versucher entlarven zu können. Dann aber zeigt uns gerade die wörtliche Anführung seiner Ideen über den zu züchtenden aristokratischen „Europäer von Uebermorgen" am schlagendsten, daß wir es hier nicht mehr mit einem Philosophen oder Soziologen, überhaupt nicht mehr mit einem logisch denkenden Kopf, sondern nur noch mit einem in prophetischen Wallungen sich ergießenden Sectenstifter zu thun haben. Gegen das Prophetenthum ist aber die Logik niemals die zuständige Instanz gewesen. Oder sollen wir vielleicht die Durchführbarkeit der Nietzsche'schen Züchtungsmethode in ernstliche Erwägung ziehen? Wer soll und womit soll man diesen „Europäer von Uebermorgen" züchten? Wann und wo soll die Züchtung beginnen? Sind wir ihres Erfolges sicher? Wird der heutige Durchschnitts-Europäer, der nicht geborener Geistes-Aristokrat ist, aber dafür die erdrückende Zahl für sich hat, eine solche Züchtung zulassen? Wird er nicht vielmehr Jeden, der sich herausnimmt, etwa um drei geistige Kopflängen ihm überlegen zu sein und ihn diese Ueberlegenheit fühlen zu lassen, um einen einzigen Kopf kürzer machen? Gesetzt aber, der heutige Europäer, dem ja nach Nietzsche das Unsinnigste zuzutrauen ist, hätte die capitale Kopflosigkeit, das Aufkommen einer neuen Aristokratie, nachdem er kaum mit der alten fertig geworden ist, zu dulden oder gar zu begünstigen: was hülfe das Alles? Nietzsche

selbst erklärt ja den von den politisch-reactionären Parteien erträumten Rückschritt, diesen Krebsgang der Cultur für aussichtslos. „Es hilft nichts: man muß vorwärts, will sagen Schritt für Schritt weiter in der Décadence .... Man kann diese Entwicklung hemmen und, durch Hemmung, die Entartung selber stauen, auffammeln, vehementer und plötzlicher machen: mehr kann man nicht" („Götzendämmerung" S. 117).

Und so hat uns denn Nietzsche dadurch, daß er sich zur evolutionistischen Weltansicht bekennt und zu den „Physiologen" zählt, selbst die Mittel in die Hand gegeben, den positiv aufbauenden Theil seiner Sociologie kritisch zu zerpflücken. Durch die eben angeführten Worte, denen man eine Reihe ähnlich klingender Aussprüche beigesellen könnte, hat Nietzsche dem positiven Theile seiner Sociologie selbst den Todtenschein ausgestellt. Müssen wir nach Nietzsche doch unaufhaltsam in unser Verderben rennen, und kann selbst der Cultus des Genies, in welchen seine Philosophie in letzter Linie ebenso ausmündet, wie die seines Meisters Schopenhauer, diesen unabänderlichen Lauf der Dinge im günstigsten Falle hemmen, aber niemals verwandeln, dann können wir uns auf sein eigenes Eingeständniß stützen, daß die von ihm im dichterischen Traum visionär geschaute Regeneration der Menschheit undurchführbar ist. Und so klingt es denn auch unsäglich traurig, wenn er uns in seinem letzten Werke (Zarathustra, vierter und letzter Theil S. 87) mit unheimlicher Resignation zuruft: „Diese Krone der Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. *Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.*" Jetzt versteht man auch sein hübsches Wort, daß ein Volk nur der Umschweif der Natur sei, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen. Und so stellt sich uns denn die Lehre Nietzsche's, in ihrer tiefsten Wurzel erfaßt, als *eine Aristokratie des Genies* dar, deren erster Fehler darin besteht, daß eine solche Species von Uebermenschen erzogen oder, wie Nietzsche im Anschluß an Darwin mit Vorliebe sagt, „gezüchtet" werden solle. Genies lassen sich nicht züchten!

Bedurfte demnach der historisch-kritische Theil seiner Sociologie einer ernstlichen Widerlegung, so sind wir im positiv-aufbauenden dieser Aufgabe überhoben. Dort mußte die *Unhaltbarkeit* seiner Ausführungen erst erwiesen werden, hier hat er die *Undurchführbarkeit* seiner Visionen, in Momenten wissenschaftlicher Ernüchterung, selbst angedeutet. Damit aber ist das ganze „System" Nietzsche's wissenschaftlich gerichtet. Wenn Ausgangspunkt und Endziel gleich falsch sind, so ist das in der Mitte Schwebende es nicht minder. Gegen die letzten Ziele seiner Lehre aber hat sich uns ein solcher Berg von Fragen aufgethürmt, auf welche der Denker aus wohlweislichen Gründen die Antwort schuldig bleiben muß, daß man uns kaum kritischer Härte zeihen darf, wenn wir in den positiven Vorschlägen dieses Neocynismus nichts Anderes zu sehen vermögen, denn mystische Offenbarungen einer überüppig wuchernden Einbildungskraft, versöhnende, in rauschenden Accorden ausklingende Schluß-Capitel seines sociologischen Romans.

Und doch wird, trotz der philosophischen Geringhaltigkeit dieser Lehre, fürderhin kein gewissenhafter Sociologe achtlos an ihr vorbeigehen dürfen. Handelt

es sich hier auch im Wesentlichen nur um eine galvanisirende Auffrischung älterer, vornehmlich cynischer Lehren, so ist doch dieser Neocynismus mit so viel bestechenden geistigen Flittern herausgeputzt und vor allen Dingen mit einer so unerbittlichen, schonungslosen, alle, auch die elementarsten Schicklichkeitsgrenzen rücksichtslos über den Haufen rennenden, radicalen Folgerichtigkeit durchgeführt, daß er für unsere geistig ohnehin über die Maßen revolutionirte, überreizte Zeit nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt.

Hier komme ich auf den Punkt, der den Anlaß und Zweck dieses Essays bildet. Gewiß mochte manchem Leser die Frage auf den Lippen geschwebt haben: zu welchem Ende die vielen harten Worte gegen einen Mann schleudern, den das Schicksal in so grausamer Weise zur Wehrlosigkeit verurtheilt hat? Einzelne Fachgenossen, die der Nietzsche'schen Lehre noch nicht nähergetreten sind, mögen wieder meinen, dieselbe berge so greifbare logische Unmöglichkeiten und Widersprüche in sich, daß sie in ihrer durchsichtigen philosophischen Naivität gar zu ungefährlich sei, um einen solchen Angriff zu rechtfertigen. Wieder Andere, wie H. Türck z. B., der den wenig neidenswerthen Geschmack hat, in einem weitschweifigen, von allzu großer Jugendlichkeit zeugenden Pamphlet den „klinischen" Beweis zu erbringen, daß in Nietzsche ein Fall von moralischem Irresein (moral insanity, folie raisonante) vorliege, mögen gar urtheilen, daß die Schriften Nietzsche's nur pathologisches Interesse für den Psychiater, aber kein wissenschaftliches für den Denker darböten.

Gegen die rührselige Sentimentalität habe ich zu bemerken, daß die Wissenschaft weichherzige Rücksichtnahme auf Personen, wo es sich um die höchsten Güter der Cultur handelt, als Impotenz, als geistiges Castratenthum verurtheilt. Zudem würde eine solche, dem „asketischen Ideal" entsprungene Mitleids-Rücksicht Niemand gründlicher verabscheuen, als Nietzsche selbst. Endlich treffen meine Bedenken nicht den Mann, sondern nur die Lehre. Der Mensch und Schriftsteller Nietzsche besitzt meine Sympathien in einem Grade, der selbst von seinen kritiklosesten Nachbetern und Nachäffern nicht leicht überboten werden kann, so daß mich Bücher, wie das Türck's, welche die Zurechnungsfähigkeit der Geisteserzeugnisse des Denkers in Frage stellen, persönlich empfindlich verletzen, da ich in diesen Werken des begnadeten Schriftstellers die Ausstrahlungen eines wirklichen Genius verehre, der sich nur zum großen Schaden der Menschheit philosophisch verrannt hat. Damit ist aber auch gleich den Fachmännern die Antwort ertheilt, weshalb ich mich zu dieser entschiedenen Stellungnahme gegen den Denker Nietzsche entschlossen habe: wer die Erzeugnisse der jüngstdeutschen Literatur nicht aufmerksam verfolgt, der unterschätzt leicht die Gefahren, die Nietzsche's Ideen gerade für unsere Zeit haben.

Dem wirklich denkenden winzigen Bruchtheil der Menschheit sind diese Ideen freilich schon darum völlig ungefährlich, weil es für den Denkenden gar keine gefährlichen Ideen gibt. Wer den Werth von Ideen an den Gesetzen der Logik zu messen gewohnt ist, der scheut vor keiner Consequenz zurück. Denn entweder sind diese Ideen logisch unanfechtbar deducirt: dann sind sie eben richtig, und der Denker hat sich ihnen unweigerlich zu unterwerfen; oder sie bauen sich auf Fehl- und Trugschlüssen auf: dann wird er ihre Schwächen schon durchschauen. Gefährlich können daher Ideen immer nur dem breiten Strom der Halb- bis

Sechzehntelgebildeten, unter Umständen freilich auch jenen Vollgebildeten werden, denen die Technik einer specifischen philosophischen Fachbildung abgeht. Und wenn diese Ideen uns gar im lichtumflossenen Gewande poetischer Verklärung und in der Form einer geradezu bestrickenden Rhetorik erscheinen, wie dies bei Nietzsche in eminentem Grade der Fall, dann ist schon ein ziemlich hohes Ausmaß energischer Denkarbeit und philosophie-technischer Geschmeidigkeit erforderlich, um den verführerischen Lockrufen einer durch ihre äußere Erscheinung blendenden Idee einen kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können.

Wie wenig verbreitet indeß diese philosophische Technik gerade in der heutigen gebildeten Generation ist, die während jener aus den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts stammenden, ursprünglich von der exacten Forschung ausgegangenen philosophie-feindlichen Strömung auferzogen worden ist, die jetzt zum Glück unter dem Banner von Naturforschern wie Helmholtz, du Bois-Reymond, Haeckel, Huxley, Wallace u. A. zu weichen beginnt: das braucht Eingeweihten kaum gesagt zu werden. Gilt dies aber schon von den Gebildetsten, dann natürlich doppelt und dreifach von den Halbgebildeten.

Hier nun liegt die Gefahr. Die philosophische Bildung unserer Zeit ist eine zu mangelhafte, oberflächliche, von den Meisten nur systemlos zusammengeraffte, als daß man gegen die verführerischen Schlagwörter der Nietzsche'schen Philosophie gefeit wäre. Man werfe doch nur einen Blick auf die Beschaffenheit der Anhängerschar des Denkers, bei welchen sein Wort am mächtigsten und nachhaltigsten gezündet hat. Obenan der Socialismus und dessen verschämter schöngeistiger Moniteur, die „Freie Bühne". Die Begeisterung für Nietzsche ist in diesen Kreisen zum förmlichen Sport geworden, trotzdem sich der Meister folgende Aussprüche gestattet: „Die Dummheit der Arbeiterfrage ... liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt: Ueber gewisse Dinge fragt man nicht — erster Imperativ des Instinctes." Nietzsche bedauert, daß sich aus dem europäischen Arbeiter nicht mehr ein „Typus Chinese" herausbilden läßt. „Was will man? Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: Will man Sclaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht." Also zu lesen in der „Götzendämmerung", S. 114. Noch etwas piquanter markirt er seine Stellung zu dem „unverhüllten Zähnefletschen der Anarchistenhunde" und zu „den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern", welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft" wollen" („Jenseits von Gut und Böse" S. 125).

Dieselben Bruderschafts-Schwärmer, die ihre ganze Kraft nicht bloß an den Sclavenaufstand in der Moral, sondern an den Sclavenaufstand schlechthin setzen, mithin den polaren Gegensatz dessen anstreben, was Nietzsche als Ideal vorschwebt, treiben das Begriffs-Tohuwabohu so weit, im Rausch der Phrase ihren radicalsten Gegenfüßler jubelnd als Bannerträger an ihre Spitze zu stellen. In Wirklichkeit gibt es keine schneidenderen Gegensätze in der Sociologie als den Socialismus, der ja auch in seiner gemildertsten Form einen Stich ins Communistische hat, jedenfalls demokratisch ist, und dem aristokratisch-anarchischen Individualismus Nietzsche's.

Ein zweites Beispiel. Die jungdeutsche naturalistische Schule in der schöngeistigen Literatur, die possirlicher Weise auf Zola in einem Augenblick zu

schwören begann, als dieser zu Gunsten seiner „Unsterblichkeits-Candidatur" den Naturalisten Zola abzuschwören sich anschickte, bildet den eigentlichen Heerbann des Nietzschethums. In ihrem Organ „Die Gesellschaft" gebärden sie sich als „freie, sehr freie Geister" und verrathen dabei keine erhebliche Abneigung, sich selbst als Erben des Meisters, als „Uebermenschen", als „Europäer von Uebermorgen" aufzuspielen. Und doch hat der Meister folgendes Stammbuch-Verschen für diese Art von freien, sehr freien Geistern hinterlassen: „Alle diese blassen Atheisten, Antichristen, Immoralisten, Nihilisten, diese Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geistes (letzteres sind sie sammt und sonders in irgend einem Sinne) .... das sind noch lange keine freien Geister" („Gen. d. Moral" S. 167).

Aber ungeachtet dieses derben Fußtrittes wird Nietzsche von diesen „Hektikern des Geistes" in hysterischen Ausbrüchen angehimmelt, als Prophet eines mit Hülfe der naturalistischen Belletristik hereinbrechenden Zeitalters von „freien, sehr freien Geistern" vergöttert. Diese „blassen Atheisten" suchen eben das Gleiche wie der naivste Kirchengläubige: einen Gott. Da sie aber den herkömmlichen Gott als sehr freie Geister ablehnen zu müssen glauben, schnitzen sie sich einen neuen Götzen zurecht — Nietzsche. So entblödet sich einer seiner Jünger nicht, die bereits citirten Worte niederzuschreiben: „Es kam eine große Sehnsucht über mich nach einem neuen Gott!.... ich fand ihn in Friedrich Nietzsche." Aber auch ein in etwas gedämpfterem Tone gehaltener Panegyricus, den Ola Hanssen, einer der begabtesten unter den halbreifen Naturalisten, in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlicht hat, findet (S.-A. S. 30): „Nietzsche's Streben bezeichnet die größte Revolution, die die Geschichte der Moral seit dem Kampf des Christenthums gegen die Antike aufzuweisen hat."

Das sind denn doch beunruhigende Anzeichen einer in erschreckendem Maße um sich greifenden Begriffsverwirrung, der bei Zeiten nach Kräften zu steuern Pflicht aller Berufenen ist. Tritt nun noch hinzu, daß auch von Seiten Tolstoi's unsere Culturideale zwar mit anders gearteten, logisch ebenso wurmstichigen Motivirungen, aber mit der gleichen gehässigen Bitterkeit angegriffen und unterwühlt werden, wie von Seiten des Anticultur-Apostels Nietzsche, so erwächst dem Culturfreund die unabweisliche Aufgabe, sich mit diesen Aposteln des Culturüberdrusses über die obschwebenden Grundfragen ernstlich auseinanderzusetzen, bevor jenes tagscheue scribelnde Gelichter, das für die „Ideen" dieser Apostel mit überlauten Tamtamschlägen werbend die Trommel rührt, die Volksseele vergiftet hat.

Wer sich nur in ein einziges Problem der Culturgeschichte tiefer versenkt und dabei ermittelt hat, wie unendlich langsam und mühselig auch nur der winzigste Fortschritt errungen, nein erzwungen werden mußte, wie Jahrhunderte daran arbeiten mußten, nur einem einzigen schönen Culturgedanken, wenn auch nicht zum vollendeten praktischen Siege, so doch zur allgemeinen theoretischen Anerkennung zu verhelfen, der kann es nicht ohne den Schauder der Entrüstung mit ansehen, wie man inmitten eben dieser sauer genug erworbenen Cultur die Rinaldo Rinaldini-Devise „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" nicht bloß zu erneuern, sondern ihr gar noch den Parademantel tiefster philosophischer Weisheit umzuhängen sucht. Und was das Bedenklichste daran ist: dieser

Losungsruf des Nietzsche'schen Uebermenschen wird nicht etwa im Hohngelächter aller Gebildeten erstickt, vielmehr im Gegentheil von einem gewissen, bis zum Wahnwitz blasirten Theil derselben, die den Glauben an Gott, Moral, Cultur und — was das Schlimmste ist — an sich selbst im sinnlosen Taumel großstädtischen Lasterraffinements eingebüßt hat, mit frenetischen Zurufen bejubelt!

Diese, die grausame Wirklichkeit nur streifenden Andeutungen, die ins gröbere, aber viel überzeugendere Detail zu übertragen mir mein Geschmack verbietet, werden hoffentlich ausreichen, den Einsichtigen die Größe der Gefahr nahe zu legen, die uns von diesen Aposteln des Culturüberdrusses droht. Unsere Zeit ist ohnehin schon über Gebühr nervös gereizt. Durch die kirchlich-dogmatischen Streitigkeiten, die sich bis in die Zeitungsspalten hinein verirren, wird an den Grundvoraussetzungen aller bestehenden Confessionen gerüttelt. Durch die socialistische Agitation wird heute auf dem ganzen Erdenrund an unseren Grundbegriffen von Eigenthum, Gesellschaft und Staat kritisch herumgezerrt. Nun soll, um das Maß voll zu machen, gar noch unsere gesammte Moral, ja die Cultur überhaupt in Frage gestellt werden —, das heißt dem armen Kopf des Durchschnittsgebildeten denn doch zu viel zugemuthet!

Könnte man alle diese Probleme, die in stürmender, sich überstürzender Hast den heutigen Culturmenschen umdrängen, sämmtlich in aller Besonnenheit auf ihren logischen Gehalt prüfen und sie gründlich *verdauen*, so wäre die Gefahr eine geringere. Allein dazu hat der heutige Europäer keine Zeit. Man denkt heute nur noch mit elektrischer Geschwindigkeit, gleichsam in Gedanken-Stenogrammen, demgemäß müssen sich die Probleme, sollen sie überhaupt zur Debatte gelangen, concentriren, mit einem Wort *zum Schlagwort verdichten*. Man kämpft heute nicht mehr wie ehedem mit durchdachten Theorien, sondern nur noch mit dem abkürzenden Verfahren des Schlagworts. Conservatismus, Liberalismus, Antisemitismus, Socialismus, Darwinismus, Individualismus, Anarchismus u. s. w. heißen die Schlagwörter des zur Neige gehenden Jahrhunderts, welche die Meisten im Munde führen, ohne sich über Sinn, Bedeutung und Tragweite derselben Rechenschaft geben zu können oder auch nur zu wollen. Jetzt werfe man noch unserer unter *dem Zeichen des Schlagworts stehenden Zeit* die Nietzsche'sche Losung „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" hin, so wird dieses neocynische Schlagwort, dieser „aristokratisch-anarchistische Individualismus" in den Köpfen der breiten, nach neuen Schlagwörtern lüstern haschenden Mittelmäßigkeit mehr Unheil anrichten, als die bildungssatte Selbstzufriedenheit und die vom rauschenden Gewühl des öffentlichen Lebens sich scheu zurückziehende und verkriechende Stubenweisheit sich träumen läßt.

Und so sollen diese Ausführungen nur ein „caveat" sein, das ich jedem besonnenen Culturfreund zurufen möchte. Es ist Gefahr im Verzug, darum auf die Schanzen! Der Neocynismus Nietzsche's wird, wie man aus allen Anzeichen schließen muß, ungeachtet seiner philosophischen Unzulänglichkeit und sociologischen Naivität, die Modephilosophie der nächsten Zukunft werden. Ja, ich muß an einen gewissen Triumph dieser, gewissen rückläufigen Instincten bei oberflächlicher Betrachtung schmeichelnden, Nietzsche'schen Lehren leider glauben, eben weil diese Lehren, in ihrer letzten Wurzel erfaßt, absurd sind — credo quia absurdum.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

II. Malta.

Mit dem erwachenden Leben des Tages betraten wir den Boden von Malta, beim Custom-House. Mitten unter dieser schreienden, heftig gesticulirenden und einen arabischen Dialekt redenden Bevölkerung fühlte der Europäer es wie eine Wohlthat, sich unter britischem Schutze zu wissen. Ich sage: der Europäer; denn fremdartig, morgenländisch muthet den landenden Fremdling hier Alles an. Man sucht sich in den beiden Sprachen, italienisch und englisch, zu verständigen, aber in beiden gelingt es unvollkommen. Man kann im Verkehr nur englisches Geld ausgeben, und das englische Wort, das einzige, welches auch der geringste Malteser kennt und mit Virtuosität gebraucht, ist „Schillino" (für Schilling). Man hört es bis zum Ueberdruß.

In einem seltsamen, mit Leinwanddach bedeckten Wagen fuhren wir zuerst durch einen langen, dunklen, überwölbten Gang, der nach seinem Erbauer, dem Großmeister Lascaris, genannt ist (1636—1657). Sogleich beim Eintritt in die Stadt begeben wir uns in den Bann dieser Ordensritter, deren Herrschaft, wiewohl sie nicht viel länger als zwei Jahrhunderte gedauert und seit einem Jahrhundert zu Ende gegangen ist, dennoch dem gegenwärtigen Malta sein fortificatorisches und architektonisches Gepräge gegeben hat. Sie haben La Valletta gebaut, und ihre Paläste, die sich noch heute in der ganzen, etwas überladenen Pracht des Uebergangs von der Renaissance zum Barockstyl in den Hauptstraßen und an den öffentlichen Plätzen erheben, machen den eigentlich dominirenden und charakteristischen Zug der Stadt aus. Wenngleich die Geschichte der Insel und die historischen Spuren auf ihr weit zurückreichen in eine Zeit, die man sich noch vor der des Homer zu denken hat, so gemahnt doch in La Valletta oder dessen unmittelbarer Umgebung nichts daran. Es ist durchaus eine Siebzehnte-Jahrhundertstadt; aber eine, deren äußeres Ansehen in dem seltsamsten Gegensatze zu den Einwohnern steht. Man könnte sich in gewissen Theilen von La Valletta nach einer unserer geistlichen oder bischöflichen Städte, z. B. Würzburg oder

Bamberg, versetzt glauben, wenn nicht beim ersten Anblick sofort uns die Menschen frappirten, als gänzlich verschieden von allen, die wir zuvor gesehen.

Wir kamen, nachdem wir das Thor des Lascaris passirt hatten, in eine noch ziemlich stille Straße. Quer über den Weg schritt eine Frauengestalt, gehüllt in einen langen und weiten schwarzen Seidenmantel, dessen oberes, durch einen Reifen ausgespanntes Stück gleich einem Schutzdach über den Kopf gezogen war, während das schleierartig herabwallende Ende sich in schweren Falten um den linken Arm wand und die rechte Hand es über der Brust zusammenhielt. Wir meinten, in dieser ernsten Erscheinung, von der nichts unbedeckt war als das niedergebeugte Gesicht, die Angehörige irgend eines weiblichen Ordens vor uns zu sehen; bis nicht lange darauf bald hier, bald dort eine zweite, eine dritte hervorkam und endlich in den belebteren Straßen ganze Gruppen von ihnen plaudernd zusammenstanden, oder Einzelne, in großer Zahl, rechts und links, gravitätisch dahin gingen. Als wir unseren Kutscher, so gut es gehen wollte, fragten: ob denn alle diese wirklich Nonnen seien, versetzte derselbe, wiederum so gut er vermochte: sie seien, wie die Malteserinnen alle sind. Das, was wir für ein geistliches Habit gehalten, ist in der That die hier allgemein übliche Frauentracht, und zwar ohne jeden Unterschied des Standes; und daß diese Gleichförmigkeit von Schwarz, und immer und überall in genau derselben Weise gestaltet, nicht eben dazu beiträgt, den Anblick der Straßen zu beleben, kann man sich denken. Im Gegentheil, sie gibt ihnen, bis man sich einigermaßen daran gewöhnt hat, etwas Düsteres, fast Mysteriöses, zumal diese Vermummten durch Grazie sich keineswegs auszeichnen. Aus der weiten Kapuze schaut gewöhnlich ein ziemlich plumpes, wenig reizvolles Gesicht, in dem nichts auffällt als ein paar funkelnder Augen mit scharfem durchdringendem Blick. Italienisch heißt dieses Kleidungsstück eine „faldetta“; der Kutscher nannte sie, soviel ich verstand, „Anieuel“; in dem immer noch recht brauchbaren und zuverlässigen, wenn auch in manchen Dingen etwas antiquirten „Guide to Malta and Gozzo“ von G. Percy Badger (Malta, 1881) wird sie „Onnella“ genannt, und in dem „Nuova Guida alla conversazione italiana, inglese e maltese“ (Malta, 1885) „Ghonella“. So hatten wir, auf der Schwelle schon, einen Vorgeschmack der Schwierigkeiten, welche sich hier mehr als irgendwo der Verständigung und Information entgegensetzen, ja sie nicht selten ganz unmöglich machen.

Unter einem glorreichen Frühlingshimmel, der sich uns zu Häupten wie ein dunkelblaues Zelt ausspannte, hielten wir unseren Einzug in La Valletta, die Haupt- und Residenzstadt der Insel Malta; die Häuserfirsten waren von der Morgensonne vergoldet, und eine kühle Brise wehte vom Meere herauf. Und dennoch konnten wir, ich weiß nicht warum, ein gewisses Unbehagen nicht bemeistern. Ich bin naiv genug, diese Schwäche dem völlig Neuen, Unbekannten gegenüber einzugestehen. Durch die Jahrtausende konnte der Geist schweifen, durch alle Cultur und alle Barbarei der Völker, und immer, auf eine gewisse Weise, war dies Eiland da, gleichsam das Mittelglied zwischen beiden, einsam, mitten im Meer, hier Europa zugewendet und Afrika dort — unselbständig vom ersten Auftauchen an und doch an allen Hauptactionen der heidnischen wie der christlichen Welt betheiligt, immer die Beherrscher wechselnd, immer leidend, niemals

handelnd — ein Schauplatz der ungeheuersten Begebenheiten, ein Lieblingsort der Dichtung und der Legende, dem Auge reizlos, der Phantasie bestrickend, dürftig und doch vielbegehrt, ein dürrer Felsen und dennoch „il fior del mondo“ genannt, die Blume der Welt, — ein Räthsel, immer und heute noch. Wie die verschleierten Frauen scheint Alles hier ein Geheimniß zu bergen, aber eines, das, wenn man ihm ins Antlitz sieht, nicht so sehr anzieht, als vielmehr, auf den ersten Blick, abstößt durch jene Fremdartigkeit, zu der es für uns keine Brücke gibt. Man wird sogleich beim Eintritt des klaffenden Risses inne, der hier die beiden Erdhälften durchschneidet, deren Bewohner sich nie vollkommen amalgamiren werden: ein gewisser passiver Zug, der aber allen Einwirkungen von Außen eine dauernde Beharrlichkeit entgegensetzt, drückt sich schon in ihren Gesichtern aus, und wie des Maltesers ganzes Aussehen und Gebahren etwas Außereuropäisches hat, so hält er mit Zähigkeit an der fremden Sprache fest. Alle Lagen und Schichten antiker wie moderner Cultur, die sich hier aufgehäuft, haben daran nichts geändert; sie zerbröckelten, indem sie sich nach einander ablösten, und ließen kaum Ruinen zurück. In die Paläste der Ordensritter sind die britischen Beamten und Soldaten eingezogen. Sie beherrschen die Forts, aber über das Innere dieser Menschen haben sie keinerlei Gewalt. Eine Regierung, und sicherlich keine schlechte, von fast hundert Jahren hat nicht hingereicht, ihnen die Bildung, ja nur die Sprache der Engländer, um einen Schritt näher zu bringen. Die Malteser dulden das britische Regiment, wie sie während des Verlaufs von drei Jahrtausenden die Herrschaft von vierzehn verschiedenen fremden Mächten geduldet haben; aber ein inneres Verhältniß besteht nicht, jetzt vielleicht noch weniger, als in den Tagen der Griechen und Römer, für welche doch eine Art Nachbargefühl bestanden haben mag, oder in der Zeit des Malteserordens, welcher der Insel wenn auch nur den Schein der Selbständigkeit und eigenen Regierung gab. Jetzt, wo die Malteser an allen Institutionen des britischen Reiches theilnehmen, und unter seinem Schutz, ist ihre Lage gesicherter und ohne Frage günstiger, als sie je gewesen; und, vor die Wahl gestellt, würden sie wahrscheinlich nicht zu sagen wissen, was sie sich sonst wünschen sollten. Denn von irgend einer, am wenigsten aber politischen Hinneigung zu Italien, das ihnen geographisch doch am nächsten steht, und, so weit die bessere Klasse der Bevölkerung in Betracht kommt, auch durch den Handel und die Sprache, kann keine Rede sein; eher möchte man das Gegentheil behaupten, wiewohl es an sich kaum natürlich erscheint. Mit diesen Factoren rechnen die gegenwärtigen Machthaber; sie thun, so weit ein Fremder es zu beurtheilen vermag, in vollem Maß ihre Schuldigkeit gegen diese Colonie, die Hauptsache für sie jedoch ist und bleibt der Besitz der Insel, deren, als eines nothwendigen Stützpunktes ihrer Herrschaft im Mittelmeer und ihrer Weltherrschaft überhaupt, sie nicht entbehren können. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch der Einfluß der Engländer nur auf der Oberfläche wirkt, und unter dem dünnen Firniß immer wieder die Masse der Malteser sichtbar wird, wie sie vor Jahrhunderten und, ihren charakteristischen Eigenschaften nach, wohl vor Jahrtausenden schon gewesen sein mögen.

Ein solches Empfinden, das bei der ersten Berührung doch nur spontan sein kann, wäre schwer zu erklären, wenn es nicht durch den Eindruck der ganzen

Umgebung unterstützt würde. Wie sehr verschieden von der sicilischen Küste, die wir gestern gestreift hatten, muthete hier uns Alles an! Wo waren die heiteren, beweglichen Straßenfiguren von Messina, die zerlumpten Jungen selbst, denen man eine gewisse Sympathie nicht versagen konnte, deren Humor fast noch größer war als ihr Elend? Zerlumpte gab es auch hier, und genug davon; aber man hätte der Sphynx eher zulächeln mögen als ihnen. Und welch' ein Gegensatz, die Blüthenpracht von Catania gestern und heute dies steinerne Eiland, wo wir bis jetzt kaum etwas Grünes gesehen hatten. Ich begriff — und theilte bis zu einem gewissen Grade sogar — die Stimmung meiner beiden Reisegefährtinnen, als sie mit einem leisen Seufzer ausriefen: „Wären wir an Bord der Asia geblieben!" Allein dergleichen Anwandlungen muß man überwinden, wenn man unterwegs, und überhaupt im Leben, Etwas lernen will.

Wir fuhren eine steile Straße hinab, die Strada Sta. Lucia, deren Ende sich senkrecht ins Meer zu stürzen schien, und hielten vor dem „Imperial-Hôtel", dessen Eigenthümer Ellul hieß, wie im hebräischen Kalender der Monat, der unserem August-September entspricht. Hier hatten wir wieder die drei Sprachen: italienisch die Straße, das Hôtel englisch und arabisch der Wirth, der uns denn auch seinerseits in allen drei Sprachen empfing und in allen dreien ungefähr gleich verständlich war. Ein ziemlich umfangreiches Gebäude, doch von der wunderlichsten Construction und in einer Art beständiger Dämmerung; merkwürdige Galerien umgaben die Treppen, — wenn man auf der einen Seite hinangestiegen war, mußte man auf der anderen wieder hinabsteigen, um zu den Zimmern zu gelangen. Mächtige Himmelbetten, breit genug, um eine Familie zu beherbergen, standen darin, ein unbeweglicher Tisch, an dem ein Haushalt Platz hätte nehmen können, und Sessel von urweltlichen Formen. Wenn man sie berührte, flog Staub auf, als wären sie seit hundert Jahren nicht ausgeklopft worden. Eine gelbliche Gardine schloß das bis an den Boden reichende Fenster. Noch ehe wir es geöffnet, um die dumpfe Luft hinaus- und die frische hereinzulassen, schmetterte fröhliche Militärmusik von unten herauf, das Herz der Berliner erquickend, und im Scheine der Morgensonne sahen wir einen Trupp englischer Rothröcke durch die Strada Reale vorbeimarschiren, mit blinkendem Gewehr, die Helme mit weißen Leinwandblenden, wie die Soldaten im Osten sie tragen. Unten, am Ende der Straße, so weit der Blick reichte, schimmerte das blaue Meer — Britannia's unermeßliches Gebiet, das dieses Häuflein Menschen regiert — und wie sie dahinzog, schien mit dem Hörnerklang und Tactschritt der Colonne der Vers ihres Dichters sich zu mischen:

Her march is over the mountain-waves,
Her home is on the deep.

Die vornehmste Straße von La Valletta, die Straße der Regierungsgebäude, des Luxus, der Läden, Clubs und Casinos, ist die Strada Reale; die Straße der Post und des Marktverkehrs ist die Strada Mercanti, die Kaufmanns- und eigentliche Geschäftsstraße. Seltsam gehen die Benennungen der Straßenschilder durcheinander, neben italienischen und englischen liest man plötzlich: Ghan Illembi, Jt-locci, Ghan Jd-dud. Sonst ist das Straßensystem ein höchst übersichtliches: acht Straßen laufen der Länge nach, und elf kürzere schneiden sie, so daß der

Plan der Stadt aus lauter kleinen, regelmäßigen Vierecken zu bestehen scheint, wie ein Schachbrett. Man sieht, daß sie gemacht und nicht geworden ist.

Manches mag im Inneren von La Valletta den Reisenden an die Städte Süditaliens erinnern; der Himmel und die Sonne sind dieselben. Aber das Bild ist doch ein anderes. Die Paläste des Ordens, in ihrer schweren, antiquirten Pracht, geben der Stadt etwas Feierliches, und der geheimnißvolle Zug, der beim ersten Anblick Malta's überrascht, kehrt in der Bauart seiner Häuser wieder. Wie jedes weibliche Wesen sich in die Gonella hüllt, so scheint jedes Haus wie versteckt hinter einer eigenthümlichen Galerie, welche, von Fensterwänden umschlossen, seine Front entlang läuft, dem einzelnen angepaßt, schmaler oder breiter, einfach bei dem geringeren, künstlerisch ausgestaltet und mit Sculpturen bei dem vornehmeren, oft zwei, drei dieser Vorbauten neben- oder übereinander, je nach der Zahl der Wohnungen und der Höhe der Stockwerke. Sie sind dem Malteser, was dem Südländer und Orientalen sonst das flache Dach ist; aber ohne jeglichen Schmuck von Grün oder Blume. Der lapidare Charakter der Insel ist auch der Stadt aufgeprägt, die sich in mannigfachen Formationen und sogar in der Farbe dem lebendigen Felsen anschließt, aus dessen Gestein sie gebaut ist — sie zeigt diesen frappanten Ausdruck, der Jedem als etwas ganz Besonderes und Apartes auffallen muß, von welcher Seite man sie betrachtet — in den Durchblicken der Straßen, die schroff vom Meere heraufsteigen oder sich zu ihm hinabsenken, in den Straßen selbst und dem steinernen Zierrath, der aus ihren Linien mannigfaltig hervortritt, den Rittern an den Palästen und den Heiligen an den Kirchen. Und darunter nun bewegt sich eine Population, die nicht bunter gedacht werden kann: Mohren und Weiße, Hindus, Araber, katholische Priester, Mönche, geistliche Seminaristen, englische Soldaten und die Malteser selbst, die merkwürdigsten von allen. Zu welcher Rasse soll man sie rechnen, zu welcher Volks- und Sprachengemeinschaft? Sie sind von einer gebräunten Farbe des Gesichts und haben Etwas in ihren Bewegungen, namentlich der Hände, was gänzlich abweichend von den Gesticulationen der Italiener, vielmehr der Weise der Orientalen sich nähert. Auch in allem übrigen Betracht unterscheiden sie sich so sehr von den anderen Bevölkerungen des europäischen Südens, daß Virchow (in einer Rede vor der Naturforscherversammlung in Straßburg, 1885) einen semitischen Ursprung der Malteser oder wenigstens eine vorwiegend starke Beimischung semitischen Blutes annimmt und auf die früheste Colonisation Malta's, durch die Phöniker, zurückführt. Damit zugleich wäre das Problem ihrer Sprache gelöst: daß sie nämlich von allen nur diejenige der Araber sich angeeignet oder beibehalten haben, deren Herrschaft nicht halb so lange gedauert, als die vorangehende der Römer, und nicht länger als die viel später folgende der Ordensritter.

So weit die geschichtliche Kunde reicht und durch das Zeugniß von Münzen und Inschriften bestätigt wird, hat man auf Malta niemals etwas Anderes als eine semitische Sprache gesprochen: den Phönikern folgten, nach der Zwischenherrschaft der Griechen, die Karthager, und noch zur Zeit der Römer war die Vulgärsprache der Insel die punische[1]). Vandalen, Gothen und Byzantiner

[1]) Renan, Saint Paul, S. 558.

nahmen sie dann in Besitz, bis ihr die Araber eine neue Cultur und ihre Sprache brachten. Daß mit dem Ende der Araberherrschaft wohl allmälig ihre Cultur, aber nicht mehr ihre Sprache verschwand, erklärt sich, neben allen inneren Gründen, auch daraus, daß nach der sicilisch-normannischen Eroberung (1090) der mildgesinnte Roger, der in Wahrheit schon „König von Sicilien und Malta" war, obgleich erst sein Sohn als solcher gekrönt ward, zahlreiche Araber auf der Insel beließ, die sich theilweise zum Christenthum bekehrten und, da sie keinen Halt mehr an dem eigenen Volke fanden, mit den Eingeborenen vermischten.

Daß Malta sich unter den Arabern eines nicht minder blühenden Zustandes erfreute, als zu gleicher Zeit Sicilien, steht geschichtlich fest; um so merkwürdiger, daß, außer dem lebendigen Zeugniß ihrer Sprache, keine Spur von ihnen auf der Insel mehr vorhanden, daß von all' ihren Bauten nichts übrig geblieben ist, als ein Grabstein mit der charakteristischen Verzierung in Hufeisenform und altarabischer, kufischer Inschrift[1]). Diese besagt, daß der Stein, der, nach christlicher Zeitrechnung, aus dem Jahre 1191 stammt, „das Grab Maimuna's, der Tochter Hassan's" bedeckte. „Sie starb — Gott sei ihr barmherzig! — am Dienstag, dem sechzehnten des Monats Schaban, im Jahre 569, bekennend, daß nur Ein Gott ist, der keine Gefährten hat." Dem späten Leser sagt die Tochter Hassan's, daß der Tod aus einem Palaste sie vertrieben, daß weder ihr Prachtsaal noch ihre Kostbarkeiten sie vor ihm schützen konnten. Dies alles ist dahin, wie die Todte selbst; aber ihre Sprache wird heute noch auf Malta gesprochen!

Es ist kein reines Arabisch, versteht sich, da die maltesische Sprache Jahrhunderte lang aufgehört hatte, Schriftsprache zu sein, und jetzt, wo man sie als solche wieder in Anwendung bringt, nicht einmal mit arabischen, sondern mit lateinischen Buchstaben geschrieben wird. Immerhin ist die Verwandtschaft in allem Wesentlichen noch so bedeutend, daß die Malteser in ihrer Sprache mit den arabisch redenden Völkern des Ostens und Südens ohne Weiteres sich verständigen. Ein maltesischer Buchhändler, Herr Aquilina, dem ich von einem Collegen aus Neapel empfohlen worden war, und der sich sehr freundlich meiner annahm, gab mir nebst einem maltesischen Katechismus einige maltesische Schul- und Wörterbücher, aus denen ich, wenn nicht die maltesische Sprache, doch Manches lernte, was mir in Bezug auf dieselbe merkwürdig erschien. Auch sonst ertheilte mir Herr Aquilina bereitwilligst Auskunft über alles Wissenswerthe, — so weit er im Stande war; denn selbst er, ein intelligenter und gebildeter alter Herr, las und schrieb zwar, doch sprach er nur unvollkommen Italienisch, und Englisch gar nicht.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Grundstock der Sprache der Malteser arabischer Provenienz sei, so weit nämlich der Horizont der Araber überhaupt gereicht hat oder noch reicht; daß Alles jedoch, was specifisch christlich ist oder moderne Dinge bezeichnet, dem Italienischen entlehnt ist. Gott z. B. — wie schon früher bemerkt — heißt Alla, die Trinität aber Il-Trinità, der heilige Geist li Spiritu Santu; der Vater hingegen wieder Il Missier, der Sohn L'Iben

[1]) In der Bibliothek von La Valletta. Vergl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 279.

(das hebräische ben) und der Ausdruck für die zehn Gebote (Comandimenti di Dio) lautet halb italienisch, halb arabisch: il emandamenti t'Alla. Die Monatsnamen, die dem christlichen Kalender angehören, sind italienisch, die der Tage jedoch arabisch. Christen gab es natürlich vor der Invasion der Araber: sie nennen sich auf Malta heute noch Nisrani; die Kirche dagegen heißt cnisia (chiesa). Von irgend einer Einmischung des Englischen ist, trotz des langen Verkehrs und täglichen Umgangs, auch nicht die geringste Spur zu bemerken, es müßte denn ganz vereinzelt in der Liste der Speisen und Getränke sein, wo z. B. Ale mit Eil und Beef-steak mit Bifsticck recipirt worden sind. Aber selbst im Militär- und Marinewesen dominiren, wo die specifisch arabischen Ausdrücke fehlen, italienische Lehnwörter mit Ausschluß des Englischen, welches nur in den Bezeichnungen der Fortificationswerke, der Leuchtthürme, der Hafenanlagen und sonstigen strategisch wichtigen Punkten der Küste hier und da zu Tage tritt, neben manchem französischen Rest übrigens aus der Zeit der Ordensherrschaft, wie z. B. Porte des Bombes, oder in sonderbarer Mischung bei der Benennung der Bastionen St. John's und St. James's Cavalier. Sonst sind die maltesischen Ortsnamen, soweit sie nicht auf Gründungen der Ordenszeit zurückzuführen, ganz und gar arabischer Herkunft, was zum überwiegenden Theil auch von den Familiennamen gilt. Es ist, als ob man hier nur die verschiedenen Clans eines Stammes vor sich habe, so gering verhältnißmäßig ist die Zahl solcher Eigennamen, und so groß die der Familien, die sie führen[1]); z. B. Attard (23), Borg (35), Busuttil (15), Ellul (14), Gatt (16), Micallef (22), Missud (12), Muscat (16), Sammut (21), Sultana (4), Xerry (5), Xurreb (8), Zammit (29). Auch unter dem Adel Malta's, der, zum Theil von hohem Alter und durch die Großmeister bestätigt, den Titel „illustrissimo e nobile" hat, finden sich viele dieser semitischen Namen, z. B. die Baronin Diar-el-Bniet e Bucana (creirt 1372) und Gharierem e Tabia (1638), das Marquisat Gnien-is-Sultan, u. s. w.

Englisch ist auf Malta nur die Sprache der Regierung in ihren amtlichen Erlassen und Gesetzespromulgationen, dagegen die Sprache der Gerichte, des Handels und der Gesellschaft italienisch ist. Aber in den Häusern selbst der besseren und vornehmeren Familien wird allgemein noch das Maltesische gesprochen: es ist die Sprache der Kinder, der Dienstboten, und das niedere Volk, die weitaus größte Masse der Bewohner, kennt überhaupt keine andere. Maltesisch ist die Sprache der Predigt, des Gottesdienstes, des ersten Unterrichts; sie wird als die „Landessprache" (vernacolo) betrachtet. Es ist auch irrig, anzunehmen, daß es eine maltesische Literatur nicht gebe. Wochen- und Monatsschriften erscheinen in dieser Sprache, Volkslieder- und Sprichwörtersammlungen fehlen nicht, und selbst maltesische Dramen werden gedichtet, und deren Anzahl muß nicht gering sein, da nicht nur in den kleineren Theatern Aufführungen dieser Art häufig vorkommen, sondern von einer Liebhabergesellschaft (La Società Filodrammatica Maltese) regelmäßig an jedem Sonntag auf dem zweiten Theater von La Valletta, „Teatro Manoel", veranstaltet werden. Auch während unserer

[1]) Ich citire hier, und weiterhin, nach dem officiellen Handbuch: „Guida generale di Malta e Gozo, per l'anno 1892". Malta, Tipografia Industriale, di G. Muscat.

Anwesenheit fand eine solche „Recita straordinaria in vernacolo“ statt, und gegeben ward „Zimina, eine Originalcomödie des vortrefflichen maltesischen ‚buffo‘, Signor Carmelo Camilleri“, wie es in der Ankündigung hieß.

Dennoch begreift man, daß eine Sprache von so beschränkter Sphäre kein eigentliches Bildungsmittel sein kann, um so weniger als sie von der ursprünglichen Muttersprache längst mundartlich abgezweigt und ohne jeden Zusammenhang mit ihr durch Aufnahme fremder Bestandtheile gänzlich corrumpirt ist. Zwar wird auf dem Lyceum von La Valletta das Arabische gelehrt; aber irgend welchen Einfluß auf die Vulgärsprache wird dies nicht ausüben, weder in Wort noch in Schrift. Die Lectüre der Gebildeten ist italienisch, sowohl Zeitungen als Bücher; aber isolirt mitten in der europäischen Cultur und Civilisation steht das Volk: ihm fehlt jede Vorbedingung des intellectuellen und darum auch des materiellen Fortschrittes — versiegt sind die Quellen des Verständnisses, abgerissen die Bande, die mit einem größeren Ganzen es vereinten. Die drei maltesischen Inseln, das für sein Gedeihen nur allzu dicht bevölkerte Malta selbst, das kleinere, wenn auch etwas fruchtbarere Gozo und das unbewohnbare Comino, sind seine Welt, in welcher unter solchen Umständen eine Weiterentwicklung kaum zu hoffen ist. Diese Menschen leben ganz der Vergangenheit zugewandt, an ihr hängen sie mit einer Zähigkeit, die wie Trägheit erscheint, in der That aber nur eine des Geistes ist. Denn von Natur sind sie fleißig, gewissenhaft, genügsam; trotzdem kommen sie nicht vorwärts, weder auf der heimischen Scholle noch als Emigranten in den gegenüberliegenden Hafenstädten der afrikanischen Küste, wiewohl sie auch hier ihre Concurrenten aus Spanien und Italien, wenn nicht an Körperkraft, so doch an Ausdauer und der echt semitischen Fähigkeit für harte Arbeit übertreffen[1]). Es fehlt ihnen die geistige Beweglichkeit. Sie sind von einer erstaunlichen Unwissenheit und auch mit den triftigsten Vernunftgründen nicht vom Flecke zu bringen.

Es muß anerkannt werden, wie viel, namentlich in jüngster Zeit, die britische Regierung zur Hebung des Volksunterrichts durch die Vermehrung der Primärschulen gethan hat. Kaum eine der zahlreichen Dorfschaften, in welchen, neben der meist sehr prächtigen Kirche, der Reisende nicht mit Vergnügen ein stattliches neues Gebäude wahrnähme mit der prangenden Inschrift: „Government Infant School“. Wiewohl diese Benennung mit dem, was in dem Schulhause selbst gesprochen, verstanden und gelehrt wird, in einem seltsamen Widerspruche steht, so ist es doch hier, wie überall, die Sache, auf die es ankommt. Es gibt gegenwärtig zweiunddreißig solcher Primärschulen auf Malta, mit einem Personal von siebzig Lehrern und Lehrerinnen, welches einen Inspector in La Valletta hat und unter dem Director des öffentlichen Unterrichts steht. Das Gehalt für die Volksschullehrer bewegt sich in den Stufen von 1000—1600 Mark (£ 50 bis 80) auf dem Land und bis zu 2000 Mark (£ 100) in den Städten, für die Lehrerinnen zwischen 900 (£ 45) und 1400 Mark (£ 70). Nur eine Haupt-

[1]) In Tunesien z. B. wird, seit der französischen Occupation, alle Hand- und Landwirthschaftsarbeit vorzugsweise von Maltesern besorgt. Vergl. Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXIII, S. 393: „Französische Colonialpolitik sonst und jetzt“.

lehrerin in La Valletta (Maestra Principale della Scuola Secondaria) bezieht gleichfalls 2000 Mark.

Aber wie gut organisirt und reichlich ausgestattet immer, kann der Lehrapparat doch nur höchst schwerfällig arbeiten. Um überhaupt unterrichtet zu werden, müssen die armen Kinder zuerst italienisch lernen, eine ihnen gänzlich fremde Sprache; so daß die Schulsprache schließlich eine ganz andere ist, als die des Elternhauses und der Kirche. Was unter diesen Umständen dabei herauskommt, läßt sich denken. Das Italienische bleibt so wenig haften, als das, was darin gelehrt wird. Möglich, wie es ja höchst wünschenswerth ist, daß auch hier Zeit, Gewöhnung und unabläßiger Eifer zum Besseren führen. Dermalen aber, ich muß es sagen, ist mir, außer im Posenschen etwa, noch keine stupidere Bevölkerung vorgekommen, als hier in Malta. Auch an Irland könnte man erinnert werden. Aber wie viel liebenswürdiger doch in all' ihrem Elende, wie viel sympathischer und hübscher sogar sind die geistig regsamen Kelten, deren poetischen Fonds, drolligen Humor und eigenthümlich anziehenden Typus der Druck von Jahrhunderten nicht auszulöschen vermochte und deren ganze Vivacität sogleich wieder emporschnellt, wo man ihr nur ein Bißchen Luft und Licht gewährt. Die Malteser haben wenig hiervon. Es sind unfreundliche Menschen. „Sono bestie, animali, brutali," sagte, sich immer steigernd, mein Barbier, ein junger Mann aus Syrakus, der allerdings unter ihnen wie ein Wesen feinerer Art erschien. In der That, die niedere Volksklasse hat etwas Rohes und Uncivilisirtes im Gesichtsausdrucke, das noch unterstützt wird durch das Colorit, tiefbraun bis schwärzlich, wobei dann freilich schwer zu sagen wäre, was Schmutz ist, und was angeborene Farbe. Nur unter den Kindern erblickt man hier und dort ein anmuthiges Gesichtchen; sobald aber die Misere des Lebens auf sie drückt, tritt das Grobe der Züge heraus. Kaum einen schönen Mann und sicher kein schönes Weib hab' ich auf Malta gesehen. Es ist, als ob es gar keine Mädchen hier gebe; nur Kinder und alte Frauen, die häßlichsten von Allen. Daß alles dies nur von den unteren Schichten gesagt ist, als unterschieden von der höheren Gesellschaftsordnung, die mit europäischer Bildung auch ein homogeneres Aeußere verbindet, bedarf nicht der wiederholten Erwähnung. Aber nirgends, nicht vorher in Süditalien und selbst später in Sicilien nicht, erschien mir der Abstand von Reich und Arm, von Vornehm und Gering krasser, als ob gar kein natürlicher Zusammenhang zwischen ihnen wäre, gar keine Verwandtschaft des Blutes. Meine Beobachtungen erstrecken sich, wie das nicht anders sein kann, allerdings nur auf das äußerliche Verhalten. Denn daß grade hier in den oberen Klassen große Mildthätigkeit herrscht und für das Wohl ihrer wenig begünstigten Volksgenossen mannigfachste Stiftungen und Vereine sorgen, an deren Spitze die vornehmsten Namen stehen, erhellt schon aus den Verzeichnissen und statistischen Angaben des bereits erwähnten officiellen Handbuchs[1]). Daß die meisten dieser Institutionen, oder alle vielleicht, einen streng religiösen, katholischen Charakter haben, vermag ihnen von ihrem Werthe, ihren Stiftern und Erhaltern nichts von ihrem Verdienste zu nehmen.

[1]) Guida generale, 1892, S. 232—236; S. 247—249.

Trotz des überaus lebhaften Seeverkehrs scheinen Fremde wenig hierher zu kommen, außer in Geschäften oder zu vorübergehendem Aufenthalte, von einem Schiffe zum anderen. Für Reisende, welche die Insel nur besuchen, um sie kennen zu lernen, fehlt es sehr an den sonst üblichen Mitteln der Information. Die Reisehandbücher beschränken sich auf die nothdürftigsten Notizen, und eine für diesen Zweck berechnete Literatur ist so gut wie nicht vorhanden. Man darf sich billig wundern, wie wenig über Malta geschrieben worden. Von neueren deutschen Publicationen ist mir nur ein recht guter, wenngleich nicht erschöpfender Aufsatz von Hans Prutz („Die Insel Malta", in „Unsere Zeit", 1883, III., S. 336—361) und ein recht schlechtes Buch von A. Winterberg („Malta, Geschichte und Gegenwart", Wien, 1879) bekannt. Auch das dem Fremden zugängliche Material an Karten und Plänen ist ungenügend, und selbst die polizeilich licenziirten und tarifirten Führer (guide autorizzate) wissen über die nächstliegenden Dinge, die bemerkenswerthen Gebäude — wenn es nicht solche sind, die man auch ohne Führung finden würde — so wenig Bescheid zu geben, daß man schließlich auf den Zufall oder auf den guten Willen und die höhere Intelligenz irgend eines Begegnenden angewiesen ist. Viel mag, wie gesagt, an der Schwierigkeit liegen, sich mit diesen Leuten zu verständigen; mehr aber noch wird ihre Unkenntniß der eigenen Stadt und Umgebung (denn mit unseren Kutschern auf dem Lande ging es uns nicht besser) aus ihrer Ignoranz sich erklären lassen, sobald man einen Schritt über ihren engen und hergebrachten Vorstellungskreis hinaustreten will.

Eine große Plage ferner — größer fast, als in irgend einer italienischen Stadt — ist die Bettelei. Man kann sich der Lästigen, welche den Reisenden oft streckenweit und, wenn man ihnen nicht willfährt, wohl gar mit Scheltworten verfolgen, zuletzt kaum noch erwehren und fragt sich, warum die britische Regierung nichts thut, dem Unwesen zu steuern. Freilich hieße das, zunächst der Armuth steuern und der Bevölkerung mehr Activität und Fähigkeit für den geregelten Erwerb einflößen, als diese nach dem übereinstimmenden Zeugnisse maltesischer sowohl als ausländischer Berichte bis jetzt besitzt. Von der Emigration ist bereits gesprochen worden. Ihr vornehmster Grund muß darin gesucht werden, daß die Insel, in Anbetracht ihres Umfanges, thatsächlich übervölkert und deshalb, bei der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ihrer Hülfsmittel, nicht im Stande ist, den enormen Ueberschuß zu ernähren. Die Zahlen sind erstaunlich und, unter den actuellen Verhältnissen, erschreckend. Als die Johanniter Besitz von der Insel ergriffen (1530), soll sie nicht mehr als 10 000 Einwohner gehabt haben, die sich im Verlaufe von hundert Jahren mehr als verfünffacht hatten. Der erste Census, von dem wir nachweislich wissen, ergab 1632 eine Bevölkerungsziffer von 54 463 Seelen[1]); schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1747) hatte sie sich, mit 110 000 Einwohnern, abermals mehr als verdoppelt, gegen Ende des Jahrhunderts belief sie sich auf 114 000, von 1842 bis 1851 vermehrte sie sich um 8997, von 1851 bis 1861 um 10 559, von 1861 bis 1871 um 7279, von 1871 bis 1881 um 8007, und die letzte Zählung, von 1891[2]) constatirte gar, in wiederum zehn Jahren, einen Zuwachs von mehr

[1]) Guida generale, 1887, S. 153.

[2]) Guida generale, 1892, S. 204.

als 27000, so daß die jetzige Einwohnerzahl 177225 beträgt. Einer solchen Steigerung entsprechen die Quellen der Subsistenz keineswegs. Denn während der Ackerbau, das eigentlich vitale Element der Insel, bei der notorischen Beschaffenheit des Bodens nur einer beschränkten Zahl der Bevölkerung Arbeit gibt und seiner Natur nach wohl einer Verbesserung, aber kaum einer Ausdehnung fähig ist, haben es die localen Industrien, an denen es wäre, den Ausfall zu decken, bis jetzt zu keiner recht gedeihlichen Entwicklung bringen können. Hier helfend und fördernd einzutreten, hätte die britische Regierung gewiß allen Grund; und es fehlt ihr offenbar auch nicht an dem guten Willen. Aber, ohne daß man sie darum direct beschuldigen möchte, läßt sich eher von einer Abnahme sprechen, als von einer Zunahme. Der Schiffbau z. B., der ehemals mehr als zehntausend Malteser beschäftigte, hat — seitdem die Dampfschiffahrt überwiegt — fast ganz aufgehört und es ist kein Ersatz dafür, daß in den Regierungswerften jetzt etwa Dreitausend Arbeit finden[1]). In den Steinbrüchen, die von Alters her einen für Bauzwecke sehr geschätzten Sandstein liefern, arbeiten ungefähr viertausend Personen. Die beiden Luxusartikel, in deren Herstellung Malta noch immer excellirt, sind Leinen- und Seidenspitzen von außerordentlicher und eigenthümlicher Schönheit, ein letzter Rest vielleicht jener in römischen Dichtern und Prosaisten so sehr gerühmten „melitensischen Gespinnste", und höchst zierliche Filigranarbeiten in Silber und Gold, ein Erbtheil arabischer Kunstfertigkeit. Die Baumwollcultur, welche die Malteser einst von den Syriern und Aegyptern empfingen, ist, wohl in Folge der übermächtigen Concurrenz, neuerdings so gut wie aufgegeben worden[2]); und wenngleich die Baumwollweberei, deren Ausbeutung einst dem Prätor Verres in Cicero's Anklagerede vorgeworfen ward[3]), auch gegenwärtig noch, und zwar in nicht unbeträchtlichem Maße, besteht — mit einem Personale von 8500 Arbeitern und einem Jahresertrage von vier bis fünf Millionen, — so paßt doch längst nicht mehr auf das heutige Product, was Lucrez[4]) von der „Melitensia — eximia veste", noch was Silius Italicus von der „auf ihre Gewebe stolzen, wolletragenden Melita" sagt[5]): es ist nur noch billige Waare für den Marktbedarf.

Eine gröbere Kunst, und gleichfalls von archaischer Art, ist die der Strohgeflechte (zu Strohhüten, Strohmatten, Strohseilen), mit denen man oft Hirtinnen auf dem Felde beschäftigt sieht; und von neueren Industriezweigen könnte höchstens die Fabrikation von Cigarren und Cigarretten angeführt werden, deren ein einziges Haus jährlich fünf Millionen Stück nach London exportirt, und die von Zündhölzern — der einzige Betrieb übrigens, in welchem mit Dampfkraft gearbeitet wird.

---

[1]) Ich berufe mich hier und im Folgenden auf ein gewiß zuverlässiges Document, nämlich das bei Gelegenheit der Londoner Colonialausstellung von 1886, im Auftrage der Regierung von dem Professor der Universität Malta, Dr. Nicholas Zammit, verfaßte Schriftchen: „Malta and its Industries" (London 1886).

[2]) Zammit a. a. O., S. 11 und 23.

[3]) In Verrem, II, 4.

[4]) De rerum natura, IV, 1125.

[5]) XIV, 254.

Das industrielle Leben Malta's stagnirt, es ist überholt worden von dem Zeitalter der Maschine, deren völliger Mangel nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Ackerbau sich schwer fühlbar macht. Man hat das auch wohl eingesehen, und, neben der schon erwähnten, beträchtlichen Anzahl milder Stiftungen, die größtentheils unter kirchlicher Verwaltung stehen, gibt es jetzt eine Reihe gemeinnütziger Gesellschaften und Vereine, zur Hebung des Ackerbaues (Società agricola, gegründet 1844), der Gewerbe (Società d'arti, manufatture e commercio, gegründet 1852, mit Prämien von der Regierung), zur Entwicklung der bisherigen und Einführung neuer Industriezweige (Società Cattolica Operaia, 1886), zur Förderung des materiellen und moralischen Zustandes der arbeitenden Klassen (1883 und 1884), Genossenschaften auf Gegenseitigkeit für Alters- und Invalidenversorgung und Unterstützung der Hinterbliebenen (1889 und 1890)[1]). Bis jetzt haben diese gewiß sehr löblichen Bestrebungen einen nennenswerthen Erfolg nicht ergeben: allzuzäh hängt der Bauer an den Gewohnheiten einer veralteten Bewirthschaftung, an den von den Vorvätern ererbten, ganz primitiven Ackergeräthschaften; und thatsächlich ist aller Industriebetrieb auf Malta der der kleinen Werkstätten und Handarbeit im Hause. Man kommt sich vor, wenn man in diese Dinge hineinblickt, als lebe man in einer fernen Vergangenheit, im vollen Mittelalter, während der Verkehr der ganzen Welt an diesem Eilande vorübergeht, in seinem Hafen, einem der größten und schönsten, die Handelsflotten aller Nationen sich versammeln, und seine Felsufer beständig widerhallen von den Signalpfeifen der ankommenden und abgehenden Dampfer. Vielleicht darf es als ein Vordringen der neuen Zeit und der Maschine betrachtet werden, daß seit einigen Jahren eine kleine Eisenbahn die beiden Hauptstädte der Insel, La Valletta und Città Vecchia, mit einander verbindet — ein winziges Unternehmen von $6^1/_2$ englischen Meilen, eine Miniaturausgabe von Eisenbahn, welche mit ihrem schmalen Schienenstrange fast ungesehen und ungehört von Dorf zu Dorf geht, immerhin aber ein Anfang und erster Schritt auf der Straße moderner Cultur, die nun einmal mit der Kraft des Dampfes verschwistert ist.

Kein Zweifel, daß die höheren Gesellschaftskreise der Insel die beste europäische Bildung besitzen, ja verhältnißmäßig mehr davon, als anderswo der Fall, wenn man die Vielsprachigkeit — Italienisch, Englisch, Französisch, außer dem heimischen Maltesisch — in Betracht zieht. Zahlreich sind die privaten und internationalen Institute, Collegien und Schulen; während die vornehmsten Stätten des gelehrten Unterrichtes auch auf Malta das Lyceum und die Universität sind. Beide haben, in der äußeren Erscheinung sowohl, wie der inneren, streng confessionellen Führung, noch viel vom Mittelalter bewahrt, obwohl die Jugend, die zu diesen ehrwürdigen Sitzen der Wissenschaft strömt, an Munterkeit und Frische der unsrigen nichts nachgibt. Es hat mir, auf meinen Morgenpromenaden, immer das größte Vergnügen gemacht, dieser fröhlichen Knabenschar nachzugehen, wenn sie, von allen Seiten herbeieilend, mit Ränzel oder Mappe sich in ihre gelehrte Schule begab. Wie denn das Morgenbild der Stadt eines der hübschesten ist, das ich auf Malta gesehen. Zuerst, noch vor den Scholaren,

[1]) Guida generale, 1892, S. 261—263.

früh zwischen sechs und sieben, kamen die Ziegen, welche die Straßen mit ihrem Gemecker und Geklingel erfüllten; jede schien das ihr angewiesene Haus zu kennen, blieb vor demselben stehen, ließ sich, die Vorderfüßchen auf der oberen Treppenstufe, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zufriedenheit melken, und nachdem dieses Geschäft besorgt, wenn sie sich wieder vereinigten, divertirten sie sich durch Bocksprünge, mit den Stirnen gegen einander und einer Ernsthaftigkeit in den altklugen Gesichtern, höchst possirlich anzusehen. Zwischen sieben und acht erschienen dann die Knaben, eben noch rechtzeitig, um mit dem abziehenden Ziegentrupp ihren letzten, unschuldigen Spaß zu haben, bevor sie sich unter der Pforte des dunklen Schulgebäudes verloren.

Das Lyceum liegt in der Strada Mercanti, dicht neben der alten Jesuitenkirche, deren vorspringender Eckflügel ein Erzbild des heiligen Ignatius trägt. Hier, in dem alten Jesuitencolleg, das einen mächtigen Gebäudecomplex zwischen den Straßen San Paolo, Vescovo und Mercanti bildet, befinden sich jetzt Lyceum und Universität.

Das Lyceum begreift in sich drei „dipartimenti“: die Vorbereitungsschule, die „moderne“ Abtheilung, die unserem Realgymnasium, und die klassische, die unserem humanistischen Gymnasium entspricht. In jenem ist das Französische statt des Lateinischen obligatorisch, in diesem aber werden gar sechs Sprachen verlangt und zwar in dieser Reihenfolge des Lehrplans: Lateinisch, Englisch, Italienisch, Griechisch (greco antico), Französisch und Arabisch! Unserem Maturitätsexamen ähnlich, aber darin von diesem abweichend, daß es nur alle drei Jahre stattfindet, ist das „Esame di Matricola“, von deren Erwerb die Zulassung zu den akademischen Cursen der Theologie, des Rechts und der Medicin abhängt. Die vierte Facultät, nur dem Namen nach von unserer philosophischen unterschieden, heißt hier die der Künste und Wissenschaften, di arti e scienze, und umfaßt annähernd dieselben Gegenstände wie bei uns. Der Lehrcursus in dieser Facultät beträgt drei, der der anderen Facultäten vier Jahre. Der Lehrkörper besteht aus achtzehn Professoren, deren Gehalte sich in der Scala von 2400—4000 Mark (£ 120—200) bewegen[1]), und seine — wie des gesammten Primär- und höheren Unterrichtes — vorgesetzte Behörde ist das Dipartimento d'Istruzione, dessen Chef, der Director des öffentlichen Unterrichtes und Haupt der Universität und des Lyceums, ein Gehalt von 10000 Mark (£ 500) bezieht. Neben den Universitätsprofessoren gibt es noch eine unbesoldete Körperschaft der Examinatoren, unter denen einer der Schiffahrt und drei der Ingenieurwissenschaft sind. Kanzler der Universität ist der Gouverneur und Vicekanzler der von ihm ernannte Director des öffentlichen Unterrichts; ferner gehören dem Senat an vier aus den vier Facultäten gewählte Professoren, weiterhin sieben Mitglieder, die vom Gouverneur ernannt werden (ein Richter, ein Advocat, ein Techniker u. s. w.) und von denen einer statutarisch das „Vertrauen des Erzbischofs von Malta“ besitzen muß (gegenwärtig ist es der Rector des englischen Jesuitencollegs).

Alterthümlich, wie die Bestimmung an der Spitze des ganzen Reglements uns anmuthet, daß nämlich die Grundlage des Universitäts-Unterrichts die

[1]) Die der Lyceallehrer zwischen 1000 und 3600 Mark (£ 50 und 180).

römisch-katholische Religion sei (la Religione Cattolica Romana forma la base dell' istruzione che si dà nell' Università)[1]), halb klösterlich, halb festungsartig stellt sich auch das Universitätsgebäude dar, an dessen, der Strada San Paolo zugewandten Front man die Worte liest:

Προπυλαιον της τιμης η μαθησις.

Ein feiner Grieche stand lächelnd neben mir, als ich versuchte, die ziemlich unleserlich gewordenen Buchstaben der Inschrift zu copiren, und half mir, sie entziffern.

Viele tüchtige Männer in der That sind aus diesem „Vorhof der Ehre und Wissenschaft" hervorgegangen. Denn wo der Geist dieser kleinen Nation von ein- bis zweimalhunderttausend Menschen unter dem langen Elend und der täglichen Noth nicht erdrückt und verkümmert ist, äußert er sich höchst lebendig und zeigt sich jeder Anregung zugänglich. Einheimische Maler und Bildhauer haben mit den italienischen, hierher berufenen Meistern gewetteifert in der künstlerischen Ausschmückung der Kirchen und Paläste, welche sich in der neugegründeten Stadt der Ordensritter rasch erhoben; im alten Großmeisterpalast sieht man Fresken von Busuttil und Caruna, im Dome di San Giovanni Sculpturen von Melchiorre Gafà, alle drei Malteser des 16. Jahrhunderts, während in neuerer Zeit Cortis, gleichfalls ein Einheimischer, sich um die Restauration der alten Deckengemälde des Doms verdient gemacht hat.

Vorzüglich aber ist es die Musik, der die Malteser mit Passion zugethan sind: es existiren allein zweiundzwanzig philharmonische Gesellschaften auf Malta; und in Niccolò Isouard (1775—1818), dem Organisten und Orchesterdirector des letzten Großmeisters, hat dies Völkchen der Welt einen Componisten gegeben, dessen Opern „Cendrillon" und „Joconde" (seit 1810) mehr als hundertmal in Paris zur Aufführung gekommen und heute noch nicht gänzlich verklungen sind.

Aber auch La Valletta selbst hat seine „große Oper", sein „Königliches Opernhaus", das Real Teatro, welches, am oberen Eingang der Strada Reale, nicht weit von der Porta Reale, mit seiner corinthischen Säulenfront einen gar stattlichen Anblick bietet. Hier erfreut das Malteser Publicum sich an dem Repertoire der italienischen Operngesellschaft, die regelmäßig zur „stagione" herüberkommt. Für die komische Oper ist das Teatro Manoel, das schon im vorigen Jahrhundert (1731) vom Großmeister Manoel de Vilhena erbaut, neuerdings aber renovirt und im Januar 1886 — mit Franz von Suppé's „Boccaccio" wieder eröffnet worden ist. Ob von deutschen Componisten auch Richard Wagner Malta schon erobert hat, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; aber wahrscheinlich ist es. Neben diesen beiden Opernhäusern gibt es noch vier kleinere Theater, „Teatrini", in welchen italienische mit den maltesischen Vorstellungen abwechseln, von denen wir schon weiter oben gesprochen haben.

Für das rege geistige Leben in der Klasse der „oberen Zehntausend" spricht endlich die verhältnißmäßig beträchtliche Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, deren gegenwärtig (1892) auf Malta sechsundzwanzig erscheinen: vierzehn in

[1]) Guida generale, 1892, S. 123.

italienischer Sprache, fünf in englischer, fünf in maltesischer, die von der Regierungsdruckerei zweimal monatlich veröffentlichte „Gazetta di Governo", das Amtsblatt, italienisch und englisch, und die Wochenschrift „L'Afrique Maltaise" französisch, italienisch und maltesisch. Die täglich erscheinenden politischen und Handelszeitungen sind: Lloyd Maltese, Gazetta di Malta, Risorgimento, Public Opinion; zweimal wöchentlich erscheinen: The Malta Standard und the Malta Chronicle, wöchentlich einmal, am Samstag, the Malta Times. Von politisch-religiöser Färbung ist das zweimal wöchentlich erscheinende Portafoglio Maltese und l'Ordine, wöchentlich einmal; die übrigen italienischen Publicationen sind theils literarischen, theils religiösen, die maltesischen ausschließlich moralischen und religiösen Inhalts. Eine politische Zeitung in maltesischer Sprache gibt es nicht.

Man sollte nun denken, daß der außerordentliche Handelsverkehr, der um die Küsten dieser Insel fluthet, einen mächtigen Factor für ihr materielles Gedeihen und ihren Wohlstand bedeuten müsse. Doch ist dem nicht so. Bereichert werden nur die Wenigen, und die Vielen haben keinen nennenswerthen Vortheil davon: denn der Export ist gering und der Import auf die Bedürfnisse der Einwohner beschränkt, deren Zahl die einer europäischen Mittelstadt nicht übersteigt. Ein Stapelplatz für die Reichthümer, welche der Osten und der Westen austauschen, ist Malta nicht: sie gehen an ihm vorüber und berühren seinen Boden, wenn man so sagen darf, nur nominell. Sein Handel ist Zwischenhandel, Transit, als solcher aber sehr beträchtlich. Consuln sämmtlicher großer Staaten residiren hier. Die Börse wird von fremden Negocianten und Schiffscapitänen besucht. Drei große Banken arbeiten mit bedeutenden Capitalien; die Versicherungsanstalten aller europäischen Länder haben hier ihre Agenturen, die Dampfergesellschaften sämmtlicher Nationen, deren Schiffe nach dem Orient fahren, hier ihre Comptoire. Wenn man sonst auf Malta sich vorkommt, als sei man in eine ferne Vorzeit, ihre Gebräuche, Sitten und Anschauungen zurückversetzt, so hat man vielmehr in diesen Regionen das Gefühl, mitten in der stärksten Bewegung der Gegenwart und der Welt zu sein. Neben den Engländern sind die Stärksten und Zahlreichsten dieser Handelscolonie die Italiener, deren Sprache zwar die herrschende derselben ist, doch nicht so, daß neben ihr nicht auch alle anderen gesprochen würden, Griechisch, Französisch, Spanisch und nicht am Wenigsten Deutsch. An unserer Wirthstafel saß eine ganze Gesellschaft munterer junger deutscher Kaufleute, die hier in Geschäften waren, und sogar in der Liste der maltesischen Nobilität, unter den „titolati esteri", fand ich den Namen eines alten, durch seine gewerblichen Unternehmungen berühmten Nürnberger Patriciergeschlechts: Baron Maximilian von Tucher. Dennoch, trotz seiner verschiedenartigen Elemente, hat dieser Ausschnitt aus dem Malteser Leben einen ganz englischen Anstrich. Man glaubt ein Stück London vor sich zu haben, und in der eigenthümlichen Mischung von penetrantem Seegeruch und Kohlendunst es zu riechen. Hier endlich steht man auf dem Boden Altenglands. Hier sieht man Porter und Ale und Gin und Whiskey; hier sieht man die „Times" und die Ladenschilder der wohlbekannten metropolitanen Firmen. Es ist, wie ein Anblick, je nachdem, aus Fleetstreet oder Pall-Mall; und um die Mittagsstunde, wenn die Herren vor den „Refreshment Bars" und „Cigar

Stores" sich begegnen, könnte man den imitirten „Swell" von dem richtigen „Cockney" schwer unterscheiden.

Der Tummelplatz dieser bunten internationalen Bewegung ist die Strada Reale, und der beste Punkt, sie vergnüglich zu beobachten, die Piazza San Giorgio, der hübsche Square fast am Ende derselben. Hier, wo wir den Blick auf etwas Grün in der Mitte des Platzes hatten, vor einem Kaffeehäuschen, das seine Ecke nach der Straße hin bildet, haben wir oft gesessen, in der warmen Mittagssonne, die so lieblich über Malta schien. Das Fremdartige der Umgebung ward gemildert, indem wir wieder an alte Gewohnheiten anknüpften und das bunte Bild des Lebens an uns vorüberziehen ließen.

In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein Marmorbild der Königin Victoria, das erst ganz vor Kurzem enthüllt worden ist, so frisch und weiß glänzt noch der Stein. Es stellt sie sitzend dar, das Scepter in der Rechten, die Linke — segnend oder gebieterisch — ausgestreckt, auf dem Haupt die Krone. Das Monument, dessen Modell wir später in der Ausstellung von Palermo wiedersahen, ist das Werk eines jungen italienischen Bildhauers, G. Valenti, der die Aufgabe sehr gut gelöst, in der Majestät der Herrscherin, mit allen Attributen und allem Schmuck ihrer Würde als Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien, zugleich die Frau zu zeigen, deren tiefernstes, leidgeprüftes Antlitz auch der Nichtengländer, der Deutsche vor Allem, wohl mit Theilnahme betrachten darf. Im Hintergrunde macht das schöne Gebäude der Bibliothek mit offenen Bogengängen einen wirksamen Abschluß; zur Seite ragt hoch der alte Großmeisterpalast, jetzt Sitz des britischen Gouvernements, und gegenüber steht die Hauptwache mit einer Colonnade dorischen Styls, deren Säulengebälk, unter dem britischen Löwen und Einhorn, die Inschrift hat:

Magnae et invictae Britanniae
Melitensium Amor
et Europae Vox
has Insulas confirmat.
An. MDCCCXIV.

Die Worte, daß „dem großen und unbesiegten Britannien der Melitenser Liebe und Europa's Stimme diese Inseln im Jahre 1814 bestätigt habe", beziehen sich darauf, daß England, nachdem es sie thatsächlich schon am 5. September 1800, unterstützt von den Eingeborenen, der französischen Occupation (durch Napoleon, auf seinem Zuge nach Aegypten 1798) entrissen hatte, völkerrechtlich in ihren Besitz durch den Wiener Congreß gekommen ist.

Die „Liebe der Melitenser" wird allerdings vielfach in Abrede gestellt und in den dort erscheinenden Zeitungen ganz rückhaltslos debattirt. Angesichts jener wohlstylisirten Inscription, und unter dem Standbild der Königin, bekam ich eines Tages in dem sehr verbreiteten Wochenblättchen „Melita" (vom 23. April 1892) das Folgende zu lesen: „Ungeachtet allen Anscheins von Freiheit gibt es keinen Winkel in Europa, wo in Wirklichkeit ein so ungeheuerlicher Despotismus herrscht, wie der, der uns bedrückt. Alle Welt weiß, wie hier Alles von dem absoluten Willen eines militärischen Chefs abhängt, welcher über die Bürger befiehlt, wie über Soldaten im Quartier. Ein Volk, das freiwillig und von

selbst seine Geschicke und seine Zukunft einer Nation anvertraut, welche sich rühmt, die freieste der Welt zu sein, sieht sich in Wahrheit heute von derselben einem Haufen Heloten gleichgemacht und thatsächlich jeden Rechtes des Bürgerthums beraubt. Der Vorwand, der von den Ministern Ihrer Majestät vorgeschützt wird, um eine solche Politik zu beschönigen, ist eine Beschimpfung mehr, nicht nur für uns allein, sondern für die Menschheit selbst. Sie behaupten, daß Malta als eine Garnison und Seestation sich keiner jener Freiheiten erfreuen dürfe, in deren Besitz alle gesitteten Völker der Erde sind."

Und dennoch, daß dergleichen unbeanstandet gedruckt werden darf, ist der beste Beweis, daß es um die „Freiheit" der Malteser so gar schlimm nicht bestellt sein kann. In der That war Aufhebung der Censur, neben Einführung von Geschworenengerichten (vor welche, seit 1855, auch die Preßdelicte gehören) einer der ersten gesetzgeberischen Acte der britischen Regierung. Was sie für Malta gethan hat, läßt sich mit einem Worte sagen: sie hat die, noch von den Zeiten der Ordensherrschaft her bestehende Jurisdiction der geistlichen Gerichtshöfe (mit wenigen ihr vorbehaltenen Ausnahmen rein kirchlicher Natur) abgeschafft und an ihre Stelle die der weltlichen gesetzt. Sie hat ferner eine legislative Reform in die Hand genommen und in mühevoller, jahrzehntelanger Arbeit gemeinschaftlich mit den einheimischen Autoritäten durchgeführt, welche nicht minder bedeutend ist. Es galt bis dahin die völlig veraltete Compilation des Großmeisters Rohan (1775—1797), deren meiste Bestimmungen auf die heutigen Verhältnisse gar nicht mehr anwendbar und vielfach im Widerspruch mit den später ergangenen Proclamationen und Erlassen waren. Der Mangel an Uebersichtlichkeit des seit Jahrhunderten aufgehäuften, schlecht verarbeiteten Stoffes und die Verwirrung waren so groß, daß selbst die maltesischen Juristen sich zuletzt nicht mehr darin zurecht finden konnten. Daß Malta jetzt einen brauchbaren Codex des Civil- und Handelsrechts, eine Criminalproceß- und eine Polizeiordnung besitzt, dürfte doch als Wohlthat empfunden und der englischen Regierung gedankt werden. Auch darin ist sie den Wünschen der Bevölkerung und der eigenen Klugheit gefolgt, daß die Sprache des Gesetzes nach wie vor die italienische geblieben.

Die Civilregierung der Insel setzt sich aus einem gesetzgebenden und einem ausführenden Rath (Consiglio legislativo und esecutivo) zusammen. Beide Körperschaften haben durch Königliches Patent vom December 1887 ihre gegenwärtige Form erhalten. Der legislative Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, von denen drei designirt und drei vom Gouverneur gewählt worden waren, datirt schon vom Jahre 1835. Er ward dann im Jahre 1849 auf die Zahl von achtzehn Mitgliedern erhöht, deren acht, alle fünf Jahre, von der Bevölkerung gewählt wurden. Ein Erlaß vom März 1883 dehnte die active Wahlfähigkeit auf alle britischen Unterthanen der maltesischen Inseln aus, die das einundzwanzigste Jahr überschritten hatten und auf eine Bodenrente von mindestens sechs Pfund eingeschätzt waren; zugleich aber ward die Zahl der gewählten Mitglieder auf zehn erhöht, die der officiellen auf acht vermindert, mit der Maßnahme, daß der Gouverneur, als Präsident des gesetzgebenden Raths, nur in wichtigen Reichsangelegenheiten, oder wenn sonst keine Majorität zu Stande kommen würde, mit-

stimmen durfte, bei Stimmengleichheit aber, wo es sich um locale Interessen handle, die gewählten Mitglieder den Ausschlag geben sollten. In ihrer gegenwärtigen Erweiterung besteht die Körperschaft, außer dem Gouverneur, aus sechs ernannten und vierzehn gewählten Mitgliedern, deren zehn aus allgemeinen und vier aus speciellen Wahlen (der Geistlichkeit, des Adels, der Universität, des Handels und der Börse) hervorgehen.

Der ausführende Rath, durch Notification vom Jahr 1881 eingeführt „zur besseren Regierung dieser Insel", besteht aus sechs officiellen und mindestens drei nichtofficiellen Mitgliedern, welche von der Königin aus den gewählten Mitgliedern des gesetzgebenden Raths ernannt werden[1]).

An der Spitze der Regierung steht der Gouverneur, der zugleich Oberbefehlshaber der Truppen ist und Generalsrang mit dem Titel Excellenz hat. Das Gouvernementsgebäude heißt officiell „Palace", und alle Regierungsacte sind datirt: „The Palace, Valletta". Stolz noch immer steht der alte Großmeisterpalast da, mit seiner mächtigen, den Platz beherrschenden Front, mit seinen beiden Höfen, deren einen die schönsten Palmen mit ihrem Dunkelgrün und ihrer Kühle, die lieblichsten Blumen mit ihrem Wohlgeruch erfüllen, während unter dem Porticus des andren, über einem rieselnden Brunnen, die Broncestatue des Neptun sich erhebt, den Dreizack in der Rechten, das Wappen des Großmeisters Alofio de Wignacourt (1601—1622) in der Linken — das Werk Giovanni Bologna's, der ein Schüler Michelangelo's war. Sobald man auf Malta den Spuren der Ordensherrschaft begegnet, tritt man gleichsam auf anderen Boden — auf den der Geschichte, der Kunst und der Dichtung. Reich an Trophäen ihrer vergangenen Herrlichkeit, an Fahnen und Schilden und Waffen ist der Palast, reich an prächtigen Gobelins und Wandmalereien, welche den Ruhm gewonnener Schlachten verkünden, reich an kostbaren Marmormosaiken, welche den Boden der Corridore bedecken.

Am lebendigsten, unmittelbarsten und anschaulichsten jedoch versetzt uns ein Besuch der Ordenskirche, des Duomo San Giovanni, zurück in die Zeit, mit welcher für uns Deutsche sich die wehmüthige Erinnerung an Schiller's unvollendete — oder, um es richtiger zu sagen, nur in vielen unausgeführten Entwürfen vorhandene — Tragödie „Die Malteser" verbindet. Es ist merkwürdig — und immer wieder drängt diese Wahrnehmung sich auf —, wie universell der Genius Schiller's war, desselben Schiller's, der kaum über die Grenzen seiner schwäbischen Heimath, Sachsens und Thüringens, hinausgekommen, und dessen weiteste Reisen die eine nach Karlsbad, die andere nach Berlin waren. Und nun komme man, in unserer ganz anders reisefertigen Zeit, wohin man will, überall ist Schiller — in England mit Maria Stuart, in Frankreich mit der Jungfrau von Orleans, in Spanien mit Don Carlos, in der Schweiz mit Wilhelm Tell, in Rußland sogar mit dem Demetrius-Fragment; und wer könnte der sicilischen Küste vorübersegeln, ohne der Braut von Messina zu gedenken? Nun auf einmal steht der geliebte Dichter uns auch auf Malta zur Seite. Dem

[1]) Guida generale, 1892, S. 40—43; vergl. mit demselben Jahrbuch für 1887, S. 157, 158.

Thema der Ordensritter hatte Schiller schon im Don Carlos präludirt, wo von Marquis Posa berichtet wird:

— Ungerufen
Stand er vor Lavallette. „Man kaufte mir
Das Kreuz," sagt' er, „ich will es jetzt verdienen."

Fünfzehn Jahre lang, vom Mai 1788 an, wo wir, in einem Brief an Körner, der ersten Spur begegnen, bis zur letzten, in einem Brief an Goethe vom März 1803, hat Schiller sich mit diesem Stoff getragen, immer aufs Neue zu ihm zurückkehrend, in Gestaltung des Plans und Ausführung einzelner Scenen; als einzig gereifte Frucht dieser Beschäftigung aber haben wir nur die Ballade „Der Kampf mit dem Drachen" erhalten, in welcher ein Ereigniß aus der Geschichte des Ordens auf Rhodus, vor seiner Uebersiedelung nach Malta (1530), erzählt und von den drei Pflichten desselben, „Gehorsam, Keuschheit, Armuth" nur die des Gehorsams verherrlicht wird:

„Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
— — — — — — — — —
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

Ein groß angelegtes, weit ausgeführtes Gemälde der Ordensherrschaft, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, hätten nach Schiller's vorliegenden Skizzen und Scenarien „Die Malteser" werden müssen. In der Mitte der Handlung steht die heldenmüthige Vertheidigung Malta's unter dem Großmeister La Vallette gegen die ganze Macht Soliman's (1565). So tief hat der Erinnerung der Malteser diese glorreiche That sich eingeprägt, daß der 8. September, der Tag der Befreiung, noch immer als nationaler Festtag auf Malta gefeiert wird und als solcher — festa nazionale — im Kalender bezeichnet ist. Und nun ist es abermals merkwürdig, wie wunderbar richtig, durch Intuition und bloße Andeutung, auch hier der Localton getroffen ist, als ob nicht nur die fernen Jahrhunderte vor dem Seherauge Schiller's offen lägen, nein, als ob seinem Blick das niemals Geschaute plötzlich sichtbar würde. Man kann den Sinn dieser abgerissenen Worte wirklich erst ganz empfinden, wenn man selbst einmal auf dieser Insel, damals „die Brustwehr der christlichen Welt", geweilt hat, inmitten all' der ringsum noch aufrecht stehenden Zeugen der Kämpfe, die für sie geführt worden sind.

— Unter der
Schiffe Geschwadern schwindet die Wasserwelt,
Und die See ist, die ewig bewegliche,
Festgezimmerter Boden!
Das Meer ist uns geschlossen —
— und dieser Inselfels
Ist ein Gefängniß[1]).

Aber an diesem Felsen hat die Macht des Islams sich gebrochen. Vor der immer wachsenden Kraft des Halbmonds, zuerst aus Jerusalem, ihrem ursprüng-

[1]) Boxberger, Schiller's Werke. Achter Theil, S. 70. (Kürschner's deutsche Nationalliteratur, 125. Band.)

lichen Sitz (1291), und dann aus Rhodus weichend (1523), fanden die Johanniter ihre letzte Zuflucht auf der Insel, welche Kaiser Karl V., der Erbe der Könige von Aragonien und Kastilien, ihnen geschenkt (1530) und von der sie den Namen „Malteserritter" annahmen. Hier übten sie Vergeltung an Soliman, der sie von Rhodus verdrängt und in dem zugleich der größte von allen Herrschern des Türkenreiches erlag. Die Schlacht von Lepanto (1571), nach Soliman's Tode, vollendete, was der Tag von St. Elmo zu thun übrig gelassen; und seitdem haben die Ritter über zweihundert Jahre noch auf Malta residirt, fast ausschließlich mit Werken des Friedens beschäftigt, in diesem langen Frieden aber auch degenerirend. Schon in der Blüthe des Ordensstaats zeigt Schiller's Entwurf den Wurm, der seinen Verfall herbeigeführt — in zunehmender Ueppigkeit und Indisciplin sank er zum Schattendasein herab, noch bevor er gänzlich aufgehört zu existiren.

Der Dom ist ein Bau vom letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts (begonnen 1576), massiv, ernst, mit zwei spitzen Thürmchen, einem Portal unter zwei Säulen, einem Altan, von welchem der im Conclav neugewählte Großmeister sich dem Volke zum ersten Mal zeigte, und einer riesengroßen Broncebüste des Heilands, ehemals in einer Hafencapelle von Sliema (maltesisch für: „ave!"), vor welcher die Galeeren des Ordens salutirten, wenn sie zu den Türkenkriegen hinauszogen. Sonst ohne jeden Schmuck des Aeußern; um so mehr überrascht die Pracht des Innern, obwohl man heute noch erkennen kann, daß es ursprünglich höchst einfach war, gemäß der strengeren Observanz des Ordens, dessen zweites Gesetz Armuth vorschrieb. Doch nicht lange, so drang, mit der gesteigerten Prunkliebe des Ordens, der schon La Vallette vergeblich zu steuern gesucht, mit seinem wachsenden Glanz und Ansehen auch die verschönernde Kunst in seinen Tempel ein. Die nackten Mauern verschwanden unter dem Marmor und den Broncen, deren Schimmer von dem hereinfallenden Dämmerlicht nur leise gedämpft wird; die Geschichte des Schutzpatrons, des heiligen Johannes, erschien in achtzehn Gemälden, von kostbaren Vergoldungen eingefaßt, an den Wölbungen des Plafonds, und wie wir ihn nun vor uns haben, ist der Dom eines der reichsten und kostbarsten Denkmäler aller großen Geschlechter der Christenheit, deren jedes hier sein Wappen und eine Familienerinnerung wieder finden wird.

Wohin man blickt, sieht man das Kreuz des Ordens, das Malteserkreuz, achtspitzig, ein Sinnbild der acht ritterlichen Tugenden, weiß auf rothem Felde. Sumptuöse Monumente der Großmeister erheben sich hier, Inschriftentafeln sind an die Wände geheftet, und durch die Bögen, zu beiden Seiten des oblongen Schiffes, tritt man in die Capellen der sieben Zungen, aus denen der Orden bestand: der Provence, der Auvergne, von Italien, Castilien, Frankreich, Aragonien und England-Bayern. Den Fußboden bildet eine Mosaik von Grabsteinen aus verschiedenfarbigem Marmor, mit Jaspis, Achat und andern edlen Steinen verziert. Man wandelt hier buchstäblich auf dem Staube der alten Herrlichkeit, und wie man von Nische zu Nische schreitet, erhebt sich aus ihren Gräbern eine Schar adliger Gestalten, er vor Allem, der ehrwürdige Greis, La Vallette, der ruhmvolle Held der Vertheidigung von 1565, der, in Schiller's Drama, lieber seinen natürlichen Sohn, in Wahrheit seinen Neffen, Henry de la

Vallette, von dem Busenfreund begleitet, opfern, als das Castell Sant Elmo preisgeben will. Bei Schiller heißen diese Beiden, „die sich lieben", St. Priest und Crequi. Noch zeugen die Forts von dem Ruhme der Todten, das von Sant Elmo, das nach ungeheuren Verlusten am 22. Juni 1565 erstürmt, und das von San Michael, das vom 5. Juli bis 8. September gegen den oft wiederholten Ansturm der Muselmanen behauptet ward. Heute bezeichnet das Fort Sant Elmo, nach dem Schutzheiligen der Seeleute genannt, den äußersten Punkt der Strada Reale, die von hier in gerader Linie bis zur Porta Reale läuft, in einer Länge von dreiviertel englischer Meile La Valletta durchschneidend. Damals gab es hier noch keine Stadt, und einsam lag das Castell. Die Ritter residirten im Borgo gegenüber. Erst im Jahr nach der Befreiung Malta's begann der Besieger der Türken, La Vallette, mit dem Bau der neuen Stadt (1566), deren Vollendung er wohl nicht mehr erlebte, die jedoch zum ehrenden Gedächtniß seinen Namen trägt und in der That sein und des Ordens schönstes Denkmal auf der Insel ist.

Längst hat der „souveräne Orden des heiligen Johannes von Jerusalem und Malta" seine Bedeutung verloren, er ist kaum mehr noch als ein Namen. Den eigentlichen Todesstoß hat ihm die französische Revolution gegeben, und sein letzter Großmeister, der achtundzwanzigste der ganzen Reihe, war ein Oesterreicher, Graf Ferdinand Hompesch, der am 17. Juni 1798 die Insel verließ, sich nach Triest einschiffte und 1805 zu Montpellier starb. Nach der Besitzergreifung durch die Engländer und Einziehung der Güter und Besitzungen des Ordens ward nur noch ein „Großmeister-Stellvertreter" gewählt, dessen Sitz zuerst Catania, dann Ferrara und (seit 1834) Rom ist: im Palazzo di Malta. Papst Leo XIII. jedoch hat neuerdings die Großmeisterwürde wieder hergestellt, und „Gran Maestro" gegenwärtig ist Principe Fra Giovanni Battista Ceschi di Santa Croce, „elevato alla suprema dignità il 29. Marzo 1879[1]). Der Orden in seiner gegenwärtigen Gestalt hat nur zwei Zungen: die italienische und die deutsche (Böhmen, Schlesien, Westfalen und am Rhein, England und in gremio religionis); unterhält aber als „souveräner Orden" noch immer eine Gesandtschaft am Wiener Hof. Er ist durchaus katholisch, und in keinem inneren Zusammenhang mit ihm steht der erst 1812 gestiftete und 1852 erneute preußische Johanniterorden.

Wie lange nun auch schon die Ritter von der Insel verschwunden sind: die Paläste der Corporation stehen fast alle noch und werden mit ihren Namen genannt, wenn sie gleich, mit Ausnahme des Großmeisterpalastes etwa, heute ganz andren Zwecken dienen. Sie hießen „auberges", Herbergen, und jede der sieben Zungen besaß eine solche. Hier, in ihren Herbergen, fanden die Versammlungen der einzelnen Zungen statt; hier nahmen sie gemeinsam ihre Mahlzeiten ein. Nicht mehr existirt die Auberge d'Angleterre, welche, nachdem Heinrich VIII. von England, der „Kirchenräuber", alle Güter der englischen Ordensabtheilung confiscirt hatte, geschlossen ward und sich in die der Anglo-Bavaren verwandelte. Noch sieht man im Dom, über dem Altar der bayrischen Capelle, den Heiligen dieses Landes, St. Michael mit dem Drachen. An der Stelle der Auberge

[1]) Guida generale, 1892, p. 216.

d'Angleterre steht jetzt das Teatro Reale, die der Anglo-Bavaren aber, auf der Plattform von St. Lazarus, gegenüber dem Quarantainehafen, wird von Officieren der englischen Garnison bewohnt. Ein imposanter, stolzer Bau ist die Auberge de Castile, die fast ein ganzes Straßenviereck zwischen Strada Mercanti und Strada Paolo einnimmt, und ihre majestätische, hochgetreppte Façade der Piazza Regina und dem Meere zukehrt. Wie jeder der sieben Zungen ihr besonderer Posten auf den Festungswerken angewiesen war, so hatte das Haupt einer jeden auch einen hohen militärischen oder administrativen Rang. Der Großwürdenträger der englischen, nachmals anglo-bavarischen Zunge war der Turkopolier, General der Cavallerie; der der Auberge de Castile der Großkanzler, mit den auswärtigen Angelegenheiten des Ordensstaats betraut, und der der Auberge d'Italie der Admiral. „Ruhmredig ist die Zunge von Provence," heißt es in Schiller's Fragment: ihre Herberge, jetzt ein englisches Clubhaus (the Malta Union Club), bildet immer noch den monumentalen Eingang der Strada Reale in ihrem oberen Theil, und ihr Chef war der Großcomtur, Präsident des Schatzes. In der Auberge d'Auvergne, an deren Spitze der Großmarschall, der General der Infanterie, stand, befinden sich heute die sämmtlichen höheren Gerichtshöfe von Malta; während der gegenwärtige General der britischen Truppen in der Auberge d'Aragone residirt, deren Superior der Drapier oder Großconservator war, der Minister der inneren Angelegenheiten, zu dessen Ressort auch die Beschaffung von Kleidungsstücken für die Mitglieder des Ordens gehörte. Der Großhospitalier, Vorstand aller Wohlthätigkeitsanstalten, hatte seinen Amtssitz in der Auberge de France, dem gegenwärtig bischöflichen Palais. Am freundlichsten, wenn man so sagen darf, an der Piazza Celsi, lag die Auberge d'Allemagne, mit dem Großbailli, der deutscher Reichsfürst war und die Herrschaft Heitersheim im Breisgau besaß. Der Palast ist vor etwa fünfzig Jahren niedergerissen worden, um der protestantischen Kirche Raum zu machen, deren zierlicher Bau mit dem spitzen Thurm dem hübschen Platz etwas eigenthümlich Anheimelndes gibt. Gegenüber, vor dem Gebäude der Admiralität, schildert „ein rothgeröckter Bursche", so wie Heine von den Wällen Salamanca-Göttingens, zu der Zeit, als dieses noch englisch war, ihn gesehen; in der Mitte breiten Palmen sehnsüchtig ihre schlanken, großen Blätter aus, erheben Pinien ihr schwermüthig dunkles Haupt und, wo die Piazza sich öffnet, über dem tiefblauen Gewässer, bauen sich die jenseitigen Häusermassen am steilen Ufer auf.

Einen deutlicheren Begriff von dem Complex der Stadt, ihren einzelnen Theilen und ihrer ganzen Lage gewinnt man erst, wenn man einen Gang um die Wälle macht, und besonders von der Barracca Superiore, oder Upper Barracca, wie sie der englische Jargon nennt. Von dieser mit Zinnen gekrönten Bastion, die zweihundert Fuß tief sich zu dem Labyrinth der Gräben hinabsenkt, hat man einen wahrhaft bezaubernden Blick auf den ungeheuren Hafen mit seinen fünf gesonderten Becken, auf die schroff ihn umgebenden Ufer und die drei daran empor gelagerten Städte Vittoriosa, Senglea und Burmola, welche, zusammen mit La Valletta, „die Stadt" ausmachen. Kühl vom Wasser herauf wehte der Frühlingswind, als wir hier oben standen; es war ein sonniger Nachmittag und die Luft so durchsichtig, daß wir jedes noch so ferne Fort in seinen Umrissen,

jedes Thürmchen der Befestigungswerke, jede Zacke des Gemäuers unterscheiden konnten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie dieses Malta bis an die Zähne gewappnet ist; konnten wir mit Augen sehen, was diese Fortificationen, diese Stein- und Eisengürtel sind, an denen vier Jahrhunderte gearbeitet haben. Dort hinten steht es, ganz hinten, in dem heiteren Blau, das furchtbare, das schlacht- und sagenberühmte St. Elmo, mit seinen fünf alterthümlichen Thürmen, von denen der schwere Wachtthurm, der schlanke Leuchtthurm besonders kenntlich sind —

„Sankt Elm' vertheidige! Dort ist dein Platz!"

ruft Romegas, der Ordensadmiral, seinem Nebenbuhler Biron zu, der ihm eine griechische Gefangene streitig macht; und dieser versetzt:

„Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn!"

Belebt sich nicht auch hier Alles wieder mit Schiller'schen Gestalten?

Zur Zeit dieses Kampfes gab es, wie gesagt, noch kein La Valletta. Da war der Stadttheil, uns gegenüber, der alte Borgo, nachmals zum ruhmreichen Gedächtniß des Sieges Vittoriosa genannt, der Sitz des Ordens. Noch ragt am Fuße des Häusergewirrs, an der Landspitze, das burgartige Massiv des Forts Sant Angelo, das mit seinen vier Batterien und seiner jäh abfallenden Umwallung sich jetzt friedlich in der Sonne spiegelt. Senglea, nach dem Großmeister de la Senglé (1553) genannt und später mit dem Beinamen der Città invitta geschmückt, wird durch das Fort St. Michael gedeckt, und um alle drei Städte, Vittoriosa, Senglea und Burmola (oder Città Cospicua), ziehen sich, nach der Landseite, die gewaltigen Cotonera-Linien, hinter denen sich dann erst die mächtigen Außenwerke mit ihren Bastionen emporthürmen. Das Fort Ricasoli, von dem Ritter dieses Namens 1670 in demselben Jahr erbaut, wie die Cotonera-Linien von dem Großmeister Nicolo Cotoner, ist der Einfahrt in den großen Hafen vorgelagert und schützt diesen, wie das Fort Tigne auf der Landspitze von Sliema den Marsamuscetto, den Quarantainehafen. Es ist ein ganz überwältigendes Bild, diese vier Städte, von den fünf Armen des Hafens umschlungen, welche sie trennen und doch wieder zu einem mannigfaltigen Ganzen verbinden; diese Häusermassen, die sich an den vorspringenden Felsen übereinander stufen, von der Abendsonne beglänzt, vom Blau des Wassers besäumt; diese starren, unbezwinglichen Stein- und Felsenmauern, die den Türken Trotz geboten, oben und das bewegliche, niemals rastende Treiben des Tages und der Gegenwart unten — die zahllosen Dampfkrähne, die hin- und hergleitenden Schiffe, die kommenden, die gehenden und die vor Anker liegenden Segelschiffe, Dampfschiffe, Transportschiffe, und riesiger noch als diese die britischen Kriegsschiffe, die abgesondert von der Handelsflotte die letzte Hafenbucht, den French Creek, bedecken. Die Befestigungen Malta's, wie man aus den Namen ersieht, sind fast ausnahmslos Werke des Ordens; aber ihre wahren Vertheidiger in der heutigen Zeit sind die gepanzerten Kolosse dort unten auf der Rhede. Vom Lande her droht keine Gefahr. Wer sollte diese senkrechten Felsufer auch ersteigen, die keiner Leiter einen Stützpunkt, keiner Hand und keinem Fuß einen Halt bieten könnten? Weit und reizlos, wenn man sich von dem leuchtenden Meer abwendet, ist die Hügellandschaft von Malta vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet —

farblos, wie besäet mit Steinhaufen, aus denen hohe, spitze Kirchthürme steigen, andeutend, daß es Dörfer sind.

La Valletta, mit ihren Dependenzen, ist „die Stadt"; alles Andere heißt die Campagna. Unter den Bögen der mit Inschrifttafeln und Bildwerk reich geschmückten Porta Reale führt der Weg hinaus, an dem Exercierplatz der Garnison, mit ihren unterirdischen Proviantkammern, vorüber und durch die Vorstadt Floriana, deren hohe, kasernenartige Häuser und viele Kneipen darauf deuten, daß es das Arbeiterquartier sei, doch auch dies stark befestigt und mit vier Thoren geschlossen. Sobald man die Porte des Bombes passirt hat, ist man auf dem Lande.

Vor uns dehnt ein kahles Hochplateau sich aus, eintönig, eine Steinwüste, wo nur ungeheure, phantastisch gestaltete, stachlige Cactus wachsen und auf mageren Weideplätzen Ziegen grasen. Aber selbst hier tritt uns die Thätigkeit der Ordensritter in einem großartigen Werk entgegen, das, wenn es der eintönigen Landschaft keinen besonderen Reiz verleiht, ihr doch ein nothwendiges Lebenselement zuführt: wie die Befestigungen, haben sie der Insel auch das Wasser gegeben. In einem gewaltigen Aquäduct, von neun und einer halben (engl.) Meilen Länge, wird es aus den Hügeln in der Mitte der Insel nach Valletta hinabgeleitet, bald unterirdisch, bald über mächtigen Structuren, die sich stellenweise, namentlich in der Nähe der Stadt, nicht unähnlich dem Aquäduct in der römischen Campagna, zu hohen Bogenwölbungen erheben. Erst weiterhin, hinter Mauern, erscheinen kleine Strecken bebauten Landes und hier und dort, in der Ebene verstreut, einzelne Dörfer, mit ganz arabisch klingenden Namen, Bircarcara, Mostar, Attard. Kein freundlicher Anblick, so weit man auch ausschaut; Alles ist Stein und Staub, von einer penetranten weißen Helligkeit, die dem Auge weh thut. Mehr als irgendwo sieht man hier Leute mit blauen Brillen. Kaum etwas Grünes bietet dem geblendet umherirrenden Blick eine Stätte zum Ausruhen; und selbst wo Felder sind, liegen sie von den Steinhaufen versteckt, die man zum Schutze der Aecker aufgerichtet hat. Denn die Winde sind hier zu Zeiten so stark, daß, ohne diese Vorkehrung, sie nicht selten den Boden mitsammt der Ernte fortreißen würden. Unter solcher Drangsal muß der maltesische Bauer einem unfruchtbaren Boden den kärglichen Lohn abringen. Es ist sicher eine Fabel, daß die dünne Humusschicht, welche den nackten Felsgrund bedeckt, auf Schiffen von Sicilien herüber transportirt worden. Indessen so ganz weit von der Wahrheit, wenn man dem Sinne nachgeht, ist das Wort nicht. Denn wie man in Holland sagt: „von Gott das Wasser, von den Menschen das Ufer," so kann man hier sagen: „von Gott der Felsen, von den Menschen das Erdreich." Mit eigener Hand haben die Malteser den Grund und Boden geschaffen, den sie bestellen, ja sie müssen ihn immer wieder neu schaffen, durch mühevolle Pulverisirung des Gesteins, durch Vermengung desselben mit vegetabilischen Stoffen, durch beständige Wiederholung dieses Processes von fünf zu fünf Jahren und unaufhörliche Bewässerung. Der Malteser ist ein fleißiger Mann; aber der Bauer, der mit der Unbarmherzigkeit des Bodens, der Heftigkeit der Stürme zu kämpfen hat, vermehrt diese natürlichen Schwierigkeiten dadurch, daß er, ganz wie der Industrielle, starr an den alten Gewohnheiten hängt

und nicht zu bewegen ist, der neueren technischen Hülfsmittel, der verbesserten Geräthschaften, der Maschinen sich zu bedienen, die sonst in der ganzen Welt beim Ackerbau gebraucht werden und hier, mehr als irgendwo, die Arbeit erleichtern und lohnender machen würden. Die Bestellung der Felder ist eine ganz primitive, die Werkzeuge sind dieselben, wie sie zur Zeit der Araber, im zehnten und elften Jahrhundert, gewesen sein mögen: der eiserne Keil und die Holzkeule, mit denen der Felsboden gespalten, die kurzstielige Hacke, mit der er bearbeitet wird[1]). Wenn man mit dem gegenwärtigen Zustand die Schilderungen der Alten vergleicht, welche, Dichter und Prosaiker, die Fruchtbarkeit und den Reichthum der Insel nicht genug preisen können, so muß man glauben, entweder, daß sie sehr übertrieben haben, oder daß Malta seitdem sehr zurückgegangen ist[2]). Dennoch sind die vorherrschende Milde der Luft, der ausdauernde Fleiß der maltesischen Bauern und die Triebkraft der künstlich bereiteten Scholle so groß, daß ihre Productivität immerhin noch eine sehr beträchtliche genannt werden darf. Seit die Baumwollcultur, aus Gründen, die wir weiter oben angeführt, ihre frühere Bedeutung verloren hat, nimmt der Getreidebau den ersten Platz in der hiesigen Landwirthschaft ein. Doch reicht der Ertrag kaum aus für den dritten Theil der Bevölkerung; der Rest muß importirt werden. Der Weinstock und der Oelbaum, sonst unzertrennlich von den gesegneteren Strichen des Südens, fehlen auf Malta fast gänzlich; in der von der Natur etwas weniger stiefmütterlich bedachten Schwesterinsel Gozo gedeiht zwar die Rebe, doch ist auch dort der Weinbau keineswegs ergiebig. Die beiden einzigen nennenswerthen Ausfuhrartikel[3]) sind Orangen, deren jährlich gegen 600 000 Dutzend exportirt werden, und Kartoffeln, die zwei Jahresernten liefern, eine davon im Frühling, zwei Monate früher als im nördlichen Europa. Geringer ist der Export von Tomaten und Artischocken; der der Früchte, namentlich Aprikosen und Pfirsiche, beläuft sich auf 500 000 Kilogramm; und wie gut, wie süß und saftig sie sind, hatten wir selbst Gelegenheit zu erproben: schon während unsres Aufenthaltes kamen Aprikosen auf den Tisch, frisch vom Baume gepflückt und noch mit den grünen Blättern am Stiele.

Man hat, wenn man diese Hochebene der Insel, das eigentliche „Land", durchstreift, stets ein zwiespältiges Empfinden: man ist im Süden und sucht seine Spuren doch überall vergebens; man wandert stundenlang in der Einöde und kommt plötzlich, unerwartet, an den lieblichsten Erdenfleck, als sei man durch ein Wunder weit weg in die hesperischen Gefilde versetzt. Von solcher Art ist, mittwegs auf der steinigen Straße nach Città Vecchia, die Villa Sant Antonio, die herrliche Sommerresidenz einst der Großmeister und jetzt des britischen Gouverneurs, ein hübsches Schlößchen, umgeben von einem Park, der alle Schönheit, alle Pracht süditalienischer Gärten in sich vereinigt — voll vom dunklen Grün der Pinien, mit blumigen Gesträuchen, rothen, gelben, violett- und lillafarbenen, mit fruchtbeladenen Citronen- und Mispelbäumen, mit Wein-

[1]) Prutz a. a. O., S. 339.

[2]) Auch Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 492, nennt die Ansiedlung auf Malta „reich und blühend".

[3]) Vergl. Zammit a. a. O, S. 23.

geländen und Orangeblüthen, mit duftigen Myrthen, mit rosenumsponnenen Laubengängen — mit Wasserspiegeln, über welchen breitblättriges Schilf sich neigt, mit schillernden Eidechsen, welche zwischen den besonnten Treppenstufen aus den Steinritzen hervorkommen und in ihnen wieder verschwinden. Man erquickt sich an der Fülle des Laubes und lauscht auf das Säuseln der Wipfel; aber Alles ist verschwunden, sobald die Parkthüre sich hinter einem schließt, und man ist abermals auf der weißlichen Fläche, von der sich Dörfer und Kirchthürme nur in blassen, unbestimmten Umrissen abheben. Vor uns, auf einem Hügel, noch in ziemlicher Ferne, wird Città Vecchia sichtbar. Von hier aus gesehen, hat sie ganz den Charakter der mittelalterlichen Burgstadt, von der Kathedrale hoch überragt.

Sie ist die zweite Hauptstadt von Malta, dem Alter nach die erste. Sie stand schon an ihrer Stelle zur Zeit der Griechen, die sie Melita nannten, wie die Insel selbst. Melita — *μέλιττα* die Biene — war die Honiginsel und als solche weit berühmt im Alterthum. Città vecchia — bei den Arabern Medina — war die Residenz der Statthalter, der Sitz der Regierung, bis ihr, spät erst, La Valletta diesen Rang streitig machte. Einer ihrer aragonisch-sicilischen Herrscher nannte sie das bemerkenswerthe Juwel seiner Krone, „il gioiello notabile della mia Corona“. Sie heißt darum auch heute noch officiell: Città vecchia oder Notabile. Den Statthaltern folgten die Großmeister, bis diese sich in das von ihnen neu geschaffene La Valletta begaben; aber bis zum Ende der Ordenszeit fanden ihre Wahl und Inauguration hier oben in Notabile statt. Jetzt ist Città Vecchia die geistliche Stadt, in welcher der Erzbischof von Rhodus mit der Curie residirt und an den Hauptfesten celebrirt; die Kirche ist die Hauptkirche von Malta, die Kathedrale, zum Unterschiede von San Giovanni, dem Dom in La Valletta.

Menschenleere Straßen, ein weiter Platz mit dem barocken Kirchenbau, Paläste der Prälaten, Seminarien und Convicte — die Stille des Landstädtchens gepaart mit dem vornehmen Habitus einer erzbischöflichen Stadt. Auch soll man in ihr nicht vergessen, daß dieser kleine Staat von Malta vormals ein geistlich-militärischer gewesen: vor der Kathedrale sind zwei Kanonen aufgefahren, und der alte magistrale Palast, ihr gegenüber, ein schöner Renaissancebau, trägt auf der reichgeschmückten Façade, zwischen den Emblemen des Krieges und der Rechtspflege, die Widmung: „legibus et armis“. Nun hat sich das Merkwürdige begeben, daß ein streng katholisches Gemeinwesen unter die Botmäßigkeit einer streng protestantischen Macht gerathen ist und unter dieser sehr wohl gedeiht. Denn die Malteser, trotz ihrer unverkennbar semitischen Abstammung und ihrer arabischen Sprache, gehören zu den ältesten Gemeinden der Christenheit und sind die treuesten Söhne des Papstes von Rom. Aber Toleranz ist eine der Eigenschaften der weisen Politik der Briten: in ihrem unermeßlichen Reich kann Jeder nach seiner Façon selig werden, der Brahmane, der Buddhist, der Feueranbeter, der Muselman und der Katholik; und wie Malta das Bollwerk von Englands Weltstellung im Mittelländischen Meer ist, ist es auch immer noch die mindestens ebenso starke Festung des Katholicismus. Außer den beiden erzbischöflichen und theologischen Seminarien, hier und in Floriana, zwei Jesuitencollegien (an dem

von Sant Ignazio unterrichten ausschließlich englische Jesuiten) und zahlreichen anderen geistlichen Häusern, Schulen und Corporationen, gibt es hier, auf so beschränktem Raume (mit Einschluß von Gozo) nicht weniger als sechs Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Wie wir bereits bei Gelegenheit des höheren Studiengangs bemerkt haben, ist das gesammte Schulwesen auf Malta, das höhere wie das niedere, durchaus confessionell katholisch: „es wird keinerlei Unterricht geduldet, der den Grundsätzen des Katholicismus widerspricht" (che sia repugnante ai principii cattolici)[1]). Doch haben wir nicht gehört, daß dieser geistliche Staat je mit dem weltlichen auch nur in die leiseste Collision gerathen wäre; die beiden Excellenzen, der Gouverneur in La Valletta, der Erzbischof in Città Vecchia (gegenwärtig Don Pietro Pace, D.D., und von einem englischen Cardinal consecrirt) leben in Frieden und Freundschaft nebeneinander, und allgemein wird dem Clerus von Malta das hohe Lob der Menschenfreundlichkeit und jeder kirchlichen Tugend ertheilt.

Die Kathedrale von Città Vecchia ist ein sehr prächtiger Bau, mit herrlichen Intarsien, Deckenmalereien und kostbaren Alterthümern: einem Bilde des heiligen Paul mit aufgelegtem Silbergewand aus Byzanz und einem Goldcrucifix aus Rhodus. Denn in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Kathedrale neueren Datums, von 1702; aber sie steht auf uralt historischem Boden, an der Stelle, wo der Palast des römischen „princeps" Publius gestanden haben soll, des „Obersten auf der Insel", als der heilige Paul, der Apostel der Heiden, auf seiner Romfahrt hier Schiffbruch gelitten. Wie viel fromm Legendenhaftes nun auch mit der wirklichen Geschichte sich gemischt haben mag: man wird dennoch bewegt von einem seltsamen Empfinden, halb Bangen, halb Frohgefühl, wenn man diesen „Vorhöfen" naht, von denen der Psalmist singt, diese „Wohnungen" betritt, die er „lieblich" nennt. Denn ernst und hehr, als etwas ganz Gewisses, erhebt sich aus diesem Dämmerlicht der Vorzeit die Gestalt des Heiligen, der, ein Gefangener, auf einem Schiff mit römischem Kriegsvolk und vielen anderen Passagieren, zu winterlicher Zeit und vom Orcan verschlagen, bei dunkler Nacht an diesem Ufer strandete. „Und da wir auskamen, erfuhren wir, daß die Insel Melita hieß." (XXVIII, 1). Wenn man mit diesen Erinnerungen die Apostelgeschichte St. Lucae liest, so wird sie zur ergreifenden Wirklichkeit und jeder ihrer kleinsten Züge trägt bei, das Bild zu beleben und uns zu vergegenwärtigen.

Nicht viel über eine Wegstunde von diesem Hügel, auf welchem der Palast des „princeps municipii" gestanden und jetzt die Kathedrale steht, an der nordöstlichen Küste, liegt die Bai San Paolo a Mare, wo die Strandung erfolgt sein soll. Der Apostel, dem Festus in Cäsarea gesagt: „auf den Kaiser hast Du Dich berufen, zum Kaiser sollst Du ziehen", war unter römischer Bedeckung in den Herbsttäquinoctien aus dem heimathlichen Hafen abgefahren, und vom Sturme bald hin- und hergeschleudert, bald zu langwierigen Aufenthalten in Nothhäfen gezwungen, nun schon wochenlang auf der erregten See, die man

[1]) Statut vom 26. September 1887. — Guida generale, 1892, S. 123.

damals noch zur Adria rechnete[1]). Man war weitab vom Curse gekommen, der direct nach Syracus gegangen wäre — viel später erst, im Frühling, gelangte man dorthin und hierauf nach Region (Reggio), wo wir den „Umschiffenden" schon begegnet sind. Jetzt war es Winter, Februar, und in der Nacht des zehnten, wo man das von der Brandung zerschmetterte Schiff verließ und durch Schwimmen oder auf umhertreibenden Planken sich an das Land rettete. Noch immer, am 10. Februar, wird das „Naufragio di S. Paolo Apostolo" als Nationalfest in ganz Malta und Gozo gefeiert, und bis zu dem Jahre des Schiffbruchs, 58[2]), zurück datirt man die Reihenfolge der maltesischen Bischöfe, deren ersten, eben jenen Publius, der Apostel selbst creirt haben soll. Dies stimmt allerdings ebenso wenig mit den Thatsachen, als die Tradition der Malteser, nach welcher der Heilige drei Monate lang in einer Kalksteingrotte, die noch jetzt als wunderthätig gilt, gelebt hat: davon findet sich nichts in der Apostelgeschichte; wohl aber wird man in ihrer Schilderung den Schauplatz der Strandung wiedererkennen: die weite Meeresbucht, den „τόπος διθάλασσος", den „Ort, der auf beiden Seiten Meer hatte" (XXVII, 41), nämlich das Inselchen Selmun, auf welcher sich heute eine Kolossalstatue des Heiligen erhebt, und den jetzt so stillen Strand, auf den ein älteres graues Gedächtnißkirchlein herabschaut. Auch will man, unter einem der benachbarten Bauernhöfe, neuerdings die Reste jenes Vorwerks gefunden haben, in welchem Publius die Schiffbrüchigen aufnahm und drei Tage freundlich „herbergete", wie es in der Apostelgeschichte heißt (XXVIII, 7). Auf jeden Fall zeugen die Katakomben ganz in der Nähe der alten Hauptstadt dafür, daß es hier sehr frühe schon eine Christengemeinde gegeben habe. —

Wendet man sich aus diesem nördlicheren und östlichen Theile der Insel gegen den südlichen und westlichen, so bleiben im Großen und Ganzen zwar die Züge der Landschaft dieselben; aber etwas fruchtbarer und besser angebaut ist hier die Gegend, dichter beisammen liegen die Dörfer und noch weiter zurück in die fast mythische Vergangenheit führen Reste derselben und Erinnerungen. Gleich vor der Stadt, nach dieser Seite hin, liegen die Kirchhöfe, der der Einheimischen, der Katholiken, auf einem Hügel, der der Engländer, der Protestanten, in einer kleinen Entfernung davon, in einer von vielen Bäumen beschatteten Thalsenkung; dann, unmittelbar nebeneinander, der der Israeliten, hoch ummauert, so daß man keinen Blick hineinwerfen kann, und der der Mohammedaner, cimitero arabo, der malerischste von allen, mit Moscheenkuppel und dem Halbmond, mit schlanken Minarets und feingearbeitetem Gitterwerk, durch welches man auf ein einziges, alle Gräber bedeckendes farbenreiches Blumenparterre blickt, von Palmen überwölbt.

Wir kamen durch Casal Curmi — man pflegt hier immer das Wort „Casal", Dorf (das italienische „casale"), vor jede dieser Ortschaften zu setzen —,

---

[1]) Während umgekehrt früher, bis ins vierte Jahrhundert v. Chr., das, was wir heute die Adria nennen, als zum jonischen Meere gehörig betrachtet und als die „jonische Bucht" bezeichnet ward. Mommsen, Bd. I, S. 128 und 322.

[2]) Nach Renan (Saint Paul, S. 558) freilich wäre das Jahr 60, der Monat der November und nur der Tag der 10.; jedoch im Kalender von Malta finden sich die Daten, wie oben angegeben.

Casal Zebbug, Casal Siggeui; die meisten dieser Dörfer sind von einem Umfang, daß man sie kleine Städte nennen, ja für eine einzige große Stadt halten könnte, so nahe mit ihren grauen Steinmassen, die sich kaum von dem grauen Hintergrund abheben, sind sie, weit über der Ebene verstreut und an den Abhängen emporsteigend, zuweilen aneinander gedrängt. Sie sind von einer ärmlichen Bevölkerung bewohnt, die sich, habgierig oder neugierig, über den seltenen Fremden stürzt oder ihm höhnische Bemerkungen nachruft. Hier aber, mitten unter diesen Zeichen der Uncultur, die jede Verständigung auszuschließen scheint, begrüßt man um so lieber das von der englischen Regierung errichtete Schulgebäude, neben welchem sich regelmäßig in jedem der Dörfer eine englische Apotheke (dispensary) und ein — „police-court“ befindet.

Die Viehzucht in den Dörfern beschränkt sich, so viel man bemerken kann, auf Ziegen und Schafe, diese genügsamsten aller Geschöpfe; ich erinnere mich kaum, eine Kuh gesehen zu haben. Die Bestellung des Ackers ist dieselbe, die wir schon kennen; das bischen Erdreich, das man hat, wird auch hier mit Steinwällen ängstlich zusammen gehalten. Hinter denselben erblickten wir weite Flächen ganz mit grünen Stauden bedeckt, glänzender und üppiger als Alles, was wir zuvor gesehen. Als wir näher kamen, war es — Knoblauch, den ich in solcher Fülle noch niemals habe prangen sehen. Dazwischen ab und an war ein Feld mit Kartoffeln oder Weizen, der um diese Zeit, im April, schon voll in seinen Halmen stand. Sonst waren auch hier nur Cactus, ganz weiß vom feinen Staub, der beständig auf den Chausseen weht, große Distelgebüsche, hier und dort eine Gruppe von Steineichen und zuweilen eine Palme, die „einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand“. Ueberall liegt die Natur des Südens gleichsam im Kampfe mit der Ungunst der Bodenverhältnisse; doch hier sollten wir ebenfalls durch eine ihrer schönsten Schöpferlaunen überrascht werden und, wie früher in der Villa Sant Antonio, ein kleines Paradies finden, aber ein untergegangenes. Bei Casal Krendi waren wir in eine Region gelangt, die noch heute die Spuren eines furchtbaren Erdbebens zeigt, wenn das Ereigniß selber auch schon vor Jahrhunderten stattgefunden haben soll. Der Name des Dorfes wird von dem arabischen oder maltesischen Wort „Tekred“, zerstören, abgeleitet, und die Schlucht, zu der man uns nun führte, das Wunder dieser Gegend, heißt Makluba, von „Takleb,“ das Unterste zu oberst kehren. Sie liegt einige hundert Schritte von der Kirche des Dorfes entfernt, und wenn man an ihren Rand tritt, blickt man in eine Welt von Blumen und Grün, deren Düfte berauschend aus der Tiefe heraufsteigen. Die ganze Schlucht ist von ihnen erfüllt; alte Bäume stehen hier mit majestätischen Laubkronen, aber unerreichbar weit unter uns, eine grüne Wildniß, eingeschlossen von zerklüftetem Steingetrümmer, und ein schwindelnder, halsbrecherischer Fußpfad führt ringsherum. „Das Alles ist da hinabgesunken,“ schien unser Begleiter, ein Mann aus dem Dorfe, zu sagen; denn die Sage geht von einer Stadt, die hier einst gestanden und „in ihrer Sünden Blüthe“ hinweggerafft sei wie Sodom und Gomorrha. Noch sieht man am jenseitigen Rand ein Kapellchen, dem heil. Matthäus gewidmet, das bei der Zerstörung allein verschont geblieben sein soll

und wo jetzt zum Andenken alljährlich ein Volksfest gefeiert wird. Ich aber glaube, daß die durch den Erdsturz dort unten im Grunde des Kessels aufgehäufte Bodenschicht, von den hohen Felswänden geschützt, dieser sonst auf Malta beispiellosen Vegetation die Bedingungen ihrer Existenz erst gegeben hat, als wolle, wenigstens an dieser einen Stelle, die meridionale Sonne zeigen, wessen sie fähig.

Aber noch etwas viel Merkwürdigeres als selbst dieses Stück einer versunkenen Welt ist in der Nachbarschaft, und auch dahin erbot sich der Mann uns zu führen. „Big stones, big stones!“ rief er in Einem fort zum Zeichen, daß er mich verstanden, dazwischen mehrmals „Saracens!“ hinzufügend, damit kein Zweifel übrig bleibe. Wir machten uns auf den Weg, über ödes Gestein wandernd und durch Gestrüpp auf einem vielfach zerrissenen Boden, der langsam bergan stieg. Wo sich ein Durchblick in den Hügeln öffnete, hatten wir die Fernsicht auf das Meer und die hohe, blaue Küstenlinie von Gozo. Nicht lange, so kam aus irgend einem Hinterhalt ein zweiter Mann hervor, braun, muskulös, barhäuptig und hemdärmelig wie der unsere, mit zwei gewaltigen Schlüsseln in der Hand. Auch er grüßte mit den Worten: „Big stones, big stones,“ indem er auf eine Thalsenkung wies, die durch ein Lattenthor geschlossen war. Was diese Beiden „Saracenen“ nannten (an den Gestaden des mittelländischen und Tyrrhenermeers ist dieser Name noch immer ein lebendiger), sind in Wahrheit die Phöniker gewesen, und die „großen Steine“ sind die Tempelruinen von Gebel Kim, d. h. Steine der Anbetung. Der mit den Schlüsseln war der Eigenthümer dieses prähistorischen Grundstücks, welches wir nun im Geleit dieser beiden Männer betraten — sie selber Ueberbleibsel der Vorzeit und einer stammverwandten Rasse. Man erkennt noch die Grundform des Heiligthums, den Längs- und Quergang, die Fenster — Mauerwerk aus ungeheueren Steinblöcken übereinander gethürmt, Fragmente von Altartischen, zerbrochen und umgestürzt, sind noch da; tief ausgehöhlte Steinbehälter, vielleicht für das Opferblut, auch Steinstückchen, an denen sich Spuren einer allerdings rohen künstlerischen Arbeit zeigen. Diese Reste des fernsten Alterthums sind vor etwa vierzig Jahren durch Dr. Cesare Vasallo, den auf Malta wohlbekannten Antiquar, aufgedeckt und als ein Tempel des phönikischen Herkules und der sieben Brüder Kabiri bestimmt worden. Steinerne Götzenbilder und ein Altar mit Inschrift, die hier gefunden, werden jetzt in der Bibliothek von Malta bewahrt. Wenn daher vorgeschichtlich zu viel gesagt, ist es doch gewiß die vorgriechische Zeit, aus der die Trümmer von Gebel Kim stammen; die, zwischen 1500 und 800 n. Chr. Geburt, wo das Melita der späteren Griechen das Ogygia der Phöniker war. Bei Homer heißt Malta auch noch Ogygia:

> Laßt uns Hermes sofort, den bestellenden Argoswürger,
> Zu der ogygischen Insel beschleunigen. (I, 84.)

Und hier sind wir wieder in der Traum- und Zauberwelt der schönen Griechendichtung! Ihnen, den Griechen, mochte die Insel „in einsamer Mitte des Meeres“ wohl schreckhaft erscheinen, da die grausigen Phöniker sie beherrschten. Wie nachmals im Mittelalter die Saracenen, waren zur Zeit des

Homer die Phöniker die gefürchteten Orientalen überhaupt — Handel und Seeraub treibend,

Phöniker, der Seefahrt kundige Männer,
Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkelen Meerschiff. (XV, 414.)

Sie stehlen Menschen an den Küsten, um sie dann als Sclaven zu verkaufen (XIV, 297. — XV, 482); nicht harte Worte genug kann Homer finden, um die verhaßten, „die ränkevollen Phöniker" zu schildern:

— ein phönikischer Mann . . . ein im Truge gewandter
Gaudieb, der schon Vieles zur Plag' ausübte den Menschen. (XIV, 289.)

Auf diesem, der Phantasie der Griechen so höchst unwirthlich erscheinenden Eiland — „rauh ist die Insel von Wald" (I, 51) — gibt es dennoch eine Stätte von unsagbarer Schönheit — „der Göttinnen eine bewohnt sie":

Lodernd brannt' auf dem Herde die Flamm'; und fern in das Eiland
Wallte der Ceder Gedüft, der gespaltenen, wallte des Thyons
Würzige Gluth. (V, 59.)

Hier, an diesen Strand verschlagen, weilt der Dulder Odysseus auf seiner unheilvollen Fahrt, nach dem Schiffbruch an der sicilischen Küste, von all' seinen Genossen allein übrig geblieben, „in der Nymphe Gemach, der Kalypso, die mit Gewalt ihn hält" (XVII, 143):

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung.
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse. (V, 63.)

Beständig mit holden und sanft einnehmenden Worten schmeichelt sie, daß er der Ithaka vergesse —

Aber Odysseus
Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
Seines Lands, zu sterben begehrt er. (I, 57.)

Wenn man von Gebel Kim die Westküste hinauf gegen Norden wandert, so gelangt man nicht weit von der Mellehabucht an einen Hügel mit einer Reihe geräumiger Höhlen, die zum großen Theil von den Bauern der Umgegend zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt werden. Eine jedoch ist von den übrigen ausgezeichnet: eine Quelle des klarsten Wassers entspringt in ihr, rieselt in ein weites Becken herab und wird aus diesem in einen Garten geleitet, der durch üppiges Wachsthum sich hervorthut, wie man es sonst auf Malta selten trifft. Mitten unter den rauhen Anhöhen, die diesen grünen Erdenfleck umgeben, liegt er da, wie verwunschen; und wenn man den Bauer fragt, der ihn bewirthschaftet, so wird dieser auf die Höhle deutend sagen: „Die Grotte der Kalypso." Die Wasser des Meeres waschen den Fuß des Abhangs; zur Linken, ganz nahe, sieht man die Inseln Comino und Gozo, zur Rechten dämmert das Inselchen Selmun und die Bai des heil. Paul herauf. So hat man von diesem wunderbaren Punkt auf der Nordwestspitze von Malta den Blick in die beiden Welten, welche für die Menschheit, alle Gegenwart und alle Zeit überragend, die bedeutungsvollsten geworden sind: in die des Homer und die des Neuen Testaments.

Eine Lüge der Liebe.

Von

Salvatore Farina.

VII.

An jenem Abend kehrte ich nicht in die Casa Cortesi zurück, nicht aus Verdruß etwa, noch aus verletztem Selbstgefühl; ich weiß selbst kaum, weswegen ich im Café blieb, um mich zu langweilen, den ganzen Abend Eislimonade schlürfend. Immer wieder fielen mir die Worte Venturino's ein: „Komm' heut' Abend wieder, und ich werde Dir sagen können, daß Du Unrecht hast," und ich wiederholte sie mir laut, um die Stimme meines Elends zu hören; war nicht jedes Wort ein hingeworfenes Almosen? Um zehn Uhr, bevor ich mich nach Hause begab, kam Venturino, mich aufzusuchen.

Bei seinem Anblick kamen mir zwei Gedanken zu gleicher Zeit: auch er liebt Marcella, und kann die Zeit nicht erwarten, mir anzuvertrauen, daß sie sich ihre Liebe gestanden haben; — er hat mich den ganzen Abend erwartet, um mir zu sagen, daß, wenn ich ein Mittel fände, weit weg zu gehen, Marcella die Meine sein werde.

Statt dessen sagte Venturino einfach:

„Du hast wirklich Unrecht; Marcella will sich für jetzt Keinem vermählen, noch von der Seite unserer alten Mutter gehen, wenigstens für jetzt nicht."

„Also hast Du ihr gesagt? . . ."

Ja, und er hatte ihr auch gesagt, was zu sagen ihre Flucht mir unmöglich gemacht: nämlich von der vorgeblichen Reise nach New-York, damit Marcella sich in Mailand oder anderswo mit mir, mit dem Major Pancrazio oder einem Anderen verheirathen könne. Aber Alles war vergebens gewesen.

„Von Dir hast Du nicht gesprochen?"

„Was hätte ich von mir sagen sollen, das sie nicht wüßte? Ich würde der Thörichtste der Menschen gewesen sein, wenn ich mich in Marcella verliebte, da ich weiß, daß ich, ich allein, sie niemals die Meine nennen könnte; mir würde der Muth fehlen, die fromme Lüge zu zerstören, die mir so viele Pein macht, aber meiner alten Mutter das Leben weniger bitter erscheinen läßt, und ich könnte

doch nicht nach New-York gehen! Du siehst es nun; hatte ich nicht Recht, zu sagen, Du seiest ein Narr?"

Bei diesen letzten Worten schlug er die Augen nieder, erhob sie aber sogleich wieder, um mir ins Gesicht zu blicken und wehmüthig zu sagen: „Mein Leben wird so hingehen, immer so, getröstet durch die Arbeit; ich habe der Liebe entsagt; weißt Du? ohne diese Entsagung würde meine Pflicht mir zu schwer werden."

Dann ohne einen Schatten von Schwermuth, eher in keckem Ton, setzte er hinzu:

„Morgen werde ich wieder anfangen, der von früher zu sein; denn nichts hat sich geändert; und höre wohl: nicht einmal Dein Wunsch!"

Fast entschlüpfte mir das Wort, daß auch ich der Liebe entsagt habe; doch da es nicht wahr gewesen wäre, wollte ich den Klang meiner Lüge nicht hören. „Wer weiß?" sagte ich scherzend, „an einem Tag oder dem anderen werde ich auf meinem Wege das Mädchen finden, das meine Gemahlin sein wird; vielleicht wird es gut sein, mir's bei Zeiten zu besorgen, es unter meinen Augen aufwachsen zu lassen und es niemals aus dem Gesicht zu verlieren, damit es sich in keinen Anderen verliebe. Wenn ich unverweilt den Auftrag gebe, wird es in sechzehn Jahren so weit sein; ich bin dann noch nicht einmal fünfzig alt, und endlich doch wohl reif für die Ehe."

Venturino nickte beistimmend; ein Zeichen, daß er an Anderes dachte und mein leeres Gerede nicht gehört hatte.

Als ich folgenden Tages in die Casa Cortesi kam, fand ich dort die Freundlichkeit und das liebenswürdige Getändel Marcella's, den Strickstrumpf der Alten, ihre Seufzer, welche das kurze Stillschweigen mit gewissen nachdenklichen „aber" unterbrachen, und in welchen sich die ganze Bangigkeit dieses Mutterherzens ausdrückte. An jenem Abend fand ich dort auch Venturino's jugendliche Lebhaftigkeit; er blieb bei uns, weil er, durch einen ungewöhnlichen Zufall, keinen Feuilletonartikel fertig zu machen, keinen Stoß Correcturbogen zu lesen hatte.

Und viele andere Abende vergingen wie dieser, und nie zeigte sich Marcella mir wieder, wie sie mir nur auf einen Augenblick erschienen war. Deshalb gab ich mich keiner Täuschung mehr hin. Ich sah sie lange an, ohne Wunsch, denn die Hoffnung war zu Ende; ich suchte in ihren Augen die Liebe zu erforschen, welche ich einst errathen zu haben geglaubt, aber auch das gelang mir nicht mehr, so sehr war sie oder wußte sie sich gleichgültig zu stellen.

Wenn, nach neun, die Mutter zu Bett gegangen war, geschah es zuweilen, daß wir allein blieben, und es war immer leicht für mich, von Venturino zu sprechen, welcher im anstoßenden Zimmer arbeitete; aber dennoch entdeckte ich nichts.

Marcella, ohne zu erröthen, ohne sich allzu sehr in Stimme oder Ausdruck zu beleben, beklagte ihren Schwager, lobte ihn, sprach gelassen aus, daß sie niemals einen edelmüthigeren Mann gekannt habe.

„Wer würde denken," wagte ich einst zu sagen, „daß in diesem dürftigen Körper so viel Kraft, so viel Widerstandsfähigkeit sei?"

Marcella erhob die Augen von der Stickerei, mir einfach zu erwidern: „Nicht wahr? wer würde es denken? . . .“

So kam der November heran.

Am Tage Aller-Seelen wollte Marcella ihrem Giovanni einen Kranz bringen, aber die Sache mußte heimlich geschehen. Allerdings ging sie auch zum Grabe ihrer verstorbenen Mutter; aber wenn sie das gesagt hätte, würde die lebende Mutter sie haben begleiten wollen. Es bedurfte eines wahren Complotts zwischen Venturino und mir, aber es gelang; Venturino blieb bei der Mutter daheim, der Kranz wurde in meine Wohnung gebracht, und von da gingen wir, Marcella und ich, nach dem Kirchhof, um das bischen Erde aufzusuchen, das Giovanni bedeckte. Mir schien es schwieriger, als es in der That war; denn Marcella hatte schon vorher oft insgeheim ihren lieben Todten besucht und fand sich zwischen den Wegen zurecht, den Blick vor sich hin gerichtet, wie wenn Giovanni aus seiner Gruft ihr zugerufen hätte: „Hier bin ich.“

Als sie angelangt war, kniete sie nieder, um still zu beten; dann aus der Erde, die noch den Grabstein erwartete, zog sie das Gras, welches den von ihr selbst gepflanzten Rosenstrauch verbarg. Er hatte bereits viele Blumen gespendet, nun aber streute er das bischen Grün seiner Blätter umher. Und Marcella weinte nicht mehr. Nur beim Fortgehen sagte sie:

„Wie schmerzlich, daß wir noch keinen Stein mit einer Inschrift haben setzen können, um den Leuten zu sagen, daß mein Giovanni so gut war!“

„Aber ein Stein kostet so wenig!“

„Venturino will ein kleines Denkmal machen lassen, und das kostet viel; er hat mir nicht erlaubt, aus meiner Mitgift beizusteuern; er sagt, daß er im nächsten Jahre so weit sein werde.“

Dann kniete sie am Grabe ihrer Mutter nieder, das nicht weit davon war und einen schönen schwarzen Marmorstein hatte.

Auf dem Heimweg waren wir traurig, aber zufrieden, den Todten besucht zu haben, ohne den Argwohn der armen Alten zu erregen.

Doch kaum zurückgekehrt, während wir Alle vor dem Mittagessen, zu dem man mich eingeladen, im Salon versammelt waren, ereignete sich ein großes Unglück. Der Briefträger brachte einen Brief zurück, welcher Giovanni in New-York nicht aufgefunden und, nachdem er eine ganze Zeit in Amerika gelegen, den atlantischen Ocean wieder gekreuzt hatte, um der Absenderin, Signora Marta, zurückgestellt zu werden.

Die Sache war ganz einfach, jedoch Niemand hatte daran gedacht. Und auch der andere Brief, den die Alte, im Einverständniß mit mir, heimlich hatte einschreiben lassen, auch der würde in zwei oder drei Monaten zurückkommen, um der Armen neue Betrübniß und neuen Argwohn zu bringen.

Wie war dem abzuhelfen?

„Aber wie geht das zu?“ sagte die Alte. „Die einfachen Briefe kommen immer an, und dieser, den wir haben einschreiben lassen, verirrt sich unterwegs?“

„Er verirrt sich nicht,“ entgegnete ich, damit Jemand auf eine bessere Antwort denke; „er verirrt sich nicht, wenn wir ihn hier haben.“

Nun sprach Venturino, wie zu sich selbst, die Vermuthung aus, daß Giovanni sich anderswohin begeben habe; doch nein, er hatte auf spätere Briefe geantwortet.

Der Brief ging aus einer Hand in die andere, während Venturino den Empfang bescheinigte.

Der Zweifel, der plötzlich die Seele der Alten ergriffen hatte, verursachte ihr eine ungewöhnliche Nervosität, eine argwöhnische Ungeduld, hinter die Wahrheit zu kommen.

„Also," stammelte sie, kaum daß der Briefträger gegangen war, „also kann Keiner mir die Sache erklären?"

Wir dachten alle nach.

„Gieb mir den Brief," fuhr die Alte fort, sich zu Venturino wendend; „gieb ihn mir gleich."

Und da Venturino nicht alsbald gehorchte, aus instinctiver Furcht, daß dieses Blatt, wenn es in die Hand seiner Mutter komme, ihr die ganze Wahrheit, oder vielmehr die ganze Lüge sagen werde, drang Signora Marta mit befehlendem Ton in ihn:

„Gieb ihn her!"

Und Venturino reichte den Brief hin.

Die Alte näherte das verdächtige Blatt den Augen, befragte die Poststempel der beiden Seiten, ohne auch nur zu wissen, auf welche Antwort sie hoffen könne, oder vielleicht ob sie überhaupt auf eine solche hoffe.

„Hier, was steht hier?" fragte sie mich.

„Liverpool."

„Und hier?"

„Sacramento; und hier New-York, und hier zweimal Mailand . . . das sind die Stationen, die der Brief hin und her gemacht hat."

Dann, ohne weiter Etwas zu sagen, riß die Alte das Couvert auf, entfaltete das Blatt, hielt es sich vor die Augen, schüttelte den Kopf, weil sie nicht einmal mit der Brille zu lesen vermochte, und befahl Marcella:

„Lies mir Alles vor."

Marcella las, mit einigem Zittern in der Stimme, was wir Einer nach dem Andern geschrieben hatten, bis auf die paar Worte, die von mir am Rand hinzugefügt worden waren.

Sogleich, als sie begann, begriffen wir alle, daß wir einen argen Fehler begangen hatten, da Venturino schon Jedem von uns geantwortet, und Jeder von uns, was er geschrieben, der Mutter vorgelesen hatte.

Als Marcella an das Ende ihrer eigenen Zeilen gekommen war, wurden ihre Augen feucht, und ihre Stimme verschleierte sich, indem sie sprach: „Kehre wieder, mein Giovanni, kehre wieder aus dem fernen Lande, wohin Du gegangen bist, ohne mir ein Wort zu sagen, ohne meine Arme aufzusuchen, die Dich zurückgehalten haben würden, kehre wieder, und Du wirst Deine Marcella finden, jetzt und immer die Deine . . . so lange sie lebt."

Nun war Venturino so kühn, die Vorlesung zu unterbrechen; und indem er sich äußerst verwundert stellte, sagte er:

„Aber haben wir denn nicht geglaubt, daß Giovanni auf alles dies geantwortet habe? . . . Sage, Marcella . . . auch hierauf . . .“

Die Alte fiel mit strengem Tone ein: „Laß sie zu Ende kommen.“

Als die Pein vorüber war, sagte die Alte: „Ja, das alles ist beantwortet worden, ich habe es drüben im Schubfach. Geh', Marcella. Nein, bleib', ich werde selbst gehen.“

Man konnte sie nicht verhindern, zu gehen, ohne ihren Verdacht noch größer zu machen.

Als die Mutter zur Thür hinaus war, sagte Venturino leise:

„Wenn ich den Brief vorlese, werde ich einige Worte zu verändern suchen, damit er nicht wirklich wie die Antwort erscheint; macht Ihr es auch so.“

Die Alte kam bald zurück.

„Hier. Signor Fortunato, wollen Sie lesen . . .“

„Gern.“ Ich nahm das Blatt und durchlief es schweigend.

„Nicht so; laut!“ begehrte die Alte; und wie um mir zu drohen, setzte sie hinzu: „Ich weiß es auswendig.“

Glücklicherweise rühmte sie sich, weil ihr manche zärtliche Wendungen im Gedächtniß geblieben waren; aber sie erinnerte sich zum Beispiel nicht der entsetzlichen Worte, mit welchen das furchtbare Schreiben anfing: „Ich habe Euer Liebes vom 10. März erhalten.“ Ich übersprang sie sogleich, und in mehr als einem Punkte verbesserte oder verstümmelte ich einen Satz. Als ich zu Ende, war mir so heiß geworden wie einst, wenn ich dem Professor Ferula die herrlichen Strophen der lateinischen Aufgabe hersagte.

Die Alte, ohne recht zu sehen, blickte Einen nach dem Andern, mich, ihren Sohn, ihre Schwiegertochter an, uns und zugleich ihr Gedächtniß durchforschend.

„Steht es da wirklich so geschrieben?“

„Genau so: ‚ich danke auch Dir, lieber Fortunato, wenn Du mich nicht vergissest!‘“ Venturino hingegen hatte geschrieben: ‚daß Du mich nicht vergessen hast.‘

Noch leise schluchzend, fiel Marcella ein, um mir aus der Verlegenheit zu helfen:

„Man sieht, daß auch ihm derselbe Gedanke gekommen war, an Jeden von uns zu schreiben, darum haben wir geglaubt, daß es die Antwort sei.“

Marcella war verschlagen, nicht wahr? Aber wie kann die Güte mit so vieler List ausgerüstet sein? Ich würde immer das Gute neben die Einfalt gesetzt und sogar das Eine mit dem Anderen verwechselt haben; aber nach dem Beispiel, welches Marcella und Venturino mir gaben, kann ich es nicht mehr.

Die alte Signora sann einen Augenblick nach; vielleicht um uns durch ihren Verdacht nicht zu kränken, schwieg sie, aber sie ließ sich den Brief zurückgeben und ging, um ihn wieder einzuschließen.

Und wiederum, als sie gegangen, saßen wir rathlos da, indem wir des anderen Briefes gedachten, den ich mit der Mutter zusammen auf die Post gebracht hatte.

„Zum Glück haben wir noch nicht geantwortet,“ sagte Marcella. „Wir dürfen es nicht thun.“

Gewiß nicht; hingegen blieb etwas Besseres zu thun, wie Venturino uns mittheilte; aber er konnte nicht mehr sagen, da die Alte, wieder beruhigt zurückkehrte. Dies „Bessere" war, einen Brief Giovanni's zu schreiben, datirt aus San Francisco in Californien.

Unser Todter würde darin sagen, daß er New-York verlassen habe, um einträglichere Geschäfte im Lande des Goldes zu machen.

Auf diese Weise würde sich auch der nicht in seine Hände gelangte Brief erklären.

Venturino wollte eine verwickelte Adresse angeben, unter welcher man ihm dorthin zu schreiben habe.

Und wir schrieben wie das vorige Mal. Nur die Alte nicht. Aber sie bat, daß Jeder von uns ihrem Sohne sage, sie werde bald sterben, wenn er noch länger fern bliebe. Und sie verlangte nicht einmal, man solle den Brief recommandiren lassen, weil sie der Versicherung ihres anderen Sohnes nachgab, daß der Postdienst in Amerika sehr gut eingerichtet sei, daß dort kein Brief verloren gehe, daß dort aber auch, aus einer fast übertriebenen Genauigkeit des Dienstes, eingeschriebene Briefe oft an den Absender zurückgeschickt werden, bevor sie wegen irgend eines Hindernisses an ihre Adresse gelangt sind.

Venturino erschien mir auch sehr überlegt, als er den Postdirector bat, daß man einen solchen Brief, wenn er zurückkomme, ihm nicht abliefern, sondern ihn nur schriftlich davon benachrichtigen möge.

Und jener Brief, mit zitternder Hand von Signora Marta geschrieben, mit meiner kalligraphischen Aufschrift versehen, ward uns wie durch ein Wunder zwei Tage später wiedergebracht, weil die Post von New-York ihn nicht annehmen wollte, nachdem sie den anderen kurz zuvor zurückgeschickt hatte; und das dirigirende Amt machte keine Schwierigkeit, ihn herauszugeben, als Venturino anstatt seiner alten Mutter unterzeichnet hatte.

Venturino wollte ihn nicht öffnen, auch Marcella und ich nicht; als wir aber alle Drei zusammen waren, ermannten wir uns und verletzten das Briefgeheimniß.

Aber es war ein Geheimniß, welches vielleicht das unsere gefährdete, und wir glaubten daher, so verfahren zu müssen.

Venturino öffnete langsam das Couvert und überreichte dann das Schreiben Marcella, die schweigend mit Thränen in den Augen las; und darauf, als ob auch wir uns danach sehnten, zu weinen, lasen wir, gleichfalls stumm.

Der Brief lautete:

„Mein Giovanni, mein Sohn, heut' Nacht hatte ich einen entsetzlichen Traum, der, wenn er die Wahrheit gewesen wäre, mich zu Boden geschmettert hätte: mein Giovanni war todt; ich sprach zu ihm, und er antwortete nicht, ich berührte ihn, und sein Körper war kalt und sein Herz schlug für Niemanden mehr, nicht einmal für seine Mutter, die ihn geboren.

„Mein Giovanni, warum lässest Du mich so sehr leiden? so muß ich sterben; das Verlangen nach Dir verzehrt den Rest meines Lebens. Denke an Deine Mutter, an Deine Frau; kehre zurück auf einen Tag oder auf eine Stunde;

dann, wenn Du willst, wirst Du wieder gehen und Deine Mutter wird zufrieden sterben."

Das war Alles.

VIII.

Die beiden Complicen ließen sich immer wieder aufs Neue durch den Traum der Mutter rühren, lasen und wiederholten oft den trostlosen Satz: „oh, wenn es die Wahrheit wäre, so würde sie mich zu Boden geschmettert haben," um sich in der Lüge zu bestärken.

Ich nicht; keineswegs wegen der geringen Hoffnung, daß eine Aenderung der Dinge mir eines Tages noch die Hand Marcella's verschaffen könne; nein, aus einfachem Gerechtigkeitsgefühl.

„Die Wahrheit," versicherte ich meine beiden Gegner, „hat noch nie Jemanden zu Boden geschmettert; und wenn die Menschen sogar den Blitz gezähmt haben, so können sie um so mehr die alte Signora darauf vorbereiten, die Wahrheit zu hören."

„Ach, ums Himmelswillen, denken Sie nicht daran!"

Marcella war es, die mich so beschwor.

„Nein, nein, seien Sie ruhig; ich meinestheils schweige; aber ich habe stets gesehen, daß die Wahrheit sich rächt."

Ich drohte mit dem Finger.

Marcella und Venturino sahen sich verstohlen an, dann sagten sie mir, sie seien völlig resignirt.

Daraus ersah ich, oder glaubte es doch, daß die Wahrheit ihre Rache schon begonnen habe; und es that mir aufrichtig weh, für sie, die Armen, die mir verliebt schienen, und für mich, ärmer als sie, der täglich dem Fortschritt ihres Uebels zusehen mußte.

Auch die Signora Marta, gegen die ich sicherlich einen instinctiven Groll hatte, weil ihretwegen eine unnütze Komödie gespielt wurde, fing an, mir Kummer zu machen. Ohne Zweifel betrachtete sie uns sämmtlich mit argwöhnischen Blicken.

Und einst, als wir unter vier Augen waren, und sie mir im Gesicht zu lesen gesucht hatte, ob ich ein Mann sei, bereit die ganze Wahrheit zu sagen, sprach sie:

„Hören Sie, Signor Fortunato, mich beunruhigt Etwas, ich möchte mich Jemandem anvertrauen, der nicht verstände ... Jemandem, der Willens wäre ... Kurz, mich dünkt wirklich, daß Sie nicht das Herz hätten, eine arme Mutter zu täuschen ..."

„Sie haben Recht, sprechen Sie."

„Werden Sie mir die Wahrheit sagen, die ganze?"

„Gewiß!"

Und die unglückliche Frau, indem sie mich fest an beiden Händen faßte, bat mich um die Liebe, daß ich ihr sagen möge, wo in Wahrheit ihr Giovanni sei; denn sie fürchte, er sei nicht nach Californien gegangen. Und ich log; ich schwor bei Allem, was es Heiliges für mich gab, ich versicherte sie, daß Giovanni aus San Francisco geschrieben habe. Hatte sie nicht selbst den letzten Brief gelesen? ... Aber warum hatte sie sich jemals diesen Zweifel in den Kopf gesetzt?

Vor Allem, weil der Himmel ihr einen bösen Traum geschickt, und dann, weil die recommandirten Briefe nicht angekommen waren; endlich war sie jetzt fast sicher, daß der vielerwähnte Brief vom zehnten März beantwortet worden sei. — „Nun denn! Aber wie?"

Ohne ein weiteres Wort zog Marta die Antwort aus der Tasche. „Lesen Sie: hier steht geschrieben: ‚Ich habe Euern lieben Brief vom zehnten März erhalten'. Und warum haben Sie mir diese Worte nicht vorgelesen, die ich nachher mit der Lupe habe lesen müssen? Sagen Sie die Wahrheit, Signor Fortunato, haben Sie Mitleid mit einer armen Mutter; also, mein Sohn ist krank?"

Wenn die Arme mich gefragt haben würde: „lebt mein Sohn?" vielleicht hätte ich einen Theil der Wahrheit enthüllt; denn die Lüge war mir schon verhaßt, und schien mir immer schlimmer werden zu müssen. Aber sie dachte nicht entfernt an den Tod ihres Sohnes, jung und stark wie eine Eiche, selbst da nicht, als der Himmel ihr den bösen Traum geschickt hatte, um sie zu erschrecken; instinctiv wollte sie getäuscht sein, indem sie mein Erbarmen anrief; und ich, aus dem Mitleid, welches sie von mir erbat, log wie ein Spitzbube.

„Fassen Sie Muth, Giovanni geht es vortrefflich, jetzt ist er in San Francisco; aber Sie wissen besser als ich, welch' einen Kopf dieser Junge hat; morgen kann er wo anders sein."

„Er ist ein guter Sohn, ein bischen Tollkopf, aber gut . . ."

Sie schien durch meine Lüge beruhigt; aber ich hatte ihre Bemerkung wegen des verschwiegenen Datums nicht beantwortet; und das mußte den Verdacht später wieder wecken.

Inzwischen ging das Trauerjahr zu Ende; binnen Kurzem würde das Gesetz die Wittwe Giovanni's ganz frei geben.

Ich sah mindestens ein Dutzend Bewerber voraus, welche Marcella mit ihrer Manier des krausköpfigen Kindes abweisen würde; und von Weitem fühlte ich es wie die Gluth eines andern Brandes, der mir unvermeidlich schien. Er allein vielleicht? oder vielleicht beide! Und es würde die gerechte Strafe für ihre verleugnete Liebe sein.

Jedoch, wenn ich Marcella mit Verlangen, wenn ich Venturino mit Eifersucht ansah, entdeckte ich kein Anzeichen. War also ich allein der Verliebte?

Der verhängnißvolle Jahrestag ging traurig und still vorüber.

Ich, wie gesagt, hatte resignirt; nichtsdestoweniger, wie fragend, sagte ich zu Marcella, welche nichts von mir wissen wollte: „Denken Sie daran, daß auch ich unter den Vielen bin . . ."

„Den Vielen? welchen? . . ."

„Unter den Vielen, die um Ihre Hand werben; denn es wird eine Procession sein; ich biete mich nicht mehr an, aber Sie wissen, daß ich gern nach Mailand, nach San Francisco, oder in die Hölle gehen werde, in Ihrer Gesellschaft."

Ich lachte laut, aber sie lachte auch.

Der Major Pancrazio war der Erste, der sich präsentirte. Da es ihm noch nicht geglückt war, einem Backfisch, der erst eben aus der Pension gekommen, den Kopf zu verdrehen, würde er ihn gern gestraft haben, wenn nur die Wittwe Cortesi andern Sinnes geworden wäre.

Er sagte mir nichts, aber ich verstand Alles, und da wir durch den alten Pakt Vertraute waren, fragte ich ihn:

„Ihr Schulmädel entschließt sich nicht?"

„All' diese Mädchen von heute haben den Geschmack an den Epauletten verloren; alle sagen, sie seien zu jung und wollten nicht zu früh heirathen; und ein Ehrenmann, wie ich, der noch ein Gemahl ersten Ranges sein würde, geht indessen zum Teufel."

„Sagen Sie das nicht," gab ich ihm zur Antwort; „Sie können noch viele Jahre als Junggesell vertragen . . ."

Und er erwiderte, das sei sehr wahr.

Er fing also seine Besuche wieder an, und ich setzte trübselig die meinigen fort, bis Venturino und Marcella sich unser erbarmten und uns gestanden, daß sie Verlobte seien; nur sollten wir um Gotteswillen keiner lebenden Seele Etwas sagen.

„Oh! oh! bravissimi!" stotterten wir um die Wette; „also sollte es auch der Mama verschwiegen bleiben?"

Sie hatten selbst nicht gewußt, daß sie sich . . . liebten . . . bis . . .

„Bis wann?" fragte ich Marcella.

Mir antwortete Venturino.

„Bis vor einem Monat; ich entdeckte, was mir fehlte, und sogleich, da wir uns versprochen hatten, intime Freunde zu sein und uns Alles zu sagen, vertraute ich es Marcella an . . . und nun sprich Du weiter."

Und Marcella, das Köpfchen ein wenig schüttelnd, aber ohne das Gekräusel ihrer schönen Haare zu verwirren, fuhr fort:

„Und ich habe ihm geantwortet, daß auch ich krank sei. So, um beisammen zu bleiben, haben wir uns verlobt."

„Und wann die Hochzeit?"

Ja, die Hochzeit! Wer weiß, wann? So spät wie möglich. Sie wollten der guten Mutter das Leben nicht verkürzen; aber inzwischen waren sie glücklich in dem Versprechen, sich zu heirathen, ehe sie stürben.

Sie drückten sich einen Moment die Hand, lasen nochmals in den treuen Augen ihr Verlöbniß, und wurden dieselben wie zuvor.

Sofort machte der Major sich wieder auf zu seinem Backfisch, oder zu einer Anderen; und ich blieb, wie es mein Schicksal wollte, bis zuletzt ein Zuschauer dieser unglücklichen Liebe.

So erschien sie mir.

„Ihr glaubt geheilt zu sein, weil Ihr Euch verlobt habt, aber Ihr täuscht Euch; Ihr seid schlimmer daran, als zuvor, und die einzige Arzenei ist die Ehe. Höret auf mich, der ich Euch beide lieb habe, heirathet rasch, meinetwegen sogleich; ich begleite Euch gern auf das Municipium und in die Kirche als Zeuge; ich wette, der Major Pancrazio wird es ebenfalls thun."

Marcella und Venturino dankten lachend, aber beide sagten in voller Uebereinstimmung, daß es unmöglich sei, daran auch nur zu denken; die Mutter würde es nicht überleben, wenn sie den Tod Giovanni's erführe.

Ich gab mich nicht für besiegt.

„Um die Signora Marta würde es vielleicht besser stehen als heut', wenn ihr mit dem Schmerze die Freude der neuen Heirath zu Theil würde. Am letzten Ende, was hat sie davon, sich ihren Sohn lebend vorzustellen? Sagt es selbst: zu denken, daß er ein schlechter Sohn und ein noch schlechterer Gatte sei."

Auch sie gaben sich nicht für besiegt.

„Und dann, was glaubt Ihr? Die Mama fängt schon an, Argwohn zu hegen. Sie hat begriffen, daß hier ein Geheimniß obwalte; heut' fürchtet sie, Giovanni sei krank."

„Wirklich?"

„Ja; sie hat versucht, mich Alles sagen zu machen; ich habe gelogen, ärger als Ihr; ich habe die Krankheit geleugnet; aber jetzt wär' es an der Zeit, die Krankheit zuzugestehen, um Giovanni dann eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Inzwischen macht Ihr in der Stille Hochzeit, und nach einem Jahre, oder noch früher, gesteht Ihr Alles. Ach, meine Lieben, ich würde es wirklich so machen."

Ich redete wie ein überzeugter Apostel, aber ich überzeugte keinen von beiden.

„Nein, sprich nicht so," sagte Venturino ernst; „die Mutter ist herzkrank; der Arzt behauptet, ein großer Schmerz könne sie plötzlich tödten. Du siehst wohl, daß wir nicht anders handeln können."

IX.

Sie hielten also neun lange Monate aus, ohne viel zu leiden; sie zeigten sogar beide ein zufriedenes Gesicht, bis zwei Blicke mir verkündeten, daß die Qual des Tantalus begonnen habe. Welche Blicke? Zwei Blicke, die, sich suchend, einander zu begegnen fürchteten.

Ich hatte immer geglaubt, ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich vor zehn nach Hause ging, damit Venturino und Marcella sich noch ein wenig allein in die Augen blicken könnten; als ich mich jetzt wie gewöhnlich verabschieden wollte, bat Marcella selbst ihren Verlobten, mich zu begleiten, ein wenig Bewegung in der Frühlingsluft werde ihm gut thun.

Venturino willigte sogleich ein, und schweigend gingen wir neben einander.

Es war April, der Frühlingsmonat. Sein frischer Wind wehte durch die langen Bogengänge der Straßen und trug überall hin den Hauch der Sehnsucht; er streute Keime der Liebe auf die Simse der geschlossenen Fenster, damit am Morgen die fünfzehnjährigen Turinerinnen ihr das Herz öffneten; er streute sie über den Jünglingen aus, die noch umherschweiften gleich uns; überall hin streute er ein wenig davon; aber mehr als irgendwo in den Alleen des Valentino, längs dem Po, der mir an jenem Abend unwillig und in nicht gewohntem Schweigen zum Meere zu fließen schien.

Und endlich vertraute Venturino sich mir an.

„Ich wußt' es wohl!" versetzte ich, nachdem er mir seine Qual geschildert; „habe ich Euch nicht gesagt, es werde so kommen? Ihr habt es für menschenmöglich gehalten, Euch jeden Abend in die Augen zu blicken, Euch als vermählt zu betrachten — bis es der Mutter gefallen würde, in jene Welt hinüber zu gehen."

„O, was sprichst Du, Fortunato?"

„Immer die Wahrheit; es ist das Uebel, an dem ich leide. Mit dem, was Ihr gethan, habt Ihr eine Lüge begonnen, allerdings weniger schön, aber ebenso fromm, wie jene andere: nämlich, daß Eure größte Glückseligkeit darin bestehe, Euch das ganze Leben lang, ohne Wissen der Mutter zu lieben, heimlich Verlobte zu sein, vorbehaltlich der Vermählung in extremis, wenn die Mutter hundert Jahre alt wird, ohne den Tod des Sohnes zu erfahren. Jetzt fangt Ihr an, zu begreifen, daß das Leben so nicht weiter gehen kann, weder für Euch noch für die Mutter. Machen wir also ein Ende. Ich selbst gehe, um Alles zu sagen. Ich werde zuerst eine leichte Erkrankung Giovanni's melden, dann eine Verschlimmerung, endlich die Katastrophe, und möge der Schluß bald erreicht sein; wenn ich den Telegraphen zu Hülfe nehme, werden sechs Tage mir genügen."

„Du bist toll!" versicherte Venturino.

Er sagte nichts weiter und fuhr fort, neben mir herzugehen durch das, nur von Lampen unterbrochene Dunkel der Alleen, auf das leise Rauschen des Flusses lauschend, welcher widerstrebend der mächtigen Umarmung entgegenströmte.

„Und nun, was denkst Du zu thun?"

„Ich weiß es nicht," sagte er unsicher; „wir haben uns verlobt, und ich glaubte, daß das uns genüge . . ."

Auch ich schwieg eine Weile, dann sagte ich langsam, mit dem Ausdrucke der festen Ueberzeugung:

„Es gibt einen Ausweg: vermählt Euch im Geheimen; wir gehen eines Morgens früh auf das Municipio; der Bürgermeister gibt Euch zusammen; ich und ein Anderer werden Zeugen sein; darauf machen wir es ebenso in der Kirche; wenn Ihr heimkehrt, wißt Ihr, daß Ihr Mann und Frau seid."

Diesen meinen Gedanken hatten Venturino und Marcella nicht einmal, sondern hundertmal gehabt und immer wieder zurückgewiesen; sie wagten nicht, das Lächerliche einer solchen Lösung herauszufordern; die Welt will ihr Theil, und wenn die Leute sich zum Schweigen verstanden haben, als dies Opfer ein wenig Menschenfreundlichkeit verlangte, so würden sie nach der Heirath in ihr ganzes, heiliges Recht, zu schwatzen, wieder eintreten wollen. Nicht ein Monat würde vergehen, und die heimliche Ehe wäre der Mutter zu Ohren gekommen.

„Schließlich können die Leute denken, daß es gerecht sei, wenn Jeder sein Theil duldet."

Diese Worte, von Venturino mit Bitterkeit gesprochen, wiederholte ich mir gelassen und setzte hinzu:

„Die Gerechtigkeit trennt sich nie von der Wahrheit . . . sie ist vielmehr die Wahrheit selbst . . ." Aber ich sprach es nicht laut aus, sondern sagte:

„Und bringt die Kunde nicht nach einem Monate zu der Alten, so geschieht es später . . ."

„O nein, nie!"

Es waren die letzten Worte jener stillen Nacht; Venturino kehrte heim — und ich auch.

Am Tage darauf, als ich, wie gewöhnlich, mich zu meinen Liebeskranken begab, hoffte ich, daß sie mir sagen würden: „nun wohl, richten Sie — richte Du — unsere Angelegenheit ein; wir werden nie den Muth haben, der alten Mutter einen solchen Schlag zu versetzen."

Aber ganz im Gegentheil.

Vierzehn Tage lang sprachen sie nicht mit mir, vielleicht um mich dafür zu strafen, daß ich gewagt hatte, das einfachste Mittel zu empfehlen, oder vielmehr, um mich nicht zu ermuthigen — wozu wenig gehörte —, Arzt und Arznei zugleich für ihn, für sie und für die Mutter zu sein, nämlich bei der ersten Gelegenheit den Sack zu leeren.

Ich glaubte sogar zu bemerken, daß sie mich nicht mehr allein mit der Alten ließen, und daß, wenn Venturino seiner Mutter von dem Bruder Giovanni sprach, Marcella mich durch einen langen flehenden Blick festhielt, damit mir die Geduld nicht reiße.

Aber so konnte es nicht bleiben, gebt Ihr es zu?

Und was fanden meine Liebenden aus? Sich heimlich in der Kirche trauen zu lassen. Don Sulpizio, der Pfarrer der Parochie von S. Filippo, würde vielleicht keine Schwierigkeit machen, sie im Namen Gottes zusammenzugeben; denn seit Kurzem hatte das italienische Gesetzbuch die Civilehe zugelassen, und so oft die Kirche sich am Gesetzbuch rächen konnte, würde sie das gerne thun.

Die kirchliche Ehe, durch die neuen Gesetze auf die geringsten Formalitäten beschränkt, war rasch abgemacht; sie konnte geschlossen werden, fast ohne eine lebende Seele davon in Kenntniß zu setzen; davon hören würden jedenfalls nur äußerst Wenige, und so würde man dem Publicum keine Veranlassung zum Gelächter geben.

Wiewohl weniger überzeugt als beide, bot ich auf alle Fälle mich an, selbst mit Don Sulpizio zu sprechen, und gegen meine Erwartung zeigte dieser würdige Geistliche, wenn er gleich sehr betrübt war über die Neuerung, sich dennoch nicht erfreut über die Rache. Und er sagte mir in demüthigem Tone feierliche und tugendhafte Worte. „Die Civilehe," sagte er, „da sie menschliches Gesetz geworden ist, wird immer vorangehen müssen dem Sacrament, das nichts verliert von seinem wirklichen Werth in den Augen des Himmels, auch wenn zuvor schon ein Vertrag den bürgerlichen Stand der Gatten und der Kinder geregelt hat."

Er hatte häufig kirchliche Trauungen zu vollziehen, aber er fragte stets: „Sind Sie civilamtlich vermählt?" — und wenn sie es nicht waren und nicht sein wollten, so erachtete er es für seine Gewissenspflicht, sie dazu anzuhalten, denn das Mitleid machte ihn an ihre Zukunft denken. O freilich, wenn sie sagten, sie würden sofort aufs Standesamt gehen, dann gab Don Sulpizio nach und verehelichte sie; aber ich war gekommen, um ihm zu sagen, daß Venturino und Marcella für jetzt nicht die Civilehe schließen wollten . . . und sein Gewissen lehnte sich auf . . . jedoch könne er sich nicht durchaus weigern, da die Kirche ihre Diener verpflichtet, alle Sacramente zu administriren.

„Aber sehen Sie . . . der Fall . . . liegt anders . . ."

Und ich machte ihn bekannt mit dem Selbstmord, mit der frommen Lüge, welche sicherlich von Gott und allen Heiligen mit gütigen Augen angesehen werde, aber einstweilen die beiden Lügner die Qualen der Hölle dulden ließ.

Als ich geendet hatte, erhob Don Sulpizio die traurigen Augen zum Himmel und sagte mir, daß alles Dies zum Ohr des Beichtvaters gekommen sei. Durch wen? Durch Marcella und die alte Marta.

Wäre es möglich! Was wußte denn die Alte?

Da sie nichts wußte, fürchtete sie Alles, und eines Tages war sie in den Beichtstuhl gekommen, um Don Sulpizio zu bitten, daß er einen Brief ihres Sohnes aus Amerika lese.

Don Sulpizio hatte ihn gelesen, weil er aus der Aufschrift Alles errieth, und die Woche darauf sich zu unserem Mitschuldigen gemacht, indem er der alten Frau die Wahrheit verschwieg.

Also auch er ein Lügner!

Hätte Marcella das gewußt, sie würde vielleicht zufrieden damit gewesen sein, falls ihr sehr viel an ihrem Plätzchen im Paradiese gelegen war . . .

Don Sulpizio war meiner Meinung und erklärte, ohne sich viel zu besinnen, daß die Sache nicht länger so fortgehen könne; er werde auf eine Auskunft denken . . .

„Ah, bravo! thun Sie das; befreien Sie uns Alle aus dieser Qual! . . . Und wie werden Sie es machen?"

„Mit Gottes Hülfe; inzwischen sagen Sie nichts zu Haus, und von der kirchlichen Ehe nur, was Sie mich haben sagen hören; mögen sie es noch ein wenig überlegen; dann, wenn sie es wirklich wollen, werde ich sie trauen."

Mir war, als sei mir ein schwerer Stein von den Schultern genommen, und auf der ganzen Strecke Weges that ich nichts Anderes, als leise wiederholen: „braver Priester, braver Don Sulpizio!"

Wie wenn er schon Alles vollbracht hätte . . .

X.

Viele Abende erwartete ich, Don Sulpizio in der Casa Cortesi erscheinen zu sehen, um der alten Frau die bittere Wahrheit beizubringen, ohne ihr allzu wehe zu thun.

Aber Don Sulpizio kam nicht, während die Alte jeden Morgen zur Messe ging, um sich auf Ostern vorzubereiten, und Marcella sie begleitete.

Nach dem Osterfest, das in die letzten Tage des April fiel, meldete sich ein ausgelassener Mai.

Wie viel Schwalben in diesem Jahr! Früh erwacht nach ihrer Gewohnheit, zwitscherten sie einen Augenblick um die Wette unter den Dachtraufen und gingen dann an ihr großes Geschäft, sich zu lieben und das Nest zu bauen. In diesem Mai sah ich Nester unter jedem Balcon, ich sah sie aufgehangen in den Arkaden, an jedem Säulencapitäl, bis unter die Achseln und auf den Schultern der Statuen an den öffentlichen Gebäuden.

Einem solchen Mai konnten Venturino und Marcella nicht länger widerstehen, obgleich vielleicht Don Sulpizio den Ausweg noch immer nicht gefunden hatte. Also sagte mir eines Tages Venturino, daß er wenigstens zu der kirchlichen Trauung entschlossen sei. Ich drang darauf, die Sache vollständig zu machen auf dem Municipio; Venturino hätte beinahe nachgegeben und Marcella nicht Nein gesagt; aber gerade jetzt erinnerten sich beide, daß man seit einer Weile dem Todten nicht geschrieben, und wunderten sich, daß die Mama nicht auf die periodische Lüge gedrungen habe.

Nun schrieb Venturino und ging, seinen lügnerischen Brief der Mutter vorzulesen, die ihren Sohn umarmte und traurig, mit der Ergebung, welche der Himmel nur in den großen Prüfungen verleiht, zu ihm sagte:

„Dieser Brief wird nicht ankommen, mein Sohn."

„Und warum, Mama?"

„Weil keiner der andern, die wir geschrieben haben, angekommen ist."

„Aber wenn Giovanni geantwortet hat . . ." warf Marcella ein.

Die alte Frau blickte die Betrübte lange an und nahm ihre Hand.

„Und doch hast Du Ostern gehalten; hast die Lügen gebeichtet, die Du gesagt? . . . Armes Kind!"

„Mutter . . ."

„Mutter . . . was sprichst Du?"

„Ich weiß Alles, meine Kinder; Eure Briefe waren heilige Lügen, die der Herr Euch verziehen hat; aber keine neuen mehr!"

Wir sahen einander an, noch wartend.

„Don Sulpizio hat mir Alles gesagt . . ."

„Alles?"

„Alles."

Wenn es wahr gewesen wäre! Aber die gemeinsame Hoffnung wurde durch ein Wort vernichtet: „Warten wir."

Worauf? Die alte Frau schien zu schwanken; dann äußerte sie:

„Früher oder später wird Giovanni sich unser erinnern; ich verzeihe ihm das Leid, das er mir anthut, weil er doch immer mein Blut ist; aber Du, Marcella, verzeihst Du ihm wirklich?"

Ja, ja, Marcella verzieh wirklich; aber um nicht eine neue Lüge zu sagen, verbarg sie das Gesicht an der Schulter der Mutter.

Die Lüge dauerte demnach fort; und da wir der ganzen Wahrheit die Stirn zu bieten noch nicht wagten, schwiegen wir.

Signora Marta sah uns Einen nach dem Andern an; ihr bleiches Antlitz, von vielen Falten durchfurcht, schien freundlich erhellt von dem Silberhaar und diesen ihren halb verbrauchten Augen, die heute so viel Licht gaben.

„Auch Sie?" sprach sie zu mir kopfschüttelnd, als wolle sie mich schelten und mir danken.

Dann hob sie das Köpfchen Marcella's von ihrer Schulter und küßte sie lange, indem sie ihr Etwas ins Ohr flüsterte.

Marcella nickte bejahend und ging ins Zimmer der Mutter; und diese beeilte sich, sogleich leise zu fragen:

„Wie habt Ihr nur niemals daran gedacht, Nachrichten von Giovanni durch die Consulate zu erlangen?"

Da wir endlich eine Wahrheit sagen konnten, gestanden wir, einander ins Gesicht sehend, daß wir daran nicht gedacht hatten.

„Aber was wir nicht gethan haben, werden wir sogleich nachholen."

So sprach ich, und die Alte, kopfschüttelnd, entgegnete:

„Es ist unnütz; Alles, was zu thun war, ist schon geschehen. Ich erwarte die Antwort, und sie kann nicht lange ausbleiben. Und wenn der Himmel mir

barmherzig gewesen ist, so läßt er mich hören, daß mein heißgeliebter Giovanni schon eine Weile todt ist ... Ich bin keine schlechte Mutter, wenn ich wünsche, daß mein Sohn nicht herzlos gegen mich und seine Frau gewesen sei."

Die alte Frau, obwohl sie mit leiser, schmerzerfüllter Stimme sprach, bewies eine Stärke, der keiner sie fähig geglaubt hatte; sie vergoß keine Thräne, sie brach nicht in Schluchzen aus.

„Wenn der Himmel mich erhört hat, so wird es meine Aufgabe sein, Marcella die Nachricht zu geben; sie zu trösten ist dann Deine Sache, Venturino; denn ich habe Dir in der Seele gelesen."

„Was hast Du mir in der Seele gelesen?"

Sie dämpfte die Stimme noch mehr.

„Daß Du sie über Alles liebst, daß diese Liebe Dich leiden macht . . ."

Venturino fiel der Mutter um den Hals, und endlich kam die ganze Wahrheit über seine Lippen.

„Aber auch sie liebt mich!"

„Marcella? . . . Das ist nicht wahr!"

„Ja, doch, ja! ... Marcella! Komm' her, sage Du selbst Deiner Mutter, daß wir seit einer Weile uns sehr lieben und daß wir glückselig sein werden, uns bald zu vermählen!"

Marcella eilte herbei und flüsterte Etwas ins Ohr der Mutter, die sich sogleich erhob und, ihren Ausdruck ganz verändernd, in dem Schauer, der ersehnten und gefürchteten Wahrheit ins Gesicht zu sehen, einen Schrei ausstieß:

„Also mein Giovanni ist todt!"

Keiner antwortete. Ueber das erbleichte Antlitz flossen die letzten Thränen, welche die Runzeln lange zurückhielten, bis Marcella und Venturino sie mit ihren Küssen trockneten.

XI.

Muth, und noch ein Stückchen weiter, Fortunato Fortuna, dann bist Du zu Ende.

Ich will mich nicht aufhalten, zu erzählen, daß die Alte die Nachricht vom Tode ihres Sohnes mit all' der Seelenstärke hinnahm, welche sie hatte hoffen lassen; vielleicht, daß sie ihren Kräften zu viel zugetraut, aber nach einem leichten Fieber von zwei Tagen, während dessen sie ihre Kinder stets an ihrem Bette haben wollte, und Don Sulpizio herbeieilte, um seine Clientin mit ein wenig himmlischer Ergebung zu stärken, nach dieser Krisis von achtundvierzig Stunden vollzog sich das wirkliche Wunder, daß die von der Zeit und vom Schmerz Gebeugte der Freude widerstand. Also — braucht es gesagt zu werden? — ihre Kinder vermählten sich bald, zuerst auf dem Standesamt und am selben Morgen in der Kirche. Signora Marta wollte beiden Handlungen beiwohnen.

Wie das vorige Mal war ich einer der Zeugen, und der Andere war der alte Doctor; und wie damals empfing ich in dieser meiner Eigenschaft einen Kuß von der Braut, den ich ihr sogleich zurückgab, indem ich bei mir darüber nachdachte, wie verschiedenartig die Empfindung eines solchen Kusses ist, je nach den Umständen und dem Moment, in welchem man ihn gibt und empfängt. Es war ein philosophischer, aber kein schwermüthiger Gedanke; denn auch die

Schwermuth hat ihre Viertelstunden, und in jenem Augenblick, ich erinnere mich dessen noch wohl, in jenem Augenblick lächelte ich.

Meine Freude würde gewesen sein, wenn ich den Major Pancrazio zum Genossen meiner Zeugenschaft hätte haben können; aber das Brautpaar wollte den Scherz nicht in die heilige Handlung bringen, welche sie begingen.

Als ich jedoch meinem alten Rivalen den Einfall mittheilte, lachte er ein seltsames Lachen, nur mit den Lippen, nicht mit den Augen, und versicherte mich, daß er außerordentlich gern behülflich gewesen wäre, die Dame zu vermählen, die...

Der Satz blieb unvollendet, und so blieb er selbst; denn auch für den Major Pancrazio mit all' seinen silbernen Epauletten, seinem Zweispitz und dem schönen Federbusch fand sich niemals eine Gefährtin; und dies, obgleich zu gewissen Zeiten in jedem Jahre die Angestellten des Standesamts in Turin sich krank schreiben vor lauter Hochzeiten, und der Bürgermeister das große Geschäft den Assessoren aufhalst und die Assessoren miteinander abwechseln. Aber wenn Jemand sein Schicksal hat, so ist es unnütz, ein anderes zu verlangen.

Ich weiß nicht, ob Major Pancrazio noch denkt, eine Frau zu finden; ich weiß, daß er die Fünfundsechzig passirt und sich hat zur Ruhe setzen lassen; und ich weiß, daß ich selbst volle fünfzig Jahre alt bin und mich zum Cölibat verurtheilt habe.

Aber wer weiß? wenn mein Geschick ein anderes, so ist mein Urtheil in den Sand geschrieben.

Venturino und Marcella sind bis jetzt sehr glücklich gewesen, und wenn meine Prophezeiung etwas werth ist, werden sie immer glücklich sein, wie sie es verdienen.

Von der großartigen Lüge, welche länger als ein Jahr auf uns gelastet hatte, ist fast nichts geblieben; denn es wurde uns leicht, der Alten die tröstliche Kunde zu geben, daß ihr Giovanni nicht in New-York noch auf dem atlantischen Meere gestorben sei, wie sie sich in den Kopf gesetzt, sondern hier, in Turin, an einer plötzlichen Krankheit, und daß sie, wenn sie wollte, hingehen und das bischen Erde küssen könne, welches ihren Todten auf dem Camposanto bedecke.

Und sie wollte sogleich gehen, und als sie auf dem neuerlich errichteten kleinen Denkmal den theuren Namen und den verhängnißvollen Tag las, fand sie einen Trost darin, alt zu sein, da sie nicht lange mehr zögern werde, sich mit ihrem Giovanni zu vereinen. Aber alsbald füllten sich ihre Augen mit Thränen, aus Furcht, eine Undankbare gegen ihre anderen Kinder zu sein; und so verging auch dieser Gedanke rasch, und die Signora Marta lebt und wird noch ein Weilchen leben.

Nur ein geringer Rest der Lüge blieb; aber wer würde das Herz gehabt haben, ohne Noth einer Mutter zu sagen, daß ihr Giovanni sich in die Stirn drei Pistolenschüsse gejagt?

Und dennoch gab es eine, die den traurigen Muth hatte. Ich weiß nicht, ob die Signora Giuseppina, oder die Signora Sofronisba, oder die Signora Petronella, aber eine Elster gewiß. Ihr wißt ja, daß es immer Jemanden gibt, der die Wahrheit noch mehr liebt als selbst ich, der ich sie anbete, und das ist — die Schwätzerin.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, im April 1893.

Die ersten Monate des Jahres haben die genauen rechnungsmäßigen Nachweise über die wirthschaftlichen Ergebnisse des vergangenen Jahres gebracht. Die Gewinn- und Verlustconti der großen Banken und Aktiengesellschaften sind veröffentlicht und dienen als Maßstab für die Geschäftsergebnisse der entsprechenden Branchen in Privathänden, deren Gewinne und Verluste das Contobuch in verschwiegenem Busen bewahrt. Ueberall ist das Geschäft geringer als das geringe des Vorjahres. — Die europäischen Staaten haben die Schlußziffern ihrer Handelsstatistik im abgelaufenen Jahre veröffentlicht; auch diese weisen geringere Exportziffern auf. In Deutschland speciell haben wir an einem großen Verkehrsinstitut, den preußischen Staatseisenbahnen, einen Maßstab für Zu- und Abnahme des Verkehrs; der gewaltige Rückgang dieser Eisenbahneinnahmen ist ein entsprechender Zug aus dem gleichen Bilde. Die Einnahmen des Reiches aus dem Wechselstempel sowie aus der Börsensteuer sind zurückgegangen und illustriren so den Rückgang der Umsätze. Von allen Statistiken, welche als Werthmesser des geschäftlichen Lebens gelten, zeigt nur eine eine Zunahme gegen das Vorjahr: die Statistik der Concurse.

Es wäre keine erfreuliche Arbeit, wollten wir dem Leser alle jene Rückgangszahlen in ihren Einzelheiten vorführen. Suchen wir statt dessen uns den Vorgang zahlenmäßig wenigstens an einem Beispiel klar zu machen. Der Totalumsatz der Reichsbank betrug im Jahre 1892 104 489 Millionen Mark gegen 109 933 im Vorjahre. Was dieser Rückgang um rund $5^1/_2$ Milliarden bedeutet, zeigt uns der Ueberblick über die Gesammtumsätze seit Begründung der Reichsbank.

	Gesammtumsätze in Millionen Mark
1876	36 685
1877	47 542
1878	*44 255*
1879	47 459
1880	52 194
1881	56 336
1882	56 006
1883	62 620
1884	71 591
1885	73 199
1886	76 565
1887	79 839
1888	84 338
1889	99 709
1890	108 595
1891	109 933
1892	*104 489*

Während wir in dem vorjährigen Octoberheft dem Jahre 1891 noch nachsagen konnten, daß es im Unterschiede von dem bösen Jahre 1878 nur eine verlangsamte Steigerung, aber immerhin noch keinen Rückgang aufweise, ist diesmal auch dieser Unterschied weggefallen. Ohne große welterschütternde Ereignisse, ohne irgend ein handelspolitisches Ungewitter, durch die bloße Schwüle und Trägheit der wirthschaftlichen Atmosphäre haben die Geschäfte annähernd den gleichen Rückgang erfahren wie in der Zeit des unheilvollen Rückschlags gegen die Gründerperiode.

Allerdings sind Zahlen wie die Totalumsätze von Bankinstituten an sich nicht immer beweisend. Aber in diesem Falle stimmt die Totalziffer in merkwürdiger Weise mit allen Nachweisen über einzelne Geschäftszweige. Es betrug das Geschäft der Reichsbank

	1891 Mill. Mark	1892 Mill. Mark
in Platzwechseln	1837	1768
in Versandtwechseln	3577	3058
in Wechseln auf das Ausland . .	78	69
in Wechseln zusammen . .	5492	4895

Ebenso gingen zurück

	von 1891	auf 1892
Lombarddarlehen	1208	907
Umsätze im Giroverkehr	81013	78215
Bei den Abrechnungsstellen abgerechnete Gesammtbeträge	17663	16763

An der Hand dieser Rückgangsziffern gewinnen auch vereinzelte Steigerungen nur eine üble Bedeutung. Wenn in Verwahrung und Verwaltung der Reichsbank am 31. December 1891 Werthpapiere im Nominalwerth von 2357 Millionen Mark sich befanden, während Ende 1892 die entsprechende Summe 2473 betrug, so spricht sich darin nur der gesteigerte Andrang zu der sichersten Verwahrungsstelle, d. h. das gesteigerte Mißtrauen zur allgemeinen Geschäftslage aus.

Und dasselbe Bild wie die Berliner Reichsbank gewährt der Brennpunkt des englischen Bankverkehrs. Auch das Londoner Clearing House, die Abrechnungsstelle aller bedeutenden Firmen, weist in der Summirung des Jahres 1892 einen Rückgang gegen das Vorjahr auf.

Die Folge- und Begleiterscheinung der geschäftlichen Mattigkeit, der andauernde Ueberschuß von Capitalsmitteln, welche keine industrielle Verwerthung finden oder suchen, liegt nun auch ziffernmäßig faßbar vor. Der Berliner Privatdiscont hat im Durchschnitt des Jahres 1892 1,79 Procent betragen (gegen 3,09 im Vorjahr), d. h. der Markt hatte so wenig Bedürfniß nach Baarmitteln, daß man baares Geld fast halb so billig als im Vorjahr haben konnte. Große Schwankungen im Discont sind selbstverständlich desto seltener, je größer der Verkehrskreis ist, der sich um ein Handelscentrum herumlagert. Aber selbst in dem Centrum des größten Geldverkehrskreises der Erde, in der Bank of England, hat der Discont sich auf 2,52 (gegen 3,31 im Vorjahre) gestaltet; im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte ist der Jahresdurchschnitt nur ein einziges Mal um eine Kleinigkeit geringer gewesen (1879: 2,50).

So war denn die Stimmung, in der man die ersten Monate des Jahres verlebte, äußerst gedrückt. Man hatte das Gefühl, daß man aus dem Jahre 1892 trüber herauskomme als man hineingegangen war.

Von dieser allgemeinen Trägheit des Geschäftslebens, welches sich der europäischen Märkte bemächtigt hatte, machte allein Wien eine Ausnahme. Der Anlauf zur Durchführung der Goldwährung war hier gelungen, so weit der gesetzgeberische Act in Frage kam. Die „Kronenwährung" steht in Oesterreich gesetzlich fest. Für die wirthschaftliche Durchführung, in der Hauptsache für den Ankauf des nöthigen Goldes, war in der Rothschild-Gruppe ein actionsfähiges Consortium gewonnen, die Conversion österreichischer wie ungarischer Anleihen im Gesammtbetrage von $1^1/_2$ Milliarden in kurzer Zeit zur vollendeten Thatsache gemacht. Die erste neue Anleihe im Betrage von 60 Millionen hat der Finanzminister so günstig an den Markt gebracht, daß er

dafür 67,3 Millionen in Gold erhielt. Weitere Geschäfte stehen in Aussicht und werden den Firmen, die daran betheiligt sind, in nächster Zeit, wie man hofft, ähnliche Gewinne zuführen. Das hauptsächlichste österreichische Bankinstitut, welches mit jener Gruppe thätig ist, die Creditanstalt, war bald das begehrteste Papier an der Wiener Börse. Die Aktien mit einem Nominalwerth von 160 Gulden und einem Courswerth von 310 Gulden stiegen binnen $2^1/_2$ Monaten auf 350 Gulden, oder in die deutlichere Sprache des Berliner Börsenverkehrs übersetzt: die Creditaktien, die schon vorher einen Cours von 194 Procent gehabt hatten, wurden bis auf 218 Procent getrieben. Eine solche Steigerung um 22 Procent bei einem Papier, welches vorher von Speculationsschwankungen unabhängig gewesen war, dazu in einer Zeit, in welcher in Deutschland selbst die festesten Papiere im Course wichen, war ein geradezu unerhörtes Ereigniß. Es wurde die Parole für andere Werthe. Da bei Gelegenheit der Conversionen ein großer Theil der Capitalisten zum Nachdenken über ihre Geldanlagen angeregt wurde, so drängte sich Alles, was mit der Börse Fühlung hatte, heran, um zu erfahren, welche Papiere ebenfalls Aussichten auf Werthsteigerung hätten. In dieser Art fand in Wien eine weitgehende Steigerung der Course statt, während die ganze Welt sich noch im Zeichen des Rückganges zu befinden glaubte.

Diese Isolirung gewährt uns die selten gebotene Möglichkeit, eine „imaginäre" Werthsteigerung einmal unter die Lupe zu nehmen und in ihre Elemente zu zerlegen. Während die fieberhaften Börsenaufregungen in der Regel epidemisch auftreten und in ihrer gigantischen Ausdehnung einen gar zu verwickelten Ursachencomplex aufweisen, liegen hier auf engem Raume Ursache und Wirkung ziemlich klar erkennbar bei einander.

Die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung sind unschwer zu finden.

Man soll hier immer zunächst fragen: cui bono? Das nächstliegende Interesse an einer guten Stimmung der capitalskräftigen Kreise hat in Wien das große Consortium, das die Durchführung der Anleihegeschäfte übernommen hat. In diesem Consortium sind mit den Rothschilds nicht nur die Creditanstalt und das Haus Königswarter, sondern auch aus Berlin Bleichröder und die Disconto-Gesellschaft vereinigt, fünf Geldmächte, deren Coalition ausreicht, in einem recht weiten Kreise die Stimmung hervorzurufen, die sie für die Fortführung ihrer Geschäfte brauchen. Wenn sie ihre Geldquellen reichlich fließen lassen; wenn sie jedem Kunden, der Papiere gekauft hat, am Ultimo coulant und billig das Geld geben, das nöthig ist, um das Geschäft zu „prolongiren"; wenn sie die ganze Schar der von ihnen abhängigen kleineren Banken in die Lage setzen, das Gleiche zu thun: so wird von selbst die Kauflust erhöht und die Zahl Derer vermehrt, die ein Papier kaufen und also an seiner Werthsteigerung interessirt werden. So wächst die Zahl der Kauflustigen, sie drängen sich um das immer begehrtere Papier und treiben Einer den Andern in die Höhe. Die Hausse ist geschaffen, ohne daß es dazu irgend eines sogenannten Börsenmanövers bedürfte. Nun aber hat das Consortium noch immer eine animirte Stimmung nöthig. Denn noch ist die zweite Goldanleihe im Betrage von 40 Millionen nicht begeben, und es hängt für die Weiterentwicklung viel davon ab, ob es gelingt, dieselbe mit einem gleichen oder womöglich noch höheren Nutzen als die erste an den Mann zu bringen. — Zu der Capitalskräftigkeit des Consortiums kam dann noch die Gunst der Verhältnisse hinzu. Nach dem Ausfall der amerikanischen Präsidentenwahl nahm man allgemein an, daß Cleveland dem Unwesen der Silberbarone steuern und die Windom-Bill, nach welcher jährlich 54 Millionen Unzen Silbers angekauft werden müssen, abschaffen würde. Statt dessen blieb der neue Präsident unschlüssig. Woche für Woche und Monat für Monat fanden die Silberankäufe von Neuem statt. Woche für Woche und Monat für Monat floh vor dem schlechten Silber das gute Gold aus den amerikanischen Kassen den europäischen Märkten zu und konnte hier in erster Linie von dem des Goldes am meisten bedürftigen Käufer, dem Wiener Consortium, abgefangen werden. So hatte das Consortium die Möglichkeit, die Goldvorräthe der europäischen Banken zu schonen und diese in beständiger Spannung zu halten. Diese Spannung war auch der Grund, weswegen unsere Reichsbank noch Ende 1892 ihren Discont auf

4 Procent halten zu müssen glaubte, um nicht einer Ausnutzung von Seiten des Wiener Bedürfnisses ausgesetzt zu sein; diese Hochhaltung des Reichsbankdisconts paralysirte bis zu einem gewissen Grade den psychologischen Eindruck, den der allgemeine Niedergang des Privatdisconts machen mußte und kam so den Wiener Bestrebungen zu gute. — Endlich aber darf man das lebenslustige Temperament der Wiener Bevölkerung nicht außer Acht lassen. Wirft dieses Temperament sich einmal auf Börsendinge, so nimmt es jede Stufe des Erfolges desto sanguinischer auf, je seltener in der Geschichte der letzten Jahrzehnte Börsenerfolge in Wien zu verzeichnen waren.

Nach alledem kann man der von Wien ausgehenden Haussebewegung einen reellen Hintergrund nicht beilegen. Die Berliner Börse, welche ziemlich unbekümmert um die Wiener Ereignisse ihren matten Gang fortsetzte, konnte den Spott vertragen, mit dem man sie von der Donau aus heimsuchte. Für moderne Bank- und Börsenfragen ist Berlin der ältere und erfahrungsreichere Platz.

Die Folgen ihrer ruhigen und besonnenen Haltung erfuhr die Berliner Börse gelegentlich des ihr gemachten peinlichen Processes, der unter dem Namen „Börsenenquête" bekannt ist. Vor Eröffnung der Verhandlung führten die Ankläger das große Wort. Bei Zusammensetzung der Commission schien es, als ob die Ankläger zu Richtern gemacht wären. Und das Ergebniß der Monate langen genauen Untersuchung — so viel steht schon jetzt fest — ist: daß die Berliner Börse in den Augen der Volkswirthe (einschließlich Derer, die sich von der Enquête gegentheilige Folgen versprochen hatten) an Achtung nur gewonnen hat.

Macht man sich klar, daß dieses Ergebniß zum großen Theil der besonnenen Haltung zu danken ist, welche die Börse in einem geschäftsarmen Jahre allen sensationslustigen Anwandlungen zum Trotz bewahrt hatte: so wird man nur das Eine bedauern, daß sie nicht stark genug gewesen ist, in dieser Haltung auszuharren. In den letzten Wochen hat man sich in Berlin entschlossen, die österreichischen Creditaktien nicht mehr allein steigen zu lassen, sondern mit ihnen auch die Commanditantheile der Discontogesellschaft. Damit haben dann auch bei uns andere Preissteigerungen begonnen, die keinen weiteren Grund haben, als die Ruhelosigkeit von Leuten, welche die Wiener Lorbern nicht schlafen lassen.

Einstweilen vermögen wir allerdings nicht zu glauben, daß die unmotivirten Courssteigerungen an der Berliner Börse eine Erscheinung von irgend welcher Dauer darstellen. So oft hier auch schon Augenblicksoperationen gelungen sind, so ließ sich die hiesige Börse auf die Dauer doch nur von Thatsachen mit reellem Hintergrunde beherrschen. Wenn Anfang März in England 500 Dampfer mit ca. 750 000 Registertons Inhalt, d. h. über 10 Prozent der gesammten englischen Handelsflotte still liegen, so ist das eine Illustration der gegenwärtigen Lage des Welthandels von so drastischer Deutlichkeit, daß es ebenso deutlicher Beweise der Besserung bedarf, wenn man an letztere glauben soll.

Allerdings fehlt es auch nicht an reellen Anhaltspunkten für eine Besserung der Verhältnisse. Ein solches Moment liegt ohne Zweifel in dem Ausfall der 1892er Ernte In Preußen sind an Roggen und Weizen zusammen rund 6 Millionen Tonnen geerntet worden gegen rund 4 Millionen im Vorjahre, d. h. um die Hälfte mehr. Legt man das gleiche Verhältniß für das ganze Reich zu Grunde (leider ist die Erntestatistik nicht in dem Maße zur Reichssache gemacht, wie sie es verdiente), so kommt man auf eine Mehrernte an Getreide, deren Werth von sachkundiger Seite auf 300 Millionen Mark geschätzt wird. Um diesen Betrag brauchen wir also in dem laufenden Jahre weniger Getreide von dem Auslande zu entnehmen, als im Vorjahre. Die ersparten 300 Millionen Mark sind eine Summe, welche zunächst der deutschen Production zu gute kommt und in einer erhöhten Thätigkeit der Bekleidungsgewerbe (Textilindustrie) auch schon ihre Wirkungen zeigt. — Ob das große rheinisch-westfälische Kohlensyndikat für die Entwicklung der deutschen Volkswirthschaft heilsam oder verhängnißvoll werden kann, — darüber ließe sich wohl manch kräftig Wörtlein sagen. Für die Bezifferung der Montanwerthe kommt aber einstweilen nur die Thatsache in

Betracht, daß die Kohlenbergwerke im Westen unseres Vaterlandes eine sichere Basis für ihre stetige Entwicklung gefunden zu haben glauben. Ein Volkswirth, der die Gefahr, daß ein „Ring" dem deutschen Consumenten barbarische Preise dictiren könnte, auf das Tiefste bedauert, wird doch nothgedrungen zugeben müssen, daß die Macht, die des Mißbrauchs fähig ist, gleichwohl den Werth ihres Trägers erhöht. Es ist nicht zu leugnen, daß das Zustandekommen des Kohlensyndikats fürs erste eine Erhöhung der Montanwerthe begünstigt.

Fragen wir uns aber nun schließlich, nach welcher Seite der Volks- und Weltwirthschaft sich günstigere Aussichten *im Großen* eröffnen, so dürfen wir diese Frage nicht nach der Trübe des Augenblicks beantworten. So wenig wirthschaftliche Dinge anders als im Detail zu verstehen sind, so wenig sind sie durch das Detail allein verständlich. Die großen gewaltigen Veränderungen in der Production und Consumtion der verschiedenen Erdstriche machen früher oder später ihre Wirkung geltend, und man muß von Zeit zu Zeit an großen Beispielen sich die muthmaßlich bevorstehenden Veränderungen klar machen.

In unserer Zeit ist keine Waare so sehr geeignet, ein Colossalbeispiel für die Veränderungen in der Volkswirthschaft zu geben, wie das Eisen. Und innerhalb der Eisenindustrie gibt es wiederum keinen Zweig, der die Culturveränderungen in solchen Massen zum Ausdruck bringt, wie der Eisenbahnbau. Wir glauben, daß die nächste Zukunft der europäischen Märkte in bedeutendem Maße von neuen Bedürfnissen des Eisenbahnbaues abhängig sein wird. Es gibt auf der Erde vier Gebiete, von denen ein Massenbedürfniß nach Eisen für Zwecke des Eisenbahnbaues zu erwarten ist: Afrika, China, Südamerika, Rußland. Längst hat Rohlfs prophezeit, er höre bereits die Stimme des Schaffners: „Station Kufra! Aussteigen!" Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß wir die Bedeutung einer Eröffnung China's für den Weltverkehr unterschätzen. Die südamerikanischen Eisenbahnbauten sind uns mehrfach nahe, nur allzu nahe gerückt (auch gegenwärtig bringt Brasilien eine angebliche Eisenbahnanleihe mit angeblicher Staatsgarantie auf den Markt). Aber so wichtig es sein mag, daß die deutsche Volkswirthschaft sich rüste, auf diesen drei Gebieten einmal concurriren zu können, so ist doch wichtiger als dies Alles ein gutes Augenmerk auf das nächstliegende der vier Gebiete, auf Rußland. Für Rußland werden im zwanzigsten Jahrhundert die Eisenbahnen eine Rolle spielen, wie etwa in dem Preußen des achtzehnten Jahrhunderts die Posten. Friedrich Wilhelm I. hat seine Postlinien durch Lithauen gezogen, ohne Rücksicht darauf, ob es dort schon eine Bevölkerung gab, die in den Postkutschen fahren konnte. Trotz des Widerspruchs seiner Beamten blieb er dabei, die Curse einzurichten, selbst wenn es an Ortschaften zur Benennung der Stationen fehlte, und er das Posthaus im einsamen Walde mußte errichten lassen. Die preußische Post sollte der Entwicklung vorauseilen, und die Erfahrung hat dem strengen König Recht gegeben. Nachdem dem Verkehrsleben ein trockenes Bett gegraben war, hat der Strom sich hinein ergossen. In ähnlicher Weise wird Rußland durch seine einsamen Ländereien die Eisenwege ziehen. Nicht Potemkin'sche Dörfer werden das Auge der ersten Reisenden entzücken. Aber den bescheidenen Anfängen wird dann ein Aufblühen folgen, welches immer stärkeren Bedarf hervorrufen wird. Der uralte Handelsweg zur Verbindung Nordeuropas mit dem Orient, wie er einst ungezählte Jahrhunderte sich auf dem Flachland fortbewegte, wird dann eine neue Zukunft gewinnen, und die sibirische Bahn wird Amerika mit der alten Welt verbinden. Darum gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der deutschen Volkswirthschaft, sich hier bei Zeiten heranzuhalten und die günstige geographische Position, die es als Nachbar hat, sich nicht vorweg nehmen zu lassen. Der Export nach Rußland, so sehr er auch gegenwärtig in seiner Bedeutung hinter dem Export nach dem Westen zurückstehen mag, unterscheidet sich von jenem durch seine ungleich größere Steigerungsfähigkeit. Ist es für uns aber wichtig, uns den Export nach Rußland zu ermöglichen, so müssen wir andererseits von Rußland doch solche Waaren, die es uns bieten kann, in Zahlung nehmen. Wollen wir unseren Export steigern, so müssen wir auch den Import aus Rußland erleichtern.

Das sind die Gesichtspunkte, unter denen man den russisch-deutschen Handelsvertrag, der gegenwärtig den Gegenstand von Verhandlungen bildet, zu betrachten hat. Die russisch-deutsche Verständigung liegt entschieden im Interesse der deutschen Volkswirthschaft. Sie hat nur zwei Gegner. Die einen sind unsere Agrarier, welche an der russischen Gegenforderung einer Ermäßigung der Getreidezölle Anstand nehmen. Auch sie wünschen eine Hebung des deutschen Exports, aber keine Erleichterung der russischen Einfuhr. Es läuft das auf dieselbe Weisheit hinaus, als wenn Jemand sagte: ich wünsche, daß diese Thür stets von innen offen stehe und stets von außen geschlossen sei. Wenn die Hebung des deutschen Exports die kräftigste Forderung der gesammten deutschen Volkswirthschaft ist, so ist klar, daß Getreidezölle von einer Höhe, welche eine Steigerung des Exports verhindert, auf die Dauer unhaltbar sind. Der Landwirthschaft, wo sie in Noth ist, zu helfen, gibt es andere Mittel, und es ist höchst traurig, daß die Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen bei uns in Händen liegt, welche so wenig ihre Vertretung verstehen. — Ein zweiter Gegner der russisch-deutschen Verständigung ist die zwischen beiden Völkern seit mehr als einem Jahrzehnt stetig steigende nationale Verbitterung. Niemand hat bei uns Rußland mehr geschadet, als seine Freunde, welche in letzter Zeit versucht haben, Jeden, der gegen Rußland schreibt, als bestochen hinzustellen. Daß ein so großes Land wie Rußland mehr Sympathien und mehr Antipathien genießen kann, als ein kleines Ländchen, ist selbstverständlich. Aber in die Heilung wirthschaftlicher Misèren sollte man sympathetische und antipathetische Mittel nicht hineinbringen, sondern sie als bloße Fragen des Interesses betrachten. Die Verhandlungen mit Rußland haben am 10. August 1892 begonnen. Sie haben bis heute kein Ergebniß erzielt, und das ist entschieden gegen unser Interesse. Die russischen Forderungen, von denen gegenwärtig die Rede ist, können wir ohne Weiteres bewilligen: sowohl eine Ermäßigung der Getreidezölle als auch das vielbesprochene Beleihungsverbot. Das Verbot an die Reichsbank, russische Werthe fernerhin zu beleihen, war s. Z. ein Schachzug des Fürsten Bismarck gegen die russische Politik. Heute hat es seine Dienste längst gethan. Das Verbot kann um so eher zurückgenommen werden, da die Aufhebung keine andere Folge hätte, als daß es nunmehr dem Ermessen des Reichsbank-Direktoriums überlassen bliebe, inwieweit es eine Beleihung der russischen Werthe zulassen will. — Allerdings ist nicht zu vergessen, daß Rußland selbst an dem Abschluß des Vertrages ein noch viel größeres Interesse hat als wir, und zwar gerade deswegen, weil wir die „Nächsten dazu" sind. Wenn Rußland im Laufe des nächsten Jahrzehnts irgendwelche große Culturaufgaben in die Hand nimmt, so wird ihm jede Culturleistung desto billiger zu stehen kommen, je besser die Beziehungen zu dem nächsten Nachbarstaate (und das ist Deutschland) entwickelt sein werden. Im Jahre 1893 läuft zudem die zehnjährige Frist der sechsprocentigen Anleihe von 1883 ab. Auch von dem Ausfall der Vertragsverhandlungen wird es abhängen, ob Rußland seine 50 Millionen Rubel kündigen und billigeres Geld dafür beziehen kann, oder nicht.

Daß wir im Uebrigen beim Zustandekommen eines russischen Handelsvertrages irgendwelchen sofort merkbaren Vortheil haben werden, ist nicht anzunehmen. Eine zwölfjährige Schutzzollbewegung mit den colossalsten Wirkungen kann nur sehr allmälig abwiegeln. Die ersten Schritte, welche in dieser Beziehung gethan werden, sind im Vergleich zu einem wirklich freien Verkehr der Völker nur minimale. Ihre Bedeutung liegt nicht in ihren positiven Leistungen, sondern in der Anbahnung einer neuen Aera der Weltwirthschaft, in welcher die Völker ebensoviel Gewicht auf ihre gegenseitige Annäherung legen werden, wie bisher auf ihre Abschließung.

Die Steuervorlagen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand unserer letzten Berichterstattung bildeten, haben, soweit sie Preußen betreffen, das Stadium der Commissionsberathung passirt. Zu der flotten Eleganz, mit welcher der Erlaß der Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerksteuer in Handumdrehen durchberathen war, förderte die Behandlung des Communalabgaben-Gesetzes (vielleicht des schwierigsten aller Stoffe,

die zur Competenz des preußischen Abgeordnetenhauses gehören!) manch Seitenstück zu Tage. Eine Materie, die, wenn irgend eine dazu geeignet ist, in der Vertretung des Volkes mit sachkundigen Vorschlägen aus der communalen Praxis verbessert zu werden, wurde in der Hauptsache nach der Regierungsvorlage erledigt; es kam kaum zu weitgreifenden Veränderungsvorschlägen, geschweige denn gar zu der Annahme derselben. Einzig und allein die Vermögenssteuer wurde einer principiellen Berathung unterworfen; hier wurde gründlich die Frage discutirt, ob denn wirklich eine Besteuerung des Vermögens der richtige und der beste Weg sei.

Mit anderen Worten: bei den grundbesitzenden Mitgliedern des Hauses ist das Verlangen nach Erlaß der Grundsteuer so groß, daß sie die Gesetze unter Dach und Fach bringen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob die städtischen Interessen mit dem Communalabgabengesetz gut gewahrt sind oder nicht; nur die Vermögenssteuer (die ja auch das immobile Vermögen trifft) ist ihnen schwerwiegend genug, um eine Verzögerung zu rechtfertigen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Berathungsweise, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären. Der Erlaß der Grundsteuer ist ein so ungeheuerlicher Vorschlag, daß auf seine Wiederkehr sicher nicht zu rechnen ist. „Jetzt oder nie!" heißt die Parole.

Was die Vermögenssteuer, diese pièce de résistance des großen Reformwerkes betrifft, so standen im Ganzen drei Wege zur Auswahl, um neben einer Besteuerung des Einkommens auch eine Besteuerung des Vermögens zu bewirken. Alle drei sind von der Commission in Erwägung gezogen worden. Zunächst dachte man daran, in den Rahmen der Einkommensteuer selbst jedes Einkommen, welches aus Vermögensbesitz herrührt (fundirtes Einkommen), mit einer Zuschlagssteuer zu belegen. Sodann war vorgeschlagen, das Vermögen bei seinem Uebergang aus der einen Hand in die andere durch eine allgemeine Erbschaftssteuer zu treffen. Endlich stand der ursprüngliche Regierungsvorschlag, nach dem Einkommen auch das Vermögen alljährlich zu veranlagen und mit einem mäßigen Satze (1/2 pro Mille) zu besteuern.

Für die preußischen Finanzen ist es gegenwärtig die wichtigste Frage, für welchen der drei Wege man sich entscheiden soll. Um die Entscheidung zu treffen, muß man sich darüber klar werden, aus welchen Gründen eine höhere Besteuerung des Vermögens im Vergleich zum Arbeitseinkommen verlangt wird. Der wichtigste dieser Gründe liegt darin, daß das Arbeitseinkommen eines sterblichen Menschen mit der abnehmenden Kraft dahinschwindet und mit seinem Tode erlischt, während das Einkommen aus dem Vermögen unabhängig von der Person seines Trägers fortdauert. Da man nun dem arbeitenden Menschen nicht gestattet, eine Abschreibung auf die Abnutzung seiner Arbeitskraft zu machen (wie etwa die Gewerbetreibenden vom Gewinn eine bestimmte Summe für Abnutzung der Maschinen absetzen), so muß im bloßen Interesse der Gerechtigkeit sein Steuersatz ein niedrigerer sein; sei es nun, daß für ihn der Steuersatz vermindert oder für den Vermögensbesitzer erhöht wird (eine Frage, die von der jedesmaligen Finanzlage eines Staates abhängen wird). Aber auch unter dem Gesichtspunkt der Leistungsfähigkeit ist es geboten, den Vermögensbesitzer stärker heranzuziehen; wer 6000 Mark jährlich verdient, ohne ein Capital zu besitzen, ist nicht so leistungsfähig wie Jemand, der 6000 Mark Einnahme hat und 150 000 Mark Capital besitzt. Endlich entzieht sich zeitweise das Vermögen der Besteuerung gänzlich, weil kein Einkommen vorhanden ist, obgleich doch nicht einzusehen ist, weshalb ein Millionär, der seine Capitalien in einstweilen ertraglose Bauflächen steckt, oder der in einem Verlustjahre alle seine Bedürfnisse aus dem vorhandenen Capital deckt, nicht auch seinen Beitrag zu den Kosten des Gemeinwesens aus demselben Capital decken soll.

Von diesen Zielen der Vermögensbesteuerung wird nun das letzte sicher verfehlt, wenn man die Form der „fundirten Einkommensteuer" wählt. Denn wenn man nicht das Vermögen, sondern nur das Vermögens*einkommen* mit einer erhöhten Steuer treffen will, so wird nach wie vor überall, wo keine Einkommensteuer veranlagt wird, auch kein Zuschlag zu einer solchen erhoben werden können. Die beiden anderen Gesichtspunkte ließen sich in dieser Art wohl berücksichtigen, wenn es nur

im praktischen Leben möglich wäre, zu unterscheiden, welches Einkommen fundirt ist und welches unfundirt. Der Latifundienbesitzer, dessen einzige Thätigkeit im Einstreichen der Pacht besteht, hat ohne Zweifel bloß ein fundirtes und kein Arbeitseinkommen; aber der Gutsbesitzer oder gar der Bauer, der seine volle Thätigkeit in die Bewirthschaftung seines Gutes setzt, hat ein Einkommen, das aus Capital und Arbeit gemischt ist. Wie soll man bestimmen, welchen Antheil am Erfolge das Capital, welchen die persönliche Arbeit hat. Da es kein sichtbares Merkmal für die Entscheidung solcher Fragen gibt, ist in der Commission der Gedanke aufgetaucht, einfach nach der Höhe des Einkommens aus Landwirthschaft, Handel und Gewerbe einen gewissen Bestandtheil als auf Capital beruhend zu präsumiren. Bei einem Einkommen von 3000 Mark soll angenommen werden, daß $^2/_3$, bei einem Einkommen von 20 000 Mark $^4/_5$, bei einem Einkommen über 40 000 Mark das Ganze aus dem Capitalbesitz herrühre. Wenn danach ein Kaufmann mit einem kleinen Sümmchen ein gutes Geschäft betreibt, so würde er nicht nur mit der gewöhnlichen Steuer vom Arbeitsverdienst, sondern außerdem noch mit dem Zuschlag auf ein fundirtes Einkommen belegt werden, welches er gar nicht bezieht. In Wahrheit würde eine solche Form der Steuer am schwersten die Schichten treffen, welche kleine Capitalien durch ihrer Hände Arbeit erst recht fruchtbar machen, d. h. sie würde das wesentlichste socialpolitische Ziel einer Vermögensbesteuerung theils illusorisch machen, theils in ihr Gegentheil verkehren.

Sehr viel plausibler ist schon der zweite Vorschlag einer Erbschaftssteuer. An sich ist es eine bloße Frage der statistischen Berechnung, welchen Procentsatz man von Erbschaften erheben müßte, um die 35 Millionen zu erlangen, welche die jährliche Vermögenssteuer von $^1/_2$ pro Mille bringen soll. Gegenwärtig sind Erbschaften von Vater auf Sohn steuerfrei; man hat berechnet, daß sie zu dem vorgeschlagenen Zwecke mit 2 Procent belastet, die bereits bestehenden Erbschaftssteuern entsprechend erhöht werden müßten. An sich hat der Gedanke einer allgemeinen Erbschaftssteuer etwas sehr Verlockendes, weil für die Erhebung einer Steuer kein Moment günstiger ist als der eines großen Vermögensanfalles. Aber die Gunst des Augenblicks stellt sich sehr verschieden, je nach der Größe der Erbschaft. Wo es sich um wirklich große Vermögen handelt, die aus liegenden Gründen, kostbaren Mobilien, Werthpapieren und baarem Gelde bestehen, wird es leicht sein, aus den beiden letzteren Kategorien allein 2 Procent vom Gesammtwerth der Erbschaft auf einem Brett herauszuzahlen. Aber ein Bauernsohn, der ein kleines Gut ohne andere Baarmittel als den kleinen Betriebsfonds übernimmt, müßte manchmal geradezu eine Hypothek aufnehmen, um den Steuerfiskus zu befriedigen. Der Großcapitalist wird lieber im Erbgang 2 Procent zahlen, als Jahr für Jahr $^1/_2$ pro Mille; für den kleinen Capitalisten bedeutet die einmalige Zahlung von 2 Procent des Vermögens die Opferung eines halben Jahreseinkommens. — Ferner würde die Erbschaftssteuer eine Familie desto häufiger treffen, je häufiger sie vom Tode heimgesucht wird. Alle solche Gründe treffen zwar nicht gegen den Gedanken einer Erbschaftssteuer an und für sich zu. Wenn ein Staat es für richtig hält, die Erbschaften zu besteuern, bloß um der Ansammlung von Riesenmassen im Erbgang vorzubeugen, so mag er sie mit hohen Procentsätzen anlegen. Allein er soll sich dann des socialistischen Charakters einer solchen Steuer bewußt sein; er soll wissen, daß der Zweck dieser Steuer die Verhinderung der Vermögensansammlung ist, daß sie daher mit Fug und Recht die Vermögen desto stärker ergreift, je größer sie sind, desto schwächer, je kleiner sie sind. Eine solche Steuer, für welche nicht sowohl die regelmäßige Füllung der Staatskassen als die Verhinderung oder Verlangsamung der großen Vermögensansammlungen der Zweck wäre, hätte es dann in der Hand, die oben angeführten Bedenken durch Steuererlasse gegen die kleineren und mittleren Vermögen wett zu machen. Allein eine Erbschaftssteuer, welcher dieser socialistische Zweck vollkommen fern liegen, welche bloß als Ergänzungssteuer zu dem vorhandenen Abgabensystem alljährlich einen bestimmten Beitrag liefern soll, ist nicht im Stande, diesen Beitrag regelmäßig zu liefern, wenn sie sich auf die großen Vermögen stützen will. Denn die großen Vermögen sind viel zu selten, als daß man auf ihr regelmäßiges

Anheimfallen irgendwie rechnen könnte. Eine Erbschaftssteuer, welche regelmäßige Erträge bringen soll, kann jenen Rücksichten auf mittlere und kleinere Einkommen nicht gerecht werden; sie muß auf diesen mit der ganzen Härte einer Maßregel lasten, welche den Großen günstig, den Kleinen aber ungünstig ist.

So bleibt denn, wenn man Arbeit und Capital verschieden besteuern will, nichts übrig als der einfache logische Weg, den die Regierung von vornherein vorgeschlagen hatte: beide gesondert zu besteuern. Wie die allgemeine Einkommensteuer das Einkommen trifft, so soll die allgemeine Vermögenssteuer das Vermögen treffen. Wenn gemischtes Einkommen die Einkommensteuer nach der Höhe des Einkommens, die Vermögenssteuer nach der Höhe des thatsächlich vorhandenen Vermögens zahlt, so ist beides gleichmäßig herangezogen. Alle Streitfragen erledigen sich auf die einfachste Weise. Darum ist es wünschenswerth, daß der preußische Finanzminister auf seinem ursprünglichen Plane beharre. Mag er immerhin der weitgehenden Abneigung gegen die Vermögenssteuer im Einzelnen, auch in wichtigen Dingen Rechnung tragen. Mag er die Verpflichtung zur Selbsteinschätzung (da die Commission sie gestrichen hat) fallen lassen. Mag er sicher sein, daß diese Steuer, wenn sie auch fehlerhaft ins Werk gesetzt wird, einen finanzpolitisch so hervorragend berechtigten Gedanken in sich enthält, daß sie sich von selbst forthelfen wird. Der klare Gedanke, daß das denkbar breiteste Object der Besteuerung das vorhandene Vermögen ist, ist von zu großer Wichtigkeit, als daß wir ihn in dem zukünftigen preußischen Steuersystem entbehren könnten. Für den Erlaß der Grundsteuer würde es einigermaßen eine Sühne darstellen, wenn wir wenigstens die Vermögenssteuer in ihrer einzig kräftigen Form erhielten.

Inzwischen begegnen die Reichs-Steuervorlagen einer so gut wie allgemeinen Abneigung beim Volke wie bei seinen Vertretern. Während in Preußen auch die Gegner der Reform den Regierungsentwürfen eine widerwillige Anerkennung zollen müssen, herrscht hier im Reiche, selbst bei den Anhängern, keinerlei Wärme. Von der Börsensteuererhöhung erkennen selbst die Freunde, ja sogar die eifrigen Freunde einer höheren Besteuerung der Börse an, daß sie in der vorgeschlagenen Form einfach undurchführbar ist. Die Branntweinsteuervorlage (die bei unserem letzten Bericht in ihrer endgültigen Form noch nicht bekannt war) bringt neben einer unbedeutenden Steuererhöhung und einer scheinbaren Begrenzung des bisherigen Brennerprivilegs eine thatsächliche Verstärkung desselben. Die Brausteuer ist durch die Reden und Schriften der großen Brauereidirectoren einfach widerlegt. So zeigt sich an dem Schicksal der preußischen und der Reichsentwürfe der Unterschied, ob Regierungsentwürfe sachkundig ausgearbeitet oder cavaliermäßig hingeworfen sind.

Auf die Ausarbeitung dieser Steuervorlagen, welche zur Deckung der Militärvorlage bestimmt waren, ist ein großer Theil des Widerstandes zurückzuführen, den die letztere zu überwinden hat. Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß kein Land eine geringere Steuerlast trägt als Deutschland. Wo der Versuch gemacht wurde, das Gegentheil zu beweisen, mußte man zu den bekannten Soetbeer'schen Zahlen seine Zuflucht nehmen, von denen längst erwiesen ist, daß sie das deutsche Volkseinkommen viel zu niedrig angeben. Wie kommt es, daß gegenüber der Militärvorlage gleichwohl die falsche Behauptung von der Unerschwinglichkeit neuer Kosten bei den Gebildeten Glauben findet? Daran sind die Reichs-Steuervorlagen schuld, weil sie in unkundiger Weise Steuern verdoppeln wollen, die in dieser Verdoppelung einen Theil der Geschäfte erdrücken (einen anderen vielleicht kaum treffen) würden. Die hier vorgeschlagene Steuererhöhung, welche in der That unerträglich wäre, scheint es den Gebildeten ad oculos zu demonstriren, daß wir an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit angelangt seien.

Wird Deutschland wirklich der Welt das Schauspiel bieten, daß der Reichstag neue Kosten für die Vertheidigung des Vaterlandes zu derselben Zeit für unerschwinglich erklärt, wo der preußische Landtag 40 Millionen Grundsteuern den Grundbesitzern schenkt?

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die zweite Berathung der Militärvorlage im Deutschen Reichstage ist das politische Ereigniß, dem nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande mit dem lebhaftesten Interesse entgegengesehen wurde. Allerdings ist bereits vor der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten nach den Osterferien die Auflösung des Reichstages als im Mai bevorstehend angekündigt worden. Auf Grund dieser Meldung mußte angenommen werden, daß eine noch in letzter Stunde sich vollziehende Verständigung über die Vorlage für unwahrscheinlich erachtet wurde. Auch ließen die Berathungen der mit der Prüfung des Entwurfes beauftragten Commission in dieser Hinsicht kaum noch Zweifel bestehen. Selbst wenn die Vermittelungsvorschläge, die in dem Antrage des nationalliberalen Parteiführers, von Bennigsen, enthalten waren, auf Seiten der Reichsregierung mehr Entgegenkommen gefunden hätten, wäre doch eine Stimmenmehrheit nur unter der Voraussetzung erzielt worden, daß auch eine Anzahl Mitglieder des Centrums sich den Nationalliberalen und den Conservativen angeschlossen hätte. Daß die Regierung hinsichtlich der Frage der Friedenspräsenzstärke lediglich bei ihrem Standpunkte beharrte, mußte selbst Diejenigen überraschen, die im Principe für die Militärvorlage gewonnen waren. Andererseits hätte erwartet werden dürfen, daß die gesetzliche zweijährige Dienstzeit, und nicht bloß die im Staatshaushalte festzusetzende, als Aequivalent für die beträchtliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke bewilligt würde. Daß auch diejenigen Parteien, die sich gegenüber der Vorlage ablehnend verhielten, der Einführung der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit mit den daraus sich ergebenden Consequenzen zuzustimmen bereit waren, bedarf keines besonderen Hinweises; die Vertreter der Reichsregierung hielten jedoch daran fest, daß „die Vorlage in ihrem wesentlichen Theile ein Ganzes bilde, das nicht zerpflückt werden dürfe." Jedenfalls darf der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß schließlich doch noch eine Verständigung erzielt wird, so daß die Angelegenheit eine Lösung findet, die den wirklichen Interessen Deutschlands entspricht.

An dem guten Willen, diese Interessen zu wahren, fehlt es sicherlich weder der Regierung noch der Volksvertretung. So fand denn auch das Vorgehen des Auswärtigen Amtes Anerkennung, als in Frankreich zu wiederholten Malen Uebergriffe gegen deutsche Reichsangehörige erfolgten. Der deutsche Botschafter in Paris hatte gerade in jüngster Zeit Veranlassung, beim französischen Minister des Auswärtigen Beschwerde über eine solche rechtswidrige Behandlung zu führen. Wie bedauerlich es auch erscheinen muß, daß nach Lage der französischen Gesetzgebung die willkürlichen Ausweisungen des Vertreters einer deutschen Zeitung, sowie eines in Rouen zu Studienzwecken verweilenden Deutschen nicht unmittelbar zum Gegenstande von Beschwerden gemacht werden konnten, waren doch die Nebenumstände, die jene Maßregeln begleiteten, sehr wohl geeignet, die französische Regierung daran zu erinnern, daß das Völkerrecht für den internationalen Verkehr bindende Vorschriften enthält.

Die Rohheit, mit der die Kinder des ausgewiesenen deutschen Schriftstellers in Asnières wörtlich und thätlich beleidigt wurden, während sie auf den vollen Schutz der Behörde Anspruch gehabt hätten, die ungesetzliche Willkür, mit der durch Zurückhaltung eines Briefes an den deutschen Botschafter dem als Spion in Rouen Verhafteten die Möglichkeit entzogen worden war, die Hülfe seiner vaterländischen Vertretung zum Zwecke des Nachweises seiner Unschuld anzurufen, boten ausreichenden Anlaß zu einer diplomatischen Intervention. Dieser hat denn auch Graf Münster in Uebereinstimmung mit der deutschen Reichsregierung solchen Nachdruck gegeben, daß der französische Minister des Auswärtigen sich beeilte, in dem einen Falle eine strenge Untersuchung in Aussicht zu stellen, in dem anderen jetzt bereits volle Genugthuung zu gewähren. Herr Develle erklärte dem deutschen Botschafter, die eingeleitete Untersuchung habe ergeben, daß sich die betheiligten Behörden in Rouen einen sehr bedauerlichen Mißgriff haben zu Schulden kommen lassen. Wie der Verdacht der Spionage auf kleinlichen Angaben beruhte und sich als grundlos erwiesen habe, so daß die Ausweisung nicht gerechtfertigt, sei auch das Aufhalten der Briefe durchaus ungehörig gewesen. Was den Erklärungen des französischen Ministers des Auswärtigen eine besondere Bedeutung verleiht, ist dessen weitere Zusicherung, daß der Wiederkehr solcher Vorgänge vorgebeugt werden würde. So darf gehofft werden, daß die französische Regierung in Zukunft dafür Sorge tragen wird, daß Ausländer auch in der französischen Republik denjenigen Rechtsschutz genießen, den civilisirte Nationen einander wechselseitig zu verbürgen pflegen. Liegt es doch im Interesse Frankreichs selbst, den Ruf der Gastlichkeit wiederherzustellen, in dem es früher stand, zumal die Freundlichkeit der Sitten im internationalen Verkehr zu den Imponderabilien zählt, deren kein Volk mehr entrathen kann.

Wie werthvoll dieser Ruf ist, zeigt sich jetzt gerade aus Anlaß der Feierlichkeiten, die bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königs Umberto und der Königin Margherita veranstaltet wurden. Wenn Italien eine nie versagende Anziehungskraft ausübt, so verdankt es dies nicht bloß seiner herrlichen Natur, seinen Alterthümern und Kunstschätzen, sondern auch dem Frohsinn und der Liebenswürdigkeit der Bevölkerung. Diese Sympathien erstrecken sich aber zugleich auf die Dynastie selbst, so daß es nicht überraschen kann, wenn die europäischen Fürstenhäuser sich beeilten, ihre Theilnahme kundzugeben. Die Bedeutung des Besuches des deutschen Kaisers und der Kaiserin in Rom ist bereits gewürdigt worden. Bezeichnend war auch die Ankündigung, daß der Zar Werth darauf legte, sich durch den Großfürsten Wladimir und dessen Gemahlin bei den Feierlichkeiten im Quirinal vertreten zu lassen. Wurde doch in dieser Weise die Legende beseitigt, daß zwischen Rußland und Italien, als der zum Dreibunde gehörenden Macht, innige Beziehungen ausgeschlossen wären. Vom Gesichtspunkte der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens darf daher gerade dieser Besuch eines russischen Großfürsten mit freudiger Genugthuung begrüßt werden. Nicht minder bedeutsam ist das Erscheinen des österreichischen Erzherzogs Rainer im Quirinal. Es muß hier daran erinnert werden, daß Papst Leo XIII. ein Rundschreiben seines Vorgängers Pius IX. an die päpstlichen Nuntien erneuert hat, wodurch diese aufgefordert wurden, die regierenden katholischen Häuser zu benachrichtigen, daß der Papst außer Stande sich sehe, einen katholischen Fürsten oder Prinzen, der der Gast des Königs von Italien sei, im Vatican zu empfangen. Der Zweck dieses Circulars war offenbar, überhaupt nach Möglichkeit zu verhüten, daß katholische Fürsten nach Rom kämen und dort durch ihr Erscheinen im italienischen Königspalaste gewissermaßen den neuen Zustand der Dinge mit „Roma Capitale“ anerkennen. So konnte es geschehen, daß der Kaiser von Oesterreich bis zum heutigen Tage den Besuch nicht erwiderte, den ihm der König Umberto abgestattet hat. Entschuldigten die maßvoller urtheilenden Italiener die Zurückhaltung des Kaisers Franz Joseph mit dem Zwange der Verhältnisse, so blieb andererseits doch eine gewisse Verstimmung zurück, während es zugleich dem deutschen Kaiser hoch angerechnet wurde, daß er jede Gelegenheit benutzte, das Wort: Roma intangibile zu betonen. Jedenfalls bedeutet es aber auch von österreichischer Seite einen Bruch mit den bisher geltenden Anschauungen, daß ein

Mitglied des habsburgischen Herrscherhauses trotz des päpstlichen Rundschreibens an die Nuntien sich in Rom als Gast des italienischen Königspaares einfindet. Sicherlich würde Erzherzog Rainer nicht unterlassen haben, auch dem Papste seinen Besuch zu machen, wenn dem nicht eben die vom Vatican aus ergangenen Anordnungen zuwiderliefen. Ein der französischen Regierung nahestehendes Organ hebt nicht ohne Verstimmung hervor, daß es doch wohl vom päpstlichen Stuhle viel verlangen heiße, falls Leo XIII. ein solches Vorrecht den Vertretern einer Allianz gewähren sollte, welche die Garantie des status quo in Italien zum Ecksteine hat. „Die Verzeihung," schreibt der „Temps", mißmuthig, „ist sicherlich eine christliche Tugend; ist sie aber auch eine internationale Pflicht?"

Daß ein der französischen Regierung nahestehendes Organ sich berufen fühlt, die Sache des Papstes zu führen, ist immerhin bemerkenswerth. Freilich gilt es zugleich, den Dreibund zu befehden, dessen friedliche Tendenz jenseits der Vogesen immer noch verkannt wird. Nur wenige Franzosen besitzen in dieser Hinsicht den klaren Blick eines Jules Ferry. Wenige Wochen, nachdem Jules Ferry durch seine Wahl zum Präsidenten des französischen Senates eine verspätete Genugthuung für die mannigfachen Unbilden erhalten hat, die er von Seiten der eigenen Landsleute erdulden mußte, ist dieser um die französische Republik wohlverdiente Staatsmann von einem jähen Tode hinweggerafft worden. Die Makellosigkeit des Charakters Jules Ferry's mußte selbst von seinen schroffsten politischen Widersachern anerkannt werden. In Deutschland ist der staatsmännischen Begabung des nunmehr hingeschiedenen französischen Politikers stets volle Anerkennung gezollt worden, wie verfehlt auch die in Frankreich, insbesondere in der radicalen sowie in der boulangistischen Presse stets von Neuem vorgebrachten Anschuldigungen waren, Jules Ferry hege Sympathien für Deutschland. Vielmehr fehlte es keineswegs an Symptomen, aus denen erhellte, daß gewisse Vorurtheile auch diesem französischen Staatsmanne nicht fremd blieben, nur daß er sie den höheren Interessen seines Vaterlandes unterzuordnen wußte. Er empfand sehr wohl, daß die französische Republik sich selbst schädigen müßte, falls sie sich ausschließlich von der Revancheidee beherrschen ließe. Mancherlei Erfahrungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik haben denn auch gezeigt, wie übel berathen die französische Regierung war, sobald sie von der durch Jules Ferry für die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland vorgezeichneten Verhaltungslinie abwich. Sicherlich hätte dieser, nachdem er zum Senatspräsidenten gewählt worden war, wiederum einen bedeutsamen Einfluß auf die gesammte Politik ausüben können, falls nicht eben die französische Republik gerade in jüngster Zeit das Mißgeschick erfahren müßte, daß ihre vorzüglichsten Kräfte in der einen oder in der anderen Weise hinweggerafft oder lahmgelegt wurden. Wie Jules Ferry durch den Tod seinem Vaterlande entrissen worden ist, fiel eine ganze Reihe von Politikern, auf welche die Republik große Hoffnungen setzte, dem Panamascandale zum Opfer. Freycinet, Rouvier, Le Roche, Floquet figuriren in dieser Reihe; nur erscheint nicht ausgeschlossen, daß früher oder später einige dieser Persönlichkeiten wieder auf der politischen Schaubühne erscheinen, wie denn auch Constans, der siegreiche Bekämpfer des Boulangismus, in jüngster Zeit unter den Candidaten genannt ward, die mit der Neubildung des Cabinets betraut werden sollten, als das Ministerium Ribot durch eine Abstimmung der Deputirtenkammer gestürzt worden war.

Nur bei einer oberflächlichen Beurtheilung der inneren Politik Frankreichs könnte man zu der Auffassung gelangen, daß dieses Cabinet lediglich aus Anlaß einer Budgetfrage beseitigt worden ist. Vielmehr kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Deputirtenkammer mit Entschiedenheit ablehnte, dem Senate hinsichtlich des Budgets für das Jahr 1893 Zugeständnisse zu machen, der bestehende Antagonismus tiefer wurzelte. Andererseits hatte die Regierung ein großes Interesse, daß der Staatshaushalt endlich zu Stande käme, nachdem bereits zu wiederholten Malen der Nothbehelf der Bewilligung provisorischer Monatszwölftel als der einzige Ausweg erschienen war, den Bedürfnissen der Staatsverwaltung Genüge zu leisten. Hatte der Senat unter Anderem darauf bestanden, daß die von der Deputirtenkammer beschlossene Reform

der Getränkesteuer von dem Budget getrennt werde, so hielt die Kammer selbst an ihrem früheren Beschlusse fest, und dies war der unmittelbare Anlaß zum Sturze der Regierung. Es erscheint aber geboten, auf die latenten Gegensätze zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften hinzuweisen, weil diese auch in der Zukunft sich geltend machen könnten. Bei der von der Deputirtenkammer vollzogenen Wahl des parlamentarischen Untersuchungsausschusses in der Panama-Angelegenheit regten sich bereits Empfindlichkeiten im Senate, der sich mit Fug dadurch gekränkt fühlte, daß einer der constitutionellen Factoren ohne jede Rücksicht auf die beiden anderen seine Entschließungen faßte, obgleich dadurch Mitglieder der gleichberechtigten parlamentarischen Körperschaft betroffen wurden. Der Senat nahm gewissermaßen seine Revanche, indem er Jules Ferry zum Präsidenten wählte und durch eine solche Auszeichnung zu erkennen gab, wie wenig Bedeutung er der diesem Staatsmanne feindseligen Strömung in der Deputirtenkammer beilegte. Zugleich sollte betont werden, daß der Senat durch die Ernennung einer energischen, zielbewußten Persönlichkeit seine eigene gleichberechtigte Stellung neben der Deputirtenkammer wieder zur Geltung bringen wolle. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch die nach dem Hinscheiden Jules Ferry's vollzogene Wahl seines Nachfolgers Challemel-Lacour beurtheilt werden; der Senat ist eben gewillt, sich nicht länger von der Deputirtenkammer zurückdrängen zu lassen. Aus solchen Erwägungen erklärt sich erst das für die gesammte Entwicklung der inneren Politik Frankreichs bedeutsame Verhalten des Senats in der Budgetangelegenheit. Auch in früheren Jahren fanden lebhafte Meinungsverschiedenheiten statt; allein der Senat gab beinahe regelmäßig nach, woraus dann in der Deputirtenkammer die Auffassung hervorging, daß die Abgeordneten das letzte entscheidende Wort zu sprechen hätten. Dieser in der Verfassung keineswegs begründeten Anschauung ist nun ein Ende gemacht worden; nur entsteht die Frage, wie denn überhaupt ein ordnungsmäßiges Budget zu Stande kommen soll, wenn jede der beiden parlamentarischen Körperschaften starr bei ihrem Standpunkte beharrt.

In der ministeriellen Erklärung, mit der sich das neue französische Ministerium, an dessen Spitze der Unterrichtsminister im Cabinet Ribot, Dupuy, steht, den beiden Kammern am 6. April vorstellte, wurde mit besonderem Nachdrucke auf die Wichtigkeit einer unverzüglichen Erledigung des Budgets für das Jahr 1893 hingewiesen, indem zugleich die Nothwendigkeit eines Einvernehmens zwischen Senat und Deputirtenkammer hervorgehoben wurde. Daß zugleich von Seiten der Regierung die Erklärung abgegeben wurde, sie werde aus allen Kräften auf dieses Einvernehmen hinwirken, um ein weiteres Provisorium zu verhüten, war um so mehr geboten, als das Ministerium anderenfalls nicht in der Lage wäre, das Budget für das nächste Jahr rechtzeitig einzubringen. Trotz aller guten Absichten der Regierung steht doch zu befürchten, daß auch in Zukunft der Gegensatz zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften um so drastischer zum Ausdrucke gelangen könnte, als der Zeitpunkt immer näher rückt, in dem Senat und Deputirtenkammer, zur Nationalversammlung vereinigt, berufen sein werden, in Versailles die Neuwahl des Präsidenten der Republik zu vollziehen. Im Congresse führt nach der französischen Verfassung der Präsident des Senates den Vorsitz, und diese Thatsache allein muß genügen, der Deputirtenkammer gegenüber daran festzuhalten, daß dieselbe keineswegs eine überlegene Position in Anspruch nehmen darf. Zunächst werden die im Herbste bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer zeigen, in welcher Richtung die öffentliche Meinung in Frankreich sich bewegt. Allerdings wird sich der Wahlkampf für die Republikaner aller Parteischattirungen diesmal schwieriger gestalten; wiegen sich doch die Royalisten und Imperialisten, sowie die Boulangisten in der Hoffnung, daß der Panamascandal ihnen zahlreiche Anhänger zuführen werde. Andererseits werden die gemäßigten Republikaner nicht minder als die Radicalen alle ihre Kräfte aufbieten müssen, um ihren bisherigen Besitzstand zu wahren. In der ministeriellen Erklärung wurde betont, daß die Regierung vertrauensvoll der Zukunft der Republik entgegenblicke, da das in den verschiedensten Landestheilen befragte allgemeine Stimmrecht täglich seine früheren Errungenschaften bestätige

und andere fordere, durch welche die demokratischen Bestrebungen und republikanischen Einrichtungen allmälig in Einklang gebracht werden. Diese Erwartungen erscheinen allerdings zu optimistisch, wie es denn auch übertrieben ist, wenn behauptet wird, daß das „suffrage universel" täglich in den verschiedensten Landestheilen zu Gunsten der republikanischen Institutionen sich äußere. Richtig ist nur, daß auch nach dem Panamascandale einige Ersatzwahlen für Senat und Deputirtenkammer, sowie für die departementalen Körperschaften: Generalräthe und Arrondissementsräthe den republikanischen Candidaten günstig gewesen sind. Der Feldzug, der bei den bevorstehenden allgemeinen Wahlen geführt werden wird, muß freilich einen ganz anderen Charakter annehmen; die Kundgebung des Grafen von Paris legte bereits vollgültiges Zeugniß dafür ab, welche Erwartungen die Orléanisten hegen. Wenn aber der monarchistische Prätendent unter Anderem auch die Mitwirkung seines Sohnes in Aussicht stellte, so zeigte sich hier gerade die Schwäche der Position der Royalisten. Wie der „Dauphin" in seiner gesammten Lebensführung jeden Ernst vermissen läßt, hat auch der Graf von Paris selbst durch seinen Mangel an Energie und Opferwilligkeit gezeigt, wie wenig gerade die Orléanisten berufen wären, den Ansturm gegen die Republik erfolgreich durchzuführen. Aber auch der bonapartistische Prätendent wird im eigenen Feldlager keineswegs sehr hoch geschätzt, so daß nur die Boulangisten in den Reihen der Opposition ernsthaft in Betracht kommen können. Diesen mangelt jedoch jedes positive Programm, zumal seitdem ihr früherer Chef nicht mehr existirt. Mag daher immerhin die Stärke der französischen Republik vor Allem in der Schwäche ihrer Widersacher im Inneren begründet sein, so verdient doch der gegenwärtige Zustand der Dinge vor jedem anderen deshalb den Vorzug, weil trotz aller Irrungen und Wirrungen eine ernsthafte Friedensstörung bisher nicht erfolgt ist, während die oppositionellen Parteien, sei es durch den lärmhaften Chauvinismus der Boulangisten, sei es durch die Nothwendigkeit, eine Diversion nach außen in Scene zu setzen, dahin geführt werden könnten, die friedliche Lage zu gefährden.

Während die französische Regierung im Hinblick auf die allgemeinen Wahlen den Kampf gegen die Widersacher der Republik mit Entschlossenheit zu führen gewillt ist, vollzieht sich in England das eigenartige Schauspiel, daß das Ministerium selbst alle Kräfte daran setzt, die Home-rule-Vorlage im Unterhause zur Annahme zu bringen. Unmittelbar nachdem dieses die parlamentarischen Arbeiten wieder aufgenommen hat, beantragte Gladstone die zweite Lesung dieser Vorlage, die dazu bestimmt ist, für Irland eine weitgehende Autonomie herzustellen. In einer von seinen Parteigängern und den irischen Abgeordneten mit großem Beifalle aufgenommenen Rede hat der greise Premier nochmals alle die bekannten Gesichtspunkte hervorgehoben, durch die er sich bestimmt fühlt, den seit Jahren gehegten Plan endlich zu verwirklichen. Gladstone bemühte sich insbesondere, auch die Beweisgründe zu widerlegen, mit denen Chamberlain unlängst im „Nineteenth Century" die Vorlage bekämpft hatte. Allerdings ließ sich der englische Premier Uebertreibungen zu Schulden kommen, wenn er darzulegen versuchte, daß die Einwendungen der Gegner von Home-rule im Grunde auf der mehr oder weniger bewußten und mehr oder minder eingestandenen Idee basirt sind, daß die Irländer, mit Ausnahme der protestantischen Minderheit der Provinz Ulster, gar nicht in der Lage seien, ihren eigenen Interessen zu dienen, daß sie aber die Welt durch den Eifer, mit dem sie die ihnen gewährten Rechte mißbrauchen, sowie durch die Unduldsamkeit in Erstaunen setzen würden, mit der sie die einer anderen Rasse und einer anderen Religion angehörenden Mitbürger behandeln. Die hauptsächlichen Schwierigkeiten der Home-rule-Vorlage sind, wie Gladstone selbst sich nicht verhehlen kann, die Regelung der finanziellen Verhältnisse Irlands gegenüber Großbritannien, sowie die Bestimmung der Theilnahme der irischen Deputirten an den Arbeiten des Parlaments von Westminster, die für bestimmte Fälle vorgesehen ist. Während die Unionisten betonen, daß es unbillig wäre, für England ziemlich hoch bemessene fiskalische Opfer, gewissermaßen ein Lösegeld in demselben Augenblicke festzusetzen, in dem Irland seine Autonomie erhalten soll, weisen sie zugleich darauf hin, daß Irland trotzdem bei

seiner Unfähigkeit, in zielbewußter Weise die eigene Verwaltung zu leiten, dem Bankerotte entgegengehen würde. Obgleich nun aber Gladstone sich bemühte, die angeblichen Widersprüche einer solchen Beweisführung darzulegen, gelang es ihm doch nicht, die gegen seine Vorlage erhobenen finanziellen Bedenken zu entkräften. Inzwischen hat die Home-rule-Bewegung in der irischen Provinz Ulster eine starke Gegenströmung hervorgerufen, die sich aus Anlaß der Anwesenheit des Unionisten Balfour mit besonderer Entschiedenheit geltend machte. In einer seiner Ansprachen betonte dieser, wie ihm nichts die Ueberzeugung rauben werde, daß, falls Ulster und England fest bleiben, Home-rule zurückzuweisen, dieses auch niemals zur Annahme gelangen werde. Wie begeistert aber auch die unionistischen Kundgebungen in Belfast und anderwärts gewesen sind, sprechen doch manche Anzeichen dafür, daß Gladstone im Unterhause für seine Vorlage eine Mehrheit finden wird. Im Oberhause sind die Verhältnisse freilich wesentlich verschieden, so daß das gegenwärtige Cabinet nicht auf eine Majorität zählen darf. Im Interesse der Staatseinheit darf dies nur mit Genugthuung begrüßt werden, auch hat sich der gesammte Organismus Großbritanniens stets als so kerngesund erwiesen, so daß die augenblicklichen parlamentarischen Wirren keine ernsthafte Gefahr darstellen können. War doch sogar die Behauptung aufgestellt worden, daß durch Gladstone die auswärtige Politik in ein anderes Fahrwasser gelenkt werden würde als unter Lord Salisbury; insbesondere wurde in dieser Beziehung auf Aegypten exemplificirt. Nun hat sich aber bereits deutlich gezeigt, daß die englische Regierung keineswegs bereit ist, den Wünschen Frankreichs, Aegypten von den Engländern geräumt zu sehen, in absehbarer Zukunft zu entsprechen. Das jüngste Weißbuch, das Lord Rosebery dem Parlamente vorgelegt hat, läßt auch nicht den geringsten Zweifel darüber bestehen, daß die englische Verwaltung Aegyptens, die sich durchaus segensreich erwiesen hat, fortdauern wird. Die Anwandlungen des jungen Khedive Abbas II., die darauf abzuzielen schienen, den englischen Einfluß zu schwächen, haben nur dahin geführt, daß dieser stärker betont wurde. Wenn der Khedive unlängst bei einer Unterredung selbst anerkannte, daß die Engländer sich insbesondere um die Verbesserung des Bewässerungssystems große Verdienste erworben haben, so ist gerade die Hebung des Wohlstandes Aegyptens ein bedeutsamer Factor. Unbefangene Beurtheiler erkennen aber auch im Uebrigen die unter der Aegide Englands erzielten mannigfachen Fortschritte an.

Wie die englische Verwaltung in Aegypten als eine Friedensbürgschaft angesehen werden darf, muß auch die am 1. Mai bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung in Chicago von diesem Gesichtspunkte aus mit Genugthuung begrüßt werden. Im friedlichen Wettbewerbe werden die verschiedenen Staaten zeigen, in wie hohem Maße die Segnungen des Friedens in der Entwicklung der Industrie und der schönen Künste zum Ausdrucke gelangen. Die große Flottenrevue, die wenige Tage vor der Eröffnung der Ausstellung in Chicago Kriegsschiffe aller seefahrenden Nationen in den amerikanischen Gewässern vereinigen soll, wird zugleich Zeugniß dafür ablegen, daß die Culturländer vor Allem die Aufgabe haben, in Werken des Friedens zu wetteifern. Die Säcularfeier der Entdeckung Amerika's ist jedenfalls der am besten geeignete Zeitpunkt, ein solches internationales Friedensfest würdig zu begehen.

ζ. **Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901—1912.** Von Emil Gregorovius. Leipzig, F. W. Grunow. 1892.

Wir haben es bei der hier vorliegenden hübsch ausgestatteten Broschüre, auf deren schwarzem Umschlag ein rother Todtenkopf prangt, mit einem nicht ungeschickten Versuche der Bekämpfung der Socialdemokraten durch geistige Waffen zu thun. Der wohl pseudonyme Autor malt nach dem Vorgange Belamy's, aber in lebenswahrerer Weise als dieser, ein Bild des socialdemokratischen Zukunftsstaates. Er thut das nicht in trockener Schilderung, sondern in kurzen Skizzen und Erzählungen, welche mitten in der neuen Zeit spielen. Der Zukunftsstaat ist unter Benützung der Reden und Schriften der wichtigsten socialdemokratischen Agitatoren construirt. Gleichzeitig thut der Autor aber einen Schritt, den sie zu thun sich wohl hüten. Er zieht nämlich die naheliegenden Consequenzen aus ihren Grundsätzen und kommt zu Resultaten, welche wohl selbst einem Fanatiker der Herrschaft des vierten Standes einiges Grauen einflößen könnten. Der Cardinalfehler aller socialistischen Theorien, die entwickelte Individualität der verschiedenen Menschen, welche jedes communistische System unhaltbar macht, ist besonders drastisch zur Darstellung gebracht. Die Schrift ist weniger witzig und geistreich als Eugen Richter's in gleicher Absicht verfaßte „Socialdemokratische Zukunftsbilder", dafür aber ist sie gründlicher und anschaulicher. Man darf wohl erwarten, daß eine fortgesetzte Bekämpfung der volksverführerischen socialistischen Ideen auf diesem friedlichen Wege ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Wir versprechen uns mehr davon, als von Zwangsgesetzen und Polizeimaßregeln.

β. **Spinoza's Erkenntnißlehre in ihrer Beziehung zur modernen Naturwissenschaft und Philosophie.** Allgemein verständlich dargestellt von Dr. Martin Berendt und Dr. med. Julius Friedländer. Berlin, Mayer & Müller. 1891.

Ein treffliches Buch voll interessanter Erörterungen, aus denen sich sehr viel lernen läßt — beispielsweise für das Verständniß des platonischen Elementes in der Philosophie des Spinoza (besonders im Hinblick auf seine wichtige Lehre von der Existenz und der Essenz der Dinge), ferner für die Erkenntniß der bedeutsamen Rolle, die bei ihm die Begierde (die cupiditas) der Geschöpfe als das eigentliche Wesen der Dinge spielt. Die engen Beziehungen, die in dieser zwiefachen Hinsicht zwischen seiner und Schopenhauer's Lehre vorhanden sind, treten dabei frappirend hervor. Was die Erkenntnißlehre Spinoza's anlangt, so dürften die Verfasser in dieser Hinsicht in der Hauptsache wohl das Richtige getroffen haben, obgleich sich immer Schwierigkeiten und Differenzen in der Auffassung des Einzelnen ergeben werden, sobald man eine derartig bestimmte Deutung der häufig so vieldeutigen Ausdrucksweise des großen holländischen Denkers unternimmt. Wir begrüßen das Buch aber schon deshalb mit Freude, weil es geeignet ist, durch seine scharfsinnigen Erörterungen das Verständniß für die wahre Bedeutung der großartigen spinozistischen Weltanschauung auch in weiteren Kreisen zu fördern.

β. **Philosophische Studien.** Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Siebenter Band. Heft 1—4. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1891 und 92.

Den vorliegenden siebenten Band der „Studien" eröffnet ein interessanter Aufsatz: „Was soll uns Kant nicht sein?" von Wilhelm Wundt. Der Verfasser polemisirt darin gegen den Uebereifer derjenigen orthodoxen Kantianer, die die Lehre des „Meisters" dogmatisiren möchten und bedingungslose Anerkennung derselben zum mindesten in den wesentlichsten Punkten verlangen. Dem gegenüber betont er mit Nachdruck die Nothwendigkeit einer selbständigen Fortentwicklung des Denkens. Auch Kant ist ihm keine absolute Autorität; auch seine Lehre bedarf der Ausgestaltung, der Weiterführung und Correctur. Wundt weist das durch die Darlegung seines eigenen Standpunktes einigen wichtigen erkenntnißtheoretischen Behauptungen Kant's gegenüber eingehend nach. Ein erster Artikel von Oswald Kulpe (der sich im dritten Hefte findet): „Das Ich und die Außenwelt" betitelt, erörtert das gleiche (erkenntnißtheoretische) Problem. Dem psychologischen Problem der Ideenverbindung gehören drei Artikel der vorliegenden Hefte: „Ueber den associativen Verlauf der Vorstellungen" (von W. E. Scripture, I. Heft), „Kritische und experimentelle Studien über das Wiedererkennen" (von Alfred Lehmann, II. Heft) und „Bemerkungen zur Associationslehre" (von W. Wundt im III. Hefte) an. Unter den übrigen Aufsätzen seien hier nur noch: „Die psychologisch ästhetische Bedeutung des Licht- und Farben-Contrastes" von A. Kirschmann, „Das Relativitätsprincip in Herbert Spencer's psychologischer Entwicklungslehre" von Eduard Pace und eine Reihe von Untersuchungen aus dem Gebiete der experimentellen Psychophysik („Ueber Schwebungen und Differenztöne" von Scripture, „Ueber die Schätzung von Schallintensitäten" von Frank Angell u. A. m.) erwähnt.

β. **Geschichte der Philosophie.** Von Dr. W. Windelband, Professor an der Universität Straßburg. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mit der Feinfühligkeit und Unbefangenheit des echten Historikers, der die verschiedenartigsten Erscheinungen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen und in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu würdigen versteht, hat der Verfasser des Werkes die selbst gestellte Aufgabe „in der Form eines Lehrbuches", wie er sich ausdrückt, „nicht sowohl eine Geschichte der Philosophen als eine solche der Philosophie" zu liefern, eine übersichtliche, gedrängte Darstellung von der „historischen Verflechtung der Gedankengänge", aus denen die Welt- und Lebensanschauungen der heutigen Menschheit erwachsen sind, zu bieten, in wahrhaft glänzender Weise gelöst. Mit stetig wachsendem Interesse folgt man seinen klaren und geistvollen Ausführungen; man bewundert die geistige Beherrschung des Stoffes, man freut sich der Sicherheit, mit der der Verfasser die

mannigfachen, einander durchkreuzenden und gegenseitig beeinflussenden Gedankenströmungen in ihren Wandlungen durch den Gang der Jahrhunderte zu verfolgen, mit der er sie auseinander zu halten und ihr wechselndes Ineinanderfließen dem Leser klar zu legen weiß. Die Darstellung der drei größten Gedankensysteme des klassischen Alterthums: des demokritischen, des platonischen und des aristotelischen, diejenige ferner der Lehre Plotin's, der Nachweis des Einflusses, den die Lehren dieser Denker auf das Geistesleben der abendländischen Völker im Mittelalter und später geübt, endlich die Darstellung des Kant'schen Kriticismus und der drei großen nachkantischen deutschen Systeme sind besonders geglückt. Durch ein sorgfältiges Namen- und Sachregister wird die praktische Brauchbarkeit des Werkes erhöht. Dasselbe ist nicht nur der akademischen Jugend, für die es ja zunächst bestimmt, es ist jedem Gebildeten warm zu empfehlen.

β. **Arnold von Brescia.** Von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1891.

Eine anziehende, klar und gut geschriebene, als Zeitbild vortreffliche Biographie. Vom Hintergrund des denkwürdigen Kampfes zwischen hierarchischer Herrschsucht und weltlicher Macht hebt sich die Gestalt des kühnen Brescianers, des unerschrockenen und unermüdlichen Kämpen gegen die weltliche Herrschaft der Kirche, des begeisterten Verfechters eines asketisch strengen, reinen Urchristenthums wirkungsvoll ab. Das Buch bedarf kaum besonderer Empfehlung; sein Verfasser ist weiteren Kreisen auch als ausgezeichneter Erzähler längst bekannt.

ο. **Buddismo e Cristianesimo.** Studio di religione comparata di Raffaele Mariano. 2ª edizione accresciuta. Napoli, Tipi del Cav. Antonio Morano. 1892.

Eine Gegenüberstellung der buddhistischen und christlichen Grundideen, durch welche sich der Verfasser mit vollem Recht zur Ablehnung der gegenwärtig hier und da beliebt werdenden Ableitung von fundamentalen Elementen der christlichen Weltanschauung aus buddhistischer Quelle führen läßt. Der Darstellung liegt eine im Einzelnen von Irrthümern nicht freie, im Ganzen durchaus anerkennenswerthe Vertrautheit mit den neueren buddhistischen Forschungen zu Grunde; nur fällt die Nichtberücksichtigung der Hypothesen R. Seydel's über buddhistisch-christliche Zusammenhänge auf. Daß es dem Buch hier und da zum Vortheil gereicht haben würde, hätte der Verfasser sich mehr als Historiker und weniger als Dialektiker gezeigt, kann nicht verschwiegen werden.

γ. **Romania e Germania ovvero il mondo Germanico secondo le relazioni di Tacito e nei suoi veri caratteri, rapporti e influenza sul mondo Romano.** Studio de prof. Dr. Giuseppe Marina. Trieste, F. H. Schimpff. 1892.

In diesem Buch handelt es sich um den Nachweis des Einflusses, den die Germanen auf die menschliche Civilisation geübt haben. Zu diesem Zweck schildert Marino zunächst die alten Germanen nach Tacitus, dessen Germania eine eingehende Erläuterung gewidmet wird, um so ihren wahren Charakter festzustellen; dann untersucht er die Einwirkung, die von den Germanen auf die germanische Welt ausgegangen ist. Ihre wesentlichen Eigenschaften waren der Zug zum Individualismus und der religiöse Geist; mittelst dieser Eigenschaften haben sie ihren Antheil am Entstehen der modernen Cultur genommen, deren drei große Träger Rom, die Kirche und die Germanen gewesen sind. Das Buch zeugt von gründlichen Studien des Verfassers, wenn er auch nicht durchweg den richtigen Maßstab für die von ihm benutzten (sehr zahlreichen) deutschen Werke hat, und sein Urtheil im Ganzen von dem seiner Quellen abhängt. Wir sind der Ansicht, daß das Werk dem italienischen Publicum, an das es sich wendet, wohl empfohlen werden darf, und daß es auch diesseits der Alpen eines freundlichen Empfanges nicht unwerth ist.

ϰ. **Bayreuther Taschen-Kalender für 1893.** Herausgegeben vom Allgemeinen Richard-Wagner-Verein. Redaktion: Oscar Eichberg. Berlin. P. Thelen.

Das handliche Büchlein, das seit acht Jahren allen Verehrern Wagner'scher Kunst eine willkommene Erscheinung ist, bringt auch diesmal wieder bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte und Aesthetik der Musik, soweit sie mit Wagner zusammenhängen. Daß darin Betrachtungen über Werke des Bayreuther Meisters in erster Reihe stehen, liegt in der Natur der Sache. Ein Aufsatz von S. van Santen Kolff: „Die Werdeschicksale des Bühnenweihfestspiels" verfolgt die Entstehungsgeschichte des „Parsifal" in ihren verschiedenen Phasen. Es ist ein Jubiläumsartikel, denn im Sommer 1892 waren es zehn Jahre, daß der „Parsifal" zum ersten Male aufgeführt wurde. Auch „Der fliegende Holländer" hat ein Jubiläum gefeiert; der 2. Januar 1893 war der fünfzigste Jahrestag seiner Erstaufführung im Dresdener Hoftheater. Das gibt Oscar Eichberg Veranlassung zu einem Aufsatz, der Alles zusammenfaßt, was das Werden und die Darstellung des „Holländers" angeht. Albert Heintz reflectirt über Wagner als Reformator der Oper und des Bühnenwesens, und Josef Schalk trägt eine Studie über Hugo Wolf bei, einen höchst talentvollen jungen Musiker, der die Principien von Wagner's Kunstschaffen mit Glück auf die Liedcomposition anwendet. Das werthvollste Stück des Bändchens ist ein Pariser Brief Richard Wagner's aus dem Jahre 1841. Er erschien zuerst unter dem Titel „Pariser Amüsements" in Lewald's „Europa" und bildet ein Gegenbild zu den „Pariser Fatalitäten", die von Wagner unter dem Pseudonym „Freudenfeuer" an derselben Stelle veröffentlicht wurden. Außer diesem literarischen Inhalt in engerem Sinne bringt das Taschenbuch noch einen Bericht über die Organisation der Bayreuther Festspiele, eine kurze Bibliographie und ein vollständiges Kalendarium.

κ. **Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's** nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte. Von Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Der Inhalt des Buches ist noch ein wenig reicher, als der Titel verspricht. Denn wie das bei der Besprechung Wagner'scher Bühnenwerke sich beinahe von selbst versteht, konnte das Musikalische nicht völlig ausgeschlossen werden. Ueberall ist daher der Eintritt der Hauptmotive angegeben, die auch in Notenbeispielen jedem Drama beigefügt sind. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich dabei auf das Allernöthigste beschränkt hat, und den Leser nicht mit einer Ueberfülle von Motiven behelligt, was leider in so vielen „Führern" durch Wagner's Werke der Fall ist. Das Wenige, was hier angeführt wird, genügt vollkommen, um beim Hören den Zusammenhang der musikalischen Gedanken zu fassen. Bei der Besprechung der „Feen" druckt Herr von der Pfordten eine Melodiephrase aus diesem Werk ab, die „gleichsam prophetisch auf spätere Werke Wagner's hindeutet". Das ist richtig, die Melodie ist ein echter Wagnerismus und zeigt in der That bedeutende Familienähnlichkeit mit den Motiven aus dem „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser", die ihr gegenüber gestellt werden. Die Liste hätte sich übrigens leicht um ein Beträchtliches vermehren lassen, denn ähnliche Wendungen finden sich ziemlich oft bei Wagner, z. B. um nur eins anzuführen, in dem Zwiegesang Lohengrin's und Elsa's (3. Act) bei den Worten: „Fühl ich zu dir so süß mein Herz entbrennen." Die Erläuterungen umfassen alle Bühnenwerke, die Jugendopern „Feen" und „Liebesverbot" inbegriffen. Sie sind etwas weitschichtig, dafür aber auch sehr klar und wohl geeignet, dem Leser eine lebendige Anschauung von dem Inhalt und dem szenischen Aufbau der Dramen zu geben. Der eigentlichen Inhaltsangabe voran steht jedesmal eine kurze Einleitung, die Angaben über die Entstehungsgeschichte bringt und das Verhältniß der Wagner'schen Bearbeitung zu ihren Quellen aufdeckt.

ζ. **Hundertundfünfzig Jahre Schlesische Zeitung, 1742—1892.** Ein Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte. Breslau, W. G. Korn. 1892.

Die vorliegende Schrift ist anläßlich des Jubiläums der ältesten Zeitung Schlesiens erschienen. Ihre Bedeutung ist aber eine allgemeinere. Die „Schlesische Zeitung" ist unter der Aegide der preußischen Regierung nach der Eroberung Schlesiens ins Leben gerufen und dieser Tradition gemäß bis zur Gegenwart eine Vertreterin der vaterländischen und Staatsinteressen gewesen. Seit Friedrich dem Großen, der ihr eigene Beiträge zukommen ließ, hat sie ihre Spalten einer großen Reihe bedeutender Männer geöffnet und viel werthvolles Material dem Publicum zugänglich gemacht. Heute noch ist sie Jedem, der sich mit schlesischen Verhältnissen vertraut machen will, unentbehrlich. Die hier erwähnte Schrift schildert des Näheren die Haltung, welche die Zeitung im Laufe der Jahre den wichtigsten politischen Fragen gegenüber eingenommen hat und gibt Mittheilungen über die Familie des Besitzers, soweit deren Schicksale in Beziehung zu den allgemeinen Ereignissen gestanden haben. Die Uebersicht ist sehr ausführlich für das vorige Jahrhundert und den Anfang des laufenden. Für die neuere Zeit wird sie spärlicher, was bei der Ueberfülle des Stoffes nicht zu verwundern ist. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse ist das Werk von nicht zu unterschätzendem Interesse.

λ. **Provenzalische Tage und spanische Nächte.** Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1893.

Seinen vor zwei Jahren erschienenen „Sicilianischen Streifzügen", die an dieser Stelle mit verdienter Anerkennung besprochen sind, hat Siegfried Samosch einen neuen Band mit Reiseberichten folgen lassen, dem wir nicht minder gern ein freundliches Geleitwort geben. Diesmal ist es die Provence und Spanien, der sich Samosch zugewandt, und Lyon, Orange, Avignon, Nimes, Arles, Marseille, dann Barcelona, Madrid und Burgos, schließlich wieder auf französischem Boden Pau, Toulouse und Nizza sind die Orte, mit denen er uns näher bekannt zu machen sucht. Was uns zunächst bei diesen Aufsätzen angenehm auffällt, ist das starke Hervortreten der liebenswürdigen und sympathischen Persönlichkeit des Verfassers; er kümmert sich wenig um andere Reisehandbücher, um Schilderungen anderer Autoren: so habe ich das und das gesehen, in dieser Beleuchtung, in dieser Stimmung, — und wir sind ihm für diese Methode dankbar, denn stets befinden wir uns in der Gesellschaft eines feingebildeten, wohlunterrichteten, in fröhlicher Reisestimmung befindlichen Gefährten, der, sei es schon durch frühere Fahrten, sei es durch eingehende Studien, Land und Leute genau kennt und der manch' treffende Bemerkung über geschichtliche Vergangenheit und sociale Gegenwart, über ältere und neuere Literaturströmungen des südlichen Frankreichs und nördlichen Spaniens einfließen läßt. Der Titel „Provenzalische Tage und spanische Nächte" erklärt sich zunächst wohl äußerlich dadurch, daß Samosch zweimal während der Nacht die Pyrenäen passirte, mehr aber jedenfalls innerlich, da ihm die Provence sonniger, anmuthiger, frohsinniger erschien, als Nord-Spanien, welches er allerdings zu recht ungünstiger Jahreszeit kennen gelernt. Schließlich noch die Bemerkung, daß Samosch's Buch überall den sorgfältigen Stilisten verräth, der bestrebt ist, seiner Muttersprache Ehre zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albertotti. — I Ciechi di Collòro. Discorso di Giuseppe Albertotti. Modena, Società Tipografica Modenese. 1893.

Baumann. — Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten. Wie sie heutzutage eingerichtet sein sollten, dargelegt von Dr. Julius Baumann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1893.

Beseke. — Der Nord-Ostsee-Kanal, seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirthschaftlicher und militärischer Hinsicht. Von C. Beseke. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Beyer. — Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Von Professor Dr. C. Beyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Bierbaum. — Studentenbeichten. Von Otto Julius Bierbaum. München, Dr. C. Albert & Comp. 1893.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Mit 1910 Abbildungen im Text ꝛc. ꝛc. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. X. Bd.: Niedere Thiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Clefeld. — Komödie. Drama in fünf Aufzügen von Ernst Clefeld. Zittau, Wilh. Sunder. 1893.

Dierks. — Ein Jahrhundert nordamerikanischer Kultur. Ein Begleitbuch für die Chicago-Besucher. Von Dr. Dierks. Berlin, Richard Lesser. 1893.

Doumic. — De Scribe à Ibsen. Causeries sur le théâtre contemp. rain. Par René Doumic. Paris, Paul Delaplane. 1893.

Duckmeyer. — Gastgeschenke für Freund und Feind. Von Friedrich Duckmeyer. Berlin, Eduard Rentzel. 1893.

Düntzer. — Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Von Heinrich Düntzer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Endemann. — Vor dem alten Reichskammergericht. Von Dr. W. Endemann. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1893.

Engelmann. — Die Frithiofs-Sage. Das Lied von Frithiof dem Kühnen für das deutsche Haus. Nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegner'schen Frithiofs-Sage bearbeitet von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893.

Eschricht. — Pfarrer Streccius von E. Eschricht. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Friedrich's des Grossen Gedanken über Religion. Dresden, H. Jaenicke's Verlag.

Fulda. — Der Talisman. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen (mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes) von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Gageur. — Reform des Wahlrechts im Reich und in Baden. Von Karl Gageur. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893.

Gneiße. — Schiller's Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Von Karl Gneiße. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1893.

Grotowsky. — Der todten Mutter. Ein Liederkranz. Von Paul Grotowsky. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1893.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pohlmey und Gymn.-Oberl. Hugo Hoffmann. Heft 8: Schreyer, Prof. Dr. Herm., Das Fortleben homer. Gestalten in Goethe's Dichtung. Heft 15: Aly, Oberl. Dr. Fr., Horaz, sein Leben und seine Werke. Heft 16: Lange, Dr. Edm., Thukydides und sein Geschichtswerk. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1893.

Held. — Manometer auf 99! Sociales Drama in fünf Akten von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1893.

Held. — Groß-Natur. Ausgewählte Gedichte von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1893.

Hörsting. — Welten-träume. Von E. O. Hörsting. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1893.

Horn. — Platonstudien. Von Dr. Ferdinand Horn. Wien, F. Tempsky. 1893.

Jäger. — Oskar Jäger's Weltgeschichte in vier Bänden. Wohlfeile Lieferungsausgabe. Mit 1014 authentischen Abbildungen und 80 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck. Zweite Auflage, 1. Lfg. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1893.

Jaesche. — Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. Von Dr. Emanuel Jaesche. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt, (August Schulze). 1893.

Keußler. — Leopold von Ranke's Leben und Wirken. Vortrag von Friedrich von Keußler. St. Petersburg, In Commission von Eggers & Comp. 1892.

Köhler. — Die sogenannte ethische Bewegung und die Sozialdemokratie. Von H. Köhler. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1893.

Kralik. — Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Kühnemann. — Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes. Von Dr. Eugen Kühnemann. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1893.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Eisenach, Jos. Kürschner's Selbstverlag. 1893.

Landsberg. — Volksthümliche Philosophie, zum Gebrauche bei wissenschaftlichen Vorträgen in den Bürgervereinen. Dargestellt von Dr. Joseph Landsberg. 3. Auflage. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr). 1893.

Langwerth von Simmern. — Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Zweiter Theil. Staat und Kirche. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1893.

Lemmermayer. — Simson und Delila. Tragödie in fünf Akten von Fritz Lemmermayer. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Lichtenberg. — Georg Christoph Lichtenberg's ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Wilbrand. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Lindau. — Altes und Neues aus der Neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. Von Paul Lindau. Erster Band. Berlin, Carl Duncker, 1893.

Lindenberg. — Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweites Bändchen. Leipzig, Ph. Reclam & Comp. 1893

Lipmann. — Der Kupferstich von Friedrich Lipmann. Mit 110 Abbildungen (Handbücher der Königl. Museen zu Berlin.) Berlin, W. Spemann 1893.

Mackowsky. — Ein Erbengang. Dichtung nach Motiven aus der Passion Christi von Hans Mackowsky. Berlin, F. Fontane & Co.

Magnan. — Psychiatrische Vorlesungen. Von V. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. 1.—3. Heft. Leipzig, Georg Thieme.

Maisonneuve. — Madame Rivat. Roman par Henry Maisonneuve. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

May. — Das Modell und andere Novellen von George May. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Mémoires inédits de Bertrand Poirier de Beauvais, Commandant général de l'artillerie des armées de la Vendée. Publiés par la Comtesse de la Bouëre. Paris, E. Plon. Nourrit & Cie. 1893.

Mengden. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Meyer. — Die Ausbildung und Stellung der Handlungsgehilfin in Berlin. Ein Rathgeber für die kaufmännische Laufbahn junger Mädchen. Von Julius Meyer. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1893.

Mirbt. — Der deutsche Patriot und die Jesuitenfrage. Vortrag von Professor Dr. Karl Mirbt. Marburg, Oscar Ehrhard. 1893.

Morgenstern. — Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. Von Gustav Morgenstern. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Muschi. — Die Wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Jean Bernhard Muschi. Dessau, Rich. Kahle's Verlag.

Nelten. — Dramaturgie der Neuzeit. Essays und Studien über das moderne Theater von Ludwig Nelten. Halle a. d. S., Hugo Peter. 1893.

Nissen. — Dänischer und norwegischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch von Heinrich Nissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Glaubenslos.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

VII.

Ein heftiger Regenschauer ging nieder, Blitz und Donner folgten einander fast unmittelbar, als Leo auf dem Koglerhof ankam und sich in die Stube des Bauers begab. Drückende Schwüle herrschte darin, die Luft schien förmlich schwer von all der Pein, die in ihr athmete.

Seit einigen Tagen wollte der Kranke auch beim schönsten Wetter nicht mehr ins Freie gebracht werden. Wozu? Neues gab es draußen nicht zu sehen, und der Anblick des Alten machte ihn nur traurig, erweckte schmerzliche Erinnerungen an die Zeiten, in denen er seiner Wirthschaft vorgestanden hatte und auf den Bergen und in den Wäldern herumgeschweift war, nie zufrieden und glücklich, dazu war er nicht der Mann, dazu war er, seiner eigenen Meinung nach, viel zu gescheit, aber im Gefühl seiner Gesundheit und Kraft, und recht mit der Ueberzeugung, das müsse immer so fortgehen, und recht mit dem Willen, alle Zeit weiter zu leben, wie er jetzt lebte.

Kogler empfing den Priester mit spöttischem Bedauern, daß er nicht vorgestern gekommen war, und versicherte ihm: „Da hättens Ihren Meister g'funden."

Der Poisbrunner, der Vatersbruder und „Göd" seines zukünftigen Schwiegersohnes, das ist Einer, der hätte dem Cooperator selbst Lichter aufgesteckt. Er wohnt zwar in der Ebene, aber das geht mit merkwürdigen Dingen zu! Er schaut herunter auf die Leute, die „in der Höh" wohnen. „Bei Euch," sagt er, „is die Welt verschlagen, nicht bloß mit Brettern — mit Bergen."

„Ja," meinte Kogler, „die dort draußen sind aufgeklärt; die Gelehrten aus der ganzen Welt kommen bei ihnen zusammen und sitzen mit ihnen im Wirthshaus. In einer Viertelstund' erfahren so die Bauersleut' mehr, als unsere Schullehrer in ihrem ganzen Leben g'lernt haben. Ihre Astronomie," Kogler lächelte schadenfroh, „von der man nie was rechts erfahrt, die hat der Poisbrunner im

kleinen Finger. Ich hab' mir sie aufschreiben lassen von ihm. Gieb das Zettel her," befahl er seiner Frau, die bald nach Leo ins Zimmer getreten war und besorgt und mißbilligend die Reden ihres Mannes mit anhörte.

„Willst Du das heute nicht lieber sein lassen, Ambros," sprach sie, „wir hätten mit dem Herrn Cooperator von was Anderm zu reden, an dem uns viel mehr g'leg'n is, und wo wir doch so gern seine Meinung hören möchten."

Der Bauer schalt und schrie: „Wir möchten? Du möchtst. So sind die Weiber. Immer die alten Geschichten, nix ohne die Geistlichkeit. Und ich sag', was die Famili betrifft, duld' ich keine Einmischung. Sie wissen's, Herr Cooperator, und haben sich immer dernach g'halten, und so sein wir gut auskommen mit einander. Gieb das Zettel," fuhr er die Bäuerin an, und sie machte keine Einwendung mehr; sie holte aus der Tischlade ein Vögelchen, das eine ungeübte Hand mit Ziffern und Namen beschrieben hatte, und wollte es vor ihren Mann hinlegen.

Er aber verlangte, daß sie sich neben ihn setze und die Antwort auf die Fragen, die er stellen werde, ablese. „Kannst froh sein, daß D' auch einmal was lernst," versicherte er ihr.

In einer Bude im Wurstelprater in Wien hatte der Großfuhrmann gesehen, was er „die ganze Astronomie" nannte. Wie die Erde sich um die Sonne dreht und der Mond um die Erde, und noch Vieles, das ihm wieder entschwunden war. Aber einiges von dem Merkwürdigsten stand da aufgeschrieben auf dem Zettel, und das sollte Leo bestätigen oder verneinen. Dem Kogler lag daran, zu erfahren, ob die Astronomie im Wurstelprater und die des Cooperators dieselbe Astronomie sei. Dort behaupten sie unter Anderem, daß die Sonne, die so groß ausschaut wie ein Suppenteller, größer ist als die Erde. „Wie viel Mal?" wandte der Bauer sich an seine Frau. „Schau nach."

Die Bäuerin wurde sehr roth, suchte eifrig und buchstabirte: „Ei—ne Mil—li—on Mal. Aber," sagte sie dann, „ich bitte, Hochwürden, wie kann man das wissen?"

„Du hast nicht zu fragen," brummte Kogler, „das is meine Sach'. Ich frag': is das richtig mit dem Million Mal?"

„Es ist richtig," antwortete Leo.

„Und is 's auch richtig, daß von viele Stern das Licht, eh's zu uns kommt, braucht — wie viel Jahr?" unterbrach er sich.

„Sechs—hun—dert," las Frau Anna.

„Sechshundert Jahr," wiederholte Kogler. „Is das so?"

„Es ist so."

„Verflucht!" schrie der Bauer. „Vor sechshundert Jahr habens g'scheint, ob's noch am Himmel stehn, weiß kein Mensch, sagt der im Wurstelprater. Die Stern, die ich seh', sein vielleicht gar nimmer da! Was ich seh', is vielleicht gar nicht da." Er blickte angstvoll um sich. „Vielleicht is aber allerlei da, was ich nicht seh' . . . Das is ein Gedanken! Können Sie bei dem Gedanken schlafen, Herr Cooperator? . . . Ich nicht. In der Nacht packt's mich manchmal fürchterlich. Alles geht mir durcheinander im Kopf herum. Und zuletzt kommt's immer wieder auf das heraus, was wir schon einmal miteinander

g'sprochen haben. Ich frag' halt, ich kann mir nicht helfen: wenn die Erd' gar so was Kleinwinziges is — was bin denn ich?"

Seine Frau schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was Du Alles fragst, Ambros! Es ist sündhaft. Ist's nicht sündhaft, so was zu fragen, Hochwürden?"

„Die Frage ist nicht sündhaft," erwiderte Leo, „es gibt kaum eine, die demüthiger wäre. — Was bin denn ich? Was vermag und was bedeute denn ich? . . ." Er schwieg und begann erst wieder nach langem und ernstem Besinnen: „Wenn ich von Euch fort müßte —"

„Wär' nicht übel!" sagte Kogler, höchst ärgerlich über die Annahme einer solchen Möglichkeit, und Leo fuhr fort:

„Dann ging ich mit dem traurigen Bewußtsein: von allen Worten, die ich zu Euch gesprochen habe, ist nicht eines haften geblieben. Ihr aber habt jetzt Etwas gesagt, das ich mir oft ins Gedächtniß rufen will: — Was bin denn ich?"

„Sie, Hochwürden!" begann die Bäuerin. Voll Ungeduld schnitt ihr der Mann die Rede ab:

„Das ist jetzt ganz was Andres, das war nicht die Frag'. Meine Frag' war: Wenn also die Erd' für den Herrgott nur so viel heißt wie für mich ein Staubkörndl auf mein'm Feld, was soll er sich um das Staubkörndl kümmern? Er sieht's ja gar nicht, er kann's gar nicht seh'n. Er weiß nix von uns, sagt der Poisbrunner, ob wir gut oder schlecht sein, ist ihm Alles eins, grad so wie's uns Alles eins is, ob eine Ameisen eine tugendhafte oder eine nixnutzige Ameisen is."

„Die Ameisen sein nicht Deine Geschöpfe," warf die Bäuerin ein, äußerst gequält durch die Reden ihres Mannes, „wir aber sein die Geschöpfe Gottes, und darum —"

Kogler zuckte wegwerfend die Achsel und nahm keine Notiz von dem Einwande: „Es gibt überhaupt, sagt der Poisbrunner, nix Gut's und nix Schlecht's, Alles is dem Menschen angeboren und muß so sein."

„Ja, ja, lieber Kogler," sprach der Cooperator, „was sein muß, das ist; unter Andern zum Beispiel: das Gewissen."

Der Bauer stutzte und erwiderte dann mit ziemlich mühsam zur Schau getragener Zuversicht: „Das G'wissen is was Eing'lernts, sagt der Poisbrunner."

„Ich glaube das nicht. Warum? — die Frage zu beantworten ist leicht, oder — unmöglich. Euch ist gewiß schon oft gesagt worden: Das Gewissen ist die Stimme der göttlichen Wahrheit in uns. Bescheidet Euch damit, ich kann Euch nichts Besseres sagen."

„Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß," rief Kogler plötzlich mit ausbrechender Verzweiflung. „So sein Sie immer. Ich hab' Sie nur herausg'fordert und Sie sein mir aufg'sessen. Ich hab' mir nicht erwartet, daß Sie Ja sagen werden zu der Wurstelprater-Astronomie. Ich hab' mir erwartet, daß Sie sagen werden: Lauter Schwindel, der den Wiener Leuten vorg'macht wird, weil sie so unterhaltungssüchtig sein. Die Erd' is die Welt. Wegen ihrer hat Gott die Sonn', den Mond, die Sterne gesetzt an die Veste des Himmels, wie's in der Bibel heißt. Und die Erd' wieder is nur wegen der Menschen da. Der

Mensch, den Gott nach seinem Bild g'schaffen hat, is die Hauptsach', um den dreht sich Alles, und kein Haar fallt von seinem Haupt ohne den Willen Gottes. Das hab' ich mir erwartet, daß Sie sagen werden, und das wär' mir ein Trost g'wesen. Aber von Ihnen kriegt man kein Trost. Sie haben mir nie einen geben, nicht jetzt und nicht früher."

„Ihr habt recht, Kogler," versetzte Leo, „ganz recht, ich bin ein schlechter Seelsorger; aber Euern gesunkenen Muth möchte ich doch aufzurichten versuchen. Es ist mir auch nicht anders gegangen wie Euch, auch ich bin unter dem Sternenhimmel gestanden mit der Empfindung eines Versinkenden, eines Verlorenen . . .

Eines Tags aber ging ich im Sonnenschein über die Wiese, sah etwas glänzen im Grase und hob es auf. Es war ein Mücklein mit fein geäderten Flügelchen, die schimmerten hell wie Glas, und eine zarte, farbige Zeichnung war auf ihnen zu sehen. Wunderbar! Nun mußte ich doch denken: mit welcher Liebe ist das ausgeführt! Die unfaßbare Weisheit, die das Weltall durchdringt, es erhält mit ewig triumphirender Macht, finde ich in dem kleinsten ihrer Werke wieder. Und so mein ich denn, daß unser Vertrauen darum nicht schwächer zu werden braucht, weil wir diese ewige Weisheit als eine so unermeßlich große erkennen und uns selbst so klein fühlen."

„Das meinen's?" fragte Kogler tief aufathmend. Sein Weib trat zu ihm und wischte ihm den Angstschweiß von der Stirn.

Er brummte: „Schon gut! mach' Dich nicht wichtig mit Deiner Pfleg'."

Im Grunde wäre ihm die zärtlichste Pflege die liebste gewesen. Den gewaltthätigen Mann ergriff jetzt oft eine kindische Sehnsucht, geliebkost, gehätschelt zu werden. Aber das hätte man errathen müssen, und wer in seiner Umgebung durfte ihm eine solche Schwachheit zutrauen? Da war die Tochter, die vor ihm zitterte, da war die auf die Wahrung seiner Würde vor dem ganzen großen Hausstand immer bedachte, stolze Frau. Am wohlsten that ihm noch der Priester, der ihn — er fühlte das recht gut — und in diesem Augenblick mit einer Regung der Dankbarkeit, wenigstens moralisch hätschelte.

So entfaltete er Leo gegenüber ungewohnte Liebenswürdigkeit und forderte ihn auf, dazubleiben, bis das Gewitter, das schon im Abnehmen war, sich ganz verzogen haben würde. Der Cooperator nahm die Einladung dankbar an. Er hatte eine inständige Bitte an den Bauern zu richten, und bisher vergeblich auf die Gelegenheit gehofft, sie vorzubringen.

Plötzlich erscholl von der Küche herüber lautes Geschrei und Gelächter. „No — was gibt's denn?" rief Kogler. „Was treiben die Dienstboten? unterhalten sich, kirren wie närrisch, statt zu arbeiten. Schau nach!" befahl er der Frau. Sie war aber noch nicht bis zur Thür gekommen, als die geöffnet wurde und der Müller eintrat. Er war in Hemdärmeln und barfuß, hatte den Rock und die Stiefel draußen gelassen, bückte sich tief, schnitt ein klägliches Gesicht und winselte: „Ein armer Wallfahrer bittet um ein Almosen."

Kogler runzelte die Stirne: „Das ist ja der Müller," brummte er, „was führt denn der für eine Komedi auf?"

Der Müller wurde verlegen, als er den Cooperator erblickte, blies seine breiten Nasenlöcher auf und machte ein wahres Leichenbittergesicht. Er kam von

Rotheſſen, erzählte er, hatte ſich gleich am Montag dahin begeben, zur wunderthätigen Muttergottes, und auch dort ſeine Beichte abgelegt.

„Wenn Du nur auch Deine Sünden ablegen thäteſt," ſprach der Bauer verächtlich.

„Die ganze Zeit is ſchön g'weſen, und grad vor einer Stund' hat mich's G'witter erwiſchen müſſen. Ich bin naß worden bis auf die Haut, in die Stiefeln is mir's Waſſer hineing'loffen, ich hab' 's draußen in der Kuchel umkehrt aufg'hängt zum Abtropfen mit ſammt mein'm Rock. Da haben Eure Mädeln ſo drüber g'lacht, Bäuerin."

Sie ſah unzufrieden und ungläubig aus: „'s wird wohl über was Anderes g'weſen ſein, ich kenn' Eure Späß, die ſein nit ſo unſchuldig."

„Ganz unſchuldig waren's, und ein Bildel hab' ich Jeder mitbracht; ich werd' ihnen doch Bildeln mitbringen dürfen. Seid's nit harb, Bäuerin, ich bin jetzt der Reinſte in der ganzen G'meind'."

„Weil Dich der Regen abg'waſchen hat," ſagte Kogler, immer im abfertigenden Tone; ein Geſpräch mit dieſem Menſchen ſchien ihm offenbar entadelnd.

„No, no, nit bloß von außen, auch inwendig. Ich hab' die Abſolution und auch einen Ablaß," wandte der Müller ſich an Leo mit kriechender Demuth.

Der Cooperator ſah ihn feſt und ſtreng an und ſchwieg.

„Wenn's Euch Ernſt wär' mit der inwendigen Reinlichkeit," nahm die Bäuerin das Wort, „ginget Ihr nicht zu einem fremden Geiſtlichen beichten, dem Ihr vorlügen könnt, was Ihr wollt, ſondern zu unſerm Herrn Pfarrer oder zum Herrn Cooperator."

Der Müller ſchob ſeinen runden Kopf, der an den einer Schildkröte mahnte, vor, ſpitzte die Lippen und ſprach: „Ja, das is halt ſo eine Sach'. Dem alten Herrn will man nicht zu oft kommen, die Seelſorg' wird ihm ohnehin ſchwer, hört man und ſieht man auch."

Aha, dachte Leo, Du biſt wohl einer von den anonymen Denuncianten.

„Und der Herr Cooperator, na, der verlaßt uns ja eh."

„Is wahr?" rief Kogler erſchrocken, „is wahr? Sie haben grad ſo was dergleichen g'red't."

„Natürlich is wahr," beſtätigte der Müller wichtig thuend. „Am Sonntag, wie der Herr Cooperator ſo b'ſonders ſchön gepredigt hat, da hat er einen gar hohen Zuhörer g'habt. Die Leut' glauben, daß es der Herr Biſchof ſelber g'weſen is, oder gar eine Eminenz."

Leo maß ihn: „Glauben die Leute?"

„Wie ich Ihnen ſag'. Und dem hohen Herrn hat die Predigt ſo g'fallen, daß er den Herrn Cooperator am liebſten gleich mitg'nommen hätt' nach Wien."

„So, nach Wien?" wiederholte Leo.

„Er wird was Großes — ein Domherr oder noch mehr."

„Und wer verbreitet dieſes unſinnige Gerücht?"

„Ich glaub', es geht aus Ihrer Näh' aus, von der Frau Sperber vielleicht."

„Sie irren, Müller; durch Frau Sperber ſind nie Klatſchereien verbreitet worden," erwiderte Leo.

Der Müller gerieth in Bestürzung: „Ich bitt' um Verzeihung, Hochwürden, wenn ich Ihnen beleidigt hab'; ich wüßt' freilich nicht durch was, und ganz gegen mein' Willen wär's g'schehn, wenn 's g'schehn wär'. Ich bin ein guter Kerl auch gegen Dich, Kogler, schau. Du gibst mir kein gut's Wort, und da bring' ich Dir die G'sundheit mit."

„Was bringst mir?" fragte der Bauer, und in seinem Tone bebte etwas wie freudige Ueberraschung, wie aufkeimende Hoffnung.

„Ein Bild von der wunderthätigen Muttergottes. Das hat schon vielen Kranken die G'sundheit wieder gegeben. Das Gebet, das dabei is, mußt aber am Morgen und am Abend beten, und wenn D' zum Beten zu schwach bist, mußt 's Gebet wenigstens denken und 's Bild andächtig anschau'n."

Kogler verschlang das Blättchen, das der Müller ihm reichte, mit den Augen, besann sich jedoch, die Hand danach auszustrecken. Da legte der Andere es vor ihn auf den Tisch hin.

„Nimm's, Koglerbauer, oder nimm's nit, werd' g'sund oder bleib krank, wie D' willst. Ich empfehl mich jetzt; ein bisserl getrickert wer'n meine Sachen schon sein, und zu regnen hat's beinah' aufg'hört." Er grüßte den Bauer und die Bäuerin und verbeugte sich vor Leo. „Empfehl mich, Herr Domherr, und bitte meine Gratulation in Gnaden anzunehmen."

Er ging, die Bäuerin begleitete ihn, so sehr er dagegen protestirte: „Ich hätt' den Weg auch allein g'funden," versicherte er, „aber ich seh' schon, Ihr geht nit als Hausfrau mit, sondern als Polizei."

„Das is ein schlechter Mensch," sprach Kogler, als sie draußen waren, „aber sein Heiligenbild is am End' doch zu was gut. Was meinens Hochwürden?"

Er wartete auf eine Antwort, die nicht kam, so flehentlich auch sein gespannter Blick um eine Barmherzigkeitslüge bat.

Die Bäuerin kehrte zurück und nahm ihren früheren Platz neben ihrem Mann wieder ein: „Sie verlassen uns, Herr Cooperator, ja, ja, es wird schon nicht anders sein," sprach sie. „Ein Herr, wie Sie, kann sich nicht versitzen an einem so kleinen Ort wie Schlan. Das is ja für ihn ein viel zu kleiner . . . zu kleiner . . ." Sie suchte nach einem Ausdruck, den sie nicht fand.

„Ein zu kleiner Wirkungskreis, meint Ihr, Bäuerin? Nun seht, wenn ich ihn aufgebe, geschieht's, weil ich fühle, daß ich nicht einmal dem gewachsen bin."

„Das versteh' ich nicht, Hochwürden, ich weiß nur, ein größeres Unglück, als daß Sie uns verlassen, könnt' uns Schlaner nit treffen."

„Irrthum, Bäuerin! Ich bin noch nicht lang' bei Euch, aber doch schon lang' genug, um zu wissen, die Guten brauchen mich zu ihrem Heile nicht, und die Schlechten zum Heile zu führen, geht über meine Kraft. Du hast nichts geleistet! ist die Antwort, die ich mir Abend für Abend geben muß, wenn ich mir Rechenschaft ablege von meinem Tagewerk."

„Die Schlechten könnt' vielleicht nicht einmal der liebe Herrgott besser machen," entgegnete die Bäuerin mit großer Gelassenheit. „Aber wir brauchen Ihnen, die Kinder brauchen Ihren Unterricht, die Kranken und die Unglücklichen Ihren Trost."

„Trost? da weiß ich mehr Menschen, die ihn brauchen, als Menschen, denen ich ihn spenden kann. Ihr wäret darin glücklicher, wenn Ihr's sein wolltet, Kogler," wandte er sich an diesen. „Ihr könntet heute mit dem Bewußtsein schlafen gehen, ich hab' meinem armen, verzagten Kinde seine Seelenruhe wiedergegeben."

„Was?" der Bauer stemmte sich mit dem linken Arm an die Lehne seines Rollstuhls und machte eine mühsame und vergebliche Anstrengung, um seinen schweren Körper aufzurichten und sich zu Leo hinüber zu beugen. Die Bäuerin wollte ihm zu Hülfe kommen — er schrie sie an:

„Laß' den Klumpen liegen, wo er liegt! Und Sie, geistlicher Herr, Ihnen sag' ich, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, sind wahrscheinlich von der Frau ang'stift."

„Ich bitt' Euch —"

„Ersparen Sie sich eine Fehlbitt', ich weiß, was ich thu', ich weiß, warum ich mir einen auswärtigen Schwiegersohn aussuch'. Ich will's nicht seh'n, wie ein Hiesiger auf meinen Tod paßt und auf die Erbschaft."

„Ich und dreimal ich. Um die Broni handelt sich's und nicht um Euch. Ihr sollt sie nicht einem Wildfremden hinwerfen, weil's unrecht, weil's lieblos wäre. Wir haben eben von der großen Liebe gesprochen, die das All durchdringt. In Uebereinstimmung mit ihr sollen wir handeln. Ihr könnt mir freilich antworten: Ich sehe auch viel Kampf und Grausamkeit und überall den Sieg des Starken über den Schwachen. An dieses Beispiel will ich mich halten, ich der Starke. Das steht mir zu." Ein herbes Lächeln verzog seinen Mund. „Sprecht so, handelt so, verharrt in Eurer Unverbesserlichkeit! Ihr wißt nicht, was Ihr Euch damit thut — und mir. Mir, Kogler. Ihr ahnt nicht, was für ein Leiden das ist: ringen müssen, ringen sollen und immer einsehen: Du ringst mit dem Unüberwindlichen!"

Kogler brummte etwas Unverständliches. Was hatte der Geistliche zu klagen? Wen in der Welt geht's an, wo den der Schuh drückt? Das möge er mit seinem Herrgott ausmachen. Um ihn, den Kranken, handelt sich's, um das, was für ihn gut wäre.

„Befreiens mich von meinen schwarzen Gedanken! richtens mich auf!" rief er dem Priester zu.

„Thut an Anderen, Kogler, was Ihr wollt, daß an Euch geschehe. Wann habt Ihr je einen Menschen aufgerichtet?"

Der Bauer schwieg, und Leo begann in milderem Tone wieder:

„Eure Broni ist mir vor ein paar Tagen vorgekommen wie ein junges Zweiglein, das im Schatten entsprossen, sich plötzlich besinnt: Außerhalb meines todtenstillen Dunkels gibt's goldiges Licht, wonniges Regen und Weben. Es streckt sich sehnsüchtig und erhascht ein bißchen Wärme, einen Sonnenstrahl, und seine kränklichen Blättchen färben sich, ein neues, frisches Leben durchhaucht sie. — — Heute hat mich an der Schwelle Eures Hauses wieder das blasse, verschüchterte Mädchen begrüßt, und so unglücklich ausgesehen, daß mir's weh gethan hat."

„Wird sich Alles geben und machen in der Eh'. Davon versteh'n Sie nix, geistlicher Herr," erwiderte Kogler mit spöttischer Unverfrorenheit. „Mir liegt

mein Kind mehr am Herzen als Ihnen, ich hab' ihr den Poisbrunner Michl einmal ausg'sucht. Soll ein braver Mensch sein, is reich, is nicht von hier, g'sehn hat er sie auch, g'fallen hat sie ihm auch, damit Punktum, 's bleibt dabei."

„Er hat sie gesehen, sie hat ihm gefallen, und das genügt. Auch nach Eurer Meinung, Bäuerin?" fragte der Cooperator, und Kogler rief:

„Was sie meint', is ihre Sach', d'reinzureden hat's nicht. Das könntens wissen, Hochwürden, das steht im G'setz."

„Darauf beruft Euch nicht. Es gibt höhere Rechte als das Gesetz gelten läßt, die einer guten Mutter, zum Beispiel, die auch eine gute Ehefrau war." Er sah den Mann und das Weib abwechselnd mit einem langen Blick an: „Ich denke mich in eine vergangene Zeit zurück, in Eure Jugendzeit, lieber Freund. Das muß ein Fest gewesen sein auf dem Koglerhof, als Ihr einhergefahren kamt — ich habe mir Alles genau erzählen lassen — ein Sträußlein im Knopfloch, die schöne, junge, schwer errungene Frau an Eurer Seite, und wie Ihr aus dem Wägelchen sprangt und sie in Euern starken Armen heraus und hoch in die Höhe hobt, daß sie zu fliegen meinte, und jauchztet: ‚Schau' Dich um, das ist der Koglerhof, Dein g'hört Alles da herum, der Wald, die Felder, die Wiesen und die Herden, die drauf weiden, das Haus und die ganze Wirthschaft, und der ganze Bauer dazu!'"

Ueber die Züge der Bäuerin hatte ein Freudenglanz sich gebreitet, und ihre Augen schimmerten feucht: „Ambros, ja," murmelte sie.

Der Bauer senkte den Kopf: „Vergessen, meiner Seel', ich hab' an das Alles lang' nicht mehr gedacht, 's wird aber schon so g'wesen sein."

„So war's," sprach die Bäuerin, „ich weiß noch gut. Ich weiß, daß ich mir denkt hab', wie Du mich zur Frau eing'setzt hast über Alles. An dem ganzen Reichthum lieget mir nix, wenn Du nicht dabei wärst. Und so war Alles schön, daß ich Dich gern g'habt hab' aber doch das Schönste."

„Ja, ja, 's war Alles schön, bis das Unglück mit die Kinder kommen is und der Unfrieden," Kogler klopfte an seine Brust, „da drin."

„Er ist nicht immer ‚da drin' geblieben," versetzte Leo, „hat sich hinaus verbreitet . . . Die Andern haben unter ihm gelitten. Es war nicht leicht, das Leben neben Euch. Und ist doch ertragen worden in Geduld und Treue."

„Von der Frau," sagte Kogler dumpf und leise.

„Sie war gestählt durch die Erinnerung an glückliche Jahre, an einstige Liebe. Soll Eure Broni eine solche Erinnerung nicht haben, wenn für sie schwere Tage kommen, die Keinem ausbleiben? Gebt sie nicht einem Wildfremden, laßt ihr Zeit, den Zukünftigen kennen zu lernen und ihn lieb zu gewinnen."

„Zeit lassen," erwiderte der Bauer unwirsch, „kennen lernen, lieb g'winnen, weiß Gott, wie lang' die dazu brauchen thät, sie is so ein verschlafenes Ding."

Die Bäuerin ergriff seine Hand: „Was liegt dran? So warten wir halt. Du kannst ja warten," sprach sie mit warmer und innigster Ueberzeugung. „Der liebe Gott wird Dich noch lang' erhalten."

„Amen! Amen!" sagte Kogler durchdrungen und tief beglückt durch ihre Zuversicht.

Der liebe Gott wird Dich noch lang' erhalten! Welche Wonne, das zu hören, so zu hören!

„Wennst glaubst, wenn Sie glauben, geistlicher Herr, so wollen wir in Gottesnamen warten," sprach er nach einem letzten Zögern.

„Das ist recht und wird sich Euch lohnen."

Ganz beseelt von freudiger Erwartung und Hoffnung, blickte der Kranke zu Leo hinauf, der herantrat und ihm die Hand reichte.

Er ergriff sie mit der Linken: „Ich kann Ihnen nur die geben, die Rechte hat der liebe Herrgott g'schlagen," sagte er, schloß die Augen und lauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit den tröstenden Worten, die der Priester an ihn richtete.

Als Leo sich auf der Schwelle nach ihm umwandte, um ihn zum letzten Mal zu grüßen, sah er ihn das Heiligenbild inbrünstig an die Lippen drücken.

Der Scheidende sagte der Bäuerin und Vroni, die ihm im Garten entgegen kam, Lebewohl, und schritt, ohne einen Blick nach dem Koglerhof zurück zu werfen, dem Walde zu. Er ging immer rascher; ihm war, als befände er sich schon auf der Flucht.

Er hatte sich in den Wald gestürzt, sich durchgearbeitet durch dichtes Gestrüpp, war vorwärts gerannt, sein Fuß verhing sich in den harten Wurzeln der Alpenrosen, er strauchelte und schlug mit der Stirn an einen Baum, und der physische Schmerz war ihm eine Labung ohne Gleichen. Ein schwerer Blutstropfen rann von der Schläfe über seine Wange herab. Mehr, mehr von dem Blute, das in seinem Kopfe siedet! Einen Dornenkranz hätte er mit Entzücken um diesen Kopf geflochten und tief eingesenkt, wenn es ihm nicht als Frevel erschienen wäre.

Plötzlich öffnete sich vor ihm eine Lichtung zwischen den Bäumen, er blickte hinunter in das herrliche Thal auf den im Abendroth schimmernden, von Bergen umschlossenen See. Schwere, schneeweiße Nebel lagerten auf den Abhängen wie eingeschlafene Riesen, wurden wach, streckten sich und glitten in die großen Mulden und Thäler, indeß über ihnen der Himmel wie in hellem Feuer stand.

„Großer Gott, mein großer Gott der Liebe und Schönheit," rief Leo aus, „zeige mir die Brücke, die von Dir, Unermeßlicher, zu dem kleinen Gott hinüberführt, der den Menschen erfaßbar scheint, an den sie sich klammern können ..."

In den Wipfeln rauschte es sanft und melodisch, die Vögel zwitscherten eifrig, rosiges Licht floß durch den duftenden Wald. Langsam und planlos weiter schreitend fand sich Leo endlich auf dem Fußpfad, der zu den Buchen führte.

Dort erwartete ihn ein zerknirschter, finster blickender Mensch. Den sprach er an:

„Da bist Du ja, Seppl. Und wieder bei Sinnen?"

Seppl versuchte zu antworten, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

„Hast Du nachgedacht über Dich?" fragte Leo.

„Ich hab' nachdenkt."

„Auch über das, was geschähe, wenn ich beim Richter anzeigte, daß Du mit dem Messer auf mich losgegangen bist?"

„Ja, auch über das."

„Glaubst Du, daß Du ohne Strafe durchkämst?"

„Ich glaub's nit."

„Glaubst Du, daß sie Dich nach abgebüßter Strafe wieder aufnehmen würden im Koglerhof?"

„Fragens nit, was Sie wissen!" schrie Seppl mit schmerzlichem Beschwören.

„Bis zum heutigen Tage habe ich Dich für einen braven Menschen, für eine seltene Ausnahme unter den hiesigen Burschen gehalten, heute hast Du mir bewiesen, daß Du bist wie Alle, vielleicht sogar . . ."

Seppl hatte sich während dieser Rede des Geistlichen gewunden wie ein Gefolterter, jetzt fiel er ihm ins Wort:

„Nein! nein, Hochwürden, sagens das nit! nur das nit. Ich bitt' Ihnen, Hochwürden, haltens mich um Gotteswillen noch weiter für eine Ausnahm'. Sie können mich unglücklich machen, ich weiß, Sie können zum Richter geh'n — ich geh' gleich mit, wenns wollen, aber in ein'n Topf mit die Andern werfens mich nit! Das war heut', seitdem ich hier bin, mein erster Rausch und is mein letzter g'west. 's is auch nix mehr übri von ihm, als daß ich noch reden kann. Morgen wird's aus sein damit. So sag' ich Ihnen halt, Hochwürden, ich war wie b'sessen . . Die Schober . . . der höchste Mensch . . . die Broni . . . Hochwürden," brach er aus, „ich hab's so schreckbar gern! von jeher; aus Erbarmen, weil's gar so ein schwaches Dingerl is, aus . . . aus — ich weiß nit was! . . . Hab' ich's bewiesen, daß ich's gern hab'? Hätt' ein Andrer ausg'halten, was ich aushalt vom Bauern auf'm Koglerhof? Um ihretwegen halt' ich's aus — und jetzt sitz' ich da . . ." Er fuhr sich in die zerzausten Haare und schloß mit plötzlicher Resignation: „Machens mich unglückli, Hochwürden. Führens mich zum Richter."

„Ich führe Dich vor den strengsten Richter, vor den Richter in Deinem Innern. Vor dem stehst Du jetzt. — Mit dem mach's aus."

„Hochwürden!" stammelte der Bursche und warf sich nieder auf die Knie: „Verzeihen Sie mir!"

Leo legte ihm die Hand aufs Haupt. „Verzeih' Dir selbst nicht so leicht, wie ich Dir verzeihe, Seppl," sprach er.

VIII.

„Ist's vorbei, ist Alles wieder gut, mein lieber Sohn?" Fortwährend drängte sich die Frage dem alten Pfarrer auf, aber er sah seinen Cooperator an — und schwieg.

Dem Abend nach Leo's Rückkehr vom Koglerhofe folgte eine wundervolle Nacht. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel, nicht ein Lüftchen regte sich. Thalberg und Leo gingen nach dem Abendessen noch lange vor dem Hause auf und ab.

„Mir fällt auf," sagte der Pfarrer, „daß ich Dich oft müßig sehe, es geht abwärts mit Deinem Fleiße."

„Mit meinem Fleiße ist es aus," antwortete Leo.

„Warum denn? das verstehe ich nicht. Beten scheint mir besser als studiren, aber studiren doch tausendmal besser als grübeln."

„Ich bin nicht ein Gelehrter von Beruf, ich bin von Beruf ein Priester," erwiderte Leo, und seine Augen leuchteten. „In meiner früheren Gemeinde unter gutmüthigen, rechtschaffenen Menschen, denen ich ein Lehrer und Tröster war, konnte ich meinen Beruf erfüllen. Dieses beglückende Bewußtsein stählte mich; gab mir die Kraft, auch in der Wissenschaft weiter zu streben. Wenn alles Andere versagt, die Wissenschaft bleibt dir, meinte ich. Irrthum! Mit der Freude an meinem Beruf ist auch die Freude an meinen Studien dahin."

„Setze sie dennoch fort. Astronomie und Religion vertragen sich mit einander. Viele große Astronomen sind fromme Menschen geblieben."

„Ja, fromm in einem allerhöchsten Sinne, nie habe ich mich frömmer gefühlt als in den Stunden, in denen die Wissenschaft mich die Größe Gottes ahnen ließ. In die Grenzen einer Persönlichkeit nach irdischen Begriffen, konnte ich Ihn nicht bannen, aber verbunden blieb ich mit meinem unfaßbaren Gott und fühlte mich in Uebereinstimmung mit seinen höchsten Gesetzen, wenn ich nach Wahrheit strebte und das Gute that."

Thalberg erwiderte nicht sogleich. Es entstand eine Pause in ihrem Gespräche. Dann begann der Greis: „Du bist im Grunde nicht auf einem Irrweg, Du hast nur einen Umweg eingeschlagen und wirst zurückkehren zum unbedingten Glauben. — Laß' mir diese Hoffnung," sagte er in bittendem Tone, da Leo ihn unterbrechen wollte, und setzte mit Selbstüberwindung hinzu: „Der erste Zweifel überhaupt, wann ist er Dir gekommen? Vor kurzer, vor langer Zeit?"

„Das geschah vor Jahren," antwortete der Cooperator nachdenklich und trübe. „Wie eine kleine Schlange durch eine fast unsichtbare Ritze gleitet, glitt er herein. Nun suchte ich der Spur des Weges nach, den er genommen haben konnte, und fand den haardünnen Spalt und suchte ihn zu verschließen, aber je eifriger ich's that, desto weiter klaffte er auseinander, und ich meinte zuletzt an allen Grundpfeilern des hochaufgethürmten Baues unseres Glaubens einen Riß zu entdecken, durch den der Zweifel eindringen kann."

„Unglücklicher Mensch!" rief der Pfarrer, „Schwergeprüfter will ich sagen. Vielleicht läßt Gott der Herr es selbst zu, daß der Seelenfeind diese Zweifel in Dir erweckt. Vielleicht sollst Du Dich in diesem Kampf nur stählen zu einem größeren, siegreichen Kampf gegen die Macht der Finsterniß."

„Ich habe denselben Gedanken gehabt, lieber Vater. Als ich die Stimme zu hören wähnte, die mich nach höheren Zielen streben hieß, da war ich nicht bestürzt und erschrocken, da glaubte ich, daß der Pfad mir gewiesen würde, den ich zu betreten habe, und daß ich meinen Mitmenschen zurufen sollte: Kommt, betretet ihn mit mir! Ich will Euch dahin führen, wohin mich Gott geführt hat — zu einer reineren Erkenntniß. Erweitert Euern Blick, werdet weiser, wachset im Guten, damit auch Eure Anschauung von Gott wachsen könne."

Pfarrer Thalberg machte eine sehr bedenkliche Miene bei diesen Worten des Cooperators, unterbrach ihn aber nicht.

„Und in dem beseligenden Augenblick, in der schönen, erhabenen Stimmung erlebte ich, was Sie wissen. Ich fühlte mich als der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolks, und vor mir öffnete sich ein Abgrund des Lasters und spie mir seinen verpesteten Giftstrom ins Gesicht ... Lieber Vater — Sie haben

meinen Menschenglauben oft als eine Gefahr gerügt; er wäre mir längst entschwunden, wenn ich ihn nicht hätte retten, nicht mit Gewalt die Augen zudrücken wollen."

„Nun, nun," sagte der Greis beschwichtigend, „ich kenne die Schlaner und halte es doch bei ihnen aus. — Und das sollst auch Du."

„Müßt ich nur nicht verzweifeln an der Möglichkeit, meinen Beruf weiter auszuüben," versetzte Leo kaum hörbar. „Soll ich Haltloser lehren? — Oder ich, ein Priester, Aergerniß geben?"

Thalberg blieb stehen, ließ seine verschränkten Hände sinken und sah seinen Cooperator mit grenzenloser Güte und Theilnahme an. „Soll ich lehren, fragst Du? — Ja, Du sollst, antworte ich Dir — und Du wirst lehren, ohne Aergerniß zu geben. Lieber Sohn, ich, Dein Beichtiger, Dein Pfarrer, befehle Dir sogar, mich morgen wieder zu vertreten. Auf den morgigen Tag fällt das Patronatsfest in der Beneficiencapelle zu Ols. Dort lieseſt Du an meiner Stelle die heilige Messe und unterweiseſt, wie ich's bei dieser Gelegenheit immer gethan habe, nach dem Gottesdienst die Kleinen. Auf mein Geheiß werden sie Dich in der Schule erwarten."

„Ja, ja, Frau Sperber, ich komme!" rief er der Wirthschafterin zu, die sich schon mehrmals unter der Thür gezeigt hatte. In den hellen Kleidern, die sie mit Vorliebe trug, und vom Mondesglanz strahlend umflossen, nahm sie sich aus wie ein kleines, buckliges Gespenst. Sie murmelte Unverständliches von „Nachtkühle", „Nachtthau", „Schnupfenfieber" und „Influenza"! Es war recht unheimlich.

„Komme auch Du, mein Cooperator," sprach der Greis und nahm den Arm Leo's. „Du willst, daß ich ruhig schlafe, nicht wahr? Nun, nun, ich brauche keine Betheuerungen. Dann also gehst Du morgen früh nach Ols. Versprich's."

„Ich verspreche es."

„Den blinden Freisinger besuchst mir nach der Schule."

„Gewiß, Hochwürden."

„Und bringst gleich dem Wirth die Sustentationsgelder für die Woche. Da."

Er zog ein altes, vielfach geflicktes Portemonnaie aus der Tasche und entnahm ihm mit der Unbeholfenheit Eines, der nicht die Gewohnheit hat, mit Geld umzugehen, eine Anzahl kleiner Münzen: „Na, bring' ich's denn nicht zusammen? Doch! Nimm das mit. Und jetzt, gute Nacht." Er lüftete den Hut, grüßte zum Sternenhimmel hinauf und stand so eine Weile in anbetender Bewunderung unbedeckten Hauptes.

Das Gespensterchen unter der Thür knirschte.

Aber Thalberg bemerkte es nicht: „Erhebend!" sprach er. Dann traten sie ins Haus.

Noch vor Sonnenaufgang war Leo auf der Wanderung nach Ols. Von der Fahrgelegenheit, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, machte er keinen Gebrauch. Ein tüchtiger Marsch in der stärkenden, morgenfrischen Luft that dem Schlaflosen mit seinem überhitzten Kopfe und seinen fröstelnden Gliedern noth.

Trotzdem er sich immer auf der Fahrstraße gehalten und so einen Umweg gemacht hatte, kam er doch vor der bestimmten Stunde in Ols an. Das war ein noch schöner und höher als Schlan auf einem der Vorberge des mächtigen

Gebirgszuges gelegenes Dörflein. Es hatte ein paar krumme Gäßchen und einen Platz, den zwei Halbkreise von äußerst ungleichen, aber meist uralten Holzhäusern bildeten. Unter ihnen zeichnete sich die Schule weder durch Höhe noch durch Größe, sondern durch einen dick aufgetragenen, weißen Anwurf aus. Den Ort beherrschend, stand auf einem Hügel die schmale Capelle mit ihrem kahlen, spitzen Thurme inmitten des Friedhofs, und unweit von ihr das Haus des Glöckners, der auch zugleich die Functionen des Messners und des Todtengräbers versah.

Er machte den Eindruck eines gut situirten, mit sich und mit dem Leben zufriedenen Mannes. Seine Gestalt war groß und vierschrötig, der Kopf klein und die Stirn auffallend nieder. Jeder, mit dem er sprach, wurde von ihm freundlich und recht dümmlich angelacht und bekam bei der Gelegenheit wenigstens den Duft von etwas Geistigem zu spüren.

„Schön, daß S' so früh kommen, Hochwürden," begrüßte er den Cooperator. „Mei' Weib hat mir auftrag'n, wenn einer von die geistlichen Herren kommt, bitt' ihn, daß er mich b'sucht. S' is krank, mei' Weib. I hob's scho' lang' g'sogt, wenn Der nur nix is, ober sie hot g'sogt: nix is m'r. Jetztn wor ober gestern der Doctor beim Schmied, und do bin i hergang'n und hob'n g'ruft. No, und da hat er gmoant, a poor Wochen wird's scho' no dauern." Der Glöckner hatte dies Alles in seiner einfältig vergnügten Art gesagt, nur dazu geblinzelt, als ob er in grelles, blendendes Licht sehen müßte.

Leo ließ sich zu der Kranken führen. Sie lag in einem reinlichen Bette; das Zimmer war sauber aufgeräumt; in der Ecke neben dem Ofen spielten drei kleine Kinder mit einer alten, verdrießlichen Katze, der ihre Ruhe lieber gewesen wäre, als alle Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies.

„Geh', Peterl, geh', führ' die Kinder hinaus," sagte die Frau, nachdem sie den Geistlichen willkommen geheißen hatte.

Peter gehorchte ohne Zögern. Er ging auf die kleine Gruppe in der Ofenecke zu, gab jedem Kinde und auch der Katze einen Klaps — aus welchem Grunde war nicht einzusehen — und schob dann alle Drei hinaus. Die Thür schlug er kräftig hinter sich zu, wahrscheinlich um seinen Eifer im Erfüllen des Wunsches seiner Frau zu bethätigen.

Die Kranke hatte ihm unbeschreiblich wehmüthig nachgesehen. „Ich bin so froh, Hochwürden, daß Sie da sind. Nehmens Platz, Hochwürden, in seiner Bestürzung hat Ihnen der Mann nit amol ein'n Sessel angetragen. Er is so viel bestürzt, a Fremd's sieht ihm's gar nit an. Ich weiß 's schon seit ein'm Johr, daß ich sterben muß, er weiß 's erst seit gestern."

Leo sagte einige Worte der Ermuthigung, denen die Glöcknersfrau zwar in stummer Ehrerbietung lauschte, denen sie aber widersprach.

„Nein, nein, Hochwürden, es is aus mit mir, ich weiß, und hab' mich schon in den Willen Gottes ergeben. Meine Sorg' is nur, was g'scheh'n wird, wenn ich nimmer da bin. Mein Mann is ein gar ein guter Mann, Hochwürden, aber dumm is er halt. Die erste beste Pfiffige krieget ihn herum, und damit das nit g'schieht, hab' ich ihm schon Eine ausg'sucht. Die Mergel Gertrud thät ihm passen, das is ein tüchtig's kreuzbraves Mädel, die schauet d'rauf, daß er sich nit vertrinkt. Und meine Kinder hat's von jeher lieb g'habt,

die wär' eine gute Mutter für sie. — Und jung und hübsch is auch," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Der Mann," begann sie wieder mit leiser und zitternder Stimme, „weiß noch von nix, ich spar' mir's auf bis zum letzten Augenblick. Wenn's d'rum und d'ran sein wird, dann sag' ich ihm: Jetzt stirb ich, jetzt versprich mir, daß D' den Kindern kein' and're Mutter gibst, als die Gertrud. Versprechen wird er's, was versprechen ein'm die Männer nit all's? Aber wird's auch g'scheh'n? Mei' Peter is schwach, Hochwürden, der vergißt, wenn ihn Niemand erinnert: B'sinn Dich, was D' Dein'm Weib' im Sterben versprochen hast."

Sie suchte sich ein wenig aufzurichten, fiel aber wieder in die Kissen zurück, sie konnte nur ihre flehend gefalteten Hände an die Lippen führen. „Erinnern Sie ihn, Hochwürden, er gibt so viel auf Ihnen."

Es brannte ihm auf der Seele, daß er ihr keine feierliche Zusage geben, daß er nur antworten konnte: „Seid ruhig, es wird geschehen; er wird gehalten werden, sein Wort zu lösen. Wenn nicht durch mich, durch einen Andern ..."

„Ein'n Andern?" die Kranke heftete ihre weitgeöffneten Augen mit einem Ausdruck der Enttäuschung auf ihn. „Unsern Herrn Pfarrer, meinen Hochwürden? den guten Herrn, ja — nur zu gut beinah' ... No, Gott segn' ihn. Ich sag' ein'n Jed'n vergelt's Gott, der sich um die Meinigen annimmt nach mein'm Tod."

Das ist ein Sterben! dachte Leo, ein anderes, als das meine gewesen wäre, wenn mir Seppl das Messer in die Brust gestoßen hätte. Hier Klarheit, Einigkeit mit sich selbst, liebevolle Fürsorge bis übers Grab hinaus. Dort schmähliches Ermatten vor dem ausgekämpften Streit, feige Sehnsucht nach dem Ende.

Er versicherte ihr nochmals, daß er ihres Auftrags eingedenk bleiben werde, nahm Abschied und ging.

Das kleine Gotteshaus war schon überfüllt, als Leo es betrat. Unter dem festlichen Geläute der Glocken hatte die Gemeinde sich versammelt.

Nach dargebrachtem Meßopfer begab der Cooperator sich in die Schule, wo die Kinder ihn erwarten sollten. Zu seiner Ueberraschung fand er jedoch im Lehrzimmer nur ein einziges Bübchen, das mitten in der vordersten Bank saß, bei seinem Erscheinen aufsprang und ihn von der Seite pfiffig anguckte.

„Nun, Andresl, was heißt denn das? wo sind denn die Andern?" fragte Leo.

„Die sein beim Spiel'n, Herr Katechet," lautete die Antwort.

Es zuckte und blitzte vor Schelmerei im Gesicht des Kleinen, das hübsche feine Züge hatte, aber durch zahllose Sommersprossen entstellt wurde. Unter den braunen, glänzenden Augen bildeten sie förmliche Sättel und flossen ineinander, wie die Sterne der Milchstraße.

„Spiel'n sein's gang'n," wiederholte er, steckte beide Hände in die Taschen seiner kurzen, ledernen Höschen und drehte und streckte sich, und fand sich offenbar sehr schön in seinem schneeweißen Hemde mit den neuen Hosenträgern und dem Brustlatz, auf dem sein Name „Andreas Vogner" eingestickt war.

„I weiß wo's sein, soll i 's hol'n geh'n?" fragte er voll Schadenfreude, und kostete im Voraus den Hochgenuß als der Ueberbringer einer Botschaft, und noch dazu einer unangenehmen, zu fungiren.

„Du bist wohl so lustig, weil Du Dich als der Einzige fühlst, der seine Schuldigkeit gethan hat?"

„Jo," erwiderte der allein Gerechte, und wiegte sich voll Tugendstolz in seinen schmalen Hüften. Er hätte am liebsten getanzt.

„Die Andern werden gewiß bald kommen, was meinst Du?"

Andresl zuckte höchst verächtlich mit den Achseln, und sein hoffärtiger Ausdruck sprach deutlich: Ich weiß nicht, was die Lümmel vorhaben.

„Höre, Du kleiner Mensch mit der großen Selbstachtung," sagte der Cooperator, „es ist hier schwül und dumpf, mache die Fenster auf, bleibe da, und warte hübsch geduldig auf die Schulkameraden. Ich will indessen den Herrn Lehrer im Garten aufsuchen."

Als Leo nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er das Zimmer wohlgelüftet, aber ganz leer. Der eifrige Hörer hatte den erhaltenen Auftrag erfüllt, alle Fenster weit geöffnet — und sich auch davongemacht.

Dem Herrn Katecheten blieb nichts übrig, als seine Schüler zusammenzusuchen. Er holte sie einzeln aus den Häusern, und in Gesellschaft von ihrem beliebtesten Spielplatz ab, und zog dann mit ihnen, an jeder Hand ein Kind führend, und die übrigen vor sich hertreibend, ins Schulhaus.

Keines sprach, das Gewissen in seiner niedrigsten Form, als Furcht vor der Strafe, regte sich in jedem Angehörigen der kleinen Herde. Ganz still schlichen sie auf ihre Plätze und warteten mit Bangen auf das Verhör, das nicht ausbleiben konnte: Ihr wußtet, daß wir kommen würden, der Herr Pfarrer oder ich, warum habt Ihr uns nicht erwartet, wie Euch befohlen war?

Aber der Herr Katechet stellte zunächst kein Verhör an. Was mochte das zu bedeuten haben? War sein Zorn so groß, daß er gar nicht auf einmal herauskonnte? Oder war am Ende gar kein Zorn da?

Der Unterricht begann mit dem Erzählen einer kleinen Legende.

Unterwegs hatte Leo sich ihrer besonnen. Sie stammte aus dem Legendenvorrath seiner Tante Philomena und knüpfte an das Evangelium von den Kleinen an, die der Heiland zu sich rief.

„Einmal," lautete sie, „ging Jesus mit seinen Jüngern durch einen Oelweidenhain, und sah eine große Kinderschar, die einem goldenen Wagen nachlief. In dem Wagen saß ein reiches Kind und streute Spielzeug und Blumen aus. ‚Ihr Kindlein,' rief der Heiland, ‚bleibt ein wenig stehen, kommt zu mir und seht mir in die Augen.' Aber die Kindlein sahen sich bloß flüchtig nach ihm um. Das jüngste von ihnen hielt nur inne im Lauf, und war schon im Begriffe, dem göttlichen Rufe zu folgen. Da stießen die Andern es vorwärts, und es leistete keinen Widerstand, und nun rannten Alle dem goldenen Wagen nach und lasen das Spielzeug und die Blumen, die das reiche Kind ihnen zuwarf, vom Boden auf.

„Viele Jahre vergingen, aus den Kindern waren erwachsene Leute geworden. Die wußten längst nicht mehr, wie die schönen Sachen ausgesehen hatten, denen sie einst mit so tollem Eifer nachgejagt. Eines aber konnten sie nie vergessen, und gerade das, was sie nur wie im Fluge gesehen hatten — den traurigen Blick, den der Heiland ihnen zugeworfen hatte. Sie tanzten, sie warfen

die Hüte in die Höhe und riefen: Juhe! sie gingen im lustigen Hochzeitszuge einher, hinter der Fiedel und der Pfeife; sie schmausten an einer reichbesetzten Tafel, aber auf einmal sahen sie diesen traurigen Blick wieder vor sich, hörten die traurige Stimme, die ihnen umsonst zugerufen hatte: kommt zu mir! und mit ihrem Vergnügen war es vorbei. Wär' ich doch stehen geblieben, dachte ein Jeder, ich wäre jetzt glücklich. Ich hätte das Angesicht des Heilandes freudig leuchten, seine Augen mich liebevoll anblicken gesehen, und diese Erinnerung würde mein ganzes Leben verklären."

Er ließ eine Erläuterung der Legende folgen, und der Ton, in dem er sprach, war so sanft, seine Miene so freundlich, daß viele der gesenkten Köpfchen sich wieder aufrichteten.

Andresl wagte sogar zu gähnen, obwohl er sich eigentlich dazu zwingen mußte. Sein Nachbar, der Pauli vom Schmied, ein größerer Junge und der eigentliche geistige Urheber des Wegbleibens aus der Schule, stieß ihn mit dem Ellbogen an und flüsterte zornig:

„Was gähnst?" Und Andresl, ohne den Kopf zu wenden, antwortete:

„Nur so."

Pauli trat sich unter der Bank abwechselnd mit dem rechten auf den linken und mit dem linken auf den rechten Fuß, und that sich dabei so weh er nur konnte, zur Zerstreuung. Er gehörte zu der weitverzweigten Sorte der Verprügelten, und hatte eine Krankheit seines strengen Vaters benützt, um in einem Anfall von Uebermuth, den er jetzt selbst nicht mehr begriff, die seligen Stunden der Freiheit unverkürzt zu genießen.

Der Lori vom Maurer schienen die Taschen des Herrn Katecheten heute ganz besonders vollgepfropft, und daß er neulich auf dem Markt eine Menge Bildchen eingekauft, hatte sie selbst gesehen. Sie stellten ehrwürdige Gestalten vor, in bunten Gewändern mit goldenen Conturen, über einem Sternenhintergrund schwebende Engel, alles in köstlichen, ovalen Rähmchen, von verschiedenster Größe. Gewiß wollte der Herr Katechet heute, zu Ehren des Festtags der heiligen Anna, Alles vertheilen, und sicherlich das Schönste an die Bravsten. Da wurde sie plötzlich von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, sich hervorzuthun. Sie streckte die Schwurfinger in die Höhe und fragte: „Bitt, darf ich ein Glas Wasser holen?"

Leo dankte ablehnend, und nun begann sie ihre Umgebung mit Wohlthaten zu überhäufen.

„I bitt', der Peperl scheint die Sonn' ins G'sicht, darf ich den Vorhang herunterlassen?"

„I bitt', darf sich die Reserl zu mir setzen, daß 's bei mir ins Buch schauen kann? Sie hat keins, und Niemand will's hineinschauen lassen, weil's so arm is, daß' nur ein einzig's Kleidl hat."

Reserl, ein vaterloses und von der Mutter verlassenes Kind, wollte vor Scham vergehen, und unter den Wimpern flossen zwei schwere Thränen über die Wangen.

Sie fing an ihr Elend einzusehen.

Leo's Augen ruhten auf der kleinen Versammlung vor ihm. Der zukünftige Mensch verrieth sich in jedem dieser Kindergesichter.

Vorherrschend war der Ausdruck harmloser und schläfriger Albernheit, viele Augen baten förmlich: denk' für mich, erspare mir das eigene Denken, ich bin ein unselbständiges Wesen. — Die bleiben den Verhältnissen unterthan, werden sie nie beherrschen. Sichere Führung, eine feste Hand — und sie wären dem Guten gewonnen.

Andere wieder blickten treuherzig klug und frei in die Welt, und noch Andere voll Energie und einem fast drolligen Selbstgefühl. Denen fehlte es nicht an festem Willen, der sich — vorläufig wenigstens — als Eigensinn und Trotz äußerte. Es kam auch unüberwindliche Verstocktheit vor, und diese Eigenschaft offenbarte sich in gleichem Grade bei Knaben wie bei Mädchen. Das sind sie, an denen die Erziehungskunst zu Schanden wird, die Güte zum Leichtsinn, Strenge zum Starrsinn treibt, und denen doch das Recht zusteht, die gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu fordern, wie die lieblichen kleinen Geschöpfe, durch deren frische Augen man bis auf den Grund ihrer unschuldigen Seele blickt. Zu welchen Hoffnungen, zu welchen Befürchtungen berechtigt Ihr, dachte Leo. Wie viel Gutes, wie viel Böses wird von Euch hinausgetragen werden in die Welt!

Vom Dorfe ziehen sie aus nach den Städten. Die Armen suchen dort als Arbeiter reicheren Erwerb — volleres Leben, Zerstreuung und Genuß. Die nach Bildung Dürstenden, die Ehrgeizigen — Begabte und Unbegabte — trachten nach Unterricht, füllen einen Theil der Schulen und Hörsäle der Universitäten. Die Städtebevölkerung wird zum Theile so beschaffen sein, wie das Menschenmaterial es ist, das ihr vom Lande her zugeschickt wird. Da sprudelt eine der Quellen, die sich, zu einem Strome vereinigt, in das große Meer — die menschliche Gesellschaft, ergießen.

Eine dieser Quellen fassen, rein erhalten, rein im Sinne der uralten Moral: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und Jeder ist Dein Nächster, das wäre eine schöne Lebensaufgabe gewesen.

Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? sprach der Gottmensch. Das bedeutet: Eben so nah' wie diese, soll Dir der Fremde stehen, der Dir zum ersten Male auf der Heerstraße begegnet und Dir die Hand reicht, oder — sie zum Schlage gegen Dich erhebt.

Nach beendeter Lehrstunde schien die Sonne des Glückes über Gerechte und Ungerechte. Jedes Kind erhielt ein kleines Geschenk und außerdem einen unerwartet milden Verweis, oder ein herzliches Lob.

Den alten Schützling des Pfarrers, den Leo noch besuchen mußte, fand er vor der Thür des Häuschens sitzend, in das ihn Thalberg eingemiethet hatte. Er hielt einen Rosenkranz in den Händen, lehnte den Kopf an die Wand und schien sich angenehmen Vorstellungen hinzugeben. Der Ausdruck des Gesichtes, das ungefähr dieselbe hellgraue Farbe hatte wie die Haare, war der einer kindlichen Heiterkeit.

Als Leo ihn ansprach, stand er auf, hielt ihn erst für den Herrn Pfarrer,

und brauchte einige Zeit, bis er aus dem traumhaften Zustand, in dem er sich befunden hatte, zu deutlichem Bewußtsein kam.

„Wie geht's, Freisinger?" fragte Leo.

„Mir geht's sehr gut," war die Antwort.

„Was ist's mit den Augen?"

„Die thun weh, ja, und blind werden's auch. Na, ich hab' die Welt siebzig Jahr lang g'seh'n, das ist g'nug."

„Wie seid Ihr versorgt, schickt der Wirth alle Tage ordentliches Essen?"

„Alle Tag', ja, sehr ordentlich. Manchmal vergißt er auch."

„So? Darüber werde ich ihn zur Rede stellen."

„Ich bitt' Ihnen, thun's das nicht, geistlicher Herr. Es heißt gleich, der alte Müßiggänger wird da umsonst erhalten und is doch nit z'frieden. Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt. Der Herr Pfarrer hat mir viele solche Worte geben, da habe ich immer 'was zu leben," sagte er, und lachte über seine praktische Art, den Text auszulegen. „Ich bin ein glücklicher Mensch," fuhr er fort. „Ich hab' nicht einmal g'wußt, wie glücklich ich bin, eh' der Herr Pfarrer mir's auseinanderg'setzt hat. Was ich hab' verlieren können, mein Haus, mein Geld, mein Weib — zuletzt meine Kinder — hab' ich schon verloren. Jetzt kann ich nur noch mein bissel G'sundheit und mei' Leben verlieren. Da sag' ich halt zum lieben Herrgott: Willst morgen, 's is mir recht, willst heute, 's is mir auch recht; ich bleib' auch noch a Weil' da. Das Wiederseh'n mit die Meinigen kann ich erwarten, 's wird ja dann für die Ewigkeit sein. Und hier noch a bissel 'was abbüß'n, kann mir auch nit schaden. Wenn ich so dasitz' und nachdenk', fallt mir so manch's ein, was ich in mein'm Leben hätt' bleib'n lass'n und was ich nicht hätt' bleib'n lass'n soll'n. So is ja recht gut, wenn's Abrechnen noch eine Zeit lang hinausgeschoben wird. Der Herr Pfarrer laßt 's freilich an Trost nit fehl'n. Seid's nur ruhig, Freisinger, sagt er immer, das is eine gar eine große Wohlthat, und so bin ich ruhig und z'frieden, was auch g'schieht, ganz z'frieden."

Mittag war vorbei, als Leo ins Gärtlein der Pfarrei eintrat. Thalberg stand an der Gitterthür und erwartete ihn.

„Hast Du es schon gehört?" fragte er. „Haben sie Dir's im Dorf erzählt?"

„Ich habe mit Niemandem gesprochen, was ist geschehen?"

„Was stündlich zu erwarten war," erwiderte der Greis. — „Ich komme vom Koglerhof . . ."

„Um Gotteswillen!" stieß Leo hervor. „Der Bauer? Sie sind gerufen worden? Es geht ihm schlecht?"

„Es ist vorbei."

„Todt?"

Thalberg nickte.

„Gestorben! . . . Wie gestorben?"

„Ganz sanft und ruhig, und hat allen Trost gefunden, nach dem er sich viel heißer sehnte, als ich je für möglich gehalten hätte."

„Heil Ihnen, lieber Vater," sprach Leo dumpf. „Ihr Glauben hat ihm geholfen."

„Das würde kaum möglich gewesen sein, wenn nicht vorher ein warmer Hauch der Liebe dieses Felsenherz erschlossen hätte. Dein Werk — Du Glaubensloser!"

IX.

Der Poisbrunner hatte, als der vorsichtige Mensch, der er war, einem gemeinsamen Bekannten aufgetragen, ihm gleich Nachricht zu geben, wenn beim Kogler „etwas Plötzliches" eintreten sollte. So kam er denn am Morgen des Begräbnißtages in Schlan angerückt und brachte seinen schönen Neffen mit.

„'s g'hört sich, daß wir Zwei dem Seligen die letzte Ehr' erweisen," sagte er zu der Wittwe, nachdem er ihr seine Beileidsbezeugungen im Tone eines männlich beherrschten Schmerzes ausgesprochen, der einen guten Eindruck auf sie gemacht hatte. Trotzdem änderte sie nichts an der kühlen Weise, in der sie ihn begrüßt hatte. Sie machte ihm auch kein Hehl daraus, daß die Verlobung der jungen Leute unter allen Umständen aufgeschoben worden wäre. Mit Broni, die doch auch gefragt werden müsse, sei von der Sache noch nicht geredet worden.

„Ich hab' g'meint, die wird nit g'fragt," wandte der Poisbrunner ein.

„Im letzten Augenblick," erwiderte die Bäuerin, „habe ihr Mann seine Ansicht darüber geändert. Aufgeschoben sei übrigens nicht aufgehoben."

Die beiden Männer baten um Erlaubniß, sich in der Wirthschaft umsehen zu dürfen, was ihnen auch ohne Weiteres gestattet wurde. Seppl erhielt den Auftrag, sie herumzuführen. Er that's mit Verzweiflung im Herzen. Auskünfte waren aus ihm nicht herauszukriegen. Auf jede Erkundigung nach Kauf und Verkauf, nach Auslagen und Erträgniß war seine stehende Antwort:

„Das weiß i nit , da müßt's die Bäuerin fragen."

Gleich nach dem Tode Kogler's wurde seiner Wittwe bekannt gegeben, daß er schon vor Jahren ein Testament bei Gericht hinterlegt hatte. Zur allgemeinen Ueberraschung und gegen allen Bauernbrauch war darin der Wittwe der Nutzgenuß des ganzen Vermögens und aller Liegenschaften bis an ihren Tod zugesprochen. Broni aber, für den Fall, daß sie ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen, ausführen sollte, auf den Pflichttheil gesetzt. Nach dem Tode der Bäuerin hatte dann der Besitz des Koglerhofs einem entfernten Verwandten zuzufallen. Der aber war indessen gestorben.

Das Leichenbegängniß des Bauers sollte, nach seiner letztwilligen Anordnung, das schönste sein, das seit Menschengedenken in Schlan stattgefunden hatte.

Die Bäuerin kam dieser Verfügung in der großartigsten Weise nach: „Es muß bis zum Letzten alles so ausg'richtet werden," sagte sie, „wie er's anschaffen thät, wenn er noch etwas anschaffen könnt'."

Unter Assistenz auch fremder Geistlichkeit wurde Kogler zu Grabe getragen. Die Kirchenglocken in Schlan läuteten unaufhörlich, so lange der Trauerzug sich in Bewegung befand.

Voran die Geistlichkeit und die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben, dann der Leichenwagen, schwarz ausgelegt, von einem schönen Rappen-Viergespann gezogen. Fackelträger gingen zu beiden Seiten nebenher. Der große, breite Sarg, der bei jedem Stoß in leises Schwanken kam, nahm denselben Weg, den schon viele kleine Särge aus dem Koglerhofe genommen hatten. Ihm folgten die Honoratioren, mit wenig Ausnahmen die ganze männliche Bevölkerung von Schlan nach dem Rang und den Altersstufen geordnet. Hinter dem letzten Schulbuben erst, es war zufällig der Schober Franzl, kam die Wittfrau. Stattlich anzusehen in ihren Trauergewändern. Sie schritt aufrecht und thränenlos; in ihren strengen Zügen malte sich ein feierlicher, würdevoller Schmerz. Broni hing an ihrem Arm und preßte von Zeit zu Zeit das vom Weinen geröthete Gesicht auf die gekreuzten Hände der Mutter.

Als der Wagen beim letzten der noch zum Hofe gehörenden Felder anlangte, um die Ecke und auf die Straße bog, scheute der Handige vor einem Grenzstein, der kürzlich erst auf Befehl des Bauers weiß angestrichen worden war. Er stürzte sich auf das Sattelpferd, ein junges Thier, das er fast umwarf und das nun vor Schrecken gegen die Stangenrosse auszufeuern begann. Seppl sprang hinzu, da bäumte sich's und schlug ihn mit dem Vorderhufe dicht am Gesicht vorbei. In dem Augenblick ertönte ein greller Angstschrei; Seppl erbebte vor Wonne. Das war Broni's Stimme gewesen. Er stemmte sich ruhig gegen die Schulter des Pferdes, zwang es, den Kopf herunterzubiegen und führte es so weiter am Zügel, das Dorf entlang, der Kirche zu. Er ging stolz wie ein König, sah und hörte nichts mehr, wiederholte immer nur bei sich selbst: „Wie's Angst g'habt hat um mi!"

Die Trauerfeierlichkeiten endeten mit einem Leichenschmaus und einer Speisung der Armen. Die fremden Geistlichen waren vom Friedhofe aus weggefahren, aber der Pfarrer und der Cooperator mußten theilnehmen an der Trauertafel, die im ersten Stocke des Koglerhofs in der guten Stube auf das reichste gedeckt war.

„Wenn die Pfaffen sich nur einmal heben thäten," flüsterte der dicke Wirth dem Steindlbauer zu, „daß's a bissel lustig wer'n thät und man doch ein Wort mit der Wittib red'n könnt. Is heut noch gar nit übel!" Er drehte den Schnurrbart und warf einen wahrhaft mörderischen Blick zur Bäuerin hinüber.

„Verdammt" hatte sie ihm in die Augen gestochen, beim Leichenbegängniß, als sie an der Spitze der Frauen einherging und noch ganz „teufelsmäßig sauber" aussah. „Die Tochter, das is so a Nixl, — is ihr am Arm g'hängt, ordentlich wie a Sacktüchl." Die möcht er gar nit. Er aber und die Wittfrau, die gäben ein tüchtig's Paar. Der Wirth hat freilich schon zehn Dirndln „s Heirathen" versprochen, er hat auch die triftigsten Gründe dazu gehabt, aber entschließen kann er sich halt nicht. Die Koglerwittib, die nehmet er vom Fleck weg. „Ja, die passet mir," vertraute er am Schluß dieser stillen Betrachtungen seinem Nachbar.

Der Steindlbauer lächelte verschmitzt. „Ich weiß noch Einen, dem sie passen thät', verrath ihn nur nit," sprach er. „So ein verflixter Kerl wie Du, is er freilich nit," — dafür aber, setzte er in Gedanken hinzu, hat er seine Wirthschaft fest z'sammg'halten, und Zeit is's auch, daß er sich wieder nach einer Hausfrau

umschaut. Die Seinige liegt ja (man darf nur nit sagen, Gott sei Dank) schon vierzehn Tag unter der Erden, und sich ins Altersstübel zurückzuziehen, daran denkt er noch lang nit.

Der Poisbrunner, der neben dem Steindlbauer saß, sah verstimmt drein und hörte nicht auf, seinem Neffen verstohlen zuzuwinken. Der „Tappschädl" machte kein Glück bei der präsumptiven Braut. Er hatte zwar schon ein paar Liter Wein im Leibe, blinzelte und girrte wie ein Tauber, aber die Broni blieb dabei grad so beredsam wie eine Forelle und hatte ihn noch kein einziges Mal freundlich angesehen. Sie hielt die Augen hartnäckig auf ihren Teller gesenkt, ohne die Speisen zu berühren, die Michl ihr vorlegte. Einmal nur blickte sie flüchtig zum andern Ende des langen Tisches hinüber und begegnete einem Paar Augen, die mit liebevoller Besorgniß auf ihr ruhten, sich aber sogleich abwandten, weil die ihren gar so deutlich gesagt hatten: „Ich bitte Dich, sieh mich nicht an!"

Bald darauf schlich sich Seppl unbemerkt aus der Stube.

Viel zu früh, nach der Meinung der meisten Gäste, forderte der Herr Pfarrer die Frau vom Hause auf, die Tafel aufzuheben und sich und der kleinen Broni Ruhe zu gönnen. Aber man fügte sich, da ja bekannt war, daß die Fortsetzung des Festes im Dorfwirthshaus stattfinden solle. Die Mutter und die Schwester des Wirthes hielten dort Alles für eine Nachfeier bereit, bei der jeder Geladene bis zum goldenen Morgen auf Kosten der Bäuerin essen und trinken konnte, was und so viel ihm beliebte.

Der Poisbrunner und sein Neffe waren die Letzten, die, von den Frauen bis ans Hausthor geleitet, Abschied nahmen. Der junge Bewerber hielt Broni im Flur zurück, während der Oheim und die Bäuerin vorausgingen.

„Ihr zwei Frau'n," sagte er zu ihr, „werd's jetzt ein'n schwer'n Stand haben. So viel G'sind und kein Herr im Haus."

„Meine Mutter is über ein'n Herrn," war Broni's Antwort. „Und dann is ja der Seppl da."

Der schöne Michl sah den Knecht, der regungslos an der Wand lehnte, über die Achsel an. „Eine Weil' kann's ja vielleicht geh'n," sagte er. „Wenn aber die Weil' vorbei is, dann b'sinn Di nit lang; 's gibt so Leut, die sein aufs Warten nit eing'richt! Das merk Dir halt. Ich sag's nur, weil D' jetzt was drein zu red'n hast. Sei g'scheit und merk Dir's."

Er ging, nachdem er auch der Bäuerin Lebewohl gesagt hatte. Die trat ins Haus.

Gott, wie öde war's darin, und wie unheimlich still! Ein Mann wie der ihre, der seine Umgebung beständig in Athem erhält, noch in seiner Ohnmacht den Schein der Herrschaft zu wahren weiß, immerfort Rücksicht, Unterordnung, Aufopferung in Anspruch nimmt, hinterläßt eine größere Leere als die sich träumen ließen, die jahrzehntelang unter seinem Joche gekeucht haben.

Broni und Seppl waren in den Garten hinausgetreten.

Die Nacht brach an, eine milde, ganz windstille Julinacht. Der Himmel war bedeckt, das Gras feucht vom Thau; in der Ferne erglänzte der See stellenweise wie blankes Blei; die Berge ragten schwarz in die Höhe, und ihre bewaldeten Kuppen, oder ihre kantigen Felsenspitzen hoben sich kräftig ab von dem durchsichtigen Grau der Luft.

Broni athmete tief und erleichtert auf. Die Ruhe that so wohl! Sie hatte sich danach gesehnt, weinen zu dürfen, traurig sein zu dürfen ohne Zeugen. Die Anwesenheit des treuen Menschen, der da schweigend neben ihr herging, ihrem Gärtlein zu, empfand sie durchaus nicht als eine Last, es war ihr ganz recht, daß der bei ihr blieb, sie hatte ihm ja etwas zu sagen.

„Ich möcht' Dich bitten," begann sie, „daß D' mir noch ein Beet herrichst. Da will ich Blumen zieh'n, ganz allein für den Vatern sein Grab."

„Gut," sagte Seppl.

„Willst Du's gleich thun?"

„Jetzt gleich?" fragte er ganz ernsthaft.

Sie mußte lächeln: „Ach nein. Morgen, wennst so gut sein willst, oder übermorgen. Wennst halt Zeit hast."

„Ich muß mir eine nehmen. Meine Zeit g'hört ja ohnedem Euch . . ." Er stockte — es stieg ihm glühheiß zu Kopfe. Seine Stimme wurde dumpf; wenn ihn Einer an der Gurgel gepackt und gewürgt hätte, würde er in ähnlichem Tone die Worte hervorgebracht haben: „Euch Weibern — Frau'n," verbesserte er sich, „gieb ich mei Zeit auch gern. Ein'n Herrn, ein'n andern wie mein'n alten, vertraget ich nit."

Broni war sehr erschrocken über seine Heftigkeit. Was hatte ihn plötzlich so bös gemacht? War er denn jetzt nicht dabei gewesen, wie sie dem Poisbrunner Michl zu verstehen gegeben hatte, daß sie sich den Koglerhof ohne einen Herrn recht gut denken könnte.

„Schau, wie bös D' gleich wirst," entgegnete sie, und auch ihr wurde das Sprechen schwer. „Und ich bin z'fleiß dablieben und hab g'wart, bis Alle fort sein, daß ich Dir was sagen kann."

„Was denn, Bronerl?" kam es auf einmal so warm und weich von seinen Lippen, als ob er sie einwickeln wollte in lauterste Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Das hab' ich mir ohnehin denkt, daß Du ein'n neu'n Herrn nit vertragen thät'st, und wollt' Dir sagen: Mach' D'r da drüber kein'n Kummer, Du kriegst kein'n. Von mir aus nit. Ich heirath' nie, Seppl, ich bleib' bei meiner Mutter, bis 's stirbt, vielleicht stirb' ich auch vor ihr, wer kann's wissen? Wenn ich's aber überleben müßt', da ginget ich halt in mein Kloster, wo's mir immer so gut g'fallen hat, zu meine guten Schwestern."

„O mei!" erwiderte Seppl, „bis dahin werd'n die schon lang' todt sein, sein ja alt. — Nein, nein," fügte er mit einem kummervollen Kopfschütteln hinzu, „heirathen wirst, Kinder kriegen wirst, wie a Roserl aufblühen wirst, so ein arm's Kritscherl wie jetzt wirst g'wiß nit immer bleib'n."

Sie wunderte sich, daß er so sprach, und dachte doch auch: freilich, wie soll denn er wissen, wie ihr zu Muthe ist. Er weiß es nicht und wird es auch nicht erfahren. Das wird sie nur Einem, ihrem höchsten Menschen anvertrauen und bei ihm Trost und Hülfe finden in ihrer Herzensnoth.

„Wir wer'n schon seh'n, was g'schieht," sagte sie mit einem tiefen Aufseufzen, wandte sich und ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen und blickte noch lange in derselben Richtung, obwohl nichts mehr von ihr zu sehen war, dann raffte er sich plötzlich auf, holte

aus dem kleinen Schuppen, in dem die Gartengeräthschaften aufbewahrt wurden, Schaufel und Harke herbei und begann die Erde an der Stelle auszuheben, an der das neue Blumenbeet angebracht werden sollte.

Das 's morgen, wenn's herkommt, ein' Ueberraschung hat, die arme Kleine, dachte er.

Der Pfarrer und der Cooperator gingen langsam heim. Sie waren beide sehr einsilbig gewesen während ihrer Wanderung. Zu Hause angelangt, geleitete Leo den Greis in sein Zimmer, zu dem großen Lehnstuhl am Fenster, dem einzigen bequemen Sitzmöbel in der Pfarrei. Ermüdet ließ Thalberg sich hineinsinken. Auch Leo mußte sich setzen. Man sprach über die Ereignisse des Tages, die Zukunft des Koglerhofes.

Von der Straße herüber erscholl wüstes Geschrei und lauter Lärm. Die leidtragenden Freunde des Verblichenen hatten diese eigenthümlichste Art gewählt, ihre Trauer zu bekunden. Sie johlten, stampften, stritten. Wenn das Schmerz war, was sich so ausschrie, muß man ihn einen sehr wilden Schmerz nennen.

„Hören Sie, lieber Vater," sagte Leo. „Die Folgen der Räusche, die sich die Leute im Koglerhof angetrunken haben, stellen sich ein, aber noch wird lange nicht Einhalt gethan. Die Weinräusche sind nur das Vorspiel gewesen, jetzt kommen die Branntweinräusche, und morgen gibt es blutige Köpfe, verrenkte Arme und Beine. Die Wilden dürften es nicht anders treiben bei einer Todtenfeier. Was meinen Sie, Hochwürden?"

„Kann Dir darauf nicht antworten, mein Cooperator, bin nie unter Wilden gewesen, habe auch nie einen Augenzeugen solcher Festivitäten gesprochen," antwortete der Pfarrer, und fügte ernster hinzu: „Aber so gar hoch wie Du, nehme ich die Trunksucht und Raufluft dieser Leute nicht. Sie folgen der urvorelterlichen Sitte, das heißt Unsitte. Allerdings denk' ich mir oft: Ich bin seit dreißig Jahren hier und habe schon bessere Zeiten erlebt, so liederlich wie jetzt, waren meine Schlaner noch nie! . . . Oder scheint mir das nur so, weil ich ein alter Mann bin, und die Vergangenheit deshalb in freundlicherem Lichte sehe als die Gegenwart? Ich will mich da in große Reflexionen nicht einlassen, zuweilen aber, wenn ich eine Zeitung ansehe, und von allen den Leidenschaften lese, von denen sich jede mit so großer Schamlosigkeit durchsetzen will, und von denen die meisten doch eigentlich Leidenschaften von sehr geringer Natur sind, da kommt mir's vor, als ob von einem ungeheuren Behältniß mit Hefe der Deckel plötzlich weggenommen worden wäre. Was kommt da nicht Alles ans Licht! was dampft uns da entgegen! Greulich! . . . Aber — nur heraus! nur ausgähren lassen! Auch diese Fermente wären nicht vorhanden, wenn sie nicht nothwendig wären . . . Versteh mich recht . . . Nun, wie soll ich's Dir erklären?" Er blickte hülflos und rathlos um sich — er erröthete: „Ich versteige mich. Das sind Speculationen von ganz hoher Art — die sollte ich stehen lassen, nicht wahr, mein Cooperator?"

Leo hatte ein niederes Bänklein zum Lehnsessel des Pfarrers gerückt und darauf Platz genommen; er beugte sich über die Hand des Greises, küßte sie und sprach:

„Niemand versteht es zu beschämen wie Sie."

„Ist das nun ein Compliment oder ein Vorwurf? Eine Antwort ist's nicht. Ich kenn' mich nicht mehr aus bei meinem Cooperator . . . Sprich nicht! Ich bitte Dich. Du scheinst mir ruhiger seit ein paar Tagen . . sag' nicht: Das ist Täuschung . . . sag's um Gotteswillen nicht! . . ."

„Also nur: Gute Nacht, lieber Vater."

„Ja, die wünsch' mir. In der letzten hab' ich furchtbar geträumt."

Er legte die Rechte auf das gebeugte Haupt Leo's und zwang ihn mit sanfter Gewalt, das Gesicht emporzurichten. „Mir war's, als ob ich Dich auf einer großen Reise wüßte und in Deinem Zimmer auf Deine Rückkehr warten würde. Auf einmal fiel mir ein: Er ist vielleicht schon zurück, und ich hatte nicht den Muth, mich zu überzeugen und mich im Zimmer umzusehen . . . Nicht den Muth! wagte nicht aufzuschauen. — — — Das war eine große Pein, denn der Gedanke: Er ist vielleicht da, hielt nicht Stich, wechselte immer mit dem: Er ist fort und kommt nicht wieder! Ein thörichter Traum! Wirklich, während ich ihn träumte, dacht' ich: Ein thörichter Traum! und bin doch aufgewacht in Angstschweiß gebadet, meiner Seel!"

Er sah dem Cooperator liebreich ins verstörte Gesicht: „Ich thu Dir weh, weil ich Dir unrecht thu, und möchte Dir doch nicht unrecht thun, nicht einmal im Traume. Wenn's geschieht, geschieht's gegen meinen Willen. Mach Dir nichts draus!"

Leo's Haupt hatte sich wieder tief gebeugt: „Segnen Sie mich, mein Vater," sprach er leise.

Thalberg legte ihm beide Hände auf den Scheitel: „Jeder meiner Gedanken an Dich, mein Sohn, ist ein Segen und ein Gebet."

Der Cooperator begab sich auf sein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte sich zum Tische, zog die Lade heraus und entnahm ihr einen großen, halb beschriebenen Bogen, den er vor sich hinlegte und zu überlesen begann. Es war der Entwurf eines Briefes, den er am Tage seiner Flucht für den Consistorial-Rath zu hinterlassen gedachte. Alle Gründe, die ihn veranlaßten, den heiligsten Schwur zu brechen, die heiligste Pflicht zu verletzen und seinen Posten zu verlassen, wollte er darin genau darthun. Er wollte auch die tiefe Reue über seine Predigt vom vorigen Sonntag aussprechen.

„Ich hatte alle Selbstbeherrschung verloren," schrieb er, „alle Selbsterkenntniß; ich hielt mich für den einzigen Gerechten unter lauter Sündern. Das krasse Mittel wirkte, Sie selbst haben es gebilligt; ich aber kann und will es nie wieder anwenden, nie wieder drohen, die Zuchtruthe nicht schwingen. So bin ich diesen Menschen gegenüber ohnmächtig. Wie viele Zweifel bedrängen mich! Wie selten stimmt, was ich lehren muß, mit meiner Ueberzeugung überein! Dennoch weiß ich, damit würde ich am Ende fertig. Die furchtbare Frage nach dem Wie? darf nicht gestellt werden, wenn ich nur wüßte: Du kannst nützen, du kannst Gutes wirken."

An einer andern Stelle hieß es:

„Ich flüchte in die Welt hinaus, wie einst die Büßer in die Wüste flüchteten, und eine Wüste wird die Welt mir sein. — Ganz fremd, wie Sie vielleicht glauben, ist sie mir nicht; ich habe in ihr gelebt, mich unsagbar leichten Herzens

von ihr abgewandt und ihrer nie wieder, auch nur mit einem Schatten von Sehnsucht, gedacht. Mein Beruf ist der des Priesters. Kann ich ihn nicht erfüllen, dann stürzt mir Alles zusammen. Ich erfahre an mir die Bedeutung des Wortes der Schrift: Berufen, nicht auserwählt. Das ist entsetzlich . . .

Ich hoffe auf Verständniß — ich flehe Sie an, verdammen Sie mich nicht; wenn Sie ein Kämpfer gewesen sind, bevor Sie ein Sieger wurden, haben Sie mit mir Mitleid und Erbarmen."

Er schob den Bogen in die Lade zurück und versuchte an seinen alten Freund zu schreiben.

„Sie werden sich in das Unabänderliche fügen," begann er. „Sie haben es immer gethan und daraus Ihren goldenen Frieden geschöpft. Lieber, Verehrter..." Er kam nicht weiter. Thränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen brach aus seiner Brust; er legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme. Nach so vielen durchwachten Nächten, durchquälten Tagen, überwältigte ihn die Müdigkeit; er verfiel in einen traumhaften Zustand.

Ihm war, als sei er schon geschieden, als habe er den größten Schmerz, den des Losreißens von einem Vaterherzen, schon überstanden, und vor ihm breite sich nun, leer und kalt und unermeßlich, das Unbekannte — die Zukunft. Wie wird sie sich gestalten?

Er will dienen, ein Arbeiter unter Arbeitern sein, wie jener wackere Priester, der sich nicht daran genügen ließ, von dem Elend der Mühseligen zu hören und zu lesen, der es getheilt hat und unerkannt geblieben ist. Sollte er nicht so glücklich sein wie Jener, sollte ihm Gefahr drohen, erkannt zu werden, wird er fliehen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zuletzt vielleicht in einen anderen Welttheil, in die großartigste Natur . . . an das brausende Meer, in Wälder, Landschaften von unerhörter, seltsamer Schönheit. Sie zogen an ihm vorüber, und Gebilde lieblich und ungeheuerlich bevölkerten sie, entstanden aus Thautropfen, wuchsen, platzten wie Seifenblasen eine um die andere — plötzlich in großer Menge ein ganzes Gewühl — zuletzt nichts mehr, Alles eintönig und ruhig — himmlisch ruhig. Alle Stimmen der Erde, der Luft, des Meeres verstummten. — Er schlief.

Plötzlich fuhr er auf. Er hatte lange geschlafen. Die alte Thurmuhr hob schnarrend aus und zeigte die dritte Morgenstunde an. In anderthalb Stunden geht die Sonne auf. Leo gedachte den prachtvollen Anblick noch einmal von einer hohen Warte, von dem Berge aus zu genießen, auf dessen Abhang der Buchenwald lag.

Er nahm seinen Hut, warf seinen Mantel um und trat sachte aus dem Zimmer, um Thalberg nicht zu wecken. Sein erster Blick fiel auf die Thür der Stube, in der sein alter Freund schlief, und er fragte sich: Wie willst du da vorüberkommen am Tage deiner Flucht? Wirst du es vermögen? Er machte die Qualen im Voraus durch, die ihn erwarteten — wenn er's that, wenn er das Verbrechen beging, den Greis zu verlassen.

Im Wirthshaus ging's noch laut und wüst zu. Der Lärm störte die Vögel des Pfarrers im Schlaf. Einige schüttelten sich und schlugen mit den Flügeln, andere erhoben ein schwaches Gepiepe. Dann war im Zimmer Alles wieder still.

Leo stand regungslos; er bildete sich ein, die ruhigen, tiefen Athemzüge des Greises zu vernehmen. Er horchte eine Weile und schlich dann sachte hinaus, über die Treppe, vorsichtig an der Küche vorbei (Frau Sperber hatte einen leisen Schlaf), durch den Eingang ins Gärtlein und war im Freien.

Die Landschaft lag noch im Schatten. Aus dem See stieg ein weißlicher Rauch in die kühle, leicht bewegte Luft. Am Himmel stand, über der felsigen Sängerwand, der Mond in silbernem Glanze, und neben ihm funkelte hell und herrlich der Morgenstern.

Leo schritt über die feuchte Wiese, durch das thauschwere Gras, dem Fußpfade zu, der zum Walde führte.

Als er diesen Weg gegangen war, nach seinem ersten Erwachen im Pfarrhause, hatte ihn, den bisherigen Bewohner des Flachlands, ein berauschendes Entzücken ergriffen. Er hatte sich gesagt: Es gibt keinen Schmerz, kein Leiden, keine Traurigkeit mehr, die mich besiegen könnten. Ich öffne die Augen und bin glücklich. Meine Seele hat ihre Heimat gefunden; der Gott des Schönen, das ist der Gott der Güte und der Wahrheit, offenbart sich mir bei jedem Blick in diese holde und hehre Bergeswelt.

Unweit vom Dorfe zog sich der lange, schmale Friedhof beinahe bis an den Waldesrand. Leo betrat ihn und wandelte langsam zwischen den Gräbern umher. Auf wie vielen der dunkeln morschen Holzkreuze, die zu Häupten der kleinen Hügel standen, war die Schrift schon gänzlich ausgelöscht vom Regen und vom Schnee; von wie vielen war nur die Hälfte übrig; wer wußte noch von Denen, die einst vielleicht mit großer Liebe dieses geborstene Kreuz aufgestellt hatten. Ebenso vergessen wie Jene lagen auch Die hier, deren Namen auf steinerne Denkmäler, die jetzt an der Kirchhofmauer lehnten, „für immer“ und „zu ewiger Erinnerung“ eingemeißelt worden waren.

An den alten Theil des Friedhofs hatte man erst kürzlich einen neuen hinzugefügt. Als Leo dort anlangte, glaubte er an dem gestern geschlossenen Grabe, die im Zwielicht und im wallenden Nebel undeutlichen Umrisse einer knieenden Gestalt zu sehen. Er näherte sich ihr, sie erhob sich zu ihrer vollen Höhe, und er erkannte die Koglerbäuerin.

„Kommen Sie auch für ihn beten, Hochwürden?“ sprach das Weib. „Das is schön von Ihnen. Mich, —“ fuhr sie nach kurzem Schweigen und als ob sie ihr Hiersein entschuldigen müßte, fort, „mich hat's oben nit g'litt'n, 's is gar so still bei uns. Sie werden 's nit glauben, Hochwürden, aber das G'schrei und Gethu von dem Mann geht mir völlig ab. Und — muß 's einem nit erbarmen? Da hat er zum ersten Mal seit vierundzwanzig Jahr allein schlafen müssen und unter lauter Todte ... Mein armer Ambros! — Um so viel hast Dich g'sorgt in Dein'm Leben und bist jetzt so still. So viel Platz hast eing'nommen in der Welt und liegst jetzt so klein beisammen da.“

„In Frieden, und erlöst von allen Leiden,“ sprach Leo, „gönnt ihm seine tiefe Todesruhe. Und Ihr, die Ihr noch mitten im Leben steht, habt Seelenruhe. Ihr sollt und dürft sie haben, Euer gutes Bewußtsein gibt sie Euch und wird sie Euch erhalten.“ Er wandte sich zum Gehen.

Aber die Bäuerin bat: „Hochwürden, noch ein Wort: Wie ich Sie g'sehn hab' daherkommen, hab' ich mir denkt, Ihnen schickt Gott, daß Sie sich an dem Grab den Dank abhol'n, den ich Ihnen hab' bringen woll'n. Ich hab' Seelenruh', sag'ns, ja, ja! Ich kann hier knie'n und beten, ich kann hier steh'n und kann zu dem Mann unter der Erd' sagen: Alles Böse, das wir einander angethan haben, — is vergessen! B'sinnen's Ihnen noch, Hochwürden? — Nicht nur verziehen, vergessen. Ich hab' kein Vorwurf gegen Dich, Du hast kein gegen mich am Herzen, wenn wir uns drüben im ewigen Leben wiederfinden."

Sie erhob die gesenkten Augen zu dem Priester, der ihr im fahlen Dämmerlichte noch bleicher erschien als sonst. „Und daß ich an dem Grab so beten und so steh'n kann, daß ich von G'wissensbissen nit g'foltert werd' bis an mein End', daß ich ruhig leb'n und, wenn Gott mich ruft, ruhig sterb'n kann, dafür hab' ich Ihnen z' danken, Hochwürden, das is Ihr Verdienst. Sie hab'n schon viel Gut's in der Welt gethan, an mir aber das Beste. Mich hab'ns erlöst, mir hab'ns das zeitliche und das ewige Heil gebracht, und dafür werd' ich Ihnen all mein Lebtag segnen!"

„Es ist großmüthig von Euch, daß Ihr so zu mir sprecht, Bäuerin," erwiderte Leo, „aber ich bin überzeugt, daß Ihr auch ohne meine Fürsprache Mitleid und Nachsicht mit Eurem Kranken gehabt hättet, und daß er versöhnt von Euch geschieden wäre."

„Glauben S' das nit, Hochwürden! Wie's ausg'schaut hat in mir, eh' Sie mich zurechtgewiesen hab'n, und wie nachher, das weiß Niemand wie ich allein." Sie schwieg, sie überließ sich ihren Gedanken.

Ein leiser Wind hatte sich erhoben, strich kühl über die Nadelwälder und erfüllte die Luft mit würzigen Düften; die Nebel wurden dünner und durchsichtiger. Im Osten begann der Himmel sich zu lichten.

„Mir is schon oft vorkommen," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „daß 's Menschen gibt, die eine Macht haben über Andere. Die Einen wenden's zum Bösen, die Anderen wenden's zum Guten an. Die machen ein'm besser, wenn's mit ein'm umgeh'n. Zu die Menschen g'hör'n Sie, Hochwürden."

„Wenn das so wäre! Wenn das so wäre!" murmelte Leo.

Sie sah ihn groß und mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an —

„Was sagens, Hochwürden? Wenn das so wäre, sagens? Is 's möglich, Hochwürden, daß S' das nit wissen? Habens denn nit das G'fühl davon?"

„Wahrlich nein!" rief er schmerzlich aus. „Wenn ich 's haben könnte, was wäre das für mich! Versöhnung! Erlösung! Gepriesen die Zweifelsqualen, die in einem erhebenden Bewußtsein ihr Ende finden! Hochgelobt das Ringen, das mich zerfleischt, wenn es zum Erringen führt. Macht haben über die Gemüther und sie ausüben zum Besten der Menschen. . . . Wenn mir das zutheil werden könnte . . ." Er hielt inne und richtete seine Augen fest auf die Bäuerin: „Ihr sagt, daß mir Macht gegeben ist über die Gemüther?"

„Das sag' ich, ja."

„Beweisen," sprach er gepreßt. „Beweist es, Bäuerin."

Rasch und fest entschlossen, erwiderte sie: „Verlangen Sie, was Sie woll'n. Ich thu's."

„Versprecht's nicht zu früh," sagte er sanft. „Es wird Euch schwer fallen, zu thun, was ich von Euch verlange. Ihr würdet Etwas überwinden müssen, das ich manchmal an Euch getadelt und manchmal an Euch bewundert habe — Euern Stolz."

„Mein'n Stolz? Das wär' ja gut, wenn ich den überwinden müßt."

„Es wär' gut und würde das Glück Eures Kindes begründen. Wollt Ihr zwei Menschen glücklich machen, Bäuerin? — Gebt die Vroni dem Seppl zur Frau!"

Sie fuhr zusammen, sie warf den Kopf zurück, ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen: „Wenn wir nicht auf'n Friedhof stehen thäten, ich möcht' glauben, daß Sie spaßen, Hochwürden. Die Koglertochter und ein Knecht?"

„Ihr könntet ihn ja über die Knechte stellen ... Wenn Ihr nicht seht, wie die Vroni ihr Herz an ihn gehängt hat, so ist's der Stolz, der Euch blind macht. Was habt Ihr gegen den Seppl einzuwenden? Daß er kein Bauernsohn ist, der wahrscheinlich mit der Schwiegermutter nicht viel Umstände machen und ungeduldig darauf warten würde, daß sie ihm den Platz räumt?"

„Wär' schon möglich."

„Seid aufrichtig, gesteht Euch selbst, daß Ihr den Seppl kaum mehr entbehren könnt und daß ihn Niemand zu ersetzen vermöchte auf dem Koglerhof. Wer versteht die Wirthschaft, die dort geführt werden muß, wie er? Wer kann Euch, die Ihr die Herrin bleibt, eifriger an die Hand gehen, als er? Wer würde Euch höher in Ehren halten, als er? Einen treueren Menschen gibt's auch nicht. Wenn Ihr ihm heute den Dienst kündigt, geht er so arm, wie er gekommen ist. Gebt ihm die Vroni. Ihr bereitet dem Kind ein glückliches Leben, Euch ein zufriedenes Alter und dem Koglerhof ein schönes Weiterblühen."

„Das kann kein Mensch voraussag'n. Der beste Knecht, heißt's immer, wird der schlechteste Herr."

„Der Seppl wird eine Ausnahme machen. Dem liegt gar viel daran, zu den Ausnahmen zu gehören."

Die Bäuerin preßte ihr Taschentuch an die Stirn. „Nur das wenn Sie nicht von mir verlangen möchten, Hochwürden!" sagte sie, und begann erst nach längerem Besinnen wieder: „Daß die Vroni anfangt, ihn gern zu hab'n, is mir selber schon vorkommen. Ich hab' aber nix d'rauf geben. So 'was vergeht am eh'sten, wenn Niemand nix dergleichen thut. Ueber's Jahr is g'wiß verheirath' — die Erbin vom Koglerhof braucht nur aussuchen — und dann fangt ohnehin der Ernst an, und mit die Kinderei'n, die sie sich als ein junges Dirnd'l in Kopf g'setzt hat, is aus."

„Der Ernst fängt an," wiederholte Leo; „aber das Glück hört auf. Muß das sein? Gebt sie dem Seppl zur Frau, dann bleiben der Ernst und das Glück beisammen."

„Sie halten viel auf den Seppl," sprach die Bäuerin nach einer abermaligen Pause, „und ich mein' auch, so lang' Sie auf ihn schau'n und ihm sagen: ich bin gut g'standen für Dich, wird er sich nix zu Schulden kommen lass'n. Aber wie lang' können's das noch thun, Hochwürden? Ich fürcht' immer, Sie wer'n nit alt am Dorf."

Sie sah ihn an und ihr schauderte. Was sie da gesprochen hatte, reute sie wie eine schwere Sünde. Zu wahr! wenn Etwas gar zu wahr ist, soll's nicht ausgesprochen werden. Er wird am Dorf nit alt, wiederholte sie sich, und überhaupt nit alt. Er wird jung sterben, zu Grund' geh'n am Leben, an den elenden Menschen. Ein tiefes, ehrfurchtvolles Mitleid mit ihm ergriff sie; eine große, begeisterte und zugleich beschützende Liebe zu dem Fremden und Einsamen, der ihr gegenüber die Sache ihres Kindes führte, der das Schicksal der Andern zu dem seinen machte.

Ist nicht Alles richtig, was er sagt? Hätt's nicht sogar den Mann, der seine Zustimmung nicht mehr geben kann, überzeugt? — Was der Priester verlangt, widerstreitet allem Bauernbrauch, und wer weiß, vielleicht hätt's grad desweg'n mein armer Ambros gethan, weil er sich gern übern Bauernbrauch hinausg'setzt hat.

Sie richtete sich stolz auf: „Ich b'sinn mich lang'," sprach sie, „ich hab' halt gar nie d'ran denkt, daß so was möglich wär' . . . Ich geb' mein Wort so schwer, weil ich mein Wort halt' . . . und daß ich das versprechen werd' — Unserm Herrgott hätt ich's nit g'laubt, wenn Er mir's vorausg'sagt hätt! . . . Aber Sie wollen's und was Sie woll'n, Hochwürden, kann nur's Beste sein, Und so sag' ich: Ja!" Sie streckte ihm die Rechte mit einer großartigen Bewegung entgegen: „Da haben's meine Hand d'rauf."

Die reine Seligkeit, die sich in seinen Zügen malte, dankte ihr. Stillbeglückt hatte er ihre Worte getrunken, und innerlichst auflebend vor sich hingeschaut.

Jetzt griff er mit beiden Händen nach ihrer dargereichten Hand: „Ich fasse sie wie die Hand einer Mutter," sprach er. „So viel Vertrauen, Bäuerin! . . . und ich . . . Ihr sollt es wissen — Vertrauen für Vertrauen. Ich trug mich all' die Tage mit dem Gedanken an Flucht, an feige, pflichtvergessene Flucht von meinem Posten, von meinem alten, väterlichen Freunde, von Euch allen — Ja, ja!" seine Stimme wurde laut und herb', „ich wollt' entfliehen."

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Das kann nit sein . . . Ein' solchen Gedanken hätten's nie ausg'führt!"

Er senkte die Augen vor dem schmerzlichen Blick, den sie auf ihm ruhen ließ.

„Ich bin nur ein einfach's Weib," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „aber ich glaub' doch, ich hab' Ihnen oft ins Herz g'schaut. Die Schlechtigkeit der Leut' macht Sie verzagt. — Hochwürden, ich hab' auch mit viel Leut' z' thun, und is allerlei G'sindel d'runter. Die Wirthschaft geht aber doch fort, und am End' vom Jahr merkt m'r, daß der Nixnutzigste sein Biss'l mitg'holfen hat beim Antauchen, auf gute oder auf schlechte Art, mit sein' Will'n oder gegen sein' Will'n."

„So ist es, und Ihr habt recht."

„Denken's auch an die Kinder. Unser Herr Pfarrer is zu gut mit ihnen. Sie haben freilich an einem Kind eine traurige Erfahrung g'macht, Herr Cooperator, dafür können's an zwanzig andern gute Erfahrungen machen."

„Hoch gegriffen, Bäuerin," sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Ols, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuld-

bewußtsein geneigt hatten, an treuherzige Augen, die ihn in so aufrichtiger Beschämung angeguckt hatten, an ein armes, thränenüberströmtes Gesichtchen . . .

Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das vergeistigte Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft. Ja, denn! trösten, helfen, bessern. Hier leben und sterben, ungekannt, ungenannt im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt.

„Habt Dank, Bäuerin, habt Dank! und auf Wiedersehen."

„Noch vor der Verlobung, Hochwürden, 's kommt mir völlig wie ein Wunder vor," versetzte sie in feierlichem Tone. „Was Sie für die Broni bei mir erwirkt haben, soll'n Sie ihr sag'n, Sie selber. Die Freud' spar' ich Ihnen auf."

Leo nahm Abschied und schritt dem Ausgang des Friedhofs zu. Sieghaft brach die Tageshelle herein. Der Mond glich jetzt einem durchsichtigen Wölkchen; der Morgenstern funkelte nicht mehr, aber er leuchtete noch.

Plewna.

Eine Landwehrstudie aus der Kriegsgeschichte.

Von

C. Freiherr **von der Goltz.**

Es war am frühen Morgen des 13. Juli 1877, als Marschall Osman Pascha an der Spitze seiner Truppen durch die Festungsthore von Widdin hinauszog, um nach Mittelbulgarien zu marschiren und dort an der Abwehr des russischen Einbruchs ins türkische Reich theilzunehmen.

Vergeblich hatte er sich schon zu wiederholten Malen nach Stambul und an den Serdar Ekrem[1]) gewendet, um die Erlaubniß zum Abmarsch zu erhalten; denn er war sich wohl bewußt, daß in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe seine Anwesenheit im nordwestlichsten Winkel des Staatsgebietes, wo er Rumänen und Serben bewachte, die sich einstweilen noch gar nicht rührten, vollkommen nutzlos sei. Aber erst der Donauübergang der Russen bei Sistowa und ihre schnellen Fortschritte gegen den Balkan brachen der Ueberzeugung Bahn, daß es eine Vergeudung kostbarer Kräfte sei, einen Heerhaufen von mehr als 20000 Mann unthätig den großen Ereignissen zusehen zu lassen, um nebensächliche Zwecke zu erfüllen.

Die unglückliche Sucht der Zersplitterung, um werthlose Stellungen zu halten, die ganz aufzugeben man sich nicht entschließen wollte, hatte das kleine Heer beim Aufbruche bis zu weniger als 12000 Mann herabgemindert, und sicherlich ahnte Niemand in seinen Reihen, zu welcher großen Rolle es binnen Kurzem berufen sein sollte.

Der beginnende Marsch war heiß und beschwerlich. Zunächst führte er durch die fruchtbare Donauebene nach dem drei deutsche Meilen entfernten Artscher Palanka, wo man die erste Nacht ruhte. Nur bei Vitbol, halbwegs von Widdin, hatten feindliche Batterien den marschirenden Heereszug begrüßt, ohne ihm jedoch Schaden zu thun.

---

[1]) Oberbefehlshaber.

Am nächsten Morgen wurde das hohe Donauufer erstiegen; die Straße führte dann weiter steil bergauf und bergab. Oft konnten die Batterien nicht folgen. Menschenarme mußten sich in die Radspeichen stemmen, um die Geschütze vorwärts zu bringen. Erst am Nachmittage um vier Uhr war das, allerdings gegen fünf deutsche Meilen entfernte, Ziel Krivodol, südlich Lom Palanka, erreicht. Dort erhielt der Marschall eine telegraphische Depesche des großherrlichen ersten Secretärs, die ihn zur Eile mahnte: „Das Land schwebt in diesem Augenblicke zwischen Leben und Tod; es gilt, glühenden Eifer und heiße Vaterlandsliebe zu zeigen. Seine Majestät befiehlt Ihnen, Ihre Bewegung zu beschleunigen." So sollte der so lange gegen seinen Wunsch Zurückgehaltene, der namentlich das nahe Nicopolis in großer Gefahr wußte, jetzt die Schritte seiner braven Soldaten über Menschenkräfte hinaus beflügeln. Allein er kannte kein Zögern. Alsbald brach er wieder auf, marschirte die Nacht hindurch über Höhen und Thäler weiter nach dem abermals drei Meilen entfernten Veltschidrama, wo man am 15. Juli Mittags ankam. Neue Hiobsposten trafen dort ein; Abdul Kerim Pascha, der Serdar Ekrem, telegraphirte, daß Nicopolis sich in höchster Noth befände und Osman so schnell als möglich bei Plewna eintreffen solle. Wieder wurde die Nachtruhe unterbrochen. Der Vortrab setzte sich noch am späten Abend durch die Dunkelheit in Bewegung. Die Hauptmacht folgte mit Tagesanbruch und zog bei glühender Hitze über öde, wasserlose Hochflächen dahin. Nur wer einen Julimond in den Balkanländern erlebt hat, wird sich einen richtigen Begriff von der Anstrengung eines solchen Marsches auf den ungeregelten, mit Steingeröll bedeckten Wegen machen, die in vielen Windungen schattenlos durch das Haidekraut ziehen. Einzelne Leute sanken vor Erschöpfung todt zu Boden. Dennoch blieb die Ordnung erhalten. Man marschirte volle 45 Kilometer, sechs deutsche Meilen weit, nach Altimir am Skit. Der vorsorgliche Befehlshaber hatte am Wege durch vorausgeschickte Boten Tonnen mit Wasser aufstellen lassen; denn nur so erhielt er seine Leute bei Kräften und verhinderte, daß sie sich zerstreuten, um den brennenden Durst zu löschen. Bei Altimir mußte man die Nacht stehen bleiben und rasten. Am anderen Nachmittag — den 17. Juli — $3^1/_2$ Uhr wurde der Marsch fortgesetzt und bei Dunkelheit Ismaël Bunar — gegen drei deutsche Meilen entfernt — erreicht, doch die ersehnte Ruhe dort wieder nicht gefunden. Eine Depesche kündigte an, daß der Feind in Lofdscha sei, fünf Meilen südlich Plewna, zwischen dieser Stadt und dem Balkan. Noch einmal wurde eine Nacht hindurch marschirt, und mit Tagesanbruch stand man am Iskerufer, zweidreiviertel Meilen von Ismaël Bunar. Eine Wagenbrücke mußte improvisirt und so der Uebergang bewerkstelligt werden. Dann ruhte man bei dem auf dem gegenüberliegenden Ufer an die Bergwand geschmiegten Dorfe Mahaleta. Um vier Uhr Nachmittags brach Osman Pascha abermals auf und traf mit Einbruch der Nacht bei Dolnje Netropol ein. Es waren dreieinehalbe deutsche Meilen zurückgelegt worden, und man stand nur noch zweieinhalb Stunden vor Plewna. Auf dem Marsche war die Nachricht vom Falle von Nicopolis eingetroffen. Nun befand man sich also zwischen zwei feindlichen Heerhaufen, wie ein Keil in den Bereich der überlegenen russischen Armee hineingeschoben. Die Vorhut hatte, in noch angestrengteren

Märschen, Plewna schon erreicht und die dort stehende schwache Besatzung verstärkt.

Wenn wir heute auf so bekannte Ereignisse zurückkommen, dann muß ein besonderer Grund dies rechtfertigen. Osman Pascha befehligte größtentheils Landwehrtruppen. Ueber Landwehrtruppen hat man in letzter Zeit, wie männiglich bekannt, vielfach und lebhaft gestritten. Ihre Brauchbarkeit für den Feldkrieg ist in Zweifel gezogen worden, und diese Zweifel wurden durch einzelne Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege unterstützt, deren Anführung viel Unwillen erregte. Es folgten Proteste von Seiten der Betheiligten, und der kriegerische Werth der Landwehrtruppen ist dabei von ihren Freunden ebenso erhoben worden, als er ihnen durch die ersten Veröffentlichungen zu Unrecht herabgesetzt erschien. Ein Grund zur Erregung war nicht vorhanden; denn sicherlich lag Denen, die man als „Gegner" der Landwehr bezeichnet, nichts ferner als eine solche Gegnerschaft. Sie hatten nur vor, Klarheit über die eigenthümliche Verfassung und Beschaffenheit dieser Classe unserer Streitmacht zu verbreiten und aus den älteren Erfahrungen Lehren für deren Verwendung in der Zukunft zu ziehen. Lag ein Mißgriff vor, so bestand er in der Anführung einzelner Beispiele. Von dem verstorbenen deutschen Humoristen Bogumil Goltz hörte ich die in solchen Fällen zu beherzigende Weisheitsregel: „Ich schelte gewöhnlich auf die ganze Welt — da kommt nicht viel auf den Einzelnen." Auch hier hätte man sich nur an die Allgemeinheit halten sollen, um ihr zu nützen, und die zur Erhärtung angeführten besonderen Vorgänge bei Seite lassen können, die ihrer geringen Zahl halber doch keine hinreichende Beweiskraft haben.

Bietet die neuere Kriegsgeschichte nun ein Beispiel von dauernder Verwendung zahlreicher Landwehrtruppen im Feldkriege dar, so ist es geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, auch wenn diese Truppen einer fremden Armee angehörten und mit den unsern nur die Verfassung gemein hatten. Seit Kurzem steht uns zudem von türkischer Seite eine zuverlässige Quelle für die Erforschung dieser lehrreichen Episode zur Verfügung[1]).

Doch fahren wir zunächst in der Erzählung fort. An der Vidbrücke bei Dolnje Netropol wurde die Nacht hindurch geruht. Auf allen Seiten war der Feind schon gesehen worden; der nächste Marsch konnte zu einem Zusammenstoß führen, und Osman Pascha wollte vermeiden, daß dieser in der Dunkelheit erfolge. Erst am anbrechenden Morgen des 19. Juli fand der Uebergang statt. Generalstabsofficiere mit einer Eskorte eilten voraus, um die Stellungen rings um Plewna zu erforschen und eine Vertheilung der Streitkräfte zu entwerfen. Im Allgemeinen hielt man sich dabei an die schon von der bisherigen Besatzung getroffene Wahl. Die kahlen Höhen im Osten und Norden der Stadt, wo der Angriff am ehesten zu vermuthen war, wurden besetzt. Osman Pascha schlug sein Hauptquartier unter freiem Himmel inmitten seiner Truppen auf.

---

[1]) Défense de Plewna d'après les documents officiels et privés, réunis sous la direction du muchir Ghazi Osman Pacha par le Général Mouzaffer Pacha et le lieutenant-colonel Talaat Bey. Paris, Baudoin. 1889.

Um die Mittagsstunde erschien der Feind von Nicopolis, also von der Donauseite, und später auch von Osten her. Aber es wurden bis zum Abend im Allgemeinen nur Kanonenschüsse gewechselt. An einer einzigen Stelle kam es zu einem lebhafteren Scharmützel. Die Nacht blieb ruhig. Osman Pascha's Lage war eine ernste. Der Feind hatte bis dahin leichte und überraschende Erfolge davon getragen. Er schien sich mit größter Schnelligkeit auszubreiten, und die Gerüchte übertrieben seine Stärke. Zu Beginn an Widdin gefesselt, hatte der Marschall selbst nur wenig über die Russen erfahren, bisher sich noch nie mit ihnen gemessen. Aus den wenigen Gefangenen, die man am Tage gemacht, war nicht viel herauszubringen.

Die Folgen der anstrengenden Märsche zeigten sich in der Ermüdung seiner Leute deutlich. Er selbst aber verdoppelte seine Thätigkeit; er befahl seinen Generalen, ihre Streitkräfte eng zusammenzuhalten, um jede Auflösung zu vermeiden und ordnete den wachsamsten Vorpostendienst an. Auch sollte geschanzt werden, aber der felsige Boden auf den bis zu achthundert Fuß über dem Widthale aufsteigenden Höhen ließ diese Arbeit nur geringe Fortschritte machen.

Der Kampf begann am frühen Morgen des 20. Juli. Diesmal handelte es sich um einen ernsten Angriff. Erst im Norden von Plewna, bei dem Dorfe Bukowa, dann im Osten, bei dem später so bekannt gewordenen Grivica, stürmte der Gegner Osman Pascha's Stellungen. An beiden Punkten trat ein Augenblick der Schwäche ein; die Vertheidiger wichen. Der Hauptgrund dafür war wohl die auf ruhelose Nächte folgende moralische und physische Erschöpfung. Bei Bukowa gelang es, durch einen Gegenangriff die Lage wieder herzustellen; bei Grivica standen die Dinge schlimmer. Dort verließ das Landwehrbataillon Simauw zweiten Aufgebotes seinen Posten, welcher den äußersten rechten Flügel der türkischen Linie bildete, und ein allgemeiner Rückzug begann.

Osman Pascha, der von einer Höhe, nahe östlich Plewna, das Gefecht leitete, hatte aus einer kleinen Reserve, die er dort zurückgehalten, schon Verstärkungen gegen den bedrohten Punkt abgesendet und rief jetzt einen seiner Adjutanten, Talaat Bey, heran, dem er wörtlich befahl: „Reiten Sie in die Gefechtslinie, suchen Sie die Bataillons-Commandeure auf und sagen Sie ihnen, daß sie ihre Soldaten sofort zu sammeln, von Neuem gegen den Feind zu führen und ihre alten Stellungen wieder zu nehmen hätten. Sie sollen gegen jeden Flüchtigen ohne Mitleid sein! Sagen Sie ihnen auch, daß, wenn sie meinen Befehlen nicht pünktlich Gehorsam leisteten, ich die Batterie meines Hauptquartiers auf sie und ihre Leute schießen und sie so zwischen zwei Feuer nehmen lassen werde." Der Befehl wirkte; denn Jedermann kannte den Feldherrn dafür, daß er sein Wort im Nothfalle wahr machen werde. Die verlorenen Posten wurden wieder erobert, der Feind geworfen und ein glänzender Sieg errungen.

Waren in diesem ersten Kampf die Streitkräfte der Gegner noch etwa gleich, ja diejenigen Osman Pascha's vielleicht um Etwas zahlreicher, so änderte sich dies vollkommen, schon bis zur zweiten Schlacht von Plewna am 30. Juli. Zwar erhielt der türkische Marschall Zuzug theils von der Donau, theils vom Innern des Reiches her. Allein dennoch befehligte er am Schlachttage nicht mehr als 20 000 Mann mit 54 Geschützen. Diese geringe Macht war noch

dazu auf weiten Raum vertheilt. Die türkischen Stellungen, im großen Bogen auf den Höhen südlich, östlich und nördlich um Plewna herum, haben, wenn man von dem an der Stadt vorüberfließenden Vid südlich, bis wieder zu seinem Ufer nördlich mißt, zwanzig Kilometer, also nahe an drei deutsche Meilen, Ausdehnung. Selbst die eigentliche Schlachtlinie im Südosten, Osten und Nordosten belief sich noch auf dreizehn Kilometer, mehr als die ganze französische Front in der Doppelschlacht von Gravelotte und St. Privat. Die Streitkräfte konnten also an jedem einzelnen Punkte nur äußerst schwach sein. Ein Rückhalt fehlte fast ganz; Alles befand sich in der ersten und einzigen Linie. Osman Pascha handelte unter diesen Umständen ähnlich wie General von Goeben in der Schlacht von St. Quentin. Er sandte die geringfügige Macht, die er Anfangs in der Hand hatte, nach dem nächst bedrohten Punkte ab und sammelte aus gerade unbeschäftigten Truppen eine andere Reserve.

Die Russen standen für ihren Angriff 32000 Mann mit 176 Geschützen unter dem General Baron Krüdener zur Verfügung. Glichen nun die Verschanzungen auch die Minderzahl bei den Vertheidigern zum Theile aus, so ist deren Bedeutung doch zufolge ihres langen und zähen Widerstandes sehr überschätzt worden. Es handelte sich nur um, allerdings geschickt angelegte, Erdaufwürfe oder Feldwerke einfachster Art.

Der Angriff der Russen erfolgte in zwei Heersäulen von Nordosten und Südosten her; zwischen ihnen lag das oft genannte Dorf Grivica, bei welchem die türkische Linie, dem Gelände folgend, einen weit vorspringenden Winkel bildete und somit umfaßt wurde. Zwei Seitenabtheilungen gingen, weit über die Flügel hinausgeschoben, von Norden und von Süden gegen die Stadt vor. Hier, an dieser letzten Stelle, führte der Held des Krieges, General Skobelew, auf russischer Seite den Befehl.

Das Schicksal des Tages ist bekannt. Nur die von Südwesten her andringende Colonne, von Fürst Schachowski geführt, hatte anfänglichen Erfolg. Zwei türkische Werke wurden dort genommen; die Landwehrbataillone, die in denselben gestanden hatten, bewahrten aber dennoch gute Ordnung. Nach dem Verluste der ersten Schanze hatten sie sogar entschlossene Gegenangriffe ausgeführt, um dieselbe wieder zu erobern. Auch im weiteren Verlaufe des Kampfes beschränkten sich die Vertheidiger keineswegs nur auf die Abwehr. Mehrfach brachen sie aus ihren Stellungen hervor, mit dem Gegner die Rolle tauschend. Osman Pascha, dessen Zelt noch auf dem alten Platze hinter der Mitte seiner Linie stand, griff in einem Augenblicke höchster Bedrängniß wiederum persönlich ein. Als er, gerade vor sich, seine Infanterie dem russischen Andrange weichen sah, sandte er zunächst vier schwache Compagnien und eine Batterie unter dem Befehl des schon genannten Talaat Bey ab, um die Truppen durch den Anblick kommender Hülfe zu ermuthigen. Dann eilte er selbst, nachdem er sich der Bildung einer neuen kleinen Reserve versichert, dem Strome der Weichenden entgegen, brachte sie zum Stehen und zur Rückkehr auf die verlassenen Posten.

Gegen Abend erst trat die Krisis ein, und ein letzter Gegenangriff der türkischen Landwehrbataillone der Mitte bewog auch den Fürsten Schachowski zum Abzuge, während die andere Heersäule vor den Gricivaredouten unter

schweren Verlusten überhaupt zum Stehen gekommen war. Bei der Seitenabtheilung im Norden war nichts von Belang vorgefallen. Im Süden will General Skobelew bedeutende Vortheile davon getragen haben. Stunden lang wurde er durch drei Compagnien des Landwehrbataillons Milas[1]) zweiten Aufgebots abgewehrt. Der sehr schlichte türkische Bericht sagt von demselben: „es habe bemerkenswerthe Tapferkeit und Zähigkeit an den Tag gelegt." Es focht in Weinbergen, ohne Verschanzungen und verlor 135 Mann, gewiß ein Drittheil seiner Stärke.

Der gesammte Verlauf der blutigen Schlacht hatte einen Charakter von großer Energie getragen, der an die Kämpfe des französischen Krieges erinnert, und welcher das sicherste Zeugniß für die Tüchtigkeit der betheiligten Truppen ablegt.

Die nun folgende Ausfallschlacht von Pelischat am 31. August ist insofern wichtig, als sie die Fähigkeit der türkischen Truppen zu tüchtigen Angriffen über freies Feld hinweg gegen eine vom Feinde besetzte und zur Vertheidigung vorbereitete Stellung erweist. In kurzem Anlaufe wurden Jägergräben und Verschanzungen genommen, auch Geschütze erobert. Von den sechzehn am Kampfe betheiligten Bataillonen gehörten acht der Landwehr an. Der erlittene Verlust, ein Siebentel des Ganzen, ist ein bedeutender. Der nicht ungefährliche Rückmarsch nach Plewna im Angesicht des überlegenen Gegners, vollzog sich in guter Ordnung.

Die nächste Waffenthat war die heldenmüthige Vertheidigung von Lofdscha am 3. September, an welcher nicht ein einziges Linienbataillon Theil nahm, sondern nur acht Landwehrbataillone, darunter drei des dritten Aufgebotes und zwei, die eben erst in Sofia zur Verstärkung für das Heer von Plewna gebildet worden waren. Gegen zehnfache Uebermacht an Fußvolk, zwölffache an Geschütz, hielten diese braven Bataillone einen ganzen Tag lang Stand. Ja, es geschah, daß einmal die Vertheidiger — vier schwache Compagnien des linken Flügels — als sie einen ersten Angriff der Russen zurückgewiesen hatten, ihrer geringen Zahl vergessend, aus den verschanzten Stellungen hervorbrachen und zum Gegenangriffe übergingen. Zwar war dies eine Unbesonnenheit, welche sich bestrafte, deren Ursache jedoch in nichts Anderem, als in einem Uebermaß von Muth und Selbstvertrauen zu suchen ist. Zweitausend Todte und Verwundete, zwei Fünftel der wackeren Schar, deckten am Abend die Wahlstatt, als die Ueberreste diese verließen. Bekannt ist, daß dem Vertheidiger, Rifaat Pascha, selbst vom Gegner hohe Anerkennung gezollt wurde, weniger bekannt aber ist die echt türkische Antwort, die er einem höheren fremden Officier auf die Frage gab, wie es ihm möglich geworden, solchen Widerstand zu leisten: „Nicht ich, sondern Gott hat dies gethan."

Einige Verstärkungen trafen wieder in Plewna ein. Sie waren um so willkommener, als die große Entscheidungsschlacht vor der Thüre stand. Am 7. September begann eine allgemeine Beschießung der türkischen Werke; sie währte Tag und Nacht fort. Osman Pascha war auf den Sturm gefaßt; er

[1]) Vilajet Aidin in Kleinasien.

schob am 10. September sogar im Süden der Stadt seine Linien weiter vor. Nur Landwehrbataillone waren bei diesem Unternehmen betheiligt und führten es geschickt und energisch durch. Am 11. September erwachte die Kanonade mit dem Morgen in unerhörter Heftigkeit. Bald folgte auf der Südseite der Angriff des weit überlegenen Feindes. Eine Explosion riß in einem der bedrohten Werke ein halbes Hundert Vertheidiger zu Boden; die übrigen blieben ruhig auf ihrem Platze. Lange vereitelten sie alle Anstrengungen der Russen, welche wiederum von Skobelew geführt wurden. Endlich machte sich die Ermattung geltend. Von den türkischen Bataillonen hatten die meisten ihre Führer verloren, und die Trümmer mehrerer von ihnen wichen. Eines der Werke auf der Südseite ward genommen und wiedergewonnen; endlich blieben zwei Schanzen, gerade am Südende der Stadt, in den Händen des Feindes. Die türkischen Linien waren damit durchbrochen; der Eintritt in Plewna schien dem Angreifer offen zu stehen; Flüchtige füllten bereits die Stadt, eine Panik begann sich zu verbreiten. Mancher Vertheidiger hätte das Spiel verloren gegeben. Osman sendete Rifaat Pascha, den Helden von Lofdscha, ab, um die Zerstreuten zu sammeln und den Kampf wieder herzustellen. Mit dem Revolver in der Hand, drohend, jeden Weichenden unbarmherzig niederzuschießen, führte dieser die Reste der braven Infanterie wieder vor, bis er selbst verwundet zu Boden gestreckt wurde.

Im Südosten der Stadt, der türkischen Mitte, war das Schicksal der Vertheidiger ein glücklicheres; alle Angriffe der Russen scheiterten, obwohl sie zu vierzehn verschiedenen Malen erneuert wurden. Ein hart bedrängtes Werk wurde durch einen kühnen Gegenangriff des Landwehrbataillons Silistria befreit. Der Schlachtbericht sagt: „Officiere und Soldaten fochten auf dieser Front mit bemerkenswerther Energie. Das Bataillon Silistria zeichnete sich insbesondere aus. Es verdient übrigens eine ehrende Erwähnung wegen der Tapferkeit, welche es während des ganzen Feldzuges, überall, wo es focht, an den Tag gelegt hat."

Im Nordosten ging bekanntlich eine der beiden Grivicaredouten verloren, aber, von der andern beherrscht, unter dem Feuer der Batterie gelegen, welche Osman Pascha bei seinem Hauptquartier zurückgehalten, war sie ein werthloser Gewinn für den Feind. Der Soldat nannte sie Kanli Tabia, „die blutige Schanze", wegen der großen Verluste, die Vertheidigung und Angriff in gleicher Weise gekostet hatten.

Die Nacht zum 12. September überraschte Osman Pascha's Heer in großer Bedrängniß. Die Truppen standen seit dem Morgen gegen einen an Fußvolk vierfach, an Geschütz sechsfach überlegenen Gegner[1]) im Kampfe, sie hatten nichts genossen, auch der Wassermangel war empfindlich; denn die meisten Quellen lagen vorwärts der Werke. Die Vertheidiger des äußersten rechten Flügels waren durch die von den Russen erstürmten Schanzen von der Hauptkraft des Heeres gleichsam getrennt. Die Verbindung wurde nur auf Umwegen hergestellt. Dennoch

[1]) Mouzaffer Pascha gibt die Stärke des türkischen Heeres zu 45 Bataillonen, 15 Escadrons, 12 Batterien mit etwa 25000 Streitern und 70 Geschützen an; er berechnet die vereinigte russisch-rumänische Armee zu 123 Bataillonen, 79 Escadrons, 57 Batterien oder 100000 Mann mit 424 Geschützen.

beschloß der Feldherr nicht nur Stand zu halten, sondern sogar zum Gegenangriff zu schreiten und das Verlorene wieder zu erobern.

Erbitterte Kämpfe entspannen sich daher am 12. September auf der Südseite von Plewna. Ein erster türkischer Versuch wurde von dem General, der ihn befehligte, aufgegeben; andere scheiterten. Osman Pascha blieb unerschütterlich. Er setzte einen letzten allgemeinen Sturm in Bewegung; Verstärkungen trafen von verschiedenen Punkten ein, darunter auch das tapfere Bataillon Silistria. Nun folgt die Wiedernahme, die sich zu einem wahrhaft dramatischen Acte gestaltete. Die Soldaten der benachbarten türkischen Werke und die auf den Dächern ihrer Häuser stehenden Einwohner von Plewna feuerten die Stürmenden durch tausendfachen Allahruf an, der ihre Zahl größer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war; denn es handelte sich nur um wenig schwache Bataillone. Das von Silistria drang zuerst in die Werke ein; alle Mannschaften in der Nähe sprangen auf Brustwehren und Erdaufwürfe und begrüßten die That wiederum mit dem Allahrufe, welchem ein „Padischahim tschok jascha!“ (Lang lebe mein Padischah!) folgte.

„Die Entmuthigung, welche seit zwei Tagen unter den Türken geherrscht, machte der äußersten Freude Platz,“ sagt unser Bericht. „Man beglückwünschte sich und dankte der Vorsehung. Officiere, Soldaten, Einwohner der Stadt, ein Jeder maß das Verdienst der Person Osman Pascha's bei, der in einem so kritischen Augenblicke niemals an der Zukunft verzweifelte und dessen Energie in demselben Maße wuchs, als die Lage schwieriger wurde. Die Armee war stolz, unter seinen Befehlen zu kämpfen und bereit, sich für den Sultan und das Vaterland zu opfern.“

Der Sieg entschied für den Augenblick, konnte aber das tapfere Heer, das, höheren Befehlen gehorchend, in Plewna ausharrte, nicht auf die Dauer retten. Auch der neue Zuzug, der Osman Pascha wurde, vermochte die Katastrophe nur hinauszuschieben. Nach und nach von einer erdrückend werdenden Uebermacht[1]) eingeschlossen, mußten die Vertheidiger am Ende erliegen, wenn nicht Ersatz kam, und zu diesem fehlten die Kräfte. Im Lager gingen die Nahrungsmittel auf die Neige; am Ende lebte man von Maisbrot und Maisranken, die in Wasser abgekocht wurden. Die Kleidung war nicht für die rauhe Jahreszeit berechnet; es fehlte an Holz zu wärmenden Lagerfeuern. Nichts als ein verzweifelter Durchbruchsversuch blieb übrig. Dieser erfolgte bekanntlich am 10. December. In nächtlicher Stille sammelte sich, was von der Armee noch streitbar war, etwa 30 000 Mann[2]), an der Vidbrücke im Westen der Stadt und begann sie zu überschreiten. Die Nacht war düster und neblig. Glatteis bedeckte die Straßen. In den vom Feinde nicht eingesehenen Thälern und Schluchten zündete man Feuer an, um die schwierigen Bergpfade zu erleuchten. Dennoch verlief die Räumung der Werke, die Sammlung der zerstreuten Abtheilungen und der Marsch zur Vidbrücke in Ruhe, Stille und Ordnung. Nur war zu viel Troß

[1]) Zu Ende des Monat November wird die Stärke der Türken auf 42000 Mann mit 96 Geschützen, die der Russen auf 130 000 Mann mit 582 Kanonen, darunter 58 schwere Positionsgeschütze, berechnet.

[2]) Außerdem zählte man an 10000 Nichtstreitbare, 2500 Kranke und Verwundete.

mitgeführt worden; denn der Marschall wollte, wenn der Durchbruch glückte, den Kampf nicht aufgeben, sondern erst schnell den Iskr überschreiten, um durch seine Nachhut dort den Feind aufzuhalten, und dann, über Kutlovitscha und Berkovitscha, den Gintschipaß und sonach die Vereinigung mit den Vertheidigern des westlichen Balkan zu erreichen. Das Gelingen hätte von großem Einflusse auf den Gang der Ereignisse sein können.

Leider hatte Osman Pascha, in einer unzeitigen Anwandlung von Hochherzigkeit, auch den mohammedanischen Einwohnern gestattet, das Heer mit ihren Familien und ihrer Habe zu begleiten. Der Wirrwarr und das Gedränge, welche hierdurch an der Vidbrücke entstanden, trugen viel zum verhängnißvollen Ausgange bei.

Mit großer Entschlossenheit erfolgte unter dem Rufe: „Allah ekber!“ (Gott ist groß) der Angriff. Die erste russische Linie wurde durchbrochen, und elf Geschütze fielen in die Hand der Stürmenden. Selbst in der zweiten, tausend Schritte dahinter gelegenen Linie gelang es, ein Werk zu nehmen. Aber es fehlte der genügende Rückhalt. Die nachfolgenden Truppen verspäteten sich, zum Theil durch den Troß und die fliehenden Einwohner aufgehalten. Die Verluste steigerten sich erheblich, einzelne Bataillone, wie die Landwehrbataillone von Monastir und von Safranboli, gingen ruhmvoll zu Grunde. Sie verschwanden aus der Reihe der Fechtenden, da der größte Theil ihrer Officiere und Soldaten todt oder verwundet auf der Wahlstatt lag. Die Zahl der herbeieilenden Feinde mehrte sich, wie immer an angegriffenen Punkten einer festen Einschließungslinie. Osman Pascha's Verwundung entschied das Schicksal des Heeres. Auf diesem Manne, der durch glänzende Festigkeit und Thatkraft Alles aufrecht erhielt, hatte das Vertrauen und das Heil der Seinen beruht. Ein Zurückströmen gegen die Vidbrücke begann und damit, in so verzweifelter Lage, Auflösung und Flucht. Das Drama von Plewna hatte seine tragische Lösung gefunden. Den letzten erhebenden Schlußact bildete der verzweifelte Angriff eines türkischen Linienregimentes gegen die nachdrängenden Verfolger, welcher deren Strom noch einmal für kurze Zeit zum Stillstande brachte. Dann war Alles vorüber; die Waffenstreckung besiegelte den Untergang.

Was im Allgemeinen für Krieg und Kriegskunst aus dieser ruhmvollen Vertheidigung und den wiederholten mit Tapferkeit und Ueberlegenheit unternommenen, aber dennoch gescheiterten Angriffen zu lernen ist, haben kritische Federn längst entwickelt. Wir wenden uns hier nur dem besonderen Zweck unserer Studie zu. Von 63 Bataillonen oder Bataillonsresten, welche die Listen des Heeres vom 10. Dezember aufführen, gehören 42 der Landwehr, dem Landsturm oder gar Freiwilligen an. In der Landwehr wieder überwiegen das zweite und dritte Aufgebot. Die Waffenthaten dieser Truppen vor einem Feinde, welchen wir selbst als einen sehr tüchtigen achten, nöthigen uns unumschränkte Bewunderung ab. Die weiten anstrengenden Märsche bei glühender Hitze, die Nachtmärsche auf schwierigen Wegen werden von ihnen ausgeführt, ohne daß die Mannszucht weicht, dem geflügelten Worte Blücher's zum Trotz: „Ich fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind.“ Im Kampfe beschränken sie sich keineswegs auf

Abwehr hinter Wall und Graben, sondern bewähren sich auch in der Offensive. Wenn das einzige umfangreichere Unternehmen dieser letzten Art [1]) ohne bedeutendes Ergebniß bleibt, so sind daran ersichtlich die Anlage im Großen und die Gesammtverhältnisse mehr Schuld, als der Mangel an Spannkraft der Truppe. Die Vertheidigung von Lofdscha zeigt erhebende Momente unerschrockenen Muthes in hoffnungsloser, die Septemberschlacht von Plewna solche unerschütterlicher Ausdauer in nahezu verzweifelter Lage. Dann folgt zähes Ausharren unter den größten Entbehrungen und Beschwerden während der Herbst- und Wintertage und endlich noch ein heroischer Aufschwung im verzweifelten, nur an der Ungunst der Verhältnisse gescheiterten Durchbruchsversuche. Gewiß, man kann, unter gleichen Umständen, billigerweise auch von der besten Truppe nicht mehr verlangen. Freilich mag man einschränkend erwähnen, daß ein Theil der Streitkräfte Osman Pascha's schon den vorangegangenen serbischen Krieg mitgemacht, also die Eigenschaft von erst zum Kriege zusammenberufenen Landwehrtruppen verloren hatte. Doch das greift nur bei der geringen Zahl der von Widdin gekommenen Bataillone Platz. Fast alle übrigen waren eben nur einberufen oder gar unvorbereitet zusammengestellt und dann nach dem Kriegsschauplatze abgesendet worden.

Was läßt sich nun aus dem Allen lernen? Der oberflächlichste und verhängnißvollste Schluß, der zu den bittersten Enttäuschungen führen würde, wäre derjenige, daß man ganz unnöthig Bedenken trage, Landwehrtruppen [2]) im offenen Feldkriege ohne Weiteres gegen den Feind zu führen, möge er beschaffen sein wie er wolle, und mögen die Umstände Bedingungen der Gunst oder Ungunst enthalten.

Welch ein großer Unterschied zwischen Landwehr und Landwehr auch in unserem eigenen Heere zu den verschiedenen Zeiten bestand, hat unlängst der um die heutige Bewegung im Gebiete der Heeresverfassung so hoch verdiente General v. Boguslawski nachgewiesen. Nicht einmal die Uebereinstimmung bei der Zusammenstellung aus gleichen Kategorien und Altersklassen von Mannschaft bedingt mit Sicherheit Gleichwerthigkeit. Die Solidität der Organisation, Commandoverhältnisse, die Stellung innerhalb des übrigen Heeres, Ansehen und Ueberlieferung spielen eine große Rolle, und das Lehrreiche im vorliegenden Falle ist, zu untersuchen, welche besonderen Gründe das ruhmvolle Ergebniß herbeigeführt haben.

Der erste und vielleicht wichtigste derselben liegt unzweifelhaft in der Person des Feldherrn. Nicht jeder Führer von Landwehrtruppen ist ein Osman Pascha. Doch war der Marschall nicht nur der Mann, als den ihn heute die Welt kennt; er ließ dies seine Truppen auch schnell fühlen. Jedermann im Heere wurde sich bald klar, daß er von einem eisernen Willen vorwärts gegen den Feind getrieben werden würde. Thatsächlich hat der Marschall keiner außergewöhnlichen und harten Mittel bedurft, um seinen Leuten Muth und Energie einzuflößen. Es

---

[1]) Die Ausfallschlacht von Pelischat.

[2]) Wir verstehen unter „Landwehr" auch diejenigen Truppen der gleichen Kategorie, welche heutzutage in Folge ihrer besonderen Bestimmung meist die Bezeichnung „Reservetruppen" führen.

wird nichts von Standrecht, von Erschießungen oder anderen schweren Strafen berichtet. Der Zauber seiner Persönlichkeit genügte. Aber er that auch das Seinige, um ihr diese Wirkung zu verschaffen. Nicht von einem parkumgebenen Schlosse aus, das er zum Hauptquartier gewählt, leitete er durch telegraphische oder schriftliche Befehle sein Heer; sondern er lagerte mit seinen Soldaten, ihr Loos vollkommen theilend, unter dem Zelte wie sie. Er übersah seine Bataillone, und sie sahen ihn. Das Bewußtsein seiner Gegenwart steigerte bei Jedermann das Gefühl der Verantwortlichkeit. Unter allen Umständen empfindet es der Soldat als einen Sporn zur Anstrengung, wenn ein gerecht und scharf prüfendes Auge auf seinen Handlungen ruht.

Zum Zweiten finden wir einen Schlüssel zur Lösung des Räthsels in den einleitenden Worten der Darstellung: „Obwohl sich Osman Pascha über die Mängel, an denen seine Truppen litten, keiner Täuschung hingab, besaß er dennoch die Energie und den Willen, zu handeln, als stünde er an der Spitze des bestausgerüsteten Heeres." Er ließ keine aus künstlich gesteigerten Ausbildungs-Ansprüchen hergeholte Unterscheidung zwischen einem Linien- und einem Landwehrbataillon gelten, sondern stellte an beide diejenigen Ansprüche, welche die Lage gerade erforderlich machte. Nun ist es eines der Geheimnisse der Menschennatur, daß der Muth zu außerordentlichen Anforderungen seltener ist als die Fähigkeit, hohen Ansprüchen Genüge zu leisten. Selbstredend dürfen diese das verständigerweise gerade noch erreichbare Maß nicht überschreiten; aber es scheint, daß Osman Pascha hierin den richtigen Blick und eine glückliche Hand besaß.

Durch das Vertrauen, welches er ersichtlich in seine Truppen setzte, indem er ihnen schwierige Aufgaben stellte, gab er ihnen Vertrauen zur eigenen Kraft. Es schwand ihnen selbst der Zweifel an ihrer Leistungsfähigkeit. Heute noch sieht in der türkischen Armee Niemand einen Unterschied zwischen Linie und Landwehr. Die Landwehr gilt sogar als die eigentliche Feldtruppe; denn die Linie thut im Frieden größtentheils Gensd'armerie-Dienste. Sie ist, bis auf wenig Ausnahmen, in kleinen Abtheilungen im Lande zerstreut, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, und kann selbst bei einer Mobilmachung des Heeres oft nicht von den Orten entfernt werden, an denen sie gerade steht. So liefert der Linienstand an die Feldarmee meist nur Reiterei und Artillerie, während die Masse des Fußvolkes aus der Landwehr besteht. Diese wird durch eine solche Bestimmung in ihrem Selbstbewußtsein und ihrem Selbstvertrauen unzweifelhaft gehoben. Die Achtung, die man ihr zollt, gibt ihr Haltung und erhöht ihre Tüchtigkeit.

Es kommt hinzu, daß sich bei der Landwehr, deren Mannschaft stets dem gleichen Landstriche entstammt, vielfach das Stammesgefühl geltend macht. Seibek's, Lasen, Albanesen wollen die Besten vor dem Feinde sein; in vortrefflichem Rufe stehen auch die Bataillone von Konia und andere aus den anatolischen Bergen; die Bewohner des Rhodope, des Bezirks von Kirdjali, haben ihren besonderen Stolz. Allen gemeinsam ist ein gewisser religiöser Impuls, und mehr noch als dieser, das Gefühl, innerhalb eines Völkergemisches der herrschenden Rasse anzugehören.

Unstreitig hat der türkische Landwehrmann bedeutende Naturanlagen für das Soldatenthum. Die städtische Bevölkerung ist im Orient verschwindend gering.

„Dem echten Türken ist die Stadt ein Gefängniß," sagt das Sprichwort. Fabrikarbeiter, wie in Europa, gibt es in den Reihen der Landwehrbataillone nicht. Die Lebensweise der Leute auf dem Lande aber ist einfach und gesund. Als Hirten, Jäger, Maulthiertreiber, Kohlenbrenner, Wald- und Feldhüter führen sie vielfach ein Dasein, das demjenigen im Felde sehr nahe kommt. Kein Tropfen Alkohol ist je in die Adern der Meisten von ihnen geflossen; sie sind auch nicht durch Mühe, Sorge und Anstrengung früh gebrochen, wie die arbeitende Klasse in den großen abendländischen Verkehrs-Mittelpunkten. Ein gesegneter, nur mäßig bevölkerter Boden und ein glückliches Klima gewähren einem Jeden, was er zum Lebensunterhalte nothwendig bedarf, und nach mehr steht sein Sinn nicht. Ein heiterer Himmel und fatalistische Ergebung in das Geschick verleihen dem Temperament den Zug von Sorglosigkeit, der gute Soldaten ergibt. Die Bedürfnißlosigkeit hat am Ende zumal das zähe Ausharren in der Noth und Entbehrung ermöglicht.

Sicherlich macht der Unterschied in den religiösen und nationalen Eigenheiten, ja in der ganzen Lebensführung, einen Vergleich schwierig. Er schränkt die Möglichkeit der Uebertragung der aus diesem Beispiele gewonnenen Erfahrungen erheblich ein. Dennoch ist eine solche nicht ganz ausgeschlossen und entbehrt des Nutzens keinenfalls. Man kann Gesammtwerth gegen Gesammtwerth abschätzen, ohne die einzelnen Factoren mit einander zu vergleichen. Es sind auch Momente der Uebereinstimmung da, welche die Ableitung von bestimmten Schlüssen gestatten.

So entfernte sich die gesetzliche Verfassung des damaligen türkischen Heeres nur in einzelnen Stücken von denjenigen anderer großer Armeen; sie glich namentlich der ältern preußischen, wie sie aus den Freiheitskriegen hervorgegangen war. Der türkische Soldat gehörte zu jener Zeit sechs Jahre der Linie und Reserve (Nizamié und Ichtiad) an, sechs Jahre der Landwehr (Redif) und acht Jahre dem Landsturm (Mustahfiz). Mannschaften, die nicht zum Dienste in Linientruppen eingestellt worden, traten, nach Ablauf der ersten sechs Jahre, unausgebildet zum Redif über. Sie glichen also unsern ehemaligen Landwehr-Rekruten und sollten ihre soldatische Ausbildung gelegentlich der Uebungen der Landwehr erhalten, welche alljährlich vier Wochen lang, in Bataillonen zusammengezogen, exercirte. Doch wechselten dabei die Aufgebote, deren es drei gab, miteinander ab. Ein Uebelstand war, daß die Einstellung zum Dienste nicht gleichmäßig aus dem jüngsten Jahrgange erfolgte, sondern die Rekruten aus der ganzen Masse der unter sechsundzwanzig Jahr alten, noch nicht Eingereihten, ausgelooft wurden. Einen Theil der Leute berief man also verhältnißmäßig spät zur Fahne ein. Er trat entsprechend älter in die Landwehr über. Davon abgesehen, ist die Zusammenstellung von Bataillonen aus nur zwei Jahrgängen als ein großer Vorzug anzusehen. In der Masse fehlen die Altersunterschiede, und die ganze Truppe wird verhältnißmäßig jung.

Unstreitig genoß die Landwehr von Plewna manche Vorzüge der natürlichen Befähigung bei einer hinreichend guten Organisation.

Auf der andern Seite aber steht unserer Landwehr Vieles zu Gebote, was dort fehlte, vor Allem die bessere Ausbildung, die planmäßigere Vorbereitung

für das Gefecht, die bessere Rüstung für das Feld, die sorgsamere Verpflegung und alle die andern Vortheile, welche durch größern Reichthum an Mitteln, Pünktlichkeit, Intelligenz und durch die Bildung eines hoch civilisirten Landes geschaffen werden können. Es müssen dadurch jene Vorzüge zum mindesten ausgeglichen werden, und wir sind berechtigt, nach dem Maße der Kämpfe von Plewna zu bemessen, was auch wir von Landwehrtruppen im Feldkriege verlangen dürfen, wenn die besondern Bedingungen erfüllt werden, die bei jenem Beispiele mitwirkten.

Zu diesen rechnen wir vor Allem, daß in der allgemeinen Auffassung kein Unterschied zwischen der Linie und denjenigen Landwehrtruppen gemacht werde, welche wir für die Verwendung im Feldkriege in Betracht ziehen. Schon der Gedanke, daß sie für diese Verwendung eigentlich nicht geschaffen, nicht geeignet und bestimmt seien, muß sie thatsächlich untüchtiger dazu werden lassen. Scharnhorst hat den sehr wahren Satz ausgesprochen, daß, wer eine tapfere Armee haben wolle, sie erst *glauben* machen müsse, daß sie tapfer sei. Der unglückliche Gedanke, streng genommen nur Besatzungstruppe zu sein, hat sicherlich die Leistungen unserer Landwehr in den letzten Kriegen beeinträchtigt. Er muß verschwinden und die Zugehörigkeit zur Feldarmee auch äußerlich sichtbar werden. Aus diesem Grunde ist es als ein großer Fortschritt zu begrüßen, daß neuerdings Landwehrtruppen an den Herbstmanövern in geschlossenen Heereskörpern Theil nehmen. Es tritt ihnen damit klarer, als bei den technischen Wiederholungsübungen vor Augen, daß auch sie bestimmt sind, eines Tages auf dem Schlachtfelde zu stehen.

Dies Gefühl aber soll auch bei ihren Führern das Herrschende sein. Sie müssen, ebenso wie der Held von Plewna, die von dem Grade äußerer Vollkommenheit hergeholte Unterscheidung fallen lassen; denn ein Befehlshaber, dessen Thatkraft unausgesetzt durch die Vorstellung gehemmt wird, daß er eben *nur* „Landwehrtruppen" commandire, von denen man nicht viel verlangen dürfe, wird nimmermehr Bedeutendes leisten.

Freilich wird er zugleich eine ungewöhnliche Thätigkeit, Rührigkeit und Rüstigkeit entfalten müssen. Er hat mit ihnen zu leben und zu lagern, soll jederzeit unter ihnen sein, allgegenwärtig und Alles selbst überwachend. Das wird bei solchen, erst im Kriegsfalle zusammengerufenen Truppen, in denen fast Alles neu ist, wenigstens zu Beginn des Krieges, unabweislich nothwendig sein. Die ganze Persönlichkeit des Führers muß sich hier viel mehr geltend machen, als bei einer Linientruppe, um den Zusammenhang zwischen Haupt und Gliedern herzustellen, welcher bei dieser schon auf der mit der Regelmäßigkeit einer Maschine arbeitenden, eingeübten und eingewöhnten militärischen Hierarchie beruht. Setzt man Männer an die Spitze der ins Feld mitziehenden Landwehrtruppen, an denen die zu solcher Einwirkung erforderlichen Eigenschaften bekannt sind, so wird auch bei allen Denen, die berufen werden, solche Truppen zu befehligen, das bittere Gefühl einer Zurücksetzung schwinden, wie es bisher meist vorhanden war. Lust und Liebe zum Handeln wird sich steigern, der Thatendrang, der Unternehmungsgeist ganz anderen Aufschwung gewinnen, als ehedem.

Ein großer organisatorischer Vorzug der türkischen Landwehrtruppen war und ist noch heute der Besitz eines vollzähligen activen Officiercorps und eines

kleinen Stammes von Mannschaft, welche dauernd im Bezirke und in Berührung mit den Beurlaubten leben. Diese Einrichtung, gehörig ausgenutzt, kann den Werth solcher Truppen sehr erhöhen und sie den Linientruppen recht nahe bringen. Ein Jeder kennt seinen Führer im Voraus und hat mit ihm zu thun; er kommt dazu, seine Vermittlung, seinen Schutz und seine Leitung in Anspruch zu nehmen, sich an diese zu gewöhnen. Jener wieder vermag schon im Frieden Einfluß auszuüben, sich von den Anlagen, der Stellung zur Gemeinschaft, den besondern Eigenschaften jedes seiner künftigen Untergebenen zu überzeugen, ihm, im Falle des Kriegsausbruchs, also auch sogleich den rechten Platz anzuweisen. Finden die Vereinigungen zu gemeinsamen längern Uebungen[1]), ja wohl gar eine Theilnahme an den Manövern größerer Heeresverbände, in denen die Linientruppen überwiegen, regelmäßig statt, so werden der innere Zusammenhang, die Wechselwirkung zwischen Befehlenden und Gehorchenden, das Gefühl der Gemeinschaft, der Eifer und der Stolz auf den guten Ruf des Ganzen selbst einen hohen Grad gewinnen können. Wo mehr Ruhm im Wetteifer zu erdienen ist, wird auch die Anspannung wachsen. Etwas Ehrgeiz liegt in jeder menschlichen Natur, die nicht in vollkommenem sittlichen Verfall sich befindet.

Nach dieser Richtung hin werden uns wirthschaftliche Rücksichten und andere Schwierigkeiten freilich bestimmte Grenzen ziehen. Ein vollzähliges Berufs-Officier-Corps für die Landwehrtruppen zu unterhalten, wird ebenso unmöglich sein, als es überhaupt zu bilden. Allein die dauernde Zusammenstellung eines, wenn auch nur schwachen Rahmens für diejenigen von diesen Truppen, welche mit ins Feld ziehen sollen, wird schon erhebliche Dienste leisten, selbst wenn er durch andere Beschäftigungen und Verpflichtungen von deren Bezirken fern gehalten wird[2]). Es ist wichtig, daß in der kleinen Stammabtheilung schon in Friedenszeiten das Bewußtsein ihrer Bestimmung lebt, daß kein Officier und Soldat derselben das Ausscheiden aus dem gewohnten Verbande bei der Mobilmachung wie einen trüben Schicksalsschlag ansehen darf, der ihn unverdient trifft. Alle haben sich mit ihrer Bestimmung vertraut gemacht, mit derselben ausgesöhnt, deren besondere Anforderungen erwogen und sich an den Gedanken gewöhnt, Landwehrtruppen gegen den Feind führen, an ihrer Spitze Ehre und Auszeichnung erwerben zu müssen. Die zu den Fahnen eilenden Wehrmänner aber finden sicheren Halt an dem kleinen, schon vorhandenen Kern ihrer Truppentheile; sie werden empfangen von Männern, welche zu der, ihnen in diesem Augenblicke zufallenden, Rolle aufs Gründlichste vorbereitet sind, welche von gemeinsamem Geist und Interesse geleitet werden und genau wissen, was sie zu thun haben. Mit Bestimmtheit können sie jedem Ankommenden sofort seine Stelle zeigen und seine Pflicht zuweisen. Das ist etwas Anderes, als wenn Führer und Soldaten in

---

[1]) Diese sind in der türkischen Armee, zum großen Nachtheil derselben, seit einer Reihe von Jahren aus Sparsamkeitsrücksichten unterblieben, aber neuerdings wieder aufgenommen worden.

[2]) Der unmittelbare Zusammenhang zwischen den kleinen Stämmen mit der Linientruppe hat unverkennbar auch einzelne Vorzüge. Die ihnen angehörigen Officiere und Mannschaften bleiben mehr in Berührung mit dem ganzen militärischen Leben des Heeres, mit dessen Fortschritten und Errungenschaften.

gleichem Maße Neulinge im neuen Truppenverbande sind, wenn Gemeinsinn und Zusammenwirken erst noch entstehen sollen.

Den Vorzug der Jugend, der Gleichmäßigkeit im Alter vermögen wir leicht unsern Feld-Landwehrtruppen zu geben durch das einfachste und natürlichste Mittel der Welt, die strenge Durchführung des großen und gerechten Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht, demzufolge alle Männer, welche Waffen führen können, auch ins Heer treten müssen, um dem Vaterlande ihre Schuld abzutragen. Es mehrt sich damit die Zahl der zu der einzelnen Jahresklasse gehörigen Soldaten, und es sind deren weniger nöthig, um die Truppen in hinreichender Stärke zu bilden. Je jünger diese im Durchschnitt sind, desto besser werden sie sein; das ist eine Wahrheit, welche sich nicht fortstreiten läßt; denn in den jungen Jahren ist die Erinnerung an das militärische Leben noch lebhafter, dessen Gewohnheit wird leichter wiedergewonnen, das Gefühl, Soldat zu sein, die Lust am wagnißvollen Leben des Feldes ist noch größer und die Sorge um daheim Zurückgelassene noch geringer.

Nicht zu übersehen ist, daß den Vertheidigern von Plewna verhältnißmäßig bedeutende Zeit gewährt war, sich auf das Kommende vorzubereiten. Selbst diejenigen Truppentheile, welche nicht im serbischen Kriege mitgefochten hatten, sondern frisch auf den Kriegsschauplatz eilten, machten zuvor gemeinsame weite Märsche, zum Theil aus den anatolischen Gebirgen zur Küste hinab. Sie konnten sich an einander, an Dienst, Gehorsam und gemeinschaftliches Handeln gewöhnen; sie besaßen Zeit, das Heimische wenigstens halb zu vergessen. Jede neugebildete Truppe hat eine solche Uebergangszeit nöthig. Wer sie in wenig kurzen Tagen versammeln, im Fluge mit der Eisenbahn an die Grenze und von dort sogleich aufs Schlachtfeld führen will, wird immer auf unliebsame Erfahrungen gefaßt sein müssen. Eine Truppe, für die nicht einmal ein Friedensstamm vorhanden war, wird einer solchen Anforderung überhaupt nicht gewachsen sein. Die eigentliche, aus den Linientruppen bestehende Feldarmee soll daher zahlreich genug sein, den ersten Stoß auszuhalten, die ersten Kriegswochen allein zu bestehen; dann nur wird der volle Nutzen der Feld-Landwehrtruppen wirksam werden.

Eine gute Maßregel war es, den Vertheidigern von Plewna bei der Einberufung zur Fahne zunächst nicht nur die eigene landesübliche Fußbekleidung, die Tscharyq's zu lassen, sondern ihnen als einzige Last auch die „Tschanta“ [1]) umzuhängen, welche sie gewöhnlich auf ihren Fußreisen in den Gebirgen getragen. Mag die Gleichmäßigkeit und das schöne Aussehen der Truppe dabei auch Einbuße erlitten haben, die Mannszucht ist nicht verloren gegangen. Ein verständiges Schonen der heimischen Gewohnheit und Landessitte, ein Verzicht auf Aeußerlichkeiten wird oft erforderlich sein. Man opfert sonst dem Schein zu Liebe Hunderte und Tausende, die in den ersten Tagen auf den Märschen durch Ermüdung in Folge ungewohnter Tracht und Last zurückbleiben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Feld-Landwehrtruppen Bedeutendes leisten werden, wenn die eben erläuterten Bedingungen erfüllt sind. Betrachten wir nun die in den neuesten Vorschlägen der Regierung kund gegebenen Grund-

[1]) Unseren Jagdtaschen ähnlich.

sätze, so erkennen wir darin das Streben, gerade die wesentlichsten jener Bedingungen zu erfüllen. Es ist wunderbar, wie es der öffentlichen Aufmerksamkeit so hartnäckig hat entgehen können, daß dabei keineswegs nur eine Stärkung des stehenden Heeres, sondern mehr noch eine bedeutende innere Kräftigung der Reserve-Armee beabsichtigt ist, die aus Landwehrtruppen besteht. Nur eine völlige Verkennung der wahren Sachlage hat diese bei den Plänen der Regierung, wenn nicht geradezu benachtheiligt, so doch unterschätzt glauben können. Um nichts handelt es sich weniger, als darum. Die bedeutend erhöhte alljährliche Aushebung soll die Hülfstruppen der Feldarmee, welche der Landwehr entnommen werden, verjüngen, die Aufstellung von kleinen Stämmen für den Mobilmachungsfall diesen Truppen den festen Kitt geben, der für den Gebrauch in der Feldschlacht nothwendig ist. Das Officiercorps soll besser für einen solchen Beruf vorbereitet werden. Ersichtlich wäre der Gewinn für die Reserve-, oder, wenn wir sie so nennen dürfen, für die Feld-Landwehrarmee bei der neuen Heeresreform am Größesten. Gerade das Wohl jener Armee hat den Urhebern dieser Reform sicher zumeist am Herzen gelegen. Auch fehlen derselben alle Neuschöpfungen an höheren Truppen-Verbänden und Befehlshaberstellen im stehenden Heer, wie sie diesem, namentlich seinem Officiercorps, zu Gute kämen. Dieser Umstand hätte die Reform von Hause aus volksthümlich machen und erkennen lassen müssen, daß es sich hier im echten Sinne des Wortes um eine Vermehrung des „Volkes in Waffen" handelte.

Sind einmal die neuen Gedanken siegreich durchgefochten, so bleibt nur noch übrig, an die Spitze unserer Feld-Landwehr-Führer von auserwählter Tüchtigkeit zu stellen, die den höheren Anforderungen ihrer besonderen Aufgabe völlig gewachsen sind, und die sich mit Freudigkeit deren Erfüllung widmen. Alsdann wird dieser Theil unserer Wehrmacht sich, namentlich im Laufe eines längeren Krieges, mehr und mehr der eigentlichen Feldarmee ebenbürtig zur Seite stellen. Nicht nur manches Plewna und Lofdscha, sondern hoffentlich auch manche glückliche Ausfall- und Angriffsschlacht wird die Geschichte der nächsten Kriege von unseren Landwehren zu erzählen wissen.

Deutsche Kunst auf deutschen Universitäten.

Ergänzungen zu dem nach Chicago bestimmten Berichte über Pflege und Förderung der mittleren und neueren Kunstgeschichte auf den deutschen Universitäten.

Von

Herman Grimm.

Einleitende Bemerkungen.

Es ist zur Weltausstellung nach Chicago ein Band officiellen Ursprungs gesandt worden, welcher eine Reihe von Berichten über den Betrieb der Wissenschaften enthält, die auf unseren Universitäten gelehrt werden[1]). Ich habe das Referat über Kunstgeschichte dazu geliefert. Auf dem zur Verfügung stehenden Raume war da nicht Alles zu sagen. Ich fühle das Bedürfniß, mich, besonders in Betreff der deutschen Kunst ausführlicher auszusprechen. —

Was bisher unter deutscher Kunst verstanden wurde, ergibt sich aus den Büchern, welche ihre Geschichte behandeln. Entweder werden Malerei, Sculptur und Architektur jede für sich, oder alle drei zusammen behandelt, indem was an Kunstwerken, Ueberbleibseln davon oder in Notizen darüber aufzutreiben war, in einer der Gegenwart sich nähernden Reihe chronologisch aneinandergefügt wird. Gelegentliche Ausblicke auf politische Geschichte, Religions- und Literaturgeschichte durchbrechen die Aufzählung der Werke. Von den sogenannten ältesten Zeiten anfangend, macht man in Annäherung an die Gegenwart früher oder später halt. So habe auch ich früher deutsche Kunstgeschichte vorgetragen. Diese Behandlung der Dinge läßt sich heute nicht mehr durchführen.

In den letzten Jahren ist ein Umschwung in der Meinung eingetreten, welche Ziele der öffentliche Unterricht haben solle. Früher war auf der Universität die Erziehung von Lehrern und Beamten, Predigern, Aerzten und Richtern Hauptsache. Den Fachstudien wurde so viel sogenannte Humanitas zugemischt, daß

---

[1]) Die deutschen Universitäten. — Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893 — Unter Mitwirkung zahlreicher Universitätslehrer — Herausgegeben von W. Lexis, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften in Göttingen. Bd. I und II. Berlin, Verlag von A. Asher & Co. 1893.

daraus eine für das Leben genügende allgemeine Bildung als Grundlage der gesammten wissenschaftlichen Vorbereitung entsprang. Diese Humanität beruhte auf einem gewissen Cultus der antiken Welt. Heute greift die Meinung um sich, der Betrieb der Fachstudien lasse dem Studirenden keine Zeit übrig für die Humanitas; zugleich tritt trotzdem die Forderung ein, es seien, abgesehen vom Fachstudium, zukünftige Männer vorzubilden, auf deren Schultern einst die Last des Staatswesens ruhen dürfe. Ein junger Deutscher, der ins Leben eintritt, müsse wissen, was deutsche geistige Existenz bedeute. Er müsse deutsche politische Geschichte und Geschichte der deutschen Cultur zu verstehen in Stand gesetzt werden. Denn er muß, wenn monumentale Gebäude oder Statuen zu errichten sind, wenn Kunstwerke hohen Preises angekauft, wenn Wände, die dem Anblicke der Menschen offen stehen, mit Gemälden geschmückt und für all' das öffentliche Gelder bewilligt werden sollen, als Mann ein Urtheil haben, wieweit er diesen Bewilligungen zustimmen dürfe, und wieweit seinen Erwartungen bei Verwendung der Summen entsprochen worden sei. Das ist mehr, als früher gelehrt wurde, und dafür reicht unsere bisherige Art, deutsche Kunstgeschichte zu lehren, nicht mehr aus. Wo und wann soll es gelehrt werden? Der Begriff „deutsche Kunst" ist für die Gegenwart ein sich wirthschaftlich vordrängender. Viele Künstler wenden sich heute an den Staat mit Ansprüchen, die in Gewährung von Summen gipfeln. Welche Art von Leistung kann dem deutschen Künstler heute zugemuthet werden? Deutsche Kunst sollte im Parlamentshaus sich zeigen: zeigt sie sich darin? Künstler und Publicum erörtern Fragen dieser Art und sie verlangen vom Staate, d. h. von den ihn repräsentirenden Beamten und Volksvertretern etwas, das sie selbst nicht genau anzugeben wissen. Der Staat soll eine urtheilende Stellung einnehmen. Manche Künstler und ein Theil des Publicums wollen los von italienischer und antiker Kunst, ohne beide recht zu kennen, aber voll Abneigung gegen sie. Sie streben nach etwas, das sie Natur nennen. Sie sind uneins über die Bedeutung dieses Begriffes. Einige Künstler trennen sich von anderen Künstlern und nehmen ausschließlich für ihre Arbeiten die Bezeichnung nationaler deutscher Kunst in Anspruch. Sie fangen an, das Publicum mit ihren Ansprüchen zu beunruhigen. Auf der anderen Seite werden unsere Museen mit Werken italienischer und antiker Kunst vermehrt. Für die Behandlung dieser Dinge müssen leitende Gesichtspunkte da sein. Und so werden Vorlesungen über Kunstgeschichte auf fast allen Universitäten jedes Semester angezeigt. Die Zuhörer kommen aus allen Facultäten; die, welche später Museumsbeamte oder Lehrer der neueren Kunstgeschichte werden wollen, bilden die Minorität. Theologen, Juristen, Historiker, auch Hospitanten aus dem größeren Publicum suchen Antwort auf die Fragen, die in Betreff der Kunst ohne Schulung und feste Anschauungen nicht zu beantworten sind. —

Was ich an meiner Stelle in Berlin in meinen Vorlesungen zu sagen und zu zeigen habe, weiß ich heute ganz genau. Auf anderen Universitäten scheinen weniger günstige Erfahrungen gemacht zu werden. Man wird bemerkt haben, daß letzter Zeit in Büchern und Journalen Klagen laut geworden sind. Der Lehrende hält an seiner Universität sich persönlich nicht für genugsam anerkannt und unterstützt und construirt die gesammte nationale Universitätsthätigkeit des Professors

der neueren Kunstgeschichte auf neuer Grundlage. Er verlangt in erster Linie „anregende Vorlesungen". Anderen zufolge soll die (das Wort im edelsten Sinne gebraucht) Aufzucht junger Doctoren der neueren Kunstgeschichte als Hauptsache ins Auge gefaßt werden. Ich registrire diese Desiderien nur, um zu wiederholen, daß an der Berliner Universität Alles seinen guten Verlauf nimmt, wo sich, auf diesem oder jenem Wege, stets Gelegenheit fand, die Lehrmittel zu beschaffen, und wo die Theilnahme des Auditoriums eine sehr rege ist. —

Zu der Anforderung, welche die neuen Zeiten stellen, daß im Bereiche der historischen Wissenschaften Vorlesungen, welche allgemeine nationale Entwicklungsphasen behandeln, gehalten werden, tritt als ein Moment, welches dazu drängt, der Umstand hinzu, daß die Vorbildung derer, welche die Auditorien heute füllen, weniger gleichartig als früher ist, so daß es nöthig wird, historische Generalübersichten zu geben. Man durfte in früheren Jahren, wo die Zuhörer fast ausschließlich von den Gymnasien herkamen, den Gemeinbesitz gewisser Anschauungen und auch Kenntnisse voraussetzen. Gewisse philologische, auf der Uebermacht der Antike beruhende Gedanken waren Allen eigen und blieben, mochten die Fachstudien später noch so weit auseinandergehen, für das Leben bestehen. Diese Mitgift von der Schule her darf nicht mehr in Rechnung gebracht werden und die Universität hat nachträglich für einen Ersatz zu sorgen. Man verlangt ihn bereits. Ich glaube, man wird im Gegensatze zu der Mißachtung der heutigen humanistischen, auf Besitz der alten Sprachen beruhenden Cultur als Grundlage aller Studien, so viel die Universitas litterarum deren beherbergt, dahin sich einigen, daß alles Universitätsstudium in seinen Anfängen dem Gewinne eines allgemeinen Einblickes in die Lage der geistigen Dinge gewidmet sein müsse, wenn anders nicht die Universitäten zu nur räumlich verbundenen technischen Schulen heruntergehen sollen. Ich habe bei den Naturwissenschaften als producirender Gelehrter gewiß nicht mitzusprechen, ihre Unfähigkeit aber, das, was man eine Weltanschauung nennt, zu liefern, dürfte hervortreten, wenn einmal die Zauberer fort sind und die Besenstiele nicht mehr zu beruhigen sein werden. Sicher jedoch scheint mir, daß dasjenige Universitätsstudium wenigstens, welches auf die Rechte, die Theologie, Sprache, Geschichte, Literatur, Kunst und Philosophie abzielt, mit Einblicken in die allgemeine Lage der geistigen Dinge eröffnet werden müsse. Und somit glaube ich, daß, wer neuere Kunstgeschichte studiren will, aus welchen Gründen er sich ihr nun immer zuwende, die allgemeine geistige Entwicklung der Völker, die in den Werken der großen Meister aller Jahrhunderte und Länder zu zeigen ist, vor Augen haben müsse. Damit empfängt er einen wichtigen Theil der Gedanken, die ihm bei nachfolgendem Specialstudium, welchen Faches es immer sei, zur Leitung dienen.

Ich bin der Meinung begegnet, als befördere eine Einführung bloß ins Allgemeine der Dinge nur den Gewinn oberflächlicher Anschauungen. Auch innerhalb der Vertretung der neueren Kunstgeschichte hat sie Anhänger. Kunstkennerschaft zu erwerben, sei das Ziel. Man täuscht sich, die jüngere Generation verlangt, daß ihr nicht bloße Massen notizenhafter Kenntnisse, sondern vor Allem wissenschaftliche Ueberzeugungen eingeflößt werden, Mittheilungen, die eine Weltanschauung gewähren. Die neuere Kunstgeschichte — oder, um ihr einen besseren Namen zu geben — die Geschichte der schöpferischen Phantasiearbeit der

modernen Nationen, muß im Hinblicke auf die allgemeine Entwicklung der Völker gefaßt werden. Zu zeigen ist, daß das scheinbar willkürliche Spiel mit phantastischen Erscheinungen einer alle Nationen auf ihrem Lebenswege begleitenden geistigen Thätigkeit entspringe, deren Zusammenhang von den ältesten Zeiten her zu beobachten sei, und daß in der Betrachtung der Verzweigungen dieses phantastischen Schaffens etwas liege, ohne dessen Kenntniß das Leben des Tages nicht zu verstehen sei. Darüber wollen die Studirenden (die sehr wohl wissen, was sie verlangen), vertrauensvolle Kunde empfangen. Wie diese zu geben sei, ist keiner Vorschrift zu entnehmen, die Persönlichkeit des Lehrers bestimmt den Weg, den er einschlagen will. Ruskin, Taine, Rumohr, Goethe haben die neuere Kunstgeschichte von den verschiedensten Punkten aus behandelt: jeder, wenn er heute mit seinen noch so individuellen Gedanken als Professor einträte, würde seinen Zuhörerkreis mit dem Gefühle erfüllen, geistigen Besitz höchster Art einzuheimsen. Ich mache die Erfahrung, daß ehemalige Zuhörer mich anreden, dessen gedenkend, was ihnen in verschiedenen Lebensläufen die einst zu Theil gewordene Einführung in das Gebiet des Schönen und Großen schenkte, das durch das Studium der neueren Kunstgeschichte im weitesten Sinne ihnen erschlossen worden war. Was hier gewonnen wird, ist ein unentbehrlicher Theil der edleren Erziehung. Offen verneinen höre ich das heute wohl von keiner Seite mehr. Daß Kunsthistorie nicht auf die Universität gehöre, wird allerdings noch hier und da behauptet. Gibt es doch unter ganz alten Leuten sogar solche noch, die auch mit dem Begriffe „Culturgeschichte" nichts ihrem Glauben nach Ernsthaftes zu verbinden wissen. Man kann ihnen den Horror vor dem Unbekannten nicht verübeln, in dem ihre Augen keinen Inhalt entdecken und das sie sich deshalb fernzuhalten suchen. —

Dies sind die Dinge, welche ich in dem für Chicago bestimmten Berichte gern ausgeführt hätte. Nicht minder wichtig wäre mir gewesen, mich darin über die höchst erfolgreiche Benutzung des Skioptikons bei den Vorlesungen aussprechen zu dürfen. Ich habe darüber an verschiedenen Stellen bereits berichtet, aber es ist Neues nun mitzutheilen. Meine früheren Aufsätze betrafen vorzugsweise die italienische Kunst: jetzt, nach dem Wintersemester 1892/93, habe ich Vorlesungen über deutsche Kunst hinter mir. Antike und italienische Kunst haben, was die Werke anlangt, gleich hohen ästhetischen Werth für uns heute, höheren aber gewinnt unter ihnen die germanische Kunst, sobald wir die Charaktere der Meister und das Verhältniß ihrer Arbeiten zu uns, zu dem Gefühle derer, die heute leben, in Betracht ziehen. Dies zu ermessen, hat das Skioptikon sich zu neuen Dienstleistungen dargeboten. Es zeigt uns die Persönlichkeit der Meister anders als wir sie früher zu verstehen vermochten. Zu Eröffnungen, welche dieses Lehrmittel betreffen, gehe ich im Folgenden über.

Das Skioptikon, als mechanisch wirkendes Mittel der Darstellung angehend, sei zuvörderst bemerkt, daß eins von den Vorurtheilen, von denen Manche sich nicht frei machen können, das ist, als habe der Universitätsbetrieb der neueren Kunstgeschichte sich auf die öffentlichen Kunstsammlungen zu basiren. Diese Fiktion wird mit Zähigkeit von denen zumeist aufrecht erhalten, welche niemals Universitätslehrer gewesen sind. Ein Museumsbeamter hat drucken lassen, es sei ja

das vornehmste Bestreben der Museen, den Universitätsgelehrten neues Material zu schaffen. Daraus wird gefolgert, Ausgaben für besondere Apparate zu Universitätsvorlesungen seien unnütz, die Professoren hätten sich an den Inhalt der Museen zu halten. Die Museen enthalten an Material, das sich direct für meine Vorlesungen verwerthen ließe, nur sehr wenig. Wer möchte den gelehrten Museumsbeamten, diesen meist sehr verdienten Männern, in ihren literarischen Bemühungen den Titel wissenschaftlicher Arbeiter abstreiten wollen? Wissenschaft ist höchster Ernst bei Betrachtung der Dinge, Zurückführung der Erscheinungen auf einfache bewegende Gedanken und Ueberzeugung vom alleinigen Werthe dieser so beschaffenen Betrachtung. Aus jeder Stellung heraus kann wissenschaftliche Arbeit geleistet werden. Ob Jemand, was er betreibt, wissenschaftlich betreibe, muß ihm sein Bewußtsein sagen. Für Universitätsvorlesungen der neueren Kunstgeschichte aber sind die Specialuntersuchungen mancher Vertreter der neueren Kunstgeschichte oft werthlos. Und ebenso dienen die meisten Stücke unserer Galerien den Zwecken eines Professors nicht, dessen Zuhörer weder professionelle Kunstkenner sind noch werden sollen. Kunstwerke, die man der Jugend erklärt, müssen einen besonders gearteten geistigen Inhalt haben.

Die unrichtige Meinung, daß die Gemäldesammlungen den eigentlichen Apparat für Universitätsvorlesungen über neuere Kunstgeschichte enthielten, schien in folgendem Raisonnement eine Bestätigung zu finden. Wie Gypssammlungen und was an echten Ueberbleibseln antiker Kunst auf Museen vorhanden ist, den Archäologen dienten, so hätten die Gypsabgüsse der neueren Sculpturen, die Gemälde und die Kupferstiche und Zeichnungen der modernen Maler den neueren Kunsthistorikern zu dienen. Was die Abgüsse anlangt, ist diese Ansicht zum Theil richtig, zum Theil auch was Kupferstiche und Handzeichnungen anbetrifft, soweit es sich um einsames Studium handelt: bei den Gemälden aber, die großen Auditorien zu zeigen sind, trifft es nicht zu. Die Hauptwerke der großen Maler befinden sich entweder in anderen Museen als im Berliner, oder, wo es sich um Fresken, die an Gebäuden festsitzen, handelt, überhaupt in keiner öffentlichen Sammlung. Auf diese Hauptwerke aber kommt es an. Unser Museum *kann* die Gemälde nicht bieten, deren ich für meine Studenten bedarf. Unsere Berliner Museen sind unschätzbar für geschulte Kunstfreunde und Forscher und bilden mit den an ihnen arbeitenden Beamten ein für das höhere Kunststudium unentbehrliches, großartiges, mit Recht bewundertes Institut. Derjenigen Kategorie von Anfängern aber, aus dem meine Zuhörerschaft sich zusammensetzt, bieten sie das nicht, worauf es ankommt. —

Es ist das Eigenthümliche des Skioptikons, die Werke, deren man bedarf, auf der erleuchteten Fläche erscheinen und wieder verschwinden zu lassen. In dieser glücklichen Art vor uns tretend, gestalten sie selbst sich wie zu neuen Schöpfungen, die, wenn gleichzeitig mündliche Erklärung hinzutritt, tief in das Gedächtniß der jungen Leute eindringen. Meine Erfahrungen erlauben mir, hiervon als von einer Thatsache zu sprechen. Man vergißt diese Lichtbilder so leicht nicht wieder. Ich hege die Hoffnung, daß, wo neuere Kunstgeschichte künftig gelehrt wird, dies ohne die Grundlage der Skioptikondarbietungen nicht mehr geschehen werde. Es sollten Skioptika nebst den dazu gehörigen Glasplatten zu-

nächst unseren Universitäten geliefert und diese Lieferung nicht als eine zu erringende außerordentliche Gunst, sondern als eine unentbehrliche Vermehrung des Lehrapparates angesehen werden, da ohne ihre Hülfe die richtigen vorbereitenden Vorlesungen nicht zu halten sind. Die Klage über mangelnde Theilnahme wird vielleicht aufhören und hier und da eine Auffrischung des wissenschaftlichen Betriebes der neueren Kunstgeschichte eintreten.

Das gegen diese neue Art Kunstgeschichte zu lehren Geäußerte wird nur von Denen vorgebracht, welche das Skioptikon nicht kennen und seine Wirkungen sich nicht vorzustellen vermögen. Ich sprach dieser Tage mit einem meiner früheren Schüler darüber, der nach Berlin gekommen war, um es kennen zu lernen. Er gestand mir, sich von den Erscheinungen, die es hervorruft, meinen bloßen Worten nach keine Vorstellung machen zu können. Er glaube dem zwar durchaus, was ich sagte, aber die Fähigkeit gehe ihm ab, feste Anschauungen damit zu verbinden. Er konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß Alles doch nur auf eine Spielerei hinauslaufe. Es ist begreiflich also, daß unter Denen, die diese Lichtbilder, oder Schattenbilder, nicht sahen, eine gewisse Gegnerschaft dagegen sich ausbildete. Behauptet wurde auch, daß Die, welche diese wunderbaren Bilder vor Augen hatten, unter dem Einflusse meiner Erklärungen mehr vielleicht zu sehen vermeinten, als sie thatsächlich sahen.

Das Skioptikon ist bei den Vorlesungen über Physik längst in unserer eigenen Universität widerspruchslos in Gebrauch; auch beim Zeichenunterricht im Gewerbemuseum soll es gebraucht werden. Es ist ein ebenso exactes Instrument wie das Mikroskop, das gleich ihm die Objecte in Vergrößerung zeigt. Ohne Zweifel ist im Skioptikon endlich das Hülfsmittel gefunden, welches ermöglicht, neuere Kunstgeschichte auch außerhalb der Universitäten zu lesen. Größere Kreise müssen ihm Belehrung verdanken. Uns heute liegt ob, bei Allem, was den Menschen fördert, das zustimmende Interesse des weitesten Publicums in den Dienst zu ziehen. So wenig Genossen der Gelehrte hat, der in der Stille seine Einsichten zu vergrößern sucht, so viele muß er haben, wenn es sich um daraus zu ziehende gemeinsame Vortheile der Menschheit handelt. Beweise für diesen Satz liefert jeder neue Tag. Die Ausstellung von Chicago wird mit ungeheuern Anstrengungen aufgerichtet, damit ohne Auswahl der Besucher Jeder die höchsten Proben menschlichen Fortschrittes vor Augen habe. Man gesteht Jedem heute das Recht der Kritik zu. Das allgemeine Stimmrecht erstreckt sich bereits auf Fragen geistiger Natur. Dieser Gedanke liegt dem heutigen Leben der Nationen zu Grunde. Wir sehen, mit welcher Kunst im deutschen Reichstage Männer höchsten Ranges sich bemühen, so sich auszusprechen, daß dem ganzen Volke ein Verständniß der Dinge aufgeht. Dem Professor, der über Geschichte an der Universität lehrt, liegt heute ob, das Allgemeine der vergangenen Ereignisse leicht und in Klarheit seinen Zuhörern zuzuführen. Keiner braucht zu wissen, mit wieviel Mühe diese zusammenfassenden Mittheilungen aufgebaut werden. Erst später darf den Vorgeschritteneren ein Blick in die Werkstatt des Geschichtsforschers erlaubt werden, während die vor der Zeit gleich in Einzelnheiten eindringende Kritik dem Anfänger leicht den Glauben einflößt, als beherrsche er, weil er an einer kleinen Stelle sich zurechtfindet, das Uebrige nicht minder, das stückweise in gleicher Art sich werde bewältigen lassen.

Erstes Erforderniß beim Beginne der höheren Studien ist, daß der Lernende mit dem Materiale bekannt sei oder gemacht werde, auf welchem die Lehre beruht. Für Philologie und Historie gilt dies im gleichen Maße. Literaturgeschichte, alte und neue, zu lehren, gibt es nur eine rationelle Art: die Kritik eines Werkes erst dann eintreten zu lassen, wenn der Zuhörer es in sich kennt. Das Werk ist ihm erst zu zeigen und dann erst kritisch zu erklären. Wenn hier ein sicherer Grund gelegt worden ist, darf auf Einzelnheiten eingegangen werden. Die bisherige Literaturgeschichte war philologischer Natur. Gervinus, der diesen Standpunkt zuerst verließ, wurde garstig herausgebissen. Heute drängt der geistige Genuß mit natürlicher Kraft sich wieder an die erste Stelle. Von ihm muß die Belehrung ausgehen. Das Sprachliche tritt später erst hinzu. Scherer war noch der Meinung, jeder Text, auch bei den neueren Dichtern, sei verderbt: ihn wiederherzustellen also die erste Arbeit; was die Wissenschaft hinterher dann noch zu leisten habe, werde sich finden. Heute urtheilen wir: ein literarisches Product ist zuerst seines Inhaltes wegen wichtig; erschwert sprachliche Verderbniß das Verständniß, so ist der Text in Ordnung zu bringen. Und so auch bei den Werken der bildenden Künste: die Frage ist zuerst zu erheben, wie das Kunstwerk aussehe, wie tief es durch seine Schönheit in uns eindringe, was es bedeute, dann erst, wie es technisch zu beurtheilen sei und unter welchen Umständen es entstand. Wie man zu dieser letzteren Kenntniß gelange, hat den Schluß der Belehrung zu bilden. Früher wurde davon ausgegangen.

I. Albrecht Dürer.

Meine Vorlesungen über die deutsche Kunstgeschichte begannen früher mit Ausbeutung einiger Stellen des Cäsar, Tacitus und Anderer, aus denen sich bei den Germanen auf etwas schließen ließ, das Malerei, Architektur und Sculptur genannt werden durfte. Die Gothen, Langobarden u. s. w. kamen dann in Betracht. Endlich die Franken und, als Gründer einer deutschen Gesammtexistenz, Karl. Von Rom aus betrachtet steht er wie der Letzte eines Jahrtausends, von uns aus wie der Erste da. Ich neige mich der letzteren Anschauung nicht zu. Nun folgte die Erörterung der karolingischen, ottonischen, salischen und früheren hohenstaufischen Zeiten, die unter romanischem und griechischem Einfluß standen.

Die ersten echten Bethätigungen deutscher Phantasiearbeit waren sprachlicher Art. Wie stark leuchtet aus dem Heliand deutsches Wesen hervor! Welcher großartige Versuch, Christus zu nationalisiren. Walthariuslied, Nibelungen und Gudrun lassen in eigene Welten hineinblicken, in das von christlichen Gedanken noch unberührte Deutschland der Rhein- und Donauländer und das der nördlichen Küsten. Sculpturen und Malereien, die diesen Gedichten die Wage hielten, hätten schon die Leistungen großer Künstler sein müssen; sie fehlen. —

Diese frühesten Schöpfungen der Sprache bilden bis zu den Gedichten Walther's von der Vogelweide und sammt ihnen so sehr eine Welt für sich, daß ich wagen durfte, die Dichtungen der Epoche unserer alten Kaiserzeit zu übergehen und gleich mit dem Manne zu beginnen, der als erster deutscher Maler aus dem Chaos des künstlerischen Lebens unserer Städte heraustritt. Selbst die Niederländer vor Dürer und die Kölner Meister ließ ich einstweilen unerwähnt.

Der ganze Weg bis zu Dürer, auf dem ich in früheren Semestern, langsam mich zu ihm durchwand, blieb diesmal unbetreten. Und bei Dürer selbst nun erlaubte das Skioptikon, gleich mit den besten Werken seiner Blüthezeit einzusetzen. So begannen meine Vorlesungen diesmal mit Bildern höchsten Ranges von Dürer's Hand.

Es handelt sich auch bei ihm um gute, bessere und beste Leistungen. Dürer war für seine Zeitgenossen nicht so sehr Maler, als Kupferstecher. Für uns ist er außerdem Schriftsteller, Architekt und auch Hervorbringer von allerlei Sachen der Sculptur. Vergleichen wir die für unser Museum kürzlich angekaufte Madonna, ein Tafelgemälde, mit den gleichzeitigen Zeichnungen, die Dürer ebenfalls in Venedig 1506 ausführte, so setzt uns ein Unterschied in Erstaunen: beim Gezeichneten flotte, frische Darstellung dessen, was der Tag gefällig bietet, dort Befangenheit, zum Theil ängstliche, ja gezierte Ausführung in Anlehnung an eine veraltete malerische Manier. Dürer's Zeichnungen aber dringen selbst heute, bei der Herrschaft der Photographie, nur in engere Kreise ein. Seine Gemälde sahen von jeher Wenige. Als Kupferstecher, dessen Blätter Handelswaare sind, galt er bei seinem Publicum. In diesem Sinne ward der Nachruf geschrieben, den Erasmus ihm widmete. Nun begann ich damit, ohne Einleitung dem Auditorium diejenigen Stiche vorzuführen, die Dürer's höchste Kraft zeigen. Zuerst ‚Ritter, Tod und Teufel', dessen viel verständlicherer Name ‚Der christliche Ritter' ist. Jedem, der Dürer kennt, muß dies Blatt vor Augen stehen, sobald sein Name genannt wird. Und doch, wer es in der kolossalen Größe, die das Skioptikon ihm verleiht, gesehen hat, wird den Stich von nun an nur für die verkleinerte Wiederholung eines in Dürer's Phantasie ursprünglich kolossal hausenden Gemäldes betrachten, welchem die wahre Größe zu verleihen zufällige Verhältnisse den Meister verhinderten. Wer Florenz kennt, wird sich des Reiterbildnisses des englischen Bandenführers Hawkwood erinnern, das im Inneren des Domes auf dessen Eingangswand gemalt wurde. Heute verblaßt, und auch an sich nicht die Arbeit einer bedeutenden Hand, hat das Gemälde seine Wirkung beinahe eingebüßt: vergessen aber wird es in seiner Größe Niemand, der es sah, so wenig wie die Reiterstatuen Gattamelata's in Padua und Colleoni's in Venedig. Diesen Statuen und jenem Wandgemälde ist etwas in ihrer mächtigen Erscheinung Liegendes mitgegeben, das uns nöthigt, uns ihrer zu erinnern. Mit diesen Werken der großen Kunst tritt Dürer's Christlicher Ritter, wenn das Skioptikon ihn in genauester Deutlichkeit auf die Wand malt, jetzt in die gleiche Kategorie. Darin freilich ihnen unterliegend, daß dieser Anblick nur ein Phantom ist; darin aber wieder sie übertreffend, daß der zu Grunde liegende Gedanke den Christlichen Ritter in ganz anderem Umfange zu einem historischen Denkmale macht. Dürer trug es lange in sich. Wir sehen, wie die viele Jahre vorher für dieses Blatt gezeichnete Skizze nach der Natur — die ich bei höchst lebendiger Wirkung meinen Zuhörern gleichfalls vorführte — durch die spätere Bekanntschaft mit Colleoni's Reiterstandbild, das Dürer in Venedig sah und ausmaß, gleichsam das Wesen einer Statue annimmt, so daß der Kupferstich den versteckten Versuch darbietet, eine Reiterstatue zu schaffen. Ich will hier nicht wiederholen, wie Dürer's Christlicher Ritter zum Symbol dessen sich gestaltet hat, was in den

ersten Anfängen der Reformation bei uns die Gemüther der Männer bewegte. Sein Anblick bot Gelegenheit, den Zuhörern, die mit diesem Werke in die Thätigkeit Dürer's eingeführt wurden, des Meisters Stellung zur Reformation klar zu machen. Welch ein Vortheil, Vorlesungen über deutsche Kunstgeschichte gleich in Verbindung mit der Reformation setzen zu dürfen, die das große Ereigniß der städtischen Entwicklung Deutschlands nach der Epoche der Kaiser war. Alle Kunst- und Culturgeschichte ist fruchtloser Ballast, wenn sie nicht an die bewegenden Gedanken der Zeit anknüpft. Dürer ist nicht einer von Denen, die irgendwie Führer sein wollten — seine Betheiligung an der religiösen Bewegung pflegt viel zu nervös geschildert zu werden —, aber er kämpft in den ersten Reihen mit. Es liegt nichts gewaltsam Herbeigeholtes darin, im Hinblick auf den Christlichen Ritter Dürer aus dem bloß beschränkten Dasein als Mitglied der historischen deutschen Künstlerreihe zum beglaubigten Theilnehmer an unserer allgemeinen Geistesentwicklung zu erheben. Dürer tritt sofort in freie historische Beleuchtung; die erste Bekanntschaft mit ihm zeigt ihn dem Studirenden als einen von unseren Männern, welche, mochten sie ihres speciellen Handwerks nun Fürsten, Soldaten, Dichter, Gelehrte oder nur Handwerker sein, die Leiter unserer Bewegungen gewesen sind. Dem bloßen Stiche gegenüber, auch wenn ich jedem Zuhörer einen Abzug des Blattes in die Hand gegeben hätte, wäre es nicht möglich gewesen, den jungen Männern Dürer so erscheinen zu lassen; vor dem vom Lichte des Skioptikon geschaffenen Wandgemälde dagegen empfinden sie, an was für Schultern Dürer's bildende Hände saßen, welche Gedanken seine hohe Stirne hegte, wie er über den beschränkten Kreis, den die Mauern seiner Vaterstadt um ihn zogen, hinausstrebte. An vielen Stellen seiner Thätigkeit tritt dieser Drang bei ihm hervor: wir brauchen ihn nicht erst zu beweisen, sondern fühlen ihn. Und darauf kommt es bei der der Jugend gewidmeten Unterweisung so sehr an: unmittelbar sich an die noch unverwirrte Empfindung wenden dürfen. Leugnen zu wollen, welche Dienste das vergrößernde Lichtbild hier leistet, wäre ebensoviel, als die Vortheile der mikroskopischen Vergrößerung aus dem Bereiche des naturwissenschaftlichen Studiums zu verbannen. Wie das Mikroskop dem Auge des Naturforschers die wahren Geheimnisse der Schöpfung erst aufzuschließen scheint, verräth das Skioptikon uns die Geheimnisse der schaffenden Phantasie, die in geringe Umrisse zuweilen zusammendrängen muß, was bei hoher Ausdehnung erst in seinen wahren Absichten sich offenbart.

Ich beschreibe den Eindruck nicht, den ferner nun die Melencholie, der h. Eustachius und die Studirstube des h. Hieronymus machen, in die letztere wir hineinblicken, als thäte sie leibhaftig sich vor uns auf und ließe echter Sonnenschein die Butzenscheiben des Fensters auf der Fensterlaibung widerspielen. Betrachtet man das Blatt selber nachher, so vermeint man auch hier ein in das Feinste zusammengezogenes Abbild des großen, wahrhaftigeren Anblickes vor sich zu haben, dessen Ausführung Dürer die Verhältnisse nicht gestatteten, denn wer verlangte solche Gemälde damals? Die Vergrößerung erscheint als das natürlich Maßgebende. Dürer selbst, meine ich, müßte dem Lichtbilde seines eigenen Werkes gegenüber so geurtheilt haben. All' die zarten Einritzungen in die Kupferplatte, mit denen er z. B. die ausgestreckte Tatze des vorn liegenden Löwen zeichnete, erheben sich zu mächtigen Strichen, als stehe eine mit gewaltigen

festen Kohlenstücken sicher hingeschriebene Zeichnung auf der Wand. Ich hatte einem mir befreundeten Berliner Künstler, einem unserer ersten Maler, unter anderen Darstellungen des Skioptikons auch den Hieronymus vorgeführt. Er war ganz nahe an die beleuchtete Wand herangetreten, um deutlicher zu sehen, mit welcher Schärfe die Vergrößerung erfolge. Ich begegnete ihm neulich wieder und fragte nach dem Eindrucke, der von der ganzen Schaustellung ihm zurückgeblieben sei. Es stehe ihm immer noch die gewaltige Löwentatze vor Augen, sagte er.

Ich gehe auf die beiden anderen der vier so zum Anfang vorgeführten Stiche hier nicht ein: genug, in diesen zu kolossalen Anschauungen erhobenen einfachen Arbeiten des Dürer'schen Grabstichels ward dem studirenden Anfänger die geistige höchste Höhe unseres größten Malers in die Seele geprägt. Vom Gipfel dieser Leistungen aus betrachtet, dehnen sich nach zwei Seiten nun in doppeltem Ausblicke die Schöpfungen Dürer's aus, welche vorher und nachher entstanden sind. Zwei natürliche Hälften, jede ihrer besonderen Charakterisirung bedürftig, so leicht aber mit Hülfe des Skioptikons in einer Auswahl zu übersehen, daß von der Kindheit bis zum Lebensabschluß Dürer's Thätigkeit und Lebensstellung des Meisters sich klar vor uns ausbreiten.

Zuerst die Jugend. Ich zeige die kleine Reihe der eigenen Bildnisse bis zu dem von 1500, auf der Münchener Pinakothek. Besonders inhaltsreich erscheint das jetzt in Leipzig befindliche Jugendbild. Dürer hält eine Distelpflanze mit beiden Händen fest, wodurch eine äußerst lebendige Fingerstellung hervorgebracht wird. Sein Antlitz erinnert noch an seine Kindheit. Wir vermeinen das Träumerische seines Wesens zu erkennen. Wir glauben der Empfindung Recht geben zu dürfen, daß dieser Künstler keinen Lehrmeister haben konnte, sondern daß die Vorsehung ihn von Eindruck zu Eindruck führend von Fortschritt zu Fortschritt leitete. Seine ganze Laufbahn bestätigt dies. Ein gewisses nachtwandlerisches Weiterschreiten. Sein erstes großes Werk, das ins Publikum drang, die Illustrationen zur Offenbarung Johannis, zeigen den überquellenden Reichthum seiner Phantasie. Daß die apokalyptischen Visionen in meinen Vergrößerungen ihr natürliches Format erst erlangt zu haben schienen, verstand sich fast von selbst; wie sehr aber auch das Leben der Maria, das wie eine liebliche Melodienfolge klingt, als ich die Flucht nach Aegypten und die Zimmerwerkstätte, die Joseph dort aufschlug, in Form großer Wandzeichnungen zeigte, sich vor unserem Auge erst als das entfaltete, was es hatte sein sollen, war erstaunlich. Diese freundlichen Zeichnungen, deren ganze Reihe man als ein leichtes, leicht zu durchblätterndes Buch in der Hand hält, blühen mittelst des Skioptikons einzeln nun zu einer Reihe monumentaler Bilder vor uns auf, deren Striche wiederum jetzt erst den wahren Raum gewinnen, um zur Geltung zu gelangen. Ich muß immer wieder auf diese Erfahrung zurückkommen: die plötzlich eintretende Erhebung ins Große, dieses Sichauseinanderdehnen, diese sich erneuernde Schöpfung des Anblickes erweckt das seltsame Gefühl, als seien Dürer's weite lichte Bilder Jahrhunderte lang wie im Gefängniß gehalten worden, bis sie heute endlich wie befreit als das hervortreten, was sie sind.

Die höchste Leistung Dürer's als Malers, ist für die erste Hälfte seines Lebens die Anbetung der Dreifaltigkeit, heute in Wien. Ich vergrößerte nicht eine Photographie des Gemäldes, sondern den Stich. Ich wiederhole hier, daß das Skioptikon glänzende Rechtfertigungen für die Kunst des Kupferstechers bietet, dessen Amt es ist, auch die Wirkung der Farbe durch farblose Strichlagen auszudrücken, so daß die modernen Stiche classischer Gemälde von Wichtigkeit für mich sind. Photographien von Gemälden als Unterlage von Glasplatten zum Skioptikon bringen nie das hervor, was gute Kupferstiche oder Radirungen liefern. Daß bei der Anbetung der Dreifaltigkeit das Skioptikon hier das eigentliche Maß der Composition vor uns entfalte, konnte dem herrlichen Anblicke gegenüber nicht zweifelhaft sein. Schon vor langen Jahren hatte ich dieses Gemälde das deutsche Pendant der zur gleichen Zeit entstandenen Disputa Raphael's genannt; in der der Composition angeborenen Vergrößerung nimmt Dürer's Anbetung der Dreifaltigkeit ohne Weiteres diesen Rang für sich in Anspruch. Deutsche und italienische Verkörperung desselben idealen Gedankens läßt sich schöner nicht zeigen. Wer hätte früher an die ernsthafte Aufstellung einer Concurrenz beider Meister gerade hier denken dürfen? — immer, bei aller Verwandtschaft, blieb das die volle Wand der Camera della Segnatura einnehmende Werk Raphael's der so geringen Umfang beanspruchenden Gestaltenzusammenstellung Dürer's schon durch die äußere Wirkung überlegen. Diesen Unterschied nun sehen wir aufgehoben. Die Meister stehen neben einander bei gleicher Schulterhöhe. Es war eine neue Erfahrung für mich, so, indem Dürer's Werke in reinster Art sich vergrößerten und vereinfachten, den deutschen Meister höhere Gestalt annehmen zu sehen. Er stand wie Jemand vor uns, der erlöst war. Bei manchem Manne ist beobachtet worden, wie ihm lange Jahre hindurch, durch stillen Neid, oder offene Mißgunst, oder widrige Verkettungen von Umständen, oder auch durch äußerliche Zufälligkeiten die Stellung vorenthalten wird, die ihm gebührt, bis ein leiser Athemzug des Schicksals zuweilen diese Hindernisse hinwegbläst: so erschien mir Dürer bei der Anbetung der Dreifaltigkeit als der Schöpfer eines Werkes, das, in großartige Verhältnisse übersetzt, sich zu einer hoheitvolleren Erscheinung ausdehnt, als es früher war. Dessen Meister an dieser Stelle nun erst der Ruhm zu Theil wird, der ihm bis dahin fehlte und in dem er, von engen Verhältnissen sein Lebelang umfangen, nun vor mir stand.

Wie treu und unschuldig hat Dürer in seinen Werken sein Jahrhundert geschildert, die erwartungsvolle Zeit, in die seine Lebensjahre fielen! Neben Luther und Hutten wird er in seiner bescheidenen Größe voll sichtbar. Einer der Offenbarer des deutschen Geistes. In gleich überraschender Weise zeigte ein anderes Oelgemälde, eines der kleinsten dem Formate nach, Dürer's geistige Kraft: der gekreuzigte Christus der Dresdner Galerie, den ich aus einem fast miniaturhaften Größenverhältnisse zu übermenschlicher Höhe anwachsen ließ.

Von den vier Passionen, die wir von Dürer haben, erscheint, in vergrößerndes Licht versetzt, die letzte, die „kleine Holzschnittpassion" als die der Conception nach bedeutendste. In ihr erhebt Dürer sich am natürlichsten zu dramatischem Scenenbau. Ich war im Stande, Raphael's Kreuztragung (Spasimo) neben

der seinigen so zu zeigen, daß sie sich vergleichen ließen. Der Unterschied war wieder ein tiefgreifender, nationaler. Dürer's kleines Holzschnittbild, keine Hand groß, mußte in der gewaltsamen Vergrößerung nothwendiger Weise zu etwas werden, das nur in schwerfälligen Licht- und Schattenflecken sich darbietet. Neben Raphael's Werke aber wird klar, daß dieser, der Dürer's Blätter kannte, ihm die Anordnung seiner Tafel verdankte.

Meine Absicht kann nicht sein, Dürer's Entwicklungsgeschichte hier zu geben, sondern ich habe nur zu zeigen, wie mittelst des vergrößernden Lichtscheines eine Auswahl derjenigen unter seinen Werken sich nun vollzieht, die auf diesem Wege zu den wirklichen Repräsentanten seiner Phantasiearbeit werden und eine Vorbereitung zum weiteren Studium all' dessen bilden, was er geleistet hat. Sie lassen die Abgeschiedenheit erkennen, in der er mit sich allein lebte. Bei allen großen Meistern, einerlei in welcher Richtung sie ihre Kraft bethätigten, findet sich dieses einsame Zuhausesein im eignen Selbst, tritt bei Jedem aber in besonderer Bethätigung auf. Vergraben in seine Arbeitsstube, sein Atelier, ist Jeder; aber es scheint, als ob denn doch wieder größere oder geringere Stille um sie herrsche. Tizian und Rubens bekunden die mindere Tiefe ihrer Empfindung dadurch, daß ihre Gemälde den Eindruck machen, als seien sie mitten in dem dicht sie umrauschenden Lebensstrom der Menschen entstanden, die sogar ganz nahe herantretend die Staffelei umdrängten und durch deren Gespräch und Kommen und Gehen sich die Meister, selbst daran theilnehmend, nicht stören ließen. Raphael und Michelangelo scheint nur völlige Abgeschlossenheit die Arbeit gestattet zu haben. Bei Dürer aber ist es, als ob es in seiner Macht gelegen habe, überall, wo er auch war, Einsamkeit um sich zu verbreiten, eine Art von Zauberkreis, der Lärm in Stille verkehrte. Sein heiliger Hieronymus umgibt uns selber mit der tiefen Ruhe, die ihn umspinnt und innerhalb deren der Löwe und der zusammengekauerte Dachshund in Schlaf versinken. Ueber das Traumhafte der Phantasie Dürer's habe ich an andrer Stelle vor langen Jahren schon gesprochen und lese heute die Bemerkungen Späterer darüber.

Wir spüren, wie durch die Bekanntschaft mit Kaiser Max und dessen Leuten etwas Weltläufigeres in Dürer's Wesen kam. Dies sind die Jahre eben, in denen der christliche Ritter und die anderen besten Stiche entstanden. Der Aufenthalt in Augsburg, wo Dürer 1518 den Reichstag besuchte, und die Fahrt nach den Niederlanden vollendeten diese Veränderung. Ein monumentales Element wird in seinen Arbeiten mächtig, das der Vergrößerung weniger bedarf. Wo wir sie trotzdem eintreten lassen, wirkt sie nun leicht zu stark. Das vergrößerte Porträt Holzschuher's hat, so gewaltig der Anblick wirkt, etwas Uebermäßiges. Bei den meisten Arbeiten aus dieser Zeit ist der Versuch, ein vergrößerndes Bild auf die Wand zu werfen, überhaupt aber noch nicht gemacht worden.

Wie stehen wir heute zu Dürer? Darauf kommt es mir in meinen Vorlesungen an.

Die alte Frage „was ist mir Hecuba?" wird unaufhörlich im Stillen allen Gestalten gegenüber gestellt, die aus dem Bereiche der Vergangenheit sich mit dem Anspruche erheben, geehrt oder doch beachtet zu werden. Was leisten soviel längst verschwundene Menschen uns heute noch, daß sie immer wieder frische Lor-

beeren für sich zu begehren und daß sie zu verlangen scheinen, ihr Name müsse genannt werden als lebten sie noch? Was war uns Dürer vor fünfzig Jahren neben anderen Künstlern, als ihm damals, 1828, ein Denkmal errichtet wurde? Ist er es uns heute noch? Warum kümmern wir uns stets noch darum, was sogar sein Vater und seine Mutter waren und wie sie aussahen? Bei vielen solcher in unsere Geschichte eingewurzelter Namen könnte der Gedanke kommen, sie würden nur aus alter Gewohnheit wiederholt. Immer aber wieder werden große Prüfungen angestellt, und das historisch Abgethane und Unbrauchbare bei Seite gekehrt, aber auch Vergessenes wieder neu herausgesucht. Dürer hat sich durch die Jahrhunderte hindurch frisch gehalten. Seine Werke waren immer Kostbarkeiten. Und so auch heute. Wer über Dürer jungen Leuten zu sprechen hat, steht nicht einer innerhalb der Vergangenheit erst künstlich zu beleuchtenden Gestalt gegenüber, sondern einer vom Tageslicht umgebenen Persönlichkeit, deren Bekanntschaft uns mit Freude erfüllt. Aufzählungen der Werke vom ersten bis zum letzten vermitteln sie nicht, die Aufgabe ist eine schönere, allgemeinere: den Studirenden können Dürer's Werke ersten Ranges in ihrem Verhältnisse zur geistigen Entwickelung des Volkes gezeigt und erklärt werden, mit Zuhülfenahme eines Mittels, das uns zu einer neuen Art von Betrachtung gelangen läßt, die ein neues historisches Verfahren möglich macht. Ich begann, wenn ich in früheren Zeiten Dürer behandelte, mit der Dürerliteratur; theilte die Thätigkeit des Meisters dann in eine Reihe sogenannter Epochen; innerhalb dieser wurden dann Gemälde, Stiche, Holzschnitte und Zeichnungen wiederum schematisch getrennt behandelt; mit Dürer's schriftstellerischen Arbeiten wurde abgeschlossen. Die Lage der Dinge nöthigte mich, so zu verfahren. Die Studirenden, die nichts Bildliches vor Augen hatten, würden nichts Rechtes zu lernen vermeint haben, wenn ich im Sinne der höheren Geschichtsanschauung Dürer innerhalb seiner Zeit als geistige Macht hingestellt hätte. Dies zu thun, mußte ich nebenherlaufender Schriftstellerei aufsparen, allerlei literarische Aeußerungen, die meinen Zuhörern später vielleicht einmal zu Gesichte kamen. Die Möglichkeit, welche heute das Skioptikon bietet, die Werke gleichzeitig zu zeigen, über die man sprach, fehlte damals und machte diese rohe Auseinanderzerrung des Stoffes nothwendig. Ueber Dürer heute noch in diesem Sinne Anfangcollegia zu lesen, verbietet sich von selbst. Fortgeschritteneren kann man ihn eingehend erklären und an einzelne seiner Werke sich heftende Streitigkeiten auf das gründlichste, peinlichste erörtern; immer aber nur dann, wenn eine Würdigung des Meisters von höheren historischen Gesichtspunkten aus vorausgegangen ist. Dies muß die heutige akademische Behandlung der neueren Kunstgeschichte sein.

Ihr Einfluß auf lernende junge Männer gewinnt hierbei auf ganz natürlichem Wege eine Verbreiterung, an die früher nicht zu denken war. Kaum wäre früher z. B. angezeigt gewesen, bei Dürer auf Hans Sachs zu kommen? Eine Berührung beider Männer zeigt sich nirgends, von denen Sachs der bei weitem jüngere, auch der geistig tieferstehende war. Dennoch leitet ein Beiden Gemeinsames zum Vergleiche: in beiden begegnen wir demselben Reichthume an sich fortspinnender phantastischer Bildnerei. Man vergleiche Dürer's Randzeichnungen zum Gebetbuche des Kaisers Max (auch sie durch das Skioptikon gleichsam zu

Wandmalereien erhoben), die als deutscher Gegensatz zu den Arabesken Raphael's in den Loggien dastehen. Bei Dürer und Sachs das gleiche Beruhen auf dem Bürgerlichen. Das gleiche Hervorheben des Gesundnatürlichen. Auch Luther beruhte auf diesen Elementen, die den Durchschnitt des soliden deutschen Wesens repräsentiren, aus dem die Anfänge der Reformation sich entwickelten. Auch aus diesem Grunde mache ich jetzt bei meinen Vorlesungen den Anfang mit den obengenannten vier Kupferstichen, die Dürer's Blüthe bezeichnen, und die etwas an sich haben, was an Hans Sachs und Luther gleichmäßig erinnert. Dergleichen Gesichtspunkte unserer Jugend einzuprägen, ist von Wichtigkeit. Freilich kann der Zweck solcher Vorlesungen nicht sein, künftige Museumsbeamte auszubilden. Auch nicht, Kunstkenner vorzubereiten. Ueberhaupt nicht die Uebertragung von Kenntnissen bezwecken, die später einmal handgreiflichen Nutzen haben oder in Prüfungen abgefragt werden können. (Kunsthistorische Prüfungen könnten eigentlich nur mit gereiften Männern vorgenommen werden.) Etwas Höheres soll gelehrt werden.

Der Nutzen der deutschen Geschichte kann nicht bloß darin liegen, daß wir, soweit wir die Vergangenheit besser kennen lernen, uns innerhalb der Gegenwart vortheilhafter zurechtfinden. Diese Meinung vom „Nutzen" der Geschichte hat bis zum Jahre 1870 ihre Wahrheit gehabt: die deutsche Geschichte zeigte, daß unsere Uneinigkeit die große Quelle unserer Leiden sei, und dies mag auch unsere Zeit wieder sich gesagt sein lassen. Viel schöner aber ist doch die Lehre, daß in allen Zeiten die geistige Arbeit großer Denker uns über unsere traurigen Schicksale erhob. Am schönsten aber der Einblick in unser deutsches Wesen im Großen und Ganzen, den unsere Geschichte gewährt, der Zug von Redlichkeit und Treue, der es durchzieht. Falsch aber wäre die Ansicht, als könnten alte Conjuncturen wiederkehren und Geschichtsstudium uns lehren, wie man sich besser vor früher begangenen Fehlern zu hüten habe. Der einzelne Fall ist immer bedingt und lehrt nichts. Gerade für unsere Zeit würde das Geschichtsstudium dann eher Nachtheile bieten, weil es zu der Annahme führen könnte, es stehe bei uns heute noch so wie vor etwa fünfzig Jahren, was gewiß nicht zutrifft. Neue Aufgaben stehen uns heute bevor, wie sie uns nie geboten wurden. Der Hauptvortheil unserer Geschichte ist das Sichversenken in die früheren Jahrhunderte als etwas innerlich Erfrischendes, wie es das Zurückgehen in die eigene Familie für den Einzelnen hat.

Unsere Phantasieschöpfungen leisten dasselbe für uns heute, was vor tausend und doppelt soviel Jahren das Singen und Sagen von den Thaten der Vorfahren that. Man will nicht lernen, man will sich begeistern. Damals wurde von Armin gesungen, hundert Jahre nach seinem Tode. Das gleiche Gefühl flößt Goethe's Götz und Schiller's Wallenstein mir ein. Eine seltsame Musik, wenn die Schicksale des deutschen Volkes uns so durch die Phantasie rollen. Dies macht mir Lamprecht's deutsche Geschichte so werth, deren dritten Theil ich jetzt lese: wie er das Hin- und Herwogen der deutschen Völkerschaften im eigenen Vaterlande schildert. Das tönt aus Jacob Grimm's Schriften heraus. Das Begeisternde seiner Gedanken von denen mißverstanden zu sehen, die ihn seiner Zeit verleugneten, ist heute kaum begreiflich. Das ist auch der Gewinn aus Dürer's Stichen und Zeichnungen, in denen er heilige und irdische Geschichte und Legenden im Anblick seines eigenen Daseins uns zeigt und uns im wachen Traume in jene

Zeiten der Hoffnung und des Selbstvertrauens versetzt, in denen Luther noch jung war. Ich glaube es meinen Zuhörern an den Blicken abzusehen, wie sie von diesen leuchtenden Bildern ergriffen und erfreut sind. Diese Seite der Sache ist die wichtigste bei den Vorlesungen. Hernach erst mögen die Einzelnen dann auf den Museen die Fülle der Gemälde und anderen Kunstwerke betrachten, die um Dürer herum und vor und nach ihm von der Hand vorzüglicher Meister entstanden sind, und die Sorgfalt bewundern, mit der diese Dinge damals vollendet wurden. Kunstwerke höheren Ranges (wie die in unseren Museen befindlichen Stücke sämmtlich sind), lassen sich bei einmaliger gesellschaftlicher, zeitbegrenzter Betrachtung aber nicht genügend kennen lernen. Es bedarf hierzu der Ruhe, wiederholter Anschauung und einer gewissen bereits in uns bestehenden Ueberzeugung vom Werthe der Werke. Dafür zumal ist günstige, unbeeinträchtigte Einsamkeit nöthig. Sei hier erwähnt, daß man auf dem königlichen Museum, gelegentlich der Ausstellung der neu angekauften Madonna Dürer's, in einem besonderen Raume eine Ausstellung sämmtlicher in unserem Besitze befindlichen Gemälde, Stiche und Zeichnungen Dürer's veranstaltet hat. Diese Ausstellung sollte in noch ausgedehnterem Maße zu einer dauernden gemacht werden. Die Theilnahme, welche sie erregte, zeigt, wie sehr unserem Volke der vaterländische Meister verständlich sei. Außerdem muß die übermüdend zusammengedrängte Masse unserer deutschen Kunstwerke in lichterer Weise geordnet, und in Katalogen, die nicht bloß für Kunstkenner verfaßt sind, erklärt werden, um dem Volke zu dann viel fruchtbarerem Studium noch offenzustehen.

II. Holbein.

Eine Versammlung junger Männer in das richtige Verhältniß zu Dürer zu setzen, ist nicht schwer. Dürer ist durchaus vaterländisch. Er steckt ganz in seiner Zeit drin. Man schöpft bei der Vorführung von Werken seiner Hand aus dem Vollen. Die Darlegung seiner künstlerischen Entwicklung kann von vielen Seiten angefaßt werden. Seine Person umwebt ein Element von Güte, Wahrhaftigkeit und männlicher Kraft. Er lebte in kleinen Verhältnissen, stand aber aufrecht, adlig und fest in ihnen.

Holbein bietet keinen dieser Vortheile. Er zählt zu den Malern ersten Ranges; zu einem historischen Charakter aber, der in vielfacher Beleuchtung stets dieselben Umrisse zeigt, hat er es nicht gebracht. Er hat persönlich etwas Ungreifbares, als sähen wir ihn nicht selbst, sondern nur sein Bild im Spiegel. Er bewegt die Lippen, scheint es, aber redet nicht. Wir haben (in Basel) sein Porträt, das er selbst zeichnete, ein Abbild lebendigsten Eindruckes, das uns anzureden scheint. Was aber könnte es sagen? Wir erwarten nichts von der Bekanntschaft mit diesem Manne. Wie viel beredter sehen Dürer's schweigende eigengemalte Bildnisse uns an. Doch wir sollen nicht voreilig urtheilen. Was wir von Holbein's Person wissen, klingt ungünstig: aus wie trüben Quellen aber fließen die Nachrichten über das Privatleben eines großen Mannes oft zusammen! Haltlose Vermuthungen, die die Biographen daraus ziehen, verstärken dann ihre Unerquicklichkeit. Holbein's bürgerliches Leben hat vielleicht nur

scheinbar soviel Verwirrtes gehabt. Nirgends freilich ist er zu Hause. Es sind bei seinen Schicksalen, wie bei Lionardo da Vinci, böse Zufälle im Spiele gewesen.

Nur einem Zufall beinahe verdankt Lionardo, daß wir ihn besser kennen. Lionardo's Abendmahl hat, schon als es längst zerstört war, zufällig zuerst in Morghen, dann in Stang Kupferstecher gefunden, welche es zweimal, jeder in seiner Weise, wie aus dem Nichts herausgeholt und wie ein frisches Werk der Welt gezeigt haben. Dieses großartigste Gemälde der neueren Kunst, stellt uns zu Lionardo in ein festes Verhältniß aufblickender Verehrung. Wir machen es zur Mitte unserer Betrachtung, von der wir ausgehen, und gewinnen mit Hülfe seiner übrigen erhaltenen Arbeiten den Punkt, von dem aus seinem Schöpfer welthistorisch sein Rang angewiesen worden ist.

Bei Holbein sind wir schlimmer dran. Die Mitte seiner Entwicklung fehlt. Verderbniß der Arbeiten und Vergessenheit seines persönlichen Daseins, haben ein Dämmerlicht über ihn verbreitet. Es gibt keine Briefe von seiner Hand, keine Notizen, es sei denn, daß er einmal mit ein paar Worten die Farben des zukünftigen Bildes auf seinen Skizzen notirte, keine Berichte über ihn, die ihn in menschlicher Weise uns näher brächten: wir haben nichts vor Augen als den in seinen Gemälden sichtbaren Kunstverstand. Es liegt etwas künstlerisch Uebermächtiges in seiner Natur. Die feinste Empfindung, gepaart mit wissenschaftlicher Kühle. Eine vollendete Natur, seiner Zeit voraus durch internationale Gleichgültigkeit, die zuweilen ein Zeichen des Schweizers ist. Holbein stand nirgends auf festem Boden, sondern taucht bald hier, bald dort auf. Er hatte keine Vaterstadt, die ihn hegte, keine Freunde, die ihn umgaben und betrauerten, keinen Tod im Vaterlande, der sein Gedächtniß besiegelte. Seine Frau und Kinder ließ er unversorgt zurück, als er von Basel fortging. Neben ihm erblicken wir dort nur die Gestalt des Erasmus, der ebenso vaterlandslos und unstät war. Bloß kunsthistorisch läßt sich ein solcher Meister nun wohl construiren, von den ersten Arbeiten an, bei denen der Einfluß der mit gewaltsamen Mitteln arbeitenden Augsburger Schule hervortritt, bis zu den letzten, wo die kühlen, feinen Niederländer seine Meister wurden. Welthistorisch aber, wie Dürer, ist Holbein schwer zu fassen, und dies ist bei den allgemeinen Vorlesungen über nationale Phantasiearbeit doch die Aufgabe. Woltmann, der Holbein's Biograph war und dessen Buch (mag seine Entstehung gewesen sein, welche sie wolle) dauernd geschätzt werden wird, bringt es zu keinem einheitlichen Bilde seines Helden. Die Blüthe seiner Jugendthätigkeit, die Gemälde im Rathhause zu Basel, sind verschwunden; die seiner späteren Jahre, die Gemälde im Stahlhofe zu London, nicht minder. Die große Menge der Arbeiten Holbein's, die wir besitzen, gewähren kein Bild seines geistigen Fortschrittes. Es schien mir, um den jungen Männern den ersten entscheidenden Anblick Holbein's zu geben, kein anderes Mittel, als auf einen seltsamen Zwiespalt in Holbein's Natur scharf hinzuweisen und die zwei Werke vorzuführen, die sie am ausgezeichnetsten darlegen: der verwesende Christus, im Grabe lang ausgestreckt, und die Dresdner (Darmstädter) Maria, umgeben von der sie anbetenden Familie Meyer. Dort wird eine grausame Nachahmung der todten Natur, hier die freundlichste Verklärung des vollen Lebens uns vor die Blicke gebracht.

Alle Producte Holbein's fallen in diese beiden Richtungen, und der Doppelinhalt seines Wesens tritt in ihnen als das Entscheidende hervor. Hierin zugleich erscheint er Dürer gegenüber in auffallender Weise modern, und das Interesse gerade unserer Zeit an Holbein wird verständlich. Das Skioptikon läßt den verwesenden Christus in schauderhafter Uebergröße vor uns treten. Das Bezeichnende der Darstellung tritt darin hervor, daß Christus den Evangelien nach nur kurze Zeit im Grabe lag, so daß dieser Anblick eines sich zersetzenden Leibes eine Unmöglichkeit wäre. Ohne Noth ist das Erschreckende hier herangezogen worden. Das Werk hinterläßt eine Erinnerung, die Holbein uns heute in erster Linie als erbarmungslosen Realisten erscheinen läßt, mag die Madonna ihn noch so sehr als Maler der zartesten mütterlichen Frauenschönheit erscheinen lassen. Diesen Eindruck verstärkt der Umstand, daß die Vergrößerung des Skioptikons der Madonna so wenig zu Gute kommt, als den Madonnen Raphael's. Weder Stiche noch Photographien lassen bei diesen den Reiz hervortreten, der ihre intime Schönheit hervorbringt. Für Holbein's realistische Werke dagegen leistet das Skioptikon wunderbare Dienste. Wie es bei Dürer das Marienleben als das maßgebende, inhaltreichste Werk der jüngeren Jahre erscheinen läßt, so erhebt es Holbein's in bloßen Federzeichnungen erhaltene Passion zum großartigsten Werke seiner Jugend. In Holbein's eigener Zeit war sie kaum bekannt, heute bietet sie eine Reihe gewaltiger Gestaltungen, deren monumentale Größe ihrem geistigen Inhalte entspricht.

Das Entscheidende für den Gang der Phantasiearbeit der modernen Völker ist der Inhalt der Evangelien: die Geschichte eines Mannes, der nicht für seine Familie oder sein Volk, sondern für alle Menschen um ihn, vor ihm und nach ihm gestorben ist und der eine geistige Gesellschaft gründete, die im zartesten, intimsten Gefühl seiner alles Erschütternde und alles Beruhigende umschließenden Persönlichkeit heute die Welt beherrscht. Was die sogenannte antike Welt Großes hervorbrachte, nimmt Christi Erlebnissen und Aussprüchen gegenüber den Schein provinzialer, unwichtiger Nebenereignisse an. Die moderne Geschichte ist das Resultat unserer Beobachtungen der Art, wie seit Christi Tode die Völker von Jahrhundert zu Jahrhundert sich zu ihm und seiner Lehre stellten. Dies der Grund, weshalb die römische Geschichte mit Cäsar aufhört, weil Augustus' Principat nicht so sehr den Anfang des römischen Kaiserthums, als zeitlich den Beginn der modernen Geschichte im christlichen Sinne bezeichnet. Die römischen Großthaten unter den Kaisern, diese politische Uebergewalt des römischen Beamtenkörpers und der Armee sind gleichgültig neben dem Emporsteigen des christlichen Gedankens. Augustinus' Selbstbiographie, reich an innerem Leben, wenn auch nur roh zusammengeschriebene Erinnerungen, überbietet Tacitus', von Linie zu Linie zu neuer Bewunderung der Kunst dieses mit Worten Bilder schaffenden Autors herausfordernde Schriften. Die römische Entwicklung unter dem Imperium ist todt und wird mit jedem Jahrhundert abgethaner, steigt majestätischen Schrittes von Stufe zu Stufe tiefer. Das ist es, was sie von der griechischen unterscheidet, die bis zu Christus hin von Stufe zu Stufe höher steigt, denn das Evangelium des Johannes ist für mich die letzte Blüthe griechischer Literatur.

Verfolgen wir nun im Phantasieleben der neueren Völker das Abbild der Gedanken, mit denen man Christus immer neu zu gestalten suchte. Bei Waltharius, Gudrun und den Nibelungen liegt darin das heute empfundene Vergängliche, daß sie zwar in hohem Grade national sind, des versöhnenden Elementes aber entbehren, das durch das Christenthum in unser Leben hineindrang. Diese Dichtungen bleiben herrliche Monumente einer Zeit der Dämmerung. Die wahren Versuche, Christus bildlich zu gestalten, beginnen erst mit dem Aufkommen des bürgerlichen Lebens in den europäischen Städten. Welchen Gang diese Gestaltungen in Florenz nahmen, habe ich im Leben Raphael's dargelegt: der Vergleich zu denen des Quattrocento in den deutschen Städten zeigt ein auffallendes Gegenbild. Es ist eine schöne Aufgabe, diese Wandlungen innerhalb der einzelnen Schulen genauer zu verfolgen. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, wie Dürer im Sinne der Reformation seine Christusbilder um- und umgestaltete, und wie Holbein, im Sinne der Auffassung des historisch denkenden Erasmus einen anderen Weg zu gehen versuchte. Darin liegt das Entscheidende. Holbein las die Evangelien mit dem Blicke des kritischen Historikers, den Erasmus ihm aufgethan. Der Verkehr mit Erasmus erklärt zum Theil Holbein's Charakter. Das Mitleidslose des großen Gelehrten, die geistreiche Kälte, die Luther dem Erasmus so verdachte, entsprach Holbein's innerer Anlage. Auch er erkannte die der Menschheit innewohnende Grausamkeit und Härte und verhöhnte sie mit Carricaturen, die Niemand für die Zeichnungen eines jungen Menschen halten würde. Holbein stand bei seiner eben genannten Passion unter dem Einflusse der kleinen Holzschnittpassion Dürer's; wie milde aber läßt Dürer die furchtbaren Leidensscenen ins Märchenhafte spielen, während Holbein bei jedem Strich uns zum Gefühl zwingen möchte, daß es scharfe Wirklichkeit sei, die er uns vorführt. Das Skioptikon, indem es diese Scenen mit monumentaler Wirkung begabt, läßt sie fast wie etwas Böses ins Gedächtniß eindringen, dessen man sich erwehren möchte.

Recht bezeichnend für den Charakter beider Meister ist, wie sie sich in die Illustration der Bibel theilen. Für Holbein ist das alte Testament das günstigere Arbeitsfeld. Seine Federzeichnungen zu den zerstörten Wandgemälden des Baseler Rathhauses gehören hierher: sie sind von großartiger Energie erfüllt. Bei der Weltschöpfung, welche die Einleitung zum Todtentanze bildet, läßt er Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben werden und hernach bei der Arbeit sitzen: in der natürlichen Darstellung dieser Scenen übertrifft er, unserer heutigen Empfindung nach, Dürer; die Offenbarung Johannis dagegen hätte er nie wie Dürer uns vor die Augen zu bringen vermocht. Offenbar ist ja, daß Cranach's Illustrationen der Apokalypse für Luther's Bibel nur Umarbeitungen der Arbeit Dürer's sind. Wiederum hätte Dürer niemals den Todtentanz Holbein's hervorgebracht, der eine völlige Darstellung der eigenen Zeit enthält. Ich habe versucht, Holbein's Todtentanz in Lichtbildern auf die Wand zu bringen. Diese Holzschnitte sind so winzig, daß jeder andere Versuch, sie einer auch nur geringen Anzahl von Zuhörern zugleich zu erklären, bisher mißlang: nicht einmal, wenn man jedem Einzelnen ein eigenes Exemplar in die Hände gegeben hätte. Die

Figuren erschienen auf der Wand in halber Lebensgröße etwa. Ich will sie künftig in noch geringerem Maße zur Ansicht bringen. Die Feinheit der Umrisse verliert bei der Vergrößerung zu sehr. Ich habe noch nicht Alles auf Glasplatten bringen lassen, was von Holbein's Werken vorliegt. Man kann auch nicht voraus wissen, wie seine Porträts wirken, und so wäre wohl möglich, daß eine andere Auswahl seiner Werke später Holbein's Eigenthümlichkeit deutlicher noch zur Anschauung bringen wird.

III. Rubens. Rembrandt. Shakespeare.

Erst nachdem die beiden Meister des Zeitalters der Reformation meinen Zuhörern völlig bekannt waren, ward nachträglich auf die allgemeine Entwicklung der deutschen Kunst bis zu ihnen hin jetzt eingegangen. Was die Verbindung der Werke der Dichtkunst mit denen der bildenden Künste unter dem Gesammtnamen „Phantasieschöpfung" bedeute, war ihnen nun ohne Weiteres verständlich. Es handelte sich nur darum, den Zusammenhang dieser nationalen Phantasieschöpfung mit den allgemeinen Schicksalen des deutschen Volkes so in Erscheinung treten zu lassen, daß die Phantasieschöpfung als ein nothwendiger Theil der Gesammtentwicklung dastand.

Meine Absicht ist nicht, hier einen Auszug der Vorlesungen zu geben, die ich im Winter 92/93 hielt, sondern ich deute nur die leitenden Gesichtspunkte an, unter deren Herrschaft ich fortschritt. Mit wenigen Worten die Construction der deutschen Geschichte aber zu geben, wie ich sie zu diesem Zwecke eintheilte, scheint mir nothwendig. Ich wiederhole meinen Zuhörern diese Gliederung der Jahrtausende öfter, um zu erreichen, daß sie sich unserer deutschen Entwicklung als eines einfach gegliederten Ganzen stets bewußt bleiben. Mir erscheint ohne einen fortwährenden Hinblick auf das Ganze das Specialstudium eine fruchtlose Aussaat.

Was wir Weltgeschichte nennen, ist die Geschichte gewisser Theile der die Erde bewohnenden Menschheit, die den Anblick einer constanten Fortentwicklung geistigen Daseins gewähren: von heute ab rückwärts etwa dreitausend Jahre. Diese dreitausend Jahre theilen sich in tausend Jahre griechischen, tausend Jahre römischen und tausend Jahre germanisch-deutschen Daseins. Die germanische Geschichte gewährt nur während der letzten tausend Jahre eine geistige Entwicklung der Deutschen auf dem Boden des heutigen Deutschlands: alle früheren historischen Bethätigungen unseres Volkes sind von einzelnen Theilen des Volkes außerhalb des eigentlichen deutschen Mutterlandes ausgegangen und gehören mehr der römischen als der deutschen Geschichte an. Karl der Große steht halb in der römischen, halb in der deutschen Geschichte. Die tausend Jahre von ihm bis zur Gegenwart zerfallen in dreihundert Jahre römisch-deutschen Kaiserthums, dreihundert Jahre deutscher Städteherrschaft und dreihundert Jahre der Herrschaft der Landeshoheiten. Das letzte Jahrhundert kann man als das des Eintrittes des Volkes in neue Gliederungen bezeichnen, innerhalb deren Gestaltung wir stehen und deren Verlauf sich nicht voraussehen läßt.

Gesagt wurde oben schon, daß die originale Phantasiearbeit der dreihundert Jahre der römisch-deutschen Kaiserzeit sich zumeist in der Dichtkunst bethätigte. Innerhalb der darauf folgenden dreihundert Jahre der Städteblüthe versinkt die

alte sprachliche Cultur und die bildenden Künste entwickeln sich freier. Die ältesten Anfänge einer eigenen Sculptur, die noch unter dem Ausklingen der Kaiserherrschaft stattfand, erlebten keine Weiterbildung: individuell schaffende Meister bringt nur die Malerei während der Städteblüthe hervor.

Die kölnische Malerschule eröffnete den Reigen. Meister Wilhelm. Stephan Lochner. Ihre Herrschaft geht auf die ganz anders geartete burgundische Malerschule über. Die van Eyck's bis Memling. Den Abschluß der Bewegung bilden in Nürnberg und Basel Dürer und Holbein. Was kommt nach ihnen? Nichts neues. Das große Phänomen innerhalb der Phantasieschöpfung des Jahrhunderts der Reformation, zugleich des letzten Jahrhunderts der städtischen Herrschaft, ist das Abbrechen unserer nationalen Malerei, Sculptur und Baukunst unter dem Einflusse der mit dem Aufkommen der habsburgischen Universalmonarchie bei uns einbrechenden italienischen Kunst. Diese war von mir jetzt also in Betracht zu ziehen. Ich hatte sie im Sommersemester 1892 als für sich bestehend vorgetragen: sie mußte hier abermals besprochen werden. Zu zeigen war die Entwicklung der in Toscana zugleich mit den deutschen bildenden Künsten während der deutschen Städteherrschaft auch in den italienischen Städten emporkommenden nationalen Kunst, um als ihren Abschluß Rubens zu erklären, der im ersten Jahrhundert der drei Jahrhunderte der Herrschaft der Landeshoheiten Alles sich aneignet, was die deutsche und italienische Malerei zusammen bis dahin geleistet hatten.

Klar zu machen, wie Rubens auf dem so gewonnenen Boden eine neue Malerei schuf, war die Aufgabe also.

Zwei Hauptunterschiede der italienischen und der deutschen Malerei treten uns entgegen. Erstens, daß in Deutschland die dichterische Bewegung der Kaiserzeit, obgleich ein Mann wie Walter von der Vogelweide ihr letzter Vertreter ist, außer Zusammenhang mit den bildenden Künsten steht, in Italien dagegen Dante zugleich der größte nationale Dichter und der geistige Gründer des ruhmvollen Gedeihens der bildenden Künste ist. Zweitens, daß in Deutschland der Principat wechselt: Köln, Burgund, Nürnberg, Basel sind ohne geistigen Verkehr untereinander, in Italien dagegen bleibt eine einzige Stadt, Florenz, die Stelle, wo aus den Anfängen der Kunst sich ihre Blüthe entwickelt. Von Dante bis Michelangelo stehen alle Vertreter der Phantasieschöpfung in Verbindung, wie eine große Familie ziehen sie sich durch die Generationen hin. Sie dienen der Kirche, zugleich aber nehmen sie die Gedanken und Bildungen des Alterthums auf. Der Verlauf nun ist in Deutschland der gewesen, daß nach Dürer's und Holbein's Zeiten die italienische bildende Kunst sich mächtiger erwies als die deutsche: indem unter der politischen Uebermacht der habsburgischen europäischen Monarchie beide Länder zugleich bis zu einem gewissen Grade zusammenflossen, haben die Formen der italienischen Kunst über die der deutschen Kunst obgesiegt. Dies sind die Verhältnisse gewesen, aus denen Rubens hervorging, ein germanischer Meister italienischer Schule, im Dienste der zu ungeheurer Machtentfaltung sich wieder erhebenden katholischen Kirche und des habsburgischen universalen Adels, ein Maler von unbegreiflicher Productivität, der in Technik und Figurengestaltung nachahmend den ganzen Bestand der bildenden Kunst seiner Tage, in erster Linie der italienischen also aufgriff, in sich verarbeitete und in neuer Gestalt reprodu-

cirte. Dessen Werke aber, je höher der Meister stieg, um so deutlicher erkennen lassen, daß er germanischer Rasse war.

Bei den Ausführungen dieser Gedankenfolge konnte der Verlauf der gesammten neueren Kunstgeschichte kurz und doch deutlich durchmessen werden. Meine Zuhörer empfingen einen Ueberblick der gesammten modernen Phantasieschöpfung, überall in enger Verbindung mit dem politischen Fortschritte der Nationen und stets so, daß der eigentlich germanische Inhalt der letzten tausend Jahre, vor deren Vollendung wir stehen, als das Zeichen des europäischen Gesammtfortschrittes hervortrat.

Das vernichtende Gewitter des dreißigjährigen Krieges rückte während Rubens' Jugendzeiten näher. Wie Rubens' dreitausend Gemälde zu schichten seien, um ein Gefühl seiner Person und seiner Tage zu geben, war die Frage. Hier konnte auch auf Gemälde hingewiesen werden, die unser Museum besitzt. Fast jedes einzelne ist ein Repräsentant der Wandlungen des Meisters und des verschiedenen technischen Charakters seiner Arbeiten. Das Entscheidende aber leisteten doch die Lichtbilder des Skioptikons. Rubens' Verhältniß zu Michelangelo, Tizian, Paul Veronese, Velasquez, Guido Reni, Domenichino, Bernini und anderen Meistern, mit denen er durch Nachahmung und Anlehnung verbunden war, ließ sich in einer Weise deutlich machen, die früher unmöglich gewesen wäre. Von Giotto ab konnten durch Lichtbilder die vornehmsten Arbeiter im Reiche der Phantasie als Individualitäten vorgeführt werden, die, indem zugleich auch auf Dürer und Holbein von neuer Seite Licht fiel, Rubens als das wunderbare, fast nothwendige Product seiner Zeit erscheinen ließen. Das welthistorische Verhältniß war bei diesen Betrachtungen das maßgebende. Was das Interesse des Sammlers, des Händlers, des Museumsbeamten an Rubens' Werke fesselt, kam nicht in Betracht. Die Geistlichkeit, der Adel, der höhere Bürgerstand, die Fürsten, für die Rubens Gemälde geistlichen Inhalts, Palastdecorationen und Porträts malte, waren die Elemente, über deren Natur ich meine Zuhörer belehrte. Die Vergleichung der Art, wie Michelangelo vor Rubens das jüngste Gericht darstellte, wie dieser selbst, wie Cornelius nach ihm es gestalteten, waren sichtbare Punkte der Vergleichung. Von allen Seiten drängen sich Vergleichungen dieser Art zu, die vorzunehmen das Skioptikon gestattet. Alle diese Erörterungen schufen zugleich die Grundlage, auf der Rembrandt sodann festgestellt werden durfte. Auch erwähne ich noch: es kam auch der Einfluß zur Sprache, den Rubens in unserem heute laufenden Jahrhundert auf Delacroix und Wiertz gehabt hat, die beiden vornehmsten Maler, die in seinem Geiste die französische und belgische Kunst zu reformiren trachteten und Rubens' Ruhm für unsere Zeiten neu begründeten. Das Grandiose und zugleich Inhaltslose ihrer Malereien sind die beste, natürliche Kritik dessen, was Rubens vermochte und dessen, was er auch wieder nicht vermocht hat. —

Nun also Rembrandt.

Die Erfahrungen, die das Skioptikon mich bei Rembrandt hat machen lassen, überraschten mich in höherem Maße als alles bisher Besprochene. Ich hatte so wenig daran geglaubt, Rembrandt's Radirungen würden die Vergrößerung durch das Skioptikon ertragen, daß ich mich erst spät entschloß, trotz meiner

Besorgnisse ein Dutzend davon dennoch in Lichtbildern vorzuführen. Die Platten kamen so kurz vor der Vorlesung an, daß ich sie selbst darin zuerst sah und meine Zuhörer davon in Kenntniß setzte, es handle sich um ein Experiment, dessen Ausfall wir nun erfahren würden.

Die Bilder, welche jetzt sich auf der angestrahlten Wand aufthaten, übertrafen alles Vorhergehende! War das Hundertguldenblatt bis dahin in seiner natürlichen Größe ein Anblick gewesen, auf dem jede feinste Linie Werth und Wichtigkeit hatte, so dehnte die Composition sich in der Vergrößerung zu einem Gemälde aus, dessen überraschende Großartigkeit ergreifend wirkte, und so alle übrigen Blätter, ein Dutzend etwa.

Da war der barmherige Samariter. Wie oft hatte ich die verschiedenen Etats dieses Blattes mit einander verglichen und glaubte es inne zu haben. Wie völlig verändert aber war es, da ich es eine ganze Wand bedecken sah. Jede der betheiligten Personen erhob sich zu einer an einer dramatischen Scene betheiligten Individualität. Man empfand sich als unmittelbar bei der Scene selbst gegenwärtig. Auch Dürer und Holbein wissen bei einigen ihrer Werke uns in diese Lage und Stimmung zu versetzen, doch nur ausnahmsweise. Den Radirungen Rembrandt's dagegen, die ich zeigte, wie ich sie nur zufällig hier ausgewählt hatte, war durchweg diese Eigenschaft zu Theil geworden. Wie der Burgemeister Sixt am offenen Fenster steht, vermeint man die frische Luft mitzuathmen, die ins Zimmer einströmt. Man verfolgt die leise Bewegung des Antlitzes, welche die Lectüre des, wie wir vermeinen, wichtigen Briefes hervorruft, den er in der Hand hält: das scheinbare Auf- und Niedergehen der Augenbrauen. Die in den mir bekannten Abdrücken bis zur Undeutlichkeit sich steigernde Schwärze des Blattes wird bei der Vergrößerung licht und durchsichtig. Man glaubt ein ursprünglich so groß angelegtes Bildniß vor sich zu haben.

Bei dem Urtheilsspruch des Pilatus scheint die Größe des Wandbildes nun aber schon kaum mehr entbehrlich. Die wie ineinander verfilzte Volksmasse, die sich brüllend herandrängt, wird in den zahllosen einzelnen Köpfen erst klar. Am ergreifendsten aber wirkt das Hundertguldenblatt: Christus, zu dem Alle herankommen, die mühselig und beladen sind. Jeder dieser Repräsentanten menschlichen Elends scheint seine Geschichte zu erzählen. Wie gemaltes Stöhnen und Jammern tönt es aus dem Bilde heraus. Nicht das Geringste von seiner nunmehrigen Größe möchten wir wieder einbüßen. Christi Gestalt ist herrlich. Kein neuer Christustypus als Abschluß der vorhergehenden Versuche anderer Meister, sondern eine lebende Gestalt mit gleichsam wechselnden Zügen und Handbewegungen, trostspendend, liebevoll, seiner Sendung hingegeben. Ich zähle die übrigen Blätter nicht auf. Man vergaß, wann sie entstanden waren und von wessen Hand: der Anblick wirkte wie der von Scenen, die uns auf der Bühne ergreifen und zu denen wir im Momente des Ergriffenseins keine historischen Erläuterungen hören wollen. Schließlich ist bei jedem Kunstwerke unser freies Endurtheil doch von dem Grade abhängig, in dem wir uns sofort erfaßt, gepackt, erschüttert fühlen. Rembrandt war für mich, der Potenz nach, immer der mächtigste gewesen unter den schöpferischen Meistern: jetzt durfte dieses Urtheil ausgedehnt werden: er übertraf in den vergrößerten Bildern des Skioptikons

thatsächlich seine Vorgänger durch die Macht, in jeder Linie ein Stück Natur zu geben, das kein Anderer so zu geben vermochte und vermag. Er selbst erscheint in seinen Gemälden — soweit ich sie kenne — weniger groß als in diesen vergrößerten Bildern seiner Radirungen. Unmittelbare Gegenwart der Natur! Die Athemzüge seiner Gestalten glaubt man zu vernehmen. Ihre Gedanken gehen uns auf, als seien es die unsrigen. So hat keiner beobachtet und so sicher den Federzug der Hand gefunden, der das Innere der Menschen niederschriebe, wie Rembrandt im Verkehr mit den Schöpfungen seines Genies. Ich wiederhole hier zum Theil, was einige meiner Zuhörer aussprachen, solche, die übrigens über das Alter des Lernens weit hinaus sind.

Es kommt, sobald dies constatirt worden ist, auf den Rest dessen nicht mehr an, was über Rembrandt zu sagen wäre. Ich gebe hier, um es zu wiederholen, keinen Rapport über den Inhalt meiner letzten Vorlesungen, sondern erwähne nur, was mir in Betreff ihrer Stellung zur früheren Art, diese Dinge vor einem Auditorium zu behandeln, als neu und belangreich erscheint. Ich lasse deshalb aus, wie ich Rembrandt als Repräsentanten des protestantischen, aufblühenden, geistig mächtigen Hollands, des Vaterlandes Spinoza's, dem die spanischen rekatholisirten Niederlande repräsentirenden Rubens entgenstellte. Wie ich beider Schulen besprach: deren getrenntes Sichfortentwickeln, sowie ihr endliches Ineinanderfließen. Eine Menge Namen waren da zu nennen und viele Charaktere vorzuführen: dem großen Gegensatze der beiden Hauptmeister gegenüber bot diese Aufgabe keine Schwierigkeit. Rubens ist der Decorateur der seiner Zeit geistig und politisch Europa beherrschenden habsburgischen Monarchie und der durch das Tridentiner Concil mit ungeheurer Macht ausgestatteten katholischen Kirche. Die an diesen beiden Mächten Betheiligten stellt Rubens dar, malt in ihrem Sinne Geschichte und heilige Begebenheiten, schreckt vor keiner Aufgabe zurück und hatte als Atelier für Ausführung all dieser Aufgaben einen prachtvollen Palast, gleich den Palästen der hohen Herrn, welche sie, wie die Nebengötter des Zeus auf dem Olympe, als Theilhaber an der irdischen Allmacht des Kaisers und des Papstes bewohnten. Rubens stand auf der Höhe, Alles aber ist vorübergegangen! Rembrandt repräsentirt das Bürgerthum, das der spanischen Monarchie Widerstand leistete. Er machte die sumpfigen, sandigen, mit geringem Baumwuchs bedeckten Flächen seines Vaterlandes, wo Meer und Land und Wolkenzüge ineinanderfließen, als Künstler unsterblich. Alles, was er schuf, trägt den Druck seiner Hand. Kein noch so kleiner Winkel, in den er nicht Sonnenstrahlen eindringen läßt, wenn er will. Es beseelt ihn, wie Dürer, menschliche Liebe zu allem Geschaffenen. Kein Meister ist so gründlich studirt worden, als er; nur Dürer wäre vielleicht neben ihm zu nennen. Die umfangreiche Literatur, die beide betrifft, bezeugt das. Während ich diese bei den anderen Meistern kurz abgethan hatte, da sie in den Specialvorlesungen umfänglich behandelt zu werden pflegt, hätte ich bei Rembrandt gern eine Ausnahme gemacht, um zu zeigen, wie vielfache Autoren sein Werk heute in Athem setzt. Aber der Schluß des Semesters nahte heran, der ja immer nöthigt, sich einzuengen. Nur so viel: es wurde das Ende der freien, Europa frühlingsmäßig durchströmenden geistigen Erhebung bis zum Einbruche des dreißigjährigen Krieges gegeben, und die Ursachen wurden gezeigt, warum das in Politik

und Glaubenssachen auseinanderfallende Deutschland für lange Zeiten nun aufhören mußte, fruchtbares Gartenland für geistiges Wachsthum zu sein. Der Schluß meiner Vorlesungen war jedoch dem Manne nun gewidmet, der vor Rubens' und Rembrandt's fruchtbarer Thätigkeit der Welt bereits Schöpfungen geschenkt hatte, denen gegenüber selbst Rembrandt's Reichthum weniger bedeutete: dem Dichter, der die Sendung hatte, wie Dante am Anfange der italienischen Kunstschöpfung beherrschend gestanden hatte, so am Abschlusse der germanischen nun mehr zu thun, als Alles zusammen ausmachte, was von Dürer bis Rembrandt geleistet worden war. Ohne den Gegensatz dieses Mannes — Shakespeare's — in Betracht zu ziehen, würde uns der richtige Maßstab für die deutsche bildende Kunst abgehen. Aber ich mußte mich beschränken. Ich schloß mit einer Analyse des Hamlet, als Shakespeare's größten Werkes.

Shakespeare ging seiner Lebenszeit nach Rubens wie Rembrandt voraus, hat aber keinen nachweisbaren Einfluß auf sie gehabt. Seine Wirkung, wie wir die Dinge heute ansehen, begann überhaupt erst im achtzehnten Jahrhundert; der eigenen Zeit war Shakespeare das strahlende Gestirn nicht, als das er über uns steht. Unseren zurückgewandten Blicken aber erscheint er so. Wir dürfen die Rechnung aufstellen, daß das, was Rubens fehlte: das Unschuldig-Reinmenschliche, auch das, was Rembrandt abging: das Grandiose, uns über uns selbst Erhebende, Shakespeare gegeben war. Dante wäre der größte italienische Künstler, hätten Raphael, Michelangelo und Lionardo ihn nicht in einer gewissen Fähigkeit übertroffen, die Blüthe menschlicher Schönheit und Kraft zum Ausdrucke zu bringen; Shakespeare aber übertrifft Dante und sämmtliche Maler und Bildhauer des Cinquecento, und nur Homer hält neben ihm den gleichen Rang inne. Und doch war Shakespeare nichts als ein Theaterdichter und hat in seinen Stücken keinen Vers geschrieben, dessen Bestimmung nicht gewesen wäre, von einem beliebigen Schauspieler einem beliebigen Publicum, mit der Absicht Applaus zu erringen, entgegendeclamirt zu werden; aber diese Verse haben noch gleichsam eine zweite Existenz: sie sind die Offenbarungen eines Priesters, eines Weisen, eines Menschen, der, Historiker und Philosoph in einer Person, Alles weiß, weil es ihm wie der Baum des Paradieses aus der Seele wächst.

Aus den Producten der Malerei und Sculptur von Giotto bis Rembrandt leuchtet das Bestreben heraus, lebendige Handlungen darzustellen. Die Künstler drängen auf das Dramatische. Darin zumal offenbart sich Rubens' Inferiorität, daß er bei der scheinbar heftigsten Bewegung die geistigen Folgen menschlichen Aneinanderstoßens nicht zum Ausdrucke bringt. Es löst sich das scheinbar wilde Durcheinander seiner Compositionen zuletzt in Nursothun, in Ceremonien auf; es sind Kunstreiter-Kämpfe, die rasendsten Pferde gehen nicht wirklich durch. Rembrandt steht hier weit über Rubens. Jenem todtkranken Manne, der, vom barmherzigen Samariter am Wege aufgelesen, vor der Thür des Wirthshauses vom Pferde gehoben wird, thut jeder Knochen im Leibe weh; die im Kreise der Apostel verscheidende Maria stirbt wirklich vor unseren Augen; der blinde Tobias, der das vorauslaufende Hündchen seines Sohnes bellen hört, das sich durch die Thürritze zu ihm hineindrängt, tastet sich mit zitternden Händen zur Thüre hin vor unsern Augen; wir empfinden den Schauer entzückender

Freude mit, der den alten Mann durchzittert, obgleich das Alles in wenigen Strichen nur auf die Kupferplatte geritzt worden ist. Darin steht Rembrandt neben Shakespeare, aber der unübersehbare Umfang unzähliger solcher Scenen, die Shakespeare's Werke erfüllen, Begegnungen zartesten Gefühles, stellt diesen einzigen Dichter dennoch über Rembrandt.

Der Maler ist von vielen Seiten begrenzt. Bei der Wahl des Stoffes hängt er vom Besteller ab, dem er genügen muß. Den Erfolg des Gemäldes bedingt das Licht, das ihm endlich zu Theil wird. Von dem Urtheil Derer ist der Maler abhängig, die seine Arbeit sehen und die, selbst wenn Massen von Leuten das Gemälde vor Augen hatten, immer nur einen kleinen Bruchtheil des Volkes ausmachen. Rembrandt konnte als Radirer sich über diese Bedingungen in etwas erheben, dennoch war er auch hier in seiner Wirkung auf die verhältnißmäßig sehr Wenigen beschränkt, die Abdrücke seiner Platte kauften. Shakespeare dagegen war dem ganzen Volke zugänglich: durch die gedruckten Dichtungen und durch die Bühne. So konnte er Allen Alles bieten.

Und nun das aber, was Shakespeare und unsere heutige Zeit betrifft, was kein bildender Künstler je wird erreichen können, dessen Werke vom Tage ihrer Vollendung ab sicherer endlicher Verderbniß entgegengehen: Shakespeare's Dichtungen erstehen für jede Zeit in neuen Farben. Er schuf die shakespearische Welt, die neben der wirklichen nebenherläuft, immer vom lebendigen Nachwuchse der gerade herrschenden Generation dargestellt. Wieviel Hamlets habe ich dem Geiste des alten Königs begegnen sehen: jeder als sei er allein der echte und als schreite die Erscheinung des alten Dänen zum ersten Male über die nächtliche Terrasse von Helsingfors. Der Dichter hat soviel Macht, daß er die Gestalten seiner eigenen phantastischen Mache in die reale Geschichte hineinpflanzt, und sie sich lichtvoll neben den in Nebel getauchten Figuren, die wirklich einst lebten und handelten, wie wir wähnen, eindrängen. Mit geborgter Kraft stehen sie prachtvoll da. Welcher Historiker wüßte sich frei vom Einflusse des Schiller'schen Wallenstein, den der kranke Jenenser Professor von seinem kleinen Gartenhause aus in das Reich des Geschehenen hineinsandte? Innerhalb dessen er von Jahrhundert zu Jahrhundert immer höheren Rang einnehmen wird! Rubens hat im Auftrage der Maria von Medicis in einer Reihe von Gemälden großartigen Umfanges die Thaten Heinrich's IV. und der Königin Maria dargestellt. Ihrer Zeit gewiß das Staunen und die Bewunderung Derer, die das Palais Luxembourg betraten. Auch heute noch in unübertroffener dekorativer Kühnheit maskeradenartig wirkende Zauberscenen, wo allegorische Nacktheiten und wirkliche Gestalten im Pompe voller Toiletten sich ungezwungen vornehm gegenseitig ignoriren — keines dieser Gemälde wäre auch heute zu übertreffen: und doch, wie so gar keine wirklich menschliche Bewegung in dem bunten Wirrwarr herrschend! Wie machtlos als Geschichtsschreibung. Wie ganz anders hat Shakespeare die Geschichte seines Vaterlandes da zum Stoffe unsterblicher Phantasiearbeit gemacht. Man fragt, welcher von beiden Richard's III. der echte sei. Dieser oder der quellenmäßige. Geschichtschreibung ist nicht möglich ohne Leidenschaft. Dies gibt Tacitus' gedankenausstrahlenden Darstellungen des Unterganges der römischen Tyrannen das scheinbar erdrückend wahrhaftige innere Leben, verleiht Ernst

Curtius' lichten Panoramen der griechischen Jahrhunderte so freundlich märchenhafte Glaubwürdigkeit, läßt Treitschke's leidenschaftliche Historienbildung unserer eigenen heutigen Zeit fast wie eine Dichtung und doch so überzeugend wirken. Nur das Verständniß dessen, was künstlerische Phantasiebildung bedeute, macht uns zur Würdigung solcher Kunstwerke der Geschichtschreibung geeignet.

Shakespeare's Hamlet hat etwas Unerschöpfliches. Die Klage, daß immer neue Bücher über ihn geschrieben werden, wird wohl niemals verstummen. Wer das Stück kennt, fühlt sich wie in seine Geheimnisse hinein verwickelt. Man meint verpflichtet zu sein, diesen Phantasiegeschöpfen Gerechtigkeit zu schaffen.

Es ist ein Genuß, jungen Leuten einen Theil der Größe eines Mannes, der solche Werke hervorgebracht hat, darzulegen. Ich werde im folgenden Semester von Shakespeare wieder ausgehen und über die französische und die Anfänge der deutschen dichterischen Phantasiearbeit zu Goethe gelangen. Das achtzehnte Jahrhundert aber ist ein literarisches. Seine Anstrengungen, auch in den bildenden Künsten Etwas zu erreichen, sind nur dann zu verstehen, wenn diesen neben der Literatur die dienende Stellung angewiesen wird, die ihnen zukommt. Nur beim Hinblick auf diesen Gegensatz können Carstens und Cornelius dann wieder als herrschende Machthaber gewürdigt werden, die das achtzehnte Jahrhundert schließen und das neunzehnte beginnen. Wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die Antike im achtzehnten Jahrhundert fast wie eine Schöpfung der eigenen Zeit das Publicum beherrschte. —

Meine Freunde in Indien.

Ein am 24. März im deutschen Athenäum zu London gehaltener Vortrag

von

F. Max Müller.

Geehrte Versammlung! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es mir eine wahre Freude ist, auch einmal eine deutsche Vorlesung für deutsche Zuhörer hier in London zu halten. Ich habe nie gefühlt, daß man, um Engländer zu werden, aufhören muß, Deutsch zu sein, Deutsch zu fühlen und Deutsch zu denken. Wir stammen ja alle aus derselben Heimath. Das beste Blut in England, das sächsische und normännische, ist aus dem besten deutschen Blut geschöpft. Die Angeln und die Sachsen, und später die Normannen, kamen eben einige Jahrhunderte früher hier an als wir, aber sie waren von demselben Fleisch und Bein als wir selbst; und daß die Mischung mit celtischem und etwas französischem Blute das alte deutsche Blut sehr verändert und verbessert habe, möchte ich kaum glauben.

Man hat mich oft gefragt, was mich denn eigentlich nach England gebracht habe. Meine Herren, es war meine Liebe und mein Eifer für die Wissenschaft. Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß wir, die wir, wie Sie wissen, alle arisches Blut in unserem Herzen, und, was noch weit wichtiger ist, arischen Geist und arische Sprache in unserem Kopfe haben, nicht ruhen sollten, bis wir das älteste Buch unserer arischen Vorfahren der Vergessenheit und dem Untergang entrissen hätten. Dieses älteste Buch der ganzen Menschheit ist nun bekanntlich der Veda, älter als irgend etwas im Griechischen, Lateinischen oder Deutschen, älter, wenn die besten semitischen Sprachforscher Recht haben, als irgend ein Theil unserer alten Bibel, älter, wenn von Büchern, von wirklichen, mit alphabetischer Schrift geschriebenen Büchern die Rede ist, als irgend ein Buch in Aegypten, Babylon und Assyrien, ja in der ganzen Welt.

Dieses Buch, welches seit vier Jahrtausenden das heilige Buch des brahmanischen Indiens gebildet hat und noch immer bildet, existirte bis vor etwa fünfzig Jahren nur in mündlicher Tradition und in zerstreuten Handschriften, die sich theils in Indien, theils in den Bibliotheken Englands, Frankreichs und Deutschlands fanden. Nachdem ich also mein Examen in Deutschland absolvirt hatte (und ich wurde in Leipzig zum Doctor creirt, gerade vor fünfzig Jahren), sagte ich zu mir: Was willst du nun mit dir anfangen? Willst du Schulmeister

werden, willst du Professor werden, und das alte Stroh immer von Neuem dreschen? Nein, sagte ich mir, ich will den Veda herausgeben. Meine Freunde lachten; — aber wer sich fürchtet ausgelacht zu werden, wird es in dieser Welt nie zu etwas bringen. Und doch muß ich gestehen, wurde es mir oftmals etwas bange. Mein erster Schritt war, nach Paris zu reisen, um Burnouf's Vorlesungen zu hören und mir von ihm Rath und Hülfe zu schaffen. Diese fand ich denn auch bei ihm in reichem Maße. Er war ein kreuzbraver Mann und ein wahrer Gelehrter. Er lieh mir seine Bücher und seine werthvollsten Handschriften, und stand mir stets mit Rath und That zur Seite. Sagen Sie, was Sie wollen, aber ein braver und geistreicher Franzose ist denn doch ein ganzer Kerl. Ihm sah man es an, daß er fränkisches oder normännisches Blut in seinen Adern hatte. Er war, was die Frazosen eine tête carrée nennen, ein viereckiger Kopf. Mit seiner Hülfe gelang es mir, die nothwendigsten Materialien zusammenzubringen, aber dann kam die große Frage: Wer soll dieses kostbare Werk zum Druck befördern? Ein deutscher Buchhändler wollte es versuchen, aber die Subscribenten kamen nicht. Ein russischer Akademiker, dessen Name aus persönlichen Rücksichten hier ungenannt bleiben möge, schrieb mir, die kaiserliche Akademie in St. Petersburg sei geneigt, die Kosten für den Druck des Werkes zu tragen. Aber auf gutes Glück nach Rußland zu gehen, ohne irgend welches bindende Versprechen von Seiten der Regierung, ohne irgend welche Aussicht auf Gehalt, dagegen warnte mich Burnouf in der väterlichsten Weise. Ich höre, daß vor Kurzem derselbe Akademiker die kaiserlich russische Akademie vertheidigt und mich selbst dabei etwas unglimpflich behandelt hat. Es bedurfte keiner Vertheidigung und keiner Verunglimpfung, denn ich habe die Akademie nie angegriffen. Das akademische Schriftchen, in Petersburg gedruckt, ist mir nie zu Augen gekommen. Meine Freunde sagen mir, es verdiene keine Antwort, auch habe ich in meinem langen Leben noch nie die Nothwendigkeit empfunden (ich spreche natürlich nicht von wissenschaftlichen Behauptungen), was ich einmal gesagt oder geschrieben habe, beweisen zu müssen. Was ich gesagt, habe ich gesagt. Meine Freunde und meine Feinde kennen mich; die übrige Welt muß sich ihr Urtheil bilden, so gut als sie kann. Thatsachen sind stärker als Eisen und Granit. Sie bleiben unberührt von Rost, von Staub und Schmutz.

Da ich also nirgends Aussicht fand, mein Werk fortsetzen und vollenden zu können, lenkte ich meine Schritte nach England, und hier, hauptsächlich auf Bunsen's Verwendung, sah ich endlich Land für mich und meinen Veda. Es war auch die höchste Zeit, denn ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich während dieser langen Lehrjahre mich ganz allein auf eigene Faust, d. h. mit diesen drei Schreibfingern zu erhalten hatte, bis ich den Auftrag erhielt, die sechs dicken Bände des Rig Veda auf Kosten der indischen Regierung zu drucken. Fünfundzwanzig Jahre meines Lebens hat mir diese Arbeit gekostet, und es blieb mir natürlich nichts übrig, als mein Zelt in England aufzuschlagen. Die Arbeit von Deutschland aus zu machen, wurde mir aus begreiflichen Gründen von der ostindischen Regierung abgeschlagen; denn man wünschte natürlich, daß ein solches Werk in England, nicht in Deutschland oder gar in Rußland erscheinen sollte. Ich habe hiermit der Wissenschaft ein großes Opfer gebracht, aber ich bereue es nicht. Nur eins habe ich oft bedauert, nämlich, daß es mir unmöglich wurde, einen

anderen Lieblingsplan meines Lebens auszuführen und selbst nach Indien zu gehen. Ich sehnte mich so sehr, das Land und seine Leute kennen zu lernen, daß ich einmal auf dem Punkte stand, Missionär zu werden, um nur nach Indien zu gelangen. Nun, es sollte eben nicht sein. Später im Leben hatte ich wohl die Gelegenheit, Indien zu besuchen, aber unterdessen hatten sich neue Fesseln um mich geschlungen, die mir eine längere Abwesenheit von Oxford unmöglich machten. Um Indien als Gelehrter mit Nutzen zu besuchen, braucht man wenigstens drei Jahre. Man muß nicht nur Hindustani oder Bengali, man muß, um mit wirklichen Gelehrten zu verkehren, auch Sanskrit sprechen lernen. Nach Indien während der Wintermonate zu reisen, um Bombay und Calcutta zu entdecken, dazu hatte ich keine Zeit. Also diesen schönen Plan mußte ich aufgeben. Aber trotzdem habe ich doch so manche von den interessantesten Männern und Frauen aus Indien kennen lernen, und ich glaubte, es würde Sie vielleicht interessiren, wenn ich Ihnen in meinem heutigen Vortrag einige meiner indischen Freunde und Freundinnen vorführte.

Also vor vielen Jahren, als ich in Oxford bei meiner Arbeit saß, trat ein schwarz gekleideter Herr in mein Zimmer und redete mehrere Minuten auf mich los, ohne daß ich auch nur ein Wort verstand. Endlich wurde mir die Sache etwas verdächtig, und ich sagte auf Englisch: „Wer sind Sie denn, und welche Sprache reden Sie?" Da lächelte mein Gast und sagte: „Verstehen Sie denn kein Sanskrit?" „Ja," sagte ich, „lesen kann ich es schon, aber in meinem Leben habe ich es noch nie sprechen hören." Mein unbekannter Gast, der fließend Englisch sprach, gab sich sodann als ein Herr Nîlakantha Goreh zu erkennen, als ein Indier aus hoher brahmanischer Familie, der aus voller Ueberzeugung Christ geworden und mit Dhulip Singh nach England gekommen war. Dhulip Singh hat ihn dann in London bei einer Missionsgesellschaft untergebracht, und der arme Mann war dort so tief in allen seinen Erwartungen getäuscht worden, daß er zu mir kam, um sich Rath zu erholen. Er war auf dem Punkt, wieder zu seiner alten Religion zurückzukehren. Er war nämlich ein durch und durch philosophischer Kopf. Erzogen als Sohn eines Brahmanen, der eines hohen Ansehens genoß und großen Reichthum besaß, hatte er für sich selbst über religiöse Dinge zu denken angefangen. Zuerst hatte sich der junge Mann gegen den Sivaismus erklärt, dann gegen den Vischnuismus, dann hatte er den Koran, das alte und das neue Testament für sich studirt, und gegen alle seine ehrlichen Bedenken offen ausgesprochen. Er wollte eben nichts glauben, was mit der hohen Idee, die er sich selbst von der Gottheit gebildet, im Widerspruch stünde. Mit Missionären hatte er fast keinen Verkehr gehabt, aber eines schönen Tages kam es über ihn, und er bat einen englischen Geistlichen, ihn in die christliche Gemeinde aufzunehmen. Oft wenn wir in Oxford zusammensaßen und die höchsten Fragen des Wissens und Glaubens zusammen besprachen, habe ich ihn gefragt, warum er denn eigentlich Christ geworden? Alles konnte er mir klar machen, nur dieses nicht. „Es zog mich," sagte er; „und," fügte er hinzu, „man sage, was man wolle, keine Religion ist doch so rein und frei von Aberglauben als die christliche." Dabei verkannte er keineswegs die schwachen Seiten im alten und neuen Testament. Er hatte Alles, was wahr und gut und schön war, aus der Bibel herausgesogen und hatte sich ein ideales Bild von einem wahrhaft christlichen Lande und einem wahr-

haft christlichen Staate entworfen, das er nun in England verwirklicht zu finden hoffte. Sie können sich vorstellen, welche bittere Enttäuschung ihm in London bevorstand. Er meinte, daß sich die Christen, die Anhänger der Religion der Liebe, wirklich liebten, daß, so Jemand einen Streich giebet auf dem rechten Backen, man ihm den andern darbiete, und daß, so Jemand den Rock nimmt, man ihm auch den Mantel ließe! Nun, Sie wissen, in London und auch sonst in der ganzen Christenheit ist dies eben nicht Mode. Dazu kam nun noch, daß die Missionscandidaten, mit denen er in demselben Hause lebte, ihn durchaus nicht mit offenen Armen empfingen. Man sah auf ihn herab als einen „schwarzen Mann", während er an philosophischer Bildung seinen Hausgenossen weit überlegen war. Man machte ihm allerlei Vorwürfe, bestand darauf, daß er Fleisch äße, was ihm, wie er mir sagte, so unmöglich war, als wenn wir Menschenfleisch essen sollten; man rechnete ihm das Rauchen als eine Sünde an, kurz, trieb ihn endlich so weit, daß er in Verzweiflung zu mir nach Oxford kam. Als ich nun den Mann nach und nach kennen lernte, zeigte er sich mir als ein Mensch, wie ich in meinem Leben nur Wenige gekannt habe, ja, vor dem ich mich in wahrer Demuth zu beugen hatte. Was hatte dieser Mann gethan und gelitten aus Liebe zur Wahrheit? Sein Vater, eine Art von Bischof unter seinen Glaubensgenossen, hatte sich gezwungen gefühlt, seinen Sohn zu verstoßen und zu enterben. Der Vater war ein reicher Mann. Aber nicht nur enterben sollte er seinen Sohn, er sollte ihn auch verfluchen. Dagegen aber sträubte sich sein Vaterherz, ja, er fühlte wohl sogar in seinem tiefsten Herzen, daß der Sohn das gethan, was er selbst zu thun nicht den Muth hatte. Und was that er? Um nicht den Fluch über seinen Sohn aussprechen zu müssen, nahm er das Gelübde des ewigen Stillschweigens. Denken Sie, was das bedeutet! Er zog sich in die Waldeinsamkeit zurück, sah seinen Sohn nie wieder, und starb halb verstört in seinem Geist durch die Erfüllung seines Gelübdes. Aus solchem Stoff waren die alten Märtyrer gemacht, und Sie sehen, was für guten Stoff es noch in Indien gibt, wenn es einmal gilt, neue Märtyrer zu schaffen. Aber dies war noch nicht Alles. Seinen Vater, seinen Reichthum hatte der junge Christ verloren; jetzt nahm man ihm auch noch seine Frau. Nach dem englischen Gesetz darf nämlich eine Frau, deren Mann zum Christenthum übertritt, entweder bei ihm bleiben oder in ihr Vaterhaus zurückkehren. Die Frau liebte den Mann, aber die meisten indischen Frauen haben so wenig Selbständigkeit und freien Willen, daß ihre Verwandten die arme junge Frau überredeten, ihren dem Fluch verfallenen Mann zu verlassen.

Nachdem sie es aber gethan, fühlte sie, daß sie ohne ihren Mann nicht leben könne. Sie wollte zu ihm zurück, aber die einzige Weise, in der dies geschehen konnte, war, daß der Mann sie, seine eigene Frau, mit Gewalt aus dem väterlichen Hause entführte, sich dann dem Gerichte stellte, wo nun die Frau zum zweiten Mal die Wahl hatte zwischen ihrem Mann und ihren Eltern. Sie entschied jetzt für den Mann und theilte nun das Schicksal des aus der eigenen Familie und aus der ganzen indischen Gesellschaft Ausgestoßenen.

Ich sagte Ihnen schon, wie Nilakantha Goreh, der nun den Namen Nehemiah Goreh angenommen hatte, später nach England kam, wie tief er sich enttäuscht fühlte in seinen Erwartungen, hier ein wahrhaft christliches Land zu finden, so

wie er es geträumt hatte. Seine Freunde hielten es für das Beste, ihn sobald als möglich wieder nach Indien zurückzusenden, wo er sich seitdem mit wahrer Selbstverleugnung dem Dienste der Mission gewidmet hat. Er ist unter Sanskritgelehrten namentlich durch sein werthvolles Werk über die sechs Systeme der indischen Philosophie bekannt geworden, welches er in Hindi schrieb und welches im Jahre 1862 in einer englischen Uebersetzung von Dr. Fitz-Edward Hall erschien, unter dem Titel: „A Rational Refutation of the Hindu Philosophical Systems". Der edle Mann lebt noch immer, aber ich höre nur selten von ihm. Er hat sich ganz seinem selbstgewählten Berufe gewidmet, lebt zurückgezogen von der Welt, als ein wahrer Heiliger. Zu Anfang war er natürlich von der englischen Gesellschaft mit offenen Armen empfangen worden. Mit der Zeit aber fühlte er mehr und mehr, wie allein und verstoßen er dastand in seinem eigenen Vaterlande und unter seinen alten Freunden und Verwandten. Seine Frau ist gestorben, seine Kinder sind nicht mehr bei ihm. Ich muß gestehen, ich habe in meinem langen Leben nie einen Mann gekannt, der solche Opfer für seine religiösen Ueberzeugungen gebracht hat. Er ist Christ geworden aus reinem Wahrheitssinn, er ist Christ geblieben, trotzdem er wohl gefühlt, daß, was wir jetzt Christenthum nennen, weit, weit hinter dem zurücksteht, was das Christenthum sein sollte. Einen solchen Mann gekannt zu haben, wird stets zu den werthvollsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Einen anderen Indier, sehr verschieden von meinem Freunde Nehemiah Goreh, aber in seiner Art ebenfalls hochinteressant, hatte ich in Paris, schon vor meiner Uebersiedelung nach England, kennen gelernt. Sein Name war Dvârkânâth Tagore. Er lebte in wahrhaft prinzlichem Stil in seinem Hotel in Paris, empfing die beste Gesellschaft, oder was man gewöhnlich die beste Gesellschaft nennt, gab Bälle, bei denen der Hof von Louis Philippe zugegen war, und beschenkte die Damen beim Weggehen mit kostbaren indischen Shawls. Er war ein Weltmann, sprach Englisch, auch etwas Französisch, war aber mit der englischen Regierung nicht ganz einverstanden. So hielt er sich ein schwarzes Buch, worin alle bösen Dinge, die man in den Zeitungen über englische Staatsmänner, und namentlich über englische Geistliche las, sorgsam eingetragen wurden.

Was mich mit ihm zusammenführte, war der Veda, an dessen Ausgabe ich, wie ich Ihnen sagte, schon damals in Paris arbeitete. Nun war Dvârkânâth Tagore ein freisinniger Indier, und ganz auf der Seite der religiösen Reformbewegungen, die damals in Indien großes Aufsehen machten. An der Spitze dieser Bewegungen stand zuerst der berühmte Rammohun Roy, der im Jahre 1831 nach England kam, und im Jahre 1833 in Bristol starb, wo ihm Dvârkânâth ein kostbares Grabdenkmal auf dem Kirchhof errichtet hat. Rammohun Roy hatte vollkommen mit dem herkömmlichen indischen Götzendienst gebrochen. Er hatte zuerst gegen Wittwenverbrennung protestirt und viele der abergläubischen Gebräuche seiner Glaubensgenossen verworfen. Sein Hauptargument war, daß alle diese Dinge späte Mißbräuche seien, und daß es für die wahre Religion nur eine Autorität gäbe, nämlich den Veda. Der Veda allein, meinte er, sei von der Gottheit offenbart worden und enthielte Alles, was dem Menschen zu seinem ewigen Heil nöthig sei. Rammohun Roy war ganz geneigt, die Wahrheiten, welche sich in der Bibel finden, anzuerkennen, aber anstatt wie Nehemiah Goreh

zum Christenthum überzutreten, blieb er bis zu seinem Tode ein Brahmane, unerschüttert in seinem Glauben an den Veda.

Sehr eigenthümlich war es aber, daß Rammohun Roy den Veda selbst eigentlich gar nicht kannte. Der Veda oder vielmehr die vier Vedas existirten damals in Indien nur in Handschriften und in der mündlichen Ueberlieferung der Brahmanen. Nur die jüngsten Bestandtheile, die Upanishaden, waren in weitern Kreisen bekannt. Rammohun Roy hatte selbst einige derselben übersetzt und veröffentlicht. Diese Upanishaden sind nun allerdings für eine philosophische Auffassung der alten Religion Indiens von großer Bedeutung; sie können uns jedoch keinen wahren Begriff von dieser Religion selbst geben. Aber eben weil die Vedas damals unbekannt oder unzugänglich waren, war ihr Ansehen um desto größer. Nichts konnte gegen sie aufkommen. Handelte es sich um Wittwenverbrennung oder irgend welchen religiösen Aberglauben, so brauchten die Brahmanen nur zu sagen, er fände sich im Veda, und alle weitere Discussion war abgeschnitten. Wenn Rammohun Roy gewisse Lehren der christlichen Missionäre öffentlich lobte und anerkannte, gleich standen die Brahmanen auf und erklärten, sie hätten alles dies und noch viel mehr im Veda. Daß der Veda göttliche Offenbarung enthalte, wurde in Indien von Niemandem bezweifelt. Niemand konnte den entgegengesetzten Beweis führen, denn man konnte des Veda nicht habhaft werden und den Kläger nicht vor Gericht bringen.

Dies erklärt, warum Dvârkânâth, obgleich persönlich wenig von solchen Fragen berührt, doch gerne die Bekanntschaft eines jungen deutschen Gelehrten in Paris zu machen wünschte, der, wie man ihm gesagt, den Veda herausgeben wollte. Dies war im Jahre 1845. In Indien und unter den Brahmanen hätte ein solches Unternehmen damals noch für Hochverrath und Gotteslästerung gegolten. Als ich ihm nun aber erklärte, was eigentlich in diesen Vedas enthalten sei, so scheint er dies seinem Sohn, dem berühmten Debendranâth, mitgetheilt zu haben. Denn dieser einsichtsvolle Mann sandte bald darauf, im Jahre 1845 oder 1846, vier junge Brahmanen auf seine eigenen Kosten nach Benares, um dort sich aus dem Munde von zuverlässigen Lehrern mit den vier Vedas bekannt zu machen. Und was war das Resultat? Als diese jungen Leute ihre Studien beendet und einen Bericht über den wahren Inhalt der Vedas abgestattet hatten, kam die von Rammohun Roy gegründete und von Dvârkânâth und Debendranâth fortgeführte reformirte Gemeinde, die sogenannte Brahma Samâj, zu dem Entschluß, die Vedas nicht länger als göttliche Offenbarung anzuerkennen. Nun bedenken Sie, was dies bedeutete! Es bedeutete die Absetzung des ältesten heiligen Buchs der Menschheit, eines Buches, dessen älteste Bestandtheile wohl auf 2000 v. Chr. zurückgehen, und das von Millionen und Millionen von Gläubigen als ihre unfehlbare Bibel anerkannt worden war. Als später meine Ausgabe des Veda erschien, wurden den intelligenten Mitgliedern der Brahma-Samâj die Augen noch weiter geöffnet. Man sah wohl, daß der Veda eines der wichtigsten Denkmale für das Studium der alten Menschheit bildete, konnte aber nicht länger leugnen, daß es als Ausdruck religiösen Glaubens längst antiquirt sei.

Das Studium der Vedischen Literatur war damals, namentlich in Bengalen, sehr in Verfall gerathen. Ehe die ostindische Regierung mir, einem jungen, un-

bekannten Deutschen, den Auftrag ertheilte, die erste Ausgabe dieses heiligen Buches ihrer indischen Unterthanen zu unternehmen, hatte Professor Wilson, der berühmte Professor des Sanskrit, in Oxford, und der einflußreiche Bibliothekar am East India House, eine officielle Einladung an die eingeborenen Pandits in Calcutta, Bombay und Benares erlassen, eine kritische Ausgabe des Rig-Veda mit den alten Sanskritcommentaren auf Kosten der Regierung zu unternehmen. Nicht ein einziger indischer Pandit meldete sich. Es fehlte an Handschriften, an allen Vorarbeiten, muthmaßlich auch an gutem Willen. Als dann endlich der erste Band meiner Ausgabe erschienen und den Brahmanen zur Beurtheilung vorgelegt worden war, erklärte man, daß mein Buch mit Kuhblut gedruckt sei, und daß kein Brahmane es anrühren dürfe. Was that man also? In Poona, wo damals Dr. Haug als Professor thätig war, berief man eine große Versammlung von Brahmanen; ein Mann, der nicht zur Brahmanischen Kaste gehörte, wurde angestellt, meinen Text des Veda und des alten Commentars vorzulesen, und die gelehrten Brahmanen corrigirten die Handschriften, welche sie besaßen, nach dem kritisch hergestellten Text der mit Kuhblut gedruckten englischen Ausgabe. War dies nicht ein merkwürdiges Capitel in der Geschichte der indischen Religion? Jetzt stehen die Dinge schon ganz anders. Meine Ausgabe wird dankbar benutzt, oft auch gründlich kritisirt. Die vedischen Studien haben in Indien selbst einen mächtigen Aufschwung erlebt. Wie die Editio Princeps des griechischen Textes des neuen Testaments von Erasmus eine neue Periode in der Geschichte der christlichen Religion eröffnete, so hat auch in Indien das neubelebte Studium des Textes des Rig-Veda die Geister aufgeweckt und aufgeklärt und eine Reformation vorbereitet, die wir selbst nicht mehr erleben werden, die wir aber doch im Geiste schon wie vor Augen sehen, weil sie eben unvermeidlich ist.

Man hatte also damals in Indien, oder wenigstens unter den aufgeklärten Leuten in Indien, eine Kirche und eine Religion, ohne ein heiliges Buch. Nichts stand zwischen dem Menschen und seinem Gott; die Stimme des Gewissens und der uns eingepflanzte Wahrheitssinn, der wahre heilige Geist, waren die einzigen religiösen Führer, an die man sich halten konnte. Der Verein machte große Fortschritte, namentlich nachdem ein junger Mann, Namens Keshub Chunder Sen, im Jahre 1857 ihm beigetreten war und bald einen Alles überwältigenden Einfluß gewann. Er und Debendranâth wirkten lange einträchtig zusammen. Endlich aber war das eifrige Vordrängen des jungen Apostels doch zu viel für den älteren Mann. Wir können es schwer begreifen, welchen Kampf es kostet, alte heilige Gebräuche, einen nach dem andern, aufzugeben, namentlich wenn sie an sich selbst harmlos, ja vielleicht sogar für das praktische Leben heilsam sind. Keshub Chunder Sen bestand darauf, daß jeder Brâhmo, d. h. Jeder, der ein Mitglied seiner reformirten Kirche werden wollte, die heilige Schnur des Brahmanen wegwerfen müsse. Dies geschah. Als aber Keshub Chunder Sen seine Kirche immer mehr denationalisirte, und sich immer mehr und mehr dem Christenthum näherte, da brach Debendranâth seinen Bund mit ihm, und Keshub gründete nun einen neuen Verein, der sich die Brâhmo-Samâj of India nannte, während die alte conservative Partei den Namen Adi-Brâhmo-Samâj annahm, d. h. die erste Brâhmo Samâj. Dies geschah im Jahre 1866. Der Bruch zwischen den

beiden Führern der religiösen Reformation in Indien, und zwischen ihren Parteien hatte seinen Grund weit mehr in socialen und nationalen, als in religiösen Fragen. Die beiden Parteien kamen immer schärfer auf einander, und der Einfluß von Keshub Chunder Sen nahm außerordentlich zu. Seine Beredtsamkeit war überwältigend, und als er im Jahre 1870 nach England kam, strömten Tausende zu seinen Vorlesungen. Er kam bald zu mir nach Oxford, und wir hatten lange Gespräche über die Religionen der Vergangenheit und, was uns noch mehr am Herzen lag, über die Religion der Zukunft. In allen wesentlichen Punkten war er wirklich ein Christ, und als ich ihm dies einmal sagte und ihn fragte, weshalb er dies nicht offen ausspreche, sagte er: „Nun, wenn man nach dreißig Jahren entdeckte, daß ich in allen wesentlichen Lehren ein Christ gewesen, was würde es schaden? Jetzt würde ich den Grund unter meinen Füßen verlieren, wollte ich mich taufen lassen."

Der Grund unter seinen Füßen fing aber schon mächtig zu schwanken an. In Indien selbst war sein Ansehen so groß geworden, daß es, wie immer, an Neidern nicht fehlte. Er selbst trat oft mit solchem Selbstbewußtsein, nein, mit einem so festen Glauben an seine eigene göttliche Erleuchtung auf, daß man ihn wie alle Propheten am liebsten gesteinigt hätte. Dazu kam, daß er seine Tochter an einen jungen Râjah verheirathete, bevor sie das von ihm selbst verlangte Alter erreicht hatte. Ich habe ihn damals gegen die gehässigen Angriffe seiner alten Freunde öffentlich vertheidigt, obgleich ich wohl bemerkte, daß sein Geist in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr das alte Gleichgewicht besaß, und daß er oft wie ein von Gott Besessener sprach und handelte. Die letzten Jahre seines Lebens waren voll von trüben Erfahrungen. Seine besten Freunde fielen von ihm ab, und im Jahre 1878 wurde er seines Amtes als Haupt der Brâhmo Samâj entsetzt. Die Dissidenten bildeten nun eine neue Gemeinde, die Sâdhârana Brâhmo Samâj, d. h. die katholische Gemeinde der Brâhmas. Keshub Chunder Sen arbeitete jedoch unermüdlich weiter, aber nicht nur sein Geist, sondern auch sein Körper unterlag langsam der übergroßen Aufregung und Anstrengung. Er starb im Jahre 1884. Schön war es, zu sehen, wie sein alter Freund und sein mächtiger Gegner, Debendranâth Tagore, an sein Sterbebett kam, um ihn seiner in allen Kämpfen des Lebens unveränderten Liebe zu versichern! „Wenn ich ihn bei mir hatte," sagte der alte Mann, „dünkte ich mich reicher als alle Könige der Welt. Wenn wir zusammen saßen oft bis ein oder zwei Uhr am Morgen, merkte ich nie, wie die Zeit verging. Nichts kann je den Bund unserer Seelen zerstören." Bis zu seinem Tode sprachen sie über die Zukunft Indiens, wie man dem Volke eine neue Religion schenken, ja wie man aus allen Religionen der Welt eine neue Religion zusammenschmieden könne, die Himmel und Erde verbinden, die wie eine goldene Kette die Herzen aller Völker umschlingen sollte. So sah der alte Mann seinen langen Gegner, seinen besten Freund, den er geliebt, wie nur ein Mann einen Mann lieben kann, vor seinen Augen hinscheiden, als sein Werk nur halb, ja kaum halb vollendet war. Seit seinem Tode scheint alles Leben aus der Gemeinde verschwunden. Es fehlt das warme Herz, das für Alle schlug. Sein natürlicher Nachfolger wäre Pratâp Chunder Mozumdâr gewesen, der mich ebenfalls in Oxford aufgesucht hat, der aber leider bei dem Tode Keshub Chunder Sen's abwesend war. Kleinliche Interessen, Neid, Eifer-

sucht, Intoleranz haben bis jetzt die Entwicklung einer neuen Religion in Indien verhindert, oder sagen wir lieber verzögert, denn das Werk, von Râmmohun Roy begonnen, von Debendranâth Tagore, Keshub Chunder Sen fortgeführt, wird nie verloren gehen, und wenn Indien sich dereinst einen neuen Tempel erbaut, kann es nur auf den Grundlagen geschehen, die Râmmohun Roy, Debendranâth Tagore und Keshub Chunder Sen gelegt haben. Wer für die Wahrheit lebt, der lebt für die Ewigkeit, denn die Wahrheit ist ewig und hat keine Eile.

Noch einen Freund aus Indien möchte ich Ihnen vorführen, und diesmal keinen Mann, sondern eine liebenswürdige, junge Frau, deren Namen Sie wohl auch schon gehört haben, ich meine Râmabâi. Auch ihr Leben ist eine ernste Tragödie gewesen und ist es noch. Es ist eben das Schicksal der Menschen, die in Uebergangsperioden leben, daß sie, wenn sie ehrlich sind und das Beste und Höchste wollen, zu Märtyrern werden müssen.

Râmabâi war die Tochter eines aufgeklärten Brahmanen, der mit Frau und Kindern im Frieden eines indischen Dorfes lebte. Indien lebt eben in Dörfern. Die großen Städte sind die Ausnahmen, oder, wie Einige sagen, die Auswüchse der indischen Gesellschaft. Der Vater bewies seine Freiheit von allen Vorurtheilen, indem er seiner Tochter dieselbe Erziehung gab wie seinem Sohn. Diese Erziehung bestand im Erlernen der heiligen Sanskritsprache und im massenhaften Auswendiglernen von alten Sanskrittexten. Es war eine der ältesten und gelehrtesten brahmanischen Familien, die Kauthumas, zu denen der Vater gehörte. Als ich einmal Râmabâi fragte, wie sie wisse, daß sie zu dieser alten vedischen Familie gehöre, sagte sie ganz erstaunt und ganz einfach: „Aber wer hat es denn je bezweifelt?“ Die Erziehung jedoch, die der Vater seiner Tochter gab, war so gegen alle Ordnung, daß Râmabâi sich schon von Kindheit auf unter einer Art von socialem Bann fühlte. Die kleine Familie lebte mehr und mehr für sich allein, und Râmabâi wuchs heran, ohne, wie es sich in Indien gehört, als junges Kind verlobt und verheirathet zu werden. Sie war ganz glücklich, obgleich sie nicht wie andere Mädchen war. Aber plötzlich starben Vater und Mutter. Was war nun zu thun? Eine Frau in Indien muß Jemandem zugehören, sie muß, um zu existiren, einen Vater, einen Ehemann, einen Sohn oder einen Bruder haben. Sie schloß sich also ihrem Bruder an, und da man in ihrem Dorf sie etwas scheel ansah, so gingen Bruder und Schwester zusammen auf die Reise und wanderten zu Fuß über einen großen Theil von Indien, indem sie sich ihren Unterhalt durch Recitationen von Sanskrittexten erwarben. Dies ist ein anerkannter Beruf in Indien, sowie es früher in Deutschland der der fahrenden Sänger war. Râmabâi und ihr Bruder wurden bald berühmt durch ihre Kenntnisse; das Leben wurde wieder heiter für sie, als plötzlich ihr Bruder einer schnellen Krankheit erlag. Was sollte jetzt das junge, hübsche Mädchen machen? Ihre Stellung war unmöglich geworden, und es blieb ihr nichts übrig, als einen jungen Mann zu heirathen, der gebildet war, sein Examen gemacht hatte und eine Schullehrerstelle einnahm.

Wiederum kam ein glückliches, heiteres Jahr für Râmabâi, aber nach einem Jahre, nachdem sie eben Mutter geworden, starb ihr Mann. Ihr Herz war gebrochen, aber nicht ihr Muth. Sie wollte jetzt für ihr Kind, ein hülfloses

Mädchen, leben, und fühlte nur um so stärker den Beruf in sich, die Lage der Frauen in Indien, und namentlich die der jungen Wittwen, so viel in ihren schwachen Kräften lag, zu verbessern und wenigstens erträglich zu machen. Da sie Englisch gelernt hatte, fand sie bei der Regierung Arbeit als Uebersetzerin. Auch wagte sie bereits öffentlich für die Sache der Frauen aufzutreten. Dies war bisher in Indien etwas ganz Unerhörtes, aber bald wurde ihr Name nicht nur bekannt und berühmt, sondern auch geachtet und verehrt unter ihren Landsleuten, namentlich unter den Frauen. Da kam ihr die Idee, nach England zu gehen, um Medicin zu studiren. Sie hatte gesehen, wie viel körperliches und seelisches Elend die Vernachlässigung der einfachsten Gesundheitsregeln unter den indischen Frauen verursachte. Kein Mann konnte als Arzt an das Krankenbett einer Frau gerufen werden, und Tausende siechten und starben hin ohne ärztlichen Rath, ohne Hülfe bei ihren Leiden. Râmabâi machte es möglich, sich genug Geld zu sparen, um mit ihrem Kinde und mit einer Begleiterin bis nach London zu kommen. Hier aber waren ihre Geldmittel gänzlich erschöpft. Was sollte sie thun in dem großen, wildfremden London? Sie hatte glücklicherweise in Poona die Bekanntschaft einiger Engländerinnen gemacht, die dort als wohlthätige Schwestern unter den Eingeborenen arbeiteten, und die ihren Hauptsitz nicht weit von London in der Nähe von Reading hatten. An diese wandte sie sich um Hülfe; doch, ehrlich wie sie stets war, bemerkte sie zugleich, daß nichts sie bewegen würde, ihre eigene Religion, die sie sehr hoch schätzte, mit der christlichen zu vertauschen. Trotzdem nahmen die guten Schwestern sie, ihr Kind und ihre Begleiterin bei sich auf. Nachdem sie etwas geruht, kam auch sie zu mir nach Oxford mit der Absicht, ihre medicinischen Studien anzufangen. Aber sie sollte noch immer keine Ruhe finden. Ihre Freundin, geistig überreizt durch die lange Reise und das ungewohnte Leben in einem fremden Lande, bildete sich ein, daß man sie durch List oder Gewalt zum Christenthum bringen wollte. Sie machte also in einer Nacht einen Mordversuch auf Râmabâi und nahm sich dann selbst das Leben, um ihre Seele zu retten. Râmabâi war durch und durch von dieser Schreckensthat erschüttert, und als sie wieder zu uns nach Oxford kam, waren ihre Nerven so zerstört, daß sie nie für sich allein in einem Zimmer wohnen oder schlafen konnte. Nachdem sie endlich sich so weit erholt hatte, daß sie ihre medicinischen Studien beginnen wollte, kam ein neuer schwerer Schlag. Die Arme verlor ihr Gehör. Solche Schicksalsschläge hätten wohl das stärkste Herz zerschmettern können, aber Râmabâi blieb stark und hielt aus. Sie war bei mir im Hause wie ein kleiner Vogel, dem man die Flügel gebrochen, aber sie sang fort trotz alledem. Ihr Gedächtniß war wunderbar und setzte alle meine Freunde in Erstaunen. Sie wußte mehr Sanskrit auswendig, als was die Iliade und die Odyssee ausgefüllt hätte. Selbst Gelehrte wollen nicht glauben, wie viel alte Literatur durch Gedächtniß und mündliche Ueberlieferung geschaffen und erhalten werden konnte. Hier hatten sie den sprechenden Beweis und konnten sich überzeugen, daß Wolf seine alten Griechen besser kannte, als die neuen Skeptiker. Von Sanskrit konnte aber Râmabâi nicht leben, obgleich sie mehr wußte als manche, die sich bei uns Professoren des Sanskrit nennen. Da sie, wegen ihrer Taubheit die Absicht, Medicin zu studiren, aufgeben mußte, faßte sie den Entschluß, sich zu einer Lehrerin und Krankenwärterin auszubilden. Sie

fühlte die Pflicht, ihr Leben, verstört wie es war, nützlich zu machen. Sie hatte das alte indische Gefühl, daß jeder Mensch als Schuldner geboren werde, und daß wir unsere Schuld an Gott, an unsere Eltern und an unsere Lehrer durch gute Werke abzuzahlen haben. Sie wollte namentlich das unglückliche Loos der sogenannten Kinderwittwen in Indien erträglicher machen. Sie wissen, daß es in Indien für eine Schande gilt, wenn die Eltern keinen Mann für ihre Töchter finden. Deshalb werden die jungen Mädchen oft schon von ihrem sechsten Jahre an verlobt und die meisten sind vom zehnten an verheirathet. Stirbt nun ihr Mann, so ist die Wittwe zeitlebens eine Unglücksperson in der Familie. Sie nimmt an keinen Festlichkeiten Theil, darf sich nie schmücken; ja es wird ihr das Haar abgeschnitten, und die schwerste Arbeit im Hause fällt ihr zu. Da es nun aber oft schwer ist, einen passenden Mann zu finden, so hat sich in Indien eine Classe von Brahmanen gebildet, die bereit sind, für ein kleines Honorar Dutzende von jungen Mädchen zu heirathen, sie als ihre Frauen anzuerkennen, ohne sie oft auch nur gesehen zu haben. Stirbt nun ein solcher Ehemann, so hinterläßt er Dutzende von Wittwen, deren Loos sehr bedauernswerth ist. Denn da viele von ihnen ohne den Halt und Schutz von Seiten ihrer eigenen Familie oder ihres Ehegatten sind, fallen sie oft in schlechte Hände und füllen dann die Reihen der verworfensten Classe der menschlichen Gesellschaft.

Nach all' den Erlebnissen, mit denen Râmabâi zu kämpfen gehabt, war sie noch nicht viel über fünfundzwanzig Jahre alt, und je mehr sie ihre Vereinsamung fühlte, desto mehr zog es sie zu andern Menschen hin, desto tiefer spürte sie das Bedürfniß, Jemandem anzugehören. So entschloß sie sich auf eigenen Antrieb und mit voller Offenheit, der christlichen Gemeinde beizutreten, von der sie so viel Güte und Liebe empfangen hatte. Während sie früher sagte, daß eine gute Brahmanin ebenso gut sei wie eine gute Christin, wollte sie jetzt ihren Landsleuten zeigen, daß eine gute Christin so gut sein könne, wie eine gute Brahmanin. Und dies hat sie auch redlich gethan. Muthig machte sie sich auf, sammelte die Mittel zu ihrem Unternehmen in England und Amerika, lernte, was sie lernen konnte und was sie zu ihrem neuen Beruf in Indien bedurfte, ging dann in ihr Vaterland zurück, und hat jetzt in Poona eine Schulanstalt für junge Mädchen und junge Wittwen, die sie zu Lehrerinnen und zu anderen nützlichen Zwecken heranbildet. Sie streut köstlichen Samen aus, der in der Zukunft reiche Früchte tragen kann und tragen wird. So viel Geld, als sie braucht, scheint zusammen zu kommen, ohne daß sie viel zu betteln hat, und jede Gabe, auch die kleinste, wird dankbar angenommen. Es ist wahr, eine Schule für vierzig bis fünfzig Kinder und Kinderwittwen scheint wie ein Tropfen im Ocean, wenn man bedenkt, daß es in Indien Tausende von Kinderwittwen gibt. Aber Râmabâi besitzt den Muth, den nur Wenige haben, Gutes im Kleinen und im Stillen zu thun. Sie ist glücklich in ihrer Arbeit, so weit man nach solchem Unglück, als sie getroffen, noch von irdischem Glück sprechen kann. Sie trägt ehrlich die Schuld ab, welche das Leben, wie Manu sagt, uns Allen auferlegt.

Und hier darf ein anderer indischer Freund von mir nicht vergessen werden, der den ersten Anstoß zur Abschaffung der Kinderheirathen und zur Verbesserung

der socialen Stellung der Kinderwittwen in Indien gab, Behramji Malabari. Er ist seiner Religion nach ein Parse, und dies hat ihm seine Stellung als Reformator indischer Uebelstände oft recht schwierig gemacht. Selbst diejenigen Indier, welche sich ihrer socialen Uebelstände vollkommen bewußt waren, wollten sich nicht gern von einem Ungläubigen bemäkeln lassen. Malabari machte sich zuerst als ein junger Dichter und Schriftsteller in Guzerathi bekannt, hat sich seitdem aber fast ausschließlich der Abschaffung der gesellschaftlichen Uebelstände in Indien gewidmet. Er ist der Herausgeber eines bekannten indischen Wochenblattes, des „Indian Spectator". Oft ist er bei mir in Oxford zum Besuch gewesen, und oft habe ich aus seinem Munde Nachricht über die öffentliche und unöffentliche Meinung des indischen Volkes erhalten, wie man sie in Indien selbst nur schwer erhalten kann. Die Indier haben Zutrauen zu mir, weil sie mich nicht als einen Engländer betrachten und weil sie wissen, daß was man mir anvertraut, sicher liegt. Die Opfer an Zeit, an Kraft und an Geld, welche Malabari seiner guten Sache gebracht hat, sind nur Wenigen bekannt und übersteigen weit das Maß der Opfer, welche selbst die ehrsüchtigsten Parteigänger in England ihrer Partei zu bringen gewohnt sind, und wofür sie ihr quid pro quo nicht nur erwarten, sondern verlangen. Malabari scheint keine Ehrsucht zu haben. Er will sein Leben theuer verkaufen, nicht aber sich selbst; und das Bewußtsein, etwas Gutes gewirkt zu haben, ist ihm mehr werth, als Titel und Orden, wie sie die englische Regierung so freigebig an Würdige und Unwürdige vertheilt. Sein Name und der Name Râmabâi werden in Indien genannt und geehrt bleiben, wenn von vielen anderen Namen nichts als die Buchstaben C. I. E. oder K. C. I. E. übrig sind. Solche Männer und Frauen sind das Salz der Erde, und Indien ist nicht arm an solchem Salz.

Sie sehen, man kann Indien kennen lernen, man kann Freunde in Indien haben, auch ohne nach Calcutta zu gehen. Ich könnte Ihnen noch viel von anderen Freunden in Indien erzählen, mit denen ich in Correspondenz stehe. Manche schreiben Englisch, manche schreiben ihre Briefe in Sanskrit, Niemand besser, als meine liebe Freundin Râmabâi. Man sagt mir oft, ich kenne nur die besten Leute in Indien, nur die besten Gedanken, wie sie in der classischen Literatur des Landes aufbewahrt sind. Es mag ja sein, daß ich mir eine zu schöne Idee von Indien und den Indiern mache. Aber eben deshalb bin ich ganz froh, daß ich nicht selbst nach Indien gegangen bin. Ich meine, man kann nie zu gut von den Menschen denken. Das Gute liegt in Allem, es kann nur nicht immer hervordringen, und oft scheut es das zu helle Licht des Tages. Es ist viel schwerer, in allen Dingen und in allen Menschen das Gute zu entdecken, als das Schlechte. Jeder Recensent, sei es in der Kunst, sei es in der Wissenschaft, sei es in der Freundschaft, spricht nur zu gern von dem, was ihn stört, und betrachtet alles Gute und Liebe als selbstverständlich. Der wahre Kritiker hat Augen für das Gute, weit mehr als für das Schlechte, und der wahre Mensch weiß, wie Recht der Dichter hat, wenn er sagt:

Ein schöner Wahn, der mich entzückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt.

H. Taine.

Ein englisches Tagebuch aus der französischen Schreckenszeit.

I.

Auf der Todtenliste der jüngsten Zeit stehen drei französische Namen von unangefochtener Berühmtheit: die Namen Renan, Taine und Ferry. Den beiden Letztgenannten ist das eigenthümliche, in Frankreich fast unerhörte Loos zugefallen, im Auslande wärmere und allgemeinere Anerkennung gefunden zu haben, als im Vaterlande. Rücksichtlich Ferry's ist das auf Ursachen äußerlicher, wenn man will zufälliger Natur zurückzuführen — rücksichtlich Hippolyte Taine's dagegen auf tiefliegende, für das moderne Frankreich außerordentlich bezeichnende Gründe. Wie die Brüder Grimm ihrer Zeit als diejenigen Deutschen haben bezeichnet werden dürfen, deren Denk- und Auffassungsweise zu der des achtzehnten Jahrhunderts im deutlichsten Gegensatz gestanden, so kann von Taine behauptet werden, daß er unter allen bekannt gewordenen Franzosen unserer Tage von der in Frankreich herrschenden Bildungs- und Geistesrichtung am weitesten entfernt gewesen. Oder um in seiner eigenen Sprache zu reden: in so nachdrücklicher Weise, wie Taine, hat kein Anderer das aus der französischen Revolution hervorgegangene System des politischen Rationalismus, „wie es der classische Geist und die herrschende Ideologie nach mathematischem Muster errichtet hatten", für unauskömmlich erklärt. Weil er keinen der „sechs" Grundsteine gelten ließ, auf welche der „große Architekt des modernen Frankreichs" das Gebäude dieses Staates aufgerichtet und an denen keine der drei Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts zu rütteln gewagt hatte, ist Taine der Mehrzahl seiner Landsleute unverständlich geworden!

Die Sache Taine's gegen das heutige Frankreich zu führen, würde einer deutschen Zeitschrift übel anstehen. Näher liegt es, auf die Gründe einzugehen, welche dem Verstorbenen diesseit der Vogesen eine nicht ganz unerhebliche Zahl von Anhängern und Freunden erworben haben.

Principieller Natur sind diese Gründe nicht gewesen. Taine's Unternehmen, die naturwissenschaftlich-analytische Methode auf die philosophische und historische Arbeit anzuwenden, ist in Deutschland vielfach auf Widerspruch gestoßen; daß er von Hegel zu Condillac, dem Philosophen der Erfahrung und Beobachtung, zurückkehrte, und daß er, wie sein Freund Vacherot gesagt hat, seitdem „für die

Speculationen der älteren Metaphysik blind blieb", hat man auch bei uns für bedauerlich angesehen; gegen die Ergebnisse seines Hauptwerkes, der Untersuchung „Ueber den Ursprung des heutigen Frankreichs", haben sich gewichtige Stimmen (u. a. diejenige Heinrich von Sybel's) erhoben; endlich dürfte Taine's Theorie von der absoluten Bedingtheit jeder Kunsterscheinung durch das sie umgebende „milieu" in dem Vaterlande Goethe's und Schiller's, Mozart's und Beethoven's eine noch geringere Zahl von Anhängern zählen als in der Heimath Voltaire's und Diderot's. Nicht wegen, sondern trotz der Eigenthümlichkeit seiner Methode hat der „naturaliste de l'âme" bei uns reichere und dankbarere Anerkennung gefunden, als bei Denen, die ihm die Nächsten waren. Was wir an ihm bewunderten, waren ebenso Tugenden des Charakters wie Tugenden des Geistes: rücksichts- und vorurtheilslose Wahrheitsliebe, unermüdlicher Fleiß und eine Fähigkeit zu lichtvoller Zusammenfassung der gewonnenen Resultate, wie sie in gleichem Maße kaum ein anderer Vertreter geschichtlicher Forschung besessen. Mit einer Kühnheit, die in dem autoritätssüchtigen Frankreich heldenmüthig genannt werden kann, hat Taine den Dilettantismus dessen, was in Frankreich Philosophie heißt, beim Namen genannt; gegenüber dem landläufigen Anspruch auf den Primat französischen Geistes hat er die geschichtliche Bedeutung englischer Civilisation und Literatur erläutert — endlich, in seinem Hauptwerke den Grundirrthum des in den Ergebnissen der großen Revolution verkörperten politischen Rationalismus nachgewiesen und dadurch den Wahn, als ob Staatseinrichtungen irgend wo, irgend wann und unter irgend welchen Voraussetzungen a priori construirt werden könnten, an dem Beispiel Frankreichs ein für alle Mal als solcher gekennzeichnet.

Was es damit auf sich hat, kann vollständig nur da ermessen werden, wo man über die abergläubische Verehrung Bescheid weiß, welche die Franzosen nahezu aller Richtungen und Parteien den Ergebnissen ihrer großen Revolution und dem durch diese vollzogenen Bruch mit der Vergangenheit ihres Landes zollen. Die Aufstellung, daß die Zertrümmerung der Grundlagen des alten Frankreichs zu einer Atomisirung des Volksthums geführt und an die Stelle eines lebendigen Organismus einen wohl ausgeklügelten, aber innerlich leblosen Mechanismus gesetzt habe — diese Aufstellung hatte für die Erben der größten und verwegensten Umwälzung aller Zeiten eine so erschreckende Bedeutung, daß Widerspruch und unbedingte Ablehnung derselben durchaus begreiflich erscheinen. Die Sache selbst kommt aber nicht nur für Frankreich, sondern auch für uns in ernsthaften Betracht. Noch ist der Zusammenhang zwischen den großen Culturvölkern Europa's ein so enger, daß Irrthümer wie Einsichten einer Nation vom Range der französischen für alle Theile der gebildeten Welt von weittragender Bedeutung sind. Der franzosenfreundlichste [aller bedeutenden Deutschen unserer Tage, Karl Hillebrandt, hat in dieser Rücksicht ein Wort gesagt, das heute die nämliche Beachtung verdient wie zur Zeit seiner ersten Veröffentlichung (1878):

„Das Ideal von der Gleichheit aller Bürger, vom Laienthum des Staates, von der vorsorglichen Ordnung aller Lebensverhältnisse, von der Herrschaft der gezählten Mehrheit ... eben wegen seiner Hohlheit und Oberflächlichkeit ist es so gefährlich, so faßlich für die Mittelmäßigkeit, die überall die Mehrheit bildet, so zugänglich für

die Halbgebildeten, die in unserem Jahrhundert sich mehr und mehr in den Vordergrund drängen ... Ist zu verwundern, wenn jenes rationalistische Ideal, das der Mittelmäßigkeit die wohlfeile Befriedigung der Eitelkeit gewährt, es verstanden zu haben; das in der anmuthigen französischen Form gepredigt worden, das so wenige Pflichten auferlegt und so viele Rechte einräumt, sich so schnell über Europa verbreitet hat? ..."

Gegen dieses falsche Ideal in dem Lande seiner Entstehung und in Tagen bedingungslosen Cultus desselben nachdrücklicheres Zeugniß abgelegt zu haben, als irgend ein anderer Zeitgenosse, ist das unvergängliche Verdienst Hippolyte Taine's. Im Vollbesitz der Bildung seines Jahrhunderts, gewappnet mit einem geschichtlichen Material, wie es gleich umfänglich von keinem Forscher französischer Dinge erworben worden, ausgerüstet mit einer ebenso glänzenden wie männlichen Beredtsamkeit, hat er die Geschichte seines Landes einer Revision unterzogen, die an Ernst, Gewissenhaftigkeit und Unerschrockenheit ihres Gleichen in der gesammten neueren Literatur nicht hat. Daß dieses Werk unvollendet geblieben, haben auch Diejenigen als Verlust angesehen, die die bisher gewonnenen Ergebnisse desselben mit von Abschnitt zu Abschnitt zunehmendem Unmuthe aufnahmen. Ob dasselbe in der französischen Geschichtschreibung Epoche machen wird, wissen wir nicht: eine Stelle in der Weltliteratur wird ihm gesichert sein, so lange die französische Revolution unter die weltgeschichtlichen Ereignisse zählt.

II.

Drei Jahre vor Veröffentlichung des ersten Bandes seiner „Origines de la France moderne" ließ H. Taine die Uebersetzung eines in den Jahren 1792 bis 1794 geführten Tagebuchs erscheinen, das aus der Feder einer ungenannten Engländerin herrührte und im Jahre 1796 zum ersten Male gedruckt worden war. In der Vorrede zu dieser Publication bezeichnet Taine dieselbe seinen Landsleuten gegenüber als „bitteren und heilsamen Trank", und in dem zweiten Bande seines Hauptwerks gibt er den Lesern wiederholt von diesem Trank zu kosten und das aus Gründen höchst bezeichnender Art. Wichtiger als alle Darstellungen der „effets d'ensemble", an welche die Mehrzahl französischer Historiker des Revolutionszeitalters ihre Kraft gesetzt hatte, erschien dem Verfasser der „Origines" die Bekanntschaft mit einem ins Einzelne gehenden Bericht über die täglichen Erlebnisse und Beobachtungen einer unbefangenen Zeugin, „welche die Dinge so angesehen hat, wie wir es selbst gethan hätten, wenn wir zur Zeit der Revolution gelebt hätten." In Deutschland ist dieses kleine Buch[1]) so gut wie unbekannt geblieben. Zum einen Theil, weil es eines solchen „Tranks" weniger bedarf als unsere in revolutionären Ueberlieferungen stecken gebliebenen Nachbarn, zum andern Theil, weil der Umfang des Werkes eine Theilnahme an dem Gegenstande desselben voraussetzt, der in Deutschland nur noch ausnahmsweise gefunden wird, hat unsere Presse dieses Buch unbeachtet gelassen. Auf mehr als einzelne Mittheilungen aus demselben ist es auch in den vorliegenden Blättern

[1]) A residence in France, during the years 1792, 1794 and 1795 described in a series of lettres, from an English Lady. Französisch: Un séjour en France de 1792 à 1795, lettres traduites par H. Taine (1872).

nicht abgesehen: diese Mittheilungen aber dürften mindestens da Leser finden, wo man den Werth von Schilderungen wichtiger Ereignisse zu schätzen weiß, die aus directer Anschauung gewonnen, ohne jede politische Tendenz und einfach als selbsterlebte Thatsachen niedergeschrieben worden sind. Dazu kommt, daß die hier erörterten Dinge nicht Paris, sondern wenig beachtete französische Provinzialstädte zum Schauplatz haben, und daß schon aus diesem Grunde der Zustand, welchen die Staatsumwälzung in den Privatverhältnissen der Einzelnen hervorbrachte, im Vordergrunde steht. Gerade an solchen Darstellungen des Revolutionszeitalters hat es bisher vielfach gefehlt. Die Mehrzahl zeitgenössischer Aufzeichnungen aus den Jahren 1792—1794 ist raisonnirender, nicht beschreibender Natur; statt zu sagen, was sie selbst gesehen und gehört, berichten die Verfasser, wie sie und Andere geurtheilt haben, indem sie statt des Kreises, in welchem sie selbst Beobachtungen anstellen konnten, den bereits hundertmal beschriebenen Schauplatz der großen Entscheidungen zum Ausgangspunkt nehmen.

Heinrich von Treitschke hat bei Erörterung von französischen Zuständen der dreißiger Jahre gelegentlich gesagt, „daß wir die Kenntniß mancher weiland viel besprochenen Kammerdebatte willig hingeben würden, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt und was die Bauern der Provinzen über die Bourgeoisminister Ludwig Philipp's geklagt haben." An diese treffende Bemerkung wird man gemahnt, wenn man die Ausführungen der englischen Briefschreiberin darüber liest, wie die Ereignisse der Jahre 1792—1794 auf die wirthschaftliche und moralische Existenz der Bürger, Handwerker und Krämer von Lille, Amiens, Arras u. s. w. gewirkt, und welche Formen sie in dem Tagesleben der Bewohner dieser Klein- und Mittelstädte angenommen haben. Vornehmlich auf diesen Punkt werden die nachstehend wiedergegebenen Auszüge gerichtet sein. — Wir gehen ohne Weiteres in die Mitte der Sache hinein und bemerken nur noch, daß Feststellungen über Namen und Person der Verfasserin niemals haben getroffen werden können, obgleich die Schrift bereits bei ihrem Erscheinen Aufsehen erregte und binnen zwei Jahren drei Auflagen erlebt hatte. Der Herausgeber, John Gifford, hat das Geheimniß, woher ihm das betreffende Manuscript zugegangen, vor Mit- und Nachwelt streng gewahrt.

Lille, im Mai 1792.

„Ihr, die Ihr im Lande der Guineen und Schillinge lebt, könnt Euch keine Vorstellung von den Verlegenheiten machen, in welche wir durch den Mangel an gemünztem Gelde versetzt werden. Das einzige hier kursirende Geld ist Papiergeld (Assignaten) im Betrage von 5, 50, 100, 200 ꝛc. Francs. Jeden Einkauf müssen wir nach dem Betrage der Assignaten einrichten, die wir in Händen haben; entweder bleiben wir dem Verkäufer etwas schuldig oder umgekehrt. „Man könnte den Verstand darüber verlieren," sagte mir gestern eine alte Frau, „es wird mein Tod sein." Seit einigen Tagen suchen die Stadtbehörden dadurch zu helfen, daß sie kleine Scheine zu 5, 10, 15 und 20 Sous gegen Assignaten zu 5 Francs auswechseln. Die Zahl dieser billets de confiance genannten Scheine ist indessen so beschränkt und die Nachfrage so groß, daß das Stadthaus an den Ausgabe- und Wechseltagen von Frauen aus allen Theilen der Umgegend, als: Bäuerinnen, Kleinhändlerinnen, Fischweibern ꝛc. förmlich belagert wird. Zwei und drei Stunden vor Oeffnung der Wechselstelle haben

diese Personen die verfügbaren Plätze eingenommen, um die Wartezeit mit Austausch von Neuigkeiten und Schimpfen auf das Papiergeld auszufüllen . . . Mit diesem Ort verglichen, dürfte selbst der Thurm von Babel ein Paradies von Stille und Ruhe gewesen sein. Man hört nichts als Geschrei, Schimpfen und Zanken, — die Wartenden gerathen einander in die Haare, und nachdem sie den halben Tag gewartet, ihre Arbeitszeit verloren, ihre Kleidungsstücke zerrissen und einige Beulen davongetragen haben, gehen sie mit kleinen Zetteln im Gesammtwerth von fünf bis zehn Francs nach Hause, um sich damit während der folgenden Woche durchzuhelfen . . .

— Die tägliche Hochmesse, die ein auf die neue Verfassung beeidigter Priester abhält, wird von einer zahlreichen, aber schmutzigen und übelriechenden Gesellschaft besucht, während die von einem nicht beeidigten Priester celebrirte Nachmittagsmesse ein minder zahlreiches, aber gewähltes Publicum versammelt. Zahlreiche sonst religiös indifferente Leute sind strenge Papisten geworden, seit die Parteinahme für den heiligen Stuhl zum politischen Erkennungszeichen geworden ist."

Von besonderem Interesse ist, was die Briefschreiberin über den Einfluß der Revolution auf die ländlichen Verhältnisse und über den Verkauf der Nationalgüter, d. h. der der Geistlichkeit und den Corporationen abgenommenen Besitzthümer bemerkt:

„Aus guten Gründen sind die Pächter die wärmsten Freunde der Revolution. Während sie sich weigern, ihre Producte anders als gegen klingende Münze zu verkaufen, bezahlen sie ihre Pachten in Assignaten, ohne daß die Eigenthümer dagegen Einspruch erheben könnten. Den Pächtern wird allenthalben zugeredet, sogenannte Nationalgüter zu kaufen; es soll das indessen mit der Gefahr verbunden sein, daß übereifrige Käufer sich ihrer für den Betrieb erforderlichen Mittel berauben. Zur Zeit der Kreuzzüge verkauften unsere Vorfahren ihre Weiden, um dafür ein Pferd zu kaufen, — jetzt werden die Pferde in der Absicht verkauft, für den Erlös Weiden zu erwerben, und es läßt sich absehen, daß manche größeren Güter von ihren neuen Erwerbern werden vernachlässigt werden müssen. Seit Jahresfrist hat sich in den Grundbesitzverhältnissen eine ungeheure Umwälzung vollzogen . . . Die Neigung zur Emigration hat viele Edelleute zum Verkauf ihrer Güter bestimmt, und diese bilden zusammt dem Kron- und Kirchenbesitz eine große Masse, die plötzlich an den Markt gebracht worden ist.

. . . Unter den Beweggründen für die Auswanderung ist die Eitelkeit einer der mächtigsten. Der kleine Provinzial-Adel ahmt das Beispiel des auswandernden hohen Adels nach, weil er sich einbildet, dadurch, daß er mit jenem gemeinsame Sache macht, ihm rücksichtlich des Ranges gleich zu werden. Bei den Frauen gehört das jetzt zum guten Ton, und die Art und Weise, in welcher sie von ihren ausgewanderten Freunden reden, bezeugt eher Stolz als Bedauern."

Die vorstehend wiedergegebenen Notizen datiren aus den letzten Tagen des constitutionellen Königthums, dessen Sturz sich während des Sommers 1792 bereits mit Sicherheit voraussehen ließ. Die entscheidende Katastrophe (Erstürmung der Tuilerien und Abführung der königlichen Familie in den Saal der gesetzgebenden Versammlung, später in den Temple) trat bekanntlich am 10. August desselben Jahres ein, wurde in den Provinzialstädten indessen erst mehrere Tage später und auch dann nur allmälig bekannt. Unter dem Datum des 15. August (1792) wird darüber das Folgende berichtet:

„Am 9. dieses Monats traf der Brief eines Abgeordneten ein, der lebhafte Besorgnisse vor dem nächsten Tage aussprach und weitere Nachrichten verhieß, „falls er am Leben bleiben sollte". Folgenden Tages gab es weder Post noch Zeitungen, noch Eilwagen oder irgend welche Nachrichten: in Erwartung der Post blieben wir

die Nacht auf — die einzige Kunde brachte indessen ein durchreisender Kurier, der nichts weiter zu sagen wußte, als daß Paris „in Blut und Flammen stehe". Nach zwei ferneren, von quälender Unruhe erfüllten Tagen und Nächten, erhielten wir endlich sichere Nachrichten und zwar solche, welche die schlimmsten Befürchtungen überstiegen. Unser Abgeordneter ist, wie er vorhergesehen hatte, so schwer mißhandelt worden, daß er nicht hat schreiben können: er hatte sich zu Gunsten der von Lafayette beobachteten Haltung (Lafayette wünschte die constitutionelle Monarchie zu retten und hatte der gesetzgebenden Versammlung darüber in drohendem Tone geschrieben) ausgesprochen und zusammt seinen Gesinnungsgenossen dafür Bedrohungen und Mißhandlungen ausstehen müssen. Auf diese Weise war eine Mehrheit für die Absetzung des Königs erzwungen worden."

Das für den Sturm auf die Tuilerien und die Absetzung des Königs maßgebende Ereigniß war bekanntlich die Kunde von dem Anmarsch der preußisch-österreichischen Armee und von dem Inhalt der Proclamation gewesen, in welcher der Herzog von Braunschweig das meuterische Paris für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich gemacht hatte. Furcht vor der feindlichen Invasion und kriegerische Begeisterung für die Unabhängigkeit der Nation verbreiteten sich während der folgenden Tage von der Hauptstadt über das gesammte Land, ohne daß Parteiverschiedenheiten dabei einen Unterschied gemacht hätten. Die davon gewonnenen Eindrücke werden in einem zu Ilesdin (einer kleinen Grenzfestung) geschriebenen Briefe geschildert:

„Auf der Fahrt hieher wurden wir in jedem Dorf, jedem Hause mit dem Rufe „Es lebe die Nation" empfangen. In den Wirthshäusern wurden Bier „à la nation" und Zimmer „à la nation" angeboten. — Die Krämer verkaufen Taback und Puder „à la nation", und die Barbiere erbieten sich, das Haar „à la nation" zu schneiden und „à la nation" Zähne auszuziehen. Einwendungen gegen diese Beweise von Vaterlandsliebe sind nicht wohl möglich — die unaufhörliche Prüfung unserer Pässe durch Personen, die weder lesen noch schreiben können, bildet dagegen eine unerträgliche Geduldsprobe."

Bei ihrem Eintreffen in Arras (der Geburtsstadt Robespierre's) finden die Reisenden die Bevölkerung bereits mit der Beeidigung auf die neuen Principien der Freiheit und Gleichheit beschäftigt.

„Der bezüglichen Feierlichkeit soll fast ausschließlich der Pöbel beigewohnt haben. Mit den Zeitumständen angepaßter Galanterie hat der Präsident des Departements einer Frau Duchêne, — Aepfelverkäuferin und Präsidentin des Jacobinerclubs — den Arm geboten. Wie es heißt, ist die Dame bei dem Club in Ungnade gefallen, weil sie sich dazu herbeigelassen, öffentlich mit einem Manne von 40 000 Francs Renten-Einkommen zu erscheinen und dadurch der Aristokratie des Reichthums eine Höflichkeit zu erweisen . . .

Den 1. September. Die gegenwärtigen Zeitumstände sind mit einer großen und peinlichen Unbequemlichkeit verknüpft. Alle Leute, die irgend welche Werthgegenstände besitzen, beginnen ihr Geld und Silbergeschirr zu begraben, und da sie dabei ihre Dienstboten ins Vertrauen ziehen müssen, werden diese täglich fauler und unverschämter . . . Natürlich sind die Clubs zu förmlichen Heimstätten der Faulheit geworden — die Dienstboten begeben sich in dieselben, so oft es ihnen gefällt und ohne um Erlaubniß dafür zu bitten: wissen sie doch, daß keine Herrschaft unvorsichtig genug sein würde, ihre Dienerschaft „wegen patriotischer Theilnahme an Jacobiner-Versammlungen" zu entlassen. Selbst Diener, die sich nicht zu den neuen Principien bekennen, vermögen der Versuchung zum Mißbrauch der Stellungen nicht zu widerstehen, die sie als Mitwisser von Familienangelegenheiten erworben haben . . .

Die Mehrzahl der Freiwilligen, die sich zur Armee begeben, besteht aus alten Leuten und aus blutjungen Burschen, die durch hohen Sold und Mangel an anderweitem Erwerb angelockt werden. Ein Vogelhändler brachte uns neulich all' seine Vögel, indem er erklärte, daß er morgen an die Grenze abmarschiren werde. Als wir ihn fragten, wie er bei seinem Alter darauf komme, zur Armee zu gehen, erklärte er, er habe bereits früher gedient und brauche nur noch einige Monate, um pensionsberechtigt zu werden. „Aber Sie können inzwischen getödtet werden, und dann hilft Ihnen die Pensionsberechtigung nichts mehr." „Seien Sie ruhig," gab er zur Antwort, „ich werde mich zu schonen wissen — für dieses Lumpenpack schlägt man sich nicht, wie man sich für seinen König schlagen würde."

3. September. Die Wahlversammlungen haben ihren Anfang genommen. Zufälliger Weise geriethen wir in eine Kirche, in welcher der jüngere Robespierre (NB. Augustin Robespierre, ein — ziemlich harmloser — Bruder des Schreckensmannes) vor einer wenig zahlreichen und höchst unansehnlichen Versammlung seine Rede hielt; durch lärmende Beifallsbezeugungen suchte man den Mangel an stärkerer Betheiligung zu ersetzen . . . Wiederholt habe ich ansehnliche Landeseingesessene gefragt, warum sie sich durch die unwürdigsten und zügellosesten Bewohner der Stadt vertreten ließen; . . zu ihrer Vertheidigung machten die Befragten alsdann geltend, daß sie durch die Mehrzahl überwältigt und mißhandelt werden würden, wenn sie an den Wahlversammlungen Theil nehmen wollten, und daß es außerdem zur localen öffentlichen Sicherheit beitrage, wenn man die Lumpen und Unruhestifter als Volksvertreter nach Paris sende.

. . . Das Theater ist zur politischen Hochschule geworden, in welcher das Publikum zum Haß gegen Könige, Edelleute und Priester angestiftet wird. Dabei beobachtet man eine gewisse Reihenfolge. Vor Jahresfrist wurden alle menschlichen Verirrungen und Abscheulichkeiten durch Grafen und Marquis repräsentirt . . . jetzt ist die Anschwärzung der Geistlichkeit an die Reihe gekommen . . . Gewisse Aufführungen scheinen dazu bestimmt, die Zuschauer auf die Schließung der Frauenklöster und die Verbannung der Priester vorzubereiten. Da die alten Empfindungen noch nicht ganz ausgerottet sind, sucht man die jetzigen Verfolgungen durch Verleumdungen zu rechtfertigen . . . Zu diesem Behuf werden Mißbräuche und Bigotterien aller Länder auf die Scene gebracht, Rachsucht, Haß, Habsucht und Grausamkeit in den Theaterstücken so dargestellt, als ob sie unter der Maske der Religiosität und Dank der Straflosigkeit der Klöster freien Lauf gehabt hätten; gleichzeitig schildern Operetten und Farcen, deren Lächerlichkeit besondere Zugkraft übt, die Klöster als Freistätten der Ausschweifung, der Intrigue und des Aberglaubens . . . Da das Volk das Innere der Klöster nicht kennt, sieht es diese Dinge mit der Ehrfurcht an, welche das Geheimnißvolle auf Ungebildete zu üben pflegt. Geistliche Trachten waren früher auf der Bühne verpönt, so daß jetzige Vorstellungen, in welchen Klosterhöfe, Mönche, Nonnen, deren Trachten und Gebräuche vorkommen, die Masse anziehen. Aus den Neugierigen werden aber nur all' zu leicht Leichtgläubige."

Der Absetzung des Königs und der Ausschreibung der Wahlen zum Nationalconvent folgten bekanntlich die Pariser Gefängnißmorde vom 2. und 3. September auf den Fuß. Während die Wähler der Provinzen an die Wahlurnen schritten, war die Hauptstadt zum Schauplatz von Massenabschlachtungen geworden, wie sie seit den Greueln der Bartholomäusnacht nicht mehr erlebt. Auf den von diesen Mordthaten überraschten Provinzen lastete bleiernes Entsetzen; während die größeren Städte ähnliche Pöbelausschreitungen fürchteten, wurden die kleineren Orte von Pariser Flüchtlingen überschwemmt. Aus Amiens, wohin unsere Berichterstatterin sich gewandt hatte, schreibt sie das Nachstehende:

„Während der Convent seine Thätigkeit unter schlimmen Vorzeichen beginnt, hat sich der Pariser Bevölkerung panischer Schrecken bemächtigt, — alle Landstraßen sind

mit Wagen, alle Wirthshäuser mit Reisenden überschwemmt. Eine neue Paßverordnung ist erlassen und, wie es scheint, dazu bestimmt worden, dieser Wanderlust Schranken zu setzen. In Abbeville, wo wir zu später Stunde und sehr ermüdet eintrafen, wurden wir auf die Municipalität geführt, wo man unsere Personen mit den Signalements der Pässe verglich, — in den Wirthshäusern mußten wir unsern Namen nebst Angaben über unsern Geburtsort, Ausgangspunkt und Ziel der Reise in ein Buch tragen. Sie werden meinen, daß das eher nach der Blüthezeit der Inquisition, als nach den Anfängen einer Republik schmeckt, — die Franzosen haben indessen andere Meinungen über die Freiheit und lassen sich dergleichen in aller Ruhe gefallen . . .

Die Bewohner Amiens' sind sogenannte Aristokraten, — nichts desto weniger aber berechnen sie bei dem Eintreffen von Flüchtlingen aus Paris die Summen, die sie denselben abpressen können, und setzen ihre Ansprüche um keinen einzigen Franc herunter. Gleich den Staatspapieren sind die Wohnungen zu Gegenständen der Speculation geworden, deren Preise je nach Ab- und Zunahme der öffentlichen Verlegenheiten sinken und steigen. Die Wohnungsvermiether, an welche wir uns hier wendeten . . . erklärten wiederholt, daß sie ihre Zimmer mit größerem Vortheil würden vermiethen können, wenn die Wirren in Paris zunehmen sollten.

Die Kleingeld-Noth ist dabei in abermaliger Zunahme begriffen. Verschiedenen Gemeinden, welche gegen das Staatspapiergeld Scheine zu 5, 10 und 15 Sous ausgegeben hatten, haben Bankerott gemacht und dadurch ein so allgemeines Gefühl der Unsicherheiten hervorgerufen, daß die in der einen Stadt ausgegebenen Scheine in der anderen nicht mehr angenommen werden.

Ende October. Wie allenthalben haben die unteren Klassen auch hier die Gewohnheit, Ministern und Regierungen alle Verantwortlichkeiten, auch diejenigen für Naturerscheinungen aufzubürden. Als ich einer Frau, die mir Früchte brachte, die Bemerkung machte, daß die Weintrauben in diesem Jahre schlecht und theuer seien, gab sie zur Antwort: „Du lieber Gott, die Trauben werden ja nicht reif! Es scheint, daß Alles schlecht geht, seitdem man die Nation erfunden hat.

Im November. Die Vertreibung der (sc. unbeeidigten) Priester hat die erwartete Wirkung bis jetzt nicht geübt. Die Messen werden allerdings nur von beeidigten Geistlichen abgehalten, das Volk weiß die Gesetze indessen ebenso geschickt zu umgehen, wie die Regierenden sie zu fabriciren wissen; da die Leute die Kirchen durch die Anwesenheit beeidigter Priester entweiht glauben, strömen sie auf Kirchhöfe und in alle Kapellen, die längere Zeit außer Benutzung gewesen und darum von constitutionellen Geistlichen und den durch diese abgehaltenen Messen „rein" geblieben sind. Der St. Denys-Kirchhof von Amiens ist trotz seines beträchtlichen Umfanges an den Sonntagen so überfluthet, daß es kaum möglich ist, in denselben hineinzutreten.

December. Es ist jetzt Mode geworden, sich „Bürger" (citoyen) zu tituliren, einerlei ob man aus Paris oder aus Peru herstammt. Zu dem herrschenden System stimmt das genau: fühlbare Uebelstände und eingebildete Reformen bilden die Signatur desselben. Dem Volke wird mit Worten geschmeichelt, während man ihm die wirklichen Vortheile entzieht . . . Mag die Gleichheit anderswo existiren, in Frankreich wird sie sich niemals einbürgern. Die Franzosen sind an Unterordnung gewöhnt und stützen sich gewohnheitsmäßig auf etwas Höheres: wird eine höhere Klasse gestürzt, so tritt sofort eine andere an ihre Stelle. Jetzt wird der Kaufmannsstolz die Rolle des Adelsstolzes übernehmen. Der Einfluß der Reichen macht sich bereits durch den Ankauf der Nationalgüter geltend, indem die verödeten Abteien und verwüsteten Adelsschlösser zu Lusthäusern üppiger Geschäftsleute werden." —

Der Ereignisse, welche während des Decembers 1792 und Januars 1793 die halbe Welt beschäftigten, des Processes und der Hinrichtung des unglücklichen Königs geschieht in den Tagebüchern der Reisenden keine ausdrückliche Erwähnung. Die Stelle von Betrachtungen über diese — aus ungezählten anderweiten Darstellungen bekannten — Vorgänge, nehmen außerordentlich feine Bemerkungen

über den französischen Nationalcharakter und über die Beeinflussung desselben durch die revolutionären Erschütterungen ein. Kenner französischer Menschen und Eigenthümlichkeiten werden durch die außerordentlich zutreffende Beobachtung überrascht werden, welche die Schreiberin a. a. O. über die Wirkungen des Ehescheidungsgesetzes von 1792 macht:

„Aus den Zeitungen werden Sie wissen, daß die Ehescheidung jetzt unter den dürftigsten Vorwänden erlangt werden kann. Eine Dame unserer Bekanntschaft ist in Veranlassung des bezüglichen Decrets Republikanerin geworden und gedenkt sich der neuen Freiheit zu bedienen. Ich glaube aber nicht, daß dergleichen Fälle allzu häufig vorkommen werden. — Mit gutem Grunde macht man den Französinnen Hang zu Liebesabenteuern zum Vorwurf: sind sie auch vielfach unbeständige Gattinnen, so sind sie doch auch in der Regel treue Freundinnen. Den Ehemann, den sie dem Liebhaber opfern, verlassen sie darum noch nicht, und der gemeinsamen Interessen nehmen sie sich so eifrig an, als ob sie durch die wärmste Hingabe geleitet würden. Frau C., der wir in der Gesellschaft häufig begegnen, ist zum Beispiel die Frau eines Ausgewanderten, und man behauptet, daß sie sich über die Abwesenheit des Gemahls zu trösten wisse. Nichts desto weniger macht sie die unermüdlichsten Anstrengungen, um ihrem Gatten Geld zu verschaffen. Ihrer Fürsorge für ihn bringt sie die eigne Sicherheit zum Opfer und bei einem ihrer wärmsten Verehrer hat sie durchgesetzt, daß er seine Abreise an die Grenze beschleunigt, um dem Ehemann eine mühsam zusammengebrachte Geldsumme zu übermitteln. Dergleichen Fälle kommen häufig vor, und da der Franzose seinem Interesse alles Uebrige hintansetzt und zugleich fügsamer ist als der Engländer, so erledigen dergleichen Fälle sich häufig auf freundschaftliche Weise, und hört man von Trennungen eigentlich nur selten reden."

Zu den merkwürdigsten Zügen des französischen Nationalcharakters zählt die Verfasserin die Ergebung in das, was für unvermeidlich gehalten wird.

„Für jeden Unglücksfall hat der Franzose eine tröstende Redensart bei der Hand, die er indessen so ernsthaft nimmt, daß er sie nicht nur bei dem Unglück Anderer, sondern auch bei eignen schweren Prüfungen in Anwendung bringt. Stirbt Einem die Frau, so sagt er: „Sie müssen sich zu trösten suchen", — fällt man in Krankheit, so heißt es: „Man muß Geduld üben", — verliert man sein Vermögen, so sagt er, indem sein Gesicht sich verlängert, mit einiger Theilnahme: „Das ist recht unglücklich, aber — was soll man machen". Man muß ihnen aber die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, daß sie diese Trostgründe auch auf sich selbst anwenden. Diese Stimmung, die dem Reichen die Ruhe wahrt, verhärtet den Armen im Gefühl des Elends: bei dem Ersteren vertritt sie die Stelle der Seelengröße, bei dem Letzteren die Stelle der Geduld."

Am 21. Januar (1793) war das Haupt Ludwig's XVI. gefallen, während der folgenden Monate der bereits früher entbrannte Kampf zwischen Girondisten und Jacobinern mit zunehmender Heftigkeit weiter geführt, gleichzeitig aber der Einfluß der Letzteren so weit befestigt worden, daß man ihn auch in den Provinzen zu spüren begann. In einem aus Amiens (25. März) datirten Tagebuchblatte heißt es darüber:

„Die Lage Frankreichs hat sich im Verlauf der beiden letzten Monate wesentlich verändert. Die Staatsgewalt ist stetiger und zugleich unumschränkter geworden; die vereinzelten und gelegentlichen Willküracte haben einem System Platz gemacht, das von den Jacobinerclubs aus durch die Sectionsausschüsse geübt wird . . . Die Mehrzahl der Departements steht unter der Herrschaft vom Convente entsendeter Commissarien, welche über die bewaffnete Macht verfügen . . . und als unbeschränkte Herrscher auftreten. Zur Zeit haben wir zwei Deputirte in unserer Stadt, welche nach willkürlichem

Ermessen Festnahmen und Einkerkerungen verfügen. Einundzwanzig Einwohner von Amiens sind bereits verhaftet worden, ohne daß bestimmte Anklagen gegen dieselben vorlägen . . . Die Thore der Stadt sind geschlossen, und ohne Erlaubniß der Municipalität darf Niemand, nicht einmal ein Vorstadtbewohner, dieselben passiren. Die zur Stadt kommenden Bauern und Pächter müssen Angaben über Farbe und Gattung ihrer Pferde in den mitgebrachten Pässen aufweisen . . . Straflos werden die der Post übergebenen Briefe geöffnet, Papiergeldmassen in willkürlichster Weise vom Convente ausgegeben, unterschiedslos alle Männer zu Wachtdiensten herangezogen.

Rouen, 31. März. Gleich der Mehrzahl anderer französischer Provinzialstädte ist auch Rouen „entschieden aristokratisch", d. h. die Reichen sind unzufrieden, weil sie keine Sicherheit haben, die Armen, weil ihnen das Brod fehlt . . . Als „Aristokraten" wurden vor Jahresfrist die Anhänger der Adelsprivilegien und der alten Ordnung der Dinge bezeichnet: heute ist Aristokrat, wer sich zu den nämlichen Grundsätzen bekennt, die damals patriotisch hießen, d. h. drei Viertheile der ganzen Nation. Die Reichen heißen Aristokraten, weil sie für die Sicherheit ihres Eigenthums fürchten, die Kaufleute, weil sie über Stockung des Handels klagen und kein Vertrauen zu den Assignaten haben, — die kleineren Krämer und Höker, weil sie ihrer Waaren gewaltsam beraubt zu werden fürchten, wenn sie dieselben nicht unter dem Einkaufspreise feilhalten, — gelegentlich auch die Armen, wenn sie über die hohen Brodpreise und die Massenaushebungen zur Armee klagen. Endlich die human denkenden Leute, welche ihr Entsetzen über die Massacres und den Verlust der bürgerlichen Freiheit ausdrücken.

20. April. Früher bestand die Herrschaft der Hauptstadt darin, daß sie neue Fortschritte in der Koch- und Tanzkunst und neue Moden dictirte, die man den Hofdamen nachahmte. Die Moden, die jetzt aus Paris eingeführt werden, stammen von Marktweibern und Frauen der Municipalbeamten her . . . An der Thür jedes Hauses in ganz Frankreich muß eine Tafel mit genauem Register über Namen, Alter, Geburtsort und Beruf jedes Einwohners angebracht werden . . . Binnen vierzehn Tagen haben bei uns zwei Haussuchungen stattgefunden; das eine Mal wurde nach Waffen gesucht, das andere Mal hieß es, man wolle feststellen, wie viel Einquartirung in jedem Hause Unterkommen finden könne. Das ist indessen nur Vorwand, denn die städtischen Behörden vertheilen die Einquartirung, wie ihnen beliebt und ohne jede Rücksicht darauf, ob Platz vorhanden ist oder nicht; die wahre Absicht ist auf eine Untersuchung darüber gerichtet, ob die Zahl der Hausbewohner mit der an der Hausthür befestigten Liste genau stimmt. Frau D. lag krank im Bette, die galanten Republikaner aber drangen mit bewaffneter Macht in ihr Schlafzimmer, um zu untersuchen, wie viel Soldaten in diesem Krankenzimmer Platz finden könnten."

Von Tag zu Tage und von Woche zu Woche wurde die Lage der Bewohner Amiens' düsterer und unerträglicher. So allgemein war der Schrecken, daß man sich nur noch sicher glaubte, wenn man seine Hauslisten mit der Abbildung rother Mützen oder mit Randglossen wie „Hier wohnen lauter gute Republikaner", „Es lebe die Republik", „Die Freiheit oder der Tod" u. s. w. verzierte, und wenn man bei jeder Gelegenheit eine Gesinnung zur Schau trug, die zu der herrschenden, zugleich ängstlichen und erbitterten Stimmung im denkbar schroffsten Widerspruch stand. Mitte April wurden zu Amiens einhundertundzwanzig unbeeidigte Priester im Alter von sechzig und mehr Jahren verhaftet, die man kurz zuvor von dem gegen jüngere Geistliche erlassenen Verbannungsedict ausdrücklich ausgenommen hatte und die die Sympathien der gesammten Bevölkerung genossen, und einige Wochen später ein Decret erlassen, welches Ausländern den Aufenthalt in Frankreich allein unter der Bedingung gestattete, daß sie (sofern sie nicht Besitzer von Nationalgütern oder Gewerbtreibende waren) die Hälfte ihrer Baarschaft als Sicherheit hinterlegten und sechs Bürgen für ihre gute

Gesinnung stellten. Gleichzeitig fanden Massenverhaftungen statt, welche durch den Auswurf des Pöbels und mit vollendeter Rohheit in Ausführung gebracht wurden.

„Am vorigen Montage," so heißt es in dem an die Tagebuchschreiberin gerichteten Briefe einer befreundeten Dame, Frau v. B., „wurden unsere Dienstboten früh Morgens um zwei Uhr von einer Schar in das Haus dringender bewaffneter Männer geweckt. Während die Einen alle Zimmer durchsuchten, traten die andern an unsere Betten, um uns zu sagen, daß wir auf Befehl des Departements verhaftet würden, sogleich aufstehen und ihnen in das Gefängniß folgen müßten. Als wir uns von dem ersten Schrecken erholt hatten, baten wir die Wachen einen Augenblick zurückzutreten, damit wir uns inzwischen ankleiden könnten. Alle Rücksichten auf Anstand und Humanität bei Seite lassend, und ohne Schonung meiner Befangenheit und des Geschreies der Kinder im Schlafzimmer, blieben die Soldaten indessen im Zimmer, während wir uns ankleideten. Dann wurde von 2 bis 6 Uhr das ganze Haus durchsucht, dabei das Oberste zu unterst gekehrt, und seitdem sitzen wir im Gefängniß, in welchem wir — Gott weiß wie lange — verbleiben werden. Da die gegen uns erhobene Anklage geheim gehalten wird und wir weder das uns zur Last gelegte Verbrechen noch die Personen unserer Ankläger kennen, sind wir außer Stande, etwas für unsere Freilassung zu thun . . . Wahrscheinlich liegt die Denunciation irgend eines Feindes oder eines entlassenen Dienstboten vor . . . und hat dieselbe allein die unbestimmte und unbestimmbare Anklage auf Aristokratismus zum Gegenstande.

Inzwischen hatten die Kämpfe zwischen Jacobinern und Girondisten zu den Pariser Pöbelaufständen vom 30. Mai und 1. Juni geführt, die mit der Ausstoßung der Girondisten aus dem Convente und ihrer Gefangennahme endete. Abermals blieben die Nachrichten aus Paris Tage lang aus, bis man endlich erfuhr, daß einzelne Führer der Gironde in die Provinzen entwichen seien, um einen Volksaufstand gegen die despotische Hauptstadt und die in dieser herrschende Partei der Robespierre, Marat und Genossen zu entzünden. Die dadurch heraufbeschworene Gefahr hatte naturgemäß die Verschärfung des Einschüchterungssystems zur Folge, mittelst dessen das Jacobinerthum die in den Provinzen lebenden heimlichen Anhänger der gemäßigten Partei und die bestimmbaren Massen niederhielt.

„Allenthalben murrt man im Stillen" heißt es in unserem Tagebuch, „aber allenthalben unterwirft man sich öffentlich. Etwa 15 Departements haben sich erhoben, angeblich wegen Austreibung der (girondistischen) Deputirten; ich glaube aber nicht, daß das Volk im Ganzen irgend welche Neigung hat, sich in diesen Streit zu mischen, den die Vernünftigen für eine Art Familienstreit ansehen; dazu ist keine der beiden Parteien beliebt genug. Hier in Amiens, wo alle Welt aristokratisch gesinnt ist, haben die geflüchteten Abgeordneten nicht die geringste Ermuthigung gefunden; wäre dagegen Dumouriez erschienen, um den König zu proclamiren, so würde man ihn ohne den geringsten Widerstand aufgenommen haben."

Die Masse des französischen Volkes hatte im Juni 1793 allerdings andere Dinge zu thun, als sich an dem Kampf der beiden republikanischen Fractionen zu betheiligen: die große Sorge des Tages bildete das sogenannte Gesetz über das Maximum.

„Das allgemeine Mißtrauen gegen das Papiergeld" (die Assignaten) — so heißt es zu einer Tagebuch-Notiz vom 20. Juni — „und die Vertheuerung des Brodes haben um Erlaß eines Gesetzes geführt, welches die Landwirthe des gesammten Landes dazu verpflichtet, ihr Getreide zu einem bestimmten Preise zu verkaufen und zwar zu einem

Preise, der sehr viel geringer ist, als der seit Monaten gezahlte. Die Folge davon war, daß an den meisten Markttagen gar kein Getreide zum Verkauf in die Stadt geführt wurde, und daß jetzt Dragoner durch das Land ziehen, um uns vor dem Hungertode zu schützen. Wären der herrschende Despotismus und das Elend des Landes nicht so entsetzliche und betrübende Dinge, so könnte man über die komischen Figuren lachen, welche die von den Dragonern in die Stadt geschleppten Bauern abgeben, wenn sie mit melancholischen Gesichtern auf ihren Getreidesäcken dasitzen. Da sieht man z. B. zwei Dragoner, die eine alte Frau und deren Esel in die Stadt escortiren."

Wir übergehen die folgenden Blätter des Tagebuchs trotz der großen Zahl auf denselben verzeichneter zutreffender Bemerkungen (insbesondere derjenigen über die lächerliche Manie, Sitten des griechischen und römischen Alterthums nachzuahmen und darüber die Bedürfnisse der Gegenwart und die Zustände der Nachbarvölker zu vergessen), um den persönlichen Geschicken der Verfasserin nachzugehen. — Seit Eintreffen der Kunde von der Uebergabe des aufständischen Toulon an den Admiral Lord Hood (11. September) erschien die Verhaftung sämmtlicher auf französischem Boden lebender Engländer als bloße Frage der Zeit. Papiere und Effecten unserer Tagebuchschreiberin waren bereits im August mit Beschlag belegt und versiegelt, sie selbst einem mehrstündigen peinlichen Verhör unterzogen worden: dem Volke hatte man eingeredet, daß die allgemeine Entwerthung des Papiergeldes (für ein Goldstück im Werthe von 20 Francs wurden am 21. August zu Péronne nicht weniger als 130 Francs Papier gezahlt), das Werk Pitt's und der geheimen Agenten des Londoner Cabinets sei! Bald darauf (Anfang October) wurde die Dame selbst arretirt und in das Stadtgefängniß von Arras gebracht, in welches einige Wochen zuvor hundertundfünfzig Personen der höheren Stände an einem und demselben Tage abgeführt worden waren. Der Bericht darüber lautet wie folgt:

„Stadtgefängniß von Arras am 15. October. Vor etwa einem Monat kündeten Kanonendonner und Glockengeläute die Ankunft des nach Péronne entsendeten Conventsdeputirten André Dumont an. Sofort wurden die Thore geschlossen, die Aufgänge zum Wall mit Dragonern besetzt. Eine Abtheilung Nationalgarden erschien in unserer abgelegenen Straße, bevor wir noch die Ursache des Lärms in Erfahrung gebracht, um mich und Frau v. X. festzunehmen und in die Kirche zu führen, in welcher die Verhafteten vernommen werden sollten. Alle Straßen waren mit Menschen besetzt, deren stumme und ängstliche Haltung unsere Besorgnisse vermehrte . . . Vor den Abgeordneten geführt, wurden wir von diesem darüber unterrichtet, daß Frau von X. als Schwester eines Emigranten und ich als Engländerin die Nacht in einer dazu bestimmten Kirche verbringen und anderen Tages nach Arras abgeführt werden würden."

Diese Haft sollte bis zum Friedensschlusse mit England fortdauern, den der Abgeordnete Dumont übrigens als bevorstehend ansah, „da in England doch wohl eine Revolution ausbrechen werde". — Trotz aller Bitten der erschreckten Frauen blieb es dabei, daß dieselben in die zum Gefängniß eingerichtete Kirche abgeführt wurden, in welcher sie hundertundfünfzig Personen der verschiedensten Alter und Lebensstellungen vorfanden.

„Der düstere Eindruck des Gebäudes wurde durch das Dunkel der Nacht erhöht; der Lärm, welchen die zum Theil betrunkenen Wächter vollführten, der von denselben verbreitete Tabaksrauch und Gestank und die Hitze des überfüllten Raums machten unsere Lage unerträglich . . . Die Stunden bis zum andern Morgen schienen sich endlos auszudehnen, und ich konnte mich schwerer Besorgnisse nicht erwehren, wenn ich

an die Pariser Gefängnißmorde und an die häufig vernommene Absicht dachte, Adel und Geistlichkeit auszurotten."

Nach einem in der Frühe des folgenden Morgens eingenommenen Frühstück erhielten die beiden gefangenen Frauen die Erlaubniß, ihre Kammerfrauen mitzunehmen und sich durch diese mit einigen Kleidungsstücken versehen zu lassen. Gegen sechs Uhr wurde in verdeckten Karren unter dem Geleit von Dragonern aufgebrochen. Unterwegs erfuhren die Gefangenen, wie es mit ihrer und ihrer Unglücksgefährten Verhaftung zugegangen war: beim Eintreffen Dumont's hatten die städtischen Behörden erklärt, daß es in ihrer Stadt durchaus ruhig zugehe und daß sie Niemanden anzuklagen hätten. Darüber war der Abgeordnete in Wuth gerathen und hatte die Erklärung abgegeben, daß er die Stadt für im Aufstande begriffen erklären werde, wenn man ihm nicht fünfhundert Gefangene ausliefere — er wisse, daß mindestens fünftausend Aristokraten zu Péronne lebten. Dann waren der Maire und die Stadträthe trotz ihrer Bereitschaft zur Ausführung des erhaltenen Befehls verhaftet und in das Schloß abgeführt worden, um sammt denselben Personen, die sie eben erst hatten festnehmen lassen, nach Amiens abgesendet zu werden. Weiter erfuhren die Damen, daß sie die Kosten für die auf ihre Habe gelegten Siegel und den Betrag von $2^1/_2$ Francs täglich an jeden der in ihre Wohnung gelegten Wächter zu zahlen hätten!

Nach achtzehnstündiger qualvoller Fahrt bei strömendem Regen und aufgeweichten Wegen langte man in Bapaume an, wo die Gefangenen abermals in eine Kirche geführt und in ihren durchnäßten Kleidern auf feuchtes Stroh gebettet wurden. Nach kurzer Rast wurde die Reise anderen Morgens fortgesetzt und gegen 11 Uhr Arras erreicht. Nicht weniger als zwanzig Personen mußten in einem engen, übelriechenden Gemach untergebracht werden. Männer und Frauen wurden durch einen, von den letzteren angebrachten Vorhang getrennt und während der folgenden Tage in dieser elenden Lage gelassen, welche unserer Tagebuchschreiberin ein schweres, drei Wochen andauerndes Fieber zuzog; mit Rücksicht darauf durfte sie sich in einem an das Hauptgemach stoßenden engen und dunkeln Loche einzeln niederlassen. Dabei blieb es mehrere Wochen:

„Die Zahl der Gefangenen war inzwischen auf etwa dreihundert angewachsen: ehemalige Edelleute, Verwandte von Emigranten, unbeeidigte Priester, Kaufleute, wegen Ueberschreitung des Preis-Maximums verhaftete Höker und Krämer, Bauern, die ihr Getreide versteckt haben sollten, — arme alte Weiber, die verbotenen Gottesdiensten beigewohnt hatten, andere, die als Fremde aufgegriffen worden, weil sie außerhalb ihres Wohnorts die Nacht zugebracht hatten, sie Alle saßen in buntem Gemisch durcheinander; endlich Gefangene, die die Ursache ihrer Verhaftung überhaupt nicht kannten . . . Auf Befehl des Convents hatte Jedermann, selbst die Frauen, bei Gefängnißstrafe die National-Cocarde anlegen müssen, und selbst wir Gefangene mußten dieses schimpfliche Abzeichen anlegen." — Daß mit dem Eigenthum der Verhafteten in schamlosester Weise verfahren und ein großer Theil desselben von den Wächtern gestohlen wurde, verstand sich ebenso von selbst, wie daß Niemand darüber zu klagen wagte. „Hier am Ort besteht ein Revolutions-Tribunal, dem die Guillotine zur Begleiterin beigegeben ist, und das bereits zahlreiche Hinrichtungen hat ausführen lassen. Nach den Namen der Hingerichteten zu fragen, wage ich nicht, weil ich fürchte, unter denselben Bekannte zu finden. Wie man uns berichtet, ist die Procedur eine außerordentlich einfache: Vermögen, Namen und gesellschaftliche Beziehungen der Angeklagten ver-

treten die Stelle von Belastungsbeweisen. Als Conventscommissar des Departements fungirt hier in Arras ein grausamer und sittenloser ehemaliger Priester Lebon, der die Urtheilssprüche der Geschworenen nach Rücksichten persönlicher Feindschaft und persönlicher Interessen leitet[1]) . . . Nachts werden wir fast regelmäßig durch das Eintreffen neuer Gefangener geweckt, und Morgens beim Erwachen ist die erste Frage: Wieviel neue Gefangene sind angekommen? Die gewöhnliche Antwort meiner Kammerfrau lautet: „Etwa zehn Priester, Madame, und dreißig Edelleute." Seufzer begleiten diese Antwort, — die schwersten, wenn es sich um einen unbeeidigten Priester oder gar einen Bischof handelt."

Zufolge der von Tag zu Tage vermehrten Insassenschaft des Stadtgefängnisses von Arras war die Lage der Bewohner desselben eine so unerträgliche geworden, daß die Tagebuchschreiberin und ihre Leidensgefährtin schließlich nur den einen Wunsch hegten, in ein anderes Gefängniß gebracht zu werden. Die Mittel, die man dazu verwendete, waren höchst bezeichnender Natur.

„Der Bediente der Frau von X," so berichtet das Tagebuch, „unser guter Fleury, hat einen Bekannten gefunden, der früher in der Werkstatt des Schneiders seines Herrn arbeitete, dann alte Kleider verkaufte und dieses Geschäft aufgab, um sich der Politik zu widmen. Als hervorragender Patriot ist dieser Mann der vertraute Rathgeber des Abgeordneten Lebon geworden; an ihn hat Fleury sich gewandt, um unsere Ueberführung nach Amiens zu bewirken, und auf seinen Rath haben wir uns mit einer bezüglichen Bittschrift an den Herrn Deputirten gewendet." —

Mehrere Wochen mußte auf Antwort gewartet werden, und während derselben gestalteten die Verhältnisse des schließlich von fünfhundert Menschen übervölkerten Gefängnisses sich immer trübseliger. Die Verhaftungen angeblicher Verdächtiger schienen kein Ende nehmen zu sollen, nachdem der damalige Procureur der Pariser Gemeinde, Chaumette, eine „Anweisung" zur Unterscheidung zwischen Verdächtigen und guten Bürgern veröffentlicht und darin unter Anderem gesagt hatte, „daß für verdächtig angesehen werden müsse,

> wer die Bauern und Krämer beklage, weil gegen dieselben das Gesetz über das Preismaximum erlassen worden;
> wer, ohne direct an der Revolution Theil genommen zu haben, zu seinen Gunsten geltend mache, daß er seine Steuern bezahlt, patriotische Geschenke dargebracht und Wachtdienste in der Nationalgarde geleistet habe;
> wer nichts gegen, aber auch nichts für die Freiheit gethan habe,
> wer . . . Mißtrauen und Zweifel gegen Lebensfähigkeit und Dauer der neuen republikanischen Verfassung äußert."

Für selbstverständlich wurde die Verdächtigkeit aller elegant gekleideten Personen angesehen und dadurch fertig gebracht, daß kurze Joppen (Carmagnolen), grobe, gestreifte, bis zum Knöchel reichende Hosen, plumpe, wie Pferdekummete umgewickelte Baumwollhalstücher, rothe Zipfelmützen und Ohrringe im Umfange von Gardinenhaltern statt der früher üblichen Trachten in die Mode kamen. — Endlich gelang es dem getreuen Fleury, mit seinem Freunde, dem politisirenden

[1]) Neben Carrier, dem blutbefleckten, halb wahnsinnigen Henker von Nantes, galt Joseph Lebon für den schlimmsten der in die Departements entsendeten Wütheriche. Vor Ausbruch der Revolution hatte er für einen sanften und liebenswürdigen Charakter gegolten, in seiner amtlichen Eigenschaft als Commissar aber eine Haltung beobachtet, die an die tollsten Ausschreitungen Heliogabal's und Caligula's gemahnte. Nach dem Sturze Robespierre's vor das Revolutionstribunal gestellt, endete er auf dem Schaffot, indem er bis zuletzt behauptete, lediglich seine Pflicht gethan zu haben.

Schneider, ein „Arrangement" zu treffen, das diesen dazu bestimmte, die Ueberführung der Gefangenen von Arras nach Amiens durchzusetzen. Nach einer — natürlich für Rechnung der Betheiligten ausgeführten — beschwerlichen Reise traf man am 18. November spät Abends in Amiens ein. Hier machten sich indessen unerwartete Schwierigkeiten geltend.

„Als wir auf das Stadthaus und vor den Deputirten Dumont geführt wurden, gerieth dieser in äußersten Zorn darüber, daß sein mit ihm verfeindeter College Lebon uns hierher gesendet habe. Er wollte uns sofort zurücksenden, durch unsern Wächter machten wir indessen geltend, daß wir Amiens gegen Arras hätten vertauschen wollen, weil wir unter seiner (Dumont's) gerechten Verwaltung zu stehen wünschten. Dadurch erweicht, befahl Dumont, uns bis auf Weiteres im hiesigen Bicêtre unterzubringen." — Die erste Nacht mußten die Ankömmlinge in dem Departements-Gefängniß verbringen, wo sie in Gesellschaft von Dieben, Vagabunden, Geisteskranken ꝛc. schlafen mußten. Etwas erträglicher war das Bicêtre, ein vor der Stadt belegenes, großes, feuchtes und ungesundes Gebäude mit vergifteter Luft und übelriechendem Wasser; statt des Hofs diente ein dreißig Fuß großer Raum, in welchem die Gefangenen noch schlechtere Luft athmeten, als in der Gefängnißstube . . . „Unsere Gesellschaft," so heißt es weiter, „ist die wunderlichste und buntscheckigste von der Welt, — sie setzt sich aus Opfern des Despotismus, der Justiz und der Ungunst der Natur zusammen; das heißt aus Irrsinnigen, Dieben und Personen, die lediglich als ehemalige vornehme Leute oder als Geistliche zur Haft gebracht worden sind, — endlich aus Leuten, die man als verdächtig aus Lille weggeschickt und angewiesen hatte, mindestens zwanzig Meilen von der Grenze ihre Wohnsitze zu nehmen; an diesen ihnen angewiesenen Wohnorten waren diese Unglücklichen als „Fremde" verhaftet und eingesteckt worden. Und doch hatten die Bewohner von Lille im Kampfe gegen die Oesterreicher wichtige Dienste erwiesen: dafür war diese Stadt von einer „revolutionären Armee" besetzt und als erobertes Land behandelt worden."

Die folgenden Blätter des Tagebuchs enthalten Erzählungen der Unglücksgefährten, welche unsere Gefangenen kennen lernten und mit denen man sich wechselweise kleine Dienste und Gefälligkeiten erwies. Dann heißt es unter der Aufschrift Anfang December:

„In voriger Nacht wurden wir durch das Geräusch schwerer Tritte und klirrender Riegel geweckt. An der Spitze einer Soldatenabtheilung, die das Gewehr gezogen hatte, und begleitet von einem großen Hunde, hielt ein Mann mit unheilverkündender Miene seinen Einzug. Die unheimliche Gesellschaft marschirte durch das gesammte Gemach, sah in jedes Bett und entfernte sich wieder, während wir in sprachlosem Entsetzen dalagen und die letzte Stunde unserer „revolutionären" Existenz herangekommen glaubten. Dergleichen Besuche kommen häufig vor und scheinen dazu bestimmt zu sein, die Gefangenen von Zeit zu Zeit in Angst zu versetzen."

Aus dem Bicêtre siedelten die Gefangenen Anfang December in ein anderes, minder überfülltes Gefängniß „La Providence" über — eine Gunst, die sie den intimen Beziehungen ihres Bedienten zu der Zofe einer Geliebten Dumont's zu verdanken hatten. Die Gefangenschaft selbst dauerte noch sieben Monate fort und nahm erst nach dem Sturze Robespierre's (27. Juli 1794) ein Ende. — Was unser „Tagebuch" über diese Zeit berichtet, bescheinigt die bekannte Thatsache, daß das letzte Halbjahr der Herrschaft Robespierre's zu Zuständen geführt hatte, wie sie nie früher und nie später in einem Culturstaate gleich geduldig ertragen worden. Aus der Fülle bezüglicher Ausführungen greifen wir einige der bezeichnendsten heraus:

Infolge der außerordentlichen Strenge, mit welcher das Gesetz über das Preismaximum für Lebensmittel gehandhabt wurde, nahm die Zahl der Gefangenen (deren in dem einen Gefängniß Providence zu Ende des Jahres 1793 bereits sechs- bis siebenhundert gezählt worden) beständig zu, nur daß an die Stelle der Edelleute und Priester mehr und mehr Bauern, Krämer und Höker traten, welche ihre Vorräthe versteckt oder zu theuer verkauft hatten. Trotz der Furchtsamkeit der Bevölkerung Amiens' war die Erbitterung so allgemein, daß es gelegentlich zu Ausschreitungen, z. B. zur Verbrennung eines sogenannten Freiheitsbaums kam. Um die Feier der „Vernunftsgottesdienste" durchsetzen zu können, trafen Deputirte aus Paris ein, welche die für die Rolle der „Göttin" bestimmten Damen mitbrachten; von einer dieser importirten Göttinnen wußte alle Welt, daß sie die Geliebte des Generals Taillefer sei. Die Verarmung machte dabei so reißende Fortschritte, daß die Mittel zur Ausrüstung und Beköstigung der Armee nur durch Erpressungen der unerhörtesten Art beschafft werden konnten; in Amiens wurde z. B. durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß Jedermann, der zwei Paar Schuhe, zwei Hüte oder zwei Uniformröcke besitze, je ein Stück für die bewaffnete Macht einzuliefern habe. Allenthalben wimmelte es von Spionen, die aus der Denunciation aufgespeicherter Vorräthe von Lebensmitteln oder Kleidungsstücken ein Gewerbe machten: die gesetzlich vorgeschriebenen Preise waren durchschnittlich um ein Drittheil höher als vor dem Jahre 1791, und dennoch so ungenügend, daß die Krämer ihre Geschäfte aufgeben zu müssen erklärten, und daß der Inhalt vieler Ladenstuben sich auf Wage und Rechnungsbuch reducirte: in der Stille trieb natürlich ein umfassender Schleich- und Wucherhandel sein Unwesen.

Trotz der Unerträglichkeit dieser Zustände, die von gefangenen und „freien" Staatsbürgern mit gleicher Schwere empfunden wurden, weil sie Allen die gleichen Entbehrungen, Beschränkungen und Unsicherheiten auferlegten, schien Anfang Juni eine weitere Verschlimmerung derselben eintreten zu sollen. Dumont, der bei aller Brutalität und Härte mindestens nicht blutgierig war, wurde abberufen und Amiens dem in Arras wüthenden, halb wahnsinnigen Lebon unterstellt, von dem man sich der schlimmsten Greuel vergewärtigen mußte, weil er bei Convent und Wohlfahrtsausschuß in besonderem Ansehen stand. Aber noch bevor dieser Würgengel eine Thätigkeit in größerem Stil aufnehmen konnte, führte der Sturz Robespierre's (27. Juli 1794) einen vollständigen Umschwung in den Geschicken Frankreichs und der nach Zehntausenden zählenden Insassenschaft der Gefängnisse des Landes herbei.

Wohl dauerte die Haft unserer Tagebuchschreiberin noch einige Wochen an: die Empfindung, daß der Bann des Schreckenssystems gebrochen und die Freilassung nur noch Frage der Zeit sei, spiegelt sich in den Aufzeichnungen der letzten Gefängnißwochen indessen deutlich wider. Von Woche zu Woche nahm die Zahl Derer zu, die auf freien Fuß gesetzt oder gegen Bürgschaft vorläufig entlassen wurden; am 15. August wußte man bereits, daß Lebon auf den Antrag seines Nebenbuhlers und Collegen Dumont unter Anklage gestellt worden sei, und wenige Tage darauf wurde den Gefangenen die Niederlassung in einer Privatwohnung gestattet, deren Eigenthümer für die correcte Haltung

seiner Mietherin gut gesagt hatte. Noch verging einige Zeit, bevor Mißtrauen, Aengstlichkeit und Denunciationssucht der Bevölkerung zu weichen begannen — mit zunehmender Deutlichkeit ließ sich indessen absehen, daß das zum Schein weitergefristete System gebrochen sei, und daß der Convent, wenn er sich überhaupt behaupten wollte, der am 27. Juli entfesselten Strömung nachgeben müsse. Diese Strömung brach sich so gewaltsam Bahn, daß es bereits im October für einen Ehrentitel galt, im Gefängniß gewesen zu sein, daß die rothe Jacobinermütze von der Oeffentlichkeit verschwand, daß die bisherigen Tonangeber scheue und ängstliche Mienen zeigten, daß der Gebrauch silberner Löffel und Gabeln wieder üblich wurde, und daß über die Langsamkeit der gegen die Urheber früherer Greuel geführten Processe laut und vernehmlich geklagt wurde. Während der Convent für geboten hielt, die Feier der an die Stelle der Sonn- und Festtage gesetzten Decaden- und Bürgerfeste einstweilen aufrechtzuerhalten, machte die Bevölkerung aus ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen diese Veranstaltungen so wenig Hehl, daß Läden und Werkstätten an den Staatsfeiertagen ebenso geflissentlich offen gehalten, wie an den Kirchen- und Heiligentagen geschlossen wurden; die Hallen der „Staatstempel" blieben leer, und zu den für die Feier der „Decaden" vorgeschriebenen Verlesungen der Conventsdecrete fanden sich höchstens einige Kinder ein (Januar 1795). Delacroix' „Spectateur français pendant la révolution", eine gegen das officiell geltende System gerichtete Schrift, wurde allenthalben gelesen und mußte schließlich geduldet, die öffentliche Feier des Jahrestages der Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Januar) dagegen gewaltsam erzwungen werden. Ohne den entsetzlichen Brodmangel, der hie und da zu Tumulten führte, hätte man den Eindruck eines vollständig veränderten öffentlichen Zustandes gehabt. Als die Tagebuchschreiberin Ende Mai nach Paris kam, wagten die Anzeichen einer Reaction im Sinne des Königthums sich bereits so keck an die Oeffentlichkeit, daß Betheiligte und Unbetheiligte alsbald mit der Möglichkeit einer solchen zu rechnen begannen.

Der Abgeordnete Liebknecht hat seiner Zeit den Ausspruch gethan: Der Einführung des socialdemokratischen Staates werde voraussichtlich eine „kurze Dictatur des Proletariats" vorausgehen müssen.

In den Jahren 1792—1794 wurde das gleiche Experiment zu einem ungleich bescheideneren Zwecke, demjenigen der Einrichtung des rein demokratischen Staates angestellt. Zur Geschichte dieser ersten „Dictatur des Proletariats" haben die vorliegenden Blätter einen Beitrag geliefert, dessen Lehrhaftigkeit vielleicht auch die Freunde des Abgeordneten Liebknecht anerkennen werden.

Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna.

Von

Lily von Kretschman.

I.

Der Name Weimar gehört so ausschließlich zu den Namen Goethe und Schiller, daß wir uns gewöhnt haben, bei seiner Erwähnung nur an die klassische Zeit Ilm-Athens zu denken; doch wir sehen sie nicht, wie das Perikleïsche Zeitalter Griechenlands, als die herrliche Blüthe an, zu der sich der Stamm nach und nach entwickelte, sondern sind sogar oft versucht, es dem Zufall zuzuschreiben, daß die kleine thüringische Residenz der Sammelplatz unserer größten Dichter wurde; wir vergessen, daß sie auf dem natürlichen Wege selbständigen Fortschreitens zu diesem Höhepunkt gelangte.

In der Erzählung vom Sängerkrieg auf der Wartburg, die gewiß kein bloßes Spiel dichterischer Phantasie ist, finden sich die berühmtesten Namen mittelalterlicher Dichtkunst am Hofe des Landgrafen. Er hat in einer Zeit, wo die Fürsten und großen Herren Fehde und rücksichtslose Vergrößerung der Hausmacht als Lebensberuf ansahen, edlere Neigungen gehegt, sodaß ein unbekannter Sänger seinen Ruhm in Lied und Sage weiter trug. Als dann im Kampf der Reformation die friedlichen Weisen verklangen, war die Wartburg der Zufluchtsort ihres gewaltigen Führers, und sächsische Fürsten beschützten nicht nur muthig und selbstlos den von Papst und Kaiser verdammten „Mönch von Wittenberg", sie traten auch für die Verbreitung seiner Lehre ein. Friedrich der Weise, der die Universität Wittenberg gründete und zuerst klassische Literatur in den Lehrplan aufnahm, den aufklärenden Geist humanistischer Studien dadurch nach Deutschland verpflanzend, sein Bruder Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige werden mit Ehren von der Geschichte später Jahrhunderte genannt werden, die vielleicht die Helden des Krieges — einen Alexander, einen Cäsar, einen Napoleon — nicht mehr feiert. Johann Friedrich wurde an dem unglücklichen Tage von Mühlberg der Märtyrer seiner Sache; er gerieth in die Gefangenschaft Kaiser Karl's V., und der allmächtige Alba sprach das Todes-

urtheil über ihn aus, das jedoch in Absetzung und Gefangenschaft verwandelt wurde. Zu gleicher Zeit fiel Wittenberg, die einzige protestantische Universität, in die Hände der Feinde, was dem Herzog näher ging, als sein eigenes Schicksal. Fünf lange Jahre mußte der Fürst als Gefangener dem kaiserlichen Heere folgen. Vom ersten Augenblick an trug er sich mit dem Plan, eine neue Universität, als Hort des Protestantismus, zu gründen; „er kämpfte für das höchste unveräußerliche Gut des Menschen, für die Freiheit des Gewissens, für die Unabhängigkeit des forschenden Geistes vom menschlichen Druck. Wenn er das Interim verwarf, wenn er mit Stück- und Flickwerk sich nicht befriedigen lassen wollte, so zeigte er klar, daß es ihm Ernst war um die geheiligten Rechte der Menschen, daß es ihm Ernst war, Vernunft und Wahrheit in ihre Rechte zu setzen“ [1]). Als er mit einem spanischen Heer durch Jena kam, legte er seinen Söhnen seine Wünsche ans Herz, und da an eine Erlangung der kaiserlichen Privilegien nicht zu denken war, wurde zunächst ein akademisches Gymnasium gegründet. Vergebens versuchte man Melanchthon als Lehrer zu gewinnen; er hatte schon, als man ihm von dem Plan des Herzogs schrieb, geantwortet: „ich bin verwundert, daß in der Betrübniß dieser Zeiten Sie an die Gründung einer neuen Akademie denken“; statt seiner zog am 9. März 1548 ein hoch gewachsener, junger, kampflustiger Theologe, Viktorin Strigel, an der Spitze von zwanzig Wittenberger Studenten in das zum Pädagogium umgewandelte Kloster ein. Er hißte die Fahne, auf der als Wahlspruch: „Freiheit des Studiums“ stand, und steuerte, ein Columbus des Geistes, den fernen, neu zu entdeckenden Welten entgegen. Seine lutherische Kraft und Derbheit zog ihm manchen Feind zu, dem er aber zu dienen wußte. „Sie hätten einen guten Drescher abgegeben,“ meinte einer derselben; freundlich drückte ihm Strigel die Hand: „Gewiß, da habe ich ja auch schon den Flegel dazu.“ — Das erste Freudenfest feierte die junge Anstalt zu Ehren ihres nach dem Passauer Vertrag aus der Gefangenschaft heimkehrenden Gründers. Wie der Schützer der Wissenschaft, so war er auch der Schützer der Kunst gewesen, denn neben ihm zog sein treuer Freund, Lukas Cranach, in die Stadt ein. Brausender Jubel begrüßte beide, und als sie an den mützeschwenkenden Schülern der Akademie vorbeikamen, wandte sich Johann Friedrich lächelnd zu dem Maler: „Das ist Bruder Studio,“ sagte er; seitdem, so meint man, sei die Bezeichnung Studenten aufgekommen. — Erst nach des Herzogs Tod ertheilte Kaiser Ferdinand dessen Söhnen das Privilegium, so daß das Gymnasium, nach zehnjährigem Bestehen, zur Universität erhoben werden durfte. Die Fürsten hatten keinen leichten Stand; die so früh schon allerwärts die protestantische Kirche zerrüttenden theologischen Streitigkeiten erschütterten auch Jena's Frieden. Der unduldsame Flaccius verfolgte seinen freisinnigen Collegen Strigel und dessen Anhänger in offener und geheimer Fehde, bis der Herzog dem unliebsamen Gezänk mit den Worten ein Ende machte, daß weltliches Richteramt, wie es von den fanatischen Orthodoxen ausgeübt werde, „einer hispanischen Inquisition nicht ungleich sei“ [2]).

---

[1]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858.

[2]) K. Biedermann, Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Jena 1858, S. 15.

Flaccius drohte mit Gottes Zorn: die Stadtgräben von Weimar hätten kürzlich Blut geschwitzt, und die vielen Ottern und Schlangen, die sich dies Jahr zeigten, wären ein sichtbares Zeichen der Schlangenbrut im Kirchenparadiese, durch welche die Seelenspeise verdorben würde[1]). Doch „Gottes Zorn" blieb aus; unter dem Ernestinischen Hause, dessen größte Tugend der helle, klare Blick für Menschen und Verhältnisse war, blühten Weimar und Jena empor. Im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung kann die Zeit der Herzogin Dorothea Maria, der Wittwe Herzogs Johann III., noch als eine besonders interessante bezeichnet werden. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie acht unmündige Söhne zu erziehen, eine schwere Aufgabe, die für sie noch schwerer wurde, da sie zu den Erziehungsmethoden damaliger Zeit in Widerspruch stand; die Ueberhäufung des Gedächtnisses schien ihr auf Charakter und Leben von schädlichstem Einfluß zu sein, und die Volksschulen, denen sie ihre größte Aufmerksamkeit zuwandte, standen nun vollends auf niedrigster Stufe. Sie berief einen berühmten Pädagogen, Wolfgang Rattich[2]), nach Weimar, dessen Methode sie eingehend studirt und den Professoren Jenas zur Begutachtung vorgelegt hatte. Seine Grundsätze, frischen, frohen Lebensmuth in der Jugend zu pflegen, den Geist nicht durch todten Buchstabendienst abzustumpfen, sondern ihn so viel als möglich zu freier, selbständiger Entfaltung zu bringen, bewirkten die gründlichste Reform des Unterrichts, die nur von segensreichen Folgen sein konnte. Es fehlte auch hierbei natürlich nicht an reactionären Warnern, welche das Gerücht verbreiteten, die Herzogin wolle mit ihren Söhnen zum Calvinismus übertreten, der als non plus ultra aller Ketzerei galt. Rattich's Lehrart blieb trotzdem dauernd die herrschende, und das war anno 1613!

Für Deutschlands Cultur mußte dies kleine Land, das seinen Traditionen so unbedingt treu blieb, von immer größerer Bedeutung werden. Ein Friedrich der Große hat über den Siegen der deutschen Faust die Siege des deutschen Geistes übersehen; eine geniale Frau war es zunächst, die für diese Siege den Lorbeer flocht, die den Siegern die Thore ihrer Stadt öffnete: Anna Amalia von Sachsen-Weimar. Jedermann weiß, wie sie und Karl August, ihr junger, lebensprühender Sohn, dessen einflußreichste Erzieherin die Geschichte seines Vaterlandes gewesen war, Wieland, Goethe, Schiller, Herder zu sich beriefen; wie zu einer Zeit, da in Frankreich ein Robespierre herrschte, und in Preußen, unter Wöllner's Regiment, selbst Kant sich zur Einstellung seiner religionsphilosophischen Vorlesungen genöthigt sah, man in Jena Reinhold, den entflohenen, ehemaligen Barnabitenmönch und ersten Verbreiter Kantischer Lehren, anstellte, neben ihm Fichte, der wegen seiner Schrift über die französische Revolution als Demokrat verdächtigt war; daß Hufeland über allgemeine Menschenrechte lesen durfte, und man Anselm Feuerbach eine Staatsrechtstheorie verfechten ließ, der zufolge auch der Regent durch eine gewaltsame Umkehrung oder Veränderung der Verfassung einen Hochverrath begeht. Neben ihnen wirkte Paulus, als erster, wahrer Wortführer des Rationalismus, der, obwohl ihn Lessing mit dem Ausdruck „ein Flick-

---

[1]) Frank, Geschichte der Jenaischen Theologie. Jena 1858.

[2]) Guhrauer, J. Jungius und sein Zeitalter.

werk von Stümpern und Halbphilosophen" bezeichnet, doch gewaltige, vorwärtstreibende Kräfte enthielt. „Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten, lebhaftesten Schilderung werth" [1]). Ihre Lehrer hatten weitgehenden Einfluß auf die akademische Jugend, sie war durchdrungen von dem, was Schiller in seiner Antrittsrede aussprach: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen", und begeistert von Fichte's Worten, mit denen er 1794 seine Vorlesungen beschloß: „Vor allen Dingen muß der Mensch einmal in seinem Leben den auf immer und auf alle Fälle gültigen Vertrag mit sich eingehen, die Gründe aller seiner Ueberzeugungen sich selbst zu bilden, schlechterdings nichts in sich zu dulden, was er auf bloße Autorität hin aufgenommen." Zu gleicher Zeit pries Herder in Weimar die von Locke ausgegangenen Grundsätze der Toleranz. „Freidenker sollen wir alle sein, dem Rechten und der Wahrheit ungehindert nachstreben, frei von allen Fesseln des Ansehens und des Vorurtheils mit ungetheilter Seele" [2]), sagte dieser Priester der Humanität, und sein großer Freund Goethe, der viel von ihm gelernt hatte, schuf seine unsterblichen Werke, die in einem Worte gipfelten, dessen volles Verständniß erst unserer Zeit vorbehalten blieb: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Solch eine Epoche war nur unter einem Fürsten möglich, der „die Wissenschaften liebt und schätzt und kennt, der weiß, daß weder Dragonaden noch Edicte den Gang menschlichen Denkens hemmen und die innere Ueberzeugung anders bestimmen können. Frei und offen lehrt der Philosoph, was ihm seine Vernunft sagt; der Theolog prüft sein System, ohne in den Ketten einer thörichten Orthodoxie zu schmachten, und doch hört man nichts von Aufruhr und Murren, doch blühen die Wissenschaften, doch lebt der Regent unbesorgt, ein Vater eines freien Volkes unter seinen ihn liebenden Unterthanen" [3]).

Mitten in dieses geistig bewegte Leben trat im Jahre 1804 als Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich die Großfürstin Maria Paulowna. Briefe aus der Zeit vor ihrer Ankunft bezeugen, daß man nicht ohne Besorgniß der russischen, griechisch-katholischen, in Pracht und Ueberfluß aufgewachsenen Zarentochter entgegensah; mußte ihr doch die Welt, die von nun an die ihre sein sollte, ganz fremd erscheinen. Man hatte sich umsonst gesorgt. — Die schönste Gelegenheitsdichtung, die wir kennen, Schiller's „Huldigung der Künste", begrüßte sie nicht nur aufs Feierlichste, sondern stellte ihr auch Weimar in seinem geistigen Reichthum dar, in seiner Weltmacht, von der der Dichter sagte: „Mein unermeßlich

---

[1]) Goethe, Tag- und Jahreshefte. 1797.
[2]) Adrastea Bd. I, S. 187—214.
[3]) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793. S. 70—71.

Reich ist der Gedanke", und die Worte des Genius wirkten tief und nachhaltig in der jungen Fürstin:

„Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin."

Bald nach dem Einzug des jungen Paares sprach man sich allgemein mit vollster Befriedigung über Maria Paulowna aus. „Meine Enkelin ist ein wahrer Schatz, die ich unendlich liebe und verehre", schrieb die Herzogin Anna Amalia an Knebel[1]). „Ich habe noch nie in Weimar einen solchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als seit sie der Gegenstand aller Gespräche geworden ist ....., auch Vater Wieland ist begeistert und macht wieder Verse", berichtet Fräulein von Göchhausen an Böttiger[2]). Wieland selbst sagt: „daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich Eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre"[3]), und Goethe schreibt an Schiller: „Wenn unsere junge Fürstin an dem, was wir mittheilen können, Freude hat, so sind alle unsere Wünsche erfüllt." Am interessantesten ist Schiller's eigenes Urtheil, wie er es Körner brieflich ausspricht: „Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht, und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadroniver möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie hier ihre Existenz einrichten, und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der Himmel, daß sie etwas für die Künste thun möge." Dieser Wunsch sollte in jeder Beziehung in Erfüllung gehen; sie unterstützte nicht nur die Anstalten der Kunst und Wissenschaft, sie suchte sich auch selbst immer weiter zu bilden, um mit vollstem Verständniß in alle Gebiete eingreifen zu können. Doch die den Frieden begleitenden Musen sollten schon ein Jahr nach Maria Paulowna's Vermählung dem furchtbaren Ungewitter des Krieges weichen. Karl August schloß sich an Preußen an und litt deshalb besonders schwer unter den feindlichen Siegern; hat doch auch in Erinnerung an diese Zeit der sonst so stolze Name Jena einen traurigen Klang. Vom 11. October 1806 bis zum 2. September 1807 blieb die Großfürstin, auf dringenden Wunsch ihres Schwiegervaters, von Weimar fern; am 19. October konnte Goethe zur Begrüßung mit seinem schönen Vorspiel „nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie" das Theater eröffnen; wenige Monate später wurde die älteste Tochter, Prinzeß Marie, spätere Prinzeß Karl von Preußen, geboren. Bald darauf widmete Maria Paulowna

[1]) L. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859. S. 89.
[2]) K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Bd. II, S. 243.
[3]) Raumer's historisches Taschenbuch, Bd. X, S. 445.

sich mit aller Energie ihren Studien. H. Meyer, Goethe's Freund, der Leiter der Zeichenschule, ein ausgezeichneter Kunstkenner, hielt von nun an der Großfürstin dreimal wöchentlich Vorlesungen über Kunstgeschichte, für die Goethe selbst so lebhaftes Interesse hatte, daß er Meyer später bewog, sie zu erweitern und herauszugeben. Wie sehr die Großfürstin bei der Sache war, bezeugt ein von ihr selbst sorgfältig nachgeschriebenes Heft. Zu derselben Zeit beschäftigte sie sich mit philosophischen Studien, nicht oberflächlich, nicht zur Ausfüllung müßiger Stunden, sondern so ernsthaft, daß sie ihre, daran nicht immer theilnehmende Umgebung oft durch ihr Wissen in nicht geringe Verlegenheit setzte. Goethe, der bekanntlich den „femmes savantes" Molière's Spott entgegenbrachte, muß seiner Theorie vom Kochbuch, das die einzige Lectüre der Frau sein soll, doch wohl etwas untreu geworden sein, denn die junge Fürstin wuchs ihm, wie seine Briefe bezeugen, mehr und mehr ans Herz. In Versen, wie in Prosa, wünschte er ihr, „der lieblich Würdigen", alles nur denkbare Glück; sie war ja auch glücklich in ihrer Familie, glücklich als Liebling des Volks; aber zu rechter Freude konnte es nicht kommen, dazu lag der politische Druck zu schwer auf Jedermanns Herzen, dazu war die Aussicht in die Zukunft eine viel zu trübe, und Maria Paulowna hatte zu tiefes Empfinden, einen zu offenen Blick, als daß sie nicht mit gelitten hätte. In all dem Dunkel war die Geburt der zweiten Tochter, unserer späteren herrlichen Kaiserin Augusta, ein Freudenstrahl. Die schwerste Prüfung, den Feldzug Napoleon's und des alliirten Deutschlands gegen Rußland, zu welchem im Februar 1812 auch das weimarische Contingent gezwungen war auszurücken, trug sie mit bewundernswürdiger Haltung; sah sie doch auch, daß es nur der Zwang war, dem man sich fügen mußte. Erst im December kam die Kunde vom Untergang der großen Armee nach Weimar, und als die Herzogin Luise eines Morgens aus dem Fenster sah, fuhr Napoleon, nach flüchtigem Aufenthalt des Umspannens wegen, in einer schwerfälligen Kalesche zum Thore hinaus. Ueberall rüstete man sich jetzt, offen und heimlich, zum Kampf um die Freiheit. Begeisterte Lehrer feuerten in Jena die Jugend dazu an. Der Historiker H. Luden wagte es, inmitten französischer Spione mit der ihm besonders eigenen hinreißenden Kraft deutsche Geschichte vorzutragen, um dadurch den Haß gegen den corsischen Unterdrücker zu nähren. Er war es auch, der die französische Revolution als „eine schwere Buße für alte Verbrechen" bezeichnete und den Nebel schilderte, „den das Vorurtheil den Mächtigen um die Stirne legt, daß sie nur zu oft erst unter Trümmern erkennen, daß sie Menschen sind" [1]). 1813 gründete er die „Nemesis", um nun auch schriftlich immer wieder auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und auf die heilige Pflicht jedes Menschen, an diesem Werke mitzuarbeiten.

Wie diese heilige Pflicht erkannt wurde, wie Karl August, dieser „petit princillon allemand", über den Napoleon oft genug in Zorn gerathen war, sich an die Spitze seiner Kämpfer stellte, wie man über Ströme Blutes und unsäglich viel Elend hinweg der Freiheit eine Gasse schlug, wie die ränkesüchtigen Diplomaten des Wiener Congresses dann versuchten, diese Freiheit unter ihren Acten-

[1]) Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, Bd. II, S. 59.

stößen zu vergraben — das ist bekannt genug. Maria Paulowna war selbst in Wien, wo sie ihren Bruder und ihre nächsten Verwandten begrüßen konnte und mit in den Rausch prachtüberladener Feste gezogen wurde. Die Verhandlungen des Congresses, das Würfelspiel um Glück und Zukunft der Völker, waren ihrem edlen Charakter sehr widerwärtig. Als von einer Vergrößerung Weimars durch Sachsen die Rede war, sträubte sie sich energisch dagegen. „Das Unglück will," schrieb der weimarische Minister von Gersdorff, „daß uns hier die an sich höchst verehrungswürdigen Gefühle und Ansichten Ihrer Kaiserlichen Hoheit entgegen stehen, welche durchaus und unter keiner Bedingung wünscht und mag, daß von Sachsen etwas an Weimar komme" [1]). Schließlich kam es zu dem bekannten Abschlusse, nach welchem das Herzogthum zum Großherzogthum erhoben und durch Hinzufügung des Neustädter Kreises und einiger anderer Gebietsstücke auf seinen jetzigen Umfang gebracht wurde. Nun galt es für die Frauen, die Wunden des Krieges zu heilen; für den Großherzog, die Pflichten zu erfüllen, die er ihm auferlegt hatte. Maria Paulowna wandte vor Allem den Frauenvereinen ihr Interesse zu. Sie waren in der Noth des Vaterlandes entstanden und sollten nicht nur zur Unterstützung Bedürftiger, sondern hauptsächlich zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts weiter geführt werden. Die Großfürstin verfaßte die Statuten selbst, gründete Industrieschulen, Arbeitshäuser für Erwachsene und Rettungsanstalten, denen zwei Jahrzehnte später die Gründung der Suppenanstalten folgte, und entwickelte dabei eine Thätigkeit, Ausdauer und praktische Einsicht, wie bisher keine Ihresgleichen. Die wissenschaftlichen Studien traten dabei keineswegs in den Hintergrund; Goethe's regelmäßige Mittheilungen standen in erster Reihe, dann hörte sie wie früher Vorlesungen von verschiedenen Professoren, unter Anderem studirte sie bei Professor Riemer auf das sorgfältigste griechische Literatur. Die politischen Ereignisse, die sich unter Karl August's Leitung so günstig für Weimar gestalteten, verfolgte sie mit scharfem Blick und freudiger Zustimmung. Der aufgeklärte, über die Armseligkeiten der benachbarten Regierungen in Kassel und Hannover hinwegsehende Fürst scheute sich nicht, seine Stände zu einer constituirenden Versammlung vertrauend zu berufen; er wollte in seiner kleinen Sphäre nicht unterlassen, selbstverleugnend Stein zu Stein zu tragen, vertrauend, daß jede zweckmäßige Thätigkeit ihre Frucht bringen werde; er ging auch in dieser Sache, wie er schon anderemale von sich gesagt hatte, mit redlichem Eifer voraus, wo die Anderen träge zurückblieben, wo die Zurückbleibenden das Vorangehen des minder mächtigen Staates übereilt und anmaßend schalten. Er ließ seinen versammelten Ständen seinen Willen erklären, die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinen Landen zu verwirklichen, die Lehre der außerordentlichen Schicksale benutzend, auf Eintracht das Glück des Staates zu gründen. Der Verfassungsentwurf, von Schweitzer in Jena redigirt, wurde in ganz Deutschland mit fast ungetheilter Befriedigung begrüßt. Er hielt eine Mitte zwischen den altständischen und den neuen repräsentativen Ordnungen, damit sich das Neue an das Alterthümliche anschließe. Alle wesentlichen constitutionellen Rechte, dazu die stärksten Bürgschaften, die von der aufrichtigsten

[1]) G. Th. Stichling, Ernst August Freiherr v. Gersdorff. Weimar 1853. S. 20.

Verfassungstreue zeugten, wurden gewährt. Der Entwurf war in wenig Wochen durchgearbeitet, von der Regierung geprüft und vollzogen[1]). Mit dieser That hat Karl August sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und sein Land hätte nun wohl einer wohlthuenden Friedenszeit froh werden können, wenn nicht das Wartburgfest, eine an sich harmlose fröhliche Feier, von außen zu einem politisch folgenschweren Ereigniß aufgebauscht worden wäre. Jugendliche Begeisterung, jugendlicher Uebermuth hatten die Burschenschaft vereint, von der Gervinus sagt, daß sie nie für eine Gemeinheit, aber stets für rühmliche Anstrengungen zu gewinnen war; die Bundesstaaten aber, denen das kleine, freie, frohe Weimar längst nicht mehr gefiel, konnten sich über die „demagogischen Umtriebe" nicht hart genug auslassen und waren sehr unzufrieden mit dem Großherzog, der nicht mit Feuer und Schwert dazwischen fuhr, ja der sogar wenige Monate später, als Maria Paulowna einem, vom ganzen Lande jubelnd begrüßten Sohn das Leben gab, den Landstand und die Studentenschaft zu Pathen bat und ihre Deputationen freundlich empfing. Nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand, einen Jenaer Burschen, triumphirten die Bundesstaaten und warfen den Bannstrahl auf Sachsen-Weimar, dessen Universität als Herd der Revolution gebrandmarkt wurde. Die Reaction wurde nun in großem Stil betrieben; Weimar mußte mitgehen, wenn auch nur, um nicht unklug der Uebermacht zu trotzen. Doch wo Fürst und Volk in ihren Zielen einig sind, vermag kein Zwang das Streben danach zu ersticken; vor Allem hier, wo Jahrhunderte vorher dieselben Ziele verfolgt worden waren. Es galt jetzt, mehr denn je, der Erziehung der jungen Generation alle Kräfte zu widmen und ihr die durch die Heroen unserer Kunst und Wissenschaft gehobenen Schätze zugänglich zu machen. Maria Paulowna erkannte dies als ihre erste Pflicht, sobald sie sah, daß die klassische Zeit zur Neige ging, daß das auf dem unendlichen Ocean mit vollen Segeln treibende Schiff jetzt in Gefahr stand, mit langsamem Ruderschlag in ein träges Flüßchen einzulaufen. Sie konnte keinen Schiller, keinen Goethe auferwecken, der ihr Wirken noch kurz vor seinem Tode so dankbar anerkannt hatte, indem er schrieb: „wie Vieles müßte zurückbleiben, wie Vieles dürfte gar nicht unternommen werden, wenn ich ohne solche Theilnahme jene seit einigen Jahren mir zugewachsenen Anforderungen befriedigen sollte"; aber zu ihrer Unsterblichkeit konnte sie beitragen, jener „wahren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt"[2]). 1828 starb Karl August, vier Jahre später folgte ihm Goethe, und nicht Weimar allein, ganz Deutschland trauerte. Unter der Last ihres Schmerzes, wie ihrer heiligen ererbten Pflichten hätte die Großfürstin wohl zusammenbrechen können; aber bei großen Charakteren verdoppeln sich in solchem Augenblick die Kräfte, sie wankte nicht. Ihren Lehrer H. Meyer ereilte der Tod in demselben Jahr: die Reihen der Alten lichteten sich, und Weimar, so urtheilte die Welt, versank wieder in sein früheres Nichts.

„Mich lüstet's nicht in jener Stadt zu wohnen,
Sie mahnt mich selber wie ein Sarkophag,"

---

[1]) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. II, S. 486—87.
[2]) Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

sagte Dingelstedt[1]); „sie war als Deutschlands delphisches Orakel in Verfall gekommen", meinte Gutzkow[2]), und die „Hallischen Lehrbücher" sorgten dafür, nicht nur Weimar, sondern auch Jena in Verruf zu bringen. Dieses Hauptorgan der junghegel'schen Schule, von Arnold Ruge und Echtermeyer geleitet, welches Strauß und Ludwig Feuerbach den Weg gebahnt, hatte für die hauptsächlich in Jena auftretenden Gegner Hegel's kein Verständniß, sondern nur Hohn und Verachtung. Es warf Jena vor, seiner Pflicht nicht mehr zu genügen, die es darauf hinwies, wie einst mit Fichte der blöden Welt reformirend voranzuschreiten. „Jena hat in seiner Stellung, die aller einschläfernden Freiheitsfundamente so sehr entbehrt, die entschiedenste Aufforderung, nicht dem Fakirthum der Beschaulichkeit todter Notizen, sondern der wirklich geistigen Macht der Erkenntniß Altäre aufzurichten"[3]). Daß es dieser Aufforderung nachkam, ohne der „Hegelei" zu verfallen, schien Ruge und seinen Genossen unmöglich. Hegel galt als der „Vollender der Kantischen Lehre", ja, er wurde über Kant gestellt, und da das Dreigestirn, Hegel, Schelling, Fichte, zu dem Reinhold noch gerechnet werden kann, einst Jena gehörte, so beschuldigte man seine jetzigen Lehrer der Untreue und der Fahnenflucht, und die Zahl der Studenten nahm bedenklich ab. Es war die Kantisch-Fries'sche und die Hegel'sche Schule, die in ihrer Erbfeindschaft gegen einander um das Principat rangen; jene „legte Protest ein gegen die hohlen Phrasen des Hegelthums, gegen seine Verkehrung der gesunden Logik"[4]). Auch von anderen Seiten noch wurde Weimar und Jena angegriffen, man verstand nicht, oder wollte nicht verstehen, daß der Rückschlag nach einer so gewaltigen Epoche nur ein natürlicher ist, und machte sich lustig über das, was jetzt für Kunst und Wissenschaft geschah. Sogar Ranke hielt diese Bestrebungen nicht für Enthusiasmus, sondern meinte, man wolle nur den „Credit aufrecht erhalten". Richtiger ist das Urtheil einer Zeitgenossin, die sagte, Weimar komme ihr vor, wie ein zu Weihnachten reich beschenktes Fürstenkind; zuerst stände es staunend vor all den Herrlichkeiten, dann finge es an, sie sorgfältig einzuräumen, sich und sein Haus damit zu schmücken, ja sogar Anderen davon mitzutheilen, und erst nachdem dies geschehen, würden die Gaben, als zu seinem Besitz gehörig, ihm wahren Genuß bereiten. Bekannt ist es, wie eifrig man daran ging, Monographien, Briefwechsel, Unterhaltungen und Erinnerungen herauszugeben; doch das Hauptinteresse concentrirte sich nicht mehr auf die schöne Literatur, deren größte Vertreter fehlten, sondern auf die Musik und auf die bildenden Künste. Als die Großfürstin nach Weimar gekommen war, verhehlte sie nicht, daß die Großherzogliche Hofcapelle schlecht sei, und erst durch die Berufung Nep. Hummel's sah sie ihren Wunsch nach guter Musik erfüllt. Sie selbst nahm Unterricht bei dem berühmten Claviervirtuosen, der bis zu seinem Tode 1837 Oper und Capelle leitete. „Es war ihm Ernst mit seiner Kunst, wie das sein muß, wenn irgend ein Mensch seine Stelle ausfüllen will," sagte Goethe von ihm. Haydn, Mozart und Beethoven wurden erst durch ihn in Weimar bekannt, er gründete auch, von der Großfürstin angeregt, öffentliche

[1]) Dingelstedt, Wanderbuch. 1839. Bd. I, S. 277.
[2]) Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. 1875. S. 168.
[3]) Hallische Jahrbücher 1839, Nr. 101.
[4]) Frank, Geschichte der Jenaischen Theologie. 1858. S. 129.

Wohlthätigkeitsconcerte, die dem Publicum Gelegenheit boten, größere Orchesterwerke kennen zu lernen; immerhin aber sollte die Musik erst viel später Weimar ganz als ihre Heimath ansehen. Ferdinand Hiller, der, fast noch ein Knabe, nach Weimar geschickt worden war, um bei Hummel Musik zu studiren, und noch das Glück hatte, von Goethe gelobt zu werden, erzählt[1]: „Die eigentliche Concertmusik existirte noch gar nicht; in den Hofconcerten wechselten die Virtuosen-Solostücke mit einander ab. Die Oper, welche Hummel mit Gelassenheit dirigirte, wurde mit gleicher Gelassenheit vom Orchester und den Sängern durchgeführt, zumal diese, ebenso wie die hervorragenden Darsteller des Schauspiels, zu üppig gediehen und an allzu behaglichem Aussehen litten. Frau Jagemann war über fünfzig Jahr alt und spielte immer noch die Thetla, wie sie auch die Semiramis und andere Heldinnen der Oper sang. Es gab in Privatkreisen auch musikalische Kränzchen, in welchen aber ganz gräßlich musicirt wurde." Maria Paulowna empfand diesen Zustand, besonders nach Hummel's Tod, sehr schmerzlich; sie versuchte, Goethe's Liebling, Felix Mendelssohn-Bartholdy, an seiner Stelle zu gewinnen, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, und wenn auch in Chelard ein guter Capellmeister gefunden wurde, so bedurfte es doch einer ganz anderen Kraft, um ein, wie die Großfürstin wünschte, glänzendes Musikleben zu schaffen. Sie ließ also vorläufig der Sache ihren Lauf und wandte den bildenden Künsten ihre volle Aufmerksamkeit zu. Unter Karl August war die, von Meyer bis zu seinem Tode geleitete, freie Zeichenschule entstanden. Unter Anna Amalia hatte man die Kunstsammlungen begonnen, die das jetzige, reichhaltige Museum hervorriefen. Friedrich Preller, der Meister der Odyssee, der auch wie so manche Andere Goethe's Schutz seine Entwicklung zu verdanken hatte, wurde als erster Lehrer dafür gewonnen, und als Nachfolger Meyer's berief man Ludwig Schorn, der bisher Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik in München gewesen war. Seine glänzende Erscheinung, seine Gewohnheit, in den Hofkreisen und in den großen Verhältnissen Münchens zu verkehren, machten ihn zur geeigneten Persönlichkeit, um reorganisirend aufzutreten. Der Großherzog beauftragte ihn mit der Aufstellung der Kunstsammlungen, und seine Gemahlin wollte durch ihn ihren schon lange gehegten Plan zur Ausführung bringen, dem schon seit vielen Jahren unter der Leitung des Oberbaudirectors Coudray restaurirten Schloßflügel einen künstlerischen Schmuck zu geben. Eine Reihe von größeren und kleineren Räumen wurden dem Gedächtniß Goethe's, Schiller's, Wieland's und Herder's gewidmet und die Wandgemälde dementsprechend ausgeführt. Neher und Beyer wurden dazu nach Weimar berufen, Preller übertrug man das Wielandzimmer, eine Arbeit, die er zur vollsten Befriedigung seiner Gönnerin ausführte. Diese hatte dem Künstler von Anfang an lebhaftes Interesse gezeigt, nicht nur häufig Bilder bei ihm bestellt, sondern auch dafür gesorgt, daß er im Auslande bekannt wurde. In alle diesem sehen wir die Anfänge musikalischen und künstlerischen Lebens, das unter Maria Paulowna's Sohn, in der Liszt-Periode Weimars, in der Restaurirung der Wartburg, in der Gründung der Kunstschule, in Rietschel's

[1] Ein Künstlerleben von F. Hiller. Köln 1880.

herrlichem Goethe-Schiller-Denkmal, im Bau des Museums, seinen Höhepunkt erreichte.

Bei der umfassenden Thätigkeit, welche die Großfürstin nach wie vor auch auf den Gebieten der Armenpflege, der Jugenderziehung entwickelte, ist es natürlich, daß ihre Tage von früh bis spät ausgefüllt waren; trotzdem versäumte sie nicht, ihren geselligen Pflichten nachzukommen, nicht nur weil sie gern die fröhliche Jugend um sich versammelte, sondern weil sie den persönlichen Einfluß für das beste Mittel hielt, auch in den näheren und weiteren Hofkreisen bildend zu wirken. Sie regte jedes Talent und Talentchen in ihrer Umgebung an, und wenn man ihr daraus den Vorwurf machen wollte, den Dilettantismus unterstützt zu haben, so ist er dadurch zu entkräften, daß die aus dem Privatcirkel nicht heraustretenden literarischen Leistungen für den hohen Stand der Geistes- und Herzensbildung, für die Gewandtheit im Ausdruck das beste Zeugniß ablegen. Auch ist die Kunst der Unterhaltung, die, weil ihre Pflege vernachlässigt wird, so sehr verloren geht und damals in höchster Blüthe stand, gewiß nicht gering anzuschlagen. Daß die Anforderungen, die Maria Paulowna besonders an die jüngere Hofgesellschaft stellte, dieser nicht immer bequem waren, beweist nichts gegen ihre Berechtigung.

Während der Sommermonate in Wilhelmsthal, wo ländliche Umgebung und ländliches Leben die Einzelnen der Fürstin näher brachten, entstanden verschiedene Erzählungen und Gedichte, die der Verfasser oder die Verfasserin Abends oder an Regentagen vorlasen und die zur beliebten Unterhaltung wurden[1]). Die Sommer in Wilhelmsthal, hie und da eine Badereise, oder ein Besuch in Rußland bildeten die einzige Unterbrechung des regelmäßigen Lebens der Großfürstin. Als regierende Großherzogin reiste sie noch seltener, denn sie hielt es für die Pflicht des Fürsten, zu Hause zu bleiben, um nicht nur immer, wenn es nöthig war, zur Stelle zu sein, sondern auch dem Lande keinerlei Einnahmen zu entziehen. Da ihr Gemahl vollständig mit ihr übereinstimmte, so sind beide z. B. nie nach Italien gekommen, so sehr sie es auch gewünscht hätten.

Der Großherzog Karl Friedrich war im Ganzen eine wenig aus sich herausgehende, passive Natur und ist deshalb oft falsch beurtheilt worden. Ihm fehlten durchaus nicht die Interessen, die seine Gemahlin in so hohem Grade besaß: aber er hatte keine so stark entwickelte Thatkraft, und ihn bedrückte, wie die meisten Söhne großer Männer, das Geschick, einen berühmten Vater zu haben. Er war kein schöpferischer Regent, doch pflichttreu und gerecht wie wenige; seine größte Tugend war, daß er für Intriguen und Einflüsterungen vollständig unzugänglich blieb, so oft sie ihn auch in ihre Netze zu verstricken suchten. Hatte er Vertrauen gefaßt, so ließ er sich durch Andere nicht darin erschüttern[2]). Ranke, der wiederholt in Weimar einige Zeit zubrachte, hatte lange Unterhaltungen mit ihm. So wurde einmal das damals so großes Aufsehen erregende „Leben Jesu" von Strauß erwähnt, und der Großherzog sprach sich nicht nur gegen dasselbe aus, sondern schien auch die Meinungen seines rationalistischen Generalsuperintendenten Röhr

[1]) Vergl. den von mir herausgegebenen schriftlichen Nachlaß meiner Großmutter Baronin Jenny v. Gustedt: Aus Goethe's Freundeskreisen. Braunschweig 1892.

[2]) Vergl. Dr. G. Th. Stichling, Aus dreiundfünfzig Dienstjahren. Weimar 1891. S. 46—48.

nicht zu theilen. Trotzdem hat Karl Friedrich nie versucht, seiner Privatüberzeugung wegen irgend einen Druck auf Andere auszuüben. „Er ist ein Mann von Gesinnung und Gedanken," sagt Ranke und fährt dann, auf seine Gemahlin übergehend, fort: „Das Erste, was an der Großfürstin auffällt, ist, daß sich eine russische Prinzessin so ganz zu dem Begriff einer deutschen Landesmutter erhoben hat. Eben ihrer Herkunft aber verdankt sie die Möglichkeit, daß sie das sei, wenigstens insofern, als sie noch von Rußland eine nicht unbedeutende Revenue bezieht, welche dem Lande zu Gute kommt. Die Weinstöcke, die man an den Dorfhäusern sieht, hat sie großen Theils den Besitzern geschickt, sie schenkte junge Stämme, um zu Anpflanzungen aufzumuntern. Wir wollen, sagte sie mir, das ganze Land zu einem Park machen" [1]). Wie wir wissen, hatte Goethe schon in dem ersten Jahre seiner Ankunft die Parkanlagen vielfach verschönert, so daß Wieland diese Arbeiten „neue Goethe'sche Gedichte" nennen konnte. Maria Paulowna führte, wie sie es Ranke gegenüber aussprach, diese Pläne in großem Style fort. In Eduard Petzold gewann ihr Sohn, der Erbgroßherzog, in den vierziger Jahren einen ausgezeichneten Hofgärtner, der in seinem Fach als Künstler allgemein anerkannt ist. Auch Fürst Pückler, der weitgereiste „Semilasso", trug zur Verschönerung der näheren Umgebung Weimar's bei; so gestaltete sich der unter seiner Leitung von Petzold angelegte Park zu Ettersburg zu einem Muster großartiger Landschaftsgärtnerei. Friedrich Preller stand ihm mit seinem Malerblick hülfreich zur Seite [2]), ein Zusammenwirken, wie es günstiger und erfolgreicher kaum wieder zu finden ist. — „Maria Paulowna ist die große Almosenspenderin des Landes," fügt Ranke weiter hinzu, „die gütige Madame auf dem Schloß, wie eine Bauersfrau sie mir nannte. Hierdurch bekommt das ganze Wesen etwas sehr Patriarchalisches, das immer auch in die Staatsinstitute eingreift. Wenn die Bibliothek ein Buch braucht, zu dem ihr Fonds nicht hinreicht, so wendet man sich an sie, und sie verfehlt nicht es anzuschaffen. Wenn die Zeichenschule Büsten oder Vorlageblätter braucht, so wird erst angefragt, ob der Großherzog bei Geld ist, und wo nicht, wendet man sich persönlich an sie. Während meiner Anwesenheit ward ein kleines Museum eröffnet, das immer eine Zierde für Weimar sein wird, zu welchem sie die Zimmer eingeräumt und auf ihre Kosten hat einrichten lassen. So sehr sie einsieht, daß sich Männer, wie sie Weimar früher berühmt machten, jetzt nicht daselbst finden — sie tröstet sich damit, daß sie sich auch nicht finden lassen würden —, so sucht sie doch den literarischen Ruf von Weimar aufrecht zu erhalten. Im Winter halten bald die Notabilitäten von Weimar, bald auch die Professoren von Jena Vorlesungen, die denn oft sehr gelehrt ausfallen."

Den Vorträgen, die Maria Paulowna früher von Goethe, Meyer, Kästner und Anderen gehört hatte, wohnten zuweilen auch Familienglieder und ein Theil der Hofgesellschaft bei; besonders die geistvolle Prinzessin Helene von Mecklenburg, spätere Herzogin von Orleans, die sich mit ihrer Stiefmutter oft und lange in Weimar und Jena aufhielt, bildete ein belebendes Element dieses an sich schon belebten Kreises.

---

[1]) Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig 1890. S. 274 ff.

[2]) Vergl. Otto Roquette, Friedrich Preller. Frankfurt a. M. 1883.

Als Karl Friedrich zur Regierung kam, sprach seine Gemahlin den Wunsch aus, diese Art Geselligkeit in größerem Maßstabe weiter zu pflegen. Es lag ihr daran, mit dem, was die Herzen und die Köpfe ihrer Zeit bewegte, dauernd bekannt zu bleiben, und dazu gehörte, wie ihr Verstand ihr ganz richtig sagte, nicht ein trockenes Bücherstudium, sondern fortwährende lebendige Berührung mit den Trägern der Ideen. Daß diese in Jena zu finden sein mußten, zeigten uns schon die wenigen Worte, die der Entwicklung der Universität galten; doch nur eine Fürstin von so hohem Geiste konnte einen näheren Verkehr mit ihnen möglich machen, konnte den Entdeckungen und Forschungen der Wissenschaft auch auf solchen Gebieten folgen, wo Glaube und Wissen um die Palme streiten; sie war weit entfernt von der „traurigen Verirrung, welche das Wesen der Religion in Lehren und Meinungen sucht“ [1]), und die Universität Jena in ihrer Vergangenheit und Gegenwart konnte von Niemandem besser gekannt, höher geschätzt und kräftiger gefördert werden, als von ihr. Um den Professoren Jena's, wie den Künstlern und Schriftstellern Weimars näher zu treten, richtete sie regelmäßige literarische Abende ein, die sich jeden Winter ungefähr alle vierzehn Tage wiederholten. Der Großherzog, wie die jeweiligen fürstlichen Gäste, die Umgebung des Hofes, vor Allem die während zweiundfünfzig Jahren neben der Großfürstin wirkende Oberhofmeisterin Gräfin Constanze von Fritsch, dazu die geladenen Herren aus Weimar und Jena wohnten diesen Abenden bei. Letztere wurden in großherzoglichen Wagen abgeholt und fuhren ebenso wieder zurück. Im Schlosse nahm man zunächst den Thee ein, wobei Maria Paulowna sich mit den Anwesenden unterhielt; dann folgte der etwa eine Stunde dauernde Vortrag; nachher ließ sich die Gesellschaft in zwangloser Weise an kleinen Tischen nieder, und ein einfaches Abendessen, bei dem die Conversation stets zu einer sehr lebhaften wurde, beendete die Zusammenkunft. Meistens gingen einige der Weimarer mit den befreundeten Jenensern noch in den „Erbprinzen“ und brachten dort einige Stunden in eifriger Unterhaltung zu. Nicht nur für die Zuhörer, auch für die verschiedenen Vortragenden waren diese Abende in jeder Beziehung anregend. Der Theologe Karl v. Hase, einer der häufigsten Gäste, erzählt in den „Annalen meines Lebens,“ daß ihm durch die Vorträge ein Literaturzweig entstanden sei, für den sich seine kirchenhistorische Anschauung nicht übel schickte [2]). Die Gelehrten gewöhnten sich an eine leichtere Umgangsweise und lernten ihre Wissenschaft dem weiteren Publicum zugänglich zu machen. Sie waren in den dreißiger Jahren noch zum großen Theil eine Kaste für sich gewesen, mit einer Sprache, die nur ihnen verständlich war, mit einer Abgeschlossenheit, der zufolge sie vielfach hochmüthig auf den Laien und spottlustig auf die Frau herabsahen, obwohl es nicht verhehlt werden kann, daß eine unbekannte „Irene“ in der „Minerva,“ einer Zeitschrift, die in Jena erschien, für die beginnende Frauenbewegung ihre Stimme erheben durfte.

Die Aufforderung, einen Vortrag zu halten, erging einige Wochen vorher durch den Staatsminister Schweitzer an die betreffenden Herren. Er selbst, ein

---

[1]) L. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859. S. 61.

[2]) K. v. Hase, Annalen meines Lebens. Herausgegeben von K. A. v. Hase. Leipzig 1891.

vielseitig gebildeter Mann, hatte nach Goethe's Tod die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernommen, wodurch er in täglichen Verkehr mit der Großfürstin kam. In ihrem Kreise las er hie und da über wissenschaftliche Gegenstände. Wir haben bei Gelegenheit der Weimar'schen Verfassung seinen Namen schon genannt. Karl August, dem immer das Talent eigen war, den rechten Mann für die rechte Stelle zu finden, hatte schon lange dem Professor der Jurisprudenz in Jena seine Aufmerksamkeit zugewandt, die er auch seiner ganzen geistigen Entwicklung nach in vollstem Maße verdiente. In seiner Jugend hatte Schweitzer mit vielerlei Uebeln zu kämpfen gehabt, und litt hauptsächlich unter dem mangelhaften Schulunterricht, den er durch eisernen Fleiß zu ersetzen suchte. „Es wird Wenige geben," schrieb er, in Erinnerung an seine Studienzeit in Leipzig, „denen die Universität so viel gewesen ist, als mir; auch die Schule mußte sie ersetzen, soweit dies überhaupt möglich ist. Sechzehn Stunden des Tages wurde gearbeitet, drei Stunden blieben dem Essen und der Bewegung, fünf Stunden dem Schlaf"[1]). Sehr früh schon suchte er sich durch schriftstellerische Thätigkeit etwas zu erwerben; dann erst, als er in Ronneburg als Rechtsanwalt eine Anstellung fand, entrann er den drückenden äußeren Verhältnissen. Nach einem vierjährigen Aufenthalte dort wurde er 1800 als Professor nach Jena berufen, wo er bald den ausgebreitetsten Wirkungskreis fand. Trotz der traurigen politischen Lage hatte er immer eine große Anzahl Zuhörer, die durch seinen klaren, lebendigen Vortrag, seine treffende, allem Gesuchten und Manierirten fern bleibende Ausdrucksweise gefesselt wurden. Bedeutender noch war seine Thätigkeit während der Freiheitskriege als Vorsitzender der Polizeicommission. Wohl hatte seine glühende Vaterlandsliebe den Wunsch in ihm laut werden lassen, mit den Waffen als freiwilliger Jäger der Heimath zu dienen; Karl August verhinderte ihn daran, ihn darauf hinweisend, daß er in Jena unentbehrlich sei. Es war in der That der Fall. Auf Napoleon's Befehl mußten zwei Militärlazarethe eingerichtet werden, eine Arbeit, die Schweitzer allein übernahm. Dabei sah er, wie die Noth in der Stadt ungeahnte Ausdehnung erreichte, wie unter den Bürgern die von den Soldaten eingeschleppte Nervenfieberepidemie wüthete. Er reichte am 28. März 1813 einen Bericht darüber ein, und fügte demselben seine durchdachten Vorschläge zur Bekämpfung des Elends hinzu, die umgehend genehmigt wurden und sofort zur Ausführung kamen. Ein drittes Krankenhaus für die Bürger wurde eröffnet, aber die Noth hatte noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Nach der Schlacht bei Leipzig, von der man behauptet, sie habe nur Jubel hervorgerufen, während wohl viel mehr Thränen über sie vergossen worden sind, strömten Kranke, Verwundete, Sterbende in Jena zusammen; allein vom Januar bis März 1814 lagen 12 369 Soldaten in ihren Lazarethen. Furchtlos, mit unerschütterlicher Geduld und staunenswerther Kraft war Schweitzer überall der Erste, wo es zu helfen galt, und als er zwei Jahre später den Verfassungsentwurf aufsetzte, mag er wohl des Volkes gedacht haben, das sich durch furchtbares Leiden solch' eine Zukunft erkämpft hatte. Er wurde

[1]) J. Ch. Hotzel, Ueber die literarische und staatsmännische Wirksamkeit Dr. Ch. W. Schweitzer's. Jena 1857.

als Staatsrath ins Ministerium berufen und, so schwer ihm der Abschied von seiner akademischen Thätigkeit auch wurde, er wußte, daß er an dieser Stelle für das Wohl des Landes seine besten Kräfte einsetzen konnte. Die schwere Zeit nach dem Wartburgfeste und nach der Ermordung Kotzebue's bewährte ihn als Staatsmann. Er hatte in der schwierigen Lage für die Erhaltung der Universität Jena gegen Preußens und Oesterreichs heftige Angriffe zu kämpfen und ging als Sieger aus dem Kampfe hervor, der ihn nun besonders zum Beschützer der Wissenschaften stempelte. Die Universität, die Gymnasien, wie die Volksschulen lagen ihm gleicherweise am Herzen. „Unser Gymnasium," schrieb man aus Eisenach[1]), „verdankt ihm den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, zu seiner würdigen Gestaltung, zur selbständigen Stellung seiner Lehrer." Schweitzer folgte bei seinen Bestrebungen stets dem Grundsatze: „Das Wissen, ohne praktische Tüchtigkeit, ohne Kraft, das, was man weiß, handelnd zu verarbeiten, ist ein nutzloses Kapital." Bei der inneren politischen Entwicklung stieß er bald auf manchen Widerspruch, der seinen strengen, hartnäckigen Charakter noch unbeugsamer machte. So stellte er sich dem Wunsche nach der Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen schroff entgegen; sie setze, meinte er, eine eigene Bildung des Volkes voraus, welche erst aus anderen Einrichtungen, z. B. öffentlicher Rechtspflege, entstehen könne. Gegen seinen Rath wurde Beschluß gefaßt, was seine Stellung schon erschütterte. Dann folgten die Angriffe gegen seinen Collegen, den Minister v. Gersdorff, die Trennung des Kammervermögens von der Landschaftskasse betreffend. Ein bedeutender junger, liberaler Abgeordneter, v. Wydenbrugk, verlangte 1848 deren Vereinigung, das Volk jubelte ihm zu, und der Landtag gab gegen Gewähr einer Civilliste dem allgemeinen Drängen nach, ja, es kam sogar zu einem stürmischen Auftritte, wobei der Ruf: „nieder mit Schweitzer" laut wurde. Es ist hierbei wohl angebracht, einer Scene zu gedenken, die für den Großherzog bezeichnend ist: Die Volksmassen drängten immer aufgeregter in den Schloßhof, so daß die Umgebung Karl Friedrich's sehr ängstlich wurde und seine Minister und Officiere ihn mit guten Rathschlägen bestürmten, während er ganz ruhig blieb. Endlich stand er auf, öffnete das Fenster und rief mit lauter Stimme: „Wer ein Anliegen hat, trage es mir schriftlich auf dem richtigen Wege vor; abzwingen lasse ich mir nichts. Und nun gute Nacht! Ich hoffe, Ihr alle werdet so gut schlafen, wie ich gut zu schlafen gedenke." Mit einem Hoch auf den Großherzog ging die Menge wirklich ruhig auseinander. Den nächsten Tag gab Schweitzer sein Portefeuille dem Großherzog zurück, das dieser in die Hände Wydenbrugk's legte.

Wenn es auch als Undank erscheint, daß Volk und Fürst den bewährten Wohlthäter so schnell fallen ließen, so muß doch berücksichtigt werden, wie wenig populär Schweitzer war; seine Strenge, seine fühlbare Ueberlegenheit und seine entschiedene Abneigung gegen den politischen Liberalismus hatten seine guten Seiten, ja selbst seine glänzende Vergangenheit verdunkelt. Er zog sich in ländliche Einsamkeit zurück, wo er 1856 starb.

---

[1]) Nr. 258 der Weimarischen Zeitung 1856.

Ein Zeitgenosse Schweitzer's war J. F. Fries, dessen Berufung nach Jena der für seine Universität so thatkräftig sorgende Mann hauptsächlich bewirkt hat. Nur in den Fachkreisen, ja fast nur unter der kleinen Schar seiner entschiedenen Anhänger ist Fries bekannt geblieben; sonst pflegt man seinen Namen nur in Verbindung mit dem Wartburgfeste zu nennen, ahnungslos, welch' eine bedeutende, weil ganz selbständige Persönlichkeit in ihm den philosophischen Lehrstuhl Jena's einnahm.

Sein Vater war in Barby einer der Hauptführer der Brüdergemeinde gewesen und hatte als ihr Missionar die Pflicht, fast dauernd auf Reisen in Deutschland zu leben, wobei seine Frau ihn begleitete. Jakob Friedrich Fries und sein jüngerer Bruder wurden deshalb schon im zartesten Alter in die Erziehungsanstalt nach Niesky gebracht, wo beide traurige Jugendjahre durchmachten. Besonders Jakob, ein schwächliches Kind, hatte unter der eisernen Zucht, der Rücksichtslosigkeit auf sein körperliches Befinden, schwer zu leiden. Er blieb wochenlang als kleiner Knabe an seine düstere Krankenstube gebannt, ohne daß man ihm Bücher, Gesellschaft, Spielzeug zur Erheiterung gewährte. Seinen Gedanken überlassen, starrte er in den engen Hof, verzehrte sein ihm eilig zugeschobenes Essen, und so erzog sich die Gemeinde Niesky „in dem armen Jungen, den sie vergaß und versäumte, einen Rebellen, der schon als Kind gegen das Beste, was sie ihm anbot, gleichgiltig blieb und bitter wurde[1])." Das, was man ihm als Religion darstellte, widerstrebte ihm. „Mein Hauptleiden war," erzählt er, „daß ich mich in den blutigen Schmerzensmann und seine Marterschöne verlieben, daß mein Herz überfließen sollte von Dank gegen das Leiden, welches er für mich ausgestanden habe, mich zu erlösen; ich konnte mich zu diesem Danke nicht durchwinden und an dem Bilde einer Leiche keine Freude gewinnen." Seine Versetzung in das Seminar zu Barby, die zugleich mit der seines treuen Freundes Reichel erfolgte, begrüßte er wie eine Erlösung. Die Aussicht auf ernste Studien und bessere Behandlung erfüllte den stillen Knaben mit wirklicher Freude, und trotzdem er sich den Auffassungen seiner Gemeinde mehr und mehr entfremdete, dachte er später noch gern an diese Lehrjahre zurück, sich mit besonderer Dankbarkeit seines Lehrers Hüffel erinnernd, der ihm den ersten mathematischen Unterricht ertheilte und seiner Begabung den rechten Weg wies. Als vierzehnjähriger Knabe sprach er ihm einmal seine Freude über die Klarheit und Festigkeit der geometrischen Beweisführung aus, woran Hüffel die Versicherung anknüpfte, daß man so auch philosophisch das Dasein Gottes beweisen könne. Mit lebhaftem Interesse erkundigte sich Fries, wie das möglich sei, und erhielt als Erwiderung: jedes Ding müsse seinen zureichenden Grund haben, also auch das Ganze der Welt, dieser höchste Grund der Welt ist Gott. Fries schwieg, aber er dachte, wie er selbst sagt: nun, wenn Jedes seinen Grund haben muß, so auch Gott; oder kann Gott durch sich selbst als seinen Grund bestehen, warum nicht auch die Welt und die Dinge in der Welt? Ein Gedanke, der so klingt, als wäre er Hume's Dialogen über natürliche Religion entnommen. Je mehr

[1]) E. L. Th. Henke, J. F. Fries, aus seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Leipzig 1867. S. 11.

man den klaren Geist des Knaben in Fesseln zu schlagen, je mehr man ihm das Christenthum in beschränkter, einseitiger Auffassung einzuprägen suchte, desto energischer wandte er sich von ihm ab. Als er von Barby in das theologische Seminar nach Niesky kam, um sich dort endgiltig zum Geistlichen vorzubereiten, entwickelte er zuerst den von nun an als Grundsatz seiner Ansichten feststehenden Gedanken: „es ist dem Menschen aufgegeben, sich selbst zu helfen; die größte Aufgabe der Wissenschaft ist eine Theorie der Kunst der Veredlung der Menschheit," und schrieb an Reichel: „Sittliche Schuld kann nie Einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen Anderen tilgen, und die Vorstellung eines menschgewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauche des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen; für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes, als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls. So war mir die ganze positive Religionslehre vernichtet." Die von der Brudergemeinde für so wichtig gehaltenen religiösen Gefühle erschienen ihm nur als feiner Sinnenkitzel, ohne Einfluß auf die Sittlichkeit. „Alle moralische Besserung ist nur eigene moralische Cultur," sagte er.

Er entschloß sich, von den Herrnhutern zu scheiden und in Leipzig Jura zu studiren. Mit vielen seiner Genossen blieb er in innigem Verkehr und hat auch sein späteres Leben hindurch die guten Seiten der Herrnhuter Erziehung nicht nur anerkannt, sondern ist ihnen treu geblieben. Fleiß und Einfachheit, Freundestreue und tiefe, unerschütterliche Wahrheitsliebe waren die Kennzeichen seines Charakters, wie der Gemeinschaft, der er entstammte. Zwei Jahre nur hielt er in Leipzig aus; die Jurisprudenz, die er zu seinem Brodstudium machen wollte, befriedigte ihn ebenso wenig wie die Theologie, und da von Jena aus Fichte's Ruf als Philosoph alle Kreise erfüllte, ging er dorthin, um ihn zu hören. In die allgemeine Begeisterung vermochte er jedoch nicht einzustimmen, er stand ihr kühl gegenüber und begann seine Streitschrift „Reinhold, Fichte und Schelling" zu schreiben; sie rief einen Sturm der Entrüstung gegen den Verfasser hervor, der es allein wagte, sich gegen anerkannte Größen zu empören. Die Sorge um seinen Lebensunterhalt zwang ihn, eine Hauslehrerstellung in der Schweiz anzunehmen. Während seines Aufenthalts dort starb seine alte Mutter, die durch die, wie sie sagte, Christus feindliche Richtung ihres Sohnes viel gelitten hatte. Sein Schmerz war so tief wie seine Liebe, denn er hatte sie geliebt, trotzdem sie das zarte Kind in der Zeit, da die Mutter ihm unentbehrlich gewesen war, in fremde Hände gegeben hatte, um selbst ihren christlichen Beruf zu erfüllen! Bei ihrem Tode empfand er seine Zweifel an der Unsterblichkeit zum ersten Male schmerzlich, ohne den Gefühlen nachzugeben: „Den Glauben an eine Wiedervereinigung muß ich Anderen überlassen, — ich beschränke lieber alle meine Wünsche diesseit des Grabes, das Jenseit mag sich seiner Zeit aufhellen."

Im Anfang dieses Jahrhunderts habilitirte er sich in Jena, doch sein schroffer Widerstand gegen die herrschende Philosophie und ihre Führer machten seine Stellung zu einer äußerst schwierigen. Dem Kreis Schlegel, Schelling, Fichte hielt er sich geflissentlich fern; sein Umgang beschränkte sich auf eine Anzahl junger Männer, zu denen die Brüder Beaulieu, Clemens Brentano, Diederich

Gries und Rehbein, der spätere Arzt Goethe's, gehörten, und die sich in der „Rose" versammelten, wo es damals schon, wie später im „Burgkeller", zu heftigen Debatten zwischen ihnen und Reinhold's Anhängern kam. Fries vermochte nicht immer die nothwendigen Grenzen innezuhalten, er trat heftig gegen Schelling auf, er warf Schlegel vor, daß er die gesunde Vernunft ohrfeige; da aber auf der Seite seiner Gegner die Majorität sich befand, drang er nicht durch. Er hatte wenig Zuhörer und keine Einnahmen und begrüßte deshalb mit Freuden die Aufforderung eines Freundes, mit ihm auf Reisen zu gehen. Wenn er sich diesem liebenswürdigen, aber eigensinnigen Gefährten auch unterordnen mußte, so fügte er sich doch gern darein; denn der Genuß wog die Unannehmlichkeiten auf. Mit frischem Muth kehrte er heim und schlug sein Zelt in Heidelberg auf, denn in Jena war inzwischen Hegel als Halbgott eingezogen, über den Fries noch derber aburtheilte, als über seinen Vorgänger. Volle elf Jahre lebte und lehrte er in der schönen Neckarstadt; mit dem Theologen de Wette schloß er den innigsten Freundschaftsbund und fand in der Verbindung mit Karoline Erdmann das ersehnte häusliche Glück. Seine Lehrthätigkeit befriedigte ihn, seine philosophischen Werke fanden Anerkennung, seine Zeitfragen behandelnden Schriften erregten sogar berechtigtes Aufsehen. In der Zeit politischer Erniedrigung und politischer Kämpfe war es sein Hauptbestreben, auf die Jünglinge, die Träger der Zukunft, erziehend einzuwirken. In seiner noch heute lesenswerthen Schrift: „Bekehrt euch!" ruft er ihnen zu: „Viele reden Euch zur Ermahnung von des Menschen Schwäche, Ohnmacht, Untauglichkeit zu allem Guten, meinend, diese Reden seien sie der Religion schuldig. Wagt es, diesen zu mißtrauen. . . . Was im Leben gut ist und von echtem Schrot und Korn, das stimmt nicht zu dieser Lehre!"

Solche offene Sprache mochte ihn wohl schon mißliebig gemacht haben; unhaltbar wurde seine Stellung, als er 1816 die Petition unterschrieb, welche für Baden eine Verfassung verlangte, wie sie in Weimar entstanden war. Dort erregte seine That den freudigsten Beifall. Der Minister v. Gersdorff sandte ihm die Verfassungsurkunde mit der Aufforderung, die Professur in Jena anzunehmen, und er wie Schweitzer sprachen ihm die Hoffnung aus, durch ihn in ihren philosophischen Studien gefördert zu werden. Karl August bewies ihm seine Gunst, indem er ihn sofort zum Hofrath ernannte, und die Großfürstin Maria Paulowna ließ ihn bald nach seiner Ankunft zu sich einladen. Auch der Kanzler v. Müller empfing ihn voll Freude; „mit Goethe aber bin ich bei bloßer Ceremonie geblieben." In Jena vollendete er sein Buch „Von deutschem Bund und deutscher Staatsverfassung", das er Deutschlands Jünglingen widmete. Er sprach darin den Wunsch aus, daß nach der orientalischen, griechischen und christlichen Periode nun endlich ein Zeitalter kommen möge, das sich den Dienst der Gerechtigkeit auch im öffentlichen Leben zur Aufgabe setzt, und forderte vom Staat, die Kirche so wenig als möglich, die Schule so viel als möglich zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. Schon die nächste Zeit zeigte ihm, wie ferner Zukunft die Erfüllung seines Wunsches vorbehalten war. Seine Betheiligung am Wartburgfest wurde ihm als Verbrechen ausgelegt, er mußte zunächst seine Vorlesungen einstellen, richtete aber mit Erlaubniß des ihm immer gewogenen Großherzogs in seinem Hause Conversatorien ein, an denen auch Sand theilnahm, der bald darauf

Kotzebue ermordete. Kaum hatte das Gerücht dieser That sich verbreitet, als Fries sich auch schon wie einen Mitschuldigen verfolgt sah. Doch er stand unter dem Schutz Karl August's, der ihn nicht im Stiche ließ. Er bot ihm Tiefurt, das Heim seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia, zum Wohnsitz an, ließ ihm, so lange er nicht lesen durfte, sein volles Gehalt und setzte ihn 1823 als Professor der Physik wieder in seine alten Rechte ein. Gersdorff und Schweitzer standen ihm als treue Freunde zur Seite, seine Schüler und Collegen schlossen sich immer inniger an ihn an; war doch seine Freundlichkeit unwiderstehlich und seine Unterhaltung stets anregend. Als sich im Anfang der dreißiger Jahre die Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin mit ihrer Tochter Helene in Jena aufhielt, gehörte er zu ihren häufigsten Gästen, und seine Vorträge über Astronomie, Physik und Philosophie machten ihn zum einflußreichen Lehrer der geistvollen Fürstinnen. Seine Sprechweise war einfach und schmucklos, wie seine ganze Persönlichkeit; er wurde selten leidenschaftlich; nur wenn die Rede auf Schelling und Hegel kam, die ihm als Vernichter der Philosophie galten, konnte er in Affect gerathen. „Hegel's metaphysischer Pilz ist nicht in den Gärten der Philosophie, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei gewachsen," schrieb er in solch' einem Augenblick. Natürlich fehlte es ihm nie an Feinden; in den „Hallischen Jahrbüchern" wurde ihm besonders vorgeworfen, daß er in seinen akademischen Vorlesungen Fichte, Schelling und Hegel entweder todtzuschweigen, oder ihre Lehren als Verderbniß und Verirrungen des menschlichen Geistes darzustellen suche. Ueber seine philosophische Thätigkeit sagt Ed. Zeller[1]), sie habe nicht die Anziehung ausüben können, die neue und eingreifende Entdeckungen verleihen, dafür aber bei den Zeitgenossen einen wohlvorbereiteten Boden gefunden, denn er schloß sich in der Hauptsache seiner Lehre unbedingt an Kant und weiterhin an Jakobi an. Seiner Religionsphilosophie verschaffte der milde, freisinnige de Wette Eingang in die Theologie, auch Karl Hase war ihm wahlverwandt; mit Schwarz und Göttling stand er in innigem Verkehr, doch als seine nächsten Anhänger nennt er selbst Apelt, Mirbt und Schleiden. Der Minister v. Gersdorff, der Einzige, den Fries noch kurz vor seinem Tode (1843) empfing, „rechnete sich's stets zur Ehre, sein dankbarster Schüler zu sein," und im Abendkreise der Großfürstin wurde seiner um so häufiger gedacht, als alle die genannten Freunde des Philosophen zu den fast regelmäßig Geladenen gehörten.

Die Einigkeit und Freundschaft der Professoren unter einander kann als ein erfreulicher Beweis für den Geist, der um die Mitte dieses Jahrhunderts in Jena herrschte, angesehen werden. Ein einfacher, geselliger Verkehr beförderte den lebendigen Gedankenaustausch, ernste, wissenschaftliche Vereinigungen erhöhten die allgemeine Bildung und verscheuchten den Kastengeist. Die Gelehrten, die ihr ganzes Leben hindurch Jena treu blieben, bildeten die lebendige Verbindung zwischen Denen, die kamen und gingen, wie zwischen den Alten und den Jungen. C. W. Göttling[2]) gehörte zu den Männern, ohne die man sich Jena kaum denken konnte. Schon sein Vater

---

[1]) Geschichte der Philosophie, S. 462.

[2]) Gustav Lothholz, C. W. Göttling, Programm des Königl. und Gröning'schen Gymnasiums. Erste und zweite Abtheilung. Stargard 1876 und 1887.

hatte dort gelebt und war mit Goethe bekannt gewesen, der den bedeutenden Chemiker in den „Tag- und Jahresheften" rühmend erwähnt. Der Sohn des alten Göttling besuchte in Weimar das Gymnasium, wo er durch den bekannten Philologen Passow zuerst in die klassischen Studien eingeführt wurde, um ihnen von nun an sein ganzes Leben über treu zu bleiben. Die griechischen Verse, die er damals in jugendlicher Bewunderung der Schauspielerin Wolf widmete, bezeugen, wie früh er die klassischen Sprachen beherrschte. Sein Lehrer erfuhr davon, und, weit entfernt ihn seines jugendlichen Enthusiasmus wegen zu bestrafen, lobte er ihn und lud den ängstlichen Knaben freundlich zum Frühstück ein, ihm sein ganzes Interesse zuwendend. Göttling besuchte dann die heimathliche Universität, unterbrach jedoch seine Studien, als Karl August zu den Waffen rief, und begeisterte während des Feldzugs seine Gefährten durch seine noch heute bekannten Lieder „Kein schön'rer Tod auf dieser Welt" und „Stehe fest, o Vaterland". Nach seiner Rückkehr erwarb er sich das Doctordiplom und ging nach Berlin, um bei F. A. Wolf, Goethe's Freund, bei Döderlein und Osann seine Studien fortzusetzen. Als Professor am Gymnasium zu Rudolstadt trat er in die praktische Thätigkeit ein und wußte sich nach kurzer Zeit den besten Einfluß auf die burschikosen, verwahrlosten Schüler zu verschaffen. Besonders H. Leo hing seit jener Zeit voll Dankbarkeit an Göttling, dem „festen Stamm, an den sich die zu Boden gesunkenen Triebe seiner Seele wieder aufrankten." Göttling hatte in Berlin nicht umsonst Jahn's Bekanntschaft gemacht und sich für das Turnwesen begeistert; er führte es in Rudolstadt ein und hatte dauernden Erfolg damit; nur hätte er gewünscht, ganz selbständig schalten und walten zu dürfen, und folgte deshalb gern dem Ruf nach Neuwied, wo er an einem durch ihn neu einzurichtenden Gymnasium diesen Wunsch hoffte erfüllt zu sehen. Einzelne Stellen seines Programms sind noch jetzt der Beachtung werth und kennzeichnen am besten seine ganze Richtung. Es heißt darin: „Man soll nur das als Gegenstand des Unterrichts betrachten, dessen Wesen geeignet ist, die Grundlage der sittlich freien und wissenschaftlichen Bildung von Männern zu gründen, welche für Staat und Leben tüchtig zu wirken Geist und Herz besitzen, ohne Veranlassung zu einer leidigen Plusmacherei des Wissens zu geben. Man soll vom Religions-Unterricht das Schwatzen über theologische Lehrbegriffe fernhalten, das vom Uebel und in seiner Langweiligkeit nur von narkotischer Kraft ist. Die Geschichte soll die muthige, ernste Theilnahme an Wissenschaft und Staat als Bedingung eines würdigen Lebens befördern. In Beziehung auf Geschichte soll auch Geographie gelehrt werden, denn die Scholle an sich kann keinen Werth haben, ohne das Volk, das auf ihr handelt."

Gegen die leblose, geripphafte Nomenclatur, in der die Naturgeschichte auf Schulen oft ausartet, sprach er sich heftig aus und legte für den Unterricht den größten Werth auf die klassischen Sprachen, im Gegensatz zu den modernen. Trotz der Mühe, die er auf das Gymnasium in Neuwied verwandte, wollte es damit nicht recht vorwärts gehen, wohl hauptsächlich wegen der Gleichgiltigkeit der Bürger, und er entschloß sich zunächst, eine Zeitlang in Paris seinen Studien zu leben. Der Vorsteher der Pariser Bibliothek, Karl Benedikt Hase, auch ein Thüringer von Geburt, unterstützte ihn mit all' seiner oft gerühmten Liebens-

würdigkeit in seinen Bestrebungen, sodaß er, um Vieles reicher an Kenntnissen, in seine alte Heimath zurückkehrte, wo sich ihm ein weiter Wirkungskreis erschloß. Die Philologie war durch Eichstädt und Hand vertreten, ersterer ein geistvoller Mann mit reichem Wissen, seines eleganten Lateins wegen mit dem Beinamen Ultimus Latinorum belegt, aber unfähig, sich zu beschränken. Er hatte mit G. Schütz zusammen die „Allgemeine Literaturzeitung" gegründet und gab, als dieser Jena verließ, allein eine neue Zeitung heraus; außerdem war er Director der Lateinischen Gesellschaft und sonst noch in verschiedener Weise thätig, er vernachlässigte darüber seinen Lehrberuf und hatte, trotz seines Rufes, keinen Einfluß. Hand war als Lehrer der Prinzessinnen Maria und Augusta viel von Jena fort. Göttling hatte es demnach leicht, seine Stellung zu befestigen, um so mehr, als Goethe ihm freundschaftlich entgegenkam und ihm nach seiner Ernennung zum Professor der Philologie schrieb: „Ich würde es mir zur Freude und Ehre anrechnen, wenn Sie die Bemühungen, welche Sie alten Schriftstellern zugewendet, auch mir wollten zu Gute kommen lassen; auch würde es mir doppelt angenehm sein, weil ich hierdurch mit Ihnen in genauere und fortwährende Berührung kommen würde" [1]). Der Verkehr wurde ein lebhafter, da gleiche Interessen beide Männer zusammenführten und Göttling auch für Goethe's „Kunst und Alterthum" Recensionen lieferte. Für die Besprechung der Römischen Geschichte Niebuhr's dankte Goethe mit folgenden Worten: „Sie haben mir durch die Entwicklung des Niebuhr'schen Werkes ein großes Geschenk gemacht; sie ist völlig nach meinen Wünschen und über meine Erwartung, dabei so vollkommen klar und schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können; sie wird als höchste Zierde meines diesmaligen Heftes erscheinen." Göttling's Reise nach Italien gab natürlich auch Anlaß zu langen Unterhaltungen mit Goethe. Nach des Dichters Tode hatte er noch öfters weitere Fahrten durch Italien und Griechenland unternommen und mündlich und schriftlich seine reichen Erfahrungen und Eindrücke für Andere verwerthet. Auch wieder nach Paris und dann nach London führte ihn seine Reiselust, zuletzt ging er mit L. Preller und H. Hettner [2]) noch einmal nach dem geliebten Griechenland. „Man konnte Göttling in keiner belebteren und glücklicheren Gemüthsstimmung haben, als wenn man ihn von Griechenland, Italien und Goethe sprechen hörte" [3]). Seine Neigung, die politische Entwickelung der klassischen Culturvölker zu erforschen, führte ihn zu der Politik des Aristoteles, die er bearbeitete, herausgab und Goethe widmete. Später schrieb er eine „Geschichte der römischen Staatsverfassung" und bemühte sich, hervorzuheben, wie ein Anfangs unterdrückter, fast rechtloser Volksstamm sich durch eigene Kraft zur staatlichen Freiheit emporarbeitet, eine Auffassung, die als Mißgriff getadelt wurde. Durch Arnold Ruge angeregt, der ihm befreundet war, schrieb er auch für die „Hallischen Jahrbücher", und hatte das seltene Glück, in dem öfters genannten Bericht über Jena merkwürdig glimpflich davonzukommen. Außer einer vorübergehenden Beschäftigung mit den Nibelungen blieb er ganz in

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling. Herausgegeben von Kuno Fischer. München 1880.

[2]) Vergl. H. Hettner, Griechische Reiseskizzen. Braunschweig 1863.

[3]) Kuno Fischer, Opuscula academica Caroli Guilelmi Goettlingii. Vorrede. Leipzig 1869.

die klassischen Studien vertieft. „Das Alterthum war mehr als sein Fach, es war seine Heimath," sagt Kuno Fischer von ihm, „nicht in der engen Weise, die den Sinn für andere Bildungsformen ertödtet und ausschließt, sondern in dem erweiterten und wahrhaft bildenden Geiste, der das echt Menschliche, wo er es findet, versteht und sich aneignet, offen und neidlos für jedes fremde Verdienst, unverblendet und von Natur abgeneigt gegen allen unwahren und nichtigen Schein; das Wohlgefühl dieser geistigen Heimath durchdrang sein ganzes Wesen und brachte unwillkürlich jenen herrlichen Humor mit sich, der eines der Elemente seiner Gemüthsart ausmachte und in geselligen Kreisen, die nach seinem Herzen waren, sich als sprudelnde Laune, heitersten Frohsinn auslassen konnte." Sein Haus war immer für die Freunde aus Weimar und Jena offen: Fries und Luden, Hase und Schwarz, später Kuno Fischer und Hermann Hettner verkehrten viel bei ihm. Mit den drei Weimarer Freunden Schöll, L. Preller und H. Sauppe verband ihn die gleiche Liebe zu klassisch-philologischen Studien. Um auch in den weiteren Kreisen der in Jena Studirenden das Interesse für die Kunstschätze des klassischen Alterthums zu fördern, gründete er ein Museum von Abgüssen alter Bildwerke, das durch Maria Paulowna's Geschenke dauernd bereichert wurde. Göttling scheute sich, ihre Güte immer wieder in Anspruch zu nehmen, und versuchte auf andere Weise die archäologischen Sammlungen zu erweitern. Er forderte zu diesem Zweck seine Freunde auf, Vorlesungen, ähnlich denen im Privatkreise der Großfürstin, öffentlich abzuhalten, deren Erlös seinem Unternehmen zu Gute kommen sollte. Heute gehören solche Vorlesungen zu den alltäglichen Ereignissen, damals machte die Anregung dazu großes Aufsehen. Wie, die Leuchten der Wissenschaft sollten in den Dienst des gewöhnlichen Publicums treten? die Ergebnisse ihrer Studien sollten zur flüchtigen Unterhaltung Neugieriger dienen? Selbst Karl Hase, der sich zuerst dazu bereit erklärte, spricht von der Schwierigkeit, vor einem so gemischten Zuhörerkreis, Frauen, Professoren und Studenten, ein Thema gründlich auszuführen. Trotz aller Bedenken setzte Göttling sein Vorhaben durch. An einem Winterabend der Woche las einer oder der andere Gelehrte im Saale der „Rose", jenem Saal, dessen Geschichte ein Stück Culturgeschichte sein könnte. In der „guten, alten Zeit" hatten seine Wände die wüstesten Kneipereien mit angesehen, vor dem Wartburgfest hielt die junge, begeisterte Burschenschaft ihre Versammlungen dort ab, 1819 folgte sie dem Befehle und löste sich dort still und feierlich auf. Binzer's Lied klang zum ersten Mal in diesen Räumen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Sie lugten, sie suchten
Nach Sturz und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Neunundzwanzig Jahre später fand die stürmische Feier der Revolution in demselben Saale statt, wo vor- und nachher Jena's Frauen und Männer mit

steigender Aufmerksamkeit den Vorlesungen des Rosenvereins lauschten. Viele derselben waren vorher im Schloß zu Weimar gehalten worden oder wurden, wenn sie geeignet erschienen, dort wiederholt. Göttling freute sich des guten Erfolges, und Hase bezeugte, daß diese Abende, bei denen Gelehrte aller Facultäten etwas mittheilten, bald zu einem geselligen Bedürfniß geworden seien. Im Sommer, wenn die Zusammenkünfte in der Rose aufhörten, empfing Göttling seine Freunde gern auf seinem Weinberg, um mit ihnen gemeinschaftlich die herrliche Aussicht in das Saalethal zu genießen; denn er mußte den Naturgenuß, seiner vielen körperlichen Leiden wegen, darauf beschränken; in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens konnte er weite Reisen nicht mehr unternehmen. Wenn es irgend möglich war, fuhr er hie und da nach Weimar, entweder um bei der Großfürstin den Abend zuzubringen, oder um in Belvedere mit seinen Freunden einen Sommernachmittag zu verleben. Man kann Göttling wohl als den Typus des Thüringer Gelehrten betrachten, wie er einmal geschildert worden ist[1]): „Er zeigt eine glückliche Vereinigung von nordischer Verstandesschärfe und südlicher Beweglichkeit des Blutes, protestantischem Ernst mit frischer Lebenslust und gesundem Humor."

Als Grundlage und Auszug seiner „Geschichte der römischen Staatsverfassung" kann der Vortrag über die politischen Elemente des römischen Volkes gelten. „Die Griechen," sagt Göttling, „haben von Andern nie Erreichtes geschaffen; aber in einem stehen die Römer ihnen weit voran, in der Kunst, männlich und würdig zu leben: ihr Staat ist ihr Kunstwerk, ihr Recht ihre ewig geltende Wissenschaft; . . . . seine edelsten Geister und festesten Charaktere haben daran gearbeitet, während Sparta nie vorwärts kam, weil es eigensinnig seine alte Verfassung gegen alle Forderungen der vorwärts schreitenden Zeit behauptete; Athen dagegen, in der leichten Empfänglichkeit des Hellenismus, die sämmtlichen Staffeln bürgerlicher Freiheit erstieg, um erst die Beute des halbbarbarischen Macedoniens, dann des martialischen Roms zu werden." Die übrigen Vorträge Göttling's haben später in seinen gesammelten Abhandlungen Aufnahme gefunden; für zwei darunter, die das griechische Theater und das römische Wohnhaus zum Gegenstand hatten, führte der Redner den Gästen der Großfürstin sorgfältig gearbeitete Modelle und Grundrisse vor, die ein genaues Bild der Gebäude gaben und noch erhalten sind. Es wurden überhaupt gern solche Modelle oder wenigstens deutliche Abbildungen vorgezeigt; so befindet sich unter Anderem das in allen seinen Theilen farbig ausgeführte Bild einer Dampfmaschine unter den Manuscripten der Vorträge, und zu einem sehr gelehrt entwickelten System der Krystallographie gehören schöngezeichnete Krystallformen. Aus diesen Beispielen gewinnt man die Ueberzeugung, daß die literarischen Abende der Großfürstin durchaus nicht flüchtiger Unterhaltung, sondern ernstem Studium dienten.

Als im September 1836 die Aerzte und Naturforscher Deutschlands in Jena zusammen kamen, hatte Göttling es sich zur Aufgabe gemacht, für die vielen bedeutenden Gäste zu sorgen, und Alle rühmten, wie gut es ihm gelang. Manche von ihnen waren nicht fremd in Jena; den Größten unter ihnen konnte die Universität stolz zu ihren Schülern rechnen: Alexander v. Humboldt. Außer ihm

[1]) O. Ribbeck, Fr. Ritschl.

waren unter Anderen Ehrenberg aus Berlin, Zittrow aus Wien, Göppert aus Breslau, Ofann aus Würzburg, Lichtenstein, Buch und Casper v. Sternberg anwesend. Sie versäumten natürlich nicht, von Jena nach Weimar zu gehen, wo fast alle von der Großfürstin empfangen wurden. Professor Göppert hielt einen Vortrag mit folgendem Inhalt: „Bei Prüfung und Besichtigung der vielfachen Versteinerungen in der Natur fiel mir ein, den Weg zu erforschen, welchen sie eingeschlagen haben mochte, um dieses Ziel zu erreichen. Ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die mineralischen Stoffe der Erde die Pflanzentheile, welche wir versteinert sehen, gänzlich und auf das Genaueste durchdringen, die Form auch ihrer kleinsten Faser annehmen und nun genau die Pflanze darstellen, obgleich die Zeit die eigentliche Substanz der Pflanze verzehrt. Sonach kam ich auf den Gedanken, verschiedenes Holz und andere Vegetabilien in Silber-, Eisen- und Kalkoxyd zu legen und sie ganz von der Metallauflösung durchdringen zu lassen, was in einigen Wochen geschieht. Hierauf verglühte ich die Pflanzentheile und erhielt das geglückte Resultat, nämlich die genaue Darstellung der Vegetabilien in Kalk-, Eisen- oder Silberversteinerung. Die Festigkeit der natürlichen Versteinerungen haben jedoch die meinigen nicht, es mag die Zeit wohl dabei ihre Kraft bewähren; ich habe versucht, auch zur Festigkeit der natürlichen Versteinerungen zu gelangen, ohne daß mich bisher ein sicheres Resultat belohnte." Noch merkwürdiger erschien den Zuhörern die Entdeckung Ehrenberg's, daß der größte Theil des Steinreichs aus verwesten Infusionsthierchen bestehe; er zeigte dies deutlich durch ein Mikroskop am Feuerstein, der aus den Panzern dieser kleinen Geschöpfe entstanden ist, und fügte scherzend hinzu: man müsse eigentlich schon in der Religionsstunde sagen: im Anfang schuf Gott das Infusionsthierchen, was freilich auf eine Weltentwicklung nicht von sieben Tagen, sondern von eben so viel Milliarden von Jahren schließen ließe. — Alexander v. Humboldt blieb noch einige Tage in Weimar; er verehrte die Großfürstin aufrichtig und war auf ihren Wunsch immer bereit, aus dem reichen Schatz seines Wissens ihr und den Ihren Bedeutendes mitzutheilen.

Bald nachdem die letzten Theilnehmer der Naturforscher-Versammlung abgereist waren, sprach Maria Paulowna dem Hofrath Professor E. Huschke ihre Befriedigung darüber aus, nun auch mit den epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft etwas näher bekannt geworden zu sein. „Es war mir fast Alles neu," sagte sie; „man verschließt diese Entdeckungen vor uns mit einer Aengstlichkeit, als könnten sie Schaden bringen, und doch scheint es mir, als ob die Zukunft der menschlichen Erkenntniß auf ihnen beruhe." Huschke selbst wurde von nun an häufiger zu Vorträgen aufgefordert. Er war ein Weimarer Kind und ein Zögling Jena's, hatte sich aber auch in Berlin und Wien seiner Studien halber aufgehalten und war nach Beendigung derselben nach Jena zurückgekehrt, um dort und in Weimar als Arzt thätig zu sein. Später wurde er Professor der Anatomie und Director des anatomischen Cabinets, sodaß er seine Praxis aufgab und sich ganz dem Lehrberuf widmete. Er galt für einen der bedeutendsten Anatomen seiner Zeit, dessen entwicklungsgeschichtliche Arbeiten und Beobachtungen noch heute ihren Werth nicht verloren haben, während seine „Ausflüge in das geistige Land", wie er seine naturphilosophischen

Speculationen bezeichnete, der Gegenwart fremd erscheinen müssen. — Einen seiner Vorträge „über das Auge und den menschlichen Blick" veröffentlichte er im Weimarischen Herder-Album; derselbe enthält alle Vorzüge und Fehler seiner Lehrart und hat, wie es wohl der Ort mit sich brachte, wo er ihn hielt, eine gewisse, nicht zu dem Thema passende schöngeistige Färbung. Interessant sind seine Untersuchungen über die Bewegungen der Augenmuskeln, die, so scheint es ihm, mit den menschlichen Leidenschaften in genauer Verbindung stehen. Die Größe und Ausbildung dieser Muskeln differiren bei den verschiedenen Menschen und Geschlechtern; ein selten angespannter Muskel verkümmert, ein oft benutzter wird stärker und wiegt schwerer, wie Huschke ausführt. Er gefällt sich dann darin, die einzelnen Muskeln als die der Liebe, des Hasses, des Zorns, der Sanftmuth u. s. w. darzustellen, und geht nachher auf die äußeren Unterschiede zwischen dem weiblichen und dem männlichen Auge über: „Es ist zwar absolut kleiner und leichter, als das männliche, aber im Verhältniß zum Gesicht größer, was in Uebereinstimmung steht mit dem Größenverhältniß des ihm so sehr verwandten Gehirns, indem ein weiblicher Kopf zwar ein absolut kleineres, aber im Verhältniß zum ganzen Körper größeres Gehirn enthält als ein männlicher."

Interessant für die Beurtheilung des Standpunkts, auf dem Huschke als Gelehrter sich befand, ist die Einleitung zu seinem Vortrag „über die Harmonie der Sinne":

„Ich führe Sie von dem schönen Reich der Kunst wieder zur Natur zurück. Sie glaubt in den für die Kunst gezogenen Kreis mit eintreten zu dürfen, insofern sie die Grundlage ist, worauf sich Kunst, Wissenschaft und praktisches Leben entwickeln, deren Gesetze diese nicht verletzen dürfen, ohne das Schwert auf sich selbst, auf die Gesetze der Schönheit, Wahrheit und Zweckmäßigkeit zu zücken .... Tasten, Fühlen, Schmecken, Hören, Sehen und Riechen machen den Anfang unseres geistigen Lebens, wenn es darin überhaupt einen Anfang gibt. Sie sind die Mutter unserer Gedanken, ihre Erhalter und Erzieher und das Compendium der Welt .... Eine allseitige Psychologie kann nur auf einer richtig gegliederten Sinnenlehre aufgebaut werden."

Huschke widmet seinem Thema eine gründliche Betrachtung und erregte dadurch das lebhafteste Interesse Maria Paulowna's, die das Manuscript bei der Durchsicht mit Strichen und kleinen Bemerkungen versah. Ein späterer Vortrag handelte vom Gehirn und wurde dadurch veranlaßt, daß Huschke für seine akademischen Vorlesungen die Nervenphysiologie ausarbeitete. Wie sehr er durchaus moderne Gedanken zur Grundlage seiner Untersuchungen machte, bezeugen seine Worte:

„Halten wir den naturwissenschaftlichen Standpunkt fest, so sind unsere Gedanken und Gefühle Thätigkeiten der Natur, wie andere Thätigkeiten unseres Körpers."

Diese Stelle, wie die folgenden, hat die Großfürstin ebenfalls angestrichen:

„Die Hirnorgane werden also der Thätigkeit entsprechen, die sie beherbergen, sie sind die eigentlichen Symbole des Geistes und folglich auch die höchsten Gestalten unserer Erde, das Meisterstück der Schöpfung." — „Wo ist der Sitz der Seele? .... Was unendlich und ewig ist, hat gar keinen Sitz, ist überhaupt nicht und wird auch nicht, d. h. ist über alle Raum- und Zeitverhältnisse erhaben. Unsere Seele ist die Idee, die über unserem Leben schwebt."

Einer der größten Naturforscher jener Zeit, M. J. Schleiden, sollte vom Jahre 1839 ab nicht nur der Universität zur Zierde gereichen, sondern auch den Kreis der Großfürstin um einen geistvollen Gesellschafter und vielseitigen Ge-

lehrten bereichern[1]). Sein Leben war bisher reich an Wechselfällen gewesen; er hatte, dem Wunsche seines Vaters nachgebend, zuerst Jura studirt und sich in Hamburg als Advocat niedergelassen. Der aufgezwungene Beruf widersprach jedoch so sehr seinen Neigungen, daß die Verzweiflung über ein scheinbar verfehltes Leben den leidenschaftlichen jungen Mann bis zum Selbstmordversuch trieb. Nach und nach wurde er wieder Herr seiner selbst, gab seine Carrière auf, verließ Hamburg und setzte sich noch einmal als Student auf die Schulbank, um Medicin zu studiren; er wandte sich aber bald auch von diesem Studium ab und widmete sich ganz der Naturwissenschaft, vor Allem der Botanik. In Berlin war Humboldt von großem Einfluß auf ihn, noch mehr der damals sich dort aufhaltende berühmte englische Naturforscher Robert Brown, dessen Entdeckungen Schleiden zum Ausgangspunkt der seinigen annahm. Während der dreiundzwanzig Jahre, die er dann in Jena lebte, beschäftigte er sich ausschließlich mit mikroskopischen Untersuchungen und begründete die Zellenlehre, an deren Ausbau noch jetzt gearbeitet wird; er hatte dadurch der Botanik eine neue Bahn vorgezeichnet und dem schädlichen Einfluß der Schelling'schen Naturphilosophie ein Ende gemacht. Die botanische Literatur lag sehr im Argen; die Lehrbücher waren angefüllt mit Namen und leer an Gedanken; der Unterricht wurde von Systematikern gegeben, die nicht anregend auf die Jugend zu wirken vermochten; es fehlte an einem zusammenfassenden, kritischen Werk, wie Schleiden es in seinen „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" mit tiefem Verständniß der Sachlage ausarbeitete[2]). Er stellte darin die Botanik als inductive Wissenschaft auf, die nicht, wie bisher, ihre einzige Aufgabe im Ordnen und Beschreiben der Pflanzen habe, sondern ihre Entwicklungsgesetze als Hauptstudium betrachten müsse. Die Wirkung, die Schleiden's Freund Fries und seine Auffassung der Kant'schen Philosophie auf ihn ausübte, tritt in der Einleitung zu seinen Grundzügen deutlich hervor; eigenthümlich genug für ein botanisches Lehrbuch, ließ er sich darin weitläufig über das Wesen der inductiven Forschung im Gegensatz zur dogmatischen Philosophie aus und zog sich durch die rücksichtslose Polemik, mit der er seine Ideen vortrug, viele Gegner zu. Trotzdem war das Buch epochemachend und fand solche Anerkennung, daß die Universität Tübingen, deren erster Botaniker als Schleiden's Antagonist auftrat, ihn zum Ehrendoctor ernannte. Viele seiner Theorien, um welche eine Zeit lang heftig gestritten wurde, sind jetzt widerlegt; seine Bedeutung für die Wissenschaft wird dennoch Niemand bezweifeln, da sie auf den Forderungen beruht, die er an sie stellte, und auf den Grundsätzen, von denen er ausging[3]). Zu bedauern ist es, daß in seinen späteren Schriften der heftige Ton nicht gemildert wurde und seine Widersacher ihm ähnlich antworteten. Es handelte sich hierbei nur um Fachgelehrte; die Werke, die für weitere Kreise bestimmt waren, zeigen auf jeder Seite die glänzendsten Eigenschaften ihres Verfassers. Das „Leben der Pflanze" wie die „Studien" sind aus den Vorlesungen bei der Großfürstin und in der „Rose" entstanden; fließender Stil, poetische

---

[1]) E. Hallier, Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart 1889. S. 293 ff.
[2]) E. Woltmann in der „Allgemeinen deutschen Biographie".
[3]) J. Sachs, Geschichte der Botanik. München 1875.

Auffassung der Natur, seiner Humor und gründliches Wissen vereinigen sich zu einem vollendeten Ganzen. Wie viel mehr als das geschriebene, muß das gesprochene Wort gewirkt haben, da der Reiz seiner genialen Persönlichkeit, sein wohlklingendes Organ und seine fesselnde Vortragsweise es belebten. Seine Universitätsvorlesungen wurden von Hörern aus allen Facultäten besucht; ihre Zahl wuchs, als Schleiden in den vierziger Jahren über Anthropologie las und dadurch auch seinerseits dazu beitrug, den Weg für Darwin vorzubereiten. Sehr früh schon war er auf ihn aufmerksam geworden; im Abendcirkel Maria Paulowna's, wo er das Meer und seine Bewohner schilderte, sprach er mit Bewunderung von Darwin's Entdeckungen über die Corallenthiere, die dieser bei seiner Reise um die Welt 1832—1836 gemacht hatte. Auch in allen anderen wissenschaftlichen und Zeitfragen stand Schleiden immer auf der Seite dessen, der einen Fortschritt anzubahnen schien. Er kämpfte neben Fries gegen Hegel, neben Strauß, der mit ihm befreundet war, gegen die Orthodoxie; er studirte die Geschichte des Judenthums, besonders während der Zeit der Verfolgungen im Mittelalter, um sich energisch auf die Seite der Humanität zu stellen; er überwarf sich in seinen letzten Lebensjahren mit seinem Freunde Zöllner, als dieser sich zum Spiritismus bekannte, und hatte stets den offenen Muth seiner Meinung. So scheute er sich auch nicht, als Professor in Dorpat ebenso frei zu sprechen, wie in Jena, kam deshalb in Conflict mit der Geistlichkeit und mußte seine Stellung aufgeben, von nun an in verschiedenen Städten seinen Privatstudien lebend. Die Zeit in Jena war ohne Zweifel seine glanzvollste gewesen. Mit den Anhängern von Fries, den Philosophen Apelt und Mirbt, wie mit den Theologen Hase, Danz und Schwarz hatte er in freundschaftlichem Verkehr gelebt, und die dauernde Gunst der Großfürstin war das sicherste Mittel, den unruhigen Mann in Jena zu fesseln. Sie schätzte in ihm nicht nur den geistreichen Gesellschafter, sondern noch mehr den Lehrer der akademischen Jugend, auf die seine Einfachheit, neben so großen Gaben, den besten Einfluß ausübte und die er, ganz im Sinne Maria Paulowna's, durch Selbstdenken und Selbstbeobachten auf eigene Füße stellte. Schon drei Jahre nach dem Tode seiner edlen Gönnerin hielt ihn Jena nicht länger.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Sammlung Spitzer in Paris.

Von

Julius Lessing.

In der kleinen Welt der Antiquitätenliebhaberei vollzieht sich ein großes Ereigniß. Die Sammlung Spitzer in Paris, die größte und gewählteste Sammlung von Kunstwerken, welche sich überhaupt im beweglichen Besitz befindet, eine Sammlung, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht wieder zusammenzubringen ist, wird jetzt aufgelöst in einer Auction, die ebenfalls an Dauer nicht leicht ihres Gleichen haben möchte. Von Mitte April bis Mitte Juni — acht volle Wochen — werden Tag für Tag die werthvollsten Stücke unter den Hammer kommen, und wer irgendwie mit Kunstsammlungen zu thun hat, wird persönlich oder durch Vertreter bei diesem Vorgange betheiligt sein, der auf lange hinaus den Maßstab für die Werthe auf dem gesammten weitverzweigten Antiquitätenmarkt abgeben wird.

Die Sammlung Spitzer ist eine höchst seltsame Erscheinung im Gebiete moderner Cultur. Im Jahre 1852 kommt aus Süddeutschland ein ungebildeter armer Trödeljude nach Paris, und als er im Jahre 1890 stirbt, hinterläßt er ein palastartiges Haus, ein Baarvermögen, das nach Millionen zählt, und außerdem die colossale Sammlung, deren Werth er selbst auf 22 Millionen berechnet. Und dieses Vermögen hat Spitzer, der übrigens bis zu seinem Tode Ausländer geblieben ist, im Kunsthandel gemacht. Lange Jahre ist er lediglich Händler, erst allmälig entwickelt er sich zum Liebhaber und Sammler; 1878 erbaut er sein prachtvolles Haus, um die Sammlungen aufzustellen, deren kostbare Stücke seitdem alle Leihausstellungen Frankreichs zierten. Er wird Ritter, schließlich Officier der Ehrenlegion, sein Haus wird nicht nur der Mittelpunkt der findigsten Sammler, sondern eine der Sehenswürdigkeiten von Paris; vornehme Herren aus Frankreich und aus dem Auslande finden sich bei ihm ein; Mitglieder der stolzesten Königshäuser wiederholen ihre Besuche und nehmen bei ihm ihren Nachmittagsthee. Er stirbt als ein vornehmer Herr, dessen Tod eine große Lücke in der Welt der Kunstliebhaberei bedeutet.

Diese vornehme Zurückhaltung war allerdings nur ein Schein; nachdem Spitzer längst aufgehört hatte, öffentlich als Kunsthändler aufzutreten, blieb er doch Händler bis zum letzten Tage. An verschiedenen Stellen der Stadt besaß er große Magazine, die sich nicht öffentlich markirten, sondern in einer für Privatzwecke hergerichteten Wohnung des ersten oder des zweiten Stockes untergebracht waren; dort wurden die Kunden von Agenten bedient, welche Spitzer den ihn besuchenden Fremden als selbstständige Aufkäufer, als gute Quellen erster Hand zu bezeichnen pflegte. Daneben ging dann noch der offene Handel, das Aussondern, Tauschen u. s. w., ohne welches eine Sammlung überhaupt sich nicht entwickeln kann.

Aber diese anhaftenden Reste hinderten nicht, daß er im Kreise der eigentlichen Sammler und Kunstliebhaber als vollgültig aufgenommen war. Die Dienstagnachmittage in seinem prächtig hergerichteten Hause waren Stichtage für Alles, was sich im Kunsthandel vollzog; auch die Amateurs vornehmeren Zuschnittes fanden sich gern ein. Einer der geistvollsten und liebenswürdigsten dieses Typus des modernen Paris, Edmond Bonnaffé, hat in seinen Schriften des lebenden und des verstorbenen Genossen manches Mal mit freundlicher Anerkennung gedacht.

Spitzer's Sammlung war allerdings ersten Ranges und war in dem eigens für sie gebauten Hause in glänzendster Weise zur Geltung gebracht. Das Haus in der Rue Villejuste, zwischen der Avenue Victor Hugo und der Avenue des Bois de Boulogne vortrefflich gelegen, mit Garten und Nebengebäuden reichlich versehen, bot nichts von dem phantastischen Bild, durch welches deutsche Sammler gern schon nach außen hin den Charakter ihres Hauses als altdeutsche Burg oder dergleichen bemerkbar machen. Es war einfach das Hôtel eines vornehmen Parisers. Auch im Innern auf Flur und Treppe nichts von Trödelkram oder Absonderlichkeiten. In die Wände des großen hellen Treppenhauses war eine Reihe zusammenhängender alter Wandteppiche eingespannt, alles Uebrige glatt und weiß in vorzüglichster moderner Arbeit. Ebenso waren die Wohnräume, das Eßzimmer durchaus in der Haltung eines vornehmen Pariser Hauses, in welches sich einzelne Möbel und Ausstattungsstücke des vorigen Jahrhunderts ohne antiquarischen Charakter einfügten.

Die Sammlung selbst war ein Bereich für sich, in welches der Besucher geführt werden konnte, ohne die Wohnräume zu berühren. Auch in diesen Räumen war jede Spur des Kunsthandels peinlich ausgetilgt. Jedes Stück war auf das Sorgsamste gepflegt und so hingestellt, als ob es immer diesen Platz eingenommen hätte und nie bestimmt wäre, ihn zu verlassen. 3369 Nummern zählt der Verkaufskatalog; von diesen waren etwa 500 in Nebenräumen untergebracht, alle übrigen waren sammlungsmäßig aufgestellt, jedes Stück durfte den Anspruch auf wirkliche Bedeutung erheben; fast bei jedem mußte man sich sagen, daß, wenn man einmal ein solches Stück in einem offenen Kunstgeschäfte fände, man sich dies als einen guten Tag anrechnen würde. Dabei war dies ausgezeichnete Material nicht willkürlich aus der großen Masse alles Begehrenswerthen herausgegriffen, sondern sorgfältig nach Gruppen zusammengetragen mit einer Beschränkung auf wenige Perioden und Zweige. Auf Kunstwerke im höheren Sinne, auf Bilder und Sculpturen, war Spitzer's Sinn nicht gerichtet; selbst sein Instinct für Güte der Waare ließ ihn hier im Stich. In der ganzen Sammlung ist kaum ein einziges Gemälde zu nennen; einige Broncebüsten und figürliche Reliefs stehen vereinzelt und machen den Werth der Sammlung nicht aus. Ebenso fehlt die griechisch-römische Antike, eine kleine Zahl sogenannter Tanagrafiguren gehört zu jener Gruppe von Thonwaaren, deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist. Woran Spitzer haftete und worin er es zur staunenswerthen Kennerschaft brachte, nicht zur historischen Kenntniß, sondern zu jenem flaire, um das ihn die gewiegtesten Sammler beneideten, war die Kleinkunst, die Welt der bibelots, der objets de vitrine, Alles, woran werthvolles Material und künstlerische, womöglich schwierige Handarbeit zur besonderen Geltung kommt, die Kostbarkeiten, die der Privatsammler in die Hand zu nehmen und mit Liebe für sich zu betrachten und vorzuweisen pflegt. Aber selbst in diesem Kreise schränkte er sich ein. Die Gegenstände seiner Sammlung gehören ausschließlich in das Mittelalter und in die Zeit der eigentlichen Renaissance. Barock und Rococo, die Steckenpferde der modernen Pariser Gesellschaft, waren vollständig ausgeschlossen, ebenso China und Japan mit allen ihren Wundern; vom Orient wurde nur zugelassen, was in jene frühere Periode gehört und mit der europäischen Cultur in Verbindung steht, wie die arabischen Gläser und maurischen Fayencen. Dagegen fehlten die altpersischen Teppiche, welche in den Sammlungen der Rothschilds den herrlichen Grundton abgeben. So bekam die Sammlung Spitzer, obgleich aus Stücken kleinen Umfanges zusammengesetzt, doch ein einheitliches Gepräge, eine Art von großem

und vornehmem Stil, und der Besitzer hatte es mit erstaunlicher Kunst verstanden, diesen Charakter zur Geltung zu bringen.

Spitzer empfing die Besucher in seinem Arbeitszimmer, welches zu dem Glanzvollsten gehörte, was Paris als cabinet d'un amateur zu einer Besonderheit ausgebildet hat. Dieser Raum von sieben Meter Höhe hat die Abmessung der Halle eines Fürstenschlosses. Drei riesige Fenster, mit altfranzösischen Grisaillemalereien gefüllt, geben ihm ein reiches und doch mildes Licht. Ein mächtiger Steinkamin, dem Schlosse von Arnay-le-Duc entnommen, baut sich bis zur Kassettendecke empor; an der anderen Kurzseite ist eine Colonnade eingestellt, welche sich auf das Gewächshaus öffnet; den Fenstern gegenüber zwei riesige Holzthüren einer spanischen Cathedrale, an den Wänden Bildteppiche des fünfzehnten Jahrhunderts aus Flandern und Italien in Seide und Gold gewirkt, wahre Wunderwerke der Kunst; rings an den Wänden Schränke, Kassetten, die erlesensten Möbel der Sammlung; in der Mitte geschickt vertheilt breite Tische, auf denen einzelne größere Stücke, Prachtgefäße, Uhren, Broncefiguren aufgestellt sind, nicht in dem malerischen mit flatternden Stoffen und Staub gewürztem Durcheinander eines Künstlerateliers, sondern jedes Stück säuberlich gepflegt an seiner Stelle, wenn es nöthig ist, auf Sockeln, die in ihrer Abmessung, Form und Färbung auf das Peinlichste angepaßt sind. Hier sind keine zerbrechlichen Kleinigkeiten, keine Glasschränke oder historisch geordnete Reihen, hier verweilt ein vornehmer Herr mit seinen Gästen behaglich inmitten erlesener Werke.

Erst wenn sich eines der beiden Portale öffnet, betritt man die eigentlich systematische Sammlung. Nicht weniger als sechs Säle sind ihr eingeräumt, und jeder ist eigenartig seinem Zwecke angepaßt. Hier haben wir nicht das Ermüdende eines Museums mit einer langen Reihe gleichförmiger Zimmer; die Räume wechseln nicht nur in der Form, sondern auch in der Höhe, sogar in der Beleuchtung von oben und von der Seite. Alle sind gleichmäßig mit Teppichen belegt, die Wände mit Stoffen bekleidet, jeder Lärm und Staub der Außenwelt ist ferngehalten. Die Verglasung der Schaukästen ist mit großen Scheiben in Metallstäben dünnster Form so zierlich durchgeführt, daß man immer nur die Gruppen der Objecte, niemals den Schaukasten bemerkt. Was seiner Natur nach frei stehen kann, ist demselben Raume eingeordnet.

Welch unerhörte Schätze in diesen Sälen! Das Erstaunlichste in ihrem Umfange ist die Sammlung der Emails von Limoges, jener eigenthümlichen, auf Kupfergrund zumeist in schwarz und blauweiß hergestellten, nur mäßig mit Gold und anderen Farben getönten Bildplatten, Becher und Kannen, wie sie Limoges im 16. Jahrhundert für die ganze civilisirte Welt schuf, und von denen ein einzelnes gut erhaltenes Stück bereits als ein werthvolles Besitzthum eines Museums gelten darf. Und hier stehen 170 Stücke, bei denen alles Minderwerthige und Unbedeutende ausgeschlossen und nur Vorzügliches festgehalten ist. In gleicher Weise ausgezeichnet ist die Sammlung der Lederarbeiten, zumeist italienischer Herkunft, Büchsen, Schachteln und Behälter, vielfach mit den Wappen ihrer Besitzer geziert, Stücke, die ihrer Zeit keineswegs als Kunstwerke in unserm Sinne hergestellt worden sind, die aber gerade in der Einfachheit der Behandlung, in dem feinen Verständniß dessen, was für solchen Zweck und mit solchen Mitteln geleistet werden kann, wahre Wunderwerke einer decorativen Kunst sind. Fast ebenso hoch steht die Sammlung der Eisenarbeiten. Hier kommen die Schmiedearbeiten, die schweren Stücke, die unsere Museen aufzuweisen pflegen, die eigentlichen Gitter, Arme, Fensterverschlüsse und Aehnliches nicht in Betracht. Es handelt sich nur um die Arbeiten des eigentlichen Eisenschnittes, Schlüssel, Taschenbügel, Büchsen, alles Werke kleinsten Umfanges für den persönlichen Gebrauch vornehmer Herren hergerichtet und jetzt von den Liebhabern zu colossalen Preisen gesucht. Ist doch ein einzelner solcher Schlüssel aus dem Palazzo Strozzi in Florenz vor etwa zehn Jahren für 25 000 Francs verkauft worden. Sehr reichhaltig ist die Sammlung der Bestecke. Ersten Ranges ist die Sammlung von italienischen Majoliken; Vieles davon Stücke, die schon in älteren Sammlungen eine Art von Weltruhm genossen. Von gleichem, ja vielleicht noch höherem Werthe ist die Samm-

lung von Elfenbeinschnitzereien vorwiegend mittelalterlicher Arbeit bis in die altchristliche Zeit zurück. Die französische Gothik, aber auch die deutsche Kunst sind hier in ganzen Reihen von Madonnenfiguren, vor Allem von köstlichen kleinen Hausaltären mit reichen Bilderdarstellungen vertreten. Hieran schließt sich die Sammlung von Buchsbaumschnitzereien, zumeist deutscher Herkunft des 16. Jahrhunderts, mehrere Tafeln Porträtmedaillons ersten Ranges.

Die Arbeiten aus Edelmetall stehen nicht auf der Höhe dieser Gruppen. Unter dem frühen mittelalterlichen Kirchengeräth sind allerdings vorzügliche, aber auch viele zweifelhafte und zusammengesetzte Stücke. Unter dem Kirchengeräth des späteren Mittelalters ist vieles von den spanischen, in ihrer Ueberladung nicht immer erfreulichen Arbeiten. Aus der Silberarbeit der Renaissance wären nur einzelne Stücke ersten Ranges zu nennen. Unter den Broncen sind immerhin einige Büsten, Plaketten und Medaillen italienischer Herkunft recht bemerkenswerth, aber auf diesem Gebiete haben Pariser Sammlungen von sehr viel bescheidenerem Zuschnitt wie die von Dreifuß, die berühmte Spitzer'sche überflügelt. Deutsche Uhren, mehr decorativ als künstlerisch bedeutsam, sind in ganzen Reihen, fast zu zahlreich, vorhanden; unter den Meßinstrumenten, zumeist aus Wien herstammend, ist viel Interessantes. Diese beiden letzten Abtheilungen waren zu Spitzers Lebzeiten nicht ausgestellt. Im Mittelpunkt der Sammlung stehen dagegen die Juwelen, welche zwei Schränke mit erstaunlichem Glanz füllen, von den kleinsten Schmuckstücken bis zu den prachtvollsten Bergkrystallvasen, die in Gold und Edelstein gefaßt sind, fehlt kaum irgend ein Typus dieser Kunstübung. Die Möbel bilden keine besondere Abtheilung; sie sind durch alle Räume als angenehme Unterbrechung der Glaskästen vertheilt und besetzt.

Der große Trumpf der Sammlung ist zum Schlusse aufgespart. Aus der Flucht zierlicher Cabinette tritt man zuletzt in den Waffensaal, eine Halle von noch größeren Abmessungen als das Empfangszimmer. Die drei colossalen Fenster, jedes in sich dreitheilig, haben einst eine Kirche in Boppard geschmückt, der figurenreiche Altar von Robbia-Waare stammt aus einer Kirche in Toscana, der bis zur Decke emporwachsende Kamin aus einem französischen Schlosse; die gewebten Wandteppiche mit großen historischen Figuren sind niederländische und französische Arbeiten des 15. Jahrhunderts. Auf diesem Hintergrunde vornehmsten Stiles baut sich die Waffensammlung auf, mit ihren 600 Nummern weitaus die größte und glänzendste, die sich im Privatbesitz befindet, ganze Reihen vollständiger Rüstungen, ganze Trophäen von Hellebarden und kunstreichen Schwertern, Panzern und Helmen mit jeglicher Art feinster Ciselirung und Incrustation von edelen Metallen geziert. Diese in ihrer Art einzige Waffensammlung ist der einzige Theil, welcher jetzt vom Verkauf ausgeschlossen und einer besonderen Auction vorbehalten bleibt.

Die Sammlung Spitzer war nicht nur in ihren Theilen, sondern auch als Ganzes seit Jahren höchlichst geschätzt. Der Verein von Kunstfreunden, welcher in Paris das Musée des arts décoratifs begründet hat, um nach dem Plane der englischen und deutschen Kunstgewerbemuseen dem Handwerk Vorbilder zu geben, hatte als Grundstock die Sammlung Spitzer im Auge. Einmal schien der Ankauf für Paris bereits gesichert. Gambetta war für den Plan gewonnen, eine Gesellschaft unter Führung von Antoine Proust erhielt das Recht, eine Lotterie zu veranstalten, aus deren Ertrag die Sammlung angekauft werden sollte. Aber diese Lotterie brachte nur sechs Millionen. So blieb Spitzer im Besitz seiner Sammlung, durchaus nicht nach seinem Wunsche; er hätte sie gern noch vor seinem Tode abgegeben, um seine Familie der Sorge und Last des Verkaufs zu überheben. Ein berechtigter Stolz auf die Zusammengehörigkeit des Ganzen und zugleich kaufmännische Berechnung hatten ihn zu der testamentarischen Bestimmung veranlaßt, daß womöglich ein Verkauf im Ganzen herbeigeführt werden solle; erst wenn dieses während dreier Jahre nach seinem Tode nicht möglich wäre, sollte man zur Versteigerung schreiten. Verhandlungen über den Gesammtverkauf mit europäischen Museen konnten zu keinem Abschluß führen. Staaten, die reich genug sind, um so viele Millionen zahlen zu können, besitzen zumeist schon

auf allen einschlagenden Gebieten zu viel verwandtes Material. Die Blicke waren vornehmlich nach Amerika gerichtet, und es ist fast unbegreiflich, daß Amerika nicht zugegriffen hat. Eine gleiche Gelegenheit, Stücke ersten Ranges in vollkommen geordneten Reihen zu erhalten, wird sich niemals wieder bieten; und wenn man selbst für die einzelnen Stücke dieselben Summen oder noch mehr ausgeben wollte, so würde es an geschulten Kräften fehlen, um die Stücke zusammenzubringen, vor Allem aber an der von Spitzer ausgenutzten Gelegenheit, während vierzig Jahre aus dem Kunsthandel der ganzen Welt das Beste und was ihm zur Ergänzung besonders geeignet schien, herausnehmen zu können.

Jetzt nun steht die Sammlung zum Verkauf. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird Tag aus Tag ein der Hammer geschwungen und Alles wieder hinausgestreut werden in alle Welt. Diese Räume und Kostbarkeiten, früher nur den Bevorzugten erschlossen, liegen jetzt frei vor dem Blick eines Jeden, der bereit ist, in die Tasche zu greifen oder sich als müßiger Zuhörer an den unerhörten Geboten aufzuregen.

Erstaunt fragt sich die Menge, wo das nur Alles hergekommen, wie dieser einzelne Mensch, der in Paris damit anfing, alte Operngläser auf der Straße zu verkaufen, es möglich gemacht hat, solche Schätze zu vereinigen. In mehr als einem Kopf spukt die Vorstellung von dem verlogenen Trödler, welcher harmlosen alten Frauen und verarmten Edelleuten ihr köstliches Erbgut für wenige Groschen abschwindelt, um es sodann für Tausende und Hunderttausende zum Verkauf zu stellen. Aber die Zeiten, in denen derartiges Gut unbeachtet in den alten Schränken lag, sind längst vorüber. Mag Spitzer immerhin, wie jeder andere Händler, durch die Fülle seiner Verbindungen Einzelnes billig erwischt haben; im Wesentlichen hat er bezahlen müssen wie Andere. Von vielen dieser Stücke kennt man die colossalen Preise, mit welchen sie auf öffentlichen Auctionen erstanden sind. Es ist gar kein Zweifel, daß in diese Sammlung Millionen baaren Geldes hineingesteckt worden sind.

Man fragt sich dann allerdings ebenso erstaunt: woher bekam Spitzer diese Millionen und dazu noch die übrigen Millionen an Grundstücken und Capitalvermögen? Diese colossalen Summen sind im Laufe eines Menschenalters durch regulären Kunsthandel erworben, und gerade dadurch sind die Erfolge Spitzer's eine höchst merkwürdige Erscheinung in dem Getriebe unserer Tage. Spitzer hatte den Vortheil, seine Thätigkeit in den fünfziger Jahren, in einer Zeit zu beginnen, in welcher allerdings noch viel Unkenntniß über den Marktwerth alter Kunstgegenstände herrschte. Vor Allem haben Deutschland, im Besonderen die Rheinlande, zu bluten gehabt, wo Spitzer und seine Agenten die kirchlichen Alterthümer des Mittelalters aufkauften, welche damals noch so gut wie gar nicht geschätzt wurden. Es war die Zeit, in welcher der Herzog von Nassau einen großen Theil des ehemaligen Domschatzes von Trier, welcher in der herzoglichen Silberkammer stand, für den Metallwerth an einen englischen Silberschmied gab als Bezahlung für die Umarbeitung des schönen Rococosilbers in moderne englische Formen. In den Kirchen wurde das mittelalterliche Geräth, zumeist zerstoßen oder gar zerbrochen, ohne Weiteres gegen modernes, blankes Silber hergegeben. Spitzer verstand es, diese Waare in Paris in das rechte Licht zu setzen. Er fand zunächst reiche in Paris lebende Russen, denen er klar machte, daß sie, die Vertreter der alten byzantinischen Cultur, ganz besonders verpflichtet seien, derartiges Kirchengeräth aus byzantinischer Zeit — wie man in Frankreich das frühe Mittelalter nennt — zu besitzen. Er schuf für diese Leute dieses ganz besondere Genre der Sammlung, wußte sie gegen einander zu hetzen und ganz ungeheuerliche Summen aus diesem Verschleiß altdeutschen Kirchengutes zu erzielen. Den Soltikoff, Demidoff und Basilewski folgte sodann die Gruppe der Rothschild und Genossen, denen sich bestimmte Grenzen des Geschmackes nicht vorschreiben ließen, welche aber jederzeit bereit waren, für außerordentliche Stücke auch ganz außerordentliche Preise zu zahlen. An diese Gruppe von Kennern und erfahrenen Sammlern schließen sich die neu erstandenen Geldkräfte, Männer, welche ihr Vermögen bei einer oder zwei großen Speculationen

gewonnen haben. Diese Geldleute sind meist klug genug, ihre eigene Unkenntniß einzusehen und kaufen daher nur von ganz bestimmten Händlern, die ihnen die Garantie für die Güte und den Werth der Stücke bieten. Wenn ein kleiner Händler oder gelegentlicher Verkäufer bei einem dieser Herren ein Stück anbringen will, so bleibt ihm nichts übrig, als sich an den betreffenden Vertrauensmann zu wenden und diesem den Löwenantheil an der Beute zu lassen. Solche Löwenantheile wußte Spitzer mit souverainem Appetit zu verzehren. Auch sonst war er nicht gerade spröde; er hielt bei den Objecten, die er verkaufte, viel auf Sauberkeit und gute Erhaltung, und wenn diese nicht vorhanden war, so half er nach — ganz ohne archäologische Bedenklichkeiten. In Aachen und anderweit arbeiteten für ihn jahraus jahrein Ateliers höchst geschickter Männer, welche ein ganzes Reliquiar aus einem halben, gelegentlich auch wohl aus einem Viertel herzustellen wußten; die es vortrefflich verstanden, einzelne alte Bruchstücke zu völlig neuen Gebilden zusammenzubauen. Man weiß, daß Spitzer einmal eine große Waffensammlung, welche in einem Brande zu Grunde gegangen war, aufkaufte, die alten Eisentheile zurecht klopfen, die ausgeschmolzenen Gold- und Silbertheile wieder einhämmern und Alles in einen scheinbar jungfräulichen Zustand zurückversetzen ließ. Spitzer nahm auch in späteren Jahren, als er bereits ein großer Herr war, keinen besonderen Anstand, derartig hergerichtete Stücke in seine Sammlung zu stellen, sie damit scheinbar zu legitimiren und sie nachher bescheidenen kleineren Anfängern bei Gelegenheit abzutreten, wenn er gerade, wie er gefälliger Weise mittheilte, ein anderes Stück im Auge hatte, welches ihm diese Lücke zu ersetzen im Stande sei. Die Kenntniß von derartigen Machenschaften haftete der Sammlung in den Augen vornehmer Sammler unangenehm an, vermochte aber doch nicht, die Werthschätzung des Ganzen ernstlich zu beeinträchtigen.

Man fragt sich nur, weswegen ein Kunsthändler, der so vorzügliche Abnehmer hat, sich darauf einläßt, eine eigene Sammlung zu gründen und damit Millionen festzulegen. Das ist aber doch nur die Spitze eines jetzt im Kunsthandel eingeführten Systems. Der Kunsthändler, der etwas über den Durchschnitt hinausgeht, hat den offenen Laden nur für das gemeine Volk der Neugierigen; daneben hat er dann einen besonderen Raum mit den zurückgestellten Sachen, den betreten zu dürfen den bevorzugten Kunden besonders schmeichelt, und als Letztes hat er dann noch seine Privatsammlung oder die seiner Frau, „aus welcher er nichts verkauft". Für jedes einzelne Stück weiß er erstaunliche Summen zu nennen, die ihm bereits geboten sind, „aber er verkauft nichts". Je länger er es aushalten kann, desto werthvoller wird dieser Stamm seines Geschäftes, diese Privatsammlung. Sie wird fleißig auf Leihausstellungen geschickt und in Fachblättern abgebildet. Selbst ganz unbedeutende Sammlungen, wie kürzlich eine in Augsburg, die mit großem Lärm in Berlin verkauft wurde, bringen es zu einem illustrirten Katalog mit einer Art von fachwissenschaftlichem Anstrich. Wenn ein solcher Katalog erscheint, so kann man darauf rechnen, daß es auf einen Verkauf abgesehen ist.

Es handelt sich bei dieser Art von Sammlungen um weiter nichts, als um eine Speculation, um eine Aufspeicherung von Vermögensobjecten, die sich gegenseitig durch ihr Zusammenstehen werthvoll machen sollen, die man womöglich en bloc verkauft, um dem Käufer das Bewußtsein zu verwischen, wie viel er eigentlich für jedes einzelne Stück bezahlt. Diesen Apparat in allen seinen Theilen hat Niemand mit gleicher Virtuosität zu handhaben gewußt wie Spitzer, und gerade deshalb ist seine Sammlung im Entstehen und Vergehen eine Art von culturgeschichtlichem Denkmal. Als Spitzer seine Sammlung reif hatte zum Verkauf, begann er sie in sechs Bänden zu veröffentlichen, die an gediegener Ausführung Alles hinter sich lassen, was bisher jemals eine staatliche Kunstanstalt an eine gleichartige Sammlung gewagt hat. Alle Mittel der Vervielfältigung, vor Allem die zierlichste Art des Farbendruckes, wurden hierfür herangezogen. Es gelang Spitzer, die vorzüglichsten Fachmänner der Museen zu gewinnen, um die Einleitung zu den verschiedenen Abtheilungen zu verfassen und ihn und seine Assistenten bei den Beschreibungen zu unterstützen. Bei den letzteren behielt er sich die Redaction allerdings insofern vor, als irgend ein Zweifel an der

Güte des Stückes nicht statthaft war. Spitzer selbst hat nur das Erscheinen des ersten Bandes erlebt, aber die übrigen waren so weit vorbereitet, daß jetzt bereits fünf erschienen sind und der Abschluß jeden Tag erwartet wird. Hätte Spitzer diesen Abschluß erlebt, so wäre es ihm wohl sicherlich gelungen, auf diese Grundlage hin das Ganze an irgend eines der neu begründeten amerikanischen Museen zu verkaufen, und somit sein Spiel völlig zu gewinnen.

Da dieser Wunsch sich nicht erfüllte, so blieb nichts übrig als der Weg der Auction, die sich zu einer Riesenauction entwickelt. Unzweifelhaft wird es einen gewaltigen Zusammenstrom von Käufern geben. Der Käufer bezahlt alsdann nicht nur den Gegenstand, sondern zugleich die Sicherheit über den Werth der Stücke; er kann controlliren, bis zu welcher Höhe die Museen und sonstigen Sachverständigen auf ein Stück bieten, und bezahlt gern 21 000 Francs, wenn er weiß, daß ein Museum 20 000 Francs zu zahlen bereit ist. Auch späterhin hat er die Freude, von dem Stück sagen zu können „aus der Sammlung Spitzer"; die Verkaufsnummer bleibt als Ehrenzeichen kleben.

So viele Aussichten eine solche Auction bietet, ist sie doch nicht ohne Gefahren. Wenn die höchst sachverständigen Verwalter des Spitzer'schen Nachlasses den Gesammtpreis, den er selbst auf 22 Millionen fixirt hatte, zunächst auf 20, dann auf 18 und sogar auf 16 herabsetzten, so bezeugten sie damit selbst, daß ihnen ein wenig vor der Auction graute. Irgend eine politische Strömung, eine Epidemie, eine indiscrete Bombe kann die zahlungsfähigen Sammler wegblasen, wie der Wind die Spreu. Man hat ferner zu rechnen mit der Aufnahmefähigkeit des Kunsthandels. Die Kunsthändler haben das Interesse, auf Auctionen, welche sich in der großen Oeffentlichkeit vollziehen, die Preise möglichst hoch zu halten, um danach ihre eigenen Bestände zu bewerthen. Wenn auf einer solchen Auction zwanzig oder dreißig Limoges-Emails vorkommen, so ist es leicht, die Mehrzahl derselben zu hohen Preisen in die Hände von Privaten zu treiben und den kleinen Rest auch zu hohen Preisen allenfalls selbst zu übernehmen. Wenn aber 170 Limoges-Emails im Katalog stehen, so fragt es sich, ob das nöthige Capital vorhanden ist, um Alles das aufzunehmen.

Eine so colossale Masse von Kunstwerken, von der man selbst nach Ausscheidung der Waffensammlung zum mindesten zwölf Millionen zu erzielen hofft, kann kaum irgendwo anders als in Paris untergebracht werden. Hier ist der ganze Apparat beisammen, um die öffentlichen und privaten Vermögen der ganzen Welt heranzulocken. Das große Hôtel de Vente in der Rue Drouot, welches Jahr aus Jahr ein etwa 50 000 Bilder, 150 000 Stiche und über 200 000 Kunstwerke verschlingt und wieder ausspeit, ist mit einem ganzen Stabe von Experten und Commissairen auf jegliche Sorte von Arbeit eingerichtet, wenn ihm allerdings auch eine solche von acht Wochen bisher noch kaum beschieden sein mochte. Sind Sammlungen besonders kostbar, so miethet man elegantere Säle, und überträgt dorthin den Apparat. Für den Verkauf der Sammlung Spitzer hat man sich entschlossen, im Hôtel Spitzer selbst eine große Halle in den Hof hineinzubauen. Da der große sechsbändige Katalog, welcher 1500 Francs kostet, keine hinreichende Verbreitung finden kann, so hat man eigens für den Zweck der Auction einen Katalog hergestellt, mit zwei Bänden Text in Folio und einem Album mit 57 Tafeln, auf welchen 2300 Gegenstände in gleichem Maßstabe photographisch abgebildet sind, außerdem noch zum Handgebrauch beim Verkaufe selbst ein kleines Exemplar in Octav mit 271 Seiten. Sodann arbeiten die Annoncen, die Reclamen, und nun strömt die Welt herbei, Niemand will fehlen; hat er selbst kein Geld in der Tasche, so will er sehen und gesehen werden und hilft durch sein Erscheinen die Stimmung heben. Wenn es nach den Hoffnungen und den Wünschen der Betheiligten geht, so werden auch hier die Preise ins Ungemessene steigen, zum mindesten für alle diejenigen Gegenstände, welche besonders bekannt und daher von vielen Seiten begehrt sind. Dann erleben wir es, wie bei dem Verkaufe von Seillières, daß für ein Emailbild, das in Oel auf Holz gemalt als Kunstwerk kaum 100 Francs gebracht hätte, 90 000 gezahlt werden und für eine Schüssel, deren so gut wie identische moderne Nachbildung 10 Francs kostet, 15 000 Francs u. s. w.

Derartige Preise bezeichnen nicht mehr den Grad der eigentlichen Kunstfreude, sondern sind das Zeichen wunderlicher, wenn nicht ungesunder gesellschaftlicher Zustände.

Gewiß hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, welche über die ruhige Werthschätzung hinaus im leidenschaftlichen Begehren einzelne Stücke unsinnig hoch bezahlt, die ihre ganze Kraft, ihr Geld, ihre Lebensruhe daran gesetzt haben, um Stücke zu erlangen, die in den Augen ihrer Mitbürger verächtlicher abgethaner Plunder waren. Aber das gerade waren die guten, die echten Kunstliebhaber. Leute wie du Sommerard, aus dessen Sammlung das Musée Cluny erwachsen ist, Sauvageot, welcher den Stamm für das Louvre hergegeben hat, sammelten zu einer Zeit, als die übrige Gesellschaft nur zerstörte; sie waren die Retter und Bewahrer der spärlichen Reste. Von einem solchen Sammler, der entbehrt und darbt, um zu erringen, der mit seinen eifersüchtig bewachten Schätzen verwachsen ist wie mit einem Theil seines Selbst, hat uns Balzac in seinem Cousin Pons ein köstliches Bild hinterlassen. Wenn heute Zola die modernen Sammler schildern wollte, wie anders würde das Bild aussehen! Die alte Art des opferwilligen Sammlers existirt kaum noch, oder höchstens noch in der Provinz, wo sie sich von den kläglichen Brocken ernährt, die ihr der moderne centralisirende Kunsthandel verächtlich hat liegen lassen. In Paris dagegen ist das Sammeln zumeist ein vornehmer Sport, eine Beschäftigung für die vielen Leute, welche nur den Beruf fühlen, ihr Geld in möglichst angenehmer Weise zu verzehren. Man zählt zwei- bis dreitausend Kunstsammler, und ebenso viel, wenn nicht mehr Kunsthändler. Der Sammler hat also das behagliche Geschäft, alle Tage Dutzende von Läden abzulaufen; daß er etwas kauft, wird nicht sofort verlangt, dem Händler ist zunächst damit gedient, daß bekannte Leute bei ihm gesehen werden. So hat Herr X. seinen Zeitvertreib und seine kleine Aufregung, seine Correspondenz und sogar Etwas wie einen Lebenszweck. Was er zusammenträgt, ist nicht Alles gut oder preisangemessen, aber es decorirt die Zimmer und nimmt ihnen den unangenehmen Geruch der frischen Tapezierarbeit; es gewährt bei geschickter Auswahl ehrenvolle Vorstellungen von der Ueberlieferung des Hauses, und wenn man im Nachlaß einer Tante einen silbernen Löffel im Empirestil vorgefunden hat, so kristallisirt man an denselben allmälig ein „Familiensilber". Unter allen Umständen hat es seinen Reiz, Stücke zu besitzen, die man nicht ohne Weiteres in modernen Läden findet. Für die ganz großen Vermögen, die unbesehen Alles bezahlen können, was es an Genußmitteln gibt, ist es schließlich noch der einzige Reiz, das kaufen zu können, was sonst Niemand bezahlen kann; man verlangt sogar vom Händler, daß dieses Stück noch Niemand sonst vorher gesehen habe, oder daß es aus sonst unnahbarem Familienbesitz komme, von einem roi en exil, womöglich vom Papste. Diese Art von Sammeln geht weniger auf wirkliche Kunst, als auf Raritäten und Spielereien. Die Stücke sollen nicht erheben oder gar aufregen, sondern amüsiren. Dies empfinden alsbald die Besucher, besonders die Damen; der Stoff für ein Gespräch ist schnell gefunden, und unbequeme Lücken der Unterhaltung werden durch einen rechtzeitigen Griff auf die nächste Etagère leicht ausgefüllt. Mag hierbei manche Narrheit unterlaufen, so bleiben diese Sammler doch der Gesammtheit nützlich, ihre Bedürfnisse und Geldmittel bringen die verborgenen Schätze ans Licht und retten sie vor Zerstörung. Selbst die Fälscherindustrie, die sie großziehen, ist nützlich, da sie die Handwerker an alte Techniken und die Kunstformen der besten Zeit gewöhnt und an gutbezahlter Arbeit fähig macht, schließlich auch ohne Verkappung Gutes zu leisten. Die Sammlung selbst ist fürs Haus, den Nachwuchs des Besitzers ein Nährboden für geläuterten Geschmack. Allmälig dringt auch Herr X. selbst tiefer ein; er liest die betreffenden Handbücher, studirt die Marken, und wenn es ihm gelingt, sich in irgend einem kleinen, bisher nicht beachteten Winkel der Sammlerei festzusetzen, so bringt er es zu einer Art von Kennerschaft, die selbst den Fachleuten und Gelehrten nützlich wird. Wir haben solche Sammler von Knöpfen, von Uhrkloben, von Schnallen u. s. w.; die Pilgerabzeichen des Mittelalters sind bereits zu einer Disciplin aufgerückt.

Aber eine geschickt angelegte Sammlung vermag noch mehr. Sie gibt eine gesellschaftliche Stellung. Herr X. hat das Recht, auf sie hin vornehme Herren zu

sich einzuladen, er wird aufgefordert, sich an einer Leihausstellung für einen patriotischen Zweck zu betheiligen, er steigt in das Comité, sein Name erscheint gedruckt auf einer Seite mit Grafen, vielleicht sogar mit einem Bischof. Nun bleibt er im Gesichtskreis der Oeffentlichkeit und wird nicht verfehlen, bei einer so außerordentlichen Oeffentlichkeit, wie die vente Spitzer, für ein Object 10 000 oder 20 000 Francs mehr zu bezahlen, als jemals ein Händler dafür von ihm erlangt hätte; er erkauft sich damit seinen Platz im bulletin de vente, womöglich im nächsten „Figaro". Herr X. gehört zum tout Paris.

Die Form dieser Stufenleiter ist neu, die Sache alt. Im antiken Rom mußten die vornehmen Herren griechische Alterthümer sammeln, um sich ein Ansehen zu geben; der Principe, selbst die Päpste der Renaissance sammelten römische Antiken und ließen auf sie von Hofdichtern Sonette schreiben, wie jetzt Zeitungsartikel vom Journalisten, sie veröffentlichen die Sammlung in Prachtwerken, auf deren Titelblatt sie selbst erscheinen mit Pallas und allen Musen im Gefolge.

Wollte man die modernen illustrirten Verzeichnisse mit allegorischem Schmuck versehen, so müßte man allerdings statt des Pallas einen Mercur wählen.

Das Sammeln hat in unserer Zeit des Capitalismus von dem großen Stil und der freundlichen Narrheit früherer Zeit viel eingebüßt. Sicherlich gibt es auch jetzt noch vornehm gesinnte Sammler aus wahrer Freude an der Kunst; aber das Suchen und Finden für erschwingbare Preise hat aufgehört; man muß so colossale Summen für gute Stücke aufwenden, daß selbst an sehr begüterte Sammler die Frage herantritt, wie weit sie das hineingesteckte Capital gefährden. Bis jetzt hat man noch gute Erfahrungen gemacht, besonders wenn man wirklich ausgezeichnete Sachen selbst zu hohen Preisen kaufte. Das Kunstsammeln wird zu einer Art von Capitalsanlage, welche als Dividende eine gesellschaftliche Position abwirft und Cурssteigung in Aussicht stellt. Ein Sammler in dieser Gruppe, gewöhnlich auf der Börse vorgebildet, vertraut nicht einem einzelnen Händler, sondern steckt mit möglichst vielen in Verbindung und sucht sie gegen einander auszuspielen, ohne zu wissen, daß sie im Ring gegen ihn arbeiten. Er kauft gegen Garantie des Werthes, gibt beim nächsten Kauf demselben Händler das frühere Stück mit 50% Aufschlag in Zahlung, betheiligt sich an Consortien, bringt den Theil der Waare, die auf ihn entfällt, bei seinen Bekannten unter, vermittelt, schiebt und ist ein Händler, ehe er es sich versieht. Hat er einen etwas angesehenen gesellschaftlichen Namen, so wird er von den wirklichen Händlern noch grausamer ausgenutzt. Man läßt ihn mehr kaufen, als er behalten kann, auf Probe, auf Anzahlung, als Tausch, als geliehen, bis sich etwas Anderes findet u. s. w. Schließlich weiß er selbst kaum noch, was von seiner sogenannten Sammlung ihm oder dem Ring von Händlern gehört; so geht es weiter, bis er zum Opfer reif ist. Dies erfolgt vermittelst der Auction „der berühmten Sammlung X.", des notorisch reichen Mannes, Kunstkenners u. s. w., und auf dieser kaufen die Sammler willig die eingestellte Händlerwaare, die im Laden keinen Absatz gefunden hätte.

Diese Form ist eine Krankheitserscheinung des Capitalismus, der nicht mehr weiß, wohin mit dem Gelde und schließlich Alles „gründet", selbst Kunstsammlungen. In solchem Getriebe steigen dann Emails und Medaillen und alte bibelots im Preise, wie einst die Tulpenzwiebeln. Daß es zu einem gleich jähen Preissturz kommen werde, ist zunächst nicht anzunehmen. Der begehrten Waare gibt es nicht allzu viel, und die öffentlichen Sammlungen legen immer mehr davon fest. Außerdem haben jetzt nicht nur die eigentlichen Händler, sondern auch die amateur-marchands und alle die Herren, die ihr Geld in Kunstsachen anlegen, das größte Interesse daran, die Preise zu halten, besonders wenn es sich um eine Auction wie die von Spitzer handelt, auf welche die ganze Welt blickt.

Hier werden also nicht nur die Interessen der Wissenschaft und der Kunstliebhaberei, sondern auch die Interessen gewinnsuchender Millionen ausgefochten, und auf lange hinaus werden die Ergebnisse der vente Spitzer den Merkstein auf diesem Gebiete allermodernsten Antiquitäten-Getriebes bilden.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Der deutsche Reichstag ist am 6. Mai aufgelöst worden; noch an demselben Abend veröffentlichte der „Reichs-Anzeiger" die kaiserliche Verordnung, durch die der Termin für die Neuwahlen auf den 15. Juni festgesetzt wird. Gerade weil an dieser Stelle von Anfang an im Hinblick auf die Militärvorlage daran festgehalten wurde, daß eine Verständigung zwischen der Regierung und dem Reichstage erstrebt werden müßte, erscheint die in der Sitzung vom 6. Mai mit 210 gegen 152 Stimmen vollzogene Ablehnung des von dem Abgeordneten von Huene eingebrachten Vermittelungsantrages tief bedauerlich. Stellte doch dieser Antrag gegenüber den weiter gehenden Forderungen der Regierung in der That einen angemessenen Ausgleich dar, bei dem wohl nur noch zu wünschen gewesen wäre, daß die dauernde Festlegung der zweijährigen activen Dienstpflicht in verbindlicherer Form zum Ausdruck gelangt wäre. Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten wurde in dem Antrage von Huene für die Zeit vom 1. October 1893 bis zum 31. März 1899 auf 479 229 Mann als Jahres-Durchschnittsstärke festgestellt, indem die Bundesstaaten mit eigener Militärverwaltung nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer betheiligt werden, und die Einjährig-Freiwilligen auf diese Friedenspräsenzstärke nicht in Anrechnung kommen sollten.

Da der deutsche Reichskanzler diesen Antrag gewissermaßen als Wahlparole anerkannt hat, behält er auch nach seiner Ablehnung große Bedeutung, so daß der Wahlkampf auf einer solchen Grundlage ausgefochten werden wird. Wie sehr gerade dieser Vermittelungsvorschlag aber geeignet ist, den Mittelpunkt aller Erörterungen zu bilden, erhellt unter Anderem daraus, daß nicht bloß die conservativen Parteien und die Nationalliberalen dafür gewonnen waren, sondern auch innerhalb der übrigen Fractionen, abgesehen von den Socialdemokraten, eine Anzahl von Abgeordneten dem Antrage zustimmte. Dies gilt insbesondere von den Deutsch-Freisinnigen und dem Centrum, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Herr von Huene zählte, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, mehr als ein Dutzend Stimmen seiner Parteigenossen für seinen Antrag zu vereinigen, während von den Deutsch-Freisinnigen im Ganzen sechs Abgeordnete mit der Minderheit votirten. Diese Spaltung hat dann auch mittelbar zu einer Scheidung der deutsch-freisinnigen Partei in zwei Fractionen Anlaß gegeben.

Mag immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß bei einer verbindlicheren Festsetzung der zweijährigen Dienstzeit die Anhänger des Antrages von Huene einen weiteren Zuwachs erfahren haben würden, so wäre doch auch dann die Mehrheit allem Anscheine nach nicht erreicht worden. Der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstpflicht stand überdies, abgesehen von der Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung, das Verhalten der conservativen Parteien entgegen. Immerhin darf von Neuem darauf hingewiesen werden, daß die nicht bloß thatsächliche Herabsetzung der

activen Militärpflicht ein vollwichtigeres Aequivalent für die vom Lande geforderten größeren Opfer darstellen würde. Daß diese Opfer durch die internationale Lage geboten sind, ist von der Reichsregierung und der Militärverwaltung sowohl in der mit der Prüfung der Vorlage beauftragten parlamentarischen Commission als auch im Reichstage selbst eingehend dargelegt worden. Werden von anderer Seite nicht nur die zur Vergleichung mit den Nachbarstaaten Frankreich und Rußland herangezogenen Ziffern angefochten, sondern auch die Bündnißverträge mit Oesterreich-Ungarn und Italien geltend gemacht, um zu zeigen, daß Deutschland nicht ausschließlich auf seine eigenen Streitkräfte angewiesen sei, so bleibt doch zu erwägen, daß es für uns sehr bedeutsam ist, sogleich in den ersten Tagen eines Krieges mit zielbewußter Offensive in volle Action zu treten, ohne die Maßnahmen der Bundesgenossen abwarten zu müssen.

Die Wichtigkeit der Tripelallianz wird durch diese strategische Nothwendigkeit keineswegs abgeschwächt; es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß der weitere Verlauf eines europäischen Krieges durch die Gruppirung der verschiedenen Staaten sehr wesentlich bestimmt werden würde. Hierzu kommt, daß die Tragweite der deutschen Militärvorlage auch darin gesucht werden muß, daß im Auslande, insbesondere jenseits der Vogesen, die Ueberzeugung von der militärischen Ueberlegenheit Deutschlands nicht so sehr im kriegerischen wie im friedlichen Sinne wirken müßte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, falls die allgemeine Dienstpflicht, die Grundlage des deutschen Heeres, der oft genug alle möglichen Vorzüge nachgerühmt worden sind, wirklich consequent durchgeführt wird, Frankreich einen Wettbewerb hinsichtlich der Qualität und der Quantität der Streitkräfte nicht aufzunehmen vermöchte, da es, selbst wenn die übrigen Vorbedingungen die gleichen wären, doch der Bevölkerungsziffer nach hinter dem Nachbarstaate zurückstehen muß. So wäre es genöthigt, ein minderwerthiges Material einzustellen und in dieser Weise den Keim zu Katastrophen zu legen, die Jeder, der z. B. an dem Loire-Feldzuge im deutsch-französischen Kriege theilgenommen hat, auch nur bei oberflächlicher Beurtheilung als die unmittelbare Folge der Verwendung qualitativ ungeeigneter Mannschaften erkennen mußte. Hierin liegt auch die sichere Gewähr, daß die von den Gegnern der Militärvorlage gehegten Besorgnisse vor weiteren ungemessenen Erhöhungen der Friedenspräsenzstärke nicht begründet sind, da diese Erhöhungen ihre Grenze eben dort finden müssen, wo die Kriegstauglichkeit der dienstpflichtigen Mannschaften aufhört. Andererseits liegt es in der Natur der allgemeinen Militärpflicht, daß nicht willkürliche Ausnahmen gemacht werden; vielmehr entspricht es nur der Gerechtigkeit und Billigkeit, daß jeder für den Waffendienst geeignete Mann dem Vaterlande sich nicht entziehe. Wäre es doch eine seltsame Erscheinung, falls gerade in Deutschland, wo das Princip der allgemeinen Dienstpflicht zuerst verkündet wurde, weniger an diesem Grundsatze festgehalten würde als in anderen Ländern, in denen unsere militärischen Einrichtungen aus wohl begreiflichen Gründen nachgeahmt worden sind.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Verstärkung des deutschen Heeres vor Allem in Frankreich übel empfunden werden würde, was wiederum Rückschlüsse auf die dort herrschende Stimmung gestattet, so braucht nur die Genugthuung hervorgehoben zu werden, mit der die Nachricht von der Ablehnung des Antrages von Huene in der gesammten französischen Presse aufgenommen worden ist. Würde die Annahme dieses Antrages in der That eine wirthschaftliche Schwächung Deutschlands bedeuten, das weitere finanzielle Opfer für die Steigerung seiner Wehrkraft ohne schwere Schädigung des Volkswohlstandes nicht zu bringen vermöchte, so wäre in Frankreich eine solche Auffassung sicherlich nicht unterdrückt worden. So ist es denn auch bezeichnend, daß gerade Diejenigen, die Gelegenheit hatten, die auswärtigen Verhältnisse genauer kennen zu lernen, trotz der hohen Anforderungen, die durch eine neue Militärvorlage an die Steuerkraft des Landes gestellt werden, weitere Opfer für geboten erachten, da die Aufrechterhaltung eines ehrenvollen Friedens unter allen Umständen höher bewerthet werden muß.

Allerdings wird der Reichsregierung die schwierige Aufgabe obliegen, nicht nur in der zweijährigen Dienstzeit ein annähernd angemessenes Aequivalent für die beträchtliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke zu gewähren, sondern auch die finanzielle Deckung der erforderlichen Mehrausgaben in der am wenigsten belastenden Weise herbeizuführen. Das deutsche Volk wird seinen Wünschen jedenfalls bei den am 15. Juni bevorstehenden allgemeinen Wahlen charakteristischen Ausdruck geben. Sicherlich werden dann Diejenigen beruhigt werden, die bereits partikularistische Strömungen annehmen, während doch der Reichsgedanke Alles beherrschen muß. Inmitten der Irrungen und Wirrungen darf das erhebende Gefühl nicht verloren gehen, welche Stellung Deutschland im Rathe der Völker errungen hat, seitdem jenen traurigen Tagen der Zersplitterung auf den Schlachtfeldern Frankreichs für immer ein Ende bereitet worden ist. An diesen kostbaren Errungenschaften zu rütteln, wäre ein vergebliches Unternehmen, das von Denjenigen mit nicht geringerer Entschlossenheit zurückgewiesen werden würde, welche die gegenwärtigen Streitkräfte Deutschlands für ausreichend erachten oder Bedenken tragen, dem Lande neue Lasten aufzuerlegen. So darf denn gehofft werden, daß der neu zu wählende Reichstag einen klaren Blick für die wohlverstandenen Interessen Deutschlands bekunden und diese nach bestem Wissen und Gewissen wahren wird.

Wurde doch gerade in jüngster Zeit aus Anlaß des Besuches, den der deutsche Kaiser und die Kaiserin dem italienischen Königspaare abgestattet haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf Italien hingelenkt, dessen Bevölkerung allen Unterdrückungen und Verfolgungen gegenüber den Einheitsgedanken niemals preisgegeben hat, bis dann diese Einheit durch den Re galantuomo, den König Victor Emanuel, verwirklicht worden ist. Auch auf den König Umberto und dessen Gemahlin Margherita hat sich die unwandelbare Treue und Verehrung übertragen, die das italienische Volk für sein Herrscherhaus hegt, weil dieses gewissermaßen die Bestrebungen verkörpert, für welche die besten Patrioten gekämpft und gelitten haben, bis mit der Hauptstadt Rom das Gebäude gekrönt worden, dessen Festigkeit über jeden Zweifel erhaben ist.

Auch der Jubel, mit dem das deutsche Kaiserpaar in Rom und in Neapel empfangen worden ist, entsprang sicherlich nicht am wenigsten der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß Deutschland, wie es ähnliche Existenzbedingungen hat, der zuverlässigste Bundesgenosse Italiens ist. Die Sympathien, welche die beiden Länder sowie die beiden Herrscherhäuser verbinden, erhalten erst durch die Gemeinsamkeit der Lebensinteressen ihre unerschütterliche Grundlage. Wird aber darauf hingewiesen, daß die Italiener trotz ihrer Begeisterung für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes vor neuen Lasten für die Erhöhung der eigenen Wehrkraft zurückschrecken, so darf eingewendet werden, daß gerade Italien seine Opferwilligkeit nie verleugnet hat. Nur ist dieses Land insofern in einer eigenthümlichen Lage, als es neben dem Landheere auch im Hinblick auf seine langgestreckten Küsten eine gewaltige Flotte erhalten muß, deren mächtige Panzer die Aufmerksamkeit aller Kundigen erregen. In Neapel und in La Spezia hatte Kaiser Wilhelm II. Gelegenheit, die imposanten Kriegsschiffe kennen zu lernen, die ebenso wie die in steter Fortentwicklung begriffene Armee vollgültiges Zeugniß dafür ablegen, daß die jüngste unter den Großmächten keineswegs eine quantité négligeable ist.

Sehr charakteristisch ist, daß französische Blätter sich beeilten, nicht etwa die neue Bethätigung der Solidarität zwischen Deutschland und Italien, sondern den Besuch Wilhelm's II. im Vatican als den springenden Punkt der Kaiserreise zu bezeichnen. Der Versuch, in dieser Weise Mißtrauen bei der italienischen Bevölkerung zu säen, die mit Eifersucht über die von den Ultramontanen bestrittene „Unantastbarkeit Roms" wacht, ist jedoch durchaus mißglückt. Die Italiener zeichnen sich viel zu sehr durch ihr natürliches Empfinden, ihren gesunden Menschenverstand aus, als daß sie nicht sofort die wirkliche Bedeutung der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Papst Leo XIII. erkannt hätten. In authentischer Weise ist denn auch von deutscher Seite festgestellt worden, daß bei der Unterredung im Vatican nur sociale Fragen zur Erörterung gelangt sind. Daß andererseits die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit

Leo XIII. einen freundlichen Charakter hatte, kann nur mit Genugthuung begrüßt werden, da ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung Deutschlands in dem Papste das Oberhaupt der katholischen Kirche verehrt.

Wie durch den Besuch am italienischen Königshofe hat Kaiser Wilhelm II. auch bei der Rückkehr durch die Schweiz die friedliche Gesinnung Deutschlands kundgegeben. Die Ansprache, die er in Luzern an den Bundespräsidenten Schenk richtete, hat in der Schweiz den günstigsten Eindruck hervorgerufen. So konstatirte der deutsche Kaiser mit Befriedigung, daß die guten und freundnachbarlichen Beziehungen, die von Alters her bestehen, unverändert fortdauern, und äußerte die Hoffnung, daß der vertragsmäßig gesicherte Verkehr zwischen der Schweiz und Deutschland sich weiterhin gedeihlich entwickeln und dazu beitragen werde, die Freundschaft zwischen den beiden Völkern zu befestigen. In Frankreich hat auch dieser Hinweis auf den „vertragsmäßig gesicherten Verkehr" verstimmt, weil durch das extrem schutzzöllnerische Vorgehen der französischen Kammer die handelspolitischen Beziehungen zwischen der französischen Republik und der Eidgenossenschaft gestört worden sind. Unter der Führung des Schutzzöllners Méline hat die Deputirtenkammer trotz der weitgehenden Zugeständnisse der Schweiz den Vertragsentwurf abgelehnt, der einen modus vivendi darstellte, gerade wie mit Spanien ein Bruch erfolgt war, so daß der Zollkrieg zwischen Frankreich und den Nachbarländern in aller Form eröffnet wurde. Ob das inzwischen angekündigte Defizit im französischen Staatshaushalt einen Wandel auf handelspolitischem Gebiete herbeiführen wird, muß sehr zweifelhaft erscheinen, obgleich die Regierung gerade mit Rücksicht auf die bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer alle Ursache hat, die Empfindlichkeiten der Bevölkerung zu schonen.

Der im Allgemeinen ruhige Verlauf der Maifeier könnte allerdings als ein Beweis für die Besänftigung der Geister angesehen werden; allein der Rückgang der Bewegung für den Arbeiterfeiertag in allen Ländern hat gezeigt, daß die socialistische Propaganda auf diesem Gebiete verfehlt war. Selbst der Erfolg der belgischen Socialisten, denen es gelungen ist, wenn auch nicht das allgemeine gleiche Stimmrecht, doch in dem „Mehrstimmensystem", wie es in dem von den belgischen Kammern angenommenen Antrage Nyssens definirt ist, eine „Abschlagszahlung" zu erhalten, vermochte nicht, die Maifeier künstlich zu beleben. Vielleicht hat auch gerade dieses „Mehrstimmensystem", bei dem jeder fünfundzwanzigjährige Belgier das einfache Wahlrecht erhält, während verschiedene Kategorien, je nachdem sie eine bestimmte Steuer entrichten oder eine gewisse höhere Bildung nachzuweisen vermögen, ein doppeltes oder dreifaches Stimmrecht ausüben sollen, dazu beigetragen, die Aufregung in Belgien zu beseitigen, die in Frankreich oft genug einen lebhaften Widerhall fand. Nur in Marseille ist der 1. Mai nicht ganz ohne Ruhestörungen verlaufen, die dadurch ein charakteristisches Gepräge erhielten, daß vier socialistische Adjuncten des gleichfalls socialistischen Maire der ersten Handelsstadt Frankreichs sich an den Kundgebungen betheiligten. Die Maßnahmen, die von dem Präfecten des Departements Bouches du Rhône gegen die socialistischen Munizipalbeamten angeordnet wurden, haben dann zu einer lebhaften Bewegung innerhalb des Gemeinderathes Veranlassung gegeben, der eine eigenthümliche Revanche für das Verhalten der Centralgewalt nehmen zu müssen glaubte. Der Besieger des Königs Behanzin von Dahomeh, General Dodds, dessen Ankunft in Marseille gemeldet wurde, sollte dafür büßen, daß der Präfect es nicht für angemessen erachtet hatte, die Vertreter des Maire an der Spitze der Arbeiterkundgebungen vom 1. Mai zu sehen. Während unlängst noch die französischen Blätter von lautem Beifalle wiederhallten, der den französischen Expeditionstruppen in Dahomeh und ihrem Chef, General Dodds, wegen ihrer militärischen Erfolge gezollt wurde, stellten die socialistischen Mitglieder des Municipalrathes von Marseille plötzlich Vergleichungen an zwischen den Menschenopfern, die König Behanzin, als er noch im Besitze der Macht war, gebracht, und denjenigen, welche der französische Feldzug gegen das barbarische Land gefordert hatte. Durch solche Vergleichungen

wird wohl am deutlichsten bewiesen, welchen Verirrungen die ultraradicalen Socialisten in Frankreich zugänglich sind, die oft genug ihre Sympathieen für die Pariser Commune von 1871 und deren Greuel betont haben. Daß aber die französische Republik in der That eine Culturmission erfüllt, wenn sie in Dahomeh den barbarischen Menschenopfern für alle Zukunft ein Ende macht, kann sicherlich nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Inzwischen hat sich der Empfang des Generals Dodds in Marseille und Paris zu einer enthusiastischen Kundgebung gestaltet.

Als ein Culturwerk im wahren Sinne des Wortes darf jedenfalls auch die am 1. Mai durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in Chicago eröffnete Weltausstellung bezeichnet werden. Von berufener Feder ist bereits im Mai-Hefte der „Deutschen Rundschau" eine anschauliche Schilderung der Stadt entworfen worden, in der gegenwärtig die verschiedenen Nationen den friedlichen Wettkampf aufgenommen haben. Wenn Ed. Meyer in diesen Blättern Chicago als die jüngste und großartigste Schöpfung des amerikanischen Volkes bezeichnete, so hob Präsident Cleveland, nachdem er in der Eröffnungsrede den Vertretern der auswärtigen Nationen den Willkommensgruß geboten hatte, hervor, daß das nunmehr unternommene Werk der Weltausstellung der Erleuchtung des Menschengeschlechtes gewidmet wäre, und daß im Sinne der erhabensten Brüderlichkeit der Völker an dieser wahren Bedeutung der Feier festgehalten werden müßte. Obgleich aber, wie aus den vorliegenden Berichten hervorgeht, das große Friedenswerk in Chicago vielfach noch einen unfertigen Zustand aufweist, kann doch jetzt bereits als feststehende Thatsache gelten, daß an erster Stelle Deutschland in der würdigsten Weise vertreten ist. Gerade im Hinblick auf frühere Vorgänge muß dieser Erfolg der deutschen Industrie mit Genugthuung begrüßt werden, zumal da im Gegensatze zu einer engherzigen Auffassung daran festgehalten werden darf, daß die Erschließung internationaler Absatzgebiete, wie sie der Fortentwicklung jeder Industrie förderlich ist und diese zu neuen Erfindungen anspornt, auch im Kampfe der Nationen um das wirthschaftliche Dasein eine bedeutsame Rolle spielt.

Wie die Weltausstellung in Chicago als ein hervorragendes Cultur- und Friedenswerk angesehen werden darf, kann auch jetzt bereits dem neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Cleveland, nachgerühmt werden, daß seine Bestrebungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dahin gehen, jeden Anlaß zu internationalen Verwicklungen zu vermeiden. So wurde auf das von seinem Amtsvorgänger allem Anschein nach befürwortete Protectorat über Hawai Verzicht geleistet; ebenso erscheinen die von spanischen Blättern geäußerten Besorgnisse durchaus grundlos, nach denen die Vereinigten Staaten die Annexion der Perle der Antillen, Cuba, anstreben sollen. Solche Erörterungen wurden jüngst im Zusammenhange mit den Nachrichten angestellt, die über den Ausbruch eines Aufstandes auf der größten der westindischen Inseln eingetroffen waren. Allerdings lauteten diese Nachrichten selbst einander so widersprechend, daß hier und da Zweifel an dem Ernste der aufständischen Bewegung gehegt wurden. Ja, es fehlte nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, es handle sich wohl um eine jener cosas de España, einen jener Vorgänge, die sich nur auf spanischem Gebiete abspielen können. Ein republicanisches Blatt erachtete den von dem Generalgouverneur von Cuba gemeldeten und dann sehr rasch unterdrückten Aufstand für eine Comödie, die dazu dienen sollte, die unverzügliche Bewilligung eines Credites herbeizuführen. Nachdem dieser Zweck erreicht worden ist, sollen sofort die abwiegelnden Nachrichten eingetroffen sein. Wie tendenziös auch eine derartige Auffassung sein mag, mußte doch jedenfalls von Anfang an ausgeschlossen sein, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika auch nur den geringsten indirecten Antheil an einer separatistischen Bewegung auf Cuba haben könnte. Auf die friedlichen Tendenzen des gegenwärtigen Präsidenten der Republik ist bereits hingewiesen worden. Hierzu kommt, daß der Generalgouverneur der Insel in seinen telegraphischen Berichten ausdrücklich betonte, aus Florida, dem südlichsten der nordamerikanischen Freistaaten, sei keinerlei Zuzug von cubanischen Emigranten erfolgt, wie denn auch alle Berichte der spanischen Consuln in den Vereinigten Staaten darin

übereinstimmten, daß eine Bewegung innerhalb der Kreise dieser Emigranten nirgends wahrgenommen werden könne. So dürfte sich der jüngste cubanische Aufstand, dem in Madrid anfangs größere Bedeutung beigemessen wurde, darauf beschränkt haben, daß in unwirthlichen Districten des östlichen Theils der Insel einige Banden auftauchten, zu deren Zerstreuung es keines besonders umfangreichen militärischen Aufgebotes bedurft hätte.

Das liberale spanische Ministerium Sagasta hätte sich jedenfalls in einer sehr mißlichen Lage befunden, falls zu den mannigfachen übrigen Schwierigkeiten der inneren Politik auch noch solche der auswärtigen hinzugekommen wären. Ist doch das gegenwärtige Cabinet unter den seltsamsten Verhältnissen zur Regierung gelangt, da das Ministerium Canovas del Castillo in den Cortes nicht etwa durch eine liberale Mehrheit, sondern dadurch gestürzt wurde, daß ein Theil der früheren Regierungsmajorität sich weigerte, ihm Heeresfolge zu leisten. Da nun diese Spaltung hauptsächlich deshalb erfolgte, weil Canovas del Castillo sich nicht bereit finden ließ, den Mißständen in der hauptstädtischen Verwaltung ein Ende zu bereiten, durfte angenommen werden, daß Sagasta sich vor Allem berufen fühlen werde, die Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen, der sein Vorgänger zum Opfer gefallen war. Das liberale Ministerium hat nun aber bisher keinerlei durchgreifende Reform verwirklicht. Vielmehr hat es in den Cortes einen Gesetzentwurf eingebracht, der darauf abzielt, die Gemeindewahlen um sechs Monate zu vertagen, ein Verlangen, das den heftigsten Unwillen der Republikaner erregt hat. Allerdings bezweckte Sagasta gerade, durch die von ihm geplante Vertagung zu verhindern, daß das neu eingeführte allgemeine Stimmrecht dazu diene, aus den städtischen Verwaltungen Bollwerke der republikanischen Opposition zu machen. Das Motiv, das für die inzwischen von der Deputirtenkammer beschlossene Vertagung der Communalwahlen angeführt wurde, war allerdings eigenthümlich genug; von Seiten der Regierung wurde nämlich geltend gemacht, daß die Wählerlisten, wie sich aus Anlaß der Neuwahlen für die Cortes gezeigt habe, zahlreiche Mängel aufweisen, die beseitigt werden müßten. Die Republikaner hoben nun das Dilemna hervor, in welches das Ministerium gerathen, da die Deputirtenkammer nach den eigenen Angaben der Regierung auf Grund mangelhafter Wählerlisten zu Stande gekommen sei, so daß das Ministerium sich auf die gegenwärtigen Cortes von Rechts wegen nicht zu stützen vermöchte. Um den von den Republikanern drohenden Ansturm zurückzuweisen, betonten die dem Cabinet Sagasta nahestehenden Organe, daß es mit Rücksicht auf den herrschenden wirthschaftlichen Nothstand vor Allem darauf ankomme, auf handelspolitischem Gebiete Wandel zu schaffen. Die hauptsächliche Schwierigkeit, die allen derartigen Reformen im Wege steht, ist nun aber das ablehnende Verhalten der französischen Regierung, die in Uebereinstimmung mit den extrem schutzzöllnerischen Mehrheiten der parlamentarischen Körperschaften von zollpolitischen Zugeständnissen an Spanien, insbesondere von Herabsetzung der Weinzölle nichts wissen will. Gerade diese Ermäßigungen sind nun für Spanien sehr bedeutsam, so daß angenommen werden darf, daß der spanische Botschafter Leon y Castillo, der augenblicklich mit der französischen Regierung wegen eines neuen modus vivendi unterhandelt, insbesondere angewiesen ist, an erster Stelle diese wirthschaftliche Lebensfrage im Interesse seines Landes der Lösung näher zu bringen.

Literarische Rundschau.

Die neuere französische Kritik.

Les évolutions de la critique française. Par Ernest Tissot. Paris, Perrin et Cie. 1890.

Das Zurücktreten der Phantasie hinter die Beobachtung und Forschung, das die letzten zwanzig Jahre der französischen Literatur kennzeichnet, wirkte auch auf die Kritik völlig umgestaltend. Die vorliegende Arbeit unterscheidet in derselben drei Methoden, die literarische, die moralisirende und die analytische Kritik und erläutert sie an einigen der modernsten und bekanntesten französischen Zeitgenossen. Die literarische Kritik beurtheilt die Werke ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung nach indiscutabeln Dogmen. Ihr Schöpfer ist Ludwig's XIV. „Generalcontroleur des Parnasses": Boileau, der in seiner „Art poétique" den aus gesinnungsloser Erschlaffung erstandenen Cäsarismus auf das literarische Gebiet übertrug. Als ihre modernen Jünger charakterisirt der Verfasser den Kritiker der „Revue des deux mondes", Ferdinand Brunetière, einen der letzten und reinsten Anhänger der lateinischen Tradition, und einen Vertreter des Neuhellenismus, Jules Lemaître von den „Débats" und der „Revue Bleue". Trotz seiner Sentenzen à la Boileau ist Brunetière unparteiischer, verständiger als Lemaître. Er führte sich mit einer scharfen Kritik gegen Labiche ein, blieb eine Zeit lang Pamphletist und stets ehrlicher Gegner des Naturalismus. In ihm streitet der lateinische mit dem modernen Geist. Jener ist auf die zweite Renaissance, die des siebzehnten Jahrhunderts, zurückzuführen, auf die Zeit der Gesetzgebung, der Etiquette und der Convention im Gegensatz zur ersten, der griechischen, des sechzehnten Jahrhunderts. Der literarischen Uniformität dieser Richtung, der Proclamirung eines maßgebenden Ideals des französischen Geistes, der auch Brunetière zuneigt, stellt der Verfasser die Lessing'sche Freiheit, den Individualismus entgegen, der durch Schiller's „Spaziergang" und Goethe's „Hermann und Dorothea" gekrönt wurde. Brunetière hat mit Boileau die untrügliche Klarheit des Verstandes gemein, der sich durch nichts in seinem Bekenntniß irre machen läßt, aber auch die geistige Engherzigkeit und parteiische Schärfe. Ihm ist die Literatur nicht Leben, sondern Stilübung; er ist ohne Anmuth, aber voll Logik, Beredsamkeit und „entsetzlicher Sicherheit", wie Edmond Scherer sagt, voll Muth, den er schon damals bewies, da er, ein noch junger Mann, Zola angriff, während dieser als französischer Goethe gefeiert wurde. Uebrigens besitzt der ernste Kritiker den modernen Geist, den er verleugnet, und den modernen Pessimismus, welchen uns der Autor nicht übel zu schildern weiß. Von Jules Lemaître werden namentlich die „Contemporains" und die Theaterkritiken hervorgehoben. Dieser angenehme Plauderer, der die Kritik „die Kunst, sich der Bücher zu freuen" nennt, feiert Zola als den Homer des Jahrhunderts. Er ist philosophischer Materialist, Hauptträger des neuhellenischen Traumes,

der gegen „die Melancholie des Christenthums" und gegen unsere naturwidrigen Sitten ankämpft. Die Frau ist ihm der Mittelpunkt der Welt, die Liebe ein „angenehmer Zeitvertreib". Ein feiner, in alle Richtungen dringender Geist, der gänzlich in dem Rausch französischer Sinnlichkeit versunken ist. Die schwankende, sprunghafte Darstellungsart des geistreichen Verfassers, der die Früchte seiner erstaunlichen Belesenheit nicht immer verarbeitet hat, läßt leider gerade die literarische Bedeutung Lemaître's unklar. Er analysirt, ohne die Bestandtheile wieder künstlerisch verbinden zu können. Viel einheitlicher wirkt jedoch das zweite Capitel: Die moralisirende Kritik. Ihr Beruf ist, zu denunciren, die Kunstwerke, unabhängig vom ästhetischen Standpunkt, nach den moralischen Einwirkungen zu beurtheilen. Diese Voreingenommenheit theilt die große Masse. Der Schweizer Alexander Vinet ist einer der frühesten Gegner der freieren Lebensanschauung der Revolution, die nach dem ersten Kaiserthum von der Politik in die Literatur eingedrungen war; er prüfte die Werke aller Künste auf ihre religiöse Unanfechtbarkeit hin, und eine große Zahl frei moralisirender Kritiker folgte ihm. Die Katholiken zeigten hierbei eine objectivere Auffassung der Schönheit, die Protestanten einen klareren Sinn für philosophische Speculation. Als Beispiele dieser Gegensätze führt der Autor „nicht die fanatischsten, aber die würdigsten" Vertreter der moralisirenden Methode" vor: Jules Barbey d'Aurevilly und Edmond Scherer. Jener kämpfte als Dichter und Kritiker („Pays", „Gil-Blas", „Figaro") für Königthum, Idealismus und Katholicismus gegen Demokratie, Realismus und Materialismus. Persönlich vereinsamt, hat er zahlreiche literarische Nachfolger, u. A. die Symbolisten. Dieser „letzte romantische Dichter" führt in seinem Wappen „das Kreuz, die Wage und das Schwert." Er nennt die Kritik die Unerschrockenheit des Geistes und des Charakters und sich selbst den intolerantesten Katholiken. Die Mystik und die katholische Reaction entstehen wie die russische Sehnsucht nach einem Lebenszweck aus der Entnervung und sind die Flucht in die Gedankenlosigkeit. „Wir discutiren nicht, wir folgen" ruft d'Aurevilly und will jedes Buch verbieten, das nicht für die Gläubigen geschrieben ist. Ist er der analytischen Kritik nicht gewachsen, so besitzt er doch in hohem Maße die Kunst, nachzuempfinden, in einigen Strichen ein Bild wiederzugeben. Er schwelgt in der Schönheit des Wortes, das ihm als unabhängig von der Idee erscheint; diese sei wie eine Vision zu beschreiben, nicht wie eine Theorie klar zu legen. Der Welt stand er als Pessimist und Skeptiker gegenüber; protestirte doch die Romantik gegen die kleinliche Wirklichkeit der Restaurationszeit und suchte die verlorene Größe in Träumen wiederzufinden. — Den Straßburger Professor und späteren Redacteur des „Temps", Edmond Scherer, nennt der Autor „une des âmes vraiment supérieures de cette fin de siècle". Er ging von der Theologie zum absoluten, aber keineswegs verzweifelten Skepticismus über; der Zweifel war ihm wie Montaigne „ein weiches Kissen". Wiewohl der originellste und gebildetste der modernen Kritiker, hatte er doch nur Bewunderer, keine Schüler. Der Stil schien ihm Alles zu bedeuten; er „trage Leben oder Tod eines Werkes in sich". Er selbst aber konnte nicht einfach schreiben, und zur Farbe fehlte ihm das Temperament. Dagegen besaß er eine zersetzende Ironie, war speculativ und ein Meister der Deduction. Die Vernunft galt ihm als Weltzweck, und ebenso wie er als die Hauptursache unserer Fehler den mangelnden Ernst bezeichnete, war er auch in religiösen Dingen unerbittlich. Sobald er, den Werth des Relativen über dem Absoluten erkennend, von der Theologie zur Kritik übergegangen war, machte dieser Umschwung sich in seiner Philosophie geltend; der Kunst gegenüber blieb er engherziger, eigensinniger Calvinist. Seiner Moral erschienen die Materialisten und Naturalisten, selbst ein Rabelais unerträglich. Nachdem ihn seine wissenschaftliche Methode zum Skepticismus geführt hatte, vermochte sein weiter Blick in dem Patriotismus nur noch einen Mangel an Hochherzigkeit und Größe zu erkennen. — Als drittes Capitel erläutert Tissot die analytische Kritik, welche, ohne die ästhetische und sociologische Seite zu vernachlässigen, in dem Kunstwerk vor Allem das geistige Milieu zu erfassen sucht, aus dem es sich entwickelt hat. Nicht die Formel, sondern die Seele ist ihr das Wichtige, und Taine nennt sie

eine Art Botanik, auf menschliche Werke angewandt, freilich nur von subjectivem Werthe. Sie ist wie das moderne Kunstschaffen von der wissenschaftlichen Methode beeinflußt, forscht nach Ursache und Wirkung und vereinigt die sociologische mit der psychologischen Forschung. Von Madame de Staël, Villemain, Sainte-Beuve und A. Michiels eingeführt, wurde sie von Taine auf ein bestimmtes Gesetz begründet. „Die Verwandtschaft zwischen Kunst und Wissenschaft," schreibt er, „ist ehrenvoll für beide, und es ist ein Ruhm für die Kunst, daß sie ihre höchsten Schlüsse auf die Wahrheit gründet." Er erkannte, daß das Kunstwerk abhängig sei von dem Schaffen des Künstlers, daß dieses abhängig sei von der Schule oder den Künstlern seines Landes, seiner Zeit, und daß diese Künstler und er selbst abhängig seien von den Verhältnissen, der Abstammung, dem Vaterland (milieu, race, patrie). Seine Kritik gab keine Vorschriften, sondern bestätigte Gesetze; seine Philosophie beruhte auf dem Darwinismus. Taine und Renan neigten zum unverhohlenen Subjectivismus. Auch Paul Bourget's Kritik ist einem intimen Tagebuche zu vergleichen. Mit Taine's Richtung verbindet er einen sentimentalen, idealistisch gefärbten Pessimismus, von Natur quälende Empfindungen und einen krankhaft gesteigerten Sensualismus. In der Liebe, diesem „traurigen Phantom", ist er Skeptiker wie in der Religion. In der ersterbenden Willenskraft, in dem rastlosen Zergliedern des Ichs sieht er den Tod der Liebe. Wie Renan, de Lisle, d'Aurevilly, Zola, Becque, Loti, de Maupassant glaubt er, die Frau betrüge immer „avec votre nom dans le cœur, parceque faire fond sur elle, c'est faire fond sur l'eau". Doch ist er voll Mitleid und Zartheit für die Verlorenen, eine Verkörperung des modernen Hamletismus. Mit Spinoza leugnet er die Freiheit des Willens. Sein Milieu ist der Mangel an Mutterliebe, ein verabscheutes Pensionat, Entbehrungen und Enttäuschungen; sein Romanideal die höchste Eleganz, gepaart mit der höchsten Schwäche. Sein Stil ist hingehaucht, auch im Materiellen vergeistigt, kosmopolitisch-dilettantisch. „Er verbindet den tiefen Ernst der Philosophie mit der Nervosität einer jungen Frau." — Der früh verstorbene Emile Hennequin vereinigt in seiner „wissenschaftlichen Kritik" die ästhetische, psychologische und sociologische Analyse. Die erstere ist für ihn rein subjectiv; die psychologischen Urtheile beschränkt er auf das in dem Werk ausgedrückte Seelische, und bezüglich der sociologischen Frage setzt er an die Stelle der von ihm geleugneten Beziehungen zwischen dem Autor und seinem Milieu die Verbindung zwischen dem Werk und den ihm geistig verwandten Menschen, d. h. nach Bonald: „Die Literatur ist der Ausdruck der Gesellschaft." Er bestreitet den Einfluß von Erblichkeit und Milieu, eine Ansicht, die der Verfasser scharfsinnig widerlegt. Tissot hält eine exacte Kritik überhaupt für unmöglich, da die sociologische von der psychologischen und diese von der ästhetischen Analyse abhänge, die nach Kant nicht logisch, sondern subjectiv sei. In seinen Kritiken ist Hennequin nicht Psychologe, sondern Aesthetiker; er vermeidet Citate, weil sie eine Nuancirung des Gedankens, nicht der Technik geben würden. Sein Stil ist phantastisch, geheimnißvoll, gesucht; die Worte waren seinem gereizten Hirn „verzückte Visionen". In der Kunst, die ihm das Leben völlig ersetzte, liebte er das Bizarre, Sehnsüchtige. Von den Frauen erwartet seine Richtung nicht Liebe oder Freundschaft, sondern Ekstase, die Enthüllung des „Seelengeheimnisses"; sie will „die Idee in sich entwickeln" und treibt zur Askese, zur Verachtung von Empfindung, Gefühl und Leben. Diesen Verfall verdammend, ruft der Autor mit Cherbuliez, daß wir nur dann glücklich werden können, wenn wir einfach unserer gesunden Natur folgen. Schließlich erklärt sich Tissot für die analytische Kritik, verbunden mit dem Studium der Biographien — eine Methode, welche in Deutschland Wilhelm Scherer längst zum Siege geführt hat.

R. Fellner.

Russische Beiträge zur preußischen Geschichte der Jahre 1797—1801.

Der als Biograph Peter's des Großen bekannt gewordene Historiker Professor Brückner hat im Auftrage der St. Petersburger Akademie eine Sammlung von „Materialien zur Lebensbeschreibung des Grafen N. P. Panin (1770 bis 1837) zu veröffentlichen begonnen, deren bisher erschienene fünf Bände (St. Petersburg 1890 und 1891) für die Geschichte Preußens nahezu ebenso reichliche Ausbeute gewähren, wie für diejenige des russischen Reichs. Da die in diesen Bänden enthaltenen, nach Hunderten zählenden Depeschen und Privatbriefe hervorragender Staatsmänner zumeist französisch abgefaßt sind, und da der verbindende russische Text für das Verständniß des Inhalts nicht unentbehrlich ist, wird diese Publication der deutschen Geschichtschreibung ebenso direct zu Gute kommen, wie derjenigen der übrigen Culturvölker. Was es mit dem Inhalt derselben im Einzelnen auf sich hat, darf in einigen kurzen Bemerkungen angedeutet werden.

Graf Nikita Panin, der während der beiden ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. russischer Gesandter am Berliner Hofe und während der folgenden fünfzehn Monate Vicekanzler Kaiser Paul's I. von Rußland war, gehörte der nicht eben großen Zahl wirklicher Staatsmänner seiner Zeit und seines Landes an. Umfassend und gründlich gebildet, mit kühlem, nüchternem und scharfem Urtheil ausgestattet und dabei von unabhängigem und festem Charakter, verfolgte dieser Sohn und Vater hervorragender russischer Minister (Panin's Vater war Vertrauensmann Katharina's II., sein jüngster Sohn Justizminister unter den Kaisern Nikolaus und Alexander II.), während seiner diplomatischen Thätigkeit ein bestimmtes, ihm zur Gewissenssache gewordenes Ziel: Vereinigung der drei östlichen Großmächte und des ihm noch befreundeten England zu einem gegen das Vordringen des revolutionären Frankreich gerichteten Bunde. Zahl und Maß der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten waren gleich groß. Es galt nicht nur den alten Gegensatz preußischer und österreichischer Interessen soweit zum Schweigen zu bringen, daß ein Zusammenwirken der Höfe von Berlin und Wien möglich wurde, sondern außerdem die Hindernisse zu beseitigen, die in der Bestimmbarkeit der damaligen preußischen Staatsmänner (Haugwitz, Finkenstein, Alvensleben, Lucchesini), sowie in der Person des unberechenbaren, zu Extremen geneigten russischen Herrschers lagen und die durch geheime französische Machinationen (Caillaut, später Sieyès residirten als Agenten der Republik in Berlin) beständig vermehrt wurden. Es galt zwischen einander abgeneigten Personen zu vermitteln, unzweckmäßigen und überstürzten Anordnungen der eigenen Regierung die Spitze abzubrechen, unliebsamen Kundgebungen des preußischen Cabinets die günstigste Seite abzugewinnen, die vielfach von der öffentlichen Meinung unterstützten Berliner und St. Petersburger Franzosenfreunde zu überwachen, die Fäden, welche specifisch englische Interessen mit den Continentalen verbanden, in der Hand zu behalten und inmitten täglich wechselnder diplomatischer Tagessorgen den Blick unentwegt auf das eine große Ziel der Coalition gegen Frankreich zu richten.

Die vier ersten Bände des vorliegenden Werkes erörtern in zahlreichen, zumeist geheimen und ursprünglich chiffrirt übermittelten Berichten und Privatbriefen preußische und deutsche Hof- und Staatszustände der letzten Tage Friedrich Wilhelm's II. und der Anfänge seines Nachfolgers. Zunächst ist ausführlich von Einzelheiten des Rietz-Lichtenau'schen Getriebes die Rede, welches den schwererkrankten Neffen und Nachfolger Friedrich's des Großen umgab; in der weiteren Folge werden Denkungsart Charakter, Neigungen und Vorurtheile des neuen Herrschers und der Personen seiner Umgebung eingehend erörtert und die diplomatischen Tagesangelegenheiten und Zwischenfälle der Jahre 1798 und 1799 sorgfältig und rückhaltslos besprochen. Panin zeigt sich dabei als scharfsichtiger, aber zuweilen bissiger und nicht immer unbefangener Beurtheiler. Für den geschworenen Feind Frankreichs und Bonaparte's bildete die

größere oder geringere Abneigung gegen die „Sache der Revolution" den fast ausschließlichen Maßstab der Personenbeurtheilung. Danach ist nicht zu verwundern, wenn in den vorliegenden Berichten auf den jungen, übergewissenhaften und schwer entschlossenen König heftig gescholten wird, wenn der Klagen über Haugwitz kein Ende ist und wenn der „fourbe" Lucchesini außerordentlich schlecht wegkommt; besonders abfällig urtheilt der russische Diplomat über Friedrich Wilhelm's III. vertrauten Adjutanten, den Obristen von Köckeritz, und dessen Beschränktheit — eine Meinung, in welcher er (beiläufig bemerkt) mit Boyen, Scharnhorst und anderen Reformern der auf das Jahr 1806 folgenden Periode wesentlich zusammentrifft. Besondere Beachtung verdient in dieser Beziehung die im fünften Bande (Nr. 108, S. 191 ff.) abgedruckte Charakteristik der Hauptfiguren des Berliner Hofes.

Bei Abfassung des bezüglichen, an den späteren russischen Gesandten Baron Alexis von Krüdener (den Gemahl der berufenen Juliane von Krüdener, geborene Vietinghof) gerichteten Briefes vom 3. November 1799 hatte Panin die preußische Hauptstadt bereits verlassen, um als Vice-Kanzler und College des damals allmächtigen Kaiserlichen Günstlings Grafen Rostopschin die formelle Leitung des St. Petersburger Auswärtigen Amtes zu übernehmen. Die formelle Leitung — denn materiell hingen alle Entscheidungen von der Person des Monarchen ab, dessen heftige und unberechenbare Art sich allmälig zur Unzurechnungsfähigkeit steigerte und schließlich jede geordnete Geschäftsführung und die Verfolgung bestimmter Pläne so gut wie unmöglich machte. Nahezu die Hälfte des fünften Bandes nehmen mit sympathetischer Tinte geschriebene Privatbriefe Panin's an Herrn von Krüdener ein, in welchen der Vicekanzler die dem Gesandten amtlich ertheilten, häufig ohne seine Mitwirkung zu Stande gekommenen Instructionen abzuschwächen oder die Ausführung derselben zu vertagen sucht und auf Gefahr seines Kopfes Anordnungen trifft, die durch die wahren, aber an maßgebender Stelle verkannten Staatsinteressen angezeigt erscheinen. Es handelt sich dabei zum einen Theil um Abwendung der Gefahren, welche Paul's periodische Zornausbrüche gegen das befreundete England der Sache der nordischen Mächte androhten, zum anderen Theile um Schachzüge gegen Napoleon, der den russischen Monarchen durch klug berechnete Schmeicheleien und Scheingefälligkeiten zu sich herüberzuziehen wußte. Dem Leser werden Einblicke in die geheimsten Schleichwege der damaligen Politik und über das Treiben am russischen Hofe eröffnet, deren Interesse allein durch den Antheil übertroffen wird, den die Charakterfestigkeit des von dem Monarchen immerdar ungnädig behandelten, durch unwürdige Günstlinge schwer verleumdeten und dennoch unerschütterten Vicekanzlers einflößt. Schließlich (im November 1800) bricht das drohende Verhängniß über den muthigen Mann herein: aus einer im „schwarzen Cabinet" „perlustrirten" Depesche des preußischen Gesandten Lusi glaubt der Kaiser ersehen zu können, daß Panin das plötzlich auf englische Schiffe gelegte russische Embargo in der Stille mißbilligt habe. Das genügte zur Amtsentsetzung des Staatsmannes, der ein halbes Jahrzehnt lang Hauptträger der Auswärtigen Politik des Reiches gewesen war. Feinde und Neider Panin's wissen harmlosen Briefen, die derselbe an Freunde und Verwandte gerichtet, einen aller gesunden Vernunft zuwiderlaufenden Sinn unterzuschieben und den Kaiser dahin zu bringen, daß der ehemalige Vicekanzler nach Moskau, dann in das Innere des Reichs auf ein im Winter unbewohnbares Landgut verbannt wird. Im Januar 1801 aber tritt eine unerwartete Wendung ein: Panin's Nebenbuhler und ehemaliger College Graf Rostopschin fällt in Ungnade, dem Verbannten wird die Rückkehr nach St. Petersburg gestattet und wenig später die Möglichkeit der Reactivirung eröffnet. — Der fünfte Band schließt mit einer Notiz über die Katastrophe, welche dem Leben des unglücklichen Sohnes Katharina's II. ein Ziel setzte (25. März 1801) und dem russischen Reiche eine neue, bessere Aera eröffnete. Panin schied im Jahre 1801 aus dem Staatsdienst, weil er in die Verschwörung gegen den Vater Alexander's I. verwickelt gewesen war.

Von der großen Zahl in der vorliegenden Materialsammlung enthaltener Actenstücke und Briefe sind diejenigen, welche sich auf Preußen und die Zustände des Hofes

und Staates der Jahre 1797 bis 1801 beziehen, unzweifelhaft die bemerkenswerthen: die Ueberzeugung, daß „der Schlüssel zum Gebäude der antifranzösischen Coalition in Preußen liege", und daß Rußland allein durch die Vermittelung des Berliner Cabinets der Unterstützung Oesterreichs und Englands theilhaft werden könne, bildete die Grundlage des von Panin befolgten Systems. Von ihm und seinem Nachfolger Krüdener aber darf behauptet werden, daß sie die fähigsten Diplomaten gewesen, die um die Wende des Jahrhunderts in Berlin accreditirt gewesen und daß ihre Berichte als Geschichtsquellen ersten Ranges anzusehen seien. „Kaum jemals, früher oder später", so urtheilt der St. Petersburger Völkerrechtslehrer Martens in seiner letzten großen Publication, „hat ein auswärtiger Vertreter Rußlands über so gründliche und zuverlässige Informationen zu verfügen gehabt, wie Krüdener, der, während der Jahre 1799 und 1800, die Personen und Zustände, mit denen er zu thun hatte, auf das Allergenaueste kannte." — Die Zahl seiner hier abgedruckten Briefe beträgt zweihundert. In der Anerkennung von Panin's Charakter und Fähigkeiten treffen so verschiedene zeitgenössische Beurtheiler, wie der schwedische Gesandte Stedingk, der Pole Fürst Czartoriski, der damalige Gesandte des Malteserordens, der Engländer Rodgerson und die russischen Minister Grafen Kotschubey und Worronzow zusammen: Die Entschiedenheit seiner antifranzösischen Gesinnung hatte dem steifen, kühlen, im Grunde unliebenswürdigen Mann bei Freund und Feind Achtung erworben, weil sie in den Tagen allgemeiner Abhängigkeit von fürstlichen Tagesstimmungen und selbstischen Rücksichten eine seltene und ehrenvolle Ausnahme bildete.

X.

Die hamburgische Festschrift.

Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Zwei Bände mit 3 Tafeln und 25 Abbildungen im Text. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. 1892.

Das vornehm ausgestattete Werk verdankt seine Entstehung der vierten Centenarfeier der Entdeckung der Neuen Welt. Die Vorderseite der weißgehaltenen Decken beider Bände ist verziert mit der „Rosa nautica", der Weltkarte des Don Juan de la Cosa (1500), während, dem Inhalte entsprechend, die Rückseite des ersten bei weitem stärkeren Bandes das Hamburgische Hauptsiegel vom Jahre 1492, die des zweiten das Stammwappen der Familie Welser zu Augsburg zeigt.

Es ist kein Zufall, daß gerade in Hamburg, der zweiten Stadt des Reiches und seiner ersten Seestadt, die Idee entstand, die Entdeckung Amerika's, dessen Handel es in erster Linie seine Blüthe und seinen Wohlstand verdankt, zu feiern; daß sich dort auf Anregung des „Vereins für Kunst und Wissenschaft" ein besonderes „Comitee für eine Hamburgische Amerikafeier" bildete. Leider wurden die Feierlichkeiten, die für den 12. October v. J., den eigentlichen Entdeckungstag, geplant waren, der diesseits und jenseits des großen Wassers, besonders aber in Huelva und auf der Rabida, wo Columbus seinen genialen Gedanken nachgehangen hatte, festlich begangen wurde, in Hamburg zunächst durch die schreckliche Cholera-Epidemie verhindert. Dennoch wären die Anstrengungen des Comitee's nicht ganz vergeblich gewesen, auch wenn sie nichts Anderes zu Stande gebracht hätten, als die vorliegende Publication.

Der erste Band enthält nach einer kurzen resumirenden Einleitung des Comiteevorsitzenden, Dr. Neumeyer, vier Abhandlungen verschiedenen Umfangs.

„Die Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt" aus der Feder des bekannten Geographiehistorikers Professor Dr. Sophus Ruge bietet eine kritische Darstellung von den sogenannten Weinlandfahrten der Normannen bis zu den Zeiten Gerhard Mercator's, insbesondere wird sie in ihrem dritten Abschnitt dem Verdienste des großen Genuesen

gerecht und beleuchtet seine Stellung zu berühmten Zeitgenossen, wie Toscanelli und Martin Behaim. In ihren späteren Theilen verfolgt sie die Entwicklung der deutschen Kartographie in Bezug auf den neu entdeckten Welttheil. Ergänzt wird dieser kartographische Theil durch Dr. Michow's Skizze „Caspar Vopell, ein Kölner Kartenzeichner des sechzehnten Jahrhunderts", dessen Globen unlängst auf der Kölner Stadtbibliothek aufgefunden wurden. Einer derselben (von 1542) ist in zwei Zeichnungen von Dr. Michow dem ersten Band beigegeben.

Director Gelcich, rühmlichst bekannt durch seine Studien über die Entwicklungsgeschichte der Schiffahrt, behandelt „die Instrumente und die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Nautik zur Zeit der großen Länderentdeckung", indem er besonders auf die Erfindung des sogenannten Jakobstabes und die Behaimfrage eingeht.

Das Interesse weiterer Kreise dürfte die auch räumlich hervorragendste „Geschichte der Hamburgisch-Amerikanischen Handelsbeziehungen", beigesteuert von dem Bibliothekar der Commerzbibliothek, Dr. Baasch, in Anspruch nehmen, zumal ja lange Zeit hindurch, besonders im achtzehnten Jahrhundert, der Hamburgische transmaritime Handel nach Amerika sich mit dem deutschen im Wesentlichen deckte. Während in älterer Zeit, besonders vor den für ihre Epoche bemerkenswerthen Islandfahrten, sich unsere alte Hansestadt im Wesentlichen auf Küstenschiffahrt beschränkte, wurden und zwar erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die neue Welt fast vertheilt war, ziemlich gleichzeitig Verbindungen mit dem Norden und Süden, vornehmlich Brasilien angeknüpft, wobei die Eifersucht der größeren Seemächte nicht selten einen unheilvollen Einfluß geltend machte. In den Jahren 1765—1785 war die Hamburgische Kaufmannschaft auf das äußerste bemüht, Zucker, Kaffee und andere Colonialproducte in ihren Handel zu ziehen und auch neue Productionsfelder zu eröffnen, während sie sich jetzt bei der Erschließung des zuletzt für die Cultivirung in Angriff genommenen Welttheils sehr zurückhaltend zeigt. Wir folgen der, nur durch die Unabhängigkeitskämpfe vorübergehend gehemmten, aufsteigenden Linie der Hamburgisch-Amerikanischen Handelsbeziehungen bis zu den Napoleonischen Wirren, durch die zeitweilig ein vollkommener Stillstand eintrat. Aus späterer Zeit interessirt besonders der Handelsvertrag vom Jahre 1827. Seiner Bedeutung entsprechend hat der Verfasser alle Kräfte und Gegenkräfte eingehend geschildert, die schon damals wie heute bei solchen internationalen Abkommen mitspielten: bedeutet doch ein Mehr oder Weniger im Zolltarif nicht selten die Concurrenzfähigkeit oder den Untergang ganzer Industrieen und damit größerer Volkskreise! Um die Mitte dieses Jahrhunderts waren auch Texas, die spanisch-südamerikanischen Colonieen und Brasilien in den Handel Hamburgs mit hineingezogen. Wenn wir heute als etwas ganz Alltägliches in kaum einer Woche briefliche Mittheilungen von jenseits des ‚Atlantic' erhalten, so ahnen wir schwerlich die Unsumme von Mühe und Arbeit, welche die Herstellung und Entwicklung von regelmäßigen Schiffsverbindungen gemacht hat, wie der Verfasser sie uns im sechsten Capitel anschaulich schildert. „Die Hamburgisch-Amerikanische Post, welche 1860 in das Geleise einer regelmäßig functionirenden Einrichtung geleitet wurde, war die erste rein maritime Postverbindung Deutschlands, die von einem deutschen Hafen direct nach der Neuen Welt ging", so schließt Dr. Baasch seine für die Entwicklung nicht nur des Hamburgischen, sondern des deutschen und mitteleuropäischen Handels höchst wichtige Darstellung.

Behandelt dieser Aufsatz wesentlich commerzielle Bestrebungen Norddeutschlands, so führt uns der zweite Band zu den wesentlich colonisatorischen Unternehmungen einer süddeutschen Metropole des Mittelalters. Es sind die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela, deren nationale Ehrenrettung der zu früh dahingeschiedene Ministerresident Schumacher zu seiner Aufgabe machte, indem er auf Grund einer Anzahl von Documenten, die in der alten Königsstadt Tunja aufgefunden wurden, eine authentische Geschichte dieser ältesten deutschen transmaritimen Colonisationsbestrebungen gibt, die uns im übrigen nur aus den tendenziösen Berichten des sonst so verdienstvollen Historiographen der Conquista, Las Casas, bekannt sind: die Thaten

und Leiden der Welser, die zu jener Epoche des Glaubenseifers und des Particularismus sich neben den fanatischen, damals auf der Höhe ihrer Macht stehenden Spaniern nicht halten konnten, insbesondere der Tod des unter dem Messer des spanischen Bandenführers Caravajal verblutenden letzten Sprößlings derselben, Bartholomäus — eines Vetters jener Philippine Welser, die durch Oskar von Redwitz' Schauspiel populär geworden — sind so ergreifend, daß nicht bloß ein Spanier, wie Don Juan de Castellanos, sie besingen sollte. Der Abhandlung ist ein umfangreicher kritischer Apparat und die Karte eines Zeitgenossen, des bekannten Günstlings der großen „jungfräulichen" Königin von England Elisabeth, Sir Walter Raleigh, zur Orientirung beigegeben.

Dr. Beneke.

Neuere Untersuchungen über den Krebs.

Untersuchungen über den Krebs und das Princip seiner Behandlung. Von Prof. A. Adamkiewicz. Wien, W. Braumüller & Sohn. 1892.

Johannes Müller soll, wenn er in seiner Vorlesung über die Physiologie der Milz zu sprechen hatte, seine Aufgabe in folgendem Wortlaute erledigt haben: „Wir kommen jetzt zur Milz, meine Herren! Ueber die Milz wissen wir nichts. So weit die Milz." In gleich lakonischer Weise hat man bis jetzt die Lehre von dem Wesen der furchtbaren Krebskrankheit zusammenfassen können. Man sah wohl, wie die Krebsgeschwulst aus geringen Anfängen entstand, wie sie dann die verschiedensten Gewebe des Körpers durchwucherte, nirgends einen Stillstand machte, auf der einen Seite zerfiel und auf der anderen immer weiter wuchs, wie unter ihrer Gegenwart der Körper hinschwand, „kachektisch" wurde, und wie schließlich in unaufhaltsamem Vergab das Ende eintrat. Mit der Diagnose des Krebses ist gewöhnlich über den Kranken der Stab gebrochen, und selbst die Erfolge der chirurgischen Therapie haben an diesem Stande der Dinge nicht sehr viel zu ändern vermocht. Bei der Trostlosigkeit der Lage, in der sich die Medicin dem Krebs gegenüber befindet, hat es an Versuchen nicht gefehlt, seine Natur aufzuklären, in der Hoffnung, daß man so vielleicht auch nützliche Schlüsse für die Heilung werde ableiten können. Allein die Hypothese, welche ein bedeutender Forscher, der verstorbene Pathologe J. Cohnheim in Leipzig, aufgestellt hat und die weithin Geltung bekam, hat leider mehr Dunkelheit als Licht in die Krebslehre gebracht. Es sollte der Krebs — nach Cohnheim — aus Epithelzellen bestehen, also von jenem Gewebe herrühren, das unter Anderem die Oberhaut des Körpers bildet, nur mit der Maßgabe, daß die Mutterzelle des Krebses aus der embryonalen Entwicklung stamme, damals unverbraucht liegen geblieben sei und im späteren Alter, wo der Bindegewebsstock unseres Organismus bereits morsch geworden, plötzlich unter dem Einfluß eines „Reizes" wachse und sich vermehre. Sie besitze aber noch den Charakter des embryonalen Gewebes und daher einen besonderen Wachsthumstrieb. So werde sie leicht zu einer Geschwulst, die durch ihre Lebensenergie bald die Elemente ihres Mutterbodens verdränge und zerstöre. Diese Hypothese war durch keinerlei Thatsachen gestützt. Niemand hatte solche geschwulstbildenden embryonalen Zellen je gesehen; Niemand konnte sich über den „Reiz", welcher die Krebsentwicklung auslösen sollte, genauer auslassen; man nahm schließlich eine ererbte Disposition zur Hülfe, welche in der Medicin überall dort eine große Rolle spielt, wo man eine Unkenntniß zu verdecken hat. Aber trotzdem blieb die Cohnheim'sche Hypothese in Ansehen, einfach weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen vermochte. Die mikroskopische Untersuchung des Krebses gab trotz der vielen Streitigkeiten, die sie hervorrief, gar kein befriedigendes Resultat. Ebenso wenig die bakteriologische Prüfung. Und

doch hat sich bei einem großen Theil der Aerzte die Meinung einen Platz erobert, daß wir es im Krebs mit einer Infectionskrankheit zu thun hätten. Nur scheinen es nicht Bakterien oder Coccen zu sein, die wir als Ursache des Krebses anzusprechen hätten, sondern anders geartete Mikroparasiten. Möglicherweise werden sie unter den Protozoen aufgefunden werden, die wir neuesterdings schon bei einigen Krankheiten als Erreger kennen gelernt haben. So bei der Malaria, wo Marchiafava und Celli das „Plasmodion Malariae" im Blute der Kranken aufdeckten und seine ätiologische Rolle für das Wechselfieber feststellten. Zwar fehlt ein wichtiger Nachweis, dessen Gelingen die Krebskrankheit ohne Weiteres in die Gruppe der Infectionsleiden einreihen würde: der Nachweis der Uebertragbarkeit auf Dritte. Aber es ist wohl gestattet, daran zu erinnern, daß bis auf unsere Tage hin die Uebertragbarkeit der Tuberculose in Zweifel gestellt wurde, die jetzt glänzend und einwandsfrei erwiesen ist. Darf man also aus dem Fehlen dieses wichtigen Criteriums beim Krebs keinen absoluten Gegenbeweis betreffs seiner infectiosen Natur herleiten, so sprechen doch andere seiner Eigenschaften ganz positiv für dieselbe. Der Krebs ist stets zunächst eine lokale Affection und schreitet nicht nur durch continuirliches Wachsthum fort, sondern ist erstens in der Lage, andere Körperstellen, die er nur berührt, anzustecken (Krebs der Unterlippe kann auf die gegenüberliegende Stelle der Oberlippe übertragen werden), oder fern gelegene Punkte des Körpers zu inficiren, ohne daß die Zwischenstellen betroffen würden („Metastasenbildung"), und endlich, er vernichtet die Körperkräfte durch Entsendung eines Giftstoffes, wie es die chronischen Infectionskrankheiten sämmtlich thun. Die Giftwirkung der Tuberculose zum Beispiel hat ja diesem Leiden den bezeichnenden Namen Schwindsucht verschafft.

Der in den erwähnten Eigenschaften des Krebses liegende scharfe Hinweis auf seine Infectiosität hat auch dem neuesten Untersucher, Professor Adamkiewicz in Krakau, den Ausgangspunkt für seine vielbesprochenen Forschungen gegeben, die er jetzt in einem Bändchen der wissenschaftlichen Welt vorlegt. Adamkiewicz wendet sich auch gegen die Cohnheim'sche Hypothese. Er zeigt, daß zwischen Epithelzellen und Krebszellen der große Unterschied bestehe, daß die ersteren ein architektonisch reguläres Gefüge besitzen, die letzteren aber den Typus des Regellosen zeigen. Auch werden sie nicht einfach abgestoßen wie die Epithelzellen, sondern sie zerfallen in einer ganz bestimmten Weise. Auch andere von Adamkiewicz mittelst einer neuen Methode (Saffraninfärbung) aufgefundene Details unterscheiden die Zellarten des Krebses von denen des Epithels. Die Krebszellen sind nur äußerlich und zufällig den Epithelzellen ähnlich, im Wesen haben sie mit ihnen nichts gemein; sie sind vielmehr — um Adamkiewicz's Meinung gleich herauszusagen — die Parasiten des Krebses selber, so daß also die ganze Krebsgeschwulst wesentlich aus lebenden Parasiten und nicht aus Bestandtheilen unseres Körpers sich zusammensetze. Zum Beweise für die Berechtigung dieser Auffassung hat Adamkiewicz Einpflanzungen von frischen Krebsstückchen in das Gehirn von Kaninchen vorgenommen. Dabei starben die Thiere im Verlauf von wenigen Stunden bis zu einigen Tagen, was nicht etwa auf den Eingriff als solchen zurückzuführen ist, denn man kann andere Gewebsstücke, z. B. frische Niere oder Theile aus den gesunden Randpartien der chirurgisch entfernten Krebsgeschwülste ohne Schaden ins Kaninchengehirn einheilen. Der Tod der Versuchsthiere ist vielmehr eine Folge der Giftwirkung der Krebssubstanz. Und es stimmt mit dieser Auffassung nur überein, daß auch ein wässeriger Auszug des Krebsgewebes mit genau demselben Resultat ins Thiergehirn eingespritzt worden ist. Aber es hat sich noch mehr gezeigt. Es finden sich im Gehirn der Kaninchen, die nach Krebseinpflanzung zu Grunde gegangen sind, durch Fernwirkung entstandene, von gesundem Nervengewebe umgebene Herde, welche die Deutung zulassen, als stammten sie von dem eingepflanzten Krebse ab. Adamkiewicz nimmt in der That an, sie seien entstanden durch ausgewanderte Krebsparasiten, welche sich durch die Lymphbahnen verbreitet, sich mit großer Schnelligkeit vermehrt und schließlich durch ihre Brut die Hirnsubstanz zerstört hätten. Diese Parasiten — Coccidium sarcolytes ist der Taufname — seien auch die Bildungsstätte des Krebsgiftes, des

„Cancroin", welches sich nur in der lebenden Krebssubstanz finde; die abgetödtete hat sich als gänzlich ungiftig erwiesen. Dieses Cancroin soll nun nach Adamkiewicz mit der wohlbekannten chemischen Base „Neurin" identisch sein. Das soll unter Anderem daraus hervorgehen, daß die unterhäutige Einspritzung von Neurin bei Krebskranken eine Einwirkung auf den Krebs hat: eine specifische Reaction, analog derjenigen der tuberculösen Herde auf das Tuberculin. Diese specifische Reaction — und darin liegt der Angelpunkt für die Therapie — soll nun Heilwirkungen auf den Krebs selbst entfalten, wie aus beigegebenen, zum Theil photographisch illustrirten Krankengeschichten hervorgehe. So viel ist sicher: wirklich geheilt ist kein einziger Kranker, gebessert sind nach Adamkiewicz's Meinung die meisten. Entscheiden läßt sich auch das nur durch Nachuntersuchungen, zu denen das Buch anregen soll. Des Neuen bringt es mancherlei. Verdienstlich ist es durch sein Streben jedenfalls; es enthält zweifellos die Resultate ernster Forschungen. Zu diesen steht der Stil in einem gewissen Gegensatz. Er ist weniger präcis als blühend und sentimental. Manchmal verfällt er ins Phantastische, ebenso wie gewisse Combinationen des Autors geradezu phantastisch sind. Ein Beleg hierfür: Adamkiewicz sucht das Krebsgift, das hypothetische Cancroin. Man sollte glauben, er würde Alles daran setzen, aus dem Krebs selber dieses Gift zu isoliren, etwa wie Brieger und seine Nachfolger die Fäulnißgifte rein dargestellt und chemisch erforscht haben, oder mindestens so weit, wie R. Koch das Tuberculin aus den Bacillenculturen ausgezogen hat. Adamkiewicz fragt statt dessen in befremdlicher Weise: Womit hat das „Cancroin" Aehnlichkeit? Und „da es eine Eigenthümlichkeit des Krebsparasiten ist", heißt es wörtlich in der Schrift: „nur in dem vom Pulsschlag des Lebens getriebenen und erwärmten Säftestrom der Gewebe existiren zu können, auf todtem Nährboden dagegen die Bedingungen zu eigenem Leben nicht zu finden: so schien mir nichts so sehr dem innersten Wesen eines von den Sarcolyten gebildeten und sie gleichzeitig vernichtenden Giftstoffes zu entsprechen, als sein gerade zu dem Proceß des Sterbens in naher Beziehung stehender Charakter — seine thanatogene Natur." Was aber wird nach diesem naturphilosophisch anheimelnden Satz weiter geschlossen? Daß das Cancroin mit dem Leichengift (!) nahe verwandt, in seiner Wirkungsweise sogar identisch (vergl. S. 59, Abschnitt IV) sei. Nun ergibt aber der Versuch mit dem Leichengift, welches Adamkiewicz mit dem von Baeyer entdeckten Cholin gleichstellt, daß es auf die Krebskrankheit keinen Einfluß hat. Also probirt unser Autor einen anderen Körper, der sich durch den Austritt von einem Molekül Wasser vom Cholin unterscheidet. Das ist das Neurin. „Da diese Base — nach Liebreich — im Gehirn vorkommt," so schließt er weiter, „und da die Krebszellen gerade auf das Gehirn eine specifische Wirkung ausüben" (!), so schien ihm Alles dafür zu sprechen, daß das Cancroin möglicherweise mit dem Neurin (vorhin war es das Leichengift) identisch ist. Und nun probirt Adamkiewicz das Neurin sogleich beim Krebskranken. Und siehe da! es wirkt specifisch, die Krebsgeschwulst reagirt auf die an entfernter Stelle vorgenommene unterhäutige Neurineinspritzung.

Wenn Adamkiewicz Recht behielte, wenn wirklich Neurin einen reactiven oder sogar heilenden Einfluß auf den Krebs haben sollte, so darf man der Schlußweise des Autors gewiß nicht das Hauptverdienst an dem Erfolge zusprechen. Dann wäre auch hier das Unzulängliche einmal Ereigniß geworden. In der Wissenschaft aber sprechen zunächst nur die Thatsachen. Die in den Adamkiewicz'schen Aufstellungen enthaltenen wird sie zu prüfen haben. Hoffen wir, daß nachher die Kenntniß vom Wesen des Krebses so weit bereichert ist, daß man dann auf ihn nicht mehr denselben Lakonismus anwenden kann wie J. Müller auf die Lehre von der Milz.

W. F.

ζ. **The commercial policy of the british colonies and the Mc Kinley Tariff.** By the Earl Grey. London 1892.

Noch nie hat die Handelspolitik eine größere Rolle gespielt und eine tiefere Bedeutung erlangt, als in der Gegenwart. Je mehr die Bevölkerung Europas wächst, je gewaltiger die industrielle Entwicklung aller civilisirten Staaten an Umfang gewonnen hat und je mehr somit Europa offener Märkte zum Abflusse eines Ueberschusses an Menschen und Fabrikaten bedarf, um so geringer wird von Jahr zu Jahr die Zahl dieser Märkte. Wir stehen vor der eigenartigen Thatsache, daß gerade die am dünnsten bevölkerten und industriell am wenigsten entwickelten Länder, wie die Vereinigten Staaten, Rußland, Australien, Kanada sich immer ängstlicher gegen außen absperren, während die Industriestaaten entweder dem Freihandel huldigen oder ein immerhin liberales System anwenden. Alle europäischen Staaten leiden unter dieser Entwicklung. Die schwere Krisis, welche jetzt die Welt heimsucht, hat ihre Wurzeln wesentlich in der bisherigen Absperrungspolitik der Vereinigten Staaten. Niemand aber empfindet dieses Uebel stärker als England mit seiner ungeheuren Production und seinen Arbeiterheeren, welche die ganze Welt mit Producten versorgen könnten. Mit einem Schlage hat die gegenwärtige Krisis alle die nach langen Kämpfen entstandenen Institutionen, welche das Gleichgewicht zwischen Arbeitgebern und -nehmern erhalten sollten, über den Haufen geworfen. Trotz aller Einigungsämter sind große Strikes ausgebrochen, da eben bei dem völligen Stocken des Absatzes und dem Darniederliegen allen Geschäfts die Fabrikanten selbst die gerechtesten Forderungen ihrer Leute nicht zu befriedigen im Stande sind. — Diese schlimme Lage hat die Wirkung gehabt, daß ein großer Theil des englischen Volkes plötzlich nach Schutzzöllen verlangt. Man hat bereits die Erfahrungen vergessen, welche in den vierziger Jahren zur Annahme des vollen Freihandels geführt haben, der England zu seiner Weltstellung verholfen hat. Man überlegt auch nicht, daß der Bezug industrieller Erzeugnisse Englands vom Auslande bei seiner mächtigen Industrie so gering ist, daß ein Zoll ganz wirkungslos wäre. Man übersieht, daß höchstens der Ackerbau von Schutzzöllen Vortheil hätte, dem aber eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel entgegenstände, welche die englische Industrie der Möglichkeit berauben würde, mit billigeren Ländern in Zukunft zu concurriren. Endlich wird auch nicht in Rechnung gezogen, daß wahrscheinlich das Ausland sofort zu Gegenmaßregeln greifen würde. Die seit Jahren thätigen Schutzzollagitatoren, welche sogar bei dem Haupt der Tories Anklang gefunden haben, geben sich der Hoffnung hin, daß allen solchen Nachtheilen durch einen engern Zollbund mit den Colonieen entgegenzuwirken wäre. Durch einen solchen, die Welt umspannenden Zollverein würde England nach ihrer Ansicht nicht nur seine bisherige Stellung behaupten und sogar dadurch, daß es von fremden Märkten unabhängig wäre, stärken können, sondern es käme auch in die Lage, alle anderen Staaten durch Differenzialtarife seinem Willen zu unterwerfen. Entgegen steht dem Plane in erster Reihe der Umstand, daß die Colonien in absehbarer Zeit nie im Stande sein werden, die gesammte englische Production aufzunehmen, sowie in zweiter Reihe der, daß gerade die wichtigsten Colonien von einem solchen Zollverein nichts wissen wollen. Ein derartiger Bund würde, falls er irgendwie zu Stande zu bringen wäre, zu den schwersten inneren Conflicten Anlaß geben und Englands Macht ein für allemal brechen. — Es sind diese schwierigen und wichtigen Fragen, welche der Earl Grey in seiner hier genannten Schrift behandelt. Er ist ein entschiedener Gegner des Schutzzollsystems, dessen Nachtheile er des Nähern darlegt. Aber er ist ein ebenso lebhafter Anhänger eines näheren Bundes Englands mit seinen Colonien. Nur schlägt er als Basis allgemeinen Freihandel vor. So richtig die Mehrzahl seiner Argumente ist, so wenig dürfte vor der Hand Aussicht auf Verwirklichung seiner Vorschläge sein. Es müßten denn gesundere wirthschaftliche Anschauungen in den englischen Colonien Platz greifen.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Erster Band. **A** bis **Aslang.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Nicht mehr als drei Jahre sind vergangen, seit wir den letzten Band der vierten Auflage hier besprachen, und heute schon haben wir den ersten Band der fünften anzuzeigen: ein Erfolg, der in Anbetracht eines so kostspieligen und umfangreichen Werkes wie Meyer's Conversations-Lexikon kaum seines Gleichen in der Geschichte des deutschen Buchhandels haben mag; aber auch einer, der durch den rastlosen Eifer der Verlagshandlung und ihr unausgesetztes Streben nach immer vollkommeneren Leistungen ebenso gerechtfertigt ist, als er zeigt, wie die weitesten Kreise des Publicums bereit sind, ein solches Verdienst anzuerkennen. Was beim ersten Blick in diesen ersten Band der neuen Auflage sehr angenehm überrascht, ist die größere Schrift, welche nicht nur das Ansehen erhöht, sondern eine wirklich materielle Verbesserung darstellt, um so mehr, als Qualität und Farbe des Papiers gegen früher noch gewonnen haben: es ist ein Vergnügen, diesen klaren, deutlichen und den Augen wohlgefälligen Druck zu lesen. Mit solchen äußeren Vorzügen, die für eine häufige Benutzung nicht gering anzuschlagen sind, verbindet sich nun eine Durch- und Neubearbeitung des Textes, welche kaum einen Artikel unberührt gelassen und manchen neuen hinzugefügt hat; die Seitenzahl ist dieselbe geblieben: aber der erste Band der fünften Auflage braucht vierundsiebzig Seiten mehr, um (auf S. 1017) so weit zu gelangen wie der erste Band der früheren (auf S. 943). Daß es dabei nicht immer auf Ausdehnung, sondern eher auf geschickte Beschränkung

abgesehen ist, erhellt z. B. aus dem Artikel Afrika, der in der älteren Auflage dreißig, in der neuen nur siebenundzwanzig Seiten umfaßt, trotzdem aber inhaltlich reicher, in den Registern vollständiger und um drei Tafeln „Afrikanische Cultur" vermehrt ist. Desgleichen haben, um ein anderes Beispiel zu wählen, die Bildertafeln zu dem Artikel Architektur (in der früheren Auflage Baukunst im zweiten Band) erheblich gewonnen; und es würde, wenn der Raum ausreichte, nicht schwer werden, die Liste der wesentlichen Neuerungen zu verlängern: sie begegnen uns bei jedem Schritt und auf jeder Seite. Doch wir werden in Verfolg der weiteren Bände hinreichend Gelegenheit haben, auf Meyer's Conversations-Lexikon zurückzukommen, welches am Ende des Jahrhunderts sich die Aufgabe gestellt hat, die Summe seines Wissens zu ziehen und ein Bild seiner Errungenschaften auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu geben.

λ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1893.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Fünfzehnter Jahrgang. Eisenach, Joseph Kürschner's Selbstverlag.

Wir haben so oft an dieser Stelle rühmend der vielen Vorzüge des Kürschner'schen Literatur-Kalenders gedacht, daß es genügt, wenn wir kurz auf das Erscheinen des neuen Jahrgangs hinweisen. Umsichtige Anordnung des vielseitigen Stoffes und größte Genauigkeit zeichnet ihn gleich seinen Vorgängern aus und läßt uns sein Erscheinen mit aufrichtiger Freude begrüßen. Der Fleiß des Herausgebers ist erstaunlich; er kommt Allen zu Statten, die mit literarischen Dingen zu thun haben und verpflichtet sie stets von Neuem zum wärmsten Dank für dieses praktische, Redactionen und Schriftstellern unentbehrlich gewordene Sammel- und Nachschlagebuch, dem das Ausland, wie dieses selbst anerkennt, nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat. — So wichtig dieser Literatur-Kalender für alle literarischen Kreise ist — und wer in Deutschland hat nicht irgend etwas mit der Literatur zu thun? — so freudig wird von allen sich für Politik, Hof-, Communal- und Verwaltungssachen Interessirenden das gleichzeitig erschienene Kürschner'sche Staats-, Hof- und Communalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten für 1893 aufgenommen werden. Es enthält gleichfalls eine fast unerschöpfliche Fülle von authentischen Nachrichten in außerordentlich geschickter Zusammenstellung mit Tausenden von Personal- und statistischen Notizen, mit genauen Angaben über die Verwaltung der einzelnen Städte, über die deutschen Höfe, die Finanzen der Einzelstaaten, über alle Zweige des Heeres und der Marine und so fort, eine kleine staatswissenschaftliche Bibliothek für sich, deren Preis im Verhältniß zu dem Gebotenen ein äußerst geringfügiger ist.

γ. **L'Europe politique en 1892. Par Léon Sentupery.** Paris, Lecène, Oudin et Co. 1893.

Ein früher in den französischen Ministerien der Justiz, der Kulte und des Innern thätig gewesener höherer Beamter beginnt unter dem oben angegebenen Titel die Herausgabe eines Jahrbuchs, das je in sieben Hefte zerfallen soll, und von denen uns zwei vorliegen. Das Werk ist unzweifelhaft in großem Stil angelegt, wie schon der Umfang von etwa fünfzehn Bogen auf die Lieferung zu erkennen gibt; und wenn das Versprechen, daß es sich um une publication soigneusement tenue au courant handeln soll, erfüllt wird, so dürfte die Wissenschaft in der That ein vorzügliches Hülfsmittel erhalten. Bis jetzt aber fehlt viel, daß diese Sorgfalt und Zuverlässigkeit erreicht wäre; man stößt auf zahlreiche direkt falsche oder doch ungenügende Angaben. S. 9 heißt es, daß die Katholiken in Süddeutschland, Posen und Westpreußen die große Mehrzahl bilden: von der Rheinprovinz und Oberschlesien erfährt der Leser nichts. Ebenda steht, daß das Dänische „dans le Schleswig-Holstein" gesprochen werde —, ein Satz, der ebenso oberflächlich als irreleitend und geradezu gefährlich ist. S. 103 werden die Thronfolgeverhältnisse in Württemberg ganz schief dargestellt; Herzog Wilhelm von Württemberg ist nicht katholisch. Ob die württembergische Verfassung kurzweg als „fort antilibérale" bezeichnet werden kann, ist sehr fraglich; sie allein in Deutschland enthält die Bestimmung, daß die zweite Kammer zu 7/9 aus dem fast schrankenlosen directen und geheimen Wahlrecht hervorgeht und dazu noch Diäten empfängt. S. 109 heißt es: „Wenn eine Fraction des Reichstags fünfundzwanzig Köpfe zählt, aber nur dann, hat sie gewisse wichtige Rechte; zwei ihrer Mitglieder treten in die Commissionen ein, denen die Vorlagen der Regierung unterbreitet werden." Das ist, wie nicht erst lang zu beweisen sein wird, sehr unvollständig ausgedrückt. Das Kartell wird ebenda als noch vorhanden bezeichnet, mit dem Zusatz: der Kanzler könne auf seine 132 Stimmen „en toutes circonstances" zählen. Ob die antisemitische Partei, wie auf Seite 81 versichert wird, aller Wahrscheinlichkeit nach bei den nächsten Wahlen verschwinden wird, erscheint, wenn auch wünschenswerth, doch nach den jüngsten Erfahrungen mehr als zweifelhaft. S. 131 heißt der Abgeordnete für Elberfeld Hörm statt Harm. S. 137 wird Rickert zum Vertreter „d'une circonscription de Potsdam" gemacht; er ist aber für Danzig gewählt. Wir wollen die Beispiele nicht weiter häufen und auch nicht so unbillig sein, die großen Schwierigkeiten eines solchen Werkes zu verkennen. Aber wenn es nicht zuverlässig ist, so wird sein Werth überhaupt fraglich, und wir möchten dem Herausgeber deshalb rathen, sich mit Mitarbeitern des Auslandes zu umgeben, von denen jeder seinen Stoff beherrscht. Dann, aber nur dann, wird er sein Ziel erreichen und wirklich etwas Tüchtiges liefern.

κ. **Heraldisches Handbuch für Freunde der Wappenkunst,** sowie **für Künstler und Gewerbetreibende.** Bearbeitet und mit Beihülfe des Königl. Preuß. Cultusministeriums herausgegeben von F. Warnecke. Mit 318 Abbildungen nach Handzeichnungen von E. Doepler d. J. Sechste Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1893.

Die kürzlich erschienene sechste Auflage des bekannten Werkes spricht am besten für dessen auf Grund langjähriger Erfahrungen mit Fleiß und Umsicht erfolgte Zusammenstellung und seine Verbreitung in den weitesten Kreisen. Denn dieses heraldische Handbuch wendet sich nicht etwa nur an den Adelsstand, es dürfte im Gegentheil weit mehr Beachtung seitens der Künstler, Kunsthandwerker, Gewerbetreibenden u. s. w. finden, denen es in leicht faßlicher Darstellung die Mysterien der Wappenkunst enthüllt. Gerade in diesem Fache herrscht vielfache Unsicherheit und Ungenauigkeit, da die früher erschienenen heraldischen Werke die praktische Seite ihres Themas fast gänzlich außer Acht gelassen hatten und mit ihrem Aufgebot fachmännischer und alterthümlicher Ausdrücke dem Laien ein Verständniß sehr erschwerten. Das Alles fällt bei dem obigen Handbuche fort, zu dem wir als Supplement die in demselben Verlage erschienene kleine Wappenfibel von Ad. M. Hildebrandt empfehlen, welche gleichfalls bereits in vierter durchgesehener und vermehrter Auflage vorliegt.

λ. **Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges.** Eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Inner-Neuguinea's, der Natur des Landes, der Sitten der Eingeborenen und des gegenwärtigen Standes der deutschen Colonisationsthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, nebst einem Wortverzeichniß von 46 Papua-Sprachen. Von Hugo Zöller. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891.

Ueber Neu-Guinea und die dortigen deutschen Besitzungen waren uns bisher nur zerstreute, wenig controlirbare Nachrichten zugegangen; jetzt erhalten wir zum ersten Male ein abgeschlossenes, umfassendes Bild der wichtigsten aller deutschen Colonialbesitzungen in der Südsee und zwar auf der umfangreichsten Insel der Erde, fast von dem Flächenraum Mitteleuropa's, aus der Feder eines Mannes, der den brasilianischen Urwald durchquert, die Pampas durchzogen und die Anden bestiegen, der das Togoland und die Sclavenküste erforscht und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Deutsche Reich festen Fuß in Kamerun fassen konnte. Hugo Zöller verfügt ganz über die Eigenschaften, die gewissermaßen schon von vornherein ihm Erfolg sichern: er kennt das Reisen in tropischen Ländern, und seine Gesundheit scheint eine eisenfeste zu sein; er ist ruhig und besonnen, besitzt umfassende Sachkenntnisse, läßt sich nie von seiner Phantasie leiten und setzt stets seine gesammte Kraft an die Erreichung eines bestimmten Zieles, von dem er weiß, daß es kein imaginäres sei. Auch auf seiner letzten Fahrt hat er ebensowenig wie bei seinen früheren, oben erwähnten Expeditionen, sich damit begnügt, die Küstenstriche auf das Eingehendste kennen zu lernen, sondern er ist gleichfalls in das Innere vorgedrungen und hat unter den denkbarsten Schwierigkeiten eine Ersteigung des Finisterre-Gebirges unternommen, welche verschiedene wichtige und überraschende Resultate lieferte. Nie drängt sich bei der Beschreibung der Strapazen und Entbehrungen jener fünfzehntägigen Märsche die eigene Person des Reisenden in den Vordergrund; das ruhige Gleichgewicht, welches ihn trotz aller Gefahren bei jenem oft todtverheißenden Unternehmen nie verließ, zeichnet auch seine Wiedergabe der Leiden und — schließlichen Freuden aus und berührt uns auf das wohlthuendste. Ueber Deutsch-Neuguinea selbst und die Aussichten seiner Cultivirung fällt Zöllner ein sehr günstiges Urtheil; in den acht Jahren, seit welchen die Neu-Guinea-Compagnie das Land besitzt, sind dort die bedeutendsten Fortschritte zu verzeichnen und die Einnahmen der Colonie in stetem Steigen begriffen gewesen.

σβχ. **Blanche, Lady Falaise. A Tale by J. H. Shorthouse.** London, Macmillan and Co. 1891.

Selten gelingt es einem Erzähler, sich eines so ganz seiner besonderen Art und Befähigung entsprechenden Stoffes zu bemächtigen, wie dies hier bei dem neuen Roman von Shorthouse der Fall ist. Hatten wir an den früher in diesen Blättern besprochenen Büchern des Autors mancherlei auszusetzen, so muß dem vorliegenden Werke nachgerühmt werden, daß die darin gegebene Schilderung aus den reinsten Kreisen des englischen High-life in einem Gusse vortrefflich componirt und geschrieben ist. Man wird auch hier nicht verkennen, daß die Vorzüge des Verfassers nur die Lichtseiten seiner Fehler ausmachen, doch hebt die maßvolle innere Wärme und die Klarheit der Sprache über die Stellen hinweg, bei denen sonst Bedenken aufsteigen möchten. Das Buch ist — von dem ersten Treffer „John Inglesant" abgesehen — das beste Werk dieses Autors, es umschreibt sein Können genau, und wird auch den Lesern genehm sein, die sich der anderen Romane von Shorthouse ohne erhebliche Begeisterung erinnern.

σβχ. **Darkness and Dawn by F. W. Farrar. 3 Vols.** Tauchnitz Edition Nr. 2777—9. Leipzig, B. Tauchnitz, 1893.

Die Nachkommen von Becker's „Charikles" und „Gallus" sterben nicht aus. Und die drei Bände des Canon Farrar, dieses hochgebildeten Predigers, dessen „Leben Christi" ein fashionables Erbauungsbuch geworden ist, gehören sicherlich zu dieser großen Familie. Immer wieder halten es gelehrte Männer für möglich, ihre genaue Kenntniß einer bestimmten historischen Epoche dadurch besonders günstig zu verwerthen, daß sie ihren Studien poetisches Beiwerk einflechten, um sie dadurch einem großen Publicum mundgerecht zu machen. Wir zweifeln nicht daran, daß viele dieser Experimentatoren ihre mühsame Arbeit ganz ehrlich für Poesie halten, — obgleich es bisweilen schwer fällt, zu glauben, daß die Selbsttäuschung so lange dauern soll — allein jedenfalls bezeugen diese Bücher, wie wenig ernsthaft über die Poesie als Kunst heute nachgedacht wird, und wie dringend nöthig es wäre, daß ein moderner Lessing „über die Grenzen von Dichtung und Gelahrtheit" schriebe. Canon Farrar macht sich seine Aufgabe noch ganz besonders schwierig, indem er in die Zwecke

der Ergötzung und Belehrung, denen sein Buch dienen soll, überdies den der Erbauung hineinspielen läßt. Darüber muß das bestgefügte Werk in die Brüche gehen, und auch sein Roman fällt, durch den inneren Widerspruch seiner Tendenzen aus einander getrieben, in Stücke. Der Verfasser will die Zustände Roms zur Zeit des Kaisers Nero aus den Quellen schildern; er will eine culturgeschichtliche Studie liefern, mit Ausnahme einiger, leider schlecht erfundener und durchgeführter Figuren sollen alle Personen historisch sein; er will ferner zeigen, wie neben den finstern Greueln der Neronischen Tyrannei das lautere Christenthum als die lichte Offenbarung einer besseren Zukunft emporkommt, und er will fromme Gemüther durch die Leidensgeschichte der ältesten römischen Christengemeinde erheben. Es steht uns nicht zu, über die wissenschaftliche Vorbereitung des Autors zu urtheilen. So viel aber darf jeder verständige Leser behaupten, daß die Erzählung im Ganzen genommen unhistorisch angelegt ist, wie wahr auch die gesammelten Einzelnheiten sein mögen. Die Einseitigkeit des Geschichtschreibers Tacitus, der vom Interesse einer kleinen Partei aus die Dinge berichtet, ist begreiflich; daß jedoch ein Gelehrter der Gegenwart freiwillig diese Beschränkung auf sich nimmt, wenn er jene Zeiten beschreiben will, ist weniger zu verstehen. Man braucht jetzt nur auf den fünften Band von Mommsen's „Römischer Geschichte" und die dort verstreuten Bemerkungen über die Staatsverwaltung von Nero und Domitian zu verweisen, um klar zu machen, durch eine wie enge Mauerspalte wir das Geschick eines Weltreichs zu überschauen versuchen, wenn wir in unserer Auffassung der Kaiserzeit Sueton und Tacitus folgen. — Wie dem auch sei, jedenfalls ist das poetische Verdienst der Erzählung des Canon Farrer sehr gering, ja es ist, genau besehen, überhaupt gar nicht vorhanden. Das ganze Werk zerfällt in Brocken, die nur sehr dürftig durch Buch- und Capitelüberschriften an einander gefügt werden. Die psychologischen Charakterstudien sind von der grobdrähtigsten Art, und mit ihnen verglichen erscheint die Beurtheilung Nero's und Agrippinas in Hamerling's „Ahasver" als eine geniale Inspiration. So fehlt es denn auch dem Stil sogar bei den Stellen, wo der Verfasser seine lebhafteste Theilnahme kundgibt, durchaus an Schwung, und er erhebt sich nicht über die Diction eines mittelmäßigen Schulbuchs. Trotzdem scheint es uns sicher, daß das Werk Canon Farrar's seinen Weg machen wird, ja, es hat ihn schon gemacht, wie wir wissen; denn die Zahl der Menschen, die sich dann mit einem Buche am besten unterhalten, wenn sie zwischen den Regungen des Grauens und der Frömmigkeit hin und hergezerrt werden, war zu allen Zeiten sehr groß. Ihnen ist in Darkness and Dawn ein leckeres Mahl bereitet.

σβχ. **The Light of Asia by Sir Edwin Arnold.** Tauchnitz Edition Nr. 2739.

Es ist ganz überflüssig, hier Vorzüge und Mängel eines Werkes zu beschreiben, das seit Jahren seinen festen Platz in der Literatur des Victorianischen Zeitalters inne hat und von den verschiedensten Punkten aus bis zur Ermüdung kritisch beleuchtet und analysirt worden ist. Dem deutschen Leser, der diese Dichtung noch nicht kennt, sei nur gesagt, daß sie eine sinnige Darstellung der Tradition vom Leben Siddârtha's gewählt, die an einzelnen Stellen die Höhen wahrer Poesie erreicht, im Ganzen den echten Duft altindischer Weisheit athmet, eine Fülle schöner Schilderungen bietet und durchaus in reiner, sorgsam gefeilter Sprache abgefaßt ist. Wen dieses Epos wegen seines religionsgeschichtlichen Inhalts mit tieferem Interesse ergreift, der mag dann (vielleicht an der Hand von Oldenberg's ausgezeichnetem Werk über „Buddha") selbst zu jenen ehrwürdigen Büchern aus dem Alterthume Indiens zurückschauen, denen auch dieses zarte Gebilde entstiegen ist.

σβχ. **Memoir of the Life of Laurence Oliphant by Mrs. M. O. W. Oliphant. 2 Vols.** Tauchnitz Edition Nr. 2753/4.

Von der Hand der noch immer rüstigen und vielbeliebten Romanschriftstellerin Mrs. Oliphant sind diese zwei Bände einer Biographie Laurence Oliphant's zusammengestellt worden. Das hauptsächliche Material haben die Briefe dargeboten; durch die Besprechung der Schriften des Verstorbenen, Berichte, Akten, durch eigene und fremde Erinnerung werden diese Mittheilungen ergänzt und verbunden. In der Beschaffenheit der Quellen liegt es begründet, wenn die Darstellung sehr ungleichmäßig gerathen ist, wenn kleine unwichtige Abschnitte ausführlich erzählt, andere bedeutsame Vorgänge kurz, zahlreiche nur mit Andeutungen erwähnt werden. Alles in Allem war Oliphant gewiß ein sehr merkwürdiger Mensch, und General Gordon (der Märtyrer von Kartum) hatte in einem Sinne wohl recht, wenn er ihn und sich selbst für die zwei verrücktesten Leute der Welt erklärte. Oliphant war einer der geistreichsten Reisebeschreiber, Kriegsberichterstatter und Satiriker unserer Zeit, schrieb brillant und hinreißend, plauderte wunderbar, galt als ein geschickter Diplomat und war rastlos thätig im Dienste humaner Ideen. Seine glänzenden Gaben verhalfen ihm jedoch nicht zu den rechten Erfolgen, weil die Theile seines Wesens sich nicht im Gleichgewichte befanden, der unentbehrliche Schwerpunkt ihm fehlte, weil er im wirklichen Wortsinne ein „excentrischer" Mensch war. Der Mangel ordentlicher Erziehung und Bildung hat ihm zeitlebens angehangen und konnte durch die reichsten und mannigfaltigsten Reiseeindrücke nicht ersetzt werden. Dem allein ist es zuzuschreiben, daß er den von seiner Mutter gehegten Neigungen zum religiösen Mysticismus bis zur kindischen Thorheit nachgab, und nur weil es ihm an dem geschichtlichen Verständniß für die Religionen der Welt gänzlich gebrach, konnte er einem elenden Gauner anheimfallen, seine Laufbahn aufgeben, als sie sich eben am schönsten aufwärts wandte, seine Existenz für Jahre aus dem Zusammenhange der Lebenden streichen, sich sogar von der geliebten Frau trennen, sich selbst und die Seinen an die Scurrilitäten einer Sekte gemeinster Sorte hingeben. Als er den Trug durchblickte, war es zu spät, das Verlorene wieder zu er-

ringen, und so ist diese ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit, diese erstaunliche Begabung, ohne ernste und dauernde Früchte geblieben. Seine letzte Zeit hat er in einer Art religiösen Irrsinns zugebracht, hat Bücher geschrieben, die in unverständlicher Sprache Phantasmen und Visionen enthalten, aber gerade deshalb von manchen „Wissenden" als ein Ausbund esoterischer Erkenntniß gepriesen werden. Das Buch von Mrs. Oliphant schildert selbst die trübsten Phasen dieses Mannes mit nachsichtiger Milde und Wärme; es verdient auch bei uns Leser und wird sie unter denen finden, die sich für sonst schwer zugängliche Erscheinungen des englischen Geisteslebens der Gegenwart interessiren.

$\sigma\beta\chi$. **Over the Teacups by Oliver Wendell Holmes.** Tauchnitz Edition Nr. 2793.

Der „Autokrat vom Frühstückstisch" hat jetzt dreiundachtzig Jahre zurückgelegt und ist, seit vor Kurzem Whittier starb, in Wahrheit der Altmeister amerikanischer Literatur. In den Blättern, die er zum vorliegenden Bande gesammelt hat, kehrt er zu der Form seiner ersten und beliebtesten Schriften zurück, gewiß weil sie am lockersten ist und die Flüge seines Geistes, die verwegenen Einfälle, am wenigsten bindet. Man merkt es gleichwohl, daß er nicht mehr mit fester Hand die Fäden hält; sie laufen vorzeitig aus einander, und der Autor selbst gibt in Erkenntniß dessen den Versuch auf, seine kleinen Tischreden, Gedichte, Essays und Aphorismen durch eine zwischen den Theilnehmern des Gespräches sich fortspinnende Geschichte zu verknüpfen. In der That heftet er seine Gedankenreihen an ganz zufällige Anregungen, eingetroffene Briefe, Fragen oder irgend welche Ideenassociationen. Immer jedoch ist es lehrreich und erfrischend, den alten Herrn zu hören, mag der Inhalt seiner Erörterungen noch so verschieden sein. Spricht er in liebenswürdigster Weise über das Alles, über den modernen Realismus, über sociale Fragen, Gesundheitspflege, Rolle des Reimes in der Poesie, biologische oder physiologische Probleme, überall strömen die Gedanken ihm zu aus der Fülle seiner Bildung, seiner Erfahrung und aus einem nahezu unerschöpflichen Grundquell geistiger Kraft. Stets fordern seine Bemerkungen, auch wo man ihnen widersprechen möchte, zu ernstem Nachdenken heraus, die glücklichen Bilder, die schlagenden Vergleiche mehren den Sprachvorrath, die Herzensgüte und Wärme der Empfindung theilt sich wohlthuend den Lesern mit. Das Buch ist die Spätfrucht eines so reichen, feinen Geistes, wie unser Jahrhundert ihrer wenige zählt, gesättigt mit der besten Bildung unserer Zeit, und der Ausblick darin so weit und schön, daß wir gerne hoffen wollen, er möchte auch den jetzt zu erziehenden Geschlechtern für die Zukunft nicht verloren gehen.

$\sigma\beta\chi$. **My Official Wife by R. H. Savage.** Tauchnitz Edition Nr. 2771.

Der Band enthält die recht geschickt gemachte Historie eines Amerikaners, der von einer jungen und schönen Nihilistin dupirt und veranlaßt wird, sie während einer Reise nach St. Petersburg für seine Frau auszugeben und also ihre Pläne zu fördern. Das Buch ist zum raschen Lesen bestimmt, beim langsamen treten die besonderen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten des Falles allzu deutlich hervor. Charakteristik darf man von einer solchen Erzählung, die in ununterbrochener Reihe gefährlichster Situationen verläuft, nicht erwarten. Was die Geschichte geben will, Spannung und Aufregungen, das gibt sie reichlich und kann somit auch solchen Lesern empfohlen werden, die dergleichen verlangen.

γ. **Un re umorista. Memorie. Da Alberto Cantoni.** Firenze, G. Barbèra. 1891.

Wir haben es hier mit Betrachtungen über die Lage des Königthums und seine Stellung zu den socialen Problemen zu thun, welche Cantoni in eine seltsame Einkleidung gehüllt hat. Er trifft im Orientexpreßzug einen Reisenden, welcher sich ihm als gewesenen Diplomaten vorstellt und ihm Aufzeichnungen überreicht, die ihm ein König, bei dem er selbst beglaubigt gewesen ist, zur Veröffentlichung anvertraut hat. Der König heißt ein Humorist, weil er mit einer aus Humor und Schwermuth gemischten Stimmung geistiger Freiheit über seiner Stellung schwebt und ihre Pflichten und Rechte ohne die Voreingenommenheit beurtheilt, welche sonst dem im Purpur Geborenen und ihrer Umgebung andere Natur zu sein pflegt. „Am einfachsten ist es, sich dem Volke zu zeigen; man braucht nur immer dieselbe Verbeugung nach rechts und links zu machen. Bei Ansprachen aber muß man das leibhaftige Synonymen-Wörterbuch sein." Der König steht mit seinen Ansichten im Gegensatz zu denen seiner Frau, welche die Welt nimmt, wie sie ist. „Irren," sagt sie, „ist Sache des Weibes; im Irrthum zu verharren, steht der Königin zu." Der König aber meint, er sei ein Mensch und werde sich das Recht, seine Irrthümer zu erkennen, von Niemandem nehmen lassen, auch nicht von seiner Frau. Wie ihm ein Todesurtheil vorgelegt wird, äußert er sich: „Gnade kann nichts Anderes sein als eine von Vernunft getragene Milde." „Denke an Gott," sagt ihm seine Gemahlin, „er ist besser als wir Alle und hat uns doch Alle zum Tode verurtheilt." Der König sieht die Logik ein und bestätigt die Sentenz, obschon nicht ohne Gewissensbisse. Auch seine Civilliste bedrückt ihn, weil er weiß, daß so viele arme Leute daran mitzahlen müssen; ebenso empfindet er es hart, daß er so wenig unmittelbar mit dem Volk verkehren und so wenig direct eingreifen kann: Alles geht den langen Weg der Instanzen, bis es endlich vor den Thron selbst gelangt. Den Krieg möchte er gerne vermeiden; allein er muß sich überzeugen, daß er eben nicht vermieden werden kann. Das Ende ist, daß der König mit schwerer Sorge in die Zukunft blickt und nur von Gottes Mitleid Hülfe für die kommenden Geschlechter erwartet. Wie man sieht, liefert Cantoni eine Art von Fürstenspiegel, aber mit sehr pessimistischem Hintergrund; auch der beste Monarch kann die Welt nicht ändern. Die Schrift ist manchmal manierirt, aber voll Geist: das läßt sich ihr nicht abstreiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Balleſtrem. — Haideröslein. Roman von Eufemeia Gräfin Balleſtrem. (Frau von Adlersfeld.) Dritte Auflage. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt v. S. Schottländer.

Baſedow. — Charaktere und Temperamente. Dramatiſche Studien von Hans von Baſedow. I. Shakeſpeare'ſche Charaktere mit einem Anhang über Goethe's Fauſt. Berlin, Eduard Rentzel. 1893.

Belitz. — Das Vaterland iſt in Gefahr! von K. Belitz. Dresden, E. Pierſon's Verlag. 1893.

Benoist. — Sophismes politiques de ce temps, par Charles Benoist. Paris, Librairie Académique Didier. Perrin & Cie.

Bernhardi. — Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Erſter Theil: Jugenderinnerungen. Mit einem Bildniß der Geſchwiſter Tieck. Leipzig, S. Hirzel. 1893.

Boguslawski. — Reichstag und Heer. Ein Wort wider den Fraktionsgeiſt von v. Boguslawski. Berlin, R. Eiſenſchmidt. 1893.

Boys. — Seifenblasen. Vorlesungen über Capillarität von C. V. Boys. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. G. Meyer. Leipzig, Johann Ambr. Barth. 1893.

Brandeš. — Die Hauptſtrömungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts von Georg Brandeš. 1./2. Lfg. Leipzig, H. Barsdorf. 1893.

Briefwechſel eines deutſchen Fürſten mit einer jungen Künſtlerin. (Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winckel.) Herausgegeben von Wolf von Metzſch-Schilbach. Mit 2 Porträts. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Brink. — Shakſpere. Fünf Vorleſungen aus dem Nachlaß von Bernhard Jean Brink. 1893.

Chaptal. — Mes souvenirs sur Napoléon par le comte Chaptal. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Chélard. — Les armées françaises. Jugées par les habitants de l'Autriche. Par Raoul Chélard. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Croiſſant-Ruſt. — Feierabend und andere Münchener Geſchichten von Anna Croiſſant-Ruſt. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Elbs. — Die Akkumulatoren. Eine gemeinſchaftliche Darlegung ihrer Wirkungsweiſe, Leiſtung und Behandlung von Dr. Karl Elbs. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1893.

Flemming. — Vier Novellen und Erzählungen. Von F. Flemming. Dresden u. Leipzig, E. Pierſon's Verlag. 1893.

Gagliardi. — Guglielmo II. Fatti. — Parole. — Carakteristiche. Di Ernesto Gagliardi. Torino, L. Roux & Co.

Gautier. — Le Vieux de la Montagne, par Mme Judith Gautier. (Bibliothèque de romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie.

Gerhardt. — Das Skizzenbuch meines Lebens. Von Dagobert von Gerhardt. (Gerhard von Amyntor.) Erſter Band. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt v. S. Schottlaender.

Giacometti. — La question italienne. Période de 1814 à 1860 par G. Giacometti. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Glaſer. — Zittergras Skizzen und Novelletten von Marie von Glaſer. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt v. S. Schottlaender.

Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt. Lettres à Geoffroi Schweighäuser. Traduites et annotées sur les originaux inédits par A. Laquiante. Paris, Berger-Levrault & Cie. 1893.

Hartleben. — Die Geſchichte vom abgeriſſenen Knopfe. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fiſcher. 1893.

Hausegger. — Das Jenſeits des Künſtlers von Dr. Friedrich v. Hausegger. Wien, Carl Konegen. 1893.

Heine-Almanach. Als Proteſt gegen die Düſſeldorfer Denkmalverweigerung. Herausgegeben von der Literariſchen Geſellſchaft in Nürnberg. Nürnberg, Carl Koch. 1893.

Herold. — Spuren. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden, E. Pierſon's Verlag. 1893.

Heſſe-Wartegg. — Chicago. Eine Weltſtadt im amerikaniſchen Weſten von Ernſt von Heſſe-Wartegg. Stuttgart, Union, Deutſche Verlagsgeſellſchaft. 1893.

Hitz. — Ganga-Wellen. Erzählende Dichtungen nach buddhiſtiſchen Legenden und anderen indiſchen Sagen von Luiſe Hitz. München, G. Franz'ſche Hofbuchhandlung. 1893.

Hoenig. — Der Volkskrieg an der Loire im Herbſt 1870. Nach amtlichen Quellen und handſchriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfenden dargeſtellt von Fritz Hoenig. Erſter Band. Berlin, Ernſt Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Holländer. — Frau Ellie Röthe. Aus dem Leben einer jungen Frau. Von Felix Holländer. Berlin, S. Fiſcher's Verlag. 1893.

Janke. — Die Hygiene der Knaben-Handarbeit von Otto Janke. Hamburg, Leopold Voß. 1893.

Krauß. — Friedrich Notter's Gedichte in Auswahl herausgegeben von R. Krauß. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1893.

Landauer. — Der Todesprediger. Roman von Guſtav Landauer. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Lange. — Erziehungsfragen. Vortrag, gehalten am 2. März 1893 im Kaufmänniſchen Verein „Union" in Bremen von Helene Lange. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1893.

Lanzky. — Neue Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Larroumet. — Études de littérature et d'art. Par Gustave Larroumet. Paris, Hachette & Cie. 1893.

Magnan. — Psychiatriſche Vorleſungen von V. Magnan. IV./V. Heft: Ueber die Geiſtesſtörungen der Entarteten (Fortſetzung), über das intermittirende Irresein u. A. Deutſch von P. J. Möbius. Leipzig, Georg Thieme. 1893.

Mariano. — Gli Evangelii Sinottici. Realtà o Invenzione? Studii di Raffaele Mariano. Napoli, Tipografia della Regia università. 1893.

Maugras. — Le Duc de Lauzun et la cour intime de Louis XV par Gaston Maugras. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Meier-Gräfe. — Nach Norden. Eine Epiſode von Meier-Gräfe. Berlin, S. Fiſcher. 1893.

Ompteda. — Vom Tode. Novellen von Georg Freiherr von Ompteda. (Georg Egeſtorff.) Mit einer Original-Vignette von Franz Stuck. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Paſtor. — Abendſchatten. Novelletten von Willy Paſtor. Dresden, E. Pierſon's Verlag. 1893.

Paul. — Alte Sünden. Spiessbürgerliches Schauspiel von Adolf Paul. Berlin, Bibliographisches Bureau 1893.

Pfungſt. — Laskaris, Theil II: Der Alchymiſt. Eine Dichtung von Arthur Pfungſt. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Pohl. — Vasantasena. Drama in fünf Akten von Emil Pohl. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1893.

Puſchmann. — Zu Oſtern in Spanien. Reiſeſchilderungen von Theodor Puſchmann. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt v. S. Schottländer. 1893.

Reclam's Univerſal-Bibliothek. Nr. 3061, 3062. Theodor Hertzka, Eine Reiſe nach Freiland. 3063. Salvatore Farina, Herr Ich. Erzählung. Frei nach dem Italieniſchen von Dr. Siegfried Lederer. 3064. Mirza Feth-Ali Achondzade, Der Vezier von Lenkoran. Türkiſche Komödie in vier Aufzügen. Ueberſetzt und für die deutſche Bühne bearbeitet von D. Löbel und Carl Friedrich Wittmann. 3065, 3066. Kleines Handwörterbuch der Chriſtlichen Symbolik. Ein Hilfsbüchlein zum Verſtändniß der wichtigſten Sinnbilder in der Heiligen Schrift, im Dogma und im Kultus. Geſammelt und herausgegeben von P. S. Liebmann. 3067. Th. Barrière und Gondinet, Zerſtreut. Luſtſpiel in drei Aufzügen. Deutſch von Emil Neumann. 3068. Fritz Brentano, Heitere Geſchichten. Drittes Bändchen. 3069. Oscar Wagner, Der Duſſel (Nulpus). Parodiſtiſch-naturaliſtiſch-realiſtiſcher Vorgang in der Dachkammer. Frei nach Ibſen und Tolſtoi. — 3070. Muſiker-Biographien. Fünfzehnter Band: J. S. Bach. Von Richard Batka. Leipzig, Ph. Reclam's Verlag.

Reder. — Rothes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder. München, Dr. J. Albert & Co.

Reid. — Gladys Fane. A story of two lives. By T. Wemyss Reid. London, T. Fisher Unwin.

Renouvier. — Victor Hugo le poète, par Ch. Renouvier. Paris, Armand Colin & Cie.

Rieker. — Die rechtliche Stellung der evangeliſchen Kirche Deutſchlands in ihrer geſchichtlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Dr. jur. et Lic. theol. Karl Rieker. Leipzig, C. L. Hirſchfeld. 1893.

Robethon. — Chateaubriand et madame de Custine. Episodes et correspondance inédite par E. Chédien de Robethon. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Roſegger. — Gute Kameraden. Perſönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenoſſen von

P. K. Rosegger. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1893.

Samarow. — Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer. 1893.

Sauvin. — Autour de Chicago. Notes sur les États-Unis par G. Sauvin. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Schaumberg. — Dies irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Scheffer. — Königliches Elend. Von Albert Scheffer. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Budapest, G. Grimm. 1893.

Schiller's sämtliche Werke in 16 Bänden Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Erster Band: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Schmidt. — Die Schmiede am Odenwalde: Ein episches Gedicht von A. Ch. Schmidt. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1893.

Schmidt. — Humoresken von Maximilian Schmidt. München, Seitz & Schauer. 1893.

Schneidewin. — Cicero und Jakob Grimm: Ueber das Alter. Herausgegeben von Max Schneidewin. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A. G. (vormals J. F. Richter.) 1893.

Schriften der Gesellschaft für Psycholog. Forschung, Heft 5. Jean Paul's Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie von Dr. phil. Raphael v. Koeber. Die Psychologie Charles Bonnet's. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie von Dr. phil. Max Offner. Leipzig, Ambr. Abel. 1892.

Schriften des Vereins für jüdische Geschichte und Literatur. Bd. I: Divan des Jehuda Halevi. Eine Auswahl in deutschen Uebertragungen. Berlin, Hugo Schildberger 1893.

Schumacher. — Berenice. Historischer Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von Heinrich Vollrat Schumacher. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schürmann. — Gedichte von Johannes Schürmann. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Spielhagen. — Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen, 3 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1893.

Stella. — Schloß Arnheim. Tragödie in zwei Theilen von E. Stella. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1893.

Strindberg. — Dramen von August Strindberg. III. Heft. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Studien zur Literaturgeschichte, Michael Bernays, gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893.

Tallichet. — Zweibund und Dreibund. Warum die Kriegsbereitschaft vermehrt werden muß, von Ed. Tallichet. Lausanne, B. Benda. 1893.

Tovote. — Heimliche Liebe. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur I. Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube. Herausgegeben von Eugen Wolff. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Varigny. — La femme aux États-Unis, par M. C. de Varigny. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Vincke. — Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte von Gisbert Freiherrn v. Vincke. Hamburg, Leopold Voß. 1893.

Viola. — Zweierlei Liebe. Roman von Max Viola. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Volksdienst. Von einem Socialaristokraten. Berlin u. Leipzig, Wiener'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Wagner. — Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde 1837—1839. Geschichte der Sendung preußischer Officiere nach der Türkei 1837, des Kurdenfeldzuges 1838 und des Syrischen Krieges 1839. Von Reinhold Wagner. Berlin, A. Bath. 1893.

Walcker. — Der Rechtsschutz gegen zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen von Dr. Karl Walcker. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1893.

Weddigen. — Ein einiges Christenthum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen von Dr. Otto Weddigen. Berlin, Max Rüger. 1893.

Wegener. — Kantlexikon. Ein Handbuch für Freunde der Kant'schen Philosophie von Gustav Wegener. Berlin, Wiegandt & Schotte. 1893.

Weigand. — Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch von Wilhelm Weigand. München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Wichner. — Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. Zweite Auflage. Wien, Heinrich Birsch.

Widmann. — Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Wiedemann. — Die Lehre von der Elektricität. Von Gustav Wiedemann. Zweite umgearb. und vermehrte Auflage. Erster Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1893.

Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart. Geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von F. von Myrbach. 1.—6. Lfg. Prag und Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1893.

Wolff. — Lorenzo Valla. Sein Leben und seine Werke. Eine Studie zur Literatur-Geschichte Italiens im XV. Jahrhundert von Dr. Max von Wolff. Leipzig, E. A. Seemann. 1893.

Wolff. — People's Banks. A record of social and economic success. By Henry W. Wolff. London, Longmans, Green and Co. 1893.

Wolfrum. — Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika von Wilhelm Wolfrum, weiland Lieutenant der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe. Mit einem Porträt, vier Illustrationen und einer Karte. München, G. Franz'sche Hofbuchhdlg. 1893.

Wolters. — Mädchen am See. Erzählung von Wilhelm Wolters. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Erster Band: Erkenntnißlehre. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893.

Zabel. — Die Italienische Schauspielkunst in Deutschland von Eugen Zabel. Berlin, Eduard Renzel. 1893.

Ziegler. — Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1893.

Ziegler. — Religion und Religionen. Fünf Vorträge von Dr. Theodor Ziegler. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Zoeller-Lionheart. — Pflicht. Roman von E. Zoeller-Lionheart. Berlin. Albert Goldschmidt. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

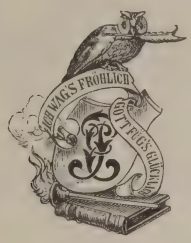
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXVI.

(Juli — August — September 1893.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundsiebzigsten Bande (Juli — September 1893).

		Seite
I.	Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von **Adalbert Meinhardt.** I.	1
II.	Marco Minghetti und sein Antheil an Italiens Erhebung. Von **Flaminio.** I./III.	36
III.	Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna. Von **Lily von Kretschman.** II. (Schluß.)	58
IV.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** III. Syrakus	90
V.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's (1847—1887). II. Aus dem Uebergangsjahr 1858	106
VI.	Die Große Berliner Kunstausstellung von 1893. Bemerkungen	123
VII.	Die Kinderarbeit und ihr Schutz in Deutschland. Von **Wilhelm Stieda**	134
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	141
IX.	Politische Rundschau	149
X.	Heinrich und Amalie von Beguelin	155
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von **Adalbert Meinhardt.** (Schluß.)	161
XIV.	Ueber ästhetische Naturbetrachtung. Von **Robert Vischer**	192
XV.	Marco Minghetti und sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859. Von **Flaminio.** IV./VI.	208
XVI.	Die hawaiischen Inseln. Von **Adolf Marcuse**	231
XVII.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** IV. Taormina und Aci Reale	246
XVIII.	Der Stammtisch. Von **Eugen Zabel**	268

(Fortsetzung umstehend.)

XIX.	Zur neuesten Heine-Literatur. Von **Hermann Hüffer**	2
XX.	Zur Wirthschaftspolitik Friedrich's des Großen . .	3
XXI.	Ludwig Bamberger	3
XXII.	Politische Rundschau	3
XXIII.	Goldschmiedearbeiten in den Ostseeprovinzen. Von **Julius Lessing**	3
XXIV.	Aus der neuen Welt	3
XXV.	Literarische Notizen	3
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	3
XXVII.	Stilles Wasser. Novelle von **Ilse Frapan**	3
XXVIII.	Giuseppe Gioachino Belli noch einmal. Von **Paul Heyse**	3
XXIX.	Die Urbewohner von Ceylon. Von **Ernst Haeckel** . .	3
XXX.	Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser. Von **Ludwig Friedlaender**	3
XXXI.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** V. Girgenti und Palermo	4
XXXII.	Armeleutemalerei. Von **Herman Grimm**	4
XXXIII.	Aus dem Riesengebirge. Kleine Geschichten. Von **Th. Fontane**	4
XXXIV.	Gottfried Keller-Reliquien. Von **Ad. Frey**	4
XXXV.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . . .	4
XXXVI.	Politische Rundschau	4
XXXVII.	Literarische Notizen	4
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	4

Heinz Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

Von

Adalbert Meinhardt.

Von dem Tage seiner Geburt an ist er ein Mann des Gelingens gewesen. Als sie ihn der Mutter brachten, das Sonntagskind, da öffneten ihre Lider sich langsam, in die großen, blauen Augen kam ein Leuchten, ihre zitternden, wachsblassen Hände griffen nach ihm: „Mein, mein Sohn!“ — Sie hatte kaum die Kraft, die Worte auszusprechen. Ihre Stimme war nur ein Hauch. Ihr Kopf, den sie emporheben wollte, sank ihr vor Schwäche zurück in die Kissen. Aber der Anblick dieses weißen Flanellpaketchens, in welchem nur ein halblauter Ton das Leben verrieth, der gab ihr Kräfte. Mit gespannter Miene verfolgte sie auf dem rothen, vielfaltigen Gesichtchen jedes Zucken und Regen der kleinen Muskeln.

Und ihre kluge, alte Mutter zog den Ehemann zur Seite. Nach der bösen Angst dieser letzten Stunden, nach dem zweifelnden Kopfschütteln des Arztes, athmete sie auf. — „Laß gut sein,“ sagte sie in ihrem weichen, süddeutschen Tonfall zu dem besorgten Schwiegersohn, „jetzt laß sie nur, die braucht uns nimmer. Der Bub' ist ihre Medicin. Eine bessere gibt's nit auf dieser Erden.“

So war die erste That seines Lebens, daß er der Mutter Genesung brachte.

Und dann, etwas später, als er zum ersten Male lachte — früher natürlich als andere Kinder — und dann, als er gar sich emporrichtete in seinem Gitterbettchen, ganz allein, ohne eine stützende Hand zu erfassen, sich auf seine stämmigen Füße stellte — konnte man da es nicht deutlich erkennen, wes Geistes er, wie stark sein Wille, und daß dieser Wille allmächtig sei, zu erreichen, was er erstrebte?

Wenigstens die junge Mutter wußte es gleich.

Da er, laut jauchzend vor Vergnügen über die eigene Heldenthat, in ihre ausgebreiteten Arme purzelte, da kamen ihr Thränen. „Mein, mein Sohn!“ flüsterte sie voll Entzücken wie damals. Und sie trug ihn zu ihrem Schreibtisch,

hielt ihn vor sich auf den Knieen, indessen sie ihrer Mutter daheim von ihm erzählte.

Die Professorin nämlich war gleich, da sie die junge Frau im Stande gesehen, dem kleinen Haushalt selbst vorzustehen, wieder heimgereist. Der Tochter hatte sie gesagt, sie könne unmöglich den alten unpraktischen Philosophen noch länger allein lassen. Ihm aber, dem Professor, als er sie von der Bahn abholte und sie einträchtiglich, Arm in Arm, durch die nachmittäglich stillen Straßen der kleinen süddeutschen Universitätsstadt nach Hause wanderten, ihm gab sie eine andere Erklärung.

„Schau, die Emma fühlt sich immer noch fremd, selbst mit ihrem Mann. So lang ich da bin, kann's nicht anders sein, sie schwätzt mit mir, so wie ihr's ums Herz ist. Und die Verwandten und die Bekannten, recht brave Leut', mit hübschen Manieren, die sie gern haben möchten, wenn nur sie es leiden wollt, die kommen gar nimmer an sie heran. Darum bin ich im Weg. Und darum bin ich fort. Nicht, weil ich rechtes Heimweh gehabt hab' nach Dir, mein Alter — bild' Dir's nit ein! Ich mein' halt, 's ist besser so. Die Emma hat Einen jetzt dort, der's eher verstehen wird als alle Anderen, als selbst ihr kreuzbraver, ernsthafter Mann, sie in dem Norddeutschland heimisch zu machen: ihren Buben!" —

Ich weiß nicht, wie es ist, schrieb die junge Frau bald darauf, die Leute erscheinen mir jetzt alle liebenswürdiger geworden. Seit Du fort bist, hab' ich vielen Besuch bekommen. Du weißt's ja, wie ich mich vorher davor gefürchtet hatte, hast mich noch ausgezankt darum. Nun, es war nicht so schlimm. Mir ist's, als schauten sie mich, mein Gesicht und meine Kleider, gar nicht mehr so kritisch, mißbilligend an. Sie bewundern den Heinz! Und vielleicht gefalle ich selbst ihnen besser, seit ich seine Mutter geworden. Sie fragen nach Allem, was er thut, und wie ich ihn halte, erzählen mir von ihren Kindern. Dadurch kommen wir ins Plaudern und verstehen uns ganz gut. Es müssen ja nicht alle Menschen gleich sein. Und so zwei Leute, wie Dich und den Vater, find' ich in aller Welt doch nicht wieder und möcht' es auch gar nicht.

Hermann ist froh, daß ich jetzt beginne den Mund aufzuthun, wie er es nennt, wenn Besuch da ist. Eine stumme Frau, sagte er, könnte man leicht für hochmüthig halten oder für beschränkt. Hochmüthig will ich gewiß nicht sein. Und dumm möcht' ich noch viel weniger heißen. Erstens weil ich Euer Kind bin, dann für meinen Mann. Und schließlich, mein Hauptgrund — des Heinzl Mutter muß ja nothwendig Verstand besitzen. Denn der wird klug — Du glaubst's nicht wie sehr.

Wenn Du nur einmal dabei sein könntest, zu sehen, wie er lacht und strampelt und wie er sich umschaut, mit so großen, ernsthaften Augen, im ganzen Zimmer. Gewiß, ein Bub', so wie mein Bub', der war noch nie. Ich denk' mir's oft aus: was kann noch Alles aus ihm werden!

Gestern stand ich mit ihm am Fenster. Es war Feiertag, und die Sonne schien warm. Drunten zogen die Leute vorüber, von der Stadt hinaus ins

Freie. Unter dem Volk sah ich manch' eine Mutter, die ihren Jungen auf dem Arm hielt und die so stolz und glücklich drein schaute, wie ich auf Heinz. Gewiß denken sie Alle, eben wie ich, ihr Kind wird einmal noch Großes leisten, etwas wie's noch gar kein Mensch früher erreichen gekonnt. Für ihren Sohn träumt jede wohl das allerhöchste, das traumhaft unausdenkbarste Glück. Freilich, ich weiß es, solchen Träumen folgt selten Erfüllung. In vielen Tausenden wird vielleicht kaum einmal der Wunsch ihrer Mutter zur Wahrheit. Aber doch, dies eine Mal, könnt' es nicht dies sein, mein eigener Fall? Da gehen sie, die frohen Mütter, und hoffen wie ich. Die Aermsten! Sie alle sind ja die Regel, erleben Enttäuschung. Ich aber bin die Ausnahme, die Eine, Glückliche, gebenedeite Mutter, der Gewährung wird und Erfüllung. Mein Kind, mein Sohn überflügelt sie Alle, die mit ihm geboren, durch seinen Geist, durch seinen Ruhm!

Du lachst mich aus, meine weise Mutter, über solche Schwärmereien? Ja, lache Du nur. Du wirst es erleben. —

Hermann hat mir den Text gelesen. Ganz ernsthaft und wie er's noch keinmal bisher gewagt hat. Aber mir gefiel er dabei. Denn ich glaub', er hat recht. Er sagt nur, was Du mir sagst, Mutterle, schwärmen und ehrgeizig sein, sei ganz schön, wenn man's für sich thut, im stillen Herzen. Aber wenn man seinen Ehrgeiz laut werden läßt, Andere immer anstacheln wollt', so machte man sie und sich selber unglücklich. Ich dürfte den Buben nicht treiben und quälen — (es scheint, mein Mann zwar sprach's nicht aus, daß ich mit meinen Anforderungen ihn selbst manchmal quäle, das muß ich mir also auch abgewöhnen!) — Jeder Mensch sei eine eigene in sich abgeschlossene Individualität, man könnt' ihn wohl leiten, aber nicht wandeln. Und weil mein Vater Philosoph sei, könne ich doch nicht verlangen, daß mein Sohn gleich in der Wiege schon besondere Weisheit verrathe, ebenso wenig wie mein Mann nun neben seinem Richterberuf, auf einmal, nur weil mir es gefiele, große theoretische Werke über Rechtswissenschaft schreiben könne. Ich hätte nun einmal diesen Buben und diesen Mann — den ich doch wahrlich mir nicht unüberlegt genommen! — so müßte ich denn auch mit den Zweien zufrieden zu sein, zu leben suchen, so wie sie sind.

Ich glaube, das verzeiht mir Hermann in seinem ganzen Leben nicht, daß ich mich damals die acht Tage besonnen habe, bevor ich ihm ja gesagt, ihm nicht gleich, so wie er gefragt hat, um den Hals gefallen bin. Er ist verwöhnt. Und ich — nun ja .... Er nennt es Professorenhochmuth. Aber das ist es nicht allein. Ich hatte als Mädchen immer geträumt, ich wollte Jeanne d'Arc werden, oder Katharina von Siena, oder zum Allermindesten eine Madame de Stael, Angelika Kauffmann. Aber so gar nichts, nur die Frau von einem Mann, der auch nicht berühmt ist — es wollte mir nicht recht in den Sinn. Jetzt lache ich selbst über diese Backfischideen, die Du, Mutter, mir schon immer ausreden wolltest. Ich hab' gar kein Fünklein von Ehrgeiz mehr für mich selbst. Und mein Mann ist mir grade so recht, wie er ist. Aber mein Sohn ..... Nein, nein, er soll es nie erfahren und kein Mensch als Du,

meine verschwiegene alte Mama, daß ich doch noch nicht ganz so vernünftig, so bin, wie ich sollte.

Er lernt schwer sprechen. Ich glaube, Hermann sorgt sich schon ein ganz klein wenig, daß unser gepriesenes Wunderkind, wie er Heinz mir zum Schabernack nennt, noch nicht so viel kann, wie mancher Andere. Ich gräme mich gar nicht darum. Als ob das Reden das Wichtigste wäre! Denken ist besser. Wenn ich mir's überlege, wie viel Verkehrtes ich in meinen neunzehn Lebensjahren schon gesagt habe, wie oft mir jetzt noch, obwohl ich mir solche Mühe gebe mich zu bessern, recht kindisch rasch ein Wort aus den Lippen herausrutscht, das ich dann mit aller Reue nicht zurückrufen kann — ich meine oft: wer gar nichts sagte, der wäre der Klügste.

Heinz sieht und horcht und beobachtet. Wenn er nun wirklich schon Papa und Mama rufen könnte, was wär' denn dran? — Wie er mich versteht und begreift, das ist weit mehr.

Muß er Jurisprudenz studiren? Findest Du's auch? Hermann sagt, die Rechtskenntnisse seien der Schlüssel zu allem Anderen. Freilich, die meisten großen Männer, Goethe, Bismarck so zum Beispiel, haben Jura studirt. Das ist wohl wahr. Aber . . . . . Mir ist es immer, als machte diese Disciplin die Menschen gar zu regelsüchtig. Das darf ich laut natürlich nicht sagen. Mein Mann nähme es mir gewaltig übel. Er findet im Gegentheil, daß nur Leute, welche dasselbe studirten wie er, logisch sein können. Und unlogisch denken, ist für ihn aller Uebel Ursprung und Anfang. — Das zielt auf mich, wie Du wohl merkst. Ueberhaupt, glaube nur nicht, daß er in jenem hübschen Stadium der blinden Bräutigamsverliebtheit geblieben sei. O nein, Dein Kind hast Du durchaus noch nicht fertig erzogen; er findet so viel zu verbessern, zu tadeln! Manchmal könnt' es mich traurig machen. Aber dann sage ich mir: desto besser, daß er streng ist. Heinz' Mutter darf nicht fehlerhaft sein. Je mehr sie sich selbst erzieht, um so mehr kann sie ihm nützen auf seinem Wege. Denn er soll vollkommen werden. Und wenn es für einen vollkommenen Menschen sich gehört, daß er Jura studire — nun gut, so will ich mich drein ergeben, ihn darauf hinlenken und mich selbst befreunden mit dieser Weisheit der Paragraphen. —

Höre Kind, so schrieb die Professorin auf diesen letzten Brief ihrer Tochter zur Antwort, dünkt's Dich nicht auch, es habe wohl noch ein bissele Zeit, bevor Ihr Deines Sohnes Beruf endgültig bestimmt? Ob er Jurist oder Musiker, Dichter wird oder Rechnungsbeamter, das scheint mir nicht Sache seiner Mutter, in seinem ersten Jahr zu entscheiden. Wasche Du Deinen Jungen gut und gieb ihm gesunde, kräftige Nahrung. Das ist vorerst das Allerbeste und das Klügste, was Du für ihn thun kannst. Und dann spiele mit ihm, lehr' ihn lachen. Pource que rire est le propre de l'homme. Es ist das Lachen, wie Du wohl weißt, was uns von den Thieren scheidet. Weinen können sie ja auch und Schmerzen empfinden. Also lehre Du ihn ein Mensch sein. Das Andere über-

lasse Gott oder dem Schicksal, oder dem Zufall — nenn' es wie Du willst. Vor Allem überlasse es ihm selber. Zwinge Dein Kind nie etwas zu scheinen, was es nicht ist, zu leisten, was es aus eigenem Antrieb nicht leisten würde. Und wenn Du ihn nicht dazu getrieben, und wenn Du ihn nicht dahin erzogen zu glänzen, von sich reden zu machen und wenn er dann doch, aus innerem Werth etwas Rechtes wird — es braucht nicht gleich so ein „großer Mann" zu sein — dann will ich seine Mutter loben — vorher nicht.

Du sollst mit mir zufrieden sein, so lautete der Tochter Erwiderung. Ich will ihn weder treiben noch stacheln, nicht mit Worten noch mit Thaten. Kein Mensch wird es erfahren, auch er nicht, was ich denke. Sie sollen nicht lachen über mein Kind, noch über seine verblendete Mutter. Aber bei mir, ganz still im Herzen, darf ich denn da auch nichts mehr hoffen, nichts erwünschen, nicht mich sehnen hinaus, hinauf, in stolzes Licht? — Wenn Du das begehrst, meine Mutter, ich fürchte, da kann ich Dir nicht gehorchen.

Gestern hatten wir mehrere gute Bekannte geladen. Nach Tische saßen wir Damen beisammen. Nebenan im Herrenzimmer wurde politisirt und geraucht. Wir vernahmen die eifrigen Reden durch die Thür, ohne etwas von denselben zu verstehen — wie es sich gebührt für Weiber. Ich war gute Wirthin — in den letzten Jahren ist selbst Hermann, der stets Correcte, ganz zufrieden mit meinem Verhalten bei unseren kleinen Diners — unterhielt mich mit meinen Damen, nahm lebhaft Theil an ihren Gesprächen und freute mich, so manches zu lernen über den Haushalt. Und — ich bin ganz ehrlich, Du weißt es — ich habe auch nicht einmal gehorcht, was die da drinnen sagen mochten, was für Ansichten mein Mann entwickelte, noch ob es immer die meinen waren. Aber plötzlich, aus all' dem Streit und Lachen heraus, höre ich ganz deutlich eine Kinderstimme. Das ist Heinz. Meinen Jungen haben sie mir aus dem Bett genommen? Da hielt ich mich nicht. Ich lief hinein ohne jedes Besinnen. Und richtig, in all' dem Cigarrenqualm, mitten auf dem braunen Holztisch, zwischen Biergläsern und Aschenbechern steht der Bub' in seinem Nachtrock und sagt mit undeutlicher Sprache, aber desto besseren begleitenden Gesten den ganzen langen Schiffskatalog her, aus dem zweiten Gesange der Ilias. Hermann hat den Freunden zeigen wollen, was für ein phänomenales Gedächtniß der Kleine besitzt. Ist es erhört? Und dann nennt er mich eitel! Als ob ich das jemals geduldet, je auch nur vor einer Verwandten ihn zur Schau gestellt hätte. Aber Du denkst Dir's wohl, daß ich rasch ein Ende machte. Wie eine Furie sei ich auf mein Kind zugesprungen, sagt mein Mann. Wie eine Madonna hätte ich mit ihm ausgesehen, meinte der Doctor um Vieles galanter. Einerlei, und wenn's auch den Respect vor dem Hausherrn, der ihn sich zum Spaß aus dem Schlaf geholt hatte, verletzen hieß — ich habe gar nicht so weit gedacht. Ich nahm ihn mir und trug ihn hinauf und rieb ihm seine nackten Füße, die natürlich schon kalt geworden waren. — Er wollte nicht wieder in sein Bett. Ich mußte ihm erst einen Klapps versetzen. Darauf weinte er und

weinte richtig sich in den Schlaf. Der weitere Abend war aber dann nicht so besonders gemüthlich.

Wer ist nun vernünftiger von uns beiden? Erst mahnt er mich immer mit Mentorwürde, ich solle das Kind nur nicht eingebildet machen, es nicht so viel Rolle spielen lassen in unserem Leben. Und dann —

Sage Mutter, aber ganz heimlich, ganz unter uns nur. Sage es mir: Sind denn alle Männer so, alle, daß, auch wenn sie Unrecht haben, sie immer behaupten, im Rechte zu sein?

Alle. — So lautete die kurze Antwort der alten Dame. Aber ich glaub', ich fürchte fast, sich im Irrthum zu erkennen wird auch uns Weibern nicht immer ganz leicht. Wie zum Beispiel findest Du es, wenn eine Dame einen Scherz, den ihr Mann sowie ihre Gäste sich — wenn gleich unbefugt — erlaubten, in bitteren Ernst kehrt und Allen damit die Laune stört?

Frau Emma, die sonst ihrer Mutter Briefe meist für sich allein behielt, zeigte diesen dem Rath, ihrem Mann. Er las, sah sie an . . . . . — Und dann lachten sie beide. — Es war der längste Zwist gewesen, den sie in den bald fünf Jahren der Ehe mit einander gehabt.

Und Frau Emma schrieb:

Ich bin so froh über Dein heut erhaltenes Schreiben, wie noch über keines. Wie gut, daß ich auch ein Unrecht hatte! So konnte ich ihm viel eher verzeihen und er mir auch. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ja wirklich, ich nehme Alles zu tragisch. Ob wohl Heinz auch einmal künftig denken wird, daß seine Mama eine schwerfällig ernsthafte Person ist, die es nicht versteht zu lächeln über das, was alle Anderen komisch finden? O, wie viel, wie Vieles gibt's noch, was ich an mir bessern müßte. Wenn es mir nur gelingt, mich zu ändern.

Dich ändern willst Du? fragte die Mutter, glaub' mir, gieb die Mühe auf. Das kannst Du doch nicht. Als Du ein Kind warst von noch nicht sechs Jahren, hast Du durchaus fliegen wollen. Daß Dir's nicht glückte, das hat Dir eine Beule am Kopf, Schläge von unserer alten Magd und eine lange erbauliche Rede von mir eingetragen. Und was ist nun das Resultat von so vielen guten Lehren? Du würdest noch mit tausend Freuden den Versuch wagen, fürchtetest Du Dich nicht vor dem Lachen der Zuschauer. — So viel half Dir all' meine Erziehung. Aber ich kann so wenig das Predigen unterlassen, verzage so wenig in meiner Hoffnung, Dich ruhiger, bedachtsamer zu machen, wie Du Deinen Utopien und Grübeleien entsagen kannst. — Heute aber soll mein Sermon einen anderen Punkt betreffen. Weißt Du's nicht schon? Was schriebst Du da neulich für einen Unsinn? Du fürchtest Dich, einem zweiten Kinde nur eine Stiefmutter sein zu können? Du Thörin, Du Thörin! Meinst Du, wenn Du zehn Kinder hättest, Du würdest sie darum weniger lieben, als eins allein? Und wenn das Zweite und das Dritte und alle Weiteren auch nicht solche Pracht-

exemplare wären, wie Dein blonder Heinz das glaube mir, Dein Herz würde wachsen und böte Raum für sie Alle neben einander.

Ganz schnell, ganz heimlich, Mutterle, nur diesen Gruß. Ich schreibe Dir im Liegen mit Bleistift. Natürlich haben sie mir's verboten. Aber natürlich thue ich's doch. Du hattest recht, der Kleine ist mir schon so lieb wie Heinz. Und weißt Du, wer mir dazu half, daß ich es erkannte? Nun eben Heinz, mein kluger Aeltester. Ich hatte mich so davor gefürchtet, er könne eifersüchtig werden. Aber da brachten sie ihn ins Zimmer, führten ihn an die verhängte Wiege und zeigten ihm den kleinen Bruder. Bruder? Er sieht sich das schlafende Wesen ernsthaft an, hebt sich noch ein wenig auf den Zehen und tippt mit dem Finger ihm an die Stirn. „Lebt der?" „Ja gewiß." „Und kann er auch sprechen?" „Noch nicht, aber bald." Mein Heinz nickt befriedigt. Er läßt die Gardinen wieder über die Kissen fallen, wendet sich und trottet davon.

„Was will er nur?" fragte mich die Wärterin.

„Ja, was der will, wer kann das sagen."

Indem vernimmt man schon sein Getrampel auf dem Flur, er schlägt an die Thür, sie macht ihm auf, weil er's nicht kann. Denn er hat seine beiden Arme vollgepackt mit allem Spielzeug, das er in der Eile zusammengerafft, das Schaukelpferd bringt er, Trompete, Trommel und die sämmtlichen Bleisoldaten, die Ihr ihm zu Weihnacht geschenkt habt. So schwer hat er daran zu schleppen, daß er ganz außer Athem ist. Seine Backen glühen vor Eifer. Er schichtet seine ganze Last neben der Wiege auf, ordentlich, sorgsam, wie er Alles thut, was er anfaßt, macht abermals Kehrt und will zur Thür.

„Halt," sagt die Alte, „nimm erst Deinen Kram mit, wir können das Zeug hier nicht brauchen."

Er hört sie gar nicht. Nach zwei Minuten kommt er wieder angekeucht mit dem ganzen großen Speicher, einem Blockwagen und so weiter. Die Wärterin will ihn nicht einlassen. Er setzt sich zur Wehr. Es gäbe einen Kampf, der den Kleinen aufwecken würde, wenn ich mich nicht ins Mittel legte.

„Komm her zu mir, Heinz, und sag', was willst Du mit all' den Sachen?"

„Mammi! Die alte Frau ist so dumm. Ich muß doch das Spielzeug dem Bruder bringen, wenn der jetzt das Baby ist. Ich bin groß und brauche es nicht mehr. Und ich kann ja nun mit ihm spielen."

Ich habe ihn in den Arm genommen und tüchtig geküßt. Man kann doch nicht immer, immerfort an Erziehung denken.

Die Sachen trug er gehorsam fort, als ich ihm auseinandersetzte, daß der Bruder jetzt schlafen müsse und daß er überhaupt noch zu klein sei, mit so schönem Spielzeug vernünftig zu spielen. Das sollte er ihn erst künftig lehren. —

Mutter, was sagst Du, darf ich nicht zufrieden sein mit meinen zwei Söhnen, von denen der Aelteste für den Jüngsten gleich von Anfang an sorgt wie ein Freund? —

Die Kinder spielen nebenan. Das heißt: Heinz spielt. Das großmüthige Opfer seiner sämmtlichen Habe, das er damals, an der Wiege seines neugeborenen

Bruders darbringen wollte, hat Jenem bis heute noch nicht viel genützt. Wenn ich mich im Schreiben unterbreche und frage: Was treibt Ihr? — so lautet sicherlich die Antwort: Heinz baut oder zeichnet oder kocht, oder was er sonst an neuen, oft recht bedenklichen Experimenten sich erdacht hat.

„Und, Felix, was thust Du?"

„Ich sehe zu, was Heinz da macht. O Mama," ruft mein Jüngster, „komm auch, sieh' Dir's an, es wird so schön."

„Kannst Du denn nie Dir selbst etwas zu spielen ausdenken, etwas für Dich treiben?" fragte ich einmal.

„Aber Mama, Heinz baut viel besser. Es werden ganz, ganz große Häuser. Da muß ich ihm doch die Steine reichen. Sonst kann er es nicht." —

Die fremden Leute verziehen Alle meinen Jüngsten. Er ist hübscher, zart weiß und rosa und schmeichelt sich bei Jedem ein und plappert so nett. Er ist doch viel weiter als Heinz in dem Alter war, sagt mein Mann selbst. Männer sehen leider gar nichts. Freilich, das ist wahr, Heinz spricht noch immer nicht sehr viel. Ich möchte ihm wünschen, er könnte von seines Bruders anschmiegender Liebenswürdigkeit sich auch ein wenig zu eigen machen.

Gestern sind wir draußen gewesen auf dem Land, bei der Großmama. Die Frau Senatorin, vor der ich Anfangs mich so oft gefürchtet habe, ist jetzt vertraut und herzlich mit mir, grade wie mit ihren eigenen Töchtern. Aber manchmal — es geht wohl nicht anders bei zwei so verschiedenen Naturen — gerathen wir doch noch in Streit. Und meistens über die Erziehung des Heinz. Es ist auch wie ein Fatum, daß er immer grade bei ihr irgend etwas ausübt, was er lieber lassen sollte. Gestern also bat sie mich, ihm zu verbieten, daß er auf alle Bäume klettere. Sie könne es nicht ertragen, sagte sie, zu sehen, was für halsbrecherische Kunststücke der Junge hoch in den Zweigen macht. Sie hat Recht, ich meine auch oft, jetzt muß er stürzen, jetzt, diese Secunde. Und ich presse meine Hände zitternd zusammen und beiße die Zähne aufeinander so fest ich nur kann, um nicht aufzuschreien. Denn ich denke, er soll ein Mann und muthig werden; durch meine Aengstlichkeit ihn zu hindern, das wäre unrecht. Nun will's das Unglück, daß Heinz, indessen wir gerade reden, schon in den Kirschbaum gestiegen war und was ihm sonst so leicht nicht zustößt, den halben Stamm heruntergerutscht ist. Felix kam weinend herzugelaufen, uns, wir saßen nur ein paar Schritte davon in der Laube, das Unheil zu melden. Es war zwar nicht viel, ein zerschundenes Schienbein — wie überhaupt seine Kniee und Glieder aussehen mit lauter blauen und gelben Flecken, das glaubst Du nicht — aber die alte Dame bekam fast ihre Zufälle vor Schrecken.

„Das kommt davon," rief sie, „daß Du dergleichen ihm gestattest und gar in Deiner Gegenwart! Mein Sohn hätte es niemals dürfen. Ich bitte, ich beschwöre Dich, gieb es nicht wieder zu."

Was sollte ich sagen? Mir war recht beklommen.

Aber da nahm Hermann das Wort. Er ergriff Partei für mich, gegen seine eigene Mutter. Das that er noch nie.

„Emma wünscht eben," sagte er, „daß ihre Kinder, was sie beginnen, lieber mit ihrem Wissen thun, als ihr im Rücken. Und so läßt sie die Beiden gewähren, wenn sie sich ihr als Jungen zeigen, die sie doch sind. Mir scheint, liebe Mama, wenn es ihr auch manchmal schwer wird und große Selbstbeherrschung erfordert, meiner Frau Erziehungsweise trifft hierin das Rechte."

Ist das nicht hübsch von ihm? Ich bin so stolz! Als hätte man mir einen Orden an goldener Kette umgehängt, so gehe ich umher seit gestern.

Meine Erziehungsweise ist richtig. Hörst Du es auch, Mutter? bekommst Du Respect?

Sie wollen ihn mir nehmen, Vater, Mutter, helft mir dagegen! Gibt's denn kein Mittel es abzuwenden? Heinz soll zur Schule. Er ist noch nicht sieben Jahre alt, und er lernt so gut bei mir. Entsinnst Du Dich noch, mein liebster Vater, wie Du mir sagtest: — „Jetzt, Kleine, weißt Du grade genug, um dereinstmals Deinen Sohn bis Tertia zu bringen." — Du mußt es ja beurtheilen können. Damals freilich dachte ich wenig an künftige Söhne. Aber ich habe es doch einmal erworben. Wozu nützt mir denn alles Latein, wenn ich's Heinz nicht beibringen darf?

„Ich zweifele gar nicht," sagt mein Mann, „daß er genug bei Dir lernen würde, vielleicht sogar mehr und gründlicher, als in gleicher Zeit in der Schule. Ich kann auch nicht sagen, daß Du ihn verweichlichst. Aber doch . . . Ein Knabe gedeiht nicht abseits vom Leben, immer umhegt und immer geleitet. Heinz soll einmal künftig ein „Mann bei der Stadt" sein, der sich Ansehen zu verschaffen, mit Menschen umzugehen versteht. Für solche Carrière muß er früh beginnen, gute Freunde sich zu erwerben, unter Seinesgleichen sich zu bewegen. Und dann . . . es ist einmal Sitte so. Ich sehe nicht ein, weshalb wir für unseren Jungen etwas ganz Besonderes haben wollen, etwas Besseres, als was alle Welt hat."

Es ist einmal Sitte so! Muß man denn immer thun, was Sitte, aus keinem andern, vernünftigen Grunde, als weil alle Welt es thut?

Mein Sohn, mein Heinz! Er würde besser bei mir lernen, schneller vorwärts kommen, sich körperlich so gut wie geistig freier entwickeln. — Aber, nein, das darf nicht sein, er muß sich in die Schablone pressen lassen, die einmal das Hergebrachte ist, nicht mehr noch weniger wissen als Andere, muß die verderbliche Schulluft einathmen, muß von ungezogenen Jungen sich schlechte Gewohnheiten beibringen lassen, lernen die Lehrer zu mißhandeln, lernen, daß Ungehorsam Witz ist und daß ein Bürschchen von sieben bis acht Jahren mehr versteht als seine Mutter.

Ach, aber was hilft es mir zu spotten, mich zu beklagen? Ich werde ja doch mich fügen müssen, der allmächtigen Sitte mich unterordnen — wenn Ihr mir nicht beisteht, meine Eltern! —

Ich Dir beistehen! da kennst Du mich schlecht, schrieb die Professorin. Sitte ist kein willkürlich erfundenes, zufällig entstandenes Gesetz. Es ist, was durch Jahrhunderte herangewachsen, mit dem Volke und für das Volk, in dem

es gilt, geworden ist. Sich einer Sitte widersetzen ist unsittlich handeln. Das heißt das Aergste thun und das Verwerflichste, was es gibt. Und wenn's an dem Orte, wo Du einmal lebst, Sitte ist, daß jeder Mann sich einen blauen oder grünen Strich über seine Nase zieht, — willst Du es verantworten, ihn ohne die Zier herumgehen zu lassen? ihn von Seinesgleichen ausgeschlossen, unbeliebt, unglücklich zu machen. Ich rathe Dir's nicht. Schicke Du ruhig den Jungen zur Schule, und laß ihn so schlechte Manieren dort lernen, wie seine Altersgenossen sie haben — Du thust damit Besseres für sein Leben, als wenn er bei Dir daheim und allein zum Ausbund aller Tugenden würde.

Da habt Ihr es nun. Heinz ist noch kein volles Jahr auf dem Gymnasium. Und schon ist er faul! Als ich ihn damals am ersten Morgen zur Schule brachte, habe ich ernsthaft mit ihm gesprochen, — behandelt man ihn als vernünftigen Menschen, so versteht er es immer. — „Dein Großvater ist ein gelehrter Professor, Dein Vater ist in seiner Klasse Primus gewesen," sagte ich; „suche Du es ihnen gleich zu thun; werde der Erste und Beste in Allem."

„Ja, Mama," gab er mir zur Antwort und sah mich an, wie er immer thut, wenn er Etwas fest verspricht.

O, als ich damals vor der Thür des Schulgebäudes noch einen Augenblick stehen blieb, und in einer Schar von anderen Kindern meinen Sohn mit seinen vor Erwartung glänzenden Augen und gerötheten Backen hineingehen ah, ich hätte gern all' den lärmenden Jungen, den gleichgültig vorübereilenden Lehrern zugerufen: Gebt Acht auf ihn, thut ihm nichts, lehrt ihn nichts, was ihn von mir scheiden könnte! laßt ihn nie denken, es sei männlich, seiner Mutter sich zu entziehen.

Sie haben ihn mir nicht nehmen können. Das liegt an ihm selbst. Und er hat auch Wort gehalten, ward Primus gleich bei der ersten Versetzung. Aber so weit haben sie ihn doch mir schon verdorben, daß er nun auf seinem Lorbeer ausruht, nichts thut, gar nichts, nie arbeitet, sogar seine Violine, — und er hatte schon so hübsch gespielt, — vernachlässigt und unter gar keiner Bedingung sein Pensum lernt. Wie er es anfängt, trotz alledem sich auf seinem Posten zu behaupten, das ist mir ein Räthsel.

Es ist Nacht, die Kinder schlafen, ich bin allein. Hermann nämlich ging zu einem großen Diner. — Du wirst wieder ungehalten sein, daß ich es vorzog, mich entschuldigen zu lassen, weil Felix erkältet ist. Aber wirklich, begreife es doch, Mutter, dort müßte ich den ganzen Abend auf jedes meiner Worte achten, mir Mühe geben, und thäte doch Keinem einen besonderen Gefallen damit. Hier — wenn Du den Jubel gesehen hättest, mit welchem die Knaben meinen Entschluß bewillkommneten. Hermann seufzte: „Wie recht Du hast. Ich möchte, ich dürfte auch zu Hause bleiben. Wahrhaftig, man könnte Euch beneiden, so behaglich seht Ihr drei da vor dem Kamin aus."

Gesteh' ich Dir's nur, als er so ohne mich davonging, bin ich mir recht egoistisch vorgekommen. Aber die Kinder ließen mir nicht Zeit, über mich viel nachzudenken. Felix war gleich auf meinen Schoß geklettert: „So, nun gehörst Du uns allein."

Heinz, — er sagt nie viel, wo's nicht Noth thut, aber seinen Willen durchzusetzen, das versteht er, — Heinz legte sich quer vor mich auf die Erde, mir jede Bewegung und den Ausgang versperrend.

„Erzähle," commandirte Felix.

„Was denn?"

„Wieder vom Prinzen Glücklich, der Alles kann."

„Werdet Ihr denn niemals müde, immer eins und dasselbe zu hören?" Du mußt nämlich wissen, seit Felix Geschichten versteht, ist Prinz Glücklich unser Kinderstubenheld, durch dessen Thaten ich bestrebt bin, dem Kleinen ein gutes Beispiel zu geben.

„O, Mama, Du weißt immer Neues, das ist so hübsch. Geht denn Prinz Glücklich auch in Gesellschaft, wenn er erst groß ist, wie der Papa?"

„Ich fürchte, ja. Es gehört sich für einen Mann so."

„Ich thäte es doch nicht," murmelte Heinz.

„Weshalb nicht?"

„Weil man da den ganzen Abend sprechen muß."

„Ach," plapperte der Kleine, dessen Mundwerk seine stärkste Seite ist, „das schadet nichts, das ist ganz lustig, die Leute hören Alle zu. Und man bekommt dort Kuchen und süßen Champagner und gar Eis und Knallbonbons."

„Von denen aber natürlich Prinz Glücklich" bemerkte ich als moralische Mutter, „nur so viel nimmt, als es die Höflichkeit erfordert und nie zu viel."

„So?" ein langes Gesicht. „Aber nach Tisch, da tanzen sie, das weiß ich bestimmt. Und wenn man ein Prinz ist, darf man immer mit der hübschesten Dame tanzen." Felix ist noch nicht sechs Jahre, mußt Du bedenken!

„Daraus mache ich mir gar nichts," brummt Heinz wieder; „alle Mädchen sind dumm."

„Also, was sollte Prinz Glücklich denn treiben, wenn's nach Dir ginge?" fragte ich. „Nicht sprechen, nicht tanzen. Sollte er immer zu Hause bleiben, faul auf seinem Bärenfell liegen, so wie Du jetzt."

„Nein," sagte der Heinz, „er soll fliegen können."

Fliegen! — Du neckst mich ja noch immer, Mutter, mit meinen eigenen Kinderträumen, wie ich zum Fenster hinaus mich schwingen wollte, über alle Straßen hin, und dann durch die Kirche, hoch oben im Schiff, hoch ob der andächtigen Gemeinde schweben in den goldzitternden Sonnenstrahlen! —

„Fliegen sagst Du, Heinz, wohin denn?"

„Ueberall hin, wo's keinen Weg gibt, wo noch Niemand war, hoch, hoch oben, daß er weit ausschaut über alle fernsten Länder."

„Da wird er ja schwindlig werden!" klagte Felix halb weinerlich.

Aber Heinz: „Der! Meinst Du ein Prinz sei so furchtsam, wie Du? Er fliegt hinauf bis in die Wolken und sieht sich den Mond an, auch auf der Seite, von welcher wir hier unten nichts wissen. Und dann kommt er hin zu der Sonne, und geht spazieren durch all' ihre Feuer. Seine Flügel schmelzen nicht ab. Denn er hat's vorher sich wohl bedacht und große Eisbeutel mit sich genommen. Und er bleibt droben, so lang's ihm behagt."

„Und dann?"

„Nun, dann kommt er zurück auf die Erde, wenn er dazu Lust hat. Die Leute sehen ihn an und staunen. Und wenn er in die Klasse tritt, steigt der Director gleich vom Katheder: Komm her, Prinz Glücklich, sag' Du es den Andern, — Du warst dort oben, — wie Alles aussieht. Dir werden sie's glauben, Du weißt es genau."

„Heinz," fragte halb beängstigt der Kleine, „Heinz, ist das wahr, kann man das wirklich?"

„Nein, jetzt noch nicht. Aber wenn ich erst groß genug bin . . . Mama, wenn ich ein Mittel erdenke, um wirklich zu fliegen, erlaubst Du mir's dann?" —

O Mutter, unsere Kinder sind Menschen, bevor wir es denken. Wir können wenig dazu, noch davon thun, sie nach unserem Sinne zu modeln. Aber wenn wir in diesen jungen Menschengemüthern, deren Denken uns oft fast schmerzlich überrascht, weil es so anders ist als unseres, wenn wir dann doch einen Hauch verspüren, der uns vertraut, verwandt anmuthet, — ob's auch kindisch sei, vielleicht thöricht — wie wohl das thut!

Ich möchte Dich fragen, mein Mütterlein, so wie Heinz mich: Wenn er etwas findet, um fliegen zu können, darf ich dann mit? Ist es dann Unrecht, sich hinaus in den Aether zu wagen mit seinen Wünschen, seinem Hoffen?

Gute Nacht. Ich höre Hermann an der Hausthür, wie er aufschließt. Da will ich lieber meinen Fliegeträumen ein Ende machen und mir, wie's sich hier auf Erden geziemt, von dem Diner erzählen lassen.

Vor ein paar Tagen habe ich eine Auseinandersetzung mit Heinz gehabt. Er hatte schon wieder nachsitzen müssen. Doch kehrte er seelenvergnügt nach Hause. Als ich ihm darüber Vorwürfe machte, war er nur erstaunt.

„Aber Mama, warum soll ich denn traurig sein? Bestraft bin ich doch schon. Es nützt ja nun nichts mehr."

„Nützen! Willst Du zu den Leuten gehören, die bei Allem und Jedem nur fragen, ob's ihnen auch nützt? Keine edle That kann um ihrer selbst willen dann mehr geschehen, kein hoher, herzstärkender Gedanke mehr empfunden werden. O, Heinz, wenn Du so gar keine Achtung vor den gegebenen Autoritäten, keinen Fleiß, kein Streben in Dir hast, — was soll noch einmal aus Dir werden!"

„Wer kann das jetzt wissen," sagte mein Herr Sohn mit olympischer Ruhe, „man muß es eben abwarten."

Natürlich machte mich diese Antwort erst recht verzweifelt. Natürlich verlor ich meine Fassung, — ich bin leider immer noch nicht so besonnen, wie ich sollte, — und hielt ihm eine so heftige Standrede, daß mein weichherziger kleiner Felix darüber fast in Thränen ausbrach. Heinz that nichts dergleichen. Er suchte nur uns beide zu trösten:

„Beruhige Dich doch. Es wird wohl so schlimm nicht. Ich kann mich noch bessern. Ich bin ja so jung. Nur rege Dich nicht auf, Mama; nur weine nicht, Felix."

— Heute nun, es ist Quartalstag, kommt er aus der Schule nach Hause. Die Mütze fliegt gleich an die Zimmerdecke, sein Ränzel wirft er auf die eine Seite zu Boden und die leere Butterbrodsdose nach der anderen Felix zu:

„So, Mama, nun mußt Du mir aber wieder gut sein. Da hast Du mein Zeugniß."

Und da ich es gelesen habe — (ich schicke es Dir, Du sollst Dich daran freuen) — und nach ihm mich umsehe, ihn zu loben, da liegt der lange Junge schon ausgestreckt neben mir an der Erde und übt sich, Felix auf seinen in einem rechten Winkel erhobenen Fußsohlen balanciren zu lehren.

„Nicht wahr, Mama," sagte er halb athemlos in den Pausen dieser gymnastischen Exercitien, „das siehst Du nun doch endlich ein, daß ich nicht so viel zu arbeiten brauche. Das Faullenzen, wie Du es nennst, schadet gar nichts. Wozu soll ich mich denn plagen? Später, wenn ich erst einmal groß bin, werde ich's wohl müssen, wie alle Welt. Das wird schlimm genug sein. Aber jetzt . . ." Dazu schlägt er eine Volte, daß Felix laut aufschreit vor Bewunderung.

Nun sag' mir ein Mittel, meines Sohnes einfache Logik zu bekämpfen! Wenn er der Erste ist und bleibt, mehr weiß als Alle in seiner Classe, von den Lehrern immer gelobt wird, — wie kann ich ihn zwingen fleißig zu sein? —

Liebe Mama!

Es geht mir gut. Da Papa Dir täglich schreibt, habe ich nichts zu erzählen. Es freut mich, daß es Dir und Felix bei den Großeltern gleichfalls gut geht. Der Primaner, den Papa gänzlich überflüssiger Weise angestellt hat, meine Schularbeiten zu beaufsichtigen, so lange Du fortbleibst, heißt Martin Müller. Er ist achtzehn Jahre alt, und ungefähr so groß wie ich. Wir vertragen uns ganz gut. Zuerst freilich ging es nicht so besonders. Er wollte durchaus, daß ich regelrecht arbeiten sollte. Aber da habe ich ihm erklärt, das fiele mir nicht ein. Als er darauf versuchte, seine Würde geltend zu machen, bot ich ihm an, sofort zu beweisen, daß ich stärker sei als er. Und richtig, in kaum zwei Minuten hatte ich ihn zu Boden gerungen. Seitdem sind wir Freunde geworden. Papa hat ihm Cigarretten gegeben. Er raucht aber nicht. Er kann's nicht vertragen, der arme Mensch. So schreibt er denn jetzt meine Aufsätze, und ich rauche. Mir bekommt es sehr gut. Liebe Mama, ich wünsche Dir gute Unterhaltung, grüße die liebe Großmama und den Großvater auch. Sonst weiß ich nichts Neues. Dein treuer Sohn Heinz.

Herr Müller läßt sich Dir noch empfehlen. Er macht ganz wunderhübsche Gedichte. Er sagt, er läse sie mir vor, weil ich ein so richtiges Urtheil besitze.

Notabene: Liebste Mama, ich bitte Dich, verrathe das nicht. Nämlich, daß Herr Müller dichtet. Es ist ein Geheimniß. Nicht einmal die Dame, an die er schreibt, weiß etwas davon. —

Herzliebste Mutter, schrieb Frau Emma, nach ihrer Rückkehr von ihrer sommerlichen Erholungsreise, ich habe genau nach Deinen Rathschlägen mich benommen, nichts verrathen, nicht einmal Hermann ein Wort gesagt, den jungen Müller verabschiedet, wie es von Anfang an bestimmt war, ohne irgend seiner poetischen Ergüsse Erwähnung zu thun und darauf mir Heinz vorgenommen für ein Privatissimum. Der war ganz überrascht. Es hätte ihm bisher Niemand verboten zu rauchen.

„Weil überhaupt bei einem dreizehnjährigen Jungen man an dergleichen noch gar nicht denkt."

„So wirklich, deshalb? Nun, wenn es Dir unangenehm ist, Mama, lasse ich es wieder. So viel mache ich mir nicht daraus. Ganz wie Du es wünschest."

So ist er immer, daß ich mitten in meinem Zorne aufhören muß, weil ich ihn nicht zu treffen weiß. Mein zweiter Tadel über seine unerhörte Faulheit glitt vollends von ihm ab.

„Aber Mama! Was willst Du nur mit den alten Geschichten! Ob nun Herr Müller den Aufsatz aufschreibt oder ich, — natürlich habe ich ihn dictirt, — das ist doch ziemlich nebensächlich. Schreiben muß ich ja zum Glück nicht mehr lernen. Uebrigens, da ich Dich doch grade allein spreche, ich hatte mir schon vorgenommen, mit Dir zu berathen, wie wir es einrichten, daß Felix bessere Fortschritte macht." — Und da sitzt er mir gegenüber auf dem sogenannten Beichtstuhl am Fenster, stützt seine beiden Ellenbogen auf mein Nähtischchen und überlegt mit der ernsten Sorglichkeit eines voll erwachsenen Menschen, was man thun kann, daß bei seines Bruders gutem Herzen, schwachen Kräften und leichtem Sinn der rechte Eifer des Lernens entstehe. Das beste Mittel den Kleinen zu fördern sei, meint er, daß er, Heinz selbst, sich zu seinem Hauslehrer mache. Wenn er täglich nach der Schule, anstatt Violine zu spielen, die Arbeiten mit ihm übergehe, ihn vorbereite für die weiteren Lectionen, so würde Felix sich bald gewöhnen an richtigen Fleiß. Er habe ja immer noch Zeit genug, am Abend zu üben. Wann er dann künftig seine eigenen Aufgaben machen wolle und ob überhaupt — davon sprach er mir nicht.

Wie sehr Heinz bei all' seinem, wie die Lehrer sagen, erstaunlichen Wissen doch noch ein Kind ist, das macht mich oft lachen. Gestern klagt er mir vor:

„Alle anderen Primaner haben irgend eine Flamme, irgend eine, die sie andichten, für die sie schwärmen, ob es erwidert wird oder nicht. Ich weiß noch so gut, wie mein ehemaliger Lehrer Müller mir seine verzweifelnden Verse vorlas und wie ich ihm dazu verhalf, seine Schöne allein zu sprechen. Selbst Felix, so viel jünger er ist, mit den Cousinen hat er immer Heimlichkeiten, und er prahlt damit, daß er mit seinem kleinen vis-à-vis aus der Tanzstunde auf dem Schulweg sich täglich trifft. Nun, und ich . . . Ja, siehst Du, Mama, es gelingt mir nicht. So oft ich es mir noch einreden wollte, die müßte es sein, ich habe es mir immer baldigst wieder ausgeredet, es war noch nie das rechte Gefühl."

„Nun, Du hast ja auch eigentlich noch Zeit."

„Gewiß. Aber man denkt sich doch gern so etwas. Und ich weiß jetzt schon bestimmt, ich finde sicher niemals ein Mädchen, das so vollkommen ist, wie ich es wünsche."

„Hast Du nie gehört, daß die Liebe eben das seltsame Fluidum ist, das Menschenaugen für alle Fehler und Mängel blind macht?"

„Gehört mehr als einmal und auch gesehen. Aber ich — ich begreife es eben nicht. Sag' Du mir, Mama, hast Du den Vater gleich geliebt, als Du ihn sahst, ohne etwas von ihm zu wissen, ohne seinen Charakter zu kennen?

„Du bist ein Baby," sagte ich, „laß die unzeitigen Liebesgedanken. Wenn Du Dich mit Deinem künftigen Beruf, der Dir noch so gleichgültig zu sein scheint, etwas mehr beschäftigen wolltest, Dir überlegen, ob Du Advocat werden willst oder Richter und Dich darauf vorbereiten, das wäre viel klüger."

„Wie Du roth geworden bist!" entgegnete er, statt aller Antwort auf meine Ermahnung und starrte mich an. „Hat Papa lange um Dich geworben? Hat er auch Gedichte gemacht? Er muß sehr glücklich gewesen sein, als Du ihm Dein Ja gabst, das kann ich mir denken." —

Wir reisen! Hermann schüttelt den Kopf, von der kühlen Höhe seiner Weisheit blickt er herab auf uns drei Kinder, die er, glaube ich, für gleich kindisch und unpraktisch hält. Er scheint zu denken, daß er weder so recht mir die Knaben noch mich ihnen anvertrauen könne. Darum begleitet er uns zu Dir. Und erst, wenn ich dort, mit Deinen wie des Papa Professors gewichtigen Rathschlägen ausgestattet, durch Eure Weisheit gekräftigt bin, kehrt er zurück und läßt uns ins Salzkammergut ziehen. Eigentlich sollt' ich mir Vorwürfe machen, daß ich mich so kindlich darauf freue, meinen Mann, mein Haus, meine Würde im Stich zu lassen und so sorglos hinauszuwandern, in meinen Jahren, recht wie ein Student! — Aber . . ."

Uebermorgen bringe ich Dir meine großen zwei Söhne. Sieh Dir die Beiden an, und dann schilt mich — wenn Du's noch kannst.

Der erste Reisetag. Liebste Mutter, der Brief ist für Dich, für Dich ganz allein. Unsere Tagebücher bringen wir mit, lesen sie Euch beiden und Hermann vor, wenn er in drei Wochen uns von Euch heim holt. Diesen Morgen aber muß ich Dir gleich und frisch beschreiben. Also wir haben den Zug verfehlt. Nicht durch unsere Schuld. Heinz, unser gestrenger Reisemarschall hätte uns und sich verachtet, wenn wir unpünktlich gewesen wären. Aber es lag eine Störung der Bahn vor, irgend ein Fehler am Geleise. „Was fängt man denn in Regensburg an," sagte Felix, als es hieß, daß wir hier übernachten müßten.

„Man freut sich der guten Gelegenheit, sich morgen früh die Walhalla ansehen zu können," sagte ich.

Meine zwei modernen Jungen wußten kaum, was das für ein Ding sei. Ich entsinne mich noch sehr deutlich, wie ich als Kind hörte, König Ludwig I. habe diesen Bau vollendet. Damals wünschte ich mir so brennend hierher zu gelangen. Es kam nie dazu. Jetzt auf dem Hinwege in der frischen Morgenfrühe sprach ich den Knaben von dem romantischen Baiernkönig, der für alles Große sich begeisterte, dessen schöne Ideale in meiner Jugend ein wenig auch die meinen waren.

„Aber er machte so seltsame Verse," meinte Heinz kopfschüttelnd.

„Und sie haben ihn fortgejagt. Es war doch sehr verkehrt von ihm, so viel zu bauen, daß sein Volk ihm zuletzt nicht mehr Geld geben mochte," setzte der praktische Felix hinzu.

Ich ward ganz still. Manchmal trifft es mich, wie ein Schrecken, daß ich doch nicht zu ihnen gehöre, daß ich von einer anderen, schon abwärts steigenden

Generation bin. Aber die Knaben stimmten ein Lied an, das klang so hell von den Buchenstämmen, daß ich meiner Sorgen vergaß.

Und dann urplötzlich hatten wir die Höhe erreicht, der Wald hörte auf, vor uns auf der Kuppe des Berges lag die Walhalla, weiß und stolz.

„Ein griechischer Tempel!" rief Heinz und betrachtete sich das Bauwerk mit freudigem Staunen.

Vor der Thür gab uns der Aufseher Jedem ein Paar Riesenschuhe von grauem Filz. Ich ärgerte mich über meine zwei Jungen (so rechte Gören! wie man in unserer Stadt es nennt), die gleich wieder ins Lachen kamen. Aber dann traten wir hinein in die weite Marmorhalle, und da wurden sie still. Es war so kühl in dem dämmernden Raum. An den Wänden die schönen Victorien wartend auf die Walhallhelden, denen sie ihre Kränze bewahren, daneben, darüber, Büsten und Namen. Wir waren allein. Felix hatte sich fast ängstlich an mich gedrückt. Heinz ging langsam hin an den Wänden, las die Namen der Dichter und Fürsten, die kurzen Zusätze des Königs Ludwig. Aber er spottete nicht mehr darüber.

Mir war sehr wohl. Ich hätte dableiben, mich hinsetzen mögen auf einen der mächtigen Ehrensessel zu Füßen der hehren Kranzjungfrauen, stundenlang still mich hineinträumen in diese Vereinigung höchster Geister, erhabenster Helden. Aber Felix drängte, wieder ins Freie zu kommen. Er rief den Bruder. Auf meines Heinz ernsthaftem Gesicht lag ein eigener Glanz.

„Ich möchte," sagte er, da er wieder neben mir stand, „ich möchte wohl so viel leisten in meinem Leben, daß man nachher einmal meinen Namen hier aufschreiben könnte."

„Was hast Du denn davon," fragte Felix im Hinausgehen, „wenn Du todt bist, ob Deine weiße Marmorbüste da drinnen an der Wand steht? Ich möchte, wenn ich wählen könnte, viel lieber hier oben lebendig wohnen."

„Ja," sagte nachdenklich mein Aeltester, „Du hast wohl recht, es ist schön auf dieser Höhe. Sich ein Haus hier zu erbauen und drin zu leben, es wäre wohl lustig. Aber das Andere, wenn's denkbar sein könnte . . . das Andere ist besser."

Im nächsten Augenblick waren die Beiden aber wieder rechte Knaben. Uebermüthig jagten sie sich um die Wette die breite Freitreppe hinunter, daß es aussah, als liefen sie gradewegs in die Donau. Ich folgte nur langsam. Die Stufen nämlich hat König Ludwig sicherlich für alte Germanenrecken berechnet. Selbst Heinz mit seinen langen Schülerbeinen konnte sie nur springend bezwingen, auch hat man für moderneres Menschenmaß bequeme Steine dazwischen geschaltet. Die suchte ich auf. Als ich so hinabsteigend auf die Ebene niedersah, die sich mit ihren vielen Städten und Dörfern weithin dehnt, auf den breiten, in der Sonne glitzernden Fluß, der gleich einem Silberbande durch das Grün zieht, tief, tief unter mir im blendenden Lichte, da klangen im Herzen mir immer noch Heinz' Worte nach: „Berühmt werden, etwas Großes leisten, dessen die Nachlebenden, noch Ungebornen gedenken sollen . . ." O, sagte ich mir, er ist mein Sohn, im tiefsten Innern, er hofft wie ich, er strebt wie ich, er wird erreichen, was ich nur träumte. — Immer wieder blieb ich stehen und sah mich

um, hinab, hinauf, mir das Bild dieses Morgens recht einzuprägen, den weißen Tempel, den Wald dahinter, den blauen Himmel, den stolzen Fluß. Als ich dann hinunter kam, hatten die Knaben schon auf mich gewartet. Heinz sah mir entgegen, sich mit der Hand die Augen beschattend.

„Wie Du feierlich herabsteigst," sagte er, „so hoch und hehr. Du bist schön, wie eine Walkyre, wie die Victorien dort in der Halle."

Felix war auf die letzte Stufe gesprungen, daß er mir, die ich schon auf dem Kiesweg stand, an die Schulter reichte. Er legte mir zärtlich den Arm um den Hals: „Nein," sagte er, „ich finde Dich viel, viel hübscher, als diese stummen weißen Damen; Deine Augen sind blau, Deine Lippen lachen, Dein Haar glänzt hell wie Gold in der Sonne. Wie froh ich bin, Mammi, daß ich Dich zur Mutter habe und nicht eine solche steinerne Göttin." Dazu küßte er mich, der Schlingel.

Natürlich schalt ich mit den zwei Kindern, die thaten, als ob sie ihre alte Mama zum ersten Male sähen.

Aber — sage es Keinem, verrathe es Hermann nicht vor Allem, daß ich so stolz bin, so glückselig, nicht nur, weil sie mich an ihrer frischen Jugend wie an ihrem tieferen Denken theilnehmen lassen, fast wie ihresgleichen, sondern ebensoviel auch weil — ich ihnen gefalle. Wann hören wir Frauen auf, eitel zu sein? Ich merke leider, daß weder Ehe noch Mutterschaft dieses Laster, — wenn's eines ist — in mir bisher ertödten konnten. Ja, wenn ich vollkommen ehrlich sein soll: nie hat noch ein Lobeswort über mein Aeußeres mich so gefreut, auch nicht als ich jung war, wie dieses heute von meinen Söhnen.

Wenn ich jetzt zurückdenke an den Sommer, wie glücklich ich war! Das Leben sieht mir so düster aus, so bitterernst, daß ich mir's kaum vorstellen kann, wie wir auf die Berge stiegen, frohgemuth, im Sonnenschein. Felix ist heute außer Gefahr. Doctor Wilke hat mich wieder und wieder versichert, daß er nach ein Paar Wochen ganz genesen könne. Die Krankheit ist gehoben, die Wunde heilt. Aber ich wage noch nicht dran zu glauben. Ganz wie er war, kann er ja doch nie wieder werden. Sorge und Angst wollen mir von der Brust nicht weichen. Manchmal ist mir, als ob ich selbst ersticken müßte, wie mein Kind. Und dann sehe ich jene Stunde wieder, seine Augen, die Qual . . . Und dann schlägt das Grauen über meinem Haupt zusammen, und ich muß mich zu ihm hinknieen, dicht an sein Bett, das Ohr an seine Seite drücken, zu hören, daß er lebt und athmet.

Sie sagen, ich hätte mich tapfer benommen. Es kann ja sein, ich weiß nichts davon. Hermann hatte mich fortführen wollen. „Komm ins Nebenzimmer mit mir," sagte er, „Du, die Du schon vor der Erzählung einer Krankheit zusammenschauderst, Du darfst nicht dabei sein." — Ich, die Mutter! — Hätte ich in jener Stunde noch gewußt, was lachen ist, ich glaube, ich hätte ihn ausgelacht. Man kann sich scheuen, von etwas Gräßlichem zu hören, wie gleichgültig Leute oft davon reden, aber dann, wenn es sein muß, bei unseren Nächsten doch, so scheint mir's, eine ganz brauchbare Pflegerin sein. Wie seltsam, daß nicht Alle

so fühlen. Urtheilen die Menschen denn immer einzig nach dem Aeußeren, nach dem, was man laut sagt?

Wie still es hier oben ist. Drunten im Hause geht das Leben seinen Weg weiter. Ich lasse es gehen und sitze hier, nur auf Felix' Athmen horchend und auf meinen eigenen Pulsschlag. Ob ich je wieder sorglos sein kann? Jetzt dünkt's mich unmöglich, zu vergessen, wie nah wir dem Tod sind. Mir schien das Glück ein so selbstverständlich, ruhiger Besitz. Nun zittere ich vor der nächsten Stunde und Allem, was sie bringen kann.

Unterbrechung. — Heinz war einmal wieder an der Thür. Daß er sich nicht darein fügen will, dies Stockwerk zu meiden. Nicht nur für seine Sicherheit vor Ansteckung halte ich ihn fern. Er ist jetzt mitten im Examen, kann nicht von der Schule fortbleiben und müßte es doch, wenn wir ihn von seinem Bruder nicht gewissenhaft trennen würden. Wie ich mir um dies Examen Sorge machte! Und nun wie unbedeutend es mir erscheint, wie nebensächlich, ob er ein besseres Abgangszeugniß, oder ein geringeres davonträgt. Wenn er nur leben bleibt. Leben ist Alles. Wissen, daß unsere Lieben athmen, daß sie nah sind, unser denken, das brauchen wir. Etwas mehr oder weniger lernen, etwas mehr oder weniger Ehre bei den Leuten, was will das sagen? O, es erscheint mir jetzt Alles so klein! Wie werde ich je mich darum wieder quälen oder daran freuen können!

Heinz hat sein Examen bestanden, glänzend, mit dem ersten Grade. Ich schreibe Dir es gleich, weil's Dich freut, meine alte Mutter, daß Dein Enkel ein tüchtiger Bursch ist. Er selbst sieht nicht besonders froh aus. Er rebellirt, weil ich ihn nicht zu mir lassen will. „Soll ich denn immer draußen stehen, vor der Thür," sagte er zornig, „während Du, eine zarte Frau, da drinnen alle Schmerzen mit durchmachst? Ich will auch meinen Antheil am Ernst, am Leben haben; ich bin kein Kind mehr, das man hinausschickt."

Als ich ihn bedeutete, daß sein Vater auch das Krankenzimmer meide, da schüttelte er den Kopf: „Der Vater? ja, das ist etwas Anderes. Der könnte nichts nützen, versteht nichts von Kranken und ihrer Pflege. Aber ich .... O, wenn ich nur mit Dir reden dürfte!"

Ich merke es schon, mein großer Sohn verträgt es nicht, wenn ich eine Zeit lang ihn in die zweite Linie stelle. Er verlangt, daß ich stets für ihn da bin. Auch Hermann klagt, es sei so ungemüthlich unten, ohne die Hausfrau. Nun, ich werde mich entschließen, morgen vielleicht .... Felix, wenn ich nur mich von seinem Bett erhebe, sieht mich an, flehend, als wollte er sagen: „Du gehst doch nicht fort?" Und neulich, da ich eine Viertelstunde lang, um Dir zu schreiben, am Tische gesessen hatte, wo er mich nicht sah, mir nicht winken konnte, fand ich ihn in Thränen vor Schwäche. Mein armes Kind! Dürfte ich doch immer nur bei ihm bleiben.

Du sagst mir gewiß, zwischen contrastirenden Pflichten muß man verstehen abzuwägen, einer jeden ihr gebührendes Theil zu gewähren. Es ist nur so schwer.

Und ich bin wund, als wäre ich selber krank gewesen und fürchte mich, fürchte mich vor der Rückkehr ins gewöhnliche Leben, vor neuem Unheil, vor Ungeahntem, das uns aus dem Hinterhalt trifft, so plötzlich wie dieses. Aber ich weiß es, ich muß mich bestreben, dieser abergläubischen Angst Herrin zu werden. Also morgen gehe ich hinunter. Das heißt nur, wenn nichts dazwischen kommt, wenn Felix so fieberfrei bleibt, wie heute.

Als Frau Emma zum ersten Male wieder zur gemeinsamen Mittagsmahlzeit mit den Ihren ins Eßzimmer trat, fand sie den Tisch mit Veilchen geschmückt, ihren Lieblingsblumen. Der Rath war besonders guter Laune. So trefflich hätte ihm nun seit sechs Wochen keine Suppe geschmeckt. Der ernsten Sorge um Felix' Leben dürfe man sich ja entschlagen, sich des Wiedergeschenkten freuen. Heinzens Laufbahn sei nach so glänzend bestandenem Examen nicht zweifelhaft. Er sehe den Sohn schon als Advocaten, höre ihn vor seinem Forum plaidiren. Ob sie's denn nicht gleichfalls mit Stolz erfülle, sich sagen zu können: Der wird einmal ein Mann sein, dessen Wort hier in unserer Stadt Gewicht hat. — Frau Emma lächelte zu all' Dem. Was ihr am meisten wohlthat, das war dankbar wieder einmal zu empfinden, wie nöthig sie ihrem Gatten war. Sie ließ sich von seiner frohen Stimmung mit fortziehen, plauderte, fragte nach Bekannten und Freunden, so heiter und frei, wie sie es eben da oben, an Felix' Bett, noch vor einer Stunde nicht für möglich gehalten hätte. Daß Heinz ziemlich schweigsam war, fiel ihr nicht auf.

Als nach Tische der Rath wie gewöhnlich sich auf sein Arbeitszimmer zurückzog, wollte sie wieder zu ihrem Kranken. Aber Heinz vertrat ihr den Weg. Er brauche sie, so gut wie sein Bruder, brauche sie mehr. Denn für jenen könnte inzwischen die Grethe sorgen, die alte Magd. Und er führte sie halb schmeichelnd, halb mit Gewalt an ihren Fensterplatz und drückte sie in den Lehnstuhl dort nieder. Er selbst setzte sich ihr gegenüber, stützte nach seiner Gewohnheit die Ellenbogen auf das Nähtischchen und legte sein junges ernsthaftes Gesicht in die Hände.

„Nun", sagte Frau Emma, „was gibt es also? Gestehe schnell, was Dir auf dem Gewissen liegt."

„Mutter", begann er, „weißt Du, ich habe die ganze Zeit her mir gedacht, ich wäre lieber krank gewesen, als Dir Kummer zu bereiten."

„Was heißt das, Heinz, was hast Du gethan?"

„Nichts. Aber ich will etwas thun, das Keinem von Euch recht ist, nicht dem Vater, nicht den Verwandten, und auch Dir schwerlich."

Und dann kam es heraus. Er hätte so lange dahingelebt, wie ein Kind, in gebahnten Wegen gedankenlos wandelnd, ohne zu fragen, was ihm selbst nöthig und wichtig sei. Ja, er glaube, hätte nicht in diesen Wochen die Mutter ihn allein gelassen, er wäre vielleicht auch jetzt noch nicht dazu gekommen, über seine eigensten Daseinsbedürfnisse nachzusinnen. Aber jetzt wisse er's, was er könne und auch was nicht. — „Abwägen zwischen Mein und Dein, in schwierigen Fällen eine zweifelhafte Entscheidung finden, schlichten, vermitteln, wie es ein Mann des Rechtes muß, das kann ich nicht," rief er. „Und ebensowenig Carrière

machen, langsam aufsteigen, Vorgesetzten mich gefügig, Untergebenen streng bezeigen. Mein Vater hat mir in diesen Wochen, wo wir zwei stets allein einander gegenüber saßen, es oft gesagt: „Du, mit Deinem Eigensinn und Deinem Phlegma, nur arbeiten zu wollen, wann es Dich freut und nach Deinem Urtheil Dir richtig erscheint, Du taugst schlecht zum Beamten.“ Er hat recht. Ich tauge eben gar nicht dazu. Und ebensowenig zum Advocaten. Mögen sich die Menschen streiten, was kümmern mich ihre Kleinlichkeiten. Ich bin jung, ich bin frisch, ich will etwas leisten, dessen Erfolg ich vor mir sehe. Und weil das Wichtigste im Leben mir das Leben selbst scheint, darum will ich das kennen, und lieben, will es erhalten, wo es schon im Verlöschen ist. Wenn ich einen Diphtheritiskranken, wie unseren Felix, vor dem Tode bewahrt habe, ist es nicht mehr, als wenn ich hundert Processe gewinne? In diesen Wochen, als Ihr mich immer ausgesperrt hieltet, als ich mir sagte, diese Secunde stirbt oben mein Bruder vielleicht, da fühlte ich es in mir: den Beruf des Arztes, den könnte ich erfüllen, mit Leidenschaft, könnte meinen Eigensinn, wie Ihr es nennt, dafür verwerthen, meinen Kranken dem bitteren Tode abzuringen, mein Phlegma dafür, ruhig zu bleiben und klaren Kopfes in der Gefahr. Ihr sagt von mir, und ich weiß es auch selbst, daß ich das Leben leicht nehme. Aber irgendwo drunten sitzt mir der Ernst. Und der ist geweckt jetzt, und dem muß ich folgen. Hilf mir, daß ich's darf.“

Frau Emma hörte ihren Sohn in schmerzlichem Staunen. Mit welcher Zuversicht hatte noch soeben ihr Mann von Heinz' Carrière gesprochen. Wie würde dieser Entschluß ihn treffen. Und nicht ihn allein. Die alternde Großmutter Senatorin sagte immer, so lange möchte sie wohl leben, bis wieder ein Senator Kirchner in der Stadt sei. Ob er diese Würde jemals erreichte, blieb freilich ungewiß genug. Doch daß er den Weg dahin nicht einmal einschlug, allen geheiligten Traditionen der Familie zuwider handelte, die alte Dame würde es bitter und schmerzlich empfinden. Und ihr, der Professorentochter, der Fremden!, würden sie die Schuld beimessen an diesem Entschluß. Frau Emma sah Unfrieden voraus, Kummer, Zwiste in der Familie. — „Also das war's,“ sagte sie leise, vorwurfsvoll, „was mir bevorstand? Hätte ich doch alles, alles Andere eher erwartet, als daß von Dir etwas kommen könnte, was uns betrübt! Heinz, muß es denn sein? Aus Liebe zu Deinem Vater, zu mir — Heinz, kannst Du's nicht lassen?“

Aber da stand ihr Sohn vor ihr, so ruhig und so sicher. „Dies kann ich und will ich, Anderes nicht. Und darum darf ich nichts Anderes beginnen, das ich widerwillig ertrüge, schlecht ausführen würde. Gerade weil ich in meinen Adern so jung, so warm das Leben fühle, darum muß ich mein ganzes Vermögen daran setzen, Menschen, die jung sind und lebensfähig, auch das ihre zu erhalten.“

Sie reichte ihre Hände ihm hin. „Thu', was Du mußt. Ich will Dir beistehen, so gut ich es kann.“

Heinz ist fort, schrieb sie ein paar Wochen später an ihre Mutter. — Ich war zuletzt fast froh, als er ging, daß nur die quälenden Dispute zwischen ihm und Hermann ihr Ende fanden. Aber nun ist es still im Hause, einsam und

leer. Felix ist so weit hergestellt, daß er dem Unterricht wieder beiwohnt. Ich habe nichts zu thun mehr, gehe von einem Zimmer ins andere und schaue mich um und weiß nicht, was ich mit den langen Stunden anfangen soll. War ich denn früher nicht auch allein, die Tage über, wenn meine zwei Buben in der Stadt, in der Schule waren, mein Mann im Gericht, gerade wie jetzt? Ich erinnere mich dessen nicht mehr. Und wie oft war Heinz mit Freunden Tage lang fort, war Felix im Sommer bei Dir zur Erholung. Das sage ich mir oft vor. Nur nützt es nicht viel. Dies ist die erste wirkliche Trennung. O, wie schwer ist das Leben! Unsere Kinder müssen wir fortgeben aus unseren Händen, müssen sie der Schule, der Welt, ihrer eigenen Bestimmung lassen. Wir bleiben zurück mit sehnendem Herzen, machtlos und einsam. Ich kann ihn ja nicht ganz verlieren, dazu liebt er selbst mich zu treu, bedarf meiner zu sehr noch. Aber wie lange wird es noch dauern, bis auch diesen letzten Rest von Zusammengehörigkeit eine fremde Frau mir wegnimmt. Sag' doch — hast Du auch so gelitten, als ich fortging, als ich meinem Manne gefolgt bin? Oder warst Du von jeher vernünftig, nie begehrlich, nie eigensüchtig, wie Deine unverbesserliche, immer noch allzu jung fühlende Tochter?

Und die Mutter schrieb ihr zur Antwort: Ich litt wie Du und wie Deiner Söhne Gattinnen leiden werden, wenn sie einstmals ihre Kinder aus ihrer Hut hinauslassen müssen. Das ist das Leben, füge Dich drein.

Ich habe ihm gerathen, ich selbst, verkündete Frau Emma zum Herbste, er sollte nicht zu den Ferien kommen. Lobe mich, daß ich soviel Entsagung zu üben vermochte. Aber es geschah nicht zur Erziehung meines eigenen sehnsüchtigen Herzens. Es scheint mir besser, er und Hermann gerathen nicht gleich wieder aneinander. Mein Mann hat sich noch nicht darein ergeben, ihn in einem anderen Studium zu sehen. Da möchte ich die Gelegenheit vermeiden, daß sie sich streiten. Wie sie verschieden sind, die Zwei! Mutter, weißt Du, ohne Heinz wäre ich, glaube ich, nie so ganz hier heimisch geworden. Hermann liebte mich, thut es noch heute, gerade deshalb, weil ich von anderer Art bin als er. Und ich, ich empfinde dies Andersein, wie eine Fremdheit, fast unübersteiglich, fröstelnd bei ihm, bei seinen Schwestern, seiner Mutter, manchmal selbst bei Felix, der doch noch ein Kind ist. Ich sollte nicht so fühlen. Es ist unrecht. Doch kann ich nicht anders. Heinz, mein Aeltester, ist mein Landsmann, spricht meine Sprache. Wie ich ihn entbehre, mich nach ihm sehne. — Ich kann Dir's nicht sagen! —

Ja, Mutter, ich verdiene Deinen Vorwurf. Nicht diesen einen nur, daß ich meinen ersten Sohn zu ausschließlich, leidenschaftlich liebe. Auch die Vielen, die Du nicht aussprichst, ich fühle sie drückend, ich sage sie selbst mir. Aber habe nur etwas Mitleid mit Deiner alten, unweisen Tochter. Ach, Du weißt nicht, wie wohl mir's ist, einen Menschen zu besitzen, dem ich noch Kind bin, der mich tadelt, dem gegenüber ich ungescheut mein heimlichstes Denken darlegen darf, nie befürchten muß, meiner Würde als die Frau Rath etwas zu

vergeben. Ich danke Dir, daß Du bist und mich sein läßt — wie ich einmal bin.

Heinz schreibt nicht viel. Es sind kurze kleine Briefe, in denen steht, wie er reitet oder rudert, mit wem er gekneipt hat, mit wem musicirt. Er spielt regelmäßig Trio, hat etwas componirt und sich eine neue Geige, die sehr guten Ton gibt, zugelegt. Ja, das erzählt er. Doch wie er selten und fast nur gezwungen über seine Gefühle redet, so ist auch in seinen Briefen nie ein Wort außer dem Thatsächlichen zu finden. Ob ihm wohl ist in dem neuen Leben, ob er wirklich in dem frei erwählten Beruf sich glücklich fühlt, ihn mit Eifer ergriffen hat, oder lässig nach dem Worte jenes italienischen Dichters sich Student nennt, vom Nichtstudiren? — ich weiß nichts davon. Zwischen den Zeilen forsche ich, forsche und glaube manchmal Antworten zu finden auf meine unzähligen bangen Fragen, die Antworten, die ich hören möchte. Bis ich ihn hier wiedersehe, vergeht wohl noch viel Zeit. Ein Aufschub zieht den anderen nach sich. Im vorigen Jahre war ich es selbst, die ihm nicht zu kommen rieth. Jetzt, wo ich ihn fest erwartet hatte, sein bedarf, jetzt hat der Tod meiner armen Schwiegermutter meinen Mann so verstimmt und heruntergebracht, daß er ihn nicht sehen mag. Daß durch den Berufswechsel seines Sohnes die stolze Frau Senatorin noch zuletzt einen Kummer erfuhr, kann ihm Hermann nicht vergessen. O ja, ich sehe es wohl ein, es ist besser, er kommt nicht. Er wird die Weihnachtstage bei Dir viel heiterer verbringen. Ich habe auch nichts dawider gesagt, als mein Mann den Vorschlag machte. Und ich freue mich, Dir ihn zu schicken. Aber, aber .... Erzähl' mir von ihm!

Also so sieht Dein Sohn Heinz aus! schrieb die Professorin. Das muß ich sagen, ein ganzer Mensch. Kommt da ins Zimmer, einen riesigen Schmiß über Wange und Nase: „Großmama, sei mir nicht böse, wenn ich Dir ein nicht ganz gutes Parfüm mitbringe. Es ist ein Antisepticum, das ich am besten in corpore vili zu erproben gedachte."

„Junge, thust Du auf der Universität nichts Anderes, als Dich zu schlagen?"

„O doch, liebe Großmutter, wie Du siehst, beschäftige ich mich auch schon mit Heilen. Das Mittel ist eben meine Erfindung."

„Und wie," fragt mein Alter, gründlich wie immer, „wie kommst Du dazu, jetzt schon eine neue Erfindung zu machen? Ich denke, Du solltest erst einmal einen tüchtigen Grund des Wissens legen."

„Natürlich sollte ich. Das ist es ja eben," sagte Heinz mit ganz betrübter Miene; „ich habe nie so rechtes Talent zum Lernen gehabt, zu dem, was man regelrecht Lernen nennt. Dagegen habe ich zu studiren und selbst zu probiren unbändige Lust. Und so ... — aus der Klinik haben sie mich hinausgeworfen, weil ich zu jung sei — und so schaffte ich mir Zugang zum Laboratorium. Da habe ich versucht, mir selbst klar zu machen, was ich in den Vorträgen nur langsam, Schritt für Schritt, erfahre. Und da — und da habe ich das Zeug denn gefunden."

„Du allein? Weiß der Professor nichts davon?"

„Selbstverständlich."

„Und er, was sagt er? Hält er es für nützlich?"

„Es scheint so. Wenigstens hat er's geschrieben."

„Geschrieben? wo? es ist bereits etwas über Deine Entdeckung veröffentlicht? Warum sagst Du das nicht gleich? Du hast die Abhandlung doch bei Dir? Gieb sie mir zu lesen."

„Verzeih', Großpapa," sagt der Junge ganz bescheiden, „ich habe sie in Straßburg gelassen. Ich dachte nicht, daß diese Sache Dich interessiren könnte. Sonst hätte ich Dir sicher das Heft mitgebracht."

„Ich verstehe nichts davon, durchaus nichts," bestätigte ihm mein Alter, „da hast Du sehr recht. Aber es interessirt mich desto mehr. Und wenn Du mir erklären wolltest, was Du gefunden hast, lieber Heinz, so würde es mich freuen. Also Du hältst Dein neues Mittel für antiseptisch, — wie sagst Du? — sogar für ein Anticontagium?"

Und da sitzen sie denn beisammen, der alte Weißkopf und der junge Blonde, der sein Haupt so frei und hoch trägt. Und der Junge docirt, und der Alte hört zu und nickt und freut sich.

„Hm, ja, ja wohl, das läßt sich hören. Weißt Du, Enkel Heinz, es schickt sich nicht und kommt Dir gar nicht zu, etwas zu finden, ein Student im vierten Semester! was sollen die Professoren denn machen? Aber da Du's doch gefunden hast und falls es sich so verhält, wie Du sagst — sehr eingebildet scheinst Du mir auch nicht grade zu sein — falls dies Mittel wirklich die Ansteckungsgefahr der Diphtheritis, für die Du es suchtest, und demnächst noch andere bekämpfen kann, — nun, so bist Du ein Mann, dem die Welt einmal dankbar sein wird."

So, das ist meines Professors Urtheil.

Und mein eigenes? — Der Junge sitzt mir gegenüber. Er raucht und läßt sich's wohl sein dabei. So wie der sich mit allen Gliedern in den alten Lehnstuhl hineindrückt, zur Zimmerdecke hinaufstarrt, träumt und nichts thut, habe ich selten einen Menschen mit tiefstem Behagen sich ausruhen sehen.

„Du bist ein Sybarit," sage ich ihm.

„Oder ein Faullenzer," entgegnet er seufzend, „so wenigstens pflegt Deine hochverehrte Tochter, meine vielgestrenge Mama, minder zartfühlend sich auszudrücken. Nun ja, mir gefällt einmal Alles, was hübsch ist: ein bequemer Lehnstuhl, feine Cigarren, wohlschmeckendes Essen, ein gutes Gespräch mit hübschen Frauen . . ."

„Auch wenn sie alt sind?"

„Wenn sie so kluge Augen haben und silberweißes Haar dazu wie meine Großmama, natürlich."

Dein Sohn Heinz ist ja förmlich galant! — „Aber es scheint doch," sage ich, „daß Du noch etwas mehr kannst als nichtsthun?"

„Wenn es sein muß!" Er erhebt sich und steht vor mir in seiner höchst respectablen Länge und reckt seine Arme, daß es aussieht, als ob er mein ganzes Zimmerchen mit Allem, was drinnen ist, mich inbegriffen, aufheben und davontragen wollte, „wenn es sein muß und man einmal Ernst macht, dann wird am Ende ein ganzer Kerl auch etwas Ganzes schaffen können."

Tochter Emma — Du weißt, ich bin nicht überschwenglich und etwas nüchterner als Du, — aber dieser Dein Sohn ist, glaube ich, ein ganzer Kerl. Und ich wünsche Dir Glück zu dem Jungen.

Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, zwei ganze Jahre, Mutter und Sohn. Es war so viel dazwischen gekommen, Ernstes und Gleichgültiges, wieder und wieder war die Reise verhindert worden, daß zuletzt Frau Emma fast meinte, sie würde es überhaupt nicht erleben, ihn wieder in ihren Armen zu halten. Als sie an der Bahn stand, die Minuten sich dehnten, wie es Erwartungsminuten thun, erst ein Güterzug einlief, dann ein Extrazug mit Vergnüglern und noch nicht der rechte, da dachte sie alles das Schreckliche, was in solchen Momenten blitzschnell, qualvoll das Hirn durchschießt: der Zug ist verunglückt, die Brücke eingestürzt, und . . .

„Heinz, Heinz, mein Sohn!"

Da war er wirklich. Der baumlange Mensch, der sie küßte und drückte, der junge Herr mit dem blonden Schnurrbart über der Lippe, mit der tieferen, neuen Stimme, in den fremden Kleidern, er war es doch, ihr Heinz, ihr Kind?

Sie mußte zu ihm hinaufsehen. Ein Gefühl der Fremdheit, fast der Befangenheit überkam sie, da sie so an seinem Arm durch die Halle ging. Er hatte Felix den Gepäckschein gegeben, nach dem Koffer zu sehen. Sorgsam führte er sie durch das Gedränge. Ein paar Studenten, die mit ihm gekommen waren, grüßten wie es ihr schien, mit Ehrerbietung. Er grüßte wieder. Jede Armbewegung sah sie, die Art, wie er den Kopf neigte, wie er die Lippen zum Lächeln öffnete, daß seine blitzend weißen Zähne dazwischen erschienen, dann ernst und fest sie wieder schloß. Er winkte dem Kutscher heranzufahren, half ihr in den Wagen, rasch, gewandt, blieb am Schlage stehen, ruhig wartend. Es war etwas Sicheres in seiner Haltung, das ihr neu war. Aber wie er dann dem Gepäckträger gezahlt hatte und Felix in die Droschke hineinschob mit einem tüchtigen Schlag auf die Schulter und wie er nachsprang und sich neben sie auf den Sitz sinken ließ, ihr und dem Bruder die beiden Hände entgegenstreckte, die ihrige schüttelte: „So, nun endlich, da wären wir einmal wieder beisammen!" — da beobachtete sie nicht länger. Sie wußte schon nicht mehr, was und ob etwas an ihm verändert. Er war im Herzen derselbe geblieben. Das war ihr das Wichtigste, war Alles, was die Mutter zu wissen brauchte.

Er selbst hatte genug der Veränderungen zu bemerken. „Felix ist ja einen Kopf gewachsen. Und mir scheint, er wird ein Stutzer. Junge, hast Du Dich herausgemacht, seit Du die Schulbank mit dem Comptoirboden vertauscht hast! Und wie geht's dem Papa? Das Haus da an der Ecke kenne ich ja nicht. Wem gehört das? Was gibt es sonst Neues, wie sieht's in der Stadt aus? Und Du, Mama . . . sag', ist denn das möglich? nein, das kann nicht wahr sein, Du bist ja so jung noch, — Dein Haar wird weiß!"

Sie lächelte. „Siehst Du es gleich? Ja freilich, es ist so, ich habe es lange schon bemerkt. Felix aber und der Vater, die täglich um mich sind, sahen es nie."

„Nein," sagte Felix ganz erschrocken, „ich habe bis heute nicht darauf geachtet."

Er starrte sie an: „Du bist doch gesund?“

Sie nickte. „Vollkommen.“

„Und, und — hast Du Kummer gehabt?“

Frau Emma schüttelte den Kopf. Aber sie sah ihm nicht in die Augen.

„Mutter,“ sagte er leise, das Rütteln der Droschke auf dem Pflaster ließ die Worte kaum bis zu ihr dringen, „meine liebe, geliebte Mutter. Dir sollte man keinen Vorwurf machen, keinen, wenn ich einen anderen Weg ging, als den mir bestimmten. Lieber, als daß Du darum Dich grämtest, wollte ich ja . . .“

„Nein,“ sagte sie ihn unterbrechend, „wünsche nichts Anderes, sei froh, wie's ist.“ Und sie blickte ihm in seine offenen, hellen Züge und sie sagte sich, daß all' das Härmen der schweren zwei Jahre überflüssig gewesen, und daß sie ihres Mannes Enttäuschung, der Verwandten Tadel, der Fremden Fragen mit besserem Gleichmuth hätte hinnehmen sollen. Denn Der, um den all' diese Reden, Zwistigkeiten, Zweifel und Sorgen sich gedreht hatten, der war ein Sohn, wie sich keine Frau und Mutter einen besseren wünschen konnte.

„Also,“ sagt der Rath nach Tische und sieht auf von der Lectüre eines Briefes, den ihm Heinz unterbreitet hat, „also es scheint, daß die medicinischen Autoritäten Deine Erfindung für wichtig halten?“

„Sie können noch nicht viel davon wissen. Man muß eben abwarten, wie es sich bewähren wird,“ versetzt Jener bescheiden.

„Natürlich. Aber wie sie jetzt davon denken, das zeigt dies Schreiben und die Medaille. Du hast unerwartet frühen Erfolg. Und da Du weder Dich vorzudrängen noch viel von Dir zu reden, noch Reclame zu machen verstehst, so kann ich wohl annehmen, daß es Dein Verdienst allein ist. Augenscheinlich bist Du für das von Dir erwählte Fach besonders befähigt. Darum muß ich auch gerechterweise Dir zugestehen, daß Du wohl daran thatest, Mediciner zu werden. Und ich — Du siehst es, Emma, ich bin nicht verblendet — ich bereue es heute, daß ich Dir und Deiner Mutter so viele Schwierigkeiten machte, Euch beiden ernstlich darum zürnte.“

Frau Emma streckt ihre Hand dem Gatten über das weiße Tischtuch hinüber. Sie sagt kein Wort dazu. Ihre Augen danken ihm. Aber um ihre Lippen zuckt es, als ob die Thränen, die sie vergossen, alle nochmals hervorbrechen wollten.

„Das ist auch ein Erfolg,“ flüstert Felix am Ohr des Bruders, „mit dem Du ganz zufrieden sein darfst. Sie haben diese zwei Jahre lang sich mit solchen Blicken nicht angesehen. Und ich fürchte, ich fürchte, die weißen Haare, die ich erst durch Dich bemerkte, kommen allesammt auf Dein Conto.“

„Und dann? —“

Der Rath hat sich zurückgezogen, um zu arbeiten und zu rauchen, wie jeden Abend. Mutter und Söhne sitzen bei der Lampe vor dem Kamin, oder vielmehr nur zwei von ihnen sitzen auf Stühlen wie erwachsene, vernünftige Menschen.

Heinz, der Student, hat sich, so lang wie er ist, auf das alte Bärenfell, auf das er als Knabe sich täglich streckte, hingelagert, den Kopf ans Knie seiner Mutter gelehnt.

„Und dann?“ sagt Felix und stößt mit der Fußspitze den Bruder ein wenig an, daß er reden solle, „wenn Du erst Doctor geworden bist, Dein Mittel geprüft hast, wie Du es willst und erforscht und begründet, dann wirst Du doch Arzt hier? oder kommst Du nie wieder her und lebst als Professor irgend wo draußen?“

„Ja, dann . . .“ er starrt in die Flammen der Kohlen, „dann möchte ich hier Professor werden.“

„Ja, wenn's das gäbe!“ Frau Emma seufzt, „mein liebster Sohn, es ahnt mir längst schon, was ich mit Mühe für uns erkämpfte, diese Freiheit, Deinem Herzenswunsche zu folgen, die wird zugleich uns Trennung bedeuten. Ich sehe es ein, es kann Dir nicht genügen ein noch so beschäftigter Arzt zu sein, Du wirst wissenschaftliches Leben, Schüler brauchen, und Lehrer, den aneifernden Einfluß gleichstrebender Männer, Du wirst nur an einer Universität Dich glücklich fühlen.“

„Zugegeben. Aber weshalb, wenn auch jetzt keine da ist, sollte denn nicht mit der Zeit eine Universität hier entstehen können?“

„Hier? was fällt Dir ein.“

„Weshalb nicht,“ versetzt Heinz und richtet mit plötzlicher Energie sich in die Höhe, „weshalb? Die Stadt ist groß und schön genug. Gerade hier, an einem Centrum des Verkehrs, wo der Handel der ganzen Welt Menschen und Producte zusammenführt, hier fände die Wissenschaft neuen Stoff in Hülle und Fülle. Allein das Krankenmaterial, welches die hiesigen Spitäler unbearbeitet lassen müssen, ist mehr, als ein halb Dutzend der kleinen deutschen Hochschulen zusammengenommen zu bieten vermögen. Mir scheint, es ist gerade hier der Platz, um eine große Universität zu gründen, mit den vollkommensten Einrichtungen, so wie ich sie brauche.“

„Du träumst, mein Sohn. Es würde Niemand hier dafür sein, nicht die Kaufleute, nicht der Senat. Jene wollen ihre Interessen vor allem fördern, wollen die Alleinherrschenden bleiben; dieser hat gerade genug zu thun, seine Unterthanen, so wie sie sind, zufrieden zu stellen. Es fällt ihm nicht ein, eine ganze neue Einwohnerschar mit neuen Ansprüchen, Bedürfnissen, mit dem Anlaß zu neuen Conflicten sich noch erst mühsam heranzuziehen. Und am mindesten zufrieden wären die Gelehrten selbst. Es weht hier eine Luft, die für Forscher und Denker nicht taugt. Du weißt doch selbst, wie oft ein fremd herberufener, hier reich besoldeter Mann sich nach kurzer Zeit fortgesehnt hat, in kleinere Verhältnisse, zurück in die gewohnte Thätigkeit.“

„Weil eben die ihm hier mangelte, weil kein akademisches Leben, keine Collegen, nicht Studenten hier waren. Bring' die einmal her, die Luft soll ihnen schon behagen.“

„Ja, aber wer sollte sie denn bringen oder holen? Wenn auch wirklich der Wunsch bestünde, hier eine Hochschule zu begründen, wer, glaubst Du, würde das Geld dazu geben? Der Staat, das Reich?“

„Das Geld," ruft Heinz verächtlich, „immer das Geld! Als ob das nicht das Wenigste wäre. Wo ein ernstes Bedürfniß sich zeigt, da pflegen sich auch die Mittel zu finden, es zu befriedigen. Man braucht nicht gleich so groß zu beginnen. Lasse ich mich als Arzt hier nieder, so fange ich damit an, am Krankenhause Vorträge für Studirende zu halten. Einige andere junge Doctoren werden das Gleiche thun. Wo's etwas zu lehren gibt, stellen sich bald Lernbedürftige auch ein. Und hier, wie gesagt, gibt es des Studienmaterials mehr als genug. Eine medicinische Facultät könnte sich bilden ohne jegliche äußere Hülfe. Die anderen Disciplinen folgen fast unbemerkt. Zu unseren Untersuchungen brauchen wir Laboratorien, brauchen Lehrer der Chemie. Mit den Chemikern kommen die Botaniker. Zoologen und Geologen schließen sich an, da ihnen hier von fernsten Ecken und Enden der Welt, was sie nur zu kennen wünschen, leichter erreichbar ist, als irgendwo sonst. Die Naturforscher ziehen naturgemäß auch die Philosophen nach sich. Juristen? wo gibt es mehr und schwierigere Rechtsfragen zu behandeln als hier in unserer Handels- und Seestadt. Wo können die Meinungen über den Staat, wo die verschiedenen Religionsbekenntnisse sich freier entfalten, als in unserer Republik? So finden selbst die Theologen hier ihr Feld; die Historiker dürfen, von keiner hochobrigkeitlichen Macht beengt, ihr Urtheil über Vergangenes sprechen, und Alle werden sich wohl hier fühlen, im freien, großen Gemeinwesen ihre Kräfte, ihre Ziele wachsen sehen."

„Es war einmal," murmelt Felix halblaut mit seiner immer heiseren Stimme, „es war einmal ein gewisser Prinz Glücklich, der wollte fliegen . . ."

Und Mutter und Söhne lachen belustigt über dies niederschlagende Urtheil.

„Es freut mich doch," sagt Frau Emma, ihrem Aeltesten mit der Hand sein kurzgeschorenes Haupthaar streichelnd, „daß Du Dein Träumen nicht verlernt hast, mein großer Sohn."

„Es ist nicht so sehr Traum, wie Du meinst. Ich sehe nicht ein, warum es nicht wirklich werden sollte. Mich dünkt, es wäre der Mühe werth, sich das vorzunehmen. Wenn man's nur will —"

„Ja freilich, wenn Du etwas willst, so muß es selbstverständlich geschehen. Ich bitte mir aber aus," ruft Felix, „daß die neue Universität Alma mater Feliciana genannt wird. Nicht nur zur Erinnerung an unseren Prinzen, sondern mehr noch an den hochverehrlichen Bruder des Gründers, der durch seine Diphtheritis den ersten Grundstein legte zu Allem. Ich möchte denn doch von der Nachwelt nicht um den mir gebührenden Antheil an Dankbarkeit betrogen werden."

Liebste Mutter, schrieb Frau Emma, ich kann Dir's nicht schildern, wie glücklich ich bin. Ich meine oft, ich kann's nicht glauben, daß er ein fertiger, ernsthafter Mensch sei. Er ist noch solch' ein Kind, mein Sohn. Und da kommen seine Freunde und reden zu ihm mit einer Verehrung, als ob er schon Professor hieße. Er erhält Briefe von wissenschaftlichen Anstalten, von Zeitungen, die um seine Mitarbeit bitten. Seine Lehrer berichten ihm über die nach seiner Weise behandelten Kranken, fragen um seine Ansicht in Fällen, die ihnen minder

günstig erscheinen. Und der Director des großen hiesigen Krankenhauses fährt vor bei uns: „Herr Doctor Kirchner?“

„Nein,“ sagt die Grethe, „der Herr Rath ist nicht zu Hause, der ist um diese Zeit im Gericht.“

„O, den Herrn Rath,“ meint höflich der Herr mit dem blonden Bart, ich stand in halber Höhe der Treppe, sah und hörte die Verhandlung, selbst ungesehen — „den wollte ich durchaus nicht bemühen. Ich wünschte den jungen Herrn Doctor zu sprechen, den Mediciner.“

„Unsern Heinz?“ — die Grethe lacht — „ja der is ja noch gar nich Doctor. Gehen Sie man da hinein, ich will ihn rufen. Ich glaube, er turnt am Reck mit Felix im Kinderzimmer.“

Ich müßte nothwendig die Hausordnung ändern, unseren Dienstboten größeren Respect vor ihm beibringen, und auch mir selbst. Es ist aber schwer, respectvoll zu sein, wenn der junge berühmte Herr zum Beispiel, wie er gestern that, urplötzlich seine alte Kinderfrau um den Leib faßt und sie auf dem Vorplatz im rasendsten Galopp herumschwenkt, bis der Athem ihr ausgeht.

„Wenn er nur so auch auf einem Ball tanzen wollte,“ sagte Felix mißvergnügt. — Felix nämlich, soviel jünger er ist, hat Alles, was die Welt lehrt und begehrt, sehr viel früher als sein Bruder begriffen und weiß, wie es Heinz fördern könnte, wenn er sich manchmal ein klein bißchen Mühe geben wollte, in der Gesellschaft zu gefallen. Alle unsere Verwandten sind empört über ihn, weil er so stumm ist, sie nie besucht. Aber die Kinder, die Dienstboten und Arme und Kranke, die beten ihn an.

Gestern überhörte ich ein Gespräch zwischen den Brüdern, das ich Dir berichten will, weil es beide charakterisirt. Es handelte von jener Frau, die ich lieb haben möchte und die ich doch hasse, auf die ich warte, und vor deren Kommen ich mich fürchte, als wäre das Leben damit für mich aus. Nämlich von meiner Schwiegertochter.

Ich saß bei meinen Rechnungsbüchern, hier am Schreibtisch, und sie wußten vielleicht nicht, wie ich jedes ihrer Worte sehr genau hörte.

Felix machte mit gewohnter Umsicht, wie nur er es versteht, den Wirth für Heinz bei dessen etwas verspätetem Frühstück. — Es war der Morgen nach einem Balle.

„Natürlich,“ sagt mein sarkastischer Jüngster, indem er den selbstgemachten Thee in die Tasse schenkt, „natürlich haben Euer Gnaden sich gehörig ausschlafen müssen — vom Nichttanzen.“

„Gesteh',“ sagt Heinz, „daß ein solches Gesellschaftsvergnügen mit Staub und Hitze und vielem Reden eine rechte Arbeit ist.“

„Nein,“ ruft jener heftig, „das gestehe ich eben nicht. Wenn ich tanzen könnte und dürfte, wo ich nur zusehe, ich würde niemals müde werden, nie. Ich gönne Dir Deine gesunden Glieder und Lungen, das weißt Du selbst. Aber daß Du hochmüthig verschmähst, um was ich Dich beneiden muß, das . . . Sag mir doch einmal, wenn all' diese lustigen jungen Mädchen, die eleganten, hübschen

Frauen Dir noch nicht recht sind, wie müßte denn das Wunderweib aussehen, das Dir gefiele?"

„Ja, wie? Nun etwa wie ein Mensch."

„So, und unsere beiden Cousinen und alle die anderen sind keine Menschen?"

„Mindestens scheinen sie mir keine recht natürlichen."

„Was verstehst Du unter Natur? Den Bildungsgrad der alten Grethe?"

„Eine Frau, die an meinen Arbeiten, meinen Untersuchungen nicht mit Verständniß theilnehmen könnte, der ich nicht meine Zweifel klagen, meine Fortschritte klar machen dürfte, die wäre keine Frau für mich."

„Also ein Blaustrumpf, mit langen Locken, langer Nase, vergilbter Haut?"

Heinz lacht: „Sei ruhig. Sie braucht nicht eine vollkommene Schönheit zu sein. Aber eine Schwägerin, die häßlich ist, wirst Du nie haben."

„Das freut mich zu hören. Nur schade, daß ich für gar so verborgene Reize nicht das volle Verständniß besitze. Mir nämlich gefallen die Frauen besser, die sich auch reizvoll zu zeigen verstehen. Und ich halte nicht gleich ein Mädchen, weil sie ein lustig modernes Kleid trägt, für eine geistlose Zierpuppe." — (Armer Felix! seine augenblickliche Flamme hegt in der That in ihrem hübschen, goldblonden Köpfchen bisher noch nicht viel Weiteres, als die Ueberlegung über besagte neue Kleider.)

„Ein Mädchen, das ich mir zur Frau erwähle, darf sich niemals unkleidsam tragen," sagt Heinz mit Würde, nachdem er seine beiden Eier, die ihm Felix kochte, verzehrt hat und sich nun daran macht, dem kalten Braten ein eingehendes Studium zu widmen.

„Ich dachte, Deine Idealfrau müßte in grauen Säcken gehen, mit einem Hut vom vergangenen Jahrzehnt?"

„Und das wagst Du von mir zu denken, dem Sohne unserer Mutter! Als ob nicht moderne Kleidung einen rasch fassenden Geist verriethe. Denn die Mode ist eine Göttin, der am Ende Alle folgen, die Dummen am spätesten, manchmal nach Jahrhunderten erst, wie wir es an den Bauern sehen, deren Trachten, wie die Gelehrten sagen, nichts Anderes sind, als fossil gewordene Moden! Und warum es moralischer sein soll, den Geboten dieser unumschränkten Herrin sich erst eine Zeit lang zu widersetzen — da man doch schließlich ihr folgen muß — als frisch und muthvoll, mit leichtfassendem Blick und geschickter Hand ihr nachzueifern, oder noch besser voranzueilen, das sah ich nie ein. Ich selbst bin ein moderner Mensch. Das Praktischste, Neueste erscheint mir als das Beste. Meine Frau muß sich hübsch anziehen, wie es die Mutter von jeher that."

„Also resümiren wir: Geist, mäßige Schönheit, fesche Toiletten, was sonst noch, Herr Bruder?"

„O, so viel!"

„Sie müßte Dich vielleicht auch lieben?"

„Ja, siehst Du, daran dachte ich nicht einmal. Das versteht sich am Ende von selbst. Sonst nähme sie mich nicht. Besonders viel werde ich ihr schwerlich zu bieten haben. Aber ein Anderes. Es ist . . . ich fürchte . . . vielleicht klingt es sehr unbescheiden — aber wenn ich sie nur lieben werde!"

„Das fällt Dir schwer? O," ruft Felix, „wenn's weiter nichts wäre. Ich mache mich anheischig, binnen vierundzwanzig Stunden mich in jedwedes weibliche Wesen, notabene unter Vierzig, ganz unsterblich zu verlieben."

Heinz ist wieder fort. Er sagt, er wolle nicht mehr kommen, bis er seinen Doctor gemacht hat. Wir träfen gern im nächsten Sommer bei Euch mit ihm zusammen, falls Dir es recht ist. Aber freilich klagst Du dann wieder, wenn wir Alle zu gleicher Zeit da sind, daß Dir meine Briefe fehlen, und daß wir lebendigen Menschenkinder eine nicht halb so friedliche Gesellschaft seien, wie unser getreues Abbild auf weißen Blättern. Besonders Deine sehr ergebene Dienerin hier ist noch immer leider nicht ganz bequem für ihre nächste Umgebung. Aber weißt Du, was mich halb erfreut, halb demüthigt? Mein Mann ist, obwohl wir nun bald ein Vierteljahrhundert miteinander ganz leidlich hausen, erst jetzt und ganz plötzlich für alle meine vielen Fehler nachsichtig geworden. Und weißt Du weshalb? — Nur einzig deshalb, weil mein Sohn dieses Mittel gefunden hat, durch welches sie glauben, nicht nur Diphtheritis allein, sondern alle infectiösen und alle Fieberkrankheiten im Entstehen ersticken zu können.

Nur in Eile ein Wort. Wir kommen in der nächsten Woche. Daß Heinz Doctor ist, wird er Euch selbst schon gemeldet haben. Er hat gleich einen Antrag erhalten, eine Professur zu übernehmen. Sag' es dem Vater, es wird ihn freuen. Aber er hat ihn zurückgewiesen. Denn da hier nächstens, am Krankenhause, eine Vacanz entstehen wird, hofft er, die Stelle eines untersten Assistenten zu erhalten. Das schreibe ich Euch, damit Euer erster Zorn schon verraucht ist, wenn wir Euch sehen. Mein Mann ist ganz auf Eurer Seite und beklagt es, daß unser Sohn nicht die ehrenvolle Laufbahn, die sich ihm öffnet, einschlagen will, aus einem quichotischen Eigensinn erst von der Pike auf zu dienen. Ich denke gar nichts, bin einfach glücklich, daß er in meiner Nähe bleibt. Und Felix, der praktischste von uns Allen, sagt: „Wartet es ab. Der wird noch Professor. Nur auf seine eigene Weise und anders als Andere. Ueberhaupt, über den seid ganz ruhig, was er sich in den Kopf gesetzt hat, das führt er durch, und was dawider ist, wird ihm weichen. Der! Riesen sind zwar beschränkte Leute, aber sie haben Riesenkräfte, auf die man sich ruhig verlassen kann."

Es ist urkomisch, welchen unbedingten Glauben mein Jüngster zu seinem Bruder hegt, und doch wie er ihn zu übersehen meint und protegirt. Nun, Du wirst die Beiden ja bald nebeneinander kennen lernen. Auf Wiedersehen also, und frohe Zeit.

Liebe Mutter, da wären wir wieder in unserem Heim. Ich wollte Dir danken, für die schönen Sommerwochen, die wir mitsammen bei Dir verbrachten. Aber ich bin noch ganz erregt von einem Erlebniß, das wir bei der Ankunft hier hatten. Du sahst selbst die fremde Familie, die an der Bahn, als wir Abschied nahmen, zu uns ins Coupé steigen wollte. Die zwei alten Damen und das junge blasse Geschöpf mit den wunderbaren Augen unter dem großen

Schattenhut. Der Schaffner, von Hermann vorher verständigt, uns allein zu lassen, wies ihnen eine andere Abtheilung an. Felix war trostlos. Er hätte sich auf die lange Fahrt gefreut, gegenüber der kleinen Schönheit. Wir hätten ganz gut uns einrichten können, der Papa sei auch allzusehr für die Ruhe; für eine so reizende junge Dame müsse überall Platz genug sein. Hermann zum Glück studirte den Hendschel und hörte seine Vorwürfe nicht. Heinz schüttelte den Kopf: „Kannst Du denn wissen, ob dem Mädchen Deine Höflichkeiten gefallen hätten?"

„Weshalb nicht? weil sie das Plaidpaket, das ich ihr zum Einsteigen abnehmen wollte, nicht aus der Hand ließ? Sie hat mich eben noch nicht gekannt. Hätte ich erst eine halbe Stunde mit ihr geplaudert . . ."

„O Du Unwiderstehlicher! Dann wäre sie von Dir entzückt gewesen, glaubst Du? Nun, ich will Dir etwas sagen: ich zweifle nicht, daß sie freundlich gelächelt, vielleicht theilnehmend Dir zugehört hätte. Aber geschmeichelt, neckisch, coquett, so wie Du's meinst, das wäre die niemals geworden."

„Kennst Du sie so genau?"

„Jedenfalls etwas besser als Du. Denn während Du in Deinem Eifer hin und her eiltest, ihr behülflich zu sein, stand ich auf dem Perron zur Seite und sah sie mir an. Was sagst Du, Mutter," so wandte mein Sohn sich zu mir um Entscheidung, „Du bemerktest die Fremde auch — paßt sie für Felix?"

Ich hatte sie nur flüchtig gesehen, denn ich saß schon im Coupé, als Jene an die Thür gekommen waren. Aber was ich von dem feinen, etwas schwermüthigen Mädchengesichte erblickt hatte, das schien mir freilich von einem ziemlich anderen Schlage, als die meist sind, denen mein Leichtsinn von jüngerem Sohn seine Huldigungen zu widmen pflegt. Ich sagte dergleichen.

„Ach so, ich merke schon, Ihr beide haltet wieder einmal zusammen und findet sie viel zu gut für mich Aermsten," meinte Felix beleidigt. „Dir taugte sie eher wohl, Durchlaucht Heinz? Was denkst Du, Du bist sonst ja so kritisch, würdest Du Dich entschließen können, dies Gesicht — wie sagtest Du einmal — Jahr aus Jahr ein, für immer und ewig um Dich zu sehen?"

„Ja," sagte Heinz.

Mein Mann — wir denken oft, er hört es gar nicht, was die zwei Jungen, denn das sind sie doch noch immer, für Thorheiten mit einander schwatzen; aber dann, wenn man's am allerwenigsten erwartet, bemerkt er es doch — mein Mann sah auf von seinem Hendschel: „Es freut mich, daß Du so guten Geschmack hast. Ich bin mit dieser Schwiegertochter ganz einverstanden."

Unser junger Doctor ward dunkelroth: „Ich . . . so hatte ich's nicht gemeint, ich kenne sie ja nicht," murmelte er.

Ich hatte an diese Neckereien nicht viel weiter gedacht. Die Reise verlief wie jede andere. Hermann las fast so lange es Tag war, Felix klagte über unbequeme Lage, Rückenschmerz, Kopfweh, bettete sich an meine Schulter und schlief dann ein. Heinz saß in seiner Ecke, rauchte und schwieg und schaute hinaus in die vorübereilende Landschaft. Wir hatten einen schönen Abend. Spät zog ein Gewitter auf; man sah das Kämpfen der Wolkenmassen, die zuckenden Blitze, dann einen milden Abendrothschein, wie Frieden kündend. Und dann stieg der Mond auf, eine röthlich runde Scheibe am Horizont; allmälig sich aus

den Dünsten hebend, ging er in goldgelbes Leuchten über, und wie der Himmel dunkler ward, in ein blasses Licht, bis sein grünlich klares Silber die Felder überfluthete. Es träumt sich gut auf so schneller Fahrt durch die schlafende Welt, wenn man all' seine Lieben nah um sich hat. Manchmal tauschten Heinz und ich einen Blick aus, wir zwei Wachenden. Es that mir wohl, daß seine Gedanken mit meinen ähnliche Wege gehen mochten. Manchmal sah ich, wie ihm der Kopf an die Kissen zurücksank, die jungen Züge sich gleichsam lösten und in sein ernst verschlossenes Gesicht ein Etwas von kindlicher Weichheit kehrte. Zuletzt bin ich selber wohl eingeschlafen. Denn ich fuhr mit einem Schrecken und Ruck in die Höhe, als plötzlich der Zug hielt. Schon? — Wir standen auf offenem Felde in der Morgendämmerung.

„Was ist geschehen? was gibt es? Ein Unglück?"

Aber über den Wirrwarr von Stimmen aus allen Abtheilungen der Wagen, hob sich eine, deutlich und klar, eine junge Frauenstimme mit fremdem Accent: „Ich zog die Nothbremse. Ich allein. Ein Kind ward krank. Ist kein Arzt im Zuge?"

„Hier!" ruft Heinz.

Er war im Moment hinausgesprungen. Der Schaffner kam zu uns ans Fenster: „Es ist nichts geschehen, gar nichts. Die Dame hat unbefugter Weise an der Leine gezogen. Sie wird sich dafür zu verantworten haben."

In der nächsten Minute schon fuhren wir weiter. Daß die helle, klare Stimme dem schönen jungen Mädchen gehörte, darüber waren meine beiden bei mir gebliebenen Genossen sich vollständig einig. Ich selber zweifelte kaum daran. Es lag ein Etwas von Energie, von Resignation zugleich in dem Klang, der mir zu ihren feinen Zügen zu stimmen schien. Wir machten unsere Muthmaßungen, was geschehen sein könne. Felix beneidete natürlich seinen Bruder, der gleich mitten drin stand im Abenteuer. Ich, ebenso natürlich, fühlte mich ängstlich, unbehaglich, bis ich wußte, ob dem Heinz auch sicherlich nichts zustoßen könne.

Bei der Ankunft hier war ein Durcheinander von Beamten, von Polizei. Man rief, man fragte nach dem Grunde der Verspätung. Heinz kam sofort zu uns heran: „Fahrt nur nach Hause, ich komme nach. Ich muß erst hier als Zeuge auftreten und dann noch für den Jungen sorgen."

„Was ist denn eigentlich geschehen?" fragten wir Alle.

„Es brannte in dem Coupé. Sie löschte. Sie ist eine Heldin. Sie —" er war schon halb fort und kehrte um und kam nochmals ganz nahe, „Vater sie wird Deine Schwiegertochter. Die oder keine, verlaß Dich darauf."

Wie dazu meines Sohnes, sonst oft halb geschlossene Augen leuchteten, welcher Ausdruck von Entschlossenheit, von Willensfestigkeit aus allen seinen Zügen sprach, ich kann Dir's nicht schildern.

„Glückspilz!" rief Felix hinter ihm drein.

Und mein Mann sah ihm nach: „Da geht er wirklich hin wie ein Sieger."

Inzwischen hatte sich schon der Träger mit unseren Siebensachen beladen. Der Menschenstrom zog uns mit fort. Im Hinausgehen erfuhren wir erst, was sich zugetragen hatte. Ein Herr, der unbefugter Weise rauchend eingestiegen

war, hatte seine verborgen gehaltene Cigarre im Schlaf fallen lassen. In dem überfüllten, heißen Coupé bemerkte Niemand wie das Kissen zu schwehlen begann, bis die Flammen herausschlugen. Da hatte das fremde Mädchen rasch ihre Plaids und Mäntel auf den Sitz geworfen, das Feuer erstickt. Aber ein Kind, ein kleines Bürschchen, das in der Obhut einer jungen Wärterin nach Hause reiste, war verletzt worden und hatte vor Schrecken Krämpfe bekommen. Und dieselbe fremde Dame zog die Leine, ärztlichen Beistand zu erbitten.

Die Meinungen gingen hin und her unter den Leuten, die mit uns dem Ausgang zustrebten, ob das erlaubt sei. Hätte sie's für das Feuer gethan, es wäre wohl kein Zweifel gewesen. Aber so, nur für ein weinendes Kind . . .

„Das Feuer hat sie lieber gelöscht, als zu schreien und zu warten," sagte mein Mann, „und dem Kind verstand sie nicht richtig zu helfen. Da fühlte sie Mitleid, rief um Rath. Mir scheint, das hübsche kleine Fräulein hat Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck."

Ich saß bald im Wagen, aber meine beiden Herren konnten sich von dem Schauplatz der aufregenden Ereignisse noch nicht trennen. Sie mußten durchaus noch einmal in die Bahnhofshalle zurückkehren, nach der Fremden zu sehen.

Kaum waren sie fort, so erblickte ich von Weitem das Mädchen, mit ihren beiden alten Duennas. Ein Herr, der sie erwartet haben mochte, ging neben ihnen. Trotz seiner Begleitung aber schien sie, klein, jung und zart, die Anführende, die Beschützerin Aller. Sie geleitete die Anderen zu einem Wagen, half ihnen beim Einsteigen und verhandelte mit Kutschern, Hôtelbediensteten und Trägern. Doch als diese abgefertigt waren, blieb sie noch vor dem Wagenschlag stehen. Sie schien etwas zu wünschen, was ihren Begleiterinnen nicht recht war. Die Verhandlung, ich sah es, währte eine ganze Weile. Dann wandte sie sich, ging an der Reihe von Droschken vorüber und kam zu mir.

„Gnädige Frau," sagte sie mit stark englischem Accent, mit derselben ruhig klaren Stimme, die ich früh in der Dämmerung gehört, „gnädige Frau, Sie sind die Mutter des Herrn Doctor, der uns so hülfreich beigestanden. Nicht wahr, ich irre mich nicht darin? Er rettete nicht nur das arme Kind. Er hat uns Allen gut gethan. Er ist ein Arzt, wie man sich ihn denkt, so wie er sein muß. Ein Mensch, der hilft. Meine Mütter beauftragten mich, ihren Dank ihm ausdrücken zu lassen. Und ich, ich wünsche ihm für all' sein Leben sehr viel Gutes. Das sagen Sie ihm. Vielleicht erfreut es ihn, zu wissen, daß drüben im Westen eine Frau lebt, die ihn nicht vergessen wird."

„Eine Frau? Wen meinen Sie? Die eine der beiden alten Damen ist Ihre Mutter?"

„Es sind meine Mutter und Schwiegermutter. Sie lassen ihn grüßen, beide, doch ich . . ."

„Sie sind eine Frau! — Das ist ja nicht möglich, Sie so jung."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich bin nicht so jung, wie ich wohl scheine, bin zwanzig Jahr bald. Dort im Wagen ist mein Mann, mit dem wir hier zusammentrafen. Wir schiffen uns heute wieder ein. Und — grüßen Sie ihn." Sie neigte noch einmal das blasse Köpfchen und ging zu den Ihren zurück. Hermann und Felix kamen grade, als sie drüben einstieg und davonfuhr.

Sie waren beide ganz erfüllt von den Einzelheiten des Geschehenen, die sie noch erfragt hatten. Sie beschrieben mir möglichst deutlich die Lage der Plätze im Coupé, die Entstehung des Brandes, die Art der Löschung und so weiter. Wenn ich ordentlich zugehört hätte, könnte ich Dir es auch ordentlich schildern. Aber Du mußt mir den verwirrten Bericht verzeihen. Denn ich hörte leider nicht zu.

Immer sah ich das blasse Gesicht mit den regelmäßigen Zügen, den dunklen Augen, den feinen, fest sich schließenden Lippen. Und ich hörte die fast kindlich hellklingende Stimme: „Jung? o nein, ich bin nicht so jung. Dort ist mein Mann. Und — grüßen Sie ihn.“ — Es lag ein ganzer Roman von Leiden, von Entsagung, in dem ruhigen Ton.

Weißt Du, wie die Kleine aussieht, genau, ganz genau? Wie die heilige Julia von Gabriel Max, durch deren edle Lieblichkeit noch im Tode bewegt, ein römischer Schwelger sich bekehrt, und seinen Rosenschmuck vom Haupt reißt.

Als Heinz nach Haus kam — er hatte seinen kleinen Kranken, den ersten Patienten des neuen Doctors, wie Felix stolz sagte, zu dessen Eltern gebracht und versorgt — da war mir's, als habe ich ein Unrecht wider ihn auf meinem Gewissen. Ich konnte ihn nicht ansehen. Sie sprachen noch immer von der Amerikanerin, von ihrem Muth, davon, ob sie regelmäßig schön sei oder nicht. Ich schwieg dazu. Ich glaube, ich habe nicht einmal gelächelt, als Felix sagte: Der Begriff der Schönheit in unserer Familie habe sich bisher immer nach meiner höchst respectabeln Höhe gerichtet, es wäre doch seltsam, wenn ich nun eine Tochter bekäme, die sich durch Kleinheit auszeichnete. — Sie fragten mich, ob ich angegriffen sei, von der Reise. Ich weiß nicht, was ich zur Antwort gab. Heinz sah mich an, mit dem Blick des Arztes. Dann, da er bemerkte, daß es mir weh that, wandte er sich ab.

Es ist Abend jetzt. Er ist fort, noch einmal nach dem Knaben zu sehen, der weit entfernt, am entgegengesetzten Ende der Stadt, beim Hafen wohnt. Ich habe den Gruß ihm noch nicht bestellt. Ich war nicht allein mit ihm. Vor den Anderen wollte ich es nicht. Es ist etwas in seinem Gesicht, ein Leuchten, eine innere Freude, das wird erlöschen, wenn ich spreche. Ich bin so feige, ich muß es ja sagen. — Sie ist eine Frau. — Vier kurze Worte. Und sie enden nur einen Wahn, der nicht länger als Stunden bestanden. Aber doch . . . Ich kenne ihn. Und ich habe nicht den Muth, meine Lippen zu öffnen, auszusprechen, was ihn treffen wird wie ein Schlag.

Heute nicht, vielleicht morgen.

Ich habe es ihm nicht zu sagen brauchen. Gestern Abend sah ich ihn nicht mehr. Heute, beim Frühstück, ich merkte es gleich, war etwas verändert in seiner Stimme. Mein Mann und Felix gingen zur Stadt, ich hatte nach der langen Reise vielerlei im Hause zu thun, und kam erst nach ein paar Stunden dazu, mich nach Heinz einmal umzuschauen. Er saß müßig am Schreibtisch. Als ich bei ihm eintrat, hob er den Kopf auf und blickte mir entgegen: „Mutter!“

„Mein Sohn?“ — ich kam näher.

„Nicht wahr, es ist kindisch," sagte er, „in einen Gedanken, einen Traum sich so zu verrennen, daß man meint, alle Herzensfäden müßten zerreißen, weil man ihn aufzugeben hat?"

Ich sah ihn an, daß er fortfahren solle. Ich wußte wohl, was nun kommen werde.

Er hatte mich zu sich herangezogen. Am Schreibtisch sitzend, lehnte er mir, die ich neben ihm stand, seinen Kopf an den Arm, daß ich seine Züge nicht sehen konnte. — „Das kleine, stolze, blasse Geschöpf, das ich zu meiner Frau machen wollte, ich sah es noch einmal, zum letzten Mal. Gestern Abend, da ich zum Hafen ging, fuhr sie vorüber. Ich lief ihrem Wagen nach. Doch kam ich zu spät. Sie war schon mit den Ihren an Bord des Dampfers gegangen. Sie erkannte mich aber und winkte noch einmal. Und ich befragte, vor ihren Augen, den Diener vom Hôtel, der sie zum Schiff begleitet hatte, nach ihr und nach dem Ziel ihrer Reise. Und der sagte mir zugleich . . ."

„Ich weiß."

„Du, Mutter, Du weißt es? Deshalb sahst Du gestern verstört aus? Sag' mir, woher Du's weißt und was, sag' mir Alles, genau."

Nun, da habe ich denn mein Gewissen mir rein gebeichtet. Mein armer Junge! Er ist viel vernünftiger als ich. „Das geht ja vorüber," sagte er, „es muß vorübergehen, so wenig, wie es war, und so kurz. Aber doch. — So unglaublich es mir früher erschien, daß ich um eine Frau mich aufregen könnte, ebenso undenkbar, unmöglich scheint es mir heute, mein ganzes Leben nun ohne sie verbringen zu sollen. Die Welt, die bis gestern meine Welt war, gähnt mich an mit trostloser Leere. Ich kann's mir nicht vorstellen, wie ich wieder daran Gefallen finden werde. Das Salz ist fort, der Reiz, die Freude! Denn sie . . . Aber ich will nicht an sie denken. Nicht wahr, Mutter, so wie ich heute, so fühlt man nicht lange? Das muß ja vergehen. Ich ertrage es nicht. Nein, nein, es ist lächerlich, und ich will nicht. Ich will nicht leiden."

Ich versuchte ihn zu beruhigen. Mir selber klang aber, was ich da sagte, von der Zeit, die Alles austilgt, wie eine recht banale Phrase. Wenn ich nur nicht meinen Sohn so gut kennen würde . . . Was der sich einmal vorgenommen, in seinen eckigen Kopf gesetzt hat. — Nein, nein, Mutter, ich rufe Dich an, wie er mich, es war ja so kurz, es muß ja verblassen, es wäre zu sinnlos, sollte sein Leben um dieser einen kurzen Fahrt willen getrübt sein und bleiben.

(Schluß folgt.)

Marco Minghetti
und
sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859.

Von
Flaminio.

Von den Männern, welche das heutige, nach außen unabhängige, nach innen geeinte Italien geschaffen, haben die Einen, wie Victor Emmanuel, Gioberti, Cavour, Gino Capponi, mehr oder weniger ausgiebige Biographen gefunden; Andere, wie Rosmini, Massimo d'Azeglio haben durch autobiographische Aufzeichnungen dafür Sorge getragen, daß das beste Stück ihrer politischen Arbeit der Nachwelt in ein richtiges Licht gerückt werde. Letzteren hat sich auch Marco Minghetti angeschlossen, dessen „Ricordi" nunmehr bereits in vierter Auflage vorliegen[1]). Leider war es dem Urheber dieser „Erinnerungen" nicht mehr vorbehalten, sein Werk zu vollenden und es für den Druck fertig zu stellen. Minghetti starb, als er in seiner Erzählung bis zum Jahre 1859 gelangt war, wo er, als Generalsecretär Cavour's, in das Turiner Ministerium eintrat. Was er hinterlassen, war allem Anschein nach eine Niederschrift, welcher die letzte Feile noch sehr fehlte und welche nicht mit aller wünschenswerthen Sorgfalt für den Druck hergerichtet wurde. Die „Ricordi" haben darum nach mehr als einer Seite eine scharfe Beurtheilung in der italienischen Presse erfahren. Sie können in der That nicht den Anspruch erheben, als literarische Leistung mit denjenigen d'Azeglio's auf eine Stufe gestellt zu werden. Dagegen sind sie als Beitrag zur inneren Geschichte Italiens ebenso wichtig als diese, ja, meines Ermessens, ausgiebiger und belehrender, und insofern erfüllen sie den Zweck, welchen ihr Verfasser nach seiner eigenen Erklärung im Auge hatte, als er sich zu dieser Arbeit entschloß. Sie sollten, sagt Minghetti (I 74), Demjenigen Materialien liefern, welcher einst die Geschichte unserer Zeit schreiben werde. Die Darstellung verzichtet darum ebenso darauf, dem einmal gesetzten Vorwurf fremde Gegenstände zu berühren, wie sie andererseits ausdrücklich die Besprechung derjenigen Vorgänge des inneren Lebens

[1]) Marco Minghetti. Miei Ricordi. 4a ed. Torino 1889 f.

ausschließt, welche mit der öffentlichen Laufbahn des Verfassers nicht zusammenhängen und deren Darlegung, nur „Futter für die Neugierde" sein würde. Wer hier „Seelengeschichte" suchte, würde sich nicht minder enttäuscht finden, als Derjenige, welcher in Talleyrand's Memoiren dessen intime Herzensgeschichte zu erhalten hoffte. In beiden Schriftstellern wiegt der Staatsmann dermaßen vor, daß die Rücksicht auf das Persönliche und rein Menschliche sehr zurücktritt. Das gilt aber von Minghetti bei Weitem nicht in dem Maße wie bei dem großen Franzosen. Im Gegentheil hat er es für angemessen erachtet, uns in der Darlegung seiner Studien und seiner jugendlichen Entwicklung den Weg aufzuweisen, welcher ihn dazu führte, sein Dasein mit den Hoffnungen Italiens zu identificiren und einen so bedeutenden Antheil an der Erhebung seines Vaterlandes zu nehmen. Verfolgen wir diesen Weg: er bietet bei jeder Wendung lehrreiche Ausblicke in die Geschichte jener Jahrzehnte, welche die unmittelbare Vorbereitung unserer Gegenwart waren, und welche unserer Empfindung nun schon so weit zurückzuliegen scheinen.

I.

Marco Minghetti erblickte das Licht der Welt am 8. November 1818 zu Bologna. Seine Familie war, wie er glaubt, aus Toscana hergekommen; seine Ahnen waren kleine Landbesitzer, welche ein Gütchen Namens Calamo am Idice besaßen und dasselbe selbst bewirthschafteten. Der Großvater war zuerst in die Stadt gezogen, um sich da dem Handel zu widmen. Im Augenblicke, wo Napoleon 1806 die Continentalsperre decretirte, war für den alten Minghetti gerade ein Schiff mit Zucker und Kaffee in Marseille angekommen; von dieser Zeit datirt der Reichthum des Hauses. Der Vater liebte den Handel nicht, kaufte Ländereien und vererbte mit dem Geschmacke an der Landwirthschaft den Geist der Unabhängigkeit auf seinen Sohn. Eine Mutter, von der dieser sagen konnte, sie sei nicht sowohl „selten als einzig" gewesen, kam hinzu, um dem jungen Mann den Eintritt ins Leben glücklich zu gestalten. Minghetti erkennt mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung an, daß diese Umstände von Hause aus sein Gemüth mehr zum Wohlwollen als zu pessimistischem Uebelwollen gestimmt haben. Der Vater starb ihm 1828, als er neun und ein halbes Jahr alt war, und es blieben ihm aus dem ersten Jahrzehnt seines Lebens nur vage Erinnerungen. Die Mutter war eine Sarti aus Bologna, eine Frau von vortrefflichem Herzen und gutem Urtheil, von offenbar starkem und großem Charakter. Sie hatte, wie die meisten Mädchen der Zeit, wenig Unterricht genossen und suchte die Lücken ihres Wissens spät und mit großer Anstrengung auszufüllen. Minghetti meint, was Gutes an ihm sei, verdanke er ihr in erster Linie, und er unterläßt nicht, darauf hinzuweisen, wie oft ähnliche Beobachtungen über den bestimmenden Einfluß der Mutter auf den Sohn gemacht worden sind.

Minghetti hatte fünf Geschwister, darunter eine Schwester, welche zur Zeit der Abfassung dieser Memoiren noch lebte. Der Erziehung dieser Kinder war nun die ganze Sorgfalt der Mutter nach dem Tode des Vaters gewidmet.

Die erste große und deutliche Erinnerung, welche Minghetti aus seiner Knabenzeit gegenwärtig blieb, ist die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution

in Paris (1830), welche der Oheim, Pio Sarti, in lebhafter Erregung nach dem Landsitze der Familie brachte. „So fing," sagt unser Autor, „mein geistiges Leben mit der Politik an, dem Gegenstande, welcher mich seither nicht losgelassen hat: dem ich große, aber mit schweren Schmerzen gemischte Befriedigung zu danken habe." Eindrücke solcher Art scheinen in der That sich nicht zu verwischen: in ganz gleicher Weise trat, achtzehn Jahre später, dem Schreiber dieser Zeilen die Nachricht vom Ausbruch der Februarrevolution in Paris entgegen: sie hat ihn nicht zum Staatsmann gemacht, aber sie hat sicher ihren Antheil daran, wenn das politische Interesse in unzerstörbarer Weise in ihm geweckt wurde.

Der zweite Eindruck, der dem Knaben blieb, war nicht minder bedeutsam. Im selben Jahr 1830 nahm ihn die Mutter mit nach Venedig: der Anblick dieser Wunderstadt mit ihren Palästen und Kunstwerken weckte in ihm jene Liebe zur Kunst, vorzugsweise zur Malerei, welche „ihm ein wahrer Trost seines Lebens" gewesen ist. Die Rückreise führte ihn nach Padua und Arqua, wo Petrarca's Name sein Ohr traf und der jugendlichen Einbildungskraft neue Nahrung gab. Von Canova hatte der Knabe bereits in Bologna in seiner Umgebung, die mit dem Meister befreundet war, Manches gehört; jetzt lernte er in Possagno die von ihm erbaute Kirche kennen, deren schöne und majestätische Linien ihn entzückten; kurz darauf sah er das Amphitheater in Verona, dessen grandiose Massen ihm größte Bewunderung abzwangen. So war diese erste Reise reich an kostbaren Anregungen und ein mächtiger Antrieb zu neuen Unternehmungen dieser Art. Man weiß, daß die Italiener im Allgemeinen wenig reisen. Um so beachtenswerther ist die Beobachtung, wie fast alle Diejenigen, welche an den Geschicken Italiens in unserer Zeit einen bestimmenden Antheil genommen, sich die Weite des Blickes und die Reife des Urtheils durch Reisen im Auslande gewonnen haben. Gioberti, Cavour, Capponi, Pellegrino Rossi können hier neben Minghetti genannt werden.

Nach der Heimkehr trat der junge Marco Minghetti in die Lateinschule der Barnabiten ein, deren Unterricht unsere „Ricordi" loben und von denen mit Dank hervorgehoben wird, daß auch die politische Empfindung des Schülers in wohlthätiger Weise ausgebildet wurde, indem diese Väter sich durch eine freie und vaterländische Gesinnung auszeichneten. Auch heute noch zählen die besonders in Oberitalien verbreiteten Barnabiten zu den gebildetsten und bestgesinnten geistlichen Genossenschaften Italiens. Der um die Textkritik der heiligen Schrift verdiente Bibelforscher Vercellona, der Archäologe Bruzza, der Cardinal Bilio waren die Hauptzierden des Instituts in den letzten Jahrzehnten; aber auch gegenwärtig noch besitzt dasselbe jüngere Gelehrte in Rom, welche den alten Ruhm des Institutes zu erhalten streben. Mit Minghetti saßen zwei Mitschüler auf den Schulbänken der Brüder, Bassi und Gavazzi, von denen der Erstere von den Oesterreichern später erschossen wurde, der Andere eine unrühmliche Celebrität erlangte; Minghetti nennt ihn einen Charlatan von verkommenen Sitten. Unter den Lehrern nennt er den P. Venturi, der in der italienischen Literatur einen Namen hinterlassen hat.

Der Ausbruch der Revolution in der Romagna 1831 war von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung des jungen Mannes. Am 5. Februar führte

ihn der Oheim Sarti auf den großen Platz der Stadt, wo Tausende gingen und kamen: zum erstenmal war Minghetti Zeuge einer der großen Bewegungen, aus denen das heutige Italien hervorgegangen ist. „Es war mehr ein allgemeines Freudenfest, als ein Kampf gegen eine geordnete Regierung.“ Von der Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung die Rückkehr Pius VII. in seine Staaten 1815 gefeiert hatte, war nichts mehr zu sehen; die Verwaltung desselben und noch mehr diejenige Leo's XII., eines „hochfahrenden Charakters und eines bitteren Feindes jeder modernen Institution“, hatten die Unterthanen erbittert; der kirchliche Zwang in seiner Verbindung mit der politischen Herrschaft wurde immer mehr als unerträglich empfunden; die Priester erschienen nicht mehr als die Organe einer höheren Ordnung und als Tröster der Betrübten und Leidenden, sondern als Werkzeuge und Spione der Regierung. Die Erhebung, welche ohne die Dazwischenkunft der Oesterreicher sich von Terni, wohin sie vorgedrungen, wahrscheinlich nach Rom fortgepflanzt hätte, war zunächst durch das von den französischen Staatsmännern proclamirte Princip der Nichtintervention veranlaßt. Ohne Plan, ohne Hülfsmittel ins Leben gerufen, mußte sie der Intervention Oesterreichs unterliegen; die Häupter der Bewegung wanderten nach Venedig ins Gefängniß oder ins Exil. Unter ihnen war Minghetti's Oheim, obgleich derselbe dem von dem wüthenden Volke bedrohten Cardinallegaten Benvenuti seiner Zeit das Leben gerettet hatte. Vergebens bemühte sich Minghetti's Mutter, unterstützt von dem französischen Gesandten de St. Aulaire in Rom, dem Bruder die Erlaubniß zur Rückkehr aus der Verbannung zu erlangen. Die römische Curie eröffnete nun eine Aera der Reaction, welche mit der ausdrücklichen Ablehnung der von den damaligen „Liberalen“ des Kirchenstaates geforderten Bildung von einer Art Kreis- oder Bezirkstagen und einem von Laien gebildeten Staatsrath begann. Der Cardinal Bernetti lud in seinem Proclama zu der neuen Wendung mit den Worten ein: „incominciamo un'era novella“; das Volk sprach nur höhnend von der ira novella des neuen Legaten. Die dem Cardinal Albani in die Provinzen mitgegebene Soldatesca ließ sich wilde Ausschreitungen zu Schulden kommen; man mußte die Hülfe der Oesterreicher wieder nachsuchen, und der abermalige Einmarsch derselben führte nun auch die Besetzung Ancona's durch die Franzosen herbei. Seit 1836 stand somit der Kirchenstaat auf den Bajonetten der beiden Großmächte: der englische Gesandte, Lord Seymour, constatirte in einer seiner Noten, daß keine der von den Mächten geforderten Reformen ausgeführt war, und sagte den kommenden Umsturz der Dinge voraus.

Minghetti's Mutter hatte, als Albani's Truppen sich über die Legationen warfen, für geeignet gefunden, Bologna zu verlassen. Sie begab sich (1832, 30. Januar) mit ihrem Sohne nach Paris, wo die Reisenden nach mannigfachen Widerwärtigkeiten, wie die Jahreszeit und die Paßquälereien der damaligen Zeit sie mit sich brachten, am 14. Februar eintrafen. In Paris angelangt, sah Frau Minghetti ihre Wohnung bald zum Sammelplatz der Emigranten werden; aber ihr Sohn kann die unangenehme Thatsache nicht verschweigen, daß neben denjenigen, welche für hohe politische Ziele das Exil trugen, sich gar manche verkommene und nichtswürdige Elemente unter den Emigranten befanden, und daß die meisten mit dem Elend rangen. Unter den Verbannten war Orioli, der

Professor der Physik an der Universität Bologna gewesen und der schon früher, ehe er sich politisch compromittirte, nahezu sein Lehramt eingebüßt hatte, weil er eine natürliche Erklärung des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius versucht hatte. Mit ihm waren zwei junge Männer nach Paris gekommen, von denen namentlich der letztere später großen Ruhm gewann: Malaguti, der Chemiker, und Terenzio Mamiani, der sich damals ganz den Studien hingab und jene Schriften vorbereitete, welche ihn in Polemik mit zwei bedeutenderen Philosophen, mit Rosmini und Gioberti, verwickelten.

Minghetti widmete seine Zeit dem Besuche der Pariser Galerieen, Museen, Theater; auch die Gesellschaften lernte er kennen. Er sah den alten Lafayette, und er begegnete im Salon der Herzogin von Dalberg Talleyrand, der ihm sehr geleckt, geputzt und manierirt erschien, und um den Herren und Damen sich scharten. Minghetti empfand bei seinem Anblick einen Schauder: die Abwesenheit moralischer Größe wirkt nirgend abstoßender als bei dem Greise. Wie viel mehr sagte ihm Casimir Périer zu, den er auf der Tribüne über die Occupation Ancona's sprechen hörte. Seither hielt er es für das schönste Glück, vor freien Männern frei sprechen zu dürfen.

Von Paris ging Minghetti mit dem Oheim nach London. Die Weltstadt an der Themse machte den tiefsten Eindruck auf ihn, und er bekennt, zeitlebens unter dem Zauber derselben geblieben zu sein.

Auf der Rückkehr nach Italien wurden Avignon mit seinem finstern Papstschloß und die Valchiusa besucht, wo der schwärmerische Jüngling die Lieder seines großen Landsmannes an Laura laut vor sich her declamirte.

In die Heimath zurückgekehrt, nahm Minghetti seine Studien wieder auf, welche in der Schule der Barnabiten, namentlich nach der Seite der Realien, doch sehr lückenhaft geblieben waren. Die Mutter gab ihm in dem jungen, mit vorzüglichen mathematischen Kenntnissen ausgestatteten Arzte Michelini einen geeigneten Hauslehrer, welcher die Neigung des Zöglings zu Mathematik und Naturwissenschaften förderte. Nach der literarischen Seite beeinflußte ihn namentlich der mehrjährige Verkehr mit Paolo Costa. Dem Zusammensturz der napoleonischen Herrschaft war in Italien eine starke Reaction zu Gunsten der classischen Studien gefolgt. Bologna stand im Vordergrund dieser Bewegung, welche die Monti, Perticari, Pietro Giordani, Giacomo Leopardi vorübergehend in seinen Mauern vertraten. Auch Frauen von Begabung und Geist schlossen sich dieser Bewegung an: so die Corniani Malvezzi, welche den Cicero übersetzte, so namentlich jene junge, damals eben aus den Marken frisch angekommene Frau, die viel genannte Caterina Franceschi Ferrucci, welche zu Minghetti in dauernde Beziehungen trat. Schon begann der Streit mit der romantischen Richtung, in welchen Costa verwickelt wurde. Der vielschreibende Mann hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen: keine der letzten war die päpstliche Büchercensur. Minghetti unterläßt nicht, die zuweilen erheiternden Praktiken dieser Behörde durch einige Anekdoten zu illustriren. So beanstandete der Censor einmal in einem Gedichte, wo von Galilei die Rede war, die beiden Verse:

Allor si stette il sole, e al sole intorno
Col suo pianeta roteò la terra.

Ein anderes Mal wehrte sich der brave Mann, der Galilei's Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne noch 1830 für staatsgefährlich hielt, gegen das Wort „Italia", das, als politischer Begriff, ja in der That viel schlimmer war als die Ketzerei des Astronomen, und man erkämpfte schließlich von ihm nur, daß statt dieser Bezeichnung „Ausonia" gesetzt wurde.

Die Philosophie war zu Anfang dieses Jahrhunderts, bis in die dreißiger Jahre, in Italien äußerst vernachlässigt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der Cardinal Gerdil seinem gemäßigten Ontologismus einen gewissen Anhang gewonnen. In den theologischen Schulen gebrauchte man aber zumeist nur elende und magere Compendien, ohne daß die Quellen, ohne daß die Kirchenväter und die großen Scholastiker noch gelesen wurden. Die Uebrigen, Lehrer und Lernende, begnügten sich mit einem Abgusse des englischen und französischen Sensualismus. Locke, Condillac und Tracy glänzten als Dreigestirn an dem Himmel der Sensualisten. In Bologna traten neue Gedanken auf, als 1835 zwei Franciscaner, der P. Tonini und der P. Trulet, ankamen, welche später beide als Theologen eine einflußreiche Stellung in Rom einnahmen und von denen der letztere als natürlicher Sohn Napoleons I. galt. Beide hatten, vor ihrer Ankunft in Bologna, in Stresa bei Rosmini geweilt, wo sie begeisterte Anhänger seiner Philosophie geworden waren. In Bologna setzten sie die Principien des „Nuovo Saggio" auseinander, und man fing zum erstenmal dort an, sich im Ernst mit Kant, Hegel und Schelling zu beschäftigen. Costa war zur Aufnahme solch' neuer Gedanken nicht mehr fähig. Er schrieb gegen Rosmini's „Saggio" einen polemischen Aufsatz, der, wie Minghetti sagt, nur seine und seiner Schüler Unwissenheit in Dingen der Philosophie bewies. Minghetti ließ sich von ihm bereden, ein Referat über sein Buch zu schreiben, welches er später als werthlos erkannte. Er ermangelt bei dieser Gelegenheit nicht, junge Leute nachdrücklich vor zu frühzeitiger Veröffentlichung ihrer geistigen Erzeugnisse zu warnen. Er führt die Nachtheile solcher übereilter Publicationen gut aus und gestattet nur eine bedingte Ausnahme zu Gunsten von Werken der Phantasie und von Uebersetzungen.

Costa starb in den letzten Tagen des Jahres 1836, und die Freunde setzten ihm ein Denkmal in der Certosa von Bologna. In der Literatur lebt er nur noch mit einigen nicht bedeutenden Danteschriften fort. Außer ihm waren zwei andere Berühmtheiten in jenem Jahre fleißige Besucher des Minghetti'schen Hauses: der sprachkundige, spätere Cardinal Mezzofanti und der Componist Rossini. Das Gedächtniß und das erstaunliche Sprachtalent des Ersteren bewunderte auch Minghetti; im Uebrigen nennt er Mezzofanti, wie er es in der That war, einen kleinen Geist — uomo di piccola mente e di piccolissimo spirito. Rossini stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, den er freilich schon mit Donizetti und Bellini zu theilen anfing. Er hatte sich nach der Revolution von 1830 von Paris nach Italien zurückgezogen und „thronte nun wie ein Orakel inmitten seiner Freunde" — kein populärer Charakter, wie seine ablehnende und skeptische Art es bedingte. Mit Minghetti blieb er in freundschaftlichem Verkehr; er hat ihn schließlich zu einem seiner Testamentsvollstrecker ernannt.

Ein anderer hervorragender Mann, mit welchem Minghetti Bekanntschaft machte, war Pietro Giordani, der damals in Italien großen Anhang hatte: man fragt sich heute, wie das bei seinem kalten und etwas pedantischen Stile möglich war. Die Restauration eines mittelalterlichen Wandgemäldes in einer kleinen Kirche, die Minghetti vor Porta S. Mamolo besaß, brachte ihn mit Giordani in Beziehung.

In Minghetti's Studien stritten sich verschiedene Einflüsse um die Herrschaft. Im Allgemeinen nahm seine Abneigung gegen die sensualistische Richtung in der Philosophie zu; naturwissenschaftliche und medicinische Schriften, wie diejenigen Gall's, trugen das Ihrige dazu bei, während andererseits bald Rosmini, bald die französischen Eklektiker den Gegenstand seiner Lectüre nach dieser Seite bildeten. Mathematik und Physik wurden nicht vernachlässigt, aber die Literatur entzückte ihn mehr und mehr; Dante und die Trecentisten wurden die tägliche Nahrung des jungen Mannes. Immerhin aber wurde ihm von Tag zu Tag klarer, daß sein eigentlicher Beruf auf dem Felde des Handelns, nicht des Schreibens liege. Minghetti war ein wesentlich activer, nicht contemplativer Geist. Keine Activität aber konnte größeren Reiz für ihn haben als die politische. Schriften, wie Lamennais' „Paroles d'un Croyant", Silvio Pellico's „Prigioni", Guerazzi's „Assedio di Firenze" zündeten in ihm wie in tausend Anderen. Bei all' dem widerstand er der Versuchung, sich in das Treiben der geheimen Verbindungen einzulassen. Von den politischen Elementen, die damals im Vordergrunde der Agitation standen, sagten ihm weder die blinden Anhänger der ersten französischen Revolution noch die ebenso blinden Bewunderer Napoleon's I. zu. Der alte Carbonarismus hatte sich ausgelebt, und ein unbestimmtes Vorgefühl sagte den Besseren der Nation, daß das Heil von einer ganz anderen Seite für Italien kommen werde. Von der „Giovane Italia" standen Minghetti manche Mitglieder nahe, manche ließen sich in ihrer Noth durch ihn unterstützen. Er selbst ist weder dieser noch einer anderen Secte beigetreten.

Minghetti war noch nicht völlig großjährig, als ihm die Mutter bereits die Verwaltung der väterlichen Güter ganz überließ. Der Ernst, mit welchem er sich den höheren Aufgaben des Lebens zuwandte, konnte diese Maßregel rechtfertigen. Verirrungen sinnlicher Natur, wie sie diesem Alter gefährlich sind, stellten sich, wie es scheint, nicht ein. Die Art, wie unser Schriftsteller von dem Erwachen jenes Gefühles spricht, über welches Memoirenschreiber meist sehr viel zu berichten haben, läßt darauf schließen, daß er die Liebe weder vom Standpunkte des Wüstlings noch von dem des Egoisten anzusehen lernte. Seine Ansicht von der Sache ist eine durchaus idealistische geblieben, und im Uebrigen war er der Meinung, daß die historisch-politische Absicht seiner Aufzeichnungen ein weiteres Eingehen auf dieses Kapitel seines Lebens nicht fordere.

Großjährig geworden, begann er zunächst wieder zu reisen. Im Herbst 1839 wohnte er einem wissenschaftlichen Congresse in Pisa bei. Er hat später noch öfter derartige Versammlungen besucht, auch anerkannt, daß für die Wissenschaft dabei meist sehr wenig herauskommt, und daß der Hauptwerth derselben in dem persönlichen Austausch der Congreßmitglieder bestehe. In Pisa lernte er gleich einige bedeutende Gelehrte kennen, wie Amici, Ridolfi, Lambrus-

chini, von Fremden Oken, Littrow, Quetelet. Von Italienern sah er zugleich zum ersten Male Montanelli, Giorgini, Giusti. In Rom, für welches er sich durch das Studium Niebuhr's und Nibby's vorbereitet hatte, war er erstaunt über die geistige Oede der Stadt: es ward nichts gedruckt und öffentlich wenigstens nichts gelesen. Das gerade Gegentheil stellte Neapel dar, wenigstens in Hinsicht der Zeitungen. Die Bekanntschaft mit Nicolini, der Dichterin Guacci, dem Historiker und Danteforscher Carlo Troya, mit Poerio u. s. f., erweiterte rasch seinen Gesichtskreis, während das Wiedersehen seines verbannten Oheims ihm hohe Befriedigung gewährte.

Nach Bologna zurückgekehrt, warf Minghetti sich von Neuem auf die Lectüre von Rosmini's Werken, an deren tieferes Studium er mit der bestimmten Absicht ging, den Ermahnungen seines alten Lehrers Costa entsprechend, ihn zu widerlegen. Der Erfolg war ein sehr entgegengesetzter, sodaß er schließlich die Worte des Dichters: „quand' era in parte altr' uom de qual che or sono" auf sein Heft schrieb.

Das Studium Rosmini's, sagt Minghetti, ließ ihn erkennen, wie unwissend in Dingen der Philosophie und Ethik er noch war; er gab das System des Sensualismus nun für immer auf, und wandte sich in seiner Lectüre nicht mehr Compendien, sondern den großen Autoren wie Aristoteles, Plato, unter den Neueren: Cartesius, Leibniz, Spinoza, den Schotten und den französischen Eklektikern zu; die deutschen verstand er noch nicht, da er erst im Begriffe war, sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen. Einem bestimmten philosophischen System hat er in der Folge sich nicht angeschlossen. Seine eigene wissenschaftliche Arbeit neigte sich mehr und mehr der Nationalökonomie zu, welches Gebiet er 1841 mit einer ersten Schrift „über die materiellen Tendenzen unserer Zeit" betrat. Sie verwickelte ihn in einen Streit mit Pizzoli, dem er ein weiteres Werk über den Gegenstand entgegensetzte. Sismondi sprach ihm, kurz vor seinem Tode, seine Zustimmung aus. Dem Interesse, welches er den volkswirthschaftlichen Fragen entgegenbrachte, entsprang auch seine Betheiligung an der Gründung einer Sparkasse in Bologna, welche der Initiative Bevilacqua's ihr Dasein in erster Linie verdankte. Mit großer Mühe erlangte man von der päpstlichen Regierung die Erlaubniß zur Gründung dieses gemeinnützigen Instituts; vergebens aber bemühte man sich, sie auch zur Einrichtung einer Sala d'asilo zu erhalten. Nächst der Nationalökonomie zog das Studium der landwirthschaftlichen Probleme Minghetti nicht wenig an. Mit ihnen beschäftigte sich eine andere seiner kleinen Schriften, diejenige „über den ländlichen Bodenbesitz und die Verträge zwischen den Eigenthümern und den ländlichen Arbeitern." Im Gegensatze zu der Mehrzahl der Nationalökonomen ward hier das System der „Mezzadria" vertheidigt. Diese kleine Arbeit benutzte, wie es scheint, die historische Studie nicht, welche zehn Jahre früher ein berühmter Deutscher, der Begründer unserer modernen Kunstgeschichte, Freiherr C. F. von Rumohr, in einer nun auch diesseits der Alpen so gut wie vergessenen Schrift („Ueber den Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana", Hamburg 1830) niedergelegt hatte. Hier war an der Hand der Urkunden gezeigt worden, wie die Verpachtung bald an die Stelle der älteren, mit seltenen

Ausnahmen, erblichen Verträge getreten war, und wie das Poderisystem des neueren Italiens, die Mezzeria, sich an das Vorhandensein einer zahlreichen Classe freier, an den Landbau traditionell gewöhnter, doch besitzloser Bauern knüpfte; Minghetti scheint mit Sismondi dieselbe aus Einrichtungen des Mittelalters abgeleitet zu haben, mit welchen sie ihrem Wesen nach unvereinbar war.

Eine neue Reise führte Minghetti über die Alpen. In Genf lernte er jene Colonie italienischer Familien kennen, mit denen auch Cavour nahe Beziehungen hatte. Der Anblick dieser damals von tiefgehenden Bewegungen bedrohten Republik trug nicht wenig dazu bei, seine Ansichten über Werth oder Unwerth der demokratischen Verfassung in größern Städten und Staatswesen, zu reifen. Von der Schweiz, wo er noch Agassiz's Bekanntschaft gemacht hatte, wandte Minghetti seine Schritte nach dem Rhein und nach Belgien. In Brüssel suchte er vergebens Gioberti auf, dessen Ruhm damals sich zu verbreiten begann. Dann ging er nach Holland, das ihm ausnehmend gefiel. Auf dem Rückwege lernte er, in einem Gasthof am Rhonegletscher, den General von Radowitz kennen, mit dem er seither in freundschaftlichen Beziehungen und in Briefwechsel geblieben ist. „Radowitz war damals fünfundvierzig Jahre alt; hoch und ansehnlich in seiner Erscheinung, beinahe schon weiß, ein gefälliges, wenn auch nicht schönes Gesicht, der Blick durchdringend und zugleich sanft . . . Sein Wesen sehr delicat, künstlerisch; seine Natur neigte zum Mysticismus, doch glich seine militärische Uebung diese Neigungen aus." Es wird dann von Radowitz' außerordentlichem Gedächtnisse gesprochen, sein Austritt aus hessischem Dienste und sein Uebertritt in den preußischen erwähnt. Die Gespräche bewegten sich bald auf dem Felde der Politik, bald auf dem der Kunst. Minghetti erkannte sofort die eigenthümliche Mischung von widersprechenden Elementen, welche die politischen Ansichten des Generals kennzeichnete. In der Kunst bewunderte Radowitz vorzüglich die vorrafaelische Richtung, namentlich die Florentiner Schule; aus der lombardischen war Gaudenzio Ferrari einer seiner Lieblingsmeister. Unter den Neueren hatten die Nazarener, vorab Overbeck, dann Steinle und Müller seine Sympathieen. Unser Italiener verhielt sich dieser Richtung gegenüber kühler und glaubte nicht verkennen zu dürfen, daß ihr gerade das fehlte, was die Quattrocentisten in so hohem Grade auszeichnet: die wunderbare Spontaneität des künstlerischen Empfindens und Wirkens. — —

II.

Das Jahr 1844 brachte Minghetti mit der politischen Bewegung in nähern Contact. Zwei Jahre vorher war Vincenzo Gioberti's Buch „Del primato morale e civile degli Italiani" erschienen, von den Einen als eine Extravaganz, von den Andern wie eine Offenbarung aufgenommen. Die wahre Bedeutung des Werkes wird von Minghetti richtig dahin angegeben, daß, bei aller Eigenart desselben, es im Wesentlichen doch einer Empfindung entsprach, welche, wenn auch noch unbestimmt, sich doch langsam der Nation bemächtigt hatte. Was im Bewußtsein derselben theils noch dunkel schlummerte, theils noch unverstanden war, kam in diesem merkwürdigen Buche plötzlich zum Durchbruch. Gioberti hatte seine alten Beziehungen zu der „Giovine Italia" abgebrochen, der Secte den Rücken gekehrt, um zu dem ge-

sammten Lande zu sprechen und das politische Gewissen eines ganzen Volkes wach zu rufen. Er versäumte nicht, auf die Quellen des Elends und die Ursachen des Verfalles hinzuweisen, in welchem sich das Italien jener Tage befand; es konnte nur um so größeren Eindruck machen, daß ein Verbannter und ein geächteter Geistlicher die Corruption bei ihrem Namen nannte und die Schande an keiner Stelle schonte. Die hochfliegenden Pläne von einer Conföderation der Staaten, unter dem Präsidium des Papstes und dem zu erneuernden Vorrang Italiens unter den Nationen der Neuzeit, konnten als phantastische Träume eines überspannten Nationalgefühls erscheinen. „Aber," sagt Minghetti sehr gut, „die politische Erhebung Italiens wäre überhaupt nicht einzuleiten gewesen, wenn man den Bogen nicht höher gespannt, nicht zunächst eine moralische Erhebung unternommen hätte." Von praktischem Werthe mußte es erscheinen, daß Gioberti schon damals Piemont einen namhaften Antheil an dem Werke des „Risorgimento" zutheilte. Cesare Balbo's „Speranze," durch den „Primato" angeregt, suchten die Hoffnungen der Nationalpartei auf das Erreichbare zurückzuführen. Er prophezeite, daß eine Generation der Gemäßigten auf die Generation der „Esagerati" folgen werde, und wies sein Volk auf die Erstrebung der Unabhängigkeit als erstes Ziel, auf die Zusammenfassung der sittlichen Kräfte als einziges Mittel hin. Hier traf dieser Antrieb mit religiösen Tendenzen zusammen, wie sie bereits vorher in der Schule Manzoni's, bei Silvio Pellico, bei den Azeglio, Grossi, bei Tommaseo hervorgetreten waren, er fand sich gefördert durch den idealen Zug, welcher in der Philosophie der Rosmini, Mamiani u. s. f. herrschte, und welcher den so lange thatlos am Boden liegenden Geist der Nation mächtig emporzureißen sich soeben bemühte. „So war die Zeit gekommen, der Same begann seine Frucht zu bringen."

Eine neue Reise nach Paris, im December 1844, brachte Minghetti in persönliche Berührung mit einigen der Männer, welche jetzt in den Vordergrund der Bewegung getreten waren. In Turin sah er Cesare Balbo, in Paris hörte er die Vorlesungen, welche Pellegrino Rossi über Staatsrecht und Politik hielt; hier lernte er den begeisterten Schüler, den künftigen Biographen und Herausgeber Gioberti's, Giuseppe Massari kennen, mit welchem er Michelet's und Quinet's Vorlesungen besuchte. Es ist sehr unterhaltend, das Urtheil Minghetti's über diese beiden, damals das Quartier Latin beherrschende Professoren mit demjenigen zu vergleichen, welches Heinrich Heine[1]) gefällt hat. Heine ist Bewunderer Michelet's, stellt ihn als Historiker auf den ersten Rang, nennt ihn aber doch einen somnambulen Geschichtschreiber, bei dem man „einer bis zur Fratze gesteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauschenden Uebermaß begegnet"; Minghetti sagt, er habe die akademische Jugend durch die Seltsamkeit und Gewagtheit seiner in reizenden Formen und Tropen vorgetragenen Ideen angezogen. Quinet sprach damals, wie er hinzufügt, statt von Literatur und Sprache nur von Religion und Politik. Es war die Zeit, wo er wie Michelet gegen die Jesuiten losfuhr und die Regierung selbst Angst vor diesem Succurse bekam. Heine meint, man hätte beide nicht so schnöde behandeln sollen, so daß

[1]) H. Heine, Französische Zustände, Bd. III, S. 196.

sie, ihrem innersten Naturelle zuwider, das Christkind mit dem Bade ausschütteten. „Spiritualisten," setzt er hinzu, „sind Alles fähig, wenn man sie rasend macht, und sie können alsdann sogar in den nüchtern vernünftigsten Rationalismus überschnappen."

Den Gegenpol gegen diese Herren bildeten damals in Paris der Abbé Coeur, Ozanam, vor Allem die berühmten Conferenciers der Notre-Dame, Lacordaire und Ravignan. Die Erinnerung an diese Männer flößt Minghetti eine sehr treffende Betrachtung ein. „Will man erkennen," sagt er, „welchen Fortschritt in einem Vierteljahrhundert die Scheidung (il divorzio) zwischen Kirche und Freiheit, zwischen dem Katholicismus und der modernen Bildung gemacht hat, so erinnere man sich, daß diese Männer, welche damals als Koryphäen des Katholicismus galten, heut zu Tage sozusagen mit dem Anathem belegt sind."

Der akademischen Jugend jener vierziger Jahre stellt Minghetti kein sehr glänzendes Zeugniß aus. Nach der Seite der Philosophie übte Comte's Positivismus schon damals mächtigen Einfluß aus. Die Wenigsten scheinen aber solchen Dingen überhaupt nachgegangen zu sein. Man amüsirte sich sehr, und die Bälle der Studirenden, zu welchen Minghetti Einladungen erhielt, schienen ihm die tollste Geschichte der Welt. Doch bestätigt er, daß die Ausgelassenheit auf diesen Studentenbällen nicht so schlimm war, als auf anderen öffentlichen Bällen, deren bacchantische Freiheit ihn im höchsten Grade anekelte. „Der Carneval," sagt Minghetti, „zeichnete sich überhaupt durch die unsittlichsten Aufführungen aus," und was ihm am meisten auffiel, war, „daß die höheren Gesellschaftsklassen keinen Anstand nahmen, an den schmählichsten und obscönsten Vergnügungen des Volkes theilzunehmen."

Mehr als der Hof, welchem Minghetti ebenfalls vorgestellt wurde, interessirte ihn der Umgang mit den geistigen Spitzen der Pariser Welt. In erster Linie Rossi, der spätere Minister Pius' IX. Er erschien ihm weit bedeutender als sein Ruf, ein Mann von ehrlichstem Geiste und umfassendster Bildung. „Aus seinem Antlitz sprachen Genie und Nachdenken, gleichwohl hatten seine Züge nichts Strenges oder Hartes." Minghetti fiel die Aehnlichkeit auf, welche Rossi's Gesichtszüge mit denen eines andern berühmten Landsmannes, des gleichfalls in Carrara gebürtigen Bildhauers Tenerani aufwiesen; nur war Rossi's Erscheinung milde, diejenige des Künstlers eher hochfahrend. Rossi sprach klar und bestimmt, aber er konnte die italienische Aussprache nie verleugnen und gewann keinen recht französischen Accent. Die italienischen Exulanten waren nicht sehr gut auf Rossi zu sprechen; es scheint, daß er von der Mehrzahl derselben nichts wissen wollte, und wohl mit Recht. Minghetti bezeugt auch hier wieder, wie viel bedenkliche Elemente sich unter ihnen befanden. Zu diesen zählte ein Mann, der damals sich in Paris in angesehener Stellung befand, und den seine Bibliomanie seit 1848 ins Verderben riß: Guglielmo Libri, berühmt durch sein Wissen und berüchtigt durch seine Bücherdiebstähle, an welche doch Manche, Franzosen wie Italiener — Capponi und Panizzi voran — niemals glauben wollten. Die in den letzten Jahren durch den Generaladministrator der Pariser Nationalbibliothek, Herrn Delisle, so glänzend bewerkstelligte Identification zahlreicher

Nummern der Ashburnham'schen Bestände mit den aus französischen Bibliotheken seiner Zeit verschwundenen Handschriften, hat wohl an der Schuld Libri's keinen Zweifel mehr gelassen. Seine Persönlichkeit wird von Minghetti ungünstig geschildert. „Ein Mann von scharfem, mächtigem Geiste, von unglaublich reichem Wissen, aber von unruhiger, unklarer Gemüthsart, verzehrt von Neid und Uebelwollen. Man klagte ihn der Undankbarkeit gegen Arago an, der ihm, als er nach Paris kam, seine Protection zuwandte, und der ihm seine große Stellung in der dortigen Welt verschafft hatte."

Durch Thierry, der sich gleich Mignet und Cousin den Italienern freundlich erwies, lernte unser Reisender auch Heinrich Heine kennen, „Figura antipatica se mai vi fu" — „eine Gestalt, so antipathisch als möglich." „Er glich dem Judas in Lionardo's Abendmahl zu Mailand. Von seinem Genie wäre heute viel zu sagen, wo man, namentlich in Italien, ihn vergöttert; er war zweifelsohne ein mächtiges Talent, aber er ist ein diabolisches Idol."

Minghetti hatte den Vorzug, während dieser Zeit der Aufnahme dreier berühmten Persönlichkeiten in die französische Akademie der Wissenschaften beiwohnen zu können: derjenigen S. Marc de Girardin's, Prosper Merimée's und Sainte-Beuve's. Von diesen Sitzungen und Feierlichkeiten spricht Minghetti mit jener Achtung, welche der Nachblüthe französischer Literatur in den Tagen Louis Philipp's wohl gebührte: Heinrich Heine beschrieb, ungefähr in denselben Tagen, eine Sitzung dieser Akademie mit ebensoviel Witz als Bosheit, und es sprach nicht viel Respect aus seinem Schlußsatze: „die Karawane der Menschheit schreite an den Akademikern zuweilen vorüber, ohne daß sie es merkten, oder etwas Anderes vernehmen, als das Geklingel der Kameele."

Auslassungen von so geistreicher Bosheit begegnen wir bei Minghetti nicht. Aber sein Urtheil ist doch zuweilen auch recht schroff. In jenem Winter, den er an der Seine zubrachte, war Horace Vernet's großes Schlachtenbild, die Smala, ausgestellt; Meissonier's kleine Bilder wurden viel bewundert, Delacroix und Descamps suchten ihren Weg. Bei aller Anerkennung dieser Talente verhielt sich Minghetti der modernen Kunst gegenüber doch entschieden ablehnend und fand in der Rückkehr zum Studium der großen Meister Italiens die einzige Rettung.

Unter den Häusern, welche Minghetti in Paris besuchte, zogen ihn das des Marchese Arconati und dasjenige des Polizeipräfecten Delessert am meisten an. Valentina, Delessert's Gattin, aus dem alten aber verarmten Geschlecht der Grafen de Laborde, war eine der hervorragendsten und liebenswürdigsten Frauen jener Zeit; ihr Salon ein Mittelpunkt der eleganten Welt. An ihrem gastlichen Tisch lernte Minghetti Arago und Alexander von Humboldt kennen. Die Politik war aus der Conversation verbannt; Arago, der Republikaner war, sprach lange von dem eben erfundenen elektrischen Telegraphen und seiner Zukunft; Humboldt sprach mit Liebe und Begeisterung von Italien und gab namentlich seiner Bewunderung für Manzoni Ausdruck. Er äußerte sich auch voll Hochachtung über Radowitz' Wissen — „c'est un puits de science," meinte er; doch behagten ihm die politischen Ideen des Generals, als zu stark nach dem

Mittelalter riechend, nicht sonderlich; auch konnte er nicht ohne eine gewisse Eifersucht der intimen Beziehungen desselben zu Friedrich Wilhelm IV. Erwähnung thun.

Die Casa Arconati war von Italienern und Franzosen fleißig besucht. Da sah man den General Pepe, den Minghetti als einen braven Soldaten und guten Patrioten, aber als einen recht kleinen und eitlen Geist beschreibt; Massari und Amari, den Verfasser der „Vespri siciliani," und den besten Kenner der Geschichte der Araber in Sicilien; Turgeniew, Frau George Sand, Lamennais. Die Begegnung mit diesem ist sicher eine der letzten Conversationen, welche die Literatur aus jener Zeit bewahrt, wo der ehemalige Abbé de Lamennais, verarmt und verbittert, von der Welt zurückgezogen, seinem Ende entgegentrauerte. Er saß lange bei Tische neben Minghetti, ohne ein Wort zu sprechen. Er schien theilnahmslos; als aber die Rede auf den Kirchenstaat und den Cardinal Lambruschini kam, ergriff er den Nachbar heftig am Arme und rief ihm laut zu: „Euer Staatssecretär ist ein infamer Heuchler." Von da ab führte er während der ganzen Tafel das Wort. Er redete über Italien und Frankreich; über Volkswirthschaft und Philosophie. „Ich bin," äußerte er sich u. A., „sehr überzeugt von dem, was ich behaupte; doch kommt mir zuweilen der Gedanke, alle meine Ansichten seien irrig, und ich sei verrückt." Die panslawistischen Träume seines Freundes Adam Mickiewitz verwarf er. Indessen prophezeite er den Untergang der Juliregierung, wenigstens nach dem Tode Louis Philipp's; das Programm der Socialisten erschien ihm unausführbar und unvernünftig, doch werde, meinte er, die Noth schon ein neues Programm eingeben. Auch Minghetti glaubte nicht an die Dauer des 1830 geschaffenen Régime's und sah den schwachen und kranken Punkt desselben in der Art, wie der König zum Throne gelangt war.

Von Paris ging Minghetti auf zwei Monate nach England und Irland. Damals waren die Mäßigkeitsmeetings des P. Mathew an der Tagesordnung und O'Connell auf der Höhe seines Ansehens. Nach England zurückgekehrt, sah er in Oxford Buckland und den Führer der tractarianischen Bewegung, Dr. Pusey; in London den Nationalökonomen Mac-Culloch und Faraday, von schriftstellernden Damen Agnese Strickland und Lady Morgan, deren „Viaggio in Italia" kurz vorher im Kirchenstaate streng verboten worden war. Von den italienischen Emigranten fand er den Grafen Carlo Pepoli und Panizzi wieder, der, seit 1821 verbannt, eben das Präsidium des British Museum erlangt hatte und sozusagen ganz Engländer geworden war. Minghetti aß in einer von einem römischen Emigranten in Oxford-Street gehaltenen Trattorie; da redete ihn Giuseppe Mazzini an, mit dem er dann zu wiederholten Malen sich über die italienische Politik austauschte. Beide waren einig darin, daß die Lage ihres Vaterlandes betrübend sei. Aber über die Mittel, sie zu verbessern, geriethen sie sofort in Zwiespalt. Mazzini erklärte jede Erhebung Italiens solange unmöglich, als nicht alle Regierungen auf dem Wege der Revolution beseitigt seien. Von der numerischen und finanziellen Stärke und von der Leistungsfähigkeit der revolutionären Partei hatte er die traumhaftesten Vorstellungen. Von den Ideen Gioberti's und Rosmini's behauptete er, sie ver-

zögerten die nationale Bewegung auf viele Jahre. Darüber gingen sie, da Minghetti sich als Anhänger dieser Ideen erklärte, auseinander und sahen sich nie mehr wieder. Minghetti urtheilt im Allgemeinen sehr ungünstig über diesen Mann, der, wie Jedermann weiß, von den Einen vergöttert, von den Anderen als ein Verbrecher angesehen wird. Er spricht ihn nicht frei von der Mitschuld, wenigstens der geistigen Urheberschaft an den politischen Morden jener Zeit und an den Verschwörungen gegen das Leben Napoleon's III. Als Fanatiker habe er ein klares und richtiges Gewissen nicht gehabt. Die Lehren der Erfahrung existirten für ihn nicht; sein mit der Geschichte in Widerspruch stehender Fundamentalsatz war: es gebe keine Freiheit ohne die Republik und keine Republik ohne die Freiheit. Das neue Italien seit 1859 hat er nie verstanden. Bemerkenswerth ist, daß auch Minghetti bestätigt, Mazzini habe in den letzten Jahren seines Lebens seinen Zorn vorzüglich gegen die internationale Socialdemokratie gekehrt und sei mit Verachtung gegen das heutige Geschlecht gestorben, welches vor dem Positivismus und Materialismus auf die Kniee falle und Gott und Unsterblichkeit, die Liebe und den Cult des Schönen, Guten, Heiligen, die ganze Tradition des religiösen Empfindens verleugne. Dies mystische Element in dem Wesen des großen Verschwörers kennen die Wenigsten: „die Ehre und Verherrlichung, welche ihm nach seinem Tode zu Theil wurde, galt weit mehr der Idee der Republik als seiner Person."

Welch' ganz verschiedenen Eindruck machte auf den jungen Reisenden jener andere berühmte Mann, den er auf dem Rückwege, in Zürich, traf und dessen Bekanntschaft ihn mit hellster Freude erfüllte. Es war Vincenzo Gioberti. „Gioberti's Genie," erzählt Minghetti, „war damals auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt. Zahlreiche Entwürfe beschäftigten ihn, die nur theilweise zur Ausführung gelangten: so die „Protologia" und die „Filosofia della Revelazione". Seine Phantasie war ausnehmend lebhaft und besaß eine wunderbare Leichtigkeit, von einem Thema zum andern zu schweifen um wieder zu dem ersten zurück zu kehren. Nach langer Unterbrechung nahm er den Gegenstand einer Unterhaltung wieder da auf, wo er ihn gelassen hatte. In den zwei Tagen, die ich mit ihm zubrachte, wurde von allem Möglichen gesprochen: Studien, Philosophie, Politik, die Lage Europa's, diejenige Italiens, die Hoffnungen unserer Zukunft wurden verhandelt. Er begab sich in ein Bad, um sich einer Cur zu unterziehen; ich begleitete ihn eine Strecke Weges, und die Unterhaltung wurde auf der Impériale der Diligence, unter freiem Himmel, fortgesetzt. Endlich trennten wir uns; ich ging nach Italien zurück und langte am 25. Juli in Bologna an, mehr als je von der Richtigkeit der neuen Ideen überzeugt, mehr als je voll Vertrauen, daß die Gelegenheit sich bald darbieten werde, sie zu verwirklichen."

Gioberti hatte unterdessen diese Ideen um einen beträchtlichen und hochbedeutsamen Schritt weiter entwickelt. Hatte er in seinem „Primato" Laien und Geistliche seines Vaterlands zu einmüthigem Zusammenwirken aufgefordert und Fürsten und Völker Italiens zur Eintracht ermahnt, so lag in den eben erschienenen „Prolegomeni del Primato" der zweite Act des Dramas vor. Hier schloß er die Jesuiten und die neapolitanische Regierung von dem Werke der nationalen Erhebung und demjenigen der modernen Cultur aus. Diese Cultur

mit der Religion zu versöhnen und zu verbrüdern, war der große Gedanke des Verfassers, die leitende Idee seines Lebens: jetzt trat er vor der Welt auf, um ihr die Gesellschaft Jesu als das Haupthinderniß dieser Versöhnung aufzuweisen! Mit diesem Buche hatte Gioberti den Rubicon überschritten. Dem „Primato" gegenüber hatten Viele sich zurückhaltend gezeigt, nicht wissend, ob sie dem Autor zustimmen sollten oder nicht: jetzt ward überall Partei ergriffen, und Italien theilte sich in Freunde und Feinde Gioberti's. Auch der jetzige Papst gehörte damals und viel länger noch zu den Ersteren und verkehrte in Brüssel in vertrauter Weise mit dem Verfasser des „Primato" und seiner „Prolegomeni". Unter den Gegnern Gioberti's befand sich, nach einem an Minghetti gerichteten Briefe, damals auch noch Giordani: er meinte, Gioberti wolle die ganze Welt dem Statthalter Gottes zur Regierung übergeben. Um so bemerkenswerther ist, daß Gioberti, in der letzten Phase seines Lebens, als er das „Rinuovamento civile d'Italia" schrieb, einmal ausdrücklich erklärte, „er kehre nunmehr zu jener alten Schule zurück, welche die Entäußerung der Kirche von jeder weltlichen Jurisdiction zum Dogma hatte und unter deren energischsten Vorkämpfern in unseren Tagen Giordani zu nennen sei." Zu derselben Zeit, wo Giordani sich gegen Gioberti aussprach, schrieb Radowitz aus Karlsruhe an Minghetti: „Der Primato ist ein höchst bemerkenswerthes Buch; er muß in Italien eine große Wirkung haben."

Eine andere Persönlichkeit erschien jetzt auf der politischen Bühne, auf welcher er lange Jahre hindurch eine, wenn auch nicht in erster Linie bestimmende, so doch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Massimo d'Azeglio's Reise in die Romagna (1845) war für die Entwicklung der italienischen Bewegung von großer Wichtigkeit und die Unterhaltung, welche er nach seiner Rückkehr in Turin mit dem König Carlo Alberto hatte, war, wie Minghetti sich ausdrückt, „der Prolog der italienischen Erhebung." Der König mahnte die national gesinnten Freunde in der Romagna und in Toscana zur Ruhe, da zur Stunde nichts zu machen sei; doch „sollten sie überzeugt sein, daß er bei sich darbietender Gelegenheit sein Leben, das seiner Söhne, seine Armee und seinen Schatz der Sache Italiens zur Verfügung stellen werde." D'Azeglio verließ den Palast mit einer großen und glänzenden Hoffnung. „Italien brauchte einen Vorkämpfer; jetzt schien er gefunden, und er war es in der That."

Minghetti war über Rom, wo er in der Peterskirche der imponirenden Herrschergestalt des Kaisers Nikolaus begegnete, nach Florenz gekommen: hier machte er die persönliche Bekanntschaft Massimo d'Azeglio's, mit dem ihn bis zum Jahre 1864 eine herzliche und intime Freundschaft verband. Das Jahr 1864 brachte zwar keinen offenen Bruch, löste aber die alten Beziehungen beider Staatsmänner, welche in den fünfzehn Monaten, die d'Azeglio noch lebte, keinen Verkehr mehr mit einander hatten.

D'Azeglio's bekannte Schrift „I Casi di Romagna" gab das Signal, mit welchem die ernsthaft gemeinte, auf praktische Ziele lossteuernde Politik eingeleitet wurde, die mit Beiseitesetzung alles Sectenwesens und Verschmähung geheimer Verschwörungen im Lichte des Tages eine Neubelebung Italiens ins Auge faßte. Die Unhaltbarkeit der durch die reactionäre Regierung Gregors XVI.

in der Romagna geschaffenen Zustände bildete den Ausgangspunkt der Discussion. Ein Freund Minghetti's, Giuseppe Pasolini, welcher damals in Imola wohnte, gab die Brochüre dem Cardinal Mastai Ferretti zu lesen. „Kein Zweifel, daß diese Lectüre einen großen Einfluß auf den Geist Mastai's hatte und daß sie den Entschließungen nicht fremd war, welche derselbe bald darauf, nach seiner Erhebung zum Papste, faßte." Das Nämliche erfahren wir auch aus „Pasolini's" „Memorie", dessen Sohn uns auch berichtet, wie der Cardinal Mastai aus den Händen seines Vaters Gioberti's „Primato" und aus denen seiner Mutter Balbo's „Sperange" empfangen und mit großer Begierde und tiefer Bewegung gelesen habe[1]). Wir haben also hier die nächste Einleitung zu der „liberalen Aera" Pio's IX.

Ehe wir zu dieser übergehen, sei noch eines andern Gegenstandes gedacht, welcher in jenen Tagen Minghetti beschäftigte. Die gegenwärtige auswärtige Politik Italiens wird wesentlich durch maritime und commercielle Fragen beherrscht. Der stärkste Grund, welcher Italien bei dem Dreibund erhalten kann, wird immer in der Unversöhnbarkeit der italienischen und französischen Interessen auf dem Mittelmeer und in der Levante liegen. Die Zukunft Italiens hängt davon ab, wer die Herrschaft über das Mittelmeer, bezw. die östliche Hälfte desselben gewinnt oder behält. Es ist historisch sehr interessant zu sehen, wann diese Gesichtspunkte zuerst wieder in die Erwägung der italienischen Politiker eingetreten sind; und da stellt sich Gioberti's genialer Scharfblick wieder heraus. Denn er war, nach dem Zeugnisse Minghetti's, der Erste, welcher der künftigen Handelspolitik Italiens (das damals als politischer Begriff noch nicht existirte!) eine glänzende Betrachtung widmete. Auch Petitti und Balbo berührten die Sache, die dann in erster Linie von Minghetti aufgegriffen, vielleicht von ihm Cavour und Serristori unterbreitet wurde.

III.

Die Regierung Gregor's XVI. endigte mit einem hervorragenden Siege des französischen Liberalismus. Das Pariser Ministerium hatte Pellegrino Rossi ausgewählt, um ihn durchzusetzen; Ludwig Philipp entsandte denselben Mann, der den Kirchenstaat einst als Exulant verlassen, als Botschafter nach Rom, um die Auflösung des Jesuitenordens in Frankreich vom Papste zu erreichen. Das war keine leichte Aufgabe; Rossi erzählte später selbst Minghetti, mit welchem Mißtrauen der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini ihn aufnahm, und er hatte es in der That nur seiner Geschicklichkeit und seiner Festigkeit zu danken, daß er schließlich doch zum Ziele kam.

Am 1. Juni 1846 starb Gregor. Die Revolution, welche man für diesen Fall vielfach vorausgesagt, kam nicht zu Stande. Aber überall herrschte eine dumpfe, unruhvolle Stimmung. In Bologna trat Minghetti mit einigen anderen jüngern Männern zusammen, um in einer Eingabe an das Conclave die Ausführung der 1831 von den Mächten geforderten, von der päpstlichen

[1]) Giuseppe Pasolini Memorie raccolte da suo figlio. 2a ed. Imola 1881, p. 59.

Regierung einst als nothwendig anerkannten, aber stets hintangehaltenen Reformen zu erbitten.

In diesem Augenblicke erfolgte die Wahl Pius' IX.

Minghetti will in seinen „Ricordi" keine vollständige Geschichte der Regierung dieses Papstes in den Jahren 1846—49 liefern, und es kann uns noch weniger beifallen, hier eine solche vorlegen zu wollen. Die „Ricordi" wollen nur gewisse Abschnitte dieser Geschichte erläutern, einzelne Züge hinzuthun, welche geeignet sind, das bisher Bekannte zu ergänzen.

Daß die dem neuen Papste entgegengebrachte Begeisterung eine aufrichtige, die zur Feier seiner Thronbesteigung und der sofort von ihm erlassenen Amnestie gegebenen Feste durchaus spontaner Natur waren, wird auch hier bestätigt. Minghetti trat in die Action, indem er, als Erwiderung auf ein Circular des neuen Staatssecretärs Cardinal Gizzi, welches aufforderte, die Mittel zur Unterdrückung der so überaus zahlreichen Verbrechen zu suchen, eine als Vorläuferin einer großen Schrift gedachte Broschüre herausgab. Die Themata, welche hier als nächste Gegenstände einer innern Reform des Kirchenstaates behandelt wurden, bezw. angekündigt wurden, waren: Neubildung der Polizei; Reform des Strafprozesses; Ausführung öffentlicher Arbeiten; Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens; Neuordnung der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten; Aenderungen im Gefängnißwesen. Man sieht, diese Forderungen bewegten sich sämmtlich auf dem Boden der innern Verwaltung; keine einzige stand im Zusammenhang mit einem Programm, welches den Bestand des Kirchenstaates oder die Souveränetät des Papstes antastete. Etwas weiter gingen freilich schon die Vorstellungen, mit welchen der Provinzialrath von Bologna das Gizzi'sche Circular beantwortete. Sie deckten sich theilweise mit Minghetti's Forderungen; aber sie gingen, wie gesagt, schon darüber hinaus, indem sie die Bildung eines aus Laien bestehenden Staatsrathes forderten. Minghetti, der diesen Punkt gleichfalls für unumgänglich hielt, erkannte übrigens, daß eine solche Behörde der Anfang der Säcularisation des Kirchenstaates sei und die Trennung der geistlichen und weltlichen Regierung sich naturgemäß daraus entwickeln werde. Der päpstliche Legat in Bologna fand sich bald im Gegensatz zu den Wünschen der Bevölkerung. Diese entsandte jetzt Minghetti mit einem Andern nach Rom, um ihr Begehren dem Papste selbst vorzulegen.

Pius IX. befand sich schon sehr bald nach seiner Inthronisation in keiner beneidenswerthen Lage. Auf der einen Seite war die Menge durch die ersten Concessionen des Papstes ungeduldig geworden und drängte zu neuen, größeren Zugeständnissen. Gute und schlechte Begierden waren rasch erwacht und drohten den in jener Stunde vergötterten neuen Herrscher auf der Bahn eines unbedachten Fortschrittes fortreißen zu wollen. Auf der andern Seite stieß Pius auf den Widerstand und den Haß all' Derer, welche mit den bisherigen Verhältnissen verwachsen und weder gewillt noch fähig waren, sich einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Regierungsweise anzuschließen. Die Befehle des Papstes wurden nicht selten absichtlich falsch verstanden, und falsch oder gar nicht ausgeführt. Man tadelte die Amnestie und alle Entschließungen desselben; man verdächtigte seine Absichten und suchte dann wieder das Volk zu

Ausschreitungen zu verführen, welche das schwankende Gemüth des Souveräns erschrecken und von dem eingeschlagenen Wege abbringen sollten. Als Minghetti in Rom ankam, fand er allenthalben Unsicherheit des Entschlusses und Unklarheit der Absichten; „man lebte in den Tag hinein, man schlürfte den Weihrauch und betäubte sich im Taumel der Feste." Aber das Nothwendigste geschah nicht, und Pellegrino Rossi erwies sich nur zu sehr als Prophet, indem er Minghetti mit den Worten empfing: „le Pape a gaspillé un trésor de popularité."

Während der wenigen Tage, welche unser junge Bolognese in Rom verweilte, wurde er von Pius IX. und dem Staatssecretär empfangen. Er beschreibt seine erste Audienz bei Jenem ausführlich. „Pius IX. war ansehnlich von Person und von leutseligem Wesen. Seine Erscheinung vereinigte Würde mit Milde, seine Unterhaltung war zugleich höflich und scharfsinnig (arguzia). Die Fama, welche gute wie schlechte Eigenschaften vergrößert, und die Erwartung, mit welcher man ihm entgegentrat, pflegten Denjenigen, welche er empfing, ein Gefühl der Bewunderung und der Zuneigung einzuflößen."

Das Gespräch bezog sich großentheils auf die Lage Bologna's, auf die durch die Rückkehr der Exulanten geschaffene Situation, auf die Nothwendigkeit der Reformen, namentlich im Personal der Verwaltung. Der Papst berief sich auf die Ernennung Silvani's, eines der Emigrirten von 1831, als auf einen Beweis seiner guten Absichten; im Uebrigen waren seine Aeußerungen vorsichtig und zurückhaltend. Offener äußerte sich der Cardinal Gizzi, ein mildgesinnter Mann, dessen Geist und Geschäftserfahrung aber entfernt nicht seiner jetzigen Stellung und dem großen geschichtlichen Moment gewachsen waren. Minghetti verließ ihn wenig erquickt und mit der Besorgniß, die besten Absichten des Papstes dürften einer unsichern und schwankenden Politik zum Opfer fallen. Von den übrigen Cardinälen standen drei im Vordergrund: Msgr. Corboli Bussi, der als Unterstaatssecretär kurz vorher die Amnestie-Proclamation redigirt hatte und darum höchst populär war; ein kränklicher, edler Mann, dessen langer, sanfter Blick von dem Leiden erzählte, welchem er bald unterliegen sollte. Sohn eines alten liberalen Verschwörers, war er dem mystischen Hang seiner Seele gefolgt und in die geistliche Laufbahn eingetreten. Aber seine Ideen hatten nichts Reactionäres, sie eilten ihrer Zeit voraus und in gewissen Punkten war er socialistisch angehaucht. Der Statthalter von Rom, Msgr. Marini, war dagegen ein „Retrogrado"; von einer Laïsirung der Regierung wollte er nichts wissen, und wenn er den Provinzen und Städten gewisse Freiheiten einzuräumen geneigt war, so fürchtete er doch vor Allem den Mißbrauch derselben. Der neu ernannte Schatzmeister oder Finanzminister, Msgr. Antonelli, erschien Minghetti als eine wesentlich praktische Natur. Verschlagen und scharfblickend, wie nicht leicht ein zweiter, ersetzte er den Mangel der Studien durch eine große Fähigkeit der Beobachtung. Er verstand sofort den Gedanken dessen, mit dem er sich unterhielt, und wußte sich ihn anzueignen. Im Gespräch vermied er jede politische Auslassung, sprach aber mit Wärme von seinen Finanzplänen; in den Finanzen sah er den Nerv jedes Staatswesens. In seinem Departement zeigte er sich als entschiedener Reformer.

Minghetti kehrte nach Bologna zurück, wo er als Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereins auch dessen Organ, die Zeitschrift „Felsineo“, zu leiten hatte. Man beabsichtigte das Programm derselben zu erweitern, fand sich aber nicht wenig gehindert durch die Fortexistenz der Censur. Es war keine leichte Sache damals im Kirchenstaat ein Buch oder eine Revue zu veröffentlichen, und es wird den Leser gewiß erbauen, zu erfahren, in wie vielerlei Netzen so ein unglücklicher Autor hängen bleiben konnte. Es gab also in Bologna noch 1846 nicht weniger als sieben Censurstellen: zunächst gab es einen Censore letterario, dann einen Censore ecclesiastico, einen Censore politico, einen Censore des heiligen Uffizio (der Inquisition); hatte ein Schriftstück diese passirt, so blieben noch das Publicatur des Bischofs, das der Polizei und endlich eine letzte Verification der Inquisition zu überwinden. Man wird einräumen müssen, daß einem solchen Sieb nicht viele neue Ideen entrinnen konnten. Die Gesellschaft, welcher Minghetti vorstand, war nicht so unbescheiden, die Abschaffung der Censuren zu verlangen; sie kam höchsten Ortes um den Vorzug ein, künftig nur mit einem oder zwei Censoren zu thun zu haben.

Minghetti sagt, damals sei er, zum ersten und letzten Male seines Lebens, Journalist gewesen. Er spricht sich bei dieser Gelegenheit über den journalistischen Beruf überhaupt aus. „Eine schwere Sache,“ meint er, „wenn man sie ernst nimmt; aber nur zu oft in Wirklichkeit nichts als ein Spiel der Unverschämtheit, ein Handelsgeschäft, der Ausfluß ekelster Parteileidenschaft. Für Italien war die Presse in späteren Jahren eine Hauptursache des Unheils. An Stelle der Gemäßigten, welche in die Regierung eintraten, kamen die Demagogen, welche aus den Zeitungen nur Werkzeuge ihrer Leidenschaften und der Aufreizung machten. Auch heutzutage, nachdem sich so viel geändert hat, ist der italienische Journalismus von geringem Werth; die Journalisten sind mit seltenen Ausnahmen von einer Unwissenheit, welche nur von ihrer Gewissenlosigkeit erreicht wird. Zwanzig Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen fragte Napoleon III. einmal Visconti-Venosta, ob er glaube, daß die Preßfreiheit eine Institution sei, welcher man Dauer versprechen könne. Die Frage war seltsam genug bei einem Mann, der Alles, vom Kerker bis zum Throne, gesehen hatte. Die Wiedereinführung der Censur ist nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit in einem freien Staate, sie wäre schon Angesichts der Masse unserer Preßerzeugnisse undurchführbar. Das sah auch Pellegrino Rossi, der seiner Zeit mit mir über ein Preßgesetz sprach, und meinte, von der Ahndung der Privatbeleidigung abgesehen, sei die „Sitte“ (il costume) schließlich das einzige Mittel gegen die Ausschreitungen der Presse.“ Bis jetzt, finde ich, hat diese mit fester Hand die Auswüchse beschneidende Sitte sich weder diesseits noch jenseits des Oceans, weder in Rom noch in Paris, weder in London noch in Berlin, sich uns zu zeigen sich herabgelassen, und keine Partei kann von sich behaupten, daß ihre Organe anderen in diesem Punkte ein gutes Beispiel zu geben gewillt wären. In je stärkerem Maße die demokratische Umbildung unserer Gesellschaft sich vollzieht, um so schwieriger ist zu entdecken, von wo uns dieser gesegnete „Costume“ des guten Pellegrino Rossi zufliegen soll.

Seit October 1846 trat Mazzini, welcher in der letzten Zeit an Einfluß sehr verloren hatte, wieder mehr und mehr aus seiner Zurückgezogenheit hervor, indem er die jetzt unter der Aegide Pius IX. eingeleitete Bewegung auf die Bahn der Revolution zu bringen strebte. Die Instructionen, welche er in dieser Richtung gab und welche uns Minghetti mittheilt, sind sehr bemerkenswerth. Sie zeigen den Großmeister der Revolution, der wie kein Zweiter alle Geheimnisse des furchtbaren Spieles gekannt hat. Schon jetzt offenbarte sich, einen wie schweren Stand ihm gegenüber die Gemäßigten haben mußten, welche Reformen forderten, aber die Revolution verabscheuten. In dieser Hinsicht sind die Briefe beachtenswerth, welche Minghetti um jene Zeit mit d'Azeglio, Silvani, G. della Porta wechselte. Ein Brief des Letztern vom 6. April 1847 gibt in zuverlässiger Weise wieder, wie der Papst in jenem Augenblicke dachte. Wie weit die Moderati damals noch von dem Gedanken eines italienischen Einheitsstaates waren, geht aus einer anderen Correspondenz, derjenigen Minghetti's mit Richard Cobden, hervor. Der große englische Zollpolitiker forderte die Einführung eines Zollvereins für die italienischen Staaten; die Aufrechterhaltung der Zollschranken innerhalb der Halbinsel erklärte er mit der Existenz der Eisenbahnen allein schon unvereinbar. Alle anderen Versuche, Italien zu unificiren erschienen ihm als reine Chimären (all other attempts at Union are a pure waste of time, because they are aiming at an impossibility). „In der That," fügt unser Autor hinzu, „hielten auch wir die Idee eines, unter einer einzigen Monarchie vereinigten Italiens für einen Traum." Der Papst stand an der Spitze der italienischen Erhebung, aber Niemand hatte daran gedacht, ihn zum Herrn von ganz Italien zu machen. Wie hoch im Uebrigen die auf Pius IX. gesetzten Hoffnungen waren, zeigt u. A. auch ein Brief Galeotti's vom 11. August 1847; der Papst heißt da „Simbole di cause santissime (il cattolicismo e l'Italia), la delizia del mondo," den das katholische, wie das protestantische Europa mit gleicher Ehrfurcht umgebe. Als günstige Anzeichen konnte man, außer den officiellen Acten des Papstes, im Sommer 1847 noch manche weniger bekannte Thatsachen nennen. D'Azeglio's Protest gegen die Besetzung Ferrara's durch die Oesterreicher (17. Juli) war vor der Veröffentlichung dem Papste vorgelegt und von ihm gebilligt worden. Gioberti's „Gesuita moderno", der im Mai 1847 in Lausanne erschienen war, wurde im Kirchenstaate weder verboten noch geradezu erlaubt. Man brachte ihn also in ganzen Ballen ins Land, las ihn mit fieberhafter Aufregung, „und nicht bloß wir jungen, sondern auch bejahrte Leute, wie Balbo, waren von der Lectüre des Buches tief ergriffen. Es war ein seltsames Buch, dem seine außerordentliche Länge und zahllose Kleinigkeiten schaden mußten; aber es enthielt manche Blätter, denen nicht bloß in der italienischen, sondern auch in der Literatur aller übrigen Nationen Weniges an die Seite gesetzt werden konnte." Daß der Papst dieses Werk in seinen Staaten lesen ließ, mußte den Jesuiten zeigen, in welcher Gefahr ihr Institut in jener Stunde schwebte. Es war die Zeit, wo P. Theiner im Auftrage des Papstes das berühmte Buch schrieb, in welchem er die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. vertheidigte.

Die Einsetzung eines Staatsraths war einer der bedeutendsten Schritte, zu welchen sich Pius entschloß. Zu Anfang des Winters, im November 1847, langte Marco Minghetti mit Silvani, Recchi und Pasolini als Mitglied dieser Consulta in Rom an. Dieser Staatsrath sollte aber nach der Intention des Papstes lediglich eine consultative Versammlung und keineswegs der Uebergang zu einer constitutionellen Regierungsform sein. Die Audienz, welche Minghetti am 17. November bei Pius hatte, und sein vorsichtiges und geschicktes Verhalten bei der Adreßberathung mußten die Aufmerksamkeit der politischen Kreise in hervorragendem Maße auf den jungen Bolognesen ziehen. Der Papst nahm die unter dessen lebhafter Betheiligung redigirte Adresse am 21. November entgegen. Pellegrino Rossi, Manzoni, Farini äußerten sich sehr befriedigt über den Wortlaut derselben.

Die Consulta hatte sich in erster Linie mit einem Anlehen zu beschäftigen, welches der bedrängten Lage der päpstlichen Finanzen zu Hülfe kommen sollte. Es gelang dem Schatzsecretär Morichini der Abschluß einer solchen. Eine andere wichtige Angelegenheit war die Reorganisation der bewaffneten Macht. Der Vorschlag einer militärischen Aushebung begegnete den größten Schwierigkeiten. Man wird heute kaum glauben, warum. Die Militärpflicht wurde aus religiösen Gründen beanstandet. „Man kann," hieß es, „aus Verheiratheten keine Armee bilden. Eine geistliche Regierung kann aber Niemanden zum Cölibat zwingen. Der Cölibat kann nur ein ganz freiwilliger Stand sein, und wenn Jemand erklärt, er könne, ohne Gefahr zu sündigen, nicht ohne Frau leben, so dürfen wir die Verantwortung nicht auf uns nehmen, ihn durch Einziehung ins Militär am Heirathen zu verhindern." Antwortete man darauf, daß der Kirchenstaat doch unverheirathete Soldaten, Schweizer und andere, unterhalte, so hieß es, „der Cölibat dieser Leute beruhe auf ihrem freien Entschluß"; wies man darauf hin, daß das Leben dieser Soldaten keineswegs exemplarisch sei, so wurde erwidert: „das sei sehr beklagenswerth, aber nicht die Schuld der päpstlichen Regierung." Die Wehrpflicht wurde in der That nicht eingeführt. Damit wenigstens etwas geschehe, schlug die betreffende Section der Consulta die Berufung auswärtiger Officiere vor, welche das Heerwesen Sr. Heiligkeit umgestalten sollten. Man dachte an polnische Officiere, unter denen der Graf Zamoyski und der 1849 von Piemont angestellte General Chrzanowski in Betracht kamen. Die Wahl fiel dann auf den General Giovanni Durando, der, 1821 aus Piemont ausgewandert, in Spanien eine ausgezeichnete Carrière gemacht hatte und mit Massimo d'Azeglio befreundet war.

Viele Jahre später hat mir Minghetti diese nun auch in seinen „Ricordi" mitgetheilte Verhandlung über die Heeresorganisation erzählt. Er knüpfte daran das Bekenntniß: bei dieser Gelegenheit sei ihm zum ersten Male die Unvereinbarkeit des geistlichen Regiments mit den Forderungen der Gegenwart und den Grundprincipien des heutigen Staatswesens klar geworden.

Seine freien Stunden brachte Minghetti damals meist in Gesellschaft Lord Minto's, der eben von England herübergekommen war, und Massimo d'Azeglio's zu. Alle Drei waren leidenschaftliche Freunde der Natur, alle Drei liebten es, die Campagna zu Pferde zu durchstreifen und dabei über Politik,

Kunst, Geschichte zu discutiren. Die Pferde vermiethete ihnen der bald so berüchtigte Ciceruacchio, welcher einen Reitstall hielt: „ein von Hause aus gutmüthiger und gefälliger Mensch, der indessen schon große Popularität genoß und anfing, sich an dem Genuß derselben zu berauschen, ohne noch gerade unverschämt zu werden. Später bemächtigten sich die Mazzinianer seiner und corrumpirten ihn mit Ideen, die er nicht begriff, und mit Schmeicheleien, sodaß er einer der schlimmsten und ruchlosesten Anhänger der Secte wurde und hervorragenden Antheil an der Ermordung Rossi's nahm."

Massimo d'Azeglio hatte einen Bruder bei den Jesuiten, dem er, obgleich selbst ein großer Gegner des Ordens, sehr gewogen geblieben war. Auf seinen Wunsch trafen Minghetti und Silvani eines Abends bei Massimo mit dem Jesuiten zusammen, der sich bitter darüber beklagte, daß man sie, die Jesuiten, als Feinde der modernen Cultur verfolge. Silvani sprach nichts. Minghetti suchte dem Pater zu erklären, was an den Jesuiten auszusetzen sei. Er rieth dem P. d'Azeglio, wenn sein Orden der Einführung staatlicher Reformen nicht abgeneigt sei, dies in einer Zeitschrift oder einer Zeitung klar auszusprechen; wenn sie wirklich nicht, wie man behaupte, im Besitze außerordentlicher Reichthümer seien, so möchten sie eine Darlegung ihrer Vermögensverhältnisse geben und diejenigen herausfordern, welche ihnen andere Einnahmequellen nachzuweisen in der Lage wären; liebten sie wirklich ihr Vaterland, so möchten sie ihre Schüler auffordern, in die Reihen seiner Vertheidiger zu treten. „Meine Rede entsprang jugendlicher, aber ehrlicher Illusion." Als wir fortgingen, fragte ich Silvani, weshalb er mir nicht beigestanden habe. Er antwortete lächelnd: „weil es zwecklos ist, in die Luft zu reden (sprecare il fiato)."

Silvani überlebte diese Unterhaltung nur um wenige Tage. Am 5. December, nach einer langen Promenade der beiden Freunde, wurde er von einem schweren Unterleibsleiden ergriffen, welchem er schon am Tage darauf erlag. Der Tod dieses bedeutenden Mannes, in welchem Minghetti einen treuen Führer und Rathgeber verlor, erfüllte ihn und viele Andere mit tiefem Schmerze.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna.

Von

Lily von Kretschman.

II.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte Apelt und Mirbt erwähnt, die beide von der Großfürstin zu Vorlesungen aufgefordert wurden. Mirbt stand während seines kurzen Lebens — er ertrank in der Saale — Fries am nächsten. Er war wenig in den Hörsälen, um so mehr in der Umgebung seines Lehrers, zu dem ähnliche Jugenderfahrungen ihn hinzogen, und dessen philosophische Grundsätze er so rein als möglich zu erhalten suchte. Kurz vor seinem Tode erschien eine Vorlesung von ihm über natürliche und positive Religion in der „Minerva", deren Schluß lautet[1]):

„Wir stehen jetzt in einer Zeit der Gährung. Das deutsche Volksbewußtsein erwacht in allen Gauen Deutschlands; es will ebenso Sicherung der materiellen wie der geistigen Interessen. Das Volk, sonst geknechtet und bevormundet, wird sich seiner Selbständigkeit bewußt; Priester, Gelehrte und Aristokraten haben es bisher geleitet und gezügelt; es sträubt sich gegen Zügel und Zaum; Wissenschaft und Freiheit sollen Gemeingut werden. Auch an Kirchenlehre und Kirchenregiment rüttelt man; Dogmen und kirchliche Formen werden bestritten und vertheidigt. Man verlangt Freiheit des Denkens und Lebens. Wann wird aber die Zeit kommen, wo man keinen anderen Zwang kennt als den des Sittengesetzes, welches einen Jeden göttlich verpflichtet?"

Sein Tod wurde von Vielen als Strafgericht des Himmels für solche Worte angesehen; der Weimarische Hof hatte ihm ruhig zugehört, denn Maria Paulowna war weit entfernt davon, nur solche Menschen bei sich empfangen zu wollen, deren Ansichten mit den ihren übereinstimmten. Um gerecht zu sein, meinte sie, müsse man die besten Menschen aller Parteien offen ihre Meinung aussprechen lassen. Ebenso tolerant stand sie Apelt gegenüber. Schon als siebzehnjähriger Jüngling war er mit Fries in Briefwechsel getreten, dessen „neue Kritik der Vernunft" ihn dazu angeregt hatte. Dann studirte er bei ihm und trat 1836 als Privatdocent zuerst vor einen größeren Zuhörerkreis. Er lebte von nun an in stiller, ruhiger Weise seinem Beruf, erwarb sich durch sein treues, bescheidenes, wohlwollendes

[1]) Bran's Minerva, 1847, Bd. III.

Wesen die allgemeine Hochachtung und war damit, wie mit der Anhänglichkeit seiner Schüler zufrieden, ohne nach äußerer Anerkennung zu verlangen, von der er wußte, daß sie in einer Zeit, wo Hegel die Geister beherrschte, nicht zu erwarten war; er lebte der festen Ueberzeugung, daß die Zukunft ihm gerecht werden würde, und hat sich insofern nicht getäuscht, als einer seiner Schüler, E. Hallier, ihm neuerdings ein ehrendes Denkmal setzte[1]). Er schloß sich streng an Fries an; er verwarf „alle Phantasien über Erschaffung der Welt von Gott oder Göttern, über Entstehung der Dinge aus dem Chaos, oder einem Urelement, oder dem Absoluten, ebenso wie alle religiösen Träume der Neuplatoniker, eines Schelling, Oken und Hegel“ [2]). Er sprach sich gegen Justinus Kerner und Alle aus, die an Gespenster glauben, und führte die schärfsten Waffen gegen das dogmatische Christenthum. Als Grundlage jeder Naturlehre stellte er eine Metaphysik der Natur auf und versuchte auch, den Streit zwischen Glauben und Wissen zu schlichten. Ueber sein Werk „Epochen der Geschichte der Menschheit“ schrieb ihm Alexander von Humboldt, es sei vorherzusehen, „daß die Art, wie Sie die historischen Mythen des Christenthums behandeln, Ihnen im sogenannten äußeren Leben Unfrieden bringen wird; mein Kosmos ist ja schon als demagogisch und unchristlich, ja zum Zuge nach Luzern aufregend, geschildert worden.“ Apelt wurde von diesem Unfrieden nicht berührt; er arbeitete ruhig in demselben Sinne weiter und gab nach und nach die „Theorie der Induction“, ein Buch, das als sein Hauptwerk bezeichnet wird, die „Metaphysik“, die „Reformation der Sternkunde“ und manche anderen Schriften heraus. Theile aus dem zuletzt genannten Werk wurden zu Vorlesungen benutzt, unter Anderem die höchst interessante Schilderung des Lebens in Nürnberg zur Zeit von Willibald Pirkheimer. In einem anderen Vortrag „Der Sternenhimmel“ zeigt sich neben dem Gedankenreichthum das tiefe Gefühl des Philosophen; er führt darin Kant's Worte näher aus: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

In seinem geistvollen Vortrag „von dem Einfluß der geographischen Entdeckungen auf den Gang der Culturgeschichte“ entrollte Apelt ein farbenreiches Gemälde, dessen weiter Horizont die ganze Welt umschließt. Er schilderte zunächst die Mythen der Alten, die sich in das Gewand dunkler geographischer Vorstellungen kleideten:

„So lange die Erde, nach den Ansichten der frühesten Dichter und der jonischen Schule, nichts Anderes war als eine von den Wassern des Oceans umflossene Scheibe, welche ein wenig nach Süden wegen des Gewichts hinneige, mit dem sie durch üppige Vegetation der Tropengegenden belastet sei, verlegte man nach diesen Räumen hin das Elysium, die Inseln der Seligen, die Hyperboräer, und das Volk der gerechten Anthiopen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klimas, die physische Kraft der Bewohner, die Unschuld der Sitten, alle diese Güter wurden den äußersten Grenzen der Erdscheibe zugeschrieben. Daher der unbestimmte Wunsch, zu diesen Grenzen, sei es durch den Phasis, sei es durch die Säulen des Briareus zu gelangen.“

Wie diese Ränder der Erdscheibe immer mehr in die Ferne rückten, wie strenge Wissenschaft und abenteuerlustiger Entdeckungsgeist sich immer enger ver-

[1]) Hallier, Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, S. 167 ff.
[2]) Ebenda, S. 172.

banden, um endlich in Columbus und seiner Zeit den Punkt zu erreichen, wo die Träume vor der Wirklichkeit ganz verschwanden, das führte der Redner in seiner knappen Sprache in großen Zügen aus.

„Mit dem raschen Zuwachs so vieler und überraschender Kenntnisse machte sich auch jener geheimere moralische Einfluß bemerkbar, welcher sanft die Bande des Aberglaubens und Vorurtheils löst und den Geist des Menschen für neue und ungewöhnliche Ideen zugänglich macht .... Die einmal angeregte Wißbegierde entfesselte den Forschungstrieb denkender Köpfe, und von den inductorischen Methoden geleitet, erfanden Galilei, Kepler und Newton die Erfahrungswissenschaften .... Die letzte Folge der großen geographischen Entdeckungen war die Flucht der guten Geister von der Erde. Die seligen Gefilde, Elysium, sowie der Garten Eden wichen anfangs in die fernsten Meeresküsten und über den Ocean zurück; hoben sich später von der Erde wie das Eldorado in den maurischen Phantasien, zu den Wolkensitzen empor und flüchteten endlich zu den Sternen. Als aber die aufblühende Astronomie sogar im Bau des Himmels den Zauber zerstörte, verschwand das Paradies auch aus den Räumen des Aethers. Die schützenden Engel des Menschengeschlechts: alle Genien und gütigen Feen verließen dessen Gesellschaft und wanderten in das Land der Sage oder der Dichtung. Die Mechanik des Himmels hat des Aristoteles Lichtwelt der Gestirne, den Himmel Klopstock's und das Empyrium der Väter zertrümmert und uns dafür ein Weltgebäude massenhafter, schwerer Weltkörper geschenkt ....“

Durch Maria Paulowna bekam Apelt den werthvollen Briefwechsel zwischen Kepler und David Fabricius, den die Bibliothek der Sternwarte von Pulkowa verwahrte; er veröffentlichte ihn in seiner „Reformation der Sternkunde“ und drückte der Großfürstin seinen Dank durch die Widmung des Buches aus. Wenige Monate nach ihr starb Apelt, während man noch mit dem Druck seiner Religionsphilosophie beschäftigt war; sie wurde als sein Vermächtniß und Glaubensbekenntniß herausgegeben. Sie gipfelt in den Worten:

„Wir haben nur Ahnungen des Ewigen, die wir in irdische Bilder kleiden. Das Erbübel jeder Dogmatik ist, daß diese Bildlichkeit der Vorstellung als Glaube selbst aufgefaßt wird. Der Glaube ist nicht Wissenschaft, sondern Aesthetik. Alles Positive in den Religionen ist bildliche Vorstellungsweise und nicht nothwendige Wahrheit.“

Doch auch ein Philosoph aus der Schule Hegel's und Schelling's, Ernst Reinhold, wurde zu Vorträgen berufen. Er war der Sohn jenes bekannten ersten Kantianers Reinhold, gegen den Fries seine Streitschrift gerichtet hatte, und einer Tochter Wieland's. Im Abendzirkel der Großfürstin sprach er über den Begriff der Philosophie und über die Gegensätze ihrer Systeme. Sein Manuscript ist ein Band von hundert enggeschriebenen Seiten, so daß man annehmen muß, er habe eine Reihe von Vorträgen gehalten.

Ein anderer Philosoph, Karl Fortlage, schloß sich, ebenso wie Ernst Reinhold, keiner der herrschenden philosophischen Richtungen vollständig an, sondern versuchte vielmehr, einer jeden gerecht zu werden. So unterzog er auch Hegel in der Schrift „Die Lücken des Hegel'schen Systems“ seiner Kritik. Neben seinen Arbeiten theologischen und philosophischen Inhalts gab er nach jahrelangem ernsten Studium ein Werk über „das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt“ heraus, das er zum ersten Male aus den alypischen Tonregistern entwickelte. Durch seine vielseitige Bildung und gesellschaftliche Gewandtheit war er in Jena wie in Weimar sehr beliebt und wurde häufig an den Hof befohlen. Seine im Manuscript erhaltene Vorlesung behandelte die Kantischen Schulen in Jena, wobei er Reinhold, den Vater, Fichte, Hegel und Schelling in den Vorder-

grund seiner Betrachtung rückt. Später hielt Fortlage noch einen Vortrag „Ueber den Begriff des Wunders", worin er sagt:

„Ein Wunder ist überall dort zu erblicken, wo ein geistiger Trieb allen äußerlichen Umständen entgegen sich von innen heraus Bahn bricht. Jeder schaffende Genius ist ein solches Wunder. So auch ist eine jede heroische That dann ein Wunder zu nennen, wenn sie aus reinem Gerechtigkeitstriebe, aus reiner Wahrheitsliebe und nicht aus Nebenabsichten entsprang .... Das einzige, wahrhafte Wunder ist der Geist. Er bewegt sich hinein in immer neue Regionen und Wege, auf welche wir nur den zukunftfrohen Blick zu lenken brauchen, um uns über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens zu erheben. Allerdings entwickelt sich der Geist aus der Materie; aber auch diese Entwicklung ist ein Wunder zu nennen. Doch die rechten Wunderwirkungen gehen erst dort an', wo der Geist auf den Geist wirkt, wo der eine Geist den anderen aus gegebenen Zeichen versteht. Diese Anzündung und Erregung des einen Geistes vom anderen ist nur möglich dadurch, daß sie in ihrer Tiefe communiciren im Urgeist. In ihn sich so tief hineinzuleben, daß sie selbst als seine Werkzeuge die Ausübung seiner Schöpfungswerke immer mehr an sich reißen, bis auf den Punkt, wo sie zuletzt mit dem Dichter ausrufen dürfen:

Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Entwickelt sich die Menschheit bis zu diesem Punkte, so begreift sie ihre Stellung auf Erden, ihre Stellung an Gottes Statt. Denn der Organisationsproceß der Natur endigt im Menschen, um hier einem Organisiren Platz zu machen, das in des Menschen eigene Hand gegeben ist."

Die Gesinnungen, die von oben ausgingen, pflanzten sich nach unten fort. Wie Maria Paulowna die Scheidewand zwischen Hof und Bürgerthum beseitigt hatte, so fielen die Schranken zwischen den einzelnen Kreisen des Bürgerthums, zwischen dem Gelehrten und dem Laien, wie zwischen den Vertretern der einzelnen Wissenschaften, und sie wurden gerechter gegeneinander, weil sie sich kennen lernten. Es darf hier nicht vergessen werden, daß Herder den ersten Grund zu diesen Wandlungen legte. Ganz richtig bezeichnet ihn Karl Hase als einen Propheten, der von einer Zeit weissagte, in deren mühevoller Erfüllung wir noch begriffen sind, und wie Hase, so konnten fast alle Theologen Jena's als Schüler Herder's gelten. Nicht nur dem Geiste nach, sondern in Wirklichkeit war es T. L. Danz gewesen; schon als Knabe nahm ihn Herder in seinen Schutz; später wurde er durch seine Befürwortung Gymnasiallehrer in Weimar und dann Diaconus in Jena, wo er fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode lebte. Er war ein großer Literaturkenner und ein Theologe von klarem, durchdringendem Blick, dessen Rationalismus nicht in trockenen Lehrmeinungen, sondern in warmem Gefühl für die Vertiefung der religiösen Anschauung zum Ausdruck kam. Als Kirchenhistoriker wird er hauptsächlich deshalb gerühmt, weil er durch ausgewählte Quellenmittheilung jedes Zeitalter in seiner Sprache reden ließ [1]) und dem Gedankengang Herder's folgte: „Satzungen, Gebräuche, Sagen, Legenden, Traditionen u. s. w., die auf der Localität alter Zeitumstände beruhen, verlieren mit ihr die Farbe. Wenn inneres Leben sie nicht hält, verwelken sie und welken desto eher, je stärker die Sonne der Wahrheit brennt und leuchtet. Alles hat seine Epochen und Lebensalter. Satzungen, Meinungen und Gebräuche sollten sie nicht haben? Gewissenhaftigkeit, die einzig wahre Religion, ist, wo sie ist, in allen Herzen dieselbe" [2]).

[1]) Frank, „Geschichte der Jenaischen Theologie".
[2]) Adraftea, Bd. III, S. 116.

Nachdem Danz seinen akademischen Beruf aufgegeben hatte und Schott starb, jener bekannte Theologe Jena's, der für die Berechtigung des Rationalismus gegen die Angriffe Hengstenberg's eingetreten war, trat J. B. E. Schwarz an die Stelle beider, ihr Erbtheil an Kämpfen und Pflichten auf sich nehmend. Er wurde Schott's Nachfolger am homiletischen Seminar, wozu er sich seiner glänzenden Rednergabe wegen besonders eignete. Als Superintendent und akademischer Lehrer war es sein Bestreben, Schleiermacher's und noch mehr de Wette's Anschauungen zu verbreiten; die Bibelübersetzung des Letzteren versuchte er dauernd einzuführen und stand als muthiger Kämpe in der vordersten Reihe Derer, die gegen die hierarchisch-dogmatische Richtung zu Felde zogen. Beide hielten bei der Großfürstin einzelne kirchengeschichtliche Vorlesungen. Danz gab auch einmal einen Ueberblick über Jena's Entwicklung, sprach jedoch frei, wie es seine Gewohnheit war, so daß nur der Entwurf des Vortrags vorhanden ist.

Unzweifelhaft der bedeutendste von allen Theologen Jena's ist zugleich derjenige, der am weitesten in unsere Gegenwart hineinreicht, der die meisten Nachrichten über sein Leben und seine Umgebung hinterlassen hat: Karl v. Hase. Um diesen liebenswürdigen, klugen, im höchsten Sinne christlich frommen Mann genügend zu schildern, müßten seine „Jugendideale und Irrthümer", seine „Briefe aus Italien", seine „Lebensannalen" vollständig wiedergegeben werden. Es hat wohl wenige Menschen gegeben, die in ihrer Selbstbiographie so wahr und offen, so einfach und natürlich auftraten, vom Kampf seiner Jugend mit der Armuth an bis zu den Höhen des Lebens. Da sein Vater früh starb und seine Mutter sich zum zweiten Male verheirathete, wurde er viel in der Welt herumgestoßen, ohne daß sein Frohsinn darunter gelitten hätte. Schließlich kam er nach Altenburg, wo er durch eine jährliche Unterstützung von fünfzig Thalern seitens der Gräfin Schönburg und durch Privatstunden, die er für achtzehn Pfennige die Stunde ertheilte, in den Stand gesetzt war, das Gymnasium weiter zu besuchen. Seine kecken Schülerstreiche wie seine häufig wechselnden Schwärmereien kennzeichnen den echten, deutschen Jungen; dazu kamen noch die unvermeidlichen poetisch-dramatischen Versuche, die den Glauben in ihm erweckten, daß er zum Dichter berufen sei. Sein Pflegevater, bei dem er die erste Zeit nach seines eigenen Vaters Tode verlebt hatte, versuchte ihn zu bestimmen, Jura zu studiren, denn nur ein Jurist, meinte er, könne sich die freie Bildung der Welt aneignen, ein Theologe müsse heucheln oder verkümmern. Karl Hase fühlte auch durchaus nichts, was einem unwiderstehlichen Drang, Geistlicher zu werden, ähnlich sah, denn er war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen worden, der Geist Goethe's und Lessing's hatte ihn gestreift; als er anfing, sich unter Leitung seines Pflegevaters mit dem Studium der Rechte zu beschäftigen, fühlte er sich bald so davon abgestoßen, daß er sich lieber endgültig für die Theologie entschied, schwebte seiner dichterischen Phantasie doch auch ein idyllisches Pfarrhaus, wie in Voßens „Luise" vor. So zog er als Student nach Leipzig, wo eine billige Wohnung im alten Paulinum für ihn bestimmt wurde, denn seine fünfzig Thaler jährlich hatten sich um keinen Heller vermehrt. Dies alte Kloster, eine Erbschaft der Bettelmönche, stand nicht in hohem Ansehen; ein Leipziger Theologe pflegte es mit der Dogmatik zu vergleichen: „jedes Jahr wird an dem morschen

Bau renovirt, doch es kommt nicht zu dem nöthigen Neubau." Der genügsame Jüngling richtete sich ein, so gut es ging, studirte mit Eifer und versuchte dazwischen, die Muse der Dichtkunst zur Gönnerin zu gewinnen; da gab es manche Enttäuschung, und sie wich weiter und weiter zurück, je mehr er sich in philosophische Studien vertiefte. Mit voller Begeisterung trat er der deutschen Burschenschaft bei und wurde sogar zum Vorstand gewählt, als sie nach den Karlsbader Beschlüssen verboten war; ganz im Geheimen wollte er für sie wirken und zog deshalb während der Sommerferien im Jahre 1820 zu Fuß von einer Universität zur anderen, wobei ihn Jena, die Stätte seiner späteren Wirksamkeit, am meisten anzog. Gegen das Ende seines Leipziger Aufenthalts mußte er seine Betheiligung an der Burschenschaft durch eine längere Haft büßen. Schelling's Ruf lockte ihn nach Erlangen; auch dort blieb er dem Verein treu, der ja nur von der Demagogenfurcht der Behörden zu einem politisch gefährlichen gestempelt und sich dadurch selbst erst seiner Wichtigkeit bewußt wurde. Hase bekam, mitten in den Vorbereitungen zu seinem Examen, die Aufforderung, wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben, die Universität binnen acht Tagen zu verlassen. In Bayreuth, wo er sich einmiethete, um weiter zu arbeiten, wurde ihm dieselbe Mahnung zugeschickt, und erst bei Verwandten auf dem Lande konnte er endlich zur Ruhe kommen.

Im October machte er dann sein Examen. Der Zukunftstraum von einem ländlichen Pfarrhaus war damit der Erfüllung näher gerückt, aber der junge Candidat hatte sich inzwischen in der Welt umgesehen, und was ihm einst wünschenswerth erschien, hatte jetzt seinen Reiz verloren. Er wandte sich mit seinem kleinen väterlichen Vermögen in der Tasche gen Schwaben und wurde in Tübingen Privatdocent. Es ging ihm zu Anfang sehr gut dort; er las zum ersten Male über das Leben Jesu, ein von ihm später so viel und mit so glänzendem Erfolge mündlich und schriftlich behandeltes Thema; sein Roman „Des alten Pfarrers Testament" fand einen Verleger, und sein Leben schien sich nun endlich in ruhigem Fahrwasser zu bewegen; da plötzlich entdeckten die ängstlichen Württemberger den staatsgefährlichen Burschenschafter in ihm und führten ihn bei Nacht und Nebel wie einen schweren Verbrecher nach der Festung Hohenasperg, in der Schubart bis zu seiner traurigen „Bekehrung" als Gefangener gesessen hatte. Hase's erster bequemer Wohnraum wurde bald mit dem für Diebe und Mörder bestimmten Kerker vertauscht, der nur oben in der dicken Mauer ein eisenvergittertes Kellerfenster hatte. Man wollte ihn dadurch zwingen, die übrigen Bundesglieder zu verrathen, was er standhaft verweigerte. Nach zehn Wochen kam er wieder in ein besseres Zimmer und konnte mit seinen Mitgefangenen verkehren, unter denen sich auch der spätere Chefredacteur der „Allgemeinen Zeitung", Gustav Kolb, befand. Wie Hase die Ungerechtigkeit, mit der man ihn verfolgt hatte, ertrug, zeigt sein Brief an die Mutter:

„Eine Revolution hab' ich nie gewollt, so wenig als die meisten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politische Größe Deutschlands sich erneuere durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes ... Was mir geschehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit solcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich so wenig betrüben kann, als daß im Herbst die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth ansieht. Aber es ist nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen."

Seinen schriftstellerischen Bestrebungen war das Festungsjahr sehr günstig, er schrieb die „Proselyten" und vollendete seine Dogmatik, für die sich auch ein Verleger fand. Endlich, am 8. August 1825, ward er frei gegeben, allerdings mit der Hinzufügung, Württemberg sofort zu verlassen und Stuttgart und Tübingen nicht mehr zu berühren. „Es war nicht eben leicht, heimzukehren," sagt Hase, „statt mit wohlerworbenen Gütern, bestraft, entsetzt, landesflüchtig; doch hat mich's Niemand empfinden lassen." Er ging nach Dresden, wo seine Dogmatik, nicht ohne manche Censurstreitigkeiten, gedruckt wurde. Als er auch da einen Ausweisungsbefehl erhielt, bat er um Audienz bei dem Minister Graf Einsiedel, stellte ihm seine Sache vor und erreichte, daß dieser den Befehl zurücknahm, ihn aber eindringlich ermahnte, die Philosophie fernerhin als Magd der Theologie zu betrachten und sich um Politik nicht zu kümmern, die er nicht verstände; Hase fügt hinzu, er hätte den Minister wohl bitten mögen, sich auch seinerseits mit der Theologie nicht zu befassen. Beide sind der Mahnung nicht gefolgt. Als der Superintendent Hahn nach Leipzig berufen wurde, um gegen den Rationalismus aufzutreten und das geltend zu machen, was Graf Einsiedel für Christenthum hielt, schrieb Hase sofort eine scharfe Vertheidigung des Rationalismus gegen ihn. Bald darauf betrat er in Leipzig als Privatdocent wieder das Katheder und versammelte eine Anzahl freisinniger Theologen um sich. Als erste Anknüpfung mit Weimar kann die Bekanntschaft des General-Superintendenten Röhr gelten, die Hase fast wider seinen Willen machte; denn der als Haupt der Rationalisten bekannte Mann hatte, trotz seiner Richtung, in der Recension eines Hase'schen Buches diesen des Pantheismus bezichtigt, was der Verfasser bald auch von anderen Seiten zu hören bekam. Kurz bevor Röhr nach Weimar zurückreiste, sagte er: „Sein System taugt den Teufel nichts, aber nach Jena muß er doch!" Inzwischen wurde Hase die Aussicht auf eine Professur in Berlin eröffnet, doch der Polizeiminister, durch Kamptz beeinflußt, sorgte dafür, daß die Stadt vor dem „Demagogen" bewahrt blieb, und Jena den bedeutenden Theologen für sich gewann. Der Minister Schweitzer fügte der Berufung einige Worte des Willkommens hinzu: „Freundlich, recht freundlich werden Sie in Jena empfangen werden, und daß man dort in den akademischen Verhältnissen glücklich leben kann, weiß ich selbst aus Erfahrung." Die Bitte um einen einjährigen Urlaub vor dem Eintritt in die neue Stellung wurde Hase gewährt, so daß er nun dem Wunsche seines in Leipzig gewonnenen Freundes Hermann Härtel, ihn nach Italien zu begleiten, folgen konnte. Das Band zwischen den beiden jungen Männern war um so fester, als Hase sich durch die innigste Liebe zu Härtel's Schwester Pauline hingezogen fühlte, und auch die Hoffnung hegen durfte, daß sie nicht unerwidert blieb. Die Briefe aus Italien „an die künftige Geliebte" waren an die gegenwärtige gerichtet; sie gehören unter der großen Menge italienischer Reisebriefe zu den schönsten und lebensvollsten ihrer Art. An dem letzten Theil der Reise betheiligte sich die Empfängerin dieser Briefe schon als seine glückliche Braut. Auf jede Weise aller Sorgen entrückt, hoffnungsfroh und thatenlustig fuhr Hase an einem Sonnabend des Jahres 1830 in den Saalgrund hinab, der „ruhmvollen Stadt seiner Zukunft" entgegen.

Der junge Professor wurde, wie Schweitzer es vorausgesagt hatte, herzlich empfangen. Bald führte er Pauline Härtel als sein Weib in ein bequemes, schön eingerichtetes Haus, das der Vereinigungsplatz vieler Freunde werden sollte, und in dem das glücklichste Familienleben sich entfaltete. Ueber fünfzig Jahre war Hase der Stolz und die Zierde der Universität; bis zum letzten Augenblick ist er sich selber treu geblieben, ist für Wahrheit und Freiheit in die Schranken getreten und hat sich ein Herz voll tiefen, warmen Gefühles, einen reinen poetischen Sinn und das volle Verständniß für die fortschreitende Zeit bewahrt. Seine Berichte aus Italien, wo er immer wieder Erholung und Erfrischung suchte, haben bis zuletzt einen jugendlichen Zauber. Er sagt von sich[1]): „In mir selbst ist doch ein gutes Stück Heidenthum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und in ihren Schmerz sich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit bösem Gewissen, sondern ohne Reue, absichtlich und besonnen, weil ich das Gegentheil für eine Einseitigkeit halte, wie erhaben sie auch oft gewesen sei." Solcher Sinn mußte ihn zu Goethe hinziehen; doch nur einmal, am 23. August 1830, war er bei ihm; Pauline, seine junge Frau, wagte es, mit einer heiteren Freundin den greisen Dichter heimlich zu besuchen und hatte die Freude, auf das Freundlichste empfangen zu werden, wie sie selbst in einem Brief nach Hause erzählt.

Nicht lange nachdem Hase in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten war, begann der Kampf mit der Orthodoxie, als deren Haupt Hengstenberg das Wort führte. Es war das dritte Mal, daß Hase gegen widerstrebende Zeitrichtungen in die Schranken zu treten sich verpflichtet fühlte. Zuerst gegen Hahn, dann gegen den verknöcherten Rationalismus, „dessen Verkennung historischer Eigenthümlichkeit, dessen Zurücksetzung der Rechte des religiösen Gefühls vor der kahlen Verständigkeit"[2]), und nun gegen die „Evangelische Kirchenzeitung", die auf sein Haupt das Anathema schleuderte. Sein Versuch, die Berufung de Wette's nach Jena durchzusetzen, wurde ihm von jener Seite sehr verdacht, hatte doch dieser nach Kotzebue's Ermordung einen theilnehmenden Brief an die Mutter Sand's geschrieben und war deshalb in Berlin seines Amtes entsetzt worden. Noch mehr Staub wirbelten Hase's theologische Werke auf, so sein poetisches, liebevoll geschriebenes „Leben Jesu" und noch mehr seine Schrift über: „Die evangelische Kirche des Deutschen Reichs". Er erwartete von diesem Buch viel Verdruß, fügte aber hinzu: „Ich wollte die freie Stellung, die mir Gott gegeben hat, benutzen, um das Maul weit aufzuthun, vielleicht daß es doch einiges Gute schaffte." Die nächste Folge war Hengstenberg's Artikel in der „Evangelischen Kirchenzeitung", worin er die theologische Facultät in Jena als den Lehrbegriffen der evangelischen Kirche und dem Worte Gottes entfremdet darstellte. Hase schreibt: „Es drängte sich mir recht der nothwendige Beruf unserer Facultät auf, gegen alle Verdunkelung eine Burg der freien protestantischen Wissenschaft zu sein durch immer tiefere Erfassung des Christenthums." Seine Kirchengeschichte zeugt für die Erfüllung des anerkannten Berufes. „Er wölbt in ihr einen Dom

[1]) „Annalen meines Lebens". Herausgegeben von R. A. v. Hase. Leipzig 1891. S. 13.
[2]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena.

mit himmelanstrebendem Thurm. Und das Urtheil, als fehle diesem Thurm das heilige Zeichen des Kreuzes, ist doch nur das Urtheil eines in Neander's Weise befriedigten und befangenen Idealismus“ [1]). Wenige Jahre vor Hase's Tod wurde Hengstenberg's Ansicht über Jena in verschärfter Weise wiederholt, was dort so aufregend wirkte, daß man beschloß, der theologischen Facultät und ihrem greisen Oberhaupt eine Vertrauensadresse zukommen zu lassen. Indem er seinen Dank aussprach, sagte Hase: „Sie alle dürfen sich zu uns versehen, daß wir wie bisher einstehen werden für den alten, treuen Bund der Freiheit und des Christenthums, was auch geschehe. . . . Man hat nicht ohne Erfolg die Sage verbreitet, daß unserem Volk die Religion genommen werde, wenn es nicht gelänge, sie zurückzudrängen in die alterthümlichste Form des Dogmas — ein zweischneidiges Unternehmen gegen den schon erwachten Verstand eines Volkes“ [2]). Mit vollem Recht konnte er hinzufügen [3]), daß er zu den Höhen seiner Wissenschaft gelangt sei, soweit sie derzeit erreichbar waren und auch künftige Jahre, genannt oder ungenannt, dadurch mitwirken werde. Bei seiner Todtenfeier schilderte ihn Prof. Dr. Lipsius als einen Mann von echter Frömmigkeit, fern jedem Buchstabendienst, als einen Forscher, dem die Wahrheit über Alles, selbst über theure Lieblingsmeinungen ging, als eine vornehme Natur, die alles Unedle und Gemeine von sich fern hielt und zugleich als einen Freund der Freiheit in Staat und Kirche, für die er sein Leben lang gekämpft und gerungen. „Immer der Alte,“ hat einst Hengstenberg ihm höhnend zugerufen, „immer der Alte, so durfte er von sich selbst freimüthig bekennen.“

Das war der Mann, den die Großfürstin häufiger als Andere zu sich berief, der vielleicht auch ein größeres Recht hatte, als Andere, über sie zu urtheilen. „Sie ist mir immer das Ideal einer Fürstin gewesen“ [4]), „sie ist die deutsche Fürstin geworden, die unseres Volkes Glück und Leid als das eigene mit durchlebt hat“ [5]). Konnte er Schöneres sagen? Im Jahre 1846 erwähnt er eine Vorlesung in der „Rose“, die er über Savonarola hielt und der auch der Erbgroßherzog zuhörte; er wiederholte sie in Weimar und hat sie später in den „Neuen Propheten“ veröffentlicht, ebenso die Geschichte der Jungfrau von Orleans, von der er schreibt:

„Ich hatte das Leben der Jeanne d'Arc beschrieben; für eine Vorlesung bei der Großfürstin im Februar war das eben recht, nur etwas lang. Da beim Thee nahm mich der Großherzog bei Seite: ich möchte ihm den Gefallen thun, es möglichst kurz zu machen. Ich hatte einen schönen Schrecken, faßte mich aber rasch, las bis zur Gefangennehmung der Jungfrau, um da mit einer nichtssagenden Entschuldigung abzubrechen. Die Anderen wunderten sich, der Großherzog warf mir einen dankbaren Blick des Einverständnisses zu; die Großfürstin, der ich, wie üblich, die Handschrift übergab, sagte in ihrer Freundlichkeit: Nun, Sie lesen uns ein andermal den Schluß. Wirklich im Mai, zum Geburtstag des abwesenden Herzogs Bernhard, beschied sie mich wieder und übergab mir das Manuscript: sie habe den anwesenden Damen, der Herzogin Bernhard mit ihrer Tochter und der Stiefmutter der Herzogin von Orleans dasselbe gegeben,

---

[1]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena.
[2]) Annalen meines Lebens, S. 305.
[3]) Das. S. 306.
[4]) Das. S. 117.
[5]) Das. S. 328.

aber mit dem von ihnen genommenen Versprechen, nicht weiter zu lesen als bis zur Gefangennehmung; da also hatte ich fortzufahren" [1]).

Später erzählt er:

„An einem ihrer gelehrten Abende, wo ich nur als Gast war, hatte ich ihrer holdseligen Art, mich zu einer demnächstigen Vorlesung zu bestimmen, mannhaft widerstanden, so daß sie schließlich zu Göttling, der dabei stand, sagte: Nun, Sie hören, er hat uns nichts versprochen, aber reden Sie ihm auf dem Heimweg zu, vielleicht thut er es doch! Göttling schalt hernach über meine Hartnäckigkeit, daß ich solcher Bitte solcher Frau widerstehen könnte. Ich wußte aber in der That nichts Passendes für diesen Kreis; die Fichte-Absetzung [2]) wollte sich in das weimarische Schloß nicht recht schicken. Als wir in der Nacht heimfuhren, recht im Wunsche, jenen Wunsch zu erfüllen, ist mir der heilige Franciskus plötzlich eingefallen in Erinnerung an Assisi" [3]).

Dann heißt es weiter:

„In Weimar hielt ich Vorlesung über Franz von Assisi, als die Prinzeß Augusta mit ihrem Töchterchen Luise da war. In einem frommen Verein zu Coblenz war ihr auch das Leben des heiligen Franz vorgelesen worden, und sie sprach ihr Gefühl des Unterschieds lebhaft aus. Nach Tisch mit der Prinzeß Augusta ein langes Gespräch, dem der Großherzog eine Weile schweigend zuhörte, ihre tiefe Wehklage über damaliges Regiment in Kirche und Staat!"

Die Geschichte des Heiligen erschien als selbständiges Buch; nicht lange nachher kam auch das interessante Werk über das geistliche Schauspiel heraus, dessen Inhalt theilweise zu Vorlesungen gedient hatte, wie schon die Eintheilung in Abende, statt in Capitel, beweist. — Nach dem Tode Maria Paulowna's wurde Hase noch öfters zu gleichem Zweck nach Weimar berufen, wo man darauf bedacht war, im Sinne der Großfürstin weiter zu wirken und den Mann festhielt, den sie hochgehalten hatte und der so treu an Sachsen-Weimar hing. Es kann überhaupt nie genug darauf hingewiesen werden, daß der Hof von Weimar nie, weder in Thaten noch Gesinnungen, einen Schritt rückwärts gemacht hat, sondern von den Regierungsgeschäften an bis hinab zum geselligen Verkehr immer bestrebt war, mit der Zeit und ihren Anforderungen vorwärts zu schreiten. Das gilt vom heutigen Tage, wie von den Tagen der Großfürstin und wird ebenso von den späteren gelten.

Den Philosophen und den Theologen, den Arzt und den Naturforscher haben wir vor der Großfürstin sprechen hören. Ihre Hofdamen mochten oft wohl heimlich seufzen, wenn die Herrin von ihnen verlangte, die gelehrten Abhandlungen den nächsten Tag aus dem Gedächtniß nachzuschreiben. Sie waren zwar durch sie schon daran gewöhnt worden, sich schriftlich mit einiger Gewandtheit auszudrücken, trotzdem wurde es ihnen nicht ganz leicht, den Anforderungen gerecht zu werden, die Maria Paulowna an ihre Auszüge der Vorträge stellte, am wenigsten dann, wenn der Stoff derselben ihnen fern lag oder ganz neu war; das war hauptsächlich der Fall, wenn Gelehrte lasen, deren Forschungen das Gebiet alter und neuer Sprachen umfaßte.

Da ist in erster Reihe der Orientalist J. G. Stickel zu nennen, der heute noch, trotz seines hohen Alters, in rüstiger Frische seinem Lehramt vorsteht. Er hatte sich ursprünglich der Theologie gewidmet und in Herder den Meister ge-

---

[1]) Frank, Geschichte der Theologie in Jena, S. 91.

[2]) Erschien unter dem Titel „Jenaisches Fichte-Büchlein" zum Jubiläum der Universität.

[3]) Annalen meines Lebens, S. 117.

funden, dem er in seinem Wirken folgen wollte; als ihm dessen Werk: „Vom Geist der hebräischen Poesie“ in die Hände fiel, wurde ihm dies der erste Anlaß zum Studium der morgenländischen Sprachen, dem er sich bald ganz widmete. Seine Begabung dafür machte seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam, eine namhafte Unterstützung wurde ihm vom Staat gewährt, damit er nach Paris gehen und sich dort als Schüler von Sylvestre de Sacy, dem größten Orientalisten seiner Zeit, die nöthigen Kenntnisse erwerben könnte. Ehe er im Jahre 1829 seine Reise dorthin antrat, verabschiedete er sich auch von Goethe, der ihn schon oft empfangen hatte. Seine Begegnungen mit ihm hat er selbst dargestellt[1]). Zum Abschied gab ihm der greise Dichter ein Blättchen mit der Stelle aus dem westöstlichen Divan:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!

Goethe.

„Dieses Blättchen, bis heute von mir als ein Kleinod bewahrt,“ so erzählt Stickel, „hat wie ein Zauberschlüssel in Paris gewirkt.“ Sein edler Gönner vergaß ihn in der Zwischenzeit nicht, und als er von Paris zurückkehrte, war sein erster Gang zu Goethe, um ihm von seinen Erlebnissen und Studien zu erzählen. Bald darauf sandte Goethe dem jungen Gelehrten den Abdruck eines mohammedanischen Siegelsteines mit der Bitte um Erklärung der Umschrift, die in zwei Briefen erfolgte. Dies war die erste Anregung zu der umfassenden Thätigkeit, welche von nun an den wissenschaftlichen Lebensinhalt Stickel's bilden sollte. Wenn Jena sich heute rühmt, durch sein orientalisches Münzcabinet die Concurrenz mit den größten Sammlungen Europas aufnehmen zu können, so darf es den ersten Gründer, Stickel, dabei nicht vergessen, noch weniger aber seine Fürsten, durch deren thatkräftige Hülfe die Erwerbung dieser Sammlung allein ermöglicht wurde. Ein Missionar der Brüdergemeinde, Herr Zwick, war nach achtzehnjährigem Aufenthalt im asiatischen Rußland in seine Heimath Sachsen-Weimar zurückgekehrt und hatte eine prachtvolle Sammlung der seltensten Münzen mitgebracht, die er Stickel vorlegte. Dieser sagte sich sofort, daß Jena sich solchen Schatz nicht dürfe entgehen lassen. Er war gerade zur Großfürstin befohlen worden, wo er einen Vortrag über Hieroglyphenschrift hielt, und benutzte die Gelegenheit, um von dem Besitz des Herrn Zwick zu sprechen. „Er wird“ so sagte er, „der Stadt, die ihn erwirbt, einen Glanz verleihen, welcher mit dem Werthe der Sammlungen — weil solche Münzen immer seltener werden — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortwährend steigen wird.“ Daraufhin einigte sich der Großherzog mit seiner Gemahlin, und beide befahlen dem über solchen Erfolg seiner Vorstellung überaus glücklichen Gelehrten, die Münzen anzukaufen. Viele Jahre später, als Hofrath Soret, ein bedeutender Numismatiker, starb, gelang es Stickel wieder, dessen Sammlung dem orientalischen Cabinet einzuverleiben. Maria Paulowna's Sohn und ihr Enkel kauften den Nachlaß

[1]) J. G. Stickel, „Meine Berührungen mit Goethe“. Goethe-Jahrbuch, Bd. VII. 1886.

Soret's, wodurch die Jenaer Sammlung beträchtlich an Werth gewann. Stickel berichtete im Abendkreise der Großfürstin bald nach Erwerbung der Zwick'schen Sammlung genauer über ihren Inhalt, indem er die Geschichte des mohammedanischen Münzwesens vortrug, einzelne Stücke vorzeigte und erklärte. Den Vorwurf Vieler, daß „kleinlicher dumpfer Fleiß und eine altväterische Gelehrsamkeit sich da mit Aufgaben befasse, an deren Lösung eigentlich sonst Niemandem gelegen sei und die zuletzt doch nur auf einen nutzlosen Curiositätenkram hinauslaufe", weist er zurück, indem er die Unentbehrlichkeit der Münzkunde darlegt, als der Wissenschaft:

„Die zwar, in kleinlichem Sinn getrieben, so gut wie andere Disciplinen in Mikrologien ausarten kann, die aber, im rechten Geiste gefaßt, von mehr Seiten, als es werth scheinen mag und sicherer als viele andere Urkunden, die Ereignisse, Zustände, Meinungen und Fertigkeiten der Vergangenheit vor uns aufschließt. Die Angaben der Prägejahre und Prägeorte auf den Münzen dienen der Chronologie und Geographie; die Bildwerke, oft auf den Religionscultus bezüglich, lehren den Mythologen, zeigen dem Künstler den Zustand der Kunst von Epoche zu Epoche; die Münzaufschriften liefern durch die Form ihrer Buchstaben dem Paläographen durch ihre sprachlichen Formen und den Wortvorrath dem Sprachforscher schätzbares Material; die Fundorte der Münzen dienen zur Ausspürung alter Straßen- und Handelszüge; dem Staatswirth wird der Münzwerth bei den Alten, ja endlich dem Metallurgen wird selbst die Beschaffenheit der Metalle und ihr Compositionsverhältniß interessant, vielleicht auch lehrreich sein."

Sehr hübsch beschreibt dann Stickel, indem er zugleich eine feine Huldigung für die Großherzogin damit verbindet, ein seltsames goldenes Kleinod, das Jena's orientalisches Cabinet besitzt: die Krone Dschanibek's, des Mongolenchans der sogenannten goldenen Horde, die einst vom Anfang des 13. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts nördlich vom kaspischen Meere herrschte.

„Heute," so schließt Stickel, „hat der Strom der Zeit die Horde, die Heergeräthe, die Städte mit ihren zusammengeraubten Schätzen und prangenden Palästen hinweggespült, bis auf dies eine Kleinod, das nach einem halben Jahrtausend eine Welle ausgewühlt und hinübergetragen hat zu den Füßen einer erhabenen Tochter jenes von der Horde am meisten gemißhandelten Reiches. Für Jena sei die Krone Dschanibek's ein köstliches Zeichen, daß die Bildung zuletzt doch über die Rohheit siegt, für Weimar eine Trophäe, an deren Leben kein Blut hängt, friedlich erobert durch den wissenschaftlichen Sinn seiner Fürsten."

Einen über Jena's Grenzen hinaus berühmten Namen erwarb sich A. Schleicher[1]). Auch er war zum Theologen bestimmt worden, doch als er das erste Mal in Tübingen die Kanzel bestieg, schwor er sich, daß es das letzte Mal sein sollte; er ging nach Bonn und warf sich mit Leidenschaft auf Sprachstudien. Seine Jugend und seine Lebenslust riß ihn dabei in den Strudel der Bonner Geselligkeit, sodaß nur eine Natur wie die seine, „aus Leder und Schmiedeeisen", der geistigen und körperlichen Anstrengung eine Zeit lang Widerstand leisten konnte. Schließlich brach er zusammen und wurde schwer krank; er wäre, da seine Geldmittel rasch zur Neige gingen, einem traurigen Schicksal verfallen, wenn ein treuer Freund aus seinen glücklichen Tagen ihm nicht im Unglück beigestanden hätte. Es war der junge Prinz Georg von Meiningen, der, wie sein geistvoller Gouverneur Seebeck, ein Bewunderer Schleicher's war. Er erwirkte ihm eine Unterstützung von seiner Tante, der Königin-Wittwe von

[1]) Lefmann, A. Schleicher. Leipzig 1870.

England, wodurch Schleicher der schwersten Sorgen enthoben wurde. Das Jahr 1848 zog den leidenschaftlichen Mann in seine politischen Kämpfe, deren Ausgang ihm so nahe ging, daß er sich auf wissenschaftliche Reisen begab, um den ihm unerträglichen Eindrücken auszuweichen. Nach einem Jahr wählte er Prag zum Aufenthaltsort, und beschäftigte sich hier eingehend mit dem Studium der czechischen Sprache; als Correspondent der „Kölnischen" und der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" besserte sich auch seine äußere Lage, sodaß er nicht mehr allein von der Gnade der Königin abhing; doch der Genuß eines ruhigen Lebens wurde ihm nicht zu Theil, die Polizei hatte in ihm einen „staatsgefährlichen Demagogen" aufgespürt und griff zu dem sichersten Mittel, ihn unschädlich zu machen: sie verbot der Post, dem deutschen Gelehrten irgend welche Gelder auszuzahlen, ein System des Aushungerns, dem Schleicher nothgedrungen weichen mußte. Er hatte sich aber nie in der Rolle eines stillen Dulders wohl gefühlt und scheute keinen Weg, um sich jetzt Recht zu verschaffen. Endlich nahm Graf Thun sich mit solchem Erfolge seiner an, daß der aus Prag vertriebene Doctor als Professor der Universität dort wieder einzog. Schleicher folgte der Berufung, nicht nur, weil sie eine öffentliche Ehrenrettung für ihn war, sondern weil er eine feste Anstellung, die seine Zukunft einigermaßen sicherte, schon längst ersehnt hatte. In der Freude darüber übersah er in der ersten Zeit die unerquicklichen Verhältnisse, die ihn umgaben, auch führten seine Studien ihn bald zu einem längeren Aufenthalt nach Littauen, und die Ergebnisse desselben, die schönsten Märchen und Lieder, deren Ton er in Wort und Ausdruck herrlich wiederzugeben wußte, trugen ihm reiche, verdiente Anerkennung ein, sodaß seine Stimmung die beste war. Nach und nach erst wurde ihm die politische Reaction fühlbar, die sich in Böhmen vor Allem durch die Betonung des Katholicismus, dem Protestantismus gegenüber, äußerte. Der Curator der Universität war der Erzbischof; er wie seine Glaubensgenossen sahen Schleicher ungern in ihrer Mitte, und der nationale Haß der Czechen verfolgte ihn in womöglich noch heftigerer Weise. Sie vergaßen darüber, daß der Deutsche die Schätze ihrer Sprache an das Tageslicht hob, ja sie beneideten ihn um seine Erfolge, die ihre Angriffe erschwerten. Als Mann der Wissenschaft war er unantastbar; es galt, ihn von anderer Seite zu fassen, und man meinte, die Vergangenheit sei seine Achillesferse. Er wurde polizeilich bewacht, eine Haussuchung folgte dieser ersten Maßregel, und die Anklage auf Grund eines unbedeutenden Papieres vollendete den Sieg seiner Feinde. Nach endlosen Unterhandlungen mußte man ihn zwar frei lassen, aber Haß und Argwohn hefteten sich an ihn wie Ketten, die zu tragen schwerer wurden, als die eisernen eines Gefangenen. Er zog sich mehr und mehr zurück; nur mit G. Curtius blieb er im Verkehr; auch aus der Prüfungscommission, in die er gewählt war, trat er wieder aus, da dies Amt für einen Protestanten unhaltbar ward. Ordnete der Erzbischof doch öffentliche Gebete um Ausrottung der Ketzerei an. Seine Stellung, das fühlte er, war eine unwürdige. Doch wohin? Er hatte inzwischen geheirathet, und mußte nicht nur für sich, sondern auch für die Seinen sorgen. In der Noth klagte er Seebeck sein Leid, der Curator in Jena geworden war, und bekam umgehend die Antwort, er möge nur dorthin kommen, man wolle für ihn sorgen. Eine Professur konnte

er ihm freilich nicht versprechen, da keine Stelle frei war, er eröffnete ihm aber die bestimmte Aussicht auf zahlreiche Zuhörer. Schleicher begrüßte Jena, wie der Verfolgte den schützenden Hain der Götter, und blieb dort, obgleich sein äußeres Leben sich nicht so glänzend gestaltete, als er es seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen hätte beanspruchen können. Maria Paulowna's Einfluß verdankte er die vortheilhafte Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Petersburger Akademie. Daß er nicht mehr erreichte, lag zum Theil an seinem schroffen Charakter, an seiner Unzugänglichkeit und Verbitterung, kurz an dem, was das Leben aus dem frischen, offenen Jüngling gemacht hatte; zum andern Theil an der Festigkeit, mit der er die Dogmen der Hegel'schen Philosophie aufrecht erhielt, die seine sorgfältigen, naturwissenschaftlichen Einzelforschungen störend kreuzten, wie sie in sein mächtiges Gebäude der indogermanischen Sprachwissenschaft einen gefährlichen Riß brachten. Trotzdem wird er heute noch als der Begründer einer neuen Epoche der streng geschichtlichen, vergleichenden Sprachforschung anerkannt. Sein Organisationstalent befähigte ihn, seine Wissenschaft zum ersten Male in ein System zu bringen, indem er das Wesentliche hervorhob und mit einer Genauigkeit verfuhr, die seinen Nachfolgern als Vorbild dient. Sein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" gilt als sein bedeutendstes Werk[1]). „Durch Darwin mächtig angeregt, mit Häckel innig befreundet, gelangte er für die Entstehung der Sprachen zu ähnlichen Resultaten, wie Darwin für die Entstehung der Organismen[2])." Er trat dadurch etwas aus seiner Abgeschiedenheit heraus und nahm froheren Antheil an der Gegenwart, die ihm, wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung, als ein Fortschritt erschien. Von Denen, die ihn kannten, wird seine Einfachheit und sein Pflichteifer gepriesen; sein rastloser Fleiß erregte das höchste Staunen, richtete ihn aber auch schließlich zu Grunde, als er mit einer Arbeit über das ausgestorbene Polabische beschäftigt war, und, schon krank, sich im Uebereifer den Schlaf versagte.

Seine littauischen Märchen und Sagen pflegte er bei der Großfürstin vorzulesen, dadurch bisher ganz fremden Volksdichtungen auch in anderen, als in Gelehrtenkreisen, Eingang verschaffend.

Wie es Schleicher vorgeworfen wird, daß die Hegel'schen Theorien seinen Blick trübten und ihn mit seiner naturwissenschaftlichen Methode in Zwiespalt brachten[3]), so hat man auch von J. G. Droysen gesagt, daß er die Einwirkungen der Hegel'schen Schule nie habe abstreifen können. Wenige Jahre vor Schleicher kam er als Professor der Geschichte nach Jena, ein in politischer Beziehung für Einige berüchtigter, für die Meisten berühmter Mann; war er doch einer der ersten Wortführer für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein gewesen und als Abgeordneter der Herzogthümer nach Frankfurt in die Nationalversammlung gekommen. Dann gehörte er mit zu Denen, die als Staatsverbrecher betrachtet wurden, weil sie das deutsche Kaiserreich errichten wollten,

---

[1]) Theod. Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft". München 1869.
[2]) Ed. Hallier, „Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts", S. 422.
[3]) Vergl. Artikel „Schleicher" in der „Allgem. deutschen Biographie".

wie die Franzosen 1830 das Königthum, und die das Glück hatten, endlich ihren Traum verwirklicht zu sehen. Was er für die Wissenschaft geleistet hat, bedarf nicht der Erörterung, steht er doch auch als Mensch noch in der Erinnerung der Gegenwart.

Von Denen jedoch, die in den letzten Lebensjahren der Großfürstin durch ihre Vorträge die literarischen Abende zu so interessanten gestalteten, wird Kuno Fischer heute am meisten genannt. Auch er suchte Jena auf, wie der Schiffer den Hafen. Drei Jahre lang hatte er in Heidelberg eine dieser „Pandectenatmosphäre" ungewohnte philosophische Bewegung hervorgerufen und die jugendlichen Herzen im Sturm gewonnen, bis sich im J. 1853 der Ultramontanismus mit der orthodoxen Theologie gegen ihn verband. Der Professor der Theologie Schenkel griff ihn schriftlich an; Fischer vertheidigte seine gerechte Sache, wurde aber trotzdem des Pantheismus angeklagt, und das Ministerium verfügte seine Entfernung, obwohl die philosophische Facultät sich bis auf eine ultramontane Stimme für ihn erklärt hatte[1]). Arnold Ruge, der mit Fischer befreundet war, schrieb nach diesem Ereigniß: „Eine Trauer weht uns an, wenn wir diesen Kampf mit abgebrochener Spitze immer wieder erneut und die Philosophie noch einmal zur Magd des Christenthums erniedrigt sehen[2])." Ein Versuch des Verfolgten, sich in Berlin zu habilitiren, mißlang in Folge Hengstenberg's Verdammung des mit „glatter Rede ausgerüsteten Weltweisen"[3]). Jena berief ihn, und hier eröffnete er am 1. December 1856 seine glänzende Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über Kant, vor einem Zuhörerkreis, wie er an Zahl und Begeisterung seit Schiller's und Fichte's Zeiten nicht gesehen worden war. Es ist bekannt, wie der Gelehrte neben seiner philosophischen Thätigkeit sich eingehend dem Studium der classischen Periode Weimars und Jena's widmete, wie viel Bedeutendes wir ihm als Ergebniß dieser Forschungen zu verdanken haben. Fischer's Liebe zu Weimars Heroen, die dort mit Recht „unser" Goethe und „unser" Schiller genannt werden, noch mehr aber seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine geistreiche Unterhaltung machten ihn schnell zum Freunde Aller. Es störte den geselligen Verkehr nicht, daß seine philosophische Richtung nicht die der meisten Jenaer Genossen war; er gehörte zu Denen, „welche durch die Schule der Hegel'schen Philosophie nicht bloß hindurchgegangen, sondern ihr auch, bei aller Selbständigkeit der eigenen Forschung, im Wesentlichen treu geblieben sind"[4]). Mit Hase und mit Göttling kam Fischer am meisten zusammen und betheiligte sich auch thätig an den Rosenvorlesungen; er hielt im Februar 1857 einen Vortrag über Schiller's Selbstbekenntnisse, der so allgemeinen Beifall fand, daß er ihn bald darauf bei der Großfürstin wiederholte; unter dem Titel: „Schiller's Jugend und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen" ist er mit verändertem und erweitertem Inhalt später erschienen.

---

[1]) Vergl. Kuno Fischer und die gegenwärtige Stellung der Philosophie im deutschen Geistesleben „Unsere Zeit", Bd. I, S. 460. Leipzig 1857.

[2]) Arnold Ruge's Briefwechsel, Bd. II, S. 141.

[3]) Protestantische Kirchenzeitung 1856, S. 1250. — 1857, S. 193 und 781.

[4]) Ed. Zeller, „Geschichte der Philosophie".

Von großer Bedeutung ist auch jetzt noch eine Vorlesung, die Prof. Karl Koch über die Geschichte der Tscherkessen hielt. Er hatte zwei wissenschaftliche Reisen nach dem südlichen Rußland unternommen und besonders die Gebiete der nomadisirenden Völker Ciskaukasiens kennen gelernt. Wie gründlich er Volk und Land studirte, zeigt der Inhalt des umfangreichen Manuscripts, das die bisher sehr dunkle Geschichte der Tscherkessen bis zum 17. Jahrhundert zum Inhalt hat. Koch hatte die Absicht, sie in einem zweiten Vortrag bis zur Neuzeit fortzuführen; er folgte jedoch vor der Ausführung seines Vorhabens einem Ruf nach Berlin. Seine Reiseschilderungen, die er wiederholt veröffentlichte, haben ihn auch außerhalb der Gelehrtenwelt bekannt gemacht.

Außer dem seinen finden sich noch manche Namen ausgezeichneter Gelehrter unter den Vortragenden, die nur einmal Gelegenheit hatten, ihre Wissenschaft an dieser Stelle zu vertreten. So sprach Rochus von Liliencron, einer der größten Kenner nordischer Sprachen und Alterthümer, über Runen; H. Wackenroder, Professor der Medicin, über die Geschichte der Alchemie; F. G. Schultze, der Leiter des blühenden landwirthschaftlichen Instituts zu Jena und Herausgeber der bekannten „Deutschen Blätter für Landwirthschaft und Nationalöconomie", über das Verhältniß der Menschen zu den Hausthieren. Aus der griechischen Geschichte hielt Professor J. Ch. Weißenborn zwei interessante Vorlesungen, zu denen noch eine aus Italiens Vergangenheit hinzukam; und Professor Adolf Schmidt vertrat seine Wissenschaft, indem er über Roms Völkerrecht des Kriegs im Lichte unserer Zeit, über die historische Kritik der ältesten römischen Geschichte und andere sprach.

Unter den Weimaranern, die sich thätig an den literarischen Abenden betheiligten, muß neben Riemer, der einmal eine von Martin Hayneccius zu Ehren der beiden jungen Herzöge Friedrich Wilhelm und Johann verfaßte Schulcomödie vorlas, vor Allem der Kanzler Friedrich v. Müller genannt werden, der einem anderen Genossen aus Weimars Glanzzeit, Dr. Stephan Schütze, bald nach dessen Tod, im Jahr 1839, die Gedenkrede hielt. Lange Jahre hindurch gab Schütze einen „Almanach für Liebe und Freundschaft" heraus. „Hohe weimarische Staatsminister," so erzählt Gutzkow [1]), „schmückten diesen ehemals durch E. T. A. Hoffmann's Beiträge berühmt gewesenen Kalender mit literarischen Beiträgen. Die eigenen Gaben des vermögenden, gutherzigen, gastfreien Mannes, verbunden mit denen seiner Mitarbeiter Prätzel und Langbein, hätten nur brauchen ins Plattdeutsche übersetzt zu werden, und Deutschland würde seine Epoche Fritz Reuter schon früher gehabt haben." Später leitete er die von Bertuch gegründete „Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode". Durch die Errichtung eines Lesemuseums auf Anregung der Großfürstin trat Schütze derselben näher. Er verschaffte sich einen Ueberblick der literarischen Erzeugnisse, der Zeitungen und Zeitschriften der Gegenwart, verfehlte nie, Maria Paulowna auf nothwendige Anschaffungen dieser Art aufmerksam zu machen, und sie kannte ihn und seinen Geschmack zu gut, als daß sie seinen Wünschen nicht gern Rechnung getragen hätte. Zu ihren Theeabenden wurde er regelmäßig zugezogen.

[1]) Rückblick auf mein Leben, S. 168.

Der Kanzler v. Müller bezeugt, „daß er uns hier manche heitere Stunde verschafft hat". Der letzte Tribut, den er der Fürstin darbrachte, war eine ideenreiche Abhandlung über die Wirkung der Musik. „Da sein ganzes Leben in gewissem Sinne ein musikalisches war, die Durchführung einer heiteren Melodie in allen Variationen des Geschicks, so kann jener Aufsatz wohl als sein poetisches Testament betrachtet werden." Schütze's Gestalt wirkt unter den anderen Gästen der Großfürstin ganz eigenthümlich: sie ist ein Theil der wirklich guten, alten Zeit, in sich befriedigt, den kleinen gegebenen Kreis ausfüllend, ohne störend und drängend darüber hinaus zu verlangen.

Auch noch anderen Freunden, aus dem Kreise der Großfürstin, widmete Müller freundliche Worte des Andenkens. So sprach er bei Gelegenheit der Herausgabe von Wilhelm v. Humboldt's gesammelten Werken über diesen und seine Freundschaft mit Goethe und Schiller[1]); dann schilderte er das Leben des Präsidenten Anton von Ziegesar, der 1843 gestorben war, und dessen Persönlichkeit insofern von Interesse ist, als er zu dem genialen Kreis der Herzogin Amalie gehört hatte, ebenso wie seine reizende, vielgefeierte Schwester Sylvia. Mit einundzwanzig Jahren schon war Ziegesar als Assessor im Regierungscollegium zu Weimar angestellt worden und ist von da an, mit der ihm eigenen unermüdlichen Sorgfalt und Umsicht im Dienste seines fürstlichen Hauses thätig gewesen. Von der Tiefurter Geselligkeit, die ihn mit in ihren Strudel zog, sagte Müller:

„. . . Nicht leicht werden Diejenigen, welche das Glück entbehren, die unbeschreibliche Anmuth jener Weimar-Tiefurter Zustände persönlich mit genossen zu haben, sich eine klare Vorstellung davon zu bilden vermögen. Erwiderte doch selbst Goethe, als ich ihm einstmals dringend zuredete, der Welt eine Schilderung derselben zu hinterlassen: Dies sei unmöglich, denn Niemand würde, wenn man auch nur die volle Wahrheit schriebe, an dieselbe glauben, nur im Gewande eines Märchens wäre es allenfalls denkbar. Und in der That, wie wollte man jene höchste Freiheit und Zwanglosigkeit geselliger Berührung bei steter Festhaltung zarter, sittlicher Gesetze, jene arglose Ungebundenheit in Urtheil und Rede bei achtungsvoller Anerkennung jeder geistigen Superiorität, jene heiteren, launigen, nicht selten muthwilligen Scherze bei ehrfurchtsvoller Beachtung sittlicher Würde, späteren Zeitgenossen miteinander vereinbarlich zeigen und anschaulich machen? Alles lief auf einer schmalen Grenze des Schicklichen und Zulässigen hin, die Keinem vorgezeichnet, aber doch von Allen lebendig empfunden wurde. Schon ein heiterer Blick der geliebten Fürstin oder ihr ausdrucksvolles Schweigen sprach Billigung und Mißbilligung hinlänglich aus. Jeder durfte sich unverhohlen zeigen wie er war, selbst die barocksten Meinungen und die kühnsten Paradoxen konnte man vorbringen, wenn es mit Geist und Anstand geschah. Leerer Prunk dagegen und Anmaßlichkeit waren verbannt; die zufällige Mißstimmung von heute ging nicht auf morgen über; gern ließ man dem bewährten Freunde Nachsicht angedeihen. Heitere Gastlichkeit empfing den Fremden, der eine ehrenvolle Aufmerksamkeit und freundliche Auffassung seiner Eigenthümlichkeit nie vermißte . . . Anmuthige Theilnahme hochgebildeter Frauen an den wissenschaftlichen und Kunstbestrebungen der Männer schmückte stets die gesellige Unterhaltung und wußte, jede Schwerfälligkeit fern haltend, mit zartem Takt jenes Gleichgewicht zwischen Ernst und munterer Laune zu bewahren, das den eigenthümlichen Reiz guter Gesellschaft ausmacht."

Interessanter noch als diese Erinnerungen an das Leben seiner Freunde, ist ein Vortrag, den der Kanzler v. Müller hielt, als die Gespräche Goethe's mit Eckermann erschienen waren und er Vorlesungen von Theilen derselben begann. In der Einleitung dazu sagt er:

[1]) Gedruckt in der neuen „Jenaischen allgem. Literaturzeitung" 2. Januar 1843.

„Jenes berühmte Wort Büffon's: Le style c'est l'homme tout entier, kann sicher noch weit mehr von der häuslichen Geselligkeit, von den vertraulichen Conversationen eines ausgezeichneten Schriftstellers gelten. Finden wir ihn bei aller Einförmigkeit täglich wiederkehrender Zustände gleichwohl immerfort geistreich belebt und belebend, sehen wir ihn jeder Anforderung des Augenblicks auf anmuthige Weise genügen, fühlen wir um ihn uns immer in derselben wohlthuenden Atmosphäre, die ein liebevolles Gemüth, gepaart mit Witz und humoristischer Laune, gleich einem elektrischen Fluidum ausströmt und die das Genie durch leuchtende Blitze und Gewitterschläge von Zeit zu Zeit erhellt — gewiß dann erst wird unser Urtheil über ihn die sicherste Basis gewonnen haben. Vielleicht läßt sich meine Behauptung durch Niemanden besser bestätigen als durch Goethe.

„Jene harmlose Behaglichkeit des Daseins und Wirkens, die nur auf dem Fundamente eines edlen Bewußtseins ruht, jene unversiegbare Quelle von geistreichen Lebensansichten, welche bald mild und ruhig über literarische und bürgerliche Zustände sich verbreitet, bald im Ausbruch genialer Laune mächtig hervorströmt, jene feinste und doch zwanglose Mittheilungsweise endlich, die jeden zarteren Gegenstand nur leise berührt, und während sie an den Dingen nur hinzustreifen scheint, doch stets ihre tiefste Eigenthümlichkeit trifft, Scherz und Ernst, Beifall und Ironie im anmuthigsten Wechsel verknüpft und, billigend oder scheltend, immer aufs Kräftigste anregt und überraschend belehrt — ein so seltener Verein der liebenswürdigsten Eigenschaften würde Bewunderung und Ehrfurcht Jedem abgewonnen haben, der nicht schon geistig taub oder blind über Goethe's gastliche Schwelle getreten wäre.

„Herr Dr. Eckermann hatte als mehrjähriger treuer Tisch- und Arbeitsgenosse Goethe's nicht nur die beste Gelegenheit zu den Aufzeichnungen seiner Gespräche, sondern die kindliche Unbefangenheit, die klare Auffassungsgabe, mit welcher er den Reichthum der Goethe'schen Mittheilungen in sich aufnahm — in ein reines durch System- und Parteisucht noch völlig ungetrübtes Gemüth — bürgen uns auch dafür, daß das mit möglichster Treue alsobald Niedergeschriebene unvermischt geblieben mit fremdartigen Zusätzen und Vorstellungsweisen. Hätte doch seine Pietät für Goethe *ihm am wenigsten* jemals erlaubt, anmaßlich zu deuteln und zu klügeln, wo es ihm gerade als höchstes Verdienst erschien, Sinn und Worte des verehrten Meisters in voller Lauterkeit und Unschuld wiederzugeben! ... Einige allgemeine Bemerkungen muß ich noch vorausschicken, die zur Beurtheilung Goethe'scher Conversationen durchaus nöthig scheinen.

„Goethe war ein Mann der größten Besonnenheit und Ueberlegung, so oft er sich öffentlich zeigte, sei es im Geschäftsleben oder als Autor. Er war dann, wenigstens in seinem späteren Leben, voll Rücksichten, nicht selten voll allzu ängstlichen Bedenkens, und manches treffliche Vorhaben unterblieb, weil es ihm zu gewagt oder der Erfolg problematisch schien. Im häuslichen Kreise hingegen, im traulichen Tisch- und Abendgespräch mit geprüften Freunden war er durchaus zwang- und arglos und überließ sich leicht und hingebend den Eindrücken des Augenblicks. In den freien Ausströmungen seiner Gedanken und Empfindungen fand er seine liebste Erholung. Es war dann, als ob sein angeborenes Naturell sich wieder in seine ursprünglichen Rechte einsetzte und den starren Damm, den Grundsätze, Weltklugheit und zunehmendes Alter aufgeführt hatten, urplötzlich überwältigten. Wird man sich daher oft in seinen Conversationen von der Jugendfrische, der Keckheit und der Klarheit seiner augenblicklichen Anschauungen überrascht finden, so wird auf der anderen Seite nicht selten das Launenhafte und das Einseitige mancher seiner Urtheile und Behauptungen, so wird das Paradoxe mancher Ansichten, ja selbst die scheinbare Unbilligkeit in der Würdigung mancher bedeutenden Erscheinung leicht befremden, wohl gar verletzen. Es gehört daher ein aufmerksamer Leser dazu, um das Correctiv, die Ausgleichung solcher Auffallenheiten früher oder später in Goethe's eigenen Aussprüchen wieder zu finden. Unbefangenheit und Liebe zu dem Gegenstande sind dabei unerläßlich. Goethe will nicht nach Einzelheiten, sondern in seiner Ganzheit aufgefaßt sein, und allen Denen, die ihn mikroskopisch zerlegen und mit der Brille anatomiren wollen, verschwindet das wahre Bild seines Wesens unter den Händen.

„Er hat geirrt und gefehlt wie wir Anderen auch, bald unwillkürlich und beengt durch die natürlichen Schranken, die jedes Individuum begrenzen, bald sogar absichtlich aus Leidenschaft und unbezwinglicher Abneigung gegen gewisse Anmuthungen der Convenienz, was er dann seinen „angeborenen Tic" zu nennen pflegte. Aber Niemand erkannte klarer als er selbst sein Irren und sein Fehlen, Niemand beschönigte es weniger. Großartig in Allem, was er sann und that, wollte er nie anders erscheinen als er wirklich war. Er kannte keine Verstellung, und nie, weder

im öffentlichen noch im Privatleben, ist die geringste Spur von Affectation oder Unwahrheit in seinem Wesen aufzufinden. Daher er denn oftmals lieber zu der Maske der Kälte und Verschlossenheit griff, als daß er sich entschlossen hätte, sein Inneres zu verleugnen oder durch unzeitige Enthüllung zu entweihen.

„Ein ebenso wichtiges Erforderniß zu richtiger Beurtheilung der Goethe'schen Conversationen ist es, daß man nicht vergessen darf, einen Dichter vor Augen zu haben, und zwar einen Dichter, den die Natur mit der reizbarsten Phantasie und dem wunderbarsten Anschauungsvermögen ausgestattet hatte. Was auch immer seine scharfe Beobachtungsgabe und strenge Reflexion in Wissenschaft und Kunst, in dem Gebiete der Natur oder der sittlichen Welt annahm und abstrahirte — in seinem Inneren wurde es augenblicklich zum Bilde, zum Symbol einer höheren, allgemeineren Anschauung. Was sich dazu nicht gestalten ließ, war ihm unheimlich, unzulänglich. „Gebt mir den Begriff von der Sache und ich bin zufrieden, die Sache will ich euch gerne lassen," pflegte er zu sagen.

„Durch die bewunderungswürdige Klarheit seines Geistes ordnete er alsobald jeden neuen Gegenstand an die gehörige Stelle und verknüpfte ihn rasch mit allen verwandten Gegenständen seines inneren Besitzthums. Dichten war ihm nur eine Naturnothwendigkeit, die sinnliche Veranschaulichung seiner Begriffe und Empfindungen, gleichsam eine gedrängtere, dichtere Verkörperung der von außen empfangenen Eindrücke. In diesem Sinne kann man wohl behaupten, daß er die höchsten Wahrheiten und Maximen in Wissenschaft, Kunst und Leben weniger durch formgerechte, mühselige Schlüsse als durch augenblickliche Divination gefunden, sie wahrhaft erobert habe. Damit hing aber auch nothwendig zusammen, daß alle äußeren Ereignisse und Mittheilungen auf ihn einen weit kühneren und aufregenderen Eindruck machten, und daß er diese Eindrücke nicht anders bewältigen, sein inneres Gleichgewicht nur dadurch herstellen konnte, daß er in zwangloser Weise durch seine Rede sich Luft machte, die Brust von dem, was sie verborgen quälte, auf diese Weise befreite. Als solche fast unwillkürliche Explosionen müssen viele seiner Urtheile über einzelne Schriftsteller, Lehren und Leistungen angesehen werden, die er eigentlich hoch schätzte, an denen ihn aber eine bemerkte Schwäche oder andere Unvollkommenheit momentan verdroß und verletzte. Späterhin milderte sich dann gar bald die Schärfe seiner Beurtheilung und man konnte deutlich wahrnehmen, wie er jede zugefügte Unbill aufs Gerechteste zu vergüten sich bestrebte. Selbst der ihm so verhaßte Kotzebue mag hier zum Beispiel dienen. In Goethe's nachgelassenen Manuscripten fand sich die reinste und unbefangenste Würdigung seiner Talente, und mancher seiner Productionen, ja vielleicht ist Kotzebue nie schonender und billiger in seiner Eigenthümlichkeit beurtheilt worden als gerade von Goethe. Es gab Männer, für die seine vollste Anerkennung auch nie einen Augenblick wankte, die er wie Fixsterne immerfort im reinsten Licht erblickte; Hamann, Schiller und Meyer gehörten darunter.

„Bei anderen Lebens- und Zeitgenossen jedoch vom entschiedensten Werthe darf man keineswegs aus einzelnen bitteren Aeußerungen über sie oder ihre Werke schließen, daß er nicht gern und freudig ihr Verdienst anerkannt habe. Er, der die große Maxime aussprach: „Die wahre Liberalität ist Anerkennung des Tüchtigen" und sie durch sein ganzes Leben bethätigte . . . . . Kritiker, die nur geschichtliche und theoretische Kenntnisse, die nur Scharfsinn im Auffinden scheinbarer Schwächen zur Beurtheilung Goethe's mitbringen, denen aber alle poetische Auffassung seines so viel gestalteten Geistes fehlt und die nie einer näheren Bekanntschaft seiner Persönlichkeit sich erfreuten, werden wohl stets nur einseitig befangene Urtheile über ihn abzugeben vermögen, wie wir noch neuerlich an den Herren Gervinus und Rehberg erlebt haben.

„Wem es aber Ernst ist, über Goethe völlig ins Klare zu kommen, der schöpfe aus der reinsten Urquelle, aus Goethe selbst, wie er sich in seinen traulichen Unterhaltungen absichts- und arglos abspiegelt. Ihm werden dann ganz andere Lichter aufgehen als aus allen Kritiken, und er wird geneigt sein, auf Goethe jene Worte des Divans anzuwenden, die der Dichter zur Pförtnerin des Paradieses spricht:

Nicht so vieles Federlesen,
Laß mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(Weimar, 29. März 1836.)

Von der Großfürstin besonders geschätzt wurde ein anderer, langjähriger Gast ihrer geselligen Abende, der Ober-Medicinalrath K. F. v. Froriep. Im Anfang des Jahrhunderts war er Professor in Jena gewesen und kam durch Vermittlung der Großfürstin, deren Schwester die Gemahlin des Königs von Württemberg war, als Leibarzt zu letzterer, kehrte aber bald nach Weimar zurück, wo er seinen Schwiegervater Bertuch, den Gründer des Landesindustriecomptoirs in der Leitung desselben unterstützte und es nach seinem Tode ganz übernahm. Seine vielseitige Bildung, sein lebendiges Streben, besonders für gemeinnützige Angelegenheiten, machten ihn allseitig beliebt. Er, wie seine ganze, durch hervorragende geistige Begabung und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Familie, gestalteten den Umgang in seinem Haus zu dem belebtesten. Goethe und die Seinen gehörten ebenso dazu, wie Alles, was sonst in Weimar Ruf und Stellung besaß.

Froriep pflegte seine Vorträge nicht vollständig niederzuschreiben, daher finden sich nur kurze Dispositionen dazu, die einen Begriff von seiner vielseitigen Bildung geben. So schreibt er: „Bei dem Vortrage vom 30. Dezember 1838 wurde bezweckt: eine Versinnlichung der gewöhnlichsten Hauptabtheilungen der Geognosie auf den einzelnen Blättern der geologischen Elementarkarte zu erläutern." Ein andermal sprach er über die Mimik, einige Jahre später über die Entstehung und Gewinnung des Bernsteins und über die Telegraphie. Von den Feuersignalen des Alterthums, die schon Aeschylos erwähnt bis zu den elektrischen Telegraphen, versuchte er seinen Gegenstand deutlich zu machen, was ihm auch voll gelungen sein muß, wie dies die Nachschrift beweist, welche eine der Hofdamen am nächsten Tage ausführte.

K. F. v. Froriep starb 1846 und hinterließ seinem Sohn Robert nicht nur die werthvollsten Sammlungen von Kunstgegenständen und literarischen Schätzen, sondern auch einen Namen, der untrennbar zu Weimar gehörte und von Reich und Arm rühmend genannt wurde. Robert Froriep war in Berlin als Lector der Anatomie an der Akademie der Künste mit großem Erfolg thätig gewesen, hatte dabei das gesellige Leben der wissenschaftlichen Welt Berlins kennen gelernt und mit dem Minister von Altenstein, dem Bewunderer und Gönner Hegel's, Freundschaft geschlossen. Nur ungern gab er seinen Beruf auf, um in Weimar zunächst dem Landesindustriecomptoir seine Kräfte zu widmen. Umfassender gestaltete sich seine Thätigkeit für die Hebung materieller Noth und für die Beförderung geistiger Interessen. Er war Mitbegründer des Vereins für öffentliche Vorlesungen, der fast zehn Jahre hindurch segensreich wirkte. In der Zeit politischer Kämpfe, wo Aufreizendes und Niederschlagendes die Menschen einander zu entfremden droht, wirkte dieser Verein besonders wohlthuend, indem er durch offenes Aussprechen gegenseitige Annäherung erzeugte. Auch in Weimar hielt Froriep Vorlesungen über Anatomie für die Künstler und betonte wiederholt, wie nothwendig eine gründliche wissenschaftliche Bildung für sie sei. Im Kreise der Großfürstin sprach er über den Einfluß der Naturkunde auf die bildende Kunst und versuchte nachzuweisen, daß man auf die Idee von einer absoluten und idealen Schönheit des menschlichen Körpers verzichten müsse, dagegen die Idee der

Schönheit in dem zu suchen habe, was in den Augen der Gebildeten einer Nation und einer Rasse für schön gilt.

Unter den Vorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte, die bei der Großfürstin gehalten wurden, sind indessen die von Ludwig von Schorn wohl die bedeutendsten. Er war ein Kenner ersten Ranges, und es ist sehr zu bedauern, daß seine Arbeiten in Zeitschriften verstreut sind, denn jeder Forscher auf diesem Gebiet könnte von ihm lernen. In jungen Jahren hatte ihn der Wunsch beseelt, Künstler zu werden, da er dem Studium der Theologie, dem er sich zuerst widmen mußte, keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und der Meinung war, es sei besser Heilige zu malen, als sie anzubeten. Noch schwankte er in der Entscheidung, als er in Heidelberg die Bekanntschaft von Boisserée machte, der ihn endgültig bestimmte, sich der Archäologie zu widmen. Mit fünfundzwanzig Jahren schrieb er sein erstes Werk über die Studien griechischer Künstler, das Aller Augen auf sich zog. Ein Jahr später trug Cotta ihm die Redaction des neugegründeten Kunstblattes an; es erschien zusammen mit Wolfgang Menzel's Literaturblatt, ohne daß eines vom anderen abhängig war. Zweiundzwanzig Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, blieb die Redaction in seiner Hand, und durch seine gründlichen Kenntnisse, durch fortwährende Beachtung der Fortschritte und Kunstschöpfungen des Auslandes, durch unbefangene und gemäßigte Kritik, wirkte er auf die Belebung tüchtiger Kunstbestrebungen in einer Weise, die nicht genug anerkannt werden kann, und noch jetzt sind die Bände des Kunstblatts eine Fundgrube für die Geschichte der neueren Kunst. Nachdem Schorn sich während einiger Jahre in Stuttgart aufgehalten hatte, berief ihn König Ludwig als Professor der Kunstgeschichte nach München, wo seine Vorlesungen zu den besuchtesten der neuorganisirten Universität gehörten. Es ist zu bedauern, daß Schorn bei seinen vielen Geschäften nicht die Zeit gefunden, eine allgemeine Kunstgeschichte zu schreiben, die er durch seine akademischen Vorlesungen und durch einzelne Monographien Zeit seines Lebens vorbereitete. Die Arbeiten für das Kunstblatt, die Universitätsthätigkeit, die wissenschaftlichen Vorträge, die er der Königin, dem Herzog Maximilian und dem Kronprinzen zu halten hatte, der Verkehr mit den Münchner Künstlern ließen ihm indeß wenig Muße zu schriftstellerischen Bestrebungen. In Weimar, wohin er 1833 berufen wurde, hoffte er sie eher zu finden, doch gerade hier erwarteten ihn für Jahre hinaus die wichtigsten Aufgaben anderer Art. Seiner Thätigkeit im Schloß ist weiter oben gedacht worden, was er aber für die allgemeine künstlerische Bildung Weimars gethan hat, darf nicht unerwähnt bleiben, denn er legte den Grund zu allen späteren Bestrebungen in dieser Richtung und hatte sich dabei stets der Unterstützung von Seiten der Großfürstin zu erfreuen. Die Sammlungen an Gemälden und Kunstgegenständen, die er vorfand, waren bis dahin in den verschiedensten Räumen verstreut, und für das große Publicum ein vergrabener Schatz gewesen. Er stellte sie zuerst im Jägerhaus, dann im sogenannten Fürstenhaus auf, die beide einmal in der Woche für Jedermann geöffnet wurden. Dann bemühte er sich, die Zeichenschule zu heben, indem er gute Vorbilder, vor Allem Abgüsse bedeutender plastischer Werke mit Hülfe Maria Paulowna's erwarb, und den Schülern kunsthistorische Vorträge hielt. Es war natürlich, daß

ein so ganz in Weimars Traditionen und im Sinne seiner Fürstin wirkender Mann einer der häufigsten Gäste ihres Abendcirkels war. Von den Vorlesungen, die er dort hielt, haben sich leider nur wenige, und diese wenigen fast nur im Entwurf erhalten; denn er pflegte, bei der vollständigen Beherrschung seines Themas, frei zu sprechen. Der Kanzler Friedrich von Müller schreibt darüber:[1])

„Die Anmuth seiner geselligen Eigenschaften, der stets frische Gehalt seiner häufigen Vorlesungen in den literarischen Abendkreisen der Frau Großherzogin fand gerechte Anerkennung, verschaffte ihm fortwährend die ehrenvollsten Auszeichnungen. Bald war es die Geschichte der alten Baukunst, die Theorie einzelner Kunstgebiete oder die Erklärung der vorzüglichsten Kunstdenkmäler des Alterthums, bald die Charakteristik ruhmwürdiger Meister, eines Raphael, Michel Angelo, A. Dürer, L. Cranach, die er sich zur Aufgabe wählte, und da er ganz frei, mit voller Klarheit und Präcision vortrug und seine Darstellungen durch eine reiche Auswahl der besten Abbildungen zweckmäßig zu beleben wußte, so hinterließen solche Abende stets einen tiefen Eindruck, gleich belehrend wie auf das Heiterste anregend. Einzelne dieser Vorlesungen sind gedruckt erschienen, z. B. der Umriß einer Theorie der bildenden Künste, der sich durch Reinheit und Schärfe der Begriffe wie durch beseelten Ausdruck ungemein auszeichnet."

Eine andere Vorlesung Schorn's, die Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmale zu Igel, ist mit der schönen Abbildung desselben gleichfalls im Druck erschienen. Vieles dagegen, so unter Anderem seine Reisetagebücher, sind verloren gegangen, ebenso seine ausgebreitete Correspondenz mit den größten Künstlern und Forschern seiner Zeit. Es kam kaum ein gebildeter Fremder nach Weimar, ohne seine Bekanntschaft zu suchen, ohne sich seines geistig belebenden Umganges zu erfreuen, ohne mit der Ueberzeugung fortzugehen, daß dem bedeutenden, im kräftigsten Mannesalter stehenden Gelehrten eine große Zukunft bevorstehe. Doch es sollte nicht dazu kommen; 1841 erkrankte er und suchte auf einer größeren Reise Erfrischung, die ihn auch nach Paris führte, wo die edle Herzogin Helene von Orleans den Gast aus Weimar mit besonderer Huld empfing. Doch die Erholung, die er suchte, ward ihm nicht zu Theil, ein Jahr später erlag er einem heftigen Gichtanfall, nachdem er noch nicht das vierte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte.

Zu seinem Nachfolger wurde ein Mann berufen, der sich durch bedeutende philologische und kunsthistorische Werke einen Namen gemacht hatte und nun für lange Zeit ein erfreulicher Zuwachs der weimarischen Kreise sein sollte, Professor Gustav Adolf Schöll[2]). Schorn selbst hatte auf ihn aufmerksam gemacht, da er ihn von München her persönlich kannte und Schöll auch ein eifriger Mitarbeiter seines Kunstblattes war. Schon als Stuttgarter Gymnasiast hatte er sich durch seine Dichtungen die Gunst von Gustav Schwab erworben, die nach und nach zur Freundschaft wurde. In Tübingen sollte er Theologie studiren; je länger er sich jedoch damit beschäftigte, desto unerquicklicher erschien ihm dies Studium, desto mehr trat die hellenische Literatur und Kunst, Mythologie und Geschichte in den Vordergrund seines Interesses. Kurz entschlossen gab er seine theologischen Collegien auf, um sich vor Allem eingehend mit der Mythologie zu

[1]) Im „Neuen Nekrolog der Deutschen", Weimar 1842.

[2]) Dr. F. Schöll, „Adolf Schöll. Bursian's biographisches Lehrbuch für Alterthumskunde". Berlin 1883.

beschäftigen. Daß daneben die Philosophie nicht vernachlässigt wurde, braucht für die damalige Zeit, wo Hegel's Dialektik sich bis tief in die schöne Literatur verirrte, kaum hervorgehoben zu werden. Mehr als diese, deren unbedingter Anhänger er nicht war, hatte die persönliche Freundschaft mit D. Fr. Strauß und Fr. Th. Vischer Einfluß auf ihn. Mit beiden blieb er in dauerndem schriftlichen Verkehr, und es that diesem keinen Eintrag, daß Schöll in manchen wichtigen Fragen eine andere Ansicht vertrat. In Stuttgart, wohin Schöll von Zeit zu Zeit zurückkehrte, vermittelte Schwab seine Bekanntschaft mit Uhland, der den damals einundzwanzigjährigen Jüngling durch das Lob, mit dem er Dichtungen von ihm auszeichnete, natürlich nicht wenig glücklich machte und unbewußt mit zu Dem beitrug, was Schöll später selbst als Unglück empfand: der Zersplitterung seiner bedeutenden Kräfte. Mit Otfried Müller trat Schöll schon als Gymnasiast in Verbindung. Er war in späteren Jahren auch der Begleiter Müller's auf jener griechischen Studienreise, die dem umsichtigen, unermüdlichen Forscher des classischen Alterthums das Leben kostete. Müller suchte ihn darauf hinzuweisen, daß „der Pegasus gezügelt und der Geist in den stetigen Fortschritt strengen Studiums gezwungen werden müsse"; sein junger Freund aber glaubte das Unmögliche nach wie vor möglich machen zu können: er übersetzte den Herodot, gab eine Liedersammlung heraus, ging nach Berlin, um Hegel an der Quelle zu studiren und stand dort als Festdichter, als Veranstalter von Aufführungen im Mittelpunkt geselligen Lebens. Sein prachtvolles Organ wie sein mimisches Talent machten ihn zum beliebten Vorleser dramatischer, vor allem Shakespeare'scher Dichtungen. Im Jahre 1833 habilitirte er sich als Docent an der Berliner Universität, und da seine kunstgeschichtlichen Vorträge Aufsehen erregten, berief man ihn zum Lektor der Kunstgeschichte an die Academie der Künste und gewährte ihm mehrfach die Mittel zu größeren Studienreisen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erlitten dabei keine Unterbrechung, vielmehr hatte er stets neue Pläne, wodurch manche alte nicht zu vollständiger Ausführung gelangten. Die schon oben erwähnte Reise nach Griechenland war eine unerschöpfliche Quelle schriftstellerischer Thätigkeit. Als ihr bedeutendstes Ergebniß können die „Archäologischen Mittheilungen aus Griechenland nach C. O. Müller's hinterlassenen Papieren" angesehen werden, welche „die erste und bisher in ihrem umfassenden Charakter einzigartige wissenschaftliche Beschreibung antiker Skulpturen auf dem Boden von Athen, geordnet nach kunstgeschichtlichen Epochen"[1]) darboten. Es blieb aber leider auch hier bei einem Heft, dem ursprünglich noch mehrere folgen sollten; doch fast zu gleicher Zeit nahm die Biographie des Sophokles Schöll's Zeit in Anspruch, ein Werk, das ihm viele heftige Anfeindungen zuzog. In diesem Augenblick erfolgte der Ruf nach Weimar. Die Aussicht auf eine Stellung, in der er sich der Kunst widmen und doch für eigene wissenschaftliche Thätigkeit genug Zeit haben konnte, lockte ihn so sehr, daß er die eben erworbene Professur in Halle ihr zu Liebe aufgab. Er hat es gewiß nicht bereut, denn er fühlte sich durchaus an seinem Platz. Freunde aus allen Kreisen sammelten sich um ihn, und der Hof brachte all seinen Bestrebungen volles Interesse entgegen. Wie

[1]) Stark, „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst", S. 336. Leipzig 1880.

sehr er das zu schätzen wußte, wie tief er Maria Paulowna's Werth erkannte, zeigt der Prolog und Epilog, den er zu Schiller's „Huldigung der Künste" dichtete, als das Festspiel bei dem Einzugsjubiläum der Großfürstin wieder zur Aufführung kam. Karl Hase bemerkte ganz richtig: „Es will doch etwas sagen und war sehr ergreifend, daß es nach einem halben Jahrhundert vor ihr ohne Bedenken wieder aufgeführt werden konnte! Schiller's dichterische Weissagung war nicht unerfüllt geblieben und selbst mehr als das, die Sorge der edlen Frau für alles Nothleidende im Lande, ihre Elisabethart! Und sie die Schwester von Nikolaus!" [1]) Schöll sagte am Schluß seiner Dichtung:

„Wo wär' ein Stand, ein Alter, ein Beruf,
Dem nicht dein Walten Schutz und Labe schuf?
Des Landes Kind im frühen Lebenswallen
Nimmt Wartung freundlich, nimmt Erziehung auf;
Die Waise — glänzt der Jugend Christtag auf —
Erfreut Geschenk, vom Himmel ihr gefallen;
Dem Jungfrau'nfleiß, dem Jünglingsmuth winkt Preis,
Dem Manne Mittel, Dach und Stab dem Greis.
Dir huldigen die Künste nicht allein —
Sie treten freudig in die größern Reih'n —
Dir huldigt rings emporbewegtes Leben.
Wo sich im Thal die Hände thätig heben,
Wo Berg und Forst Geschäftigkeit erweckt,
Wo Scharfsinn forscht und ordnet und entdeckt,
Wo Weisheit lehrt und wo Begeist'rung brennt:
Kein Kreis, der nicht dir schuldig sich bekennt."

Es würde zu weit führen, wollten wir hier der rastlosen Thätigkeit Schöll's Schritt für Schritt folgen. Seine Stellung am „heiligen Grabe der deutschen Literatur", wie sich Strauß ausdrückte, brachte ihm diese natürlich doppelt nahe und, da er Alles feurig erfaßte, so wirkte er auch für Weimars Glanz. Zahllose in Zeitschriften verstreute einzelne Aufsätze über Goethe, Schiller und was mit ihnen zusammenhing, zeugen dafür; noch mehr seine größeren Werke dieser Richtung, wie z. B. die Sammlung der Briefe Goethe's an Frau v. Stein und die kurz vor seinem Tode herausgegebenen Abhandlungen über „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens", die, nach früheren Plänen, die Grundlage einer Goethe-Biographie bilden sollten. Trotz dieser Arbeiten kehrte Schöll immer wieder zu den classisch-philologischen Studien zurück, die er seine „Insel" nannte, an Don Quixote anknüpfend, der seinem Knappen Sancho als Dienstlohn eine eigene Insel versprochen hatte, auf der dieser schließlich wirklich herrschte. „Eine solche Insel hat wohl von jeher auch jeder willige Schildknappe der Wissenschaft haben müssen, um in ihren Abenteuern einen inneren Schwung aufrecht zu halten." So betrachtete er „in diesem Ocean, seit er darin zwischen reicheren Meerbeherrschern und größeren Seehelden kreuzte", die Tetralogie der attischen Tragiker als sein Eigenthum. Das zusammenfassende Ergebniß seiner Forschungen legte er in seinem „Gründlichen Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters" nieder. Die erhoffte allgemeine Anerkennung dieses Werkes

[1]) K. v. Hase, Annalen S. 117.

blieb aus, woran wohl sein schwer verständlicher Styl, von dem Strauß sagte, er sei für das große Publicum eine zu harte, wenn auch meist doppelkernige Nuß, die größte Schuld trug. Schöll's glänzendste Begabung war die freie, gebundene oder ungebundene Rede. Nicht nur bei der Großfürstin zeigte sie sich; er hielt vielfach zu wohlthätigen Zwecken, sowie für die Weimar'sche Denkmalsangelegenheit öffentliche Vorträge und war durch seine Talente der Mittelpunkt einer geselligen Vereinigung, die unter dem Namen „Schlüsselverein" noch manchem Lebenden bekannt sein dürfte.

Ein großer Kreis von Künstlern und Gelehrten sammelte sich um den geistvollen, liebenswürdigen Mann, der es wie Wenige verstand, Weimars Beziehungen zu Literatur, Kunst und Wissenschaft nach allen Seiten aufrecht zu erhalten. Mit Preller, Genelli, Schwind und Rietschel stand er in freundschaftlichem Verkehr, ebenso mit dem Theater, mit den großen Vertretern des sich reich entwickelnden musikalischen Lebens, mit Liszt, Raff und Peter Cornelius, jenem Künstler, den der Fluch treffen sollte, unter dem das deutsche Genie so oft gelitten hat: bei Lebzeiten verkannt, nach dem Tode erst gefeiert zu sein. Auch die Dichter und Schriftsteller seiner Zeit traten ihm näher, wie Geibel, Andersen, Auerbach, Hebbel und Hoffmann von Fallersleben, dessen Zeitschrift „Weimarsches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst" durch Schöll thatkräftige Unterstützung fand. Seinen langjährigen Freund D. Fr. Strauß wußte er für kurze Zeit nach Weimar zu ziehen. Der lebensfreudige Optimismus Schöll's, der nicht leichtem Temperament, sondern weisem Bewußtsein entsprang, übte auf Strauß, wie auf Alle, die ihn kannten, die beste Wirkung aus. Schöll sah stets freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft, und glaubte bei kleinen und großen Dingen, daß Alles glücken müsse, was mit Ernst und gutem Willen in Angriff genommen worden war. In diesem Sinn war er als Führer und Förderer bei der Shakespeare-Gesellschaft, der Goethe- und Schillerstiftung thätig, in diesem Sinne begrüßte er auch noch die Errichtung des deutschen Kaiserreichs, die den alten Mann mit so glühender Begeisterung erfüllte, daß er nach Berlin ging, um das „große, in langer lichter Prachtentwicklung fortströmende Festbegängniß der Sache selbst, die Siegesherrlichkeit des wahrhaftigen Kaisers", mit anzusehen. Noch elf Jahre lebte er unter den neuen Verhältnissen, eine Zeit, die ihn keinen Augenblick müde und thatlos sah. Erst als Greis brach seine starke Constitution unter den übermäßigen Anstrengungen, besonders durch nächtliches Arbeiten, zusammen. Ein Nervenleiden, das heitere Stimmung und freundliche Illusionen ihm erleichterten, zwang ihn, seine Stellung aufzugeben, die sich von dem Directorium der Zeichenschule schon 1861 in die leichtere des Ober-Bibliothekars verwandelt hatte. Er starb 1882, nach fast zweijähriger Krankheit. Die Gunst Maria Paulowna's, die er in so hohem Grad besessen hatte, wurde ihm auch durch ihren Sohn und ihre Schwiegertochter zu Theil, und blieb erhalten, als seine Gönnerin heimgegangen war. Wir greifen gewiß nicht fehl, wenn wir die Sympathie, die Maria Paulowna für ihn empfand, auf eine Charaktereigenschaft zurückführen, die beiden gemeinsam war: sie ließen sich stets von der Voraussetzung leiten, daß die Menschen gut und redlich, oder zum Guten zu führen seien. Sie betrachteten

die Schwächen Anderer nie als Gegenstand ihrer Berechnung, sie speculirten nicht mit menschlichen Fehlern, sondern folgten, vielleicht unbewußt, den herrlichen Worten Goethe's: „Wenn wir die Menschen behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."

Die Vorlesungen, die Schöll im Abendzirkel der Großfürstin hielt, würden gesammelt ein Werk für sich bilden. Besonders hervorzuheben sind Folgende: Sitte und Kunst der Etrusker, die ältesten Christusbildnisse, die Medea des Euripides, und endlich der Cyclus von Vorlesungen über Landschaftsmalerei. Alles, was Schöll geschrieben, trägt den Stempel seines umfassenden Geistes und hat noch heute seinen tieferen Werth nicht verloren, wenn seine kunsthistorischen Forschungen auch in mancher Beziehung überholt sein mögen.

In innigen Verkehr mit Schöll, Frorieg und Göttling trat Hermann Sauppe, der als Professor der classischen Philologie 1845 nach Weimar kam und elf Jahre dort lebte. Er hatte sich schon früh als bedeutender Hellenist einen Namen gemacht; vom Jahre 1848 an wurde er durch die von ihm und Haupt gegründete Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller auch in weiteren Kreisen bekannt. Doch in Weimar war es nicht der Gelehrte, den man vor Allem in ihm schätzte, sondern in erster Reihe galt die Anerkennung Aller dem liebenswürdigen Menschen, dem verständnißvollen Leiter der Schule und als solcher stand er auch in der Gunst der Großfürstin. Sein Vortrag „über die Eumeniden des Aeschylos" fand ihren vollen Beifall, wovon die vielen angestrichenen Stellen im Manuscript zeugen. Er führte die Tragödien im Zusammenhange vor, widmete jedoch den Eumeniden, dem letzten Theil der Tetralogie, die ausführlichste Besprechung.

„Es ist eine besondere Gunst des Schicksals," so sprach er zuletzt, und diese Sätze sind besonders kräftig angestrichen, „die uns gerade diese drei Tragödien erhalten hat, in denen wir die ganze Größe des Dichters erkennen können. Die Menschen, welche Aeschylos mit ihren Geschicken in die Tragödie einführt, sind stets Repräsentanten der ganzen Gattung. In seinen Personen handelt und leidet das ganze Geschlecht der Menschen; nicht individuelle Begebnisse und Gefühle bestimmen und bewegen seine Heroen, es ist der Proceß der Entwicklung der Menschheit überhaupt, wie er in den hervorragendsten Gestalten der Geschichte und Sage zur Erscheinung kommt. Vorzüglich aber sind es die Grundideen, auf denen alle menschliche Gesellschaft, der Begriff des Staates, die gesammte Weltordnung, Recht und Religion beruhen, welche er zum Problem seiner Kunst macht. Die stolze und sichere Lebensfreudigkeit, welche das Bezeichnende des griechischen Geistes ist, brachte es mit sich, daß sittlicher Ernst mit nachsichtiger Milde sich in der Beurtheilung aller menschlichen Verhältnisse paarte. Aber nicht immer hatte diese Milde und Klarheit das Leben der Griechen durchdrungen: erst in langen Kämpfen vieler Menschenalter und vieler Volksstämme war sie errungen worden. Die Mythologie weist überall darauf zurück, daß früher eine finstere Ansicht auf dem Leben lastete; erst allmälig erwachte in den Kämpfen des Heroenlebens ein höheres Bewußtsein menschlicher Kraft und eine freudige Ansicht vom Leben . . . . . Zu den finsteren Mächten der alten Welt gehören auch die Erinnyen, d. h. die Zürnenden, die Grollenden, die Rächer des Frevels."

Apollon und Athene, die Vertreter lichter Erkenntniß, retten Orest, den Muttermörder, durch den Richterspruch eines von ihnen eingesetzten Gerichts vor den Verfolgerinnen. Ihre wilde Wuth soll nicht mehr jeden Mörder ohne Unterschied zu Tode hetzen, nur der wirkliche Frevler soll der Strafe verfallen, der aber, der im Widerstreit der Pflichten das Unvermeidliche that, soll zum

Frieden gelangen können. An Stelle der finsteren Göttinnen tritt das weise, menschliche Gericht des Areopags und die Erinnyen verwandeln sich in gnädige Eumeniden. Auf dieser sittlichen Höhe steht nun Athen als Sitz der Weisheit und der Milde, als Eckstein einer neuen Weltordnung; hier hat Nacht sich in Licht verwandelt, von hier aus dringen die Strahlen der Weisheit beglückend durch die Welt. So feierte Aeschylos seine Vaterstadt und der Redner, der dieses Bild entrollte, hat dem kleinen Ilm-Athen damit einen Spiegel vorgehalten, worin es erkennen konnte, ob auch aus ihm, wie einst, noch solch ein Glanz ausströme.

Alle diejenigen, welche aus Weimar selbst zu den literarischen Abenden geladen wurden, gehörten in den näheren Freundeskreis Schöll's, und da muß zunächst Ludwig Preller genannt werden, der in der leider zu kurzen Biographie Maria Paulowna's nicht nur der Fürstin, auch sich selbst ein schönes Denkmal setzte. Als er nach Weimar kam, hatte er ein reich bewegtes Leben hinter sich, das sich besonders in geistigen Kämpfen offenbart hatte. Sein Vater, der in Hamburg lebte, hatte ihn zum Geistlichen bestimmt, und er studirte, sich, wenn auch widerwillig, dem väterlichen Befehl beugend, in Leipzig Theologie. Von da ging er nach Berlin und erkannte dort, daß es ihm unmöglich sei, den betretenen Weg zu verfolgen; seine geniale Persönlichkeit paßte nicht zum Theologen und sein Interesse gehörte ganz den philosophischen und philologischen Studien. Er ließ den väterlichen Zorn über sich ergehen und siedelte nach Göttingen über, um Otfried Müller zu hören, der ihn aufs Höchste begeisterte. Von da aus habilitirte er sich als Privatdocent in Kiel, wo es seinem unruhigen, nach großartigen Verhältnissen verlangenden Geist wenig behagte. Um sich für seine geringe academische Thätigkeit einigen Ersatz zu schaffen, verband er sich mit Arnold Ruge, an dessen „Hallische Jahrbücher" er weitgehende Zukunftshoffnungen knüpfte. „Lassen Sie uns sehen, ob die vielbesprochene Gelehrtenrepublik mehr als Ideal ist", schrieb er an Ruge[1]), ihm seine Mitarbeiterschaft ankündigend, die jedoch nicht von langer Dauer war, da Preller mit Ruge's stürmischem Vorgehen nicht gleichen Schritt hielt, ja ihn der drückenden Existenzfrage wegen nicht halten konnte. Als eine glückliche Wendung seines Schicksals betrachtete er daher seine 1838 erfolgende Berufung nach Dorpat. Unter Kaiser Alexander I. war diese Universität fast zu einer deutschen Musteranstalt geworden, mit allen Rechten freier Forschung und freien Lehrens, auch die Nationalitätenfrage stand vollständig im Hintergrund. Das lockte Preller, der nicht in Anrechnung zog, daß die Lage der Dinge sich unter Kaiser Nicolaus wesentlich verändert und einer Reaction schlimmster Art Platz gemacht hatte. Ruge warnte ihn vergebens vor dem „drohenden, menschenverderbenden Schicksal"[2]), indem er hervorhob, daß Preller in Deutschland eine Anstellung bekommen müsse, „denn Ihr Name ist namentlich in Berlin und hier von gutem Klang". Die erste Zeit in Dorpat schien Ruge's Ausspruch Lügen zu strafen; Preller trat nicht nur in einen Kreis gleichgesinnter Freunde ein, er hatte auch genug Zuhörer und fand die vollste

---

[1]) Arnold Ruge's Briefwechsel. Herausgegeben von P. Nerrlich. Berlin 1886. S. 82.
[2]) Das., S. 128.

Anerkennung. Doch die russische Regierung bedurfte nur eines geringen Anlasses, um ihre wahre Gesinnung zu zeigen. Dem beliebten Professor der Theologie Ullmann brachten deutsche Studenten in frohem Uebermuth ein heiteres Ständchen, das mit dem Gesang des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" beschlossen wurde. Ahnungslos zerstreute sich die muntere Schar, die schon wenige Tage darauf durch die Bekanntmachung überrascht wurde, daß Ullmann abgesetzt und aus Dorpat verwiesen sei. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, ohne Erfolg natürlich, man drohte im Gegentheil mit schärferen Maßregeln, so daß Preller und mit ihm Volkmann und Madai der Regierung zuvorkamen und ihr Amt niederlegten. Diese, für die russischen Zustände charakteristische Begebenheit hat Preller selbst ausführlich in seinem Buch: „C. O. v. Madai, zur Erinnerung an ihn für seine Freunde" erzählt. Er war nun wieder vogelfrei und benutzte die nächste Zeit, um nach Italien zu gehen, wo er die gesuchte nothwendige Erholung fand, sich aber bald wieder nach fester Thätigkeit sehnte. Wohin anders sollte sich wohl ein Mann wenden, den geistige Knechtschaft aus seiner Stellung vertrieben hatte, als nach Jena? Mit seiner offenen, geradeaus gehenden, heiteren Natur war er für Jena wie geschaffen. Man empfing ihn mit offenen Armen und bald fühlte er sich in dem einfachen, aber geistig bewegten Leben dort so wohl, daß ihm der Ruf nach Weimar im ersten Augenblick unangenehm war. Schon zwei Jahre war Riemer's Stelle als Oberbibliothekar unbesetzt geblieben, man bot sie Preller an, und trotz seines Widerstrebens fügte sich seine elastische Natur in das neue Geschäft, dessen Vielseitigkeit ihm ganz gemäß war. Damit zugleich mußte er die früher von Frorieg der Großfürstin gehaltenen Privatvorträge über wissenschaftliche und literarische Gegenstände übernehmen, ein Amt, das nicht geringe Anforderungen an sein Wissen stellte. Er selbst erzählt davon:

„Ich hatte auf diese Weise in dem Verlauf von zwölf Jahren die beste Gelegenheit, sowohl mich von der rastlosen, geistigen Thätigkeit der erhabenen Frau, als von ihrer unermüdlichen Fürsorge für alle Interessen der höheren Bildung zu überzeugen . . . Wie eifrig war ihre Aufmerksamkeit auf jede bedeutendere Erscheinung und Persönlichkeit der wissenschaftlichen Kreise gerichtet! Ebenso eifrig war sie auch mit ihrer eigenen Bildung beschäftigt, obwohl ihre Kenntnisse und ihre Jahre sie mehr zu dem Genusse des Besitzes als zu dem des Erwerbes berechtigten. Mit der Literatur in weitem Umfang war sie stets fortzuschreiten bemüht; doch am meisten interessirte sie die Geschichte ihrer Zeit, von welcher sie eine tiefe Erfahrung hatte."

Neben dieser regelmäßigen Thätigkeit fand Preller Zeit, seine „Griechische Mythologie" auszuarbeiten, ein Buch, das natürlich zwischen ihm und seinem Freund Schöll der Gegenstand steter Unterhaltung war. Schöll benutzte diese Gelegenheit, um mit seinem klaren Frohsinn die zunehmende trübe Stimmung Preller's zu vertreiben; ihr Grund ist niemals deutlich zu Tage getreten, doch scheinen es hauptsächlich religiöse Skrupel gewesen zu sein, die ihn beunruhigten. Im geselligen Verkehr, vor Allem bei der Großfürstin, brach seine ursprüngliche Heiterkeit sich stets wieder Bahn, wie unter Anderem die bei ihr vorgetragenen „humoristischen Gedanken eines Bibliothekars" beweisen, die in Naumann's „Serapeum" später gedruckt worden sind. Ganz anderer Art war sein Vortrag über Philipp von Macedonien und Demosthenes, deren Charaktere er einander gegenüberstellte: Philipp, der halb barbarische Fürst einer jugendlich aufstrebenden

Monarchie, Demosthenes, der Repräsentant des hellenischen Bürgerthums, das seiner Auflösung nahe war. Ein anderes Mal sprach er über Phidias und seine Zeit und später, auf besonderen Wunsch der Großfürstin, hielt er über die Geschichte Thüringens eine Reihe von Vorlesungen, die sich jedoch leider nicht erhalten haben.

Während all diese Männer in Weimar wirkten, nicht in dem anmaßenden Gedanken, dadurch eine neue literarische Glanzzeit hervorzurufen, sondern nur angeregt durch die Vergangenheit, mit dem festen Vorsatz, was sie Großes hervorgebracht zu verbreiten und weiterzuführen, stieg am Horizont ein glänzendes Gestirn empor, neues Licht in der kunstsinnigen Stadt verbreitend: Franz Liszt. Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie sehr Maria Paulowna das Musikleben zu fördern wünschte. Seit Hummel's Tode war ein Stillstand auf diesem Gebiete eingetreten; da drang Liszt's Ruf nach Weimar. Wohl wenige Künstler haben solch einen Sturm der Begeisterung hervorgerufen, wie er; den Gipfel seines Ruhmes sollte er erst in Weimar selbst erreichen. Schon seit seiner Jugend wünschte er, die Stätte classischer Erinnerungen zu besuchen und kam auf einer Concertreise im Jahre 1842 dort an. Zu seinem Erstaunen fand er nicht nur die gewohnte begeisterte Aufnahme, die oft mehr dem Gefühl, eine europäische Berühmtheit vor sich zu haben, als eigener wahrer Empfindung entspringt, sondern in Maria Paulowna und in der jungen Erbgroßherzogin Sophie begegneten ihm Fürstinnen, die seinen Kunstideen das tiefste Verständniß entgegenbrachten. Als er zum ersten Mal vor ihnen spielte, erhob sich die Großfürstin von ihrem Sitz, trat neben ihn und wandte ihm die Notenblätter um, was den feinfühligen, ritterlichen Künstler so entzückte, daß er, wie er selbst oft erzählte, von dem Augenblick an für Weimar gewonnen war. Die Großfürstin berief ihn zu einem größeren Musikfest, das im Herbst 1842 zu Ehren des jungvermählten, erbgroßherzoglichen Paares stattfand, und der Großherzog ernannte ihn bei dieser Gelegenheit, nach vorheriger Anfrage, zum „Großherzoglichen Capellmeister in außerordentlichem Dienst". Liszt ging damit die Verpflichtung ein, im Winter einige Monate die Leitung der Hofcapelle zu übernehmen, ein Amt, das er Anfang des Jahres 1844 zum ersten Mal ausübte. Dieser Aufenthalt wurde das Vorspiel der in das gesammte Musikleben eingreifenden Liszt-Weimarepoche. „Später widmete er seine Zeit und Kraft der dortigen Musikpflege in ausgedehntestem Maße, ja er stellte sie auf einen Höhepunkt, auf dem der musikalische Ruf Weimars ein europäischer wurde[1])." Die Ausbildung des Orchesters lag Liszt zunächst am Herzen, und da seine ganze Methode von der früheren durchaus verschieden war, hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er wußte, daß nur eine vollständige Beherrschung der Technik die Grundlage aller Kunst sein kann und suchte mit seiner Capelle zunächst darin das Höchste zu erreichen. Man sagte wohl, Liszt spiele Clavier auf dem Orchester; aber das spöttisch gemeinte Wort war im Grunde doch ein Lob, und seine Mahnung, die er allen Dirigenten zurief: „Wir sind Steuermänner, keine Ruderknechte!" verklang nicht ungehört. Als das erste Concert Ströme von Zuhörern in das

[1]) L. Ramann, Franz Liszt, Bd. II, S. 197. Leipzig 1887.

Theater lockte und der immer feinfühlige, tactvolle Künstler Hummel's H-moll-Concert zur Aufführung brachte, sagte Hummel's Wittwe, aufs Tiefste gerührt: „So haot's halt do mei Alder nit g'spielt." Es konnte nicht ausbleiben, daß Liszt von nun an in die nächste Umgebung des Hofes gezogen wurde und auch die Gäste der literarischen Abende Maria Paulowna's durch sein Spiel entzückte. Bei einer Privatsoirée hatte der Erbgroßherzog den Wunsch ausgesprochen, die Musik zum Faust, vom Fürsten Radziwill, zu hören; Liszt hatte jedoch zum Einüben derselben keine Zeit mehr und suchte auf andere Weise dem Wunsche Rechnung zu tragen. Zu dem nächsten Empfangsabend wurde der Improvisator Professor Wolff aus Jena berufen, und während er den Faust vortrug, fügte Liszt am Clavier die Musik improvisatorisch hinzu. An einem anderen Abend las Schöll Herder's Cid. Während der einzelnen Gesänge zog sich Liszt in eine Fensternische zurück und trat, nachdem er die Dichtung auf sich hatte wirken lassen, an das Clavier, um sie in seine herrliche, ureigene Sprache zu übersetzen. Drei Gesänge aus Dante's göttlicher Comödie begeisterten ihn später noch einmal zu so vollendeten Tongemälden, daß die Zuhörer noch heute meinen, nie etwas Großartigeres gehört zu haben.

Erheiternd wirkte es, wenn Liszt mit einem der unmusikalischsten Anwesenden dreihändig spielte: dieser gab mit einem Finger eine ganz bekannte Melodie auf dem Claviere an, während Liszt sie mit den schönsten Variationen begleitete. Weimar bekam durch ihn eine ganz andere Physiognomie; wie zu ihrem Heiligthum pilgerten die Jünger der Musik dorthin: Berlioz, Rubinstein, Raff, Hans v. Bülow, Joseph Joachim, Peter Cornelius und Hans v. Bronsart — ihnen allen galt der Beifall Liszt's und der Weimarer mehr, als die glänzendste Kritik in Berlin oder Paris. Derjenige aber, für den Liszt hauptsächlich den Boden vorbereitete, war Richard Wagner. Zum Herderfest im Jahre 1850 wurde „Lohengrin" zum ersten Male aufgeführt, und die Fremden, die früher den „Sarkophag der deutschen Literatur" wehmüthig bekränzten, strömten jetzt zu der Wiege der neuen deutschen Musik.

Im Jahre 1853 starb der Gemahl Maria Paulowna's, und sie zog sich von nun an immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück. Mit Genugthuung verfolgte sie die Bestrebungen ihres kunstsinnigen Sohnes, des Großherzogs Karl Alexander, erfreute sich noch an seiner Lieblingsschöpfung, der Wartburg, die durch Schwind den vollendeten, künstlerischen Schmuck erhielt und verfolgte mit regem Interesse die Denkmalsangelegenheit, die endlich zum Abschluß kam, indem Ernst Rietschel der Auftrag zu Theil wurde, die Erscheinung Goethe's und Schiller's zu verherrlichen. Es war ihr noch vergönnt, dem nationalen Doppelfest — der Grundsteinlegung des Karl August-Monuments und der Enthüllung des Dichterdenkmals — beizuwohnen, das zahllose Fremde von nah und fern nach Weimar gezogen hatte. Eine Feier ohne Gleichen belebte die stillen Straßen und Rietschel, der diesem Augenblick angstvoll entgegengesehen hatte, fand sich im Mittelpunkt eines begeisterten Volkes. „Er stand da und hielt beide Hände auf die Brust; in seinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. In diesem Augenblick mußte der Meister die Weihe des Daseins als höchsten Lohn empfinden. Als nun der Großherzog mit heller Stimme

von der Tribüne Rietschel zu sich heraufrief, da begann von neuem begeisterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künstler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der anderen die Hand faßte, die so Herrliches geschaffen. Der junge Fürst wendete den Künstler nach den Versammelten hin und aufs Neue erhob sich der Jubelruf“ [1]). Maria Paulowna stand neben dem Sohn; ihre Augen verschleierten sich, als sie die beiden Männer in Erz gegossen vor sich sah, die ihr einst in blühender Lebenskraft entgegengekommen waren; doch die wehmüthige Erinnerung verschwand, als die Sonne über den Häuptern der Dichter strahlte und ein junges Geschlecht beleuchtete, das herbeigeströmt war, um frische Blumen und Kränze zu Füßen des Denkmals niederzulegen, ein junges Geschlecht, dem sie die Arbeit ihres Lebens gewidmet hatte und dem sie hoffnungsfroh die Zukunft überließ.

Ein Jahr später feierte die Universität Jena das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Auch hier durfte die Großfürstin nicht fehlen; gab es doch keine Sammlung, keine mit der Universität in Verbindung stehende Anstalt, die ihr nicht ihre Vollständigkeit und großartige Einrichtung zu verdanken hatte, und unter den Gelehrten war kaum einer, der nicht durch sie auf irgend eine Weise in seinen Forschungen und Bestrebungen unterstützt worden wäre. Jena konnte an diesem Tage mit derselben Befriedigung auf die jüngste Zeit, wie auf die ferne Vergangenheit zurückblicken. Seine Bedeutung für die Wissenschaft mußte anerkannt werden, „unfreiwillig von den Gegnern durch die lauten und heftigen Anklagen, die sie gegen dieses Asyl der freien Forschung richten, mit freudiger Beistimmung von Denen, welche in dem Geist, der in und über Jena waltet, einen der wenigen Haltpunkte erblicken in dem trübe dahinfluthenden Strome der rückwärts gekehrten Bewegung einer sich selbst und ihren Beruf vielfach mißverstehenden Zeit“ [2]). Aus sich heraus hatte Jena keine bahnbrechenden Neuerungen geschaffen, aber alle vorurtheilslos sich angeeignet, verbreitet und muthig vertheidigt, wenn es nöthig war, von Strigel an bis zu Haeckel, Deutschlands ersten Verkündiger der Entdeckungen Darwin's. Unter Denen, die den Jubiläumstag feierten, waren noch einige, die bei der Taufe des nun regierenden Großherzogs Pathe gestanden hatten und denen das Bild der jungen Mutter treu im Gedächtniß geblieben war. Ungebeugt, mit derselben fürstlichen Haltung, trat sie ihnen jetzt entgegen. Ueber alles Schwere, das ihr und ihrem engeren und weiteren Vaterlande nicht erspart werden konnte, hatte der Glaube ihr hinweggeholfen, daß das Gute siegen, daß der von vielen redlichen Arbeitern ausgestreute Samen aufgehen müsse; „denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet“ [3]).

Das Säcularfest der Universität bezeichnete den Höhepunkt ihres Lebens; sie konnte von da aus noch einmal Umschau halten und das weite Gebiet übersehen, das sie während ihres Lebens beherrscht und beglückt hatte. Wiederholte Krankheitsfälle, der Verlust ihrer treuen Lebensgefährtin, der Gräfin Fritsch,

---

[1]) Morgenblatt Nr. 42, 1857.

[2]) R. Bindermann, Die Universität Jena ꝛc., S. 1.

[3]) Schiller's Huldigung der Künste.

der Tod einer geliebten Enkelin mahnten an den eigenen Heimgang. Mit einem innigen Segenswort für ihren Sohn und ihre geliebte Schwiegertochter, in der sie ihre würdige Nachfolgerin erkannt hatte, entschlummerte sie ohne Kampf am Abend des 23. Juni 1859. Die Trauer war allgemein, sie wurde nur durch den Gedanken gemildert, daß es ein in sich vollendetes Leben gewesen war, das hier verlöschte. „Mit dem heutigen Sarge ist Alt-Weimar begraben," sagte Liszt in tiefster Bewegung. „Sie hat geleuchtet und leuchtet für alle Zeiten nicht bloß ihrem kleinen Lande, sondern über dessen enge Grenzen hinaus der Mit- und Nachwelt," schrieb der Minister v. Watzdorf. Karl Hase widmete eins seiner Werke dem Andenken „dieser echt Kaiserlichen und doch so rein menschlichen Hoheit, wie ein Wanderer, still vorübergehend, auf das Grab eines Unsterblichen einen grünen Zweig legt." Mit dem Schönsten aber, was von ihr gesagt worden ist, soll auch der größte ihrer Freunde diese Zeilen beschließen [1]).

„Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen und wird es bleiben. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit und würde es sein, wenn sie auch keine Fürstin wäre; denn darauf kommt es an, daß, wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibe."

[1]) Goethe's Gespräche mit Eckermann.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

III. Syrakus.

Nachmittags gegen Zwei lichtete das Schiff, auf welchem wir Malta verlassen sollten, den Anker. Es war ein kleiner Dampfer, „Gleneagles" genannt, der regelmäßig den Dienst zwischen den Nachbarinseln Malta und Gozo versieht, einmal in der Woche jedoch mit der englischen Post nach der entfernteren hinübergeht und am folgenden Morgen wieder zurück ist. Noch einmal, in der Mittagsbeleuchtung, sahen wir die steil aufragenden Häuserterrassen von Malta, die wir zuerst in der Morgendämmerung erblickt hatten; noch eine Weile, dann lagen die hohen Mauern, die Bastionen, die Forts, der schützende Hafen hinter uns, und nun fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus, auf welchem unser Schifflein, das den Südsüdost gegen sich hatte, sogleich heftig zu schaukeln begann. Wir hatten uns, da wir bereits um zwölf Uhr an Bord sein mußten und dieser britische Postdampfer keine Provisionen führt, durch den Schiffsjungen ein mäßiges Frühstück vom Lande holen lassen, das wir mit gutem Appetit verzehrten; dann aber ward es stille. Die wenigen Passagiere, die mit uns die Fahrt theilten, hörten auf zu rauchen, zu lachen, zu plaudern, und über meine beiden Begleiterinnen senkte sich der Schleier Amphitritens mitleidig herab. Unaufhörlich rollte das Schiff; Möven flogen unter dem Leinenzelt hin und her, rasteten für einen Augenblick auf den Stangen und schwebten dann weiter. Die Sonne ging unter, es wurde Nacht, und noch immer kein Land. In der kleinen Cajüte wurden Lichter angesteckt, ein lieblicher Duft, irgendwoher, stieg auf, ein angenehmes Geräusch von Messern und Gabeln ließ sich vernehmen, Teller klapperten und die beiden Standespersonen dieses Schiffes, der Capitän und der britische Postbeamte, zwei wackere Malteser, setzten sich zu Tisch. Eine harte Versuchung für Den, der von Malta mit einem kargen Frühmahl abgefahren und sonst ganz munter ist. Man hatte dort, im Schiffscontor, uns gesagt, daß der Reisende

für nichts zu sorgen brauche; nun, auf dem Schiff erfuhr ich, daß nicht einmal eine Küche vorhanden sei — wenigstens nicht, so schien es, für die Passagiere.

Da nun die beiden Herren wohlgesättigt waren und auch des schäumenden englischen Porters nicht vergessen hatten, begab ich mich wieder hinauf zu meinen beiden Leidenden. Die Wellen schlugen zum Deck hinauf, und alle Sternbilder der Frühlingsnacht glänzten über mir. Der Wind war kalt und das Meer weit und uferlos — dasselbe Meer, in welchem, auf zerschmettertem Kiel, Odysseus neun Tage — nicht neun Stunden nur, wie wir — umhertrieb, ehe denn in Kalypso's Grotte „Kost und lieblichen Wein" er fand. Auch eines andern Schiffbrüchigen gedachte ich, des Heiligen, der in einer Frühlingsnacht, auf einem alexandrinischen Schiffe, „das in der Insel gewintert und ein Panier der Zwillinge hatte", dem „Castor und Pollux", dieselbe Straße, von Malta nach Syrakus, gefahren — dessen Spur der Reisende noch einmal in Reggio begegnet, um ihn dann in der von Blut und Brand rauchenden Atmosphäre des Neronischen Roms entschwinden, in der ewigen Glorie seines Apostolats fortleben zu sehen.

Unter solchen Betrachtungen gingen die Stunden dahin, langsam, langsam; denn der Mensch ist nun einmal so, daß er, an die Bedingungen seiner Existenz erinnert, sogar die Minuten fühlt. Aber nun, auf dieser an Wundern reichen See, geschah das andere, daß die Herzen der beiden Männer von Malta sich rührten, und plötzlich stand ein köstlicher Kaffee vor mir, während die Damen mit einem noch kräftigeren Beef-tea gestärkt wurden. Was die Pflicht nicht gebot, that menschliches Erbarmen; und wenn dadurch auch an der unverantwortlich schlechten Einrichtung dieses unter der britischen Reichsflagge fahrenden Dampfers nichts geändert wird, so will ich doch das Andenken dieser Biedern segnen, die keinen anderen Lohn annahmen, als unseren Dank und das Versprechen, sie zu besuchen, wenn wir „wieder einmal" nach Malta kämen. Als ob man, zu seinem Plaisir, zweimal im Leben nach Malta führe! Doch mit dieser Freundschaft der letzten Stunde lebt das Bild der Insel selbst freundlicher in uns fort; zur Besiegelung dessen trugen die Beiden mir ihre Namen in mein Notizbuch ein, und ich brauche nur die kräftigen Schriftzüge zu betrachten, um Alles, was in dieser Ferne fast schon zum Märchen für mich geworden, mir noch einmal zu vergegenwärtigen: das Fremde, das Ungewohnte, das Abstoßende sogar, und zuletzt doch wieder das gute Menschenherz, das überall schlägt. —

Indessen war schon die Küste, der wir zustrebten, dunkel aus der vom Sternenglanz zitternden Fluth emporgestiegen, und hier und dort wies ein Leuchtfeuer unserem Schiffe die Bahn, welche merklich glatter wurde, je näher wir zwischen dem Festland und der alten Ortygia dem geräumigen Hafen kamen. Jetzt strahlte kein elektrisches Licht mehr über Syrakus; es schlief in der Finsterniß seiner Jahrtausende; wir hätten uns nicht gewundert, an den Hof des Königs Hieron des Ersten zu kommen, so schwarz war die Nacht. Nur das Feuer des Faro leuchtete hinüber zu den trübseligen Flämmchen der Dogana, bis zu welcher die beiden Malteser uns treuherzig das Geleit gaben. Dann kehrten sie zurück auf ihr Schiff, welches innerhalb der nächsten Stunde die Heimfahrt nach Malta begann, während wir, von dem Unbekannten umgeben, wie in eine neue Welt traten, zu welcher, hier und überall in Italien, der nicht eben anmuthige Weg

durch das Zollhaus führt. Schon war die Dampfpfeife des „Gleneagles“ meilenweit in der Ferne verhallt, als wir noch immer auf unseren Koffern saßen, an der Stelle, wo die Dorier, die Gründer von Syrakus, gelandet, 734 v. Chr. Geburt; und das Schiff mochte halbwegs nach Malta sein, als wir endlich, lange nach Mitternacht, unseren Einzug in die alte Griechenstadt hielten. Uns voran ging der Karren mit unserem Gepäck, dumpf polternd in den einsamen Gassen und seltsame Echos weckend in den schattenhaften Häuserreihen. Wir waren todmüde und gingen wie im Traum. Wir kamen an einem Dome vorbei, der einstmals ein Tempel der Athene gewesen; an halb in der Erde versunkenen Trümmern, die heute noch Tempel der Artemis genannt sind — der Artemis Alpheiusa, der hohen Herrin dieser Stadt .... Der Platz des Archimed, die Burg des Dionys — Götter, Helden und Weise wandelten mit uns durch die Nacht, vom großen Hafen bis zum kleinen, wo zuletzt die Casa Politi vor uns stand, dunkel, nur von einem einzigen schwachen Lichtschimmer erhellt. Mit einem antiken Lämpchen in der Hand empfing uns, auf dem Flur ihres Hauses, Signora Politi, dem Genius des Schweigens gleich, sie, sonst eine redselige kleine Dame, von lebhaftem Temperament und südlichem Aussehen, in Wahrheit aber eine Landsmännin Kant's, die mit ihrer ganzen Königsberger Sippe jetzt Hof und Wirthschaft hält in Syrakus und mit einem Ableger derselben, nach dem Beispiel der Alten, sogar Taormina colonisirt hat.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Zwanzigmal trat ich an das kleine Fenster, um, über Hinterhäuser und Dächer hinweg, nach einem Streifen des Meeres zu blicken, der allmälig aus eintönigem Grau sich in flammendes Roth verwandelte. Dem Himmel sei Dank — es war Tag; der erste Tag in Syrakus, und als ich die Thüre meines Kämmerleins öffnete, stand im Rahmen der anderen Thür, mir gegenüber, von Helios' erstem Strahle getroffen, die Gestalt eines Greises, die mich mächtig frappirte. Hoch und imposant, mit dem von Weiß umwallten Haupt, den breiten Schultern und der nothdürftigen Bekleidung dieser frühen Stunde war er einem Olympier nicht unähnlich, — doch nur für einen Moment; dann, sich niederbeugend, griff er nach einem Paar Stiefeln, schloß die Thür und ließ mich im Dunkel zurück. In solchem Glanz erschien mir zuerst Signor Politi, der Prinz-Gemahl des Hauses, das sich nach ihm nennt, ihn aber so wenig versteht; denn seine Heimath liegt da draußen, in den zerstörten Heiligthümern von Syrakus, und er selbst ist jetzt ein Genosse der Götter im Exil, zu deren Tempeln er ehemals so manchen Fremden von Distinction, Fürsten und Gelehrten, geführt hat. Guter Signor Politi, wie lieb haben wir Dich gewonnen! Wie viel unvergeßliche Stunden danken wir Dir, wenn Du mit uns durch die Gassen Deiner Stadt gingest, von jedem Kinde gegrüßt und Du Deinerseits jedes alte Gemäuer grüßend und uns die Geschichte jedes alten Hauses erzählend! Wie manchmal, um die Mittagszeit, haben wir mit Dir in einem der beiden Cafés gesessen, in dem großen modernen des Corso Vittorio Emmanuele, namentlich aber in dem kleinen, gewölbartigen, dem Dome gegenüber, dem Croce di Savoia; denn auch ein Glas Marsala hast Du nicht verschmäht, noch Dich unkundig erwiesen in all' jenen Feinheiten der Küche, die nur ein Italiener recht zu schätzen vermag. Und weißt Du noch, wie Du selbst für

uns auf den Markt gegangen bist, um uns mit einem Gericht veritabler Carcioffi zu erfreuen — nicht jener stachligen, großblätterigen, dergleichen nach dem Muster der Franzosen auf die Tafel kamen, sondern von jener knospenhaften Art, in Oel gebacken, die der Italiener liebt; und wie dann, durch einen unverzeihlichen Irrthum des stupiden Kellners, dieses Gericht nicht an uns, sondern an einen englischen Clergyman im langen schwarzen Rock mit Stehkragen und weißer Halsbinde kam? Weißt Du noch, wie Du den Ketzer damals verwünschtest, der sich, mit Weib und Kind, die köstlichen Artischocken so wohl hatte munden lassen? Weißt Du noch? — Aber davon will ich schweigen.

Wir fühlten uns in der Casa Politi ganz zu Hause. Wir bekamen comfortable Zimmer, mit dem Blick über den kleinen Hafen in das weite Meer hinaus und der Brandung dicht vor unserem Hause, so daß wir das Rauschen Tag und Nacht hörten und den erquickenden Seewind beständig athmeten; wir saßen bei Tisch unter deutschen Professoren, die hier niemals fehlen; wir waren gut Freund mit Signora Politi und hatten unsere kleinen Heimlichkeiten mit Signor Politi, der, wie mein weiland hessischer Landsmann, der Gastwirth zum Löwen in Fulda, seinen Gästen hätte sagen können: „Kommen Sie, meine Herren! Gehen wir hinüber in den Kurfürsten! Bei mir ist es zu langweilig."

Bald auch orientirten wir uns in dem Städtlein, dessen enge, jedoch sauber gehaltene Straßen und rege Bewohner uns sogleich sympathisch anmutheten. In ihren offenen Werkstätten saßen die Handwerker fleißig bei der Arbeit; in den Läden war ein lebendiger Verkehr. Behäbig gingen die Bürger ihres Weges, und Wohlstand und Zufriedenheit schienen allgemein. Ein höfliches Wesen zeichnet die Syrakusaner aus, und nicht nur im Vergleich mit Malta, sondern auch mit mancher süditalienischen Stadt befindet man sich hier unter einer gesitteteren Bevölkerung: keine Zudringlichkeiten der Kutscher oder Führer, keine Bettler; dagegen die größte Zuvorkommenheit, ja Liebenswürdigkeit, an wen man sich, hoch oder niedrig, wenden mag. Im Tageslicht gesehen, bildeten die Trümmer der antiken Welt mit ihrer gegenwärtigen Umgebung ein einheitliches Ganzes, welches in unabsehbarer Folge das Einst und das Jetzt in trauliche Gemeinschaft bringt, beides, mit allen Zwischenstufen, vor unseren Augen noch bestehend, wie sich in die majestätischen Säulen und mächtigen Cellawände des Tempels der Athene die Kathedrale der Sta. Maria delle Colonne eingefügt hat, ehrwürdig auch sie, aus jener Zeit, wo Heidenthum und Christenthum einander noch nahe berührten. In unseren Ländern fühlt man nur den Gegensatz zum Alterthum; hier, in diesen Ländern des Südens, fühlt man den Zusammenhang. Wir lernen es nur aus Büchern kennen; hier ist es auf der Straße. Man wird mit ihm so vertraut, als ob es noch zum täglichen Leben gehöre. Meilenweit über die benachbarten Hügel und Ebenen des Festlandes, als Syrakus noch das „großstädtische" war, „des kampfaufwühlenden Ares Heiligthum", als „Hieron siegend im Prachtgeschirre Ortygia mit weitstrahlenden Kränzen umwand", zog sich die königliche Stadt, die jetzt wieder zur Insel zusammengeschrumpft ist, von der sie vordem ausgegangen. Draußen die colossalen Trümmer einer untergegangenen Welt, die Reste der Mauern und der Burgen, das Theater auf der Höhe der Neapolis, die Latomien in den Abhängen der Achradina, das Castell und die Casematten

des Eurhalos an dem Felsplateau von Epipolae. Doch fast ergreifender für mich war es, in dieser kleinen Inselstadt zu gehen, in deren Straßen ununterbrochen seit mehr als dritthalbtausend Jahren Häuser stehen und Menschen wohnen — in welcher der Strom menschlichen Lebens, ebbend und fluthend, niemals gestockt hat. Noch widerhallen diese Gestade von Pindar's Siegesgesängen, noch schwebt mit dem Seewind ein Nachklang Aeschyleischer Verse, noch begleitet uns, den großen Hafen entlang, die hehre Gestalt des Thukydides, von der blutigen Schlacht erzählend, in der ein ganzes atheniſches Heer zu Grunde ging. Und liebliche Mythen, älter als der Historiker, älter als die Dichter, schlingen und weben sich um diesen Strand, ihn mit der alten Heimath verbindend, und die Götter Griechenlands weilen auch hier.

„So, da geraubt den Orion die rosenarmige Eos
Zürntet ihr Jener so lang', ihr ruhig waltenden Götter,
Bis in Ortygia's Flur die goldenthronende Jungfrau
Artemis unversehens mit lindem Geschoß ihn getödtet." (Odyssee V, 121.)

Hier auch ward Arethusa, die Nymphe, flüchtend und Rettung erflehend vor dem Flußgott Alpheios, in eine Quelle verwandelt. Aber der Liebende folgt durch die Tiefen des Meeres, aus dem fernen Arkadien und Elis' schöner Landschaft der Geliebten, bis er sie hier wieder findet und sie, durch solche Treue gerührt, sich nun für immer mit ihm vereint, ein Sinnbild vielleicht für das starke Band, welches, wenn auch unsichtbar, durch das ganze Meer hin vom fernen Heimathland bis zu dieser Colonie reicht, und ein Thema der Dichtung für alle Zeiten. Homer's „heiliger Quell Arethusa" (Odyssee, XIII, 406) ist noch in Althellas; aber schon Theokrit spricht von „Sikeliens Quell Arethusa" (Die Chariten, 102); und Moschos, gleichfalls ein Syrakusaner und ein jüngerer Zeitgenosse des Theokrit, singt:

„Wenn Alpheios den Weg zum Meer nimmt, hinter sich Pisa,
Bringt Arethusen im Lauf' er das ölbaumtragende Wasser,
Liebliche Blätter und Blüthen und heiligen Staub als die Mitgift."
(VII, 1. — Uebersetzt von Notter.)

„Pisa" war, in Altgriechenland, die frühe zerstörte Nachbarstadt Olympia's, deren Andenken und selbst Namen auf die letztere vielfach übertragen ward.

In dieser Gestalt erhielten die römischen Dichter den Mythus von den griechischen, und als Trinakria längst zur römischen Provinz geworden, läßt Ovid (in den Metamorphosen, V, 493) die Nymphe sagen:

. . . . „von fernher bin ich gekommen,
Pisa ist Heimath mir und wir leiten von Elis den Ursprung.
Uebergesiedelt bewohn' ich Sicanien, aber vor allen
Halt' ich werth dies Land. Hier hat Arethusa Penaten,
Hier jetzt häuslichen Sitz."

Und abermals nach anderthalbtausend Jahren, als Sicilien hoffnungslos unter der spanischen Fremdherrschaft schmachtete, berührt Arioſt's leichtgeschürzte Muse das Eiland:

„zu welchem unterhalb der Wogen
Sich Arethusa wandt' auf dunkler Bahn,
Als vor dem Buhlen, den sie lange quälte
Und lange mied, sie sich umsonst verhehlte."
(Orl. furioso, c. VI.)

Der schutzreichen Göttin Artemis, die darum in Syrakus den Beinamen der Alpheiusa erhalten, ward der Tempel gebaut, dessen eng zusammengedrängte Säulen und breite Treppenstufen — jetzt als „Tempio di Diana" bezeichnet — man noch in einer Vertiefung der Via Diana sieht; und in gewissem Sinne ist heute noch die Fontana Arethusa das Wahrzeichen von Syrakus, ähnlich der Fontana Trevi, nur mit dem Unterschiede, daß, wer aus ihr trinkt, die Gabe der Dichtung empfangen soll. Zum Unglück ist ihr Wasser jetzt sehr bitter geworden; denn es hat sich wirklich, um die Sage ganz wahr zu machen, mit dem Seewasser vermischt.

Aber ein freundlicher Anblick ist es trotzdem, das steingefaßte Becken, in welchem, von hohen Papyrusstauden umkränzt, die Quelle der Nymphe noch immer frisch emporsprudelt, und kein Fremder versäumt, auf den Marmorstufen zum Rande des Wassers herniederzusteigen, in welchem kleine Fische gar munter umherschwimmen. Als wir uns dem Brünnlein nahten, stand, über dem Gitter geneigt, eine feine Frauengestalt, in einiger Entfernung von Herren und Damen umgeben: es war die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich, die junge Wittwe, die wir zwölf Jahre früher als liebliches Königskind in ihrer Heimath, in Brüssel, gesehen hatten, während der glänzenden Feste, mit welchen Belgien das fünfzigste Jahr seiner Unabhängigkeit feierte. Welch' ein Leidensweg von dort und damals bis hierher, zur Fontana Arethusa —

„dies zu erzählen
Kommt wohl schickliche Zeit, wenn du erst wieder von Sorge
Frei sein wirst, und erheitert dein Blick . . ."
(Ovid, Met. V, 499.)

Dann geleitete der Sindaco von Syrakus die noch immer Trauernde zu dem Boot am Ufer, und die Fürstin mit ihrem Gefolge fuhr wieder hinaus zu dem mächtigen Kriegsschiff, das, nicht weit von hier, auf der Rhede lag, buntbewimpelt und die Reichsflagge stolz im Winde gebläht.

Doch auch den Einheimischen ist die Stelle lieb. Eine der schönsten Promenaden führt von hier den Seestrand entlang. Palmen und Platanen breiten ihre Kronen über ihm aus; der Frühling schmückt ihn mit Rosen und süß duftendem Jasmin, und von dem Gemäuer, über welchem sich die Häuser der Stadt und die Kuppel des Domes emporbauen, hängt das violett blühende Gesträuch herab, das man, zur Ehre des höchsten Gottes, barba di Giove nennt. Behaglich im Sonnenschein sieht man hier die Leutchen einherschreiten, wohlgenährte Priester, mit einem Ausdruck von Zufriedenheit den Weg messend, da die Glocken der Stadt die Mittagsstunde verkünden; Officiere mit knappen, goldbetreßten Jacken und Schleppsäbel, Arm in Arm und im Munde die lange Cigarre; junge Burschen, Schulknaben die Treppen herabstürmend von dem nahen Lyceum; Kinder, deren fröhliche Stimmen das Gezwitscher der Vögel übertönen und mit dem sanften Anschlag der Meereswogen sich mischen. Es ist noch gar nicht so lang, da sah man andre, traurigere Gestalten hier: da stand hier ein Kerker, berüchtigt wie nur einer der Bourbonenzeit, und ältere Syrakusaner erzählen noch mit Schaudern von den Gefangenen, die, je zu Zweien aneinandergefesselt, ihre Ketten und Kugeln nach sich schleiften. Mit so vielen

andren Unwürdigkeiten ist auch das Bagno von Syrakus im Jahre der Befreiung hinweggefegt worden, und wo der Passeggio de Captivi war, da reiht sich jetzt an den Passeggio Arethusa der Passeggio Adorno, zur Erinnerung an Gaëtano Adorno Zappalà, den verehrten Sindaco, der die Stätte der Knechtschaft in einen Garten umschuf. Eine Marmortafel ist dem Gedächtniß des biederen Mannes gewidmet, und in der Verbindung seines Namens mit dem der Arethusa der jüngste Ruhm von Syrakus mit dem ältesten verknüpft worden.

Freilich erinnert hier, in ihrem täglichen Leben, nichts mehr daran, daß Syrakus einst die größte Stadt Siciliens, ja der ganzen europäischen Welt von damals war. In kleinstädtischer Behaglichkeit hat man sich zwischen den Resten des Alterthums eingesponnen, wie ja das elektrische Licht auch durch das Gefälle der antiken Wasserleitung erzeugt wird. Aber ein Andres ist es, sobald man die Gassen der Insel hinter sich läßt, und über den schmalen Isthmus, der sie mit dem Festlande verbindet, in dieses hinaustritt. Hier ist die melancholische Hoheit einer untergegangenen Welt; hier spricht Alles, ringsum und meilenweit, von einer Größe, deren Trümmer selbst verwittert, wenn nicht verweht sind. Wo die volkreichen Straßen, die mit Statuen geschmückten Plätze, die Hallen und Märkte waren, wo die Tempel und Paläste standen, deckt jetzt Ackerfeld den steinigen Boden, und nichts Erschütternderes für uns, wie oft auch wir an ihr vorüberkamen, als eine einzige Säule, die hoch und einsam, mitten aus dem Getreide hervorragt. Nur das Theater mit dem wunderbaren Blick bis ans Meer und die Veste von Euryalos auf den entfernteren Hügeln bezeichnen noch als feste Landmarken den Umfang der ungeheuren Stadt, die sich einst hier ausdehnte. Schweigen ruht jetzt auf der Landschaft und in üppigen Pflanzenwuchs sind Höhen und Tiefen wie versunken. Die feierliche Stimmung, in der man dies Alles in sich aufnimmt, ward noch seltsam erhöht durch einen schwermüthigen Ton in der Natur und den raschen Wechsel der Beleuchtung. Der Scirocco wehte; bald verschwand die Sonne hinter dem Gewölk, bald brach sie wieder strahlend daraus hervor. Licht und Schatten folgten einander unvermittelt, mit zauberischer Wirkung. Unter einem solchen Himmel war es, daß ich das Grab Platen's besuchte, der hier, in dem Lande seiner Sehnsucht — „dem ehmals oft von Gesängen umflutheten Eiland" — seine frühe Ruhestätte gefunden hat.

Mir war Platen immer, von den Schultagen an, eine Lieblingserscheinung unter den deutschen Dichtern. Mir bebte das Herz, wenn er, in seiner Parabase, den mächtigen Gesang anstimmte:

„Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
Aufstrebte die Welt in verjüngter Gestalt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Nicht des Hochmuths mocht' ich ihn zeihen, „wie die Meisten" (Hymnus aus Sicilien); denn „verächtlich ist des Kleinlichen Eitelkeit" (An Hermann Schütz). Vielmehr tragisch ward er mir in seiner Vereinsamung. Und durft' er nicht, neben den großen Dichtern der neueren Zeit, neben Kleist, Bürger und Stolberg, Schiller und Klopstock und Goethe, „der Blume der Anmuth", neben Rückert und Uhland, der neunte zu sein sich rühmen? „Bedächtige Männer leugnen es nicht." Es ist fast ein Gemeinplatz der Literatur, von seiner Marmorglätte, seiner Marmorkälte zu sprechen, als ob unter dem classischen Marmor nicht auch

eine Seele sein könnte. Populär zu werden, war nicht seine Bestimmung, auch darin ein Gegensatz zu Heine, mit dem er im Leben hart genug aneinander gerathen. Daß Platen dabei den Kürzeren gezogen, wird Niemand behaupten. In den vollendetsten Formen hat er sich bewegt, in der Klage niemals der Würde vergessen, noch im höchsten Affect des Maßes, und wenn er zu den Waffen des Witzes, zur Satyre griff, immer noch der Edelmann. Soll es ihm endlich zum Vorwurf gemacht werden, daß er in sich selber den Trost sucht für Verkennung, die lebenslang sein Schicksal war, und daß er ihn dort findet?

„In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts."

Hier nun, „auf unsterblichen Trümmern", bittet er im Festgesang sein fernes Vaterland, ihn die Lorbeern pflücken zu lassen, die vielleicht es ihm bewilligt —

„Doch nicht sei'n um mein schwermüthiges Haupt sie gewunden,
Nein, auf deinem Altar seien sie niedergelegt."

Es war genau, fast auf den Tag, ein Jahr, daß ich in des Dichters fränkischer Heimath, der ehemals markgräflichen Stadt Ansbach, vor seinem Geburtshaus gestanden. Es liegt in einer stillen Seitenstraße, heut die Platenstraße genannt, ein Erkerhaus mit zierlichem Säulenporticus und allerlei Reliefschmuck, über einem Marmorköpfchen die Gedenktafel mit König Ludwig's Inschrift: „Hier entsproß die Tulpe im deutschen Dichtergarten am 24. Weinmond 1796." Darüber das alte, reichvergoldete Hauszeichen: ein Adler, der Sonne zuschwebend — nach der es immer noch „Zur Sonne" heißt — mit der Umschrift: „Phoebo auspice surgit. Anno 1696." — Selten wohl ist ein Wort prophetischer gewesen, als dieses, hundert Jahre vor der Geburt des Dichters. — Sein Denkmal steht neben dem alten Schlosse der Markgrafen, vor dem Hofgarten, ein steifes Werk, aber mit dem Hintergrunde grünender und blühender Bäume, gebildet aus dem Erz, das gleichfalls König Ludwig geschenkt, und auf der Vorderseite mit den Worten: „August Graf von Platen-Hallermünde, geboren in Ansbach 24. October 1796, gestorben in Syrakus 5. December 1835."

Und heut stand ich wirklich in Syrakus, vor seinem Grabe! Wenn er sie sich hätte wählen dürfen, diese letzte Ruhestätte, sie könnte nicht schöner sein als hier, auf der Höhe der Villa Landolini, wo es immer, das ganze Jahr durch, wie von einem ewigen Frühling grün ist um seine Gruft, wo die Rosen schon im April blühn und der zwitschernde Vögelchor niemals verstummt. Und hier, um die Mittagsstunde, plötzlich, hörten wir auch die Nachtigall — die erste, die einzige, die wir in Sicilien gehört. Lorbeern wachsen rings um sein Grab, Verbenen, Levkoien, Pelargonien bedecken es, und von einem alten Oelbaum überwölbt erhebt sich der bescheidene Denkstein, „errichtet von Freunden und Verehrern 1869": ein Obelisk, den die Lyra mit den Masken der tragischen und der komischen Muse schmückt, und die wohlgelungene Büste des Dichters krönt.

So ruht er hier, nicht weit von dem griechischen Theater, auf dessen heute noch deutlich erkennbarer Bühne und Orchestra die Werke der großen Tragiker aufgeführt wurden; von dessen in ungeheuren Ringen aufsteigenden, jetzt von wilden Blumen überwucherten Sitzreihen, weit und weißlich schimmernd unter dem mattblauen Frühlingshimmel, einst Tausende von Zuschauern herabblickten, und in dessen Steinbrüstung eingemeißelt die Namen zweier Königinnen, eine von ihnen die schöne Philistis, Gemahlin Hieron's II., die nach ihnen genannten Abtheilungen noch erkennbar machen. Griechenthum und Römerthum und erstes Christenthum berühren hier einander dicht; dort oben, über dem Theater, die Todtenstadt der Griechen, in den Fels gehauen, Kammer an Kammer, mit der Luft und der Helle des Tages; hier, unter San Giovanni, die lichtlosen Katakomben, tief in der Nacht und modrigen Kälte des Erdenschoßes; dazwischen das zierliche Oval eines römischen Amphitheaters, die letzte Spur der römischen Colonie, die zur Zeit des Augustus hierher verpflanzt worden — ein verkleinertes Abbild des Colosseum, mit dem Wasserviereck zum Kampfspiel der Schiffe, mitten in einem Wiesengrund, in dem herb und süß duftende Kräuter blühn, und hier und überall der Blick auf das wogende Blau des jonischen Meeres, der um die Mittagszeit wahrhaft berauschende Blumengeruch aus den Latomien, den alten Steinbrüchen, einst Gefängnisse der siebentausend kriegsgefangenen Athener, die hier in der Sonnengluth schmachteten, starben und verdarben, jetzt Gärten von unbeschreiblicher Pracht in dem brütenden Schoß der sie hoch überragenden, riesigen Felsen — eine dieser Latomien, die des Paradieses, mit dem wunderbaren und heute noch bewundernswerthen, dem menschlichen Hörorgan anatomisch genau nachgebildeten, aber ins Ungeheure gesteigerten „Ohr des Dionysos"; eine zweite die der Santa Venera — die jedoch, eine veritable Heilige, nichts mit der Göttin zu thun hat, deren berühmten, jetzt im Museum von Syrakus aufbewahrten Torso man in eben dieser Schlucht gefunden — ein einziges Labyrinth üppigster Vegetation, mit einem Arom gefüllt, wie die Rosengärten von Schiras. Dies ist nun für immer die Nachbarschaft und Umgebung des Dichters, der wunden Herzens sich von der Heimath abgewandt, um, im Tode glücklicher als im Leben, hier sein Grab zu finden; zu ihm herauf weht der Seewind, der alle Düfte des Frühlings mit sich trägt und der, wenn er im Gezweige ringsum säuselt, die „Festmelodien" der Alten zu wecken scheint und mit den Stimmen griechischen Wohllauts den stillen Hügel des deutschen Sängers grüßt —

„Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt."

Der „Ritter" Landolina, nach dem die Villa heißt, spielt schon in Seume's „Spaziergang" eine Rolle. Man fragte den wunderlichen Mann, der — „um sich ein wenig auszulaufen" — mit einem Tornister, einem Knotenstock und einem tapfren, fröhlichen Herzen, von Leipzig aus marschirend, ganz Italien und ganz Sicilien per pedes apostolorum in neun Monaten durchwanderte: „An wen seid Ihr in Syrakus empfohlen?" — „An den Ritter Landolina", gibt der Spaziergänzer zur Antwort. — „Den kenne ich", ruft Einer. — „Ihr seid also arm und wollt den Giro machen und geht zu Fuße?" sagt ein Andrer.

Freilich, freilich; und er, der sächsische Bauernsohn, der nicht lange vorher, von hessischen Werbern nach Amerika verkauft, mit den Huronen „Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken" getheilt und hierauf als russischer Grenadierlieutenant sich mit den Polen herumgeschlagen hatte, wird nun von dem angesehensten Syrakusaner gastlich empfangen. Landolina, hochverdient um die Kenntniß und Erhaltung der Alterthümer seiner Stadt und mit deutschen Gelehrten nahe befreundet, findet offenbar Gefallen an dem seltsamen Weltfahrer, der fließend Lateinisch spricht und seinen Theokrit bei sich in der Tasche hat. Tagelang ist er sein Führer durch die Ruinen von Syrakus, das ehemals, bevor die Römer es zerstört, mit seinen fünf Quartieren (der Inselstadt, Neapolis, Achradina, Tyche und Epipolae) zweiundzwanzig (englische) Meilen im Umfang hatte[1]). Noch einmal, nach dem Ende des Bürgerkriegs, als Cäsar Augustus in jahrelangem blutigem Kampf Sicilien dem Sohne des Pompejus wieder entrungen hatte, versuchte man (21 nach Chr. Geb.) das tief gesunkene Syrakus durch römische Colonisten neu zu beleben. Weite Strecken, die verwüstet waren und seit zwei Jahrhunderten in Trümmern gelegen hatten, wurden, zwischen dem großen Hafen, Neapolis und Achradina, wieder aufgebaut. Aber zur alten Größe konnte die Stadt sich nicht wieder erheben, und als der heilige Cosimus, Bischof von Syrakus, im Jahre 646 den Athenetempel in den heutigen Dom verwandelte, da gab es nur noch ein kleines Syrakus auf der Insel Ortygia, von der es ausgegangen, und auf dem Festlande, wo das große gestanden, gab es nur noch einzelne zerstreute Häuser und Kirchen, zwischen denen neben den Resten des alten griechischen Theaters die des römischen Circus lagen. Und hierher, auf die Felsenspitze von Euryalos — dieselbe Stelle war es, an der einst der römische Feldherr Marcellus, auf die halb erst bezwungene Stadt niederblickend, Thränen vergoß über ihre Schönheit, ihre ruhmvolle Vergangenheit und das Schicksal, das er ihr bereiten mußte[2]) — hierher führt der Ritter Landolina den deutschen Wandrer, und als sie lange schweigend nebeneinander gesessen, sagt der würdige, patriotisch eifernde Mann, indem er über das große, traurige Trümmerfeld seiner Vaterstadt hinschaut: „Das waren wir!" und mit einem Blick auf das kleine Häufchen Häuser: „Das sind wir!"

Dieser Landolina war der Vater desjenigen, der dreiunddreißig Jahre später so viel dazu beigetragen hat, die letzten Tage Platen's zu verschönen, und auf dessen Besitzthum er sein frühes Grab gefunden. So tolerant dachte dieser Mann, daß er einen der besten Theile seines umfangreichen Parkes zum Kirchhof für die zu Syrakus verstorbenen Deutschen und Engländer hergab, die sonst, als Nicht-Katholiken, hier schwerlich in würdiger Weise hätten bestattet werden können: mehrere Grabdenkmäler haben sich neben demjenigen Platen's auf der bewaldeten Anhöhe noch erhalten. Aber dies war nicht Alles, was er für den sterbenden Dichter gethan hat. Wir wissen es aus Goedeke's Biographie, wie sehr er sich des plötzlich Erkrankten angenommen. „Ich war hier," schreibt Platen in seinem letzten Briefe seiner Mutter, „an einen alten Herrn, Namens

[1]) Gibbon, Roman Empire, 665.
[2]) Freeman, a. a. O. 307.

Don Mario Landolina, empfohlen, der mich ganz vorzüglich freundlich aufnahm, mir auch eine Wohnung besorgte." Mit Hülfe meines wackren Signor Politi gelang es mir, diese Wohnung ausfindig zu machen. Das Geschlecht der Landolina — jeder Deutsche sollte den Namen mit Hochachtung aussprechen — blüht heute noch; ihr Palazzo steht, mächtig und beide Seiten beherrschend, an der Ecke der Via Maestranza (so nennen noch immer mit dem alten Namen die Syrakusaner den Corso Vittorio Emmanuele) und der Via Roma, mit dem Blick auf die Piazza Archimede: Läden sind jetzt in den unteren Räumen, und das Obergeschoß ist an die Bank von Sicilien (Banco di Sicilia) vermiethet. Der gegenwärtige Cavaliere Landolina ist der Enkel, mütterlicherseits, des alten Don Mario, dessen Namen und Titel er erbte, nachdem dessen beide directen Nachkommen gestorben waren. Von all diesen Dingen sprach Signor Politi mit einem jugendlichen Eifer und Feuer, als ob sie sich gestern ereignet hätten, und nicht vor sechzig Jahren. Sein Vater war, wie er sich ausdrückte, „Archäolog" in Syrakus gewesen und ein guter Freund Don Mario's; er selbst, als Knabe, hatte Platen — il conte Platen — oft gesehen und beschrieb ihn als „einen schmächtigen Mann mit zartem Gesicht und Schnurrbärtchen". Das Haus, in welchem der Dichter starb, ist das vorletzte der Via Amalfitania, welche von der Piazza Archimede zum Porto grande führt. Es liegt dicht neben dem von anspruchslosen Reisenden viel besuchten Albergo del Sole, trägt die Nummer 19 und war früher selbst ein Gasthof, Albergo Arethusa, nach der benachbarten Fontana so genannt, und besonders bei den Künstlern beliebt. Es gehörte damals, und gehört heute noch, der Familie Landolina, die jedoch, wie Signor Politi gleichsam entschuldigend bemerkte — „keinen Werth mehr darauf legt". Denn in der That befindet es sich in einem so verwahrlosten Zustande, wie man dergleichen nur in italienischen Städten sehen kann. Es war, als wir davor standen, unbewohnt und, nach unsren Begriffen, auch unbewohnbar, wiewohl überall Zettel mit dem wohlbekannten „Si loca" hingen. In den kleinen eisernen Balconen, welche die Fenster des vier Stock hohen Gebäudes umgittern, wuchs Unkraut, die grünen Thorflügel waren von Feuchtigkeit verrottet und die gelbe Farbe der Wände bröckelte herab. Da der Eingang von dieser Seite geschlossen war, suchten wir ein Hintergäßchen, Ronco Aquila, auf und gelangten über ein schlüpfriges Pflaster an eine Plankenthür, durch welche wir in den Hofraum blicken konnten. Ueber dieser Thüre waren Platen's Zimmer, deren Hinterfenster in den Hof gingen, während die Vorderfenster nach der Straße schauten. „Hier hat der Graf gesessen, wenn er auf Don Mario wartete; von hier aus hat er ihn die Straße herabkommen sehen." So schloß Signor Politi seinen erklärenden Text zu den fast schon erloschenen Bildern der Vergangenheit.

Inzwischen hatte der warme Wind schwere Wolken von Süden heraufgeführt. Gegen Abend kam ein heftiger Sturm, ungestüm gegen das Gestade schlugen die Wogen, und endlich in der Nacht strömte der Regen nieder, den die Syrakusaner, nach wochenlanger Dürre, mit Sehnsucht erwartet hatten. Doch schon am andern Morgen, als wir die Fensterläden öffneten, lächelte die Sonne wieder, ein bißchen schwach noch, wie von dem Kampf ermattet, der auch in dem bewegten Wasser nur mälig ausklang; aber immer heller, immer weiter

schien die Ferne sich zu dehnen; durch das ziehende Gewölk schimmerte der blaue Frühlingshimmel, und die Möven flatterten wieder in die See hinaus, silbern auf dunklem Grunde. Solch ein Tag und solch ein Licht war es, unter dem die verborgenen Kräfte der Natur nicht sanft zu ruhen, sondern lebendig und sichtbar zu werden scheinen, und auch in der Fremde die Menschenseele den ewigen Heimathlaut vernimmt. An diesen Stätten gewaltiger Völkerschicksale lernt man begreifen, wie wenig vom Ruhme der Nationen übrig bleibt, und dies Wenige doch genug, um ihm Unsterblichkeit zu sichern. Was ist es denn, daß eine große Vergangenheit so mächtig zu uns spricht, und daß wir sie verstehen? Daß ihre Tempel gleichsam aus dem Schutt auferstehen, ihre Ruinen sich beleben; daß der Mythus und das Märchen, der Heldengesang und das Volkslied uns in die Dämmerzeit der Geschichte zurückversetzen? Still ist es jetzt am Anapos; aber wenn wir zu seinen sumpfigen Ufern hinabsteigen, wird es in der Ebene laut wie von Lagerlärm und Schlachtgetümmel; über dem Hügel, wo die beiden Säulenstümpfe stehen, prangt in all seiner Pracht von Marmor und Gold das Heiligthum des Zeus, das Olympeion; im großen Hafen liegt die Flotte der Athener und dem Ansturm carthagischer Scharen trotzt die riesige Ringmauer, bis Jahrhunderte später die römischen Legionen kommen und mit ihnen das Verhängniß, das alle Fortificationskünste, Wurfmaschinen und Brennspiegel des Mathematikers Archimedes nicht aufzuhalten vermögen. Römische Soldaten, als er sie bittet, seine Zirkel nicht zu stören, erschlagen den Greis, und mit ihm, dem letzten großen Namen dieser Stadt, erlischt ihre Herrlichkeit für immer. Die griechische Welt geht in der römischen unter, und Syrakus, zu der Zeit, wo von Rom noch nichts war als die Strohdächer am Palatin, die große, die glänzende Hauptstadt mit einer Million Einwohnern, sinkt zur Provinzialstadt herab, mit heute wohl kaum über dreißigtausend. Aber wohin wir blicken und wohin wir lauschen, bekannte Gestalten und bekannte Klänge — Bilder aus der Knabenzeit, wie von „Dionys, dem Tyrannen" — Reminiscenzen aus den Schuljahren, wie von jener Nymphe, der Stammesmutter Arethusa's, der Cyane, deren Klage man noch immer zu vernehmen meint an dem von hohen Papyrusstauden bekränzten Teich, der nach ihrem Namen heißt.

An diesem Nachmittage fuhren denn auch wir hinaus nach dem Euryalos — eine der köstlichsten Fahrten, die ich je gemacht, in der laulich wehenden Frühlingsluft, unter einem milden Lenzhimmel, knorrige Oelbäume zur Seite des Weges wechselnd mit zierlichen Mandelbäumen, unter deren feinen, schmalen Blättern die Frucht schon schwoll; Maulbeerbäume mit mächtig belaubten Kronen, Feigenbäume, Weinpflanzungen, Weizenfelder in üppigem Wachsthum, von Aehren schwer in dieser frühen Zeit, wo bei uns das Getreide kaum in Halmen steht — dazwischen Cactus von ungeheurem Umfang und bizarren Formen, in ganzen Hecken, himmelhohe Pinien, majestätisch in ihrer feierlichen Ruhe, reiche Triften mit weidenden Kühen, wohlgenährt und glänzend von Behäbigkeit. Auf der Landstraße reges Leben — buntbemalte Karren, Maulthiere und Esel, beladen mit gewaltigen Bündeln von Heu, das getrocknetem Haferstroh mit den Aehren daran glich, die Reiter mit weit auseinander gespreizten Beinen darauf, ländliche Scenen, nicht ganz ohne Beimischung von Humor oder

Komik, die sich auf der ganzen Strecke wiederholten und später, bei der Heimkehr gegen Abend, bis in die Thore der Stadt hinein fortsetzten.

Wir kletterten dann auf den noch gut erhaltenen Treppen in den Gängen und Kammern von Dionysios' Bergveste herum, seltsam erleuchtet von dem hier und da durch die Thüröffnungen hereinfallenden Sonnenschein; wir erstiegen die freien Anhöhen über dem Meere, wo die verstreuten Quaderblöcke noch die Richtung des alten Mauerwerks andeuten; wir genossen des kühlenden Seewinds, der unvergleichlichen Aussicht in die gesegnete Landschaft und fuhren nun längs des rauschenden Meeres zu dem hochgelegenen Kloster der Kapuziner und der nach ihm genannten Latomie, jetzt Eigenthum der Signora Politi, die freundlichst erschienen war, um uns die Honneurs dieses blühenden Labyrinths zu machen. Barocke Felsbildungen umschließen auch diese Schlucht, in welcher die Buchsbaumhecken stärker dufteten, die Mispelbäume voll von gelblichen Früchten hingen, hier und da noch eine Orange glühte und Alles mit einer Laub- und Blüthenfülle so dicht bedeckt war, daß der letzte Sonnenstrahl kaum noch hindurchzudringen vermochte. Da wir wieder heraufkamen, war die Sonnenkugel eben im Untergehen; aber ihr Widerschein färbte die Häuser von Syrakus, leuchtete wie Gold noch ein Weilchen über dem blauen Gebirge und schwand dann bald in Grau, während hoch über uns am Abendhimmel das erste Viertel des Mondes und der Abendstern, treulich gesellt, erschienen. —

Und nun war es Mai geworden, und ich hätte wohl, wie Seume vor neunzig Jahren, diesen Tag mit den Versen des Wandsbecker Boten grüßen können:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weise, keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren."

Denn an diesem Tage, dem ersten Maientag, der auf einen Sonntag fiel, feierte Syrakus das Fest seiner Schutzpatronin, der heiligen Lucia, welche (305 n. Chr. Geb.) unter Diocletian den Märtyrertod starb, und wohl ihr zu Ehren strahlten in vollkommener Bläue der Himmel und das Meer, wehte die Luft in belebender Frische, die balsamische Würze des Landes gemischt mit dem kräftigen Athem der Salzfluth. Schon am Abend vorher war die Kirche der heiligen Lucia mit Hunderten von Kerzen und bunten Lampen erleuchtet worden, während der Domplatz, dessen Ecke sie bildet, von elektrischem Licht und den ringsumher illuminirten Palästen in Tageshelle schien. In der Mitte des Platzes musicirte die Militärcapelle; die Menge wogte hin und her, und unter dem sternbesäten Himmel saßen wir noch einmal mit unserem Gastfreund vor dem kleinen Croce di Savoia, dem Dom gegenüber, dessen schwere Masse dunkel in diesem Spiel von Lichtern und Farben dastand. Signor Politi war schon an diesem Vorabend in festlich gehobener Stimmung. Erfüllt von dem Glanz, in welchem das nächtliche Syrakus schimmerte, begann er von den Tagen seiner Jugend zu sprechen, von glorreichen Erinnerungen, von großen Männern, deren Führer zu den Ruhmesstätten seiner Heimath er gewesen, von gekrönten Häuptern und Fürsten der Wissenschaft, von König Johann, Philaletes, dem erlauchten

Uebersetzer des Dante, und König Ludwig, dem Patron Platen's, von Theodor Mommsen, dem Geschichtschreiber Roms, und Ernst Curtius, dem Geschichtschreiber Griechenlands. „Ah," rief er aus, einen wehmüthigen Blick nach der Kirche Sta. Lucia werfend, über deren Portal ein Lämpchen nach dem andern erlosch, „damals waren wir junge Leute, junge Leute!" Wie wenn es sich für einen Mann in seinen Jahren nicht mehr schicke, den alten Göttern nachzugehen. Trotzdem, und wiewohl ich ihn in Verdacht habe, in der Tiefe seines Herzens der Heide geblieben zu sein, der er immer gewesen, so ermangelte er doch nicht gänzlich der Reverenz für die Heiligen, und besonders theuer war ihm, wie jedem seiner Mitbürger, die heilige Lucia von Syrakus. Nach der örtlichen Legende, welche sie mit den Tauben von St. Marcus in Verbindung bringt, liegt ihr Leib in Venedig bestattet, und eine von diesen Tauben war es, die, von ihr gesandt, sich auf dem bischöflichen Palaste niederließ, um den von einer langen Hungersnoth bedrängten Syrakusanern das Nahen einer mit Lebensmitteln ausgerüsteten Flotte voraus zu verkündigen. Dies war an einem ersten Mai, und darum spielt die Taube bei dem Feste noch heut eine hauptsächliche Rolle. So sagte Signor Politi, der, wenn er mit den Actis Sanctorum sich auch weniger beschäftigt haben mag, als mit der Archäologie seiner Vaterstadt, dieses Blatt ihrer Chronik doch wohl kannte.

Zur verabredeten Stunde des anderen Tages erschien der weiland Führer der Könige, sein ehrwürdiges Haupt mit einem sonntäglichen Hute bedeckt und an der Hand ein Nichtchen, eine kleine Königsbergerin, die mittlerweile jedoch schon zur perfecten Syrakusanerin geworden ist. Die Sonne brannte heiß, und es war ein echt südlicher Mittag, wo man gern den spärlichen Schatten sucht; und nachdem wir mit unserem Freunde zuvor uns an einem letzten Gläschen Marsala gestärkt hatten, betraten wir, Schlag zwölf, den Domplatz.

Es war ein unvergleichlicher Anblick: der hohe Dom mit den uralten Säulen, die seit der Griechenzeit hier stehen, daneben der erzbischöfliche Palast, unter den geöffneten Balconthüren die Prälaten in rothen und violetten Gewändern, eine Tribüne mit Geistlichen und Seminaristen gefüllt, im Hintergrund die Kirche der Heiligen, an deren umgitterter Balustrade Nonnen in schwarzem Habit und weißen Kopftüchern erschienen; der ganze Platz aber bedeckt mit einer zahllosen Menge, die hier zusammengeströmt und in der manch' ein feineres Mädchengesicht und Damen in kleidsamer, dunkler Toilette zeigten, daß auch die besseren Stände dieser Stadt dem großen Schauspiel nicht fern bleiben wollten. Die Masse bestand aus den niederen Schichten der Bevölkerung, unter denen die Landleute sich vortheilhaft hervorthaten: die Männer in der braunen Manchesterjacke mit Messingknöpfen, kurzen Hosen, hohen Stiefeln und der charakteristischen Mütze mit dem breiten Zipfel, der bis auf den Hemdkragen herabfällt; die Frauen in langen, schwarzen oder grünen Kleidern, weißem Brusttuch, Schürze, Bändern in den Haaren, ihr fast einziger Schmuck eine Korallenschnur, mit Crucifix daran. Diese modesten Erscheinungen zwar wurden bei Weitem überwogen durch das Volkselement, das hier und überall in Sicilien häßlich, schmutzig und zerlumpt, aber dennoch — es muß gesagt werden — von großer Höflichkeit gegen die Fremden und ohne jede Spur jener Rohheit ist, wie sie bei den Volks-

festen in anderen Gegenden nur allzuhäufig hervortritt. Obgleich Jeder sehen oder seine Kinder sehen lassen wollte, was sich begab, war doch nirgends das Stoßen und Drängen, das den unteren Klassen sonst von jeder Lustbarkeit untrennbar scheint, und wiewohl die Polizei sich nicht blicken ließ, blieb die gute Ordnung ungestört bis zuletzt. Mag das italienische, das sicilianische Volk vornehmlich an Schulbildung und Wohlstand geringer sein, als das unsere: seine vornehmere Sitte hat es sich in all' der Zerrüttung und dem Elend von Jahrhunderten bewahrt.

Alsbald begann Glockengeläut und Flintengeknatter; weit öffneten sich die Thorflügel des Domes, und die Procession trat heraus. Alle Häupter entblößten und manch' ein Knie beugte sich, als die Heilige sichtbar ward: hoch auf einer Tragbahre die Männer überragend, auf deren Schultern die Stangen ruhten, schien sie schwebend die Treppen herabzusteigen, eine schöne Frauenfigur von Lebensgröße, reich angethan in silbernes Gewand, mit erhobenen Armen und die Stirne mit einem Diadem geschmückt — sanft und sieghaft lächelnd; Athene selber, wäre sie jetzt aus ihrem alten Heiligthum herausgetreten, hätte nicht anders daherschreiten können, strahlend in der blauen Mittagsluft, erhaben über den Köpfen der anbetenden Menge. Von einem ähnlichen Gedanken mochte Signor Politi bewegt sein, als er mich streifte mit einem Blick, in welchem eine gewisse Traurigkeit gemischt war mit einem leisen Zuge von Spott, wie wenn er sagen wolle: Göttin oder Heilige, was ist der Unterschied? Noch scheint die Sonne Homer's, und das sind die Säulen deines Tempels —

„Heilige Pallas Athene! . . . . .
Wie natürlich sie steht, wie in jeder Bewegung natürlich!
Wahrlich beseelt! . . ."

So, mit einer leichten Abwandlung des Textes, klangen mir die Verse Theokrit's, des heimischen Dichters, der in einer seiner hübschesten Idyllen: „Die Syrakuserinnen am Adonisfest" (von Eduard Mörike meisterlich übersetzt) einen Anblick wie den heutigen schildert. Ich meinte sie mit einander plaudern zu hören, die klugen Gevatterinnen von vor zweitausend Jahren, die keckeren Urgroßmütter der Frauen um mich her, die, statt demüthig den Rosenkranz abzubeten, wie diese, dem die Schnatternden zur Ruhe verweisenden Fremdling zurufen:

„wir sind von korinthischer Abkunft,
Gleich wie Bellerophon war, wir reden ja peloponnesisch;
Doriern wird's doch erlaubt sein, dorisch zu sprechen?"

Und sogleich fiel Musik ein, von fröhlicher Tonart und raschem Zeitmaß, ich denke wohl aus irgend einer Oper oder Operette, während auf ihrer Wallfahrt die Heilige wiederholentlich Rast machte. Da sie sich der eigenen Kirche gegenüber näherte, stimmte der Chor von zweihundert jugendlichen Sängern, den Seminaristen, einen Hymnus an, der, eigens für die Gelegenheit gedichtet und componirt, die Heilige feiert, wie Theokrit's Gesang die „Herrscherin, die du Golgos erkorst und Idalion's Haine;" und nicht ungefällig mischte sich mit dem Gesang die nun abermals anhebende Musik der Spielleute, indeß das Heiligenbild wieder emporgehoben wurde. Dieses war der von Allen erwartete Moment, auf

welchen die geschickt getroffenen Vorbereitungen hinleiteten, durch oftmalige Pausen den kurzen Weg — der von der Kathedrale bis nach Sta. Lucia kaum hundert Schritte betragen mag — verlängernd und die Spannung der Gemüther erhöhend bis zum Schluß des aufregenden Schauspiels. Denn nun traten die Nonnen hoch oben an den Rand des Altans — vestalische Jungfrauen hätte man sagen mögen, wenn man bei der Heiligen selbst an Athene gedacht — und von lautem Jauchzen, verwirrendem Zuruf begrüßt, flattert die erste Taube vom Kirchendach herab, senkt sich ein wenig nach der mit hundert Händen emporgreifenden Menge, rettet sich aber mit hastigem Flug, es mehrmals umkreisend, auf das Dach des Arcivescovado, des erzbischöflichen Palastes, wie jene, die Sta. Lucia von Venedig gesendet. Der ersten folgt die zweite, die dritte, dann Wachteln, dann wieder Tauben, bis Alles in Bewegung ist, sie zu haschen und zu fangen. Die meisten haben das Glück, der traurigen Probe zu entrinnen. Nachdem sie, aus ihrer Höhe mehr herabgestürzt, als herabgeflogen, über den Köpfen der Menschen eine Weile hin- und hergeirrt sind, entkommen sie zuletzt auf eines der umgebenden Dächer oder in den erzbischöflichen Garten. Die zur Höhe fliegen kommen in den Himmel, die zur Tiefe sinken, in die Hölle — was für diese armen Geschöpfe fast in buchstäblichem Sinne wahr wird. Scheu von dem ungewohnten Anblick des gedrängt vollen Platzes und furchtgelähmt von den vielen Hunderten nach ihm ausgestreckter Hände, schwirrt das Vögelchen mit dem Aufgebot der letzten Kraft noch einmal auf und nieder, sinkt dann und sinkt immer tiefer, bis es endlich, unter dem Jubel Aller, von Einem erfaßt und festgehalten wird. Nun erst beginnt die Qual des zappelnden Thierchens: Jeder will eine Feder desselben als Reliquie haben, und bei lebendigem Leibe gerupft, wird es wohl eine Beute des Todes sein, bevor der glückliche Gewinner es zum Mittagsschmaus in den Topf thut. „Es waren schönere Zeiten," scheint mir der Blick Signor Politi's zu sagen, „als beim Adonisfest,

. . . oben als Kinderchen flogen Eroten,
Gleichwie der Nachtigall Brut, von üppigen Bäumen umdunkelt,
Flattert umher von Zweig zu Zweige . . ."

Nachdem nun die letzte Wachtel oder Taube gefangen oder mit Todesangst entkommen ist, erscheinen die Nonnen abermals mit gefüllten Körben am Gitter des Altans; diesmal aber sind es Rosen, die sie herabstreuen — denn auch das Martyrium wird ja von der Kirche mit ihrem Glorienschein vergoldet — und wo die weißen Flügel der geängstigten Thierchen eben noch über ihren Verfolgern gezittert, schimmern jetzt Rosenblätter in der Luft und schweben in solcher Fülle nieder, ein Regen von Rosen, daß der Platz und die Volksmenge bald ganz von ihnen bedeckt ist. Musik und Gesang fallen ein; den Glocken des Domes antworten die Glocken von Sta. Lucia, und hoch emporgehoben, über allen Häusern erscheint noch einmal die mit Rosen überschüttete Schutzpatronin von Syrakus, die jährlich an ihrem Festtag, unter solchen Auspicien, ihr Heiligthum wieder betritt.

Und mit einem Abschiedsblick scheint mein alter, mein unverbesserlicher Heide zu sagen:

„Freue dich, lieber Adonis, und kehre zu Freudigen wieder!"

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's
(1847—1887)[1].

II. Aus dem Uebergangsjahr 1858.

Wie bereits erwähnt, war Bernhardi durch sein Buch über den russischen General Grafen Toll zu einer literarischen Berühmtheit geworden, der sich die Thüren der Berliner wissenschaftlichen und politischen Gesellschaft der fünfziger Jahre bereitwillig öffneten. Zwei — nicht für den Druck bestimmte — Denkschriften über den Kaiser Nicolaus von Rußland und über die Lage des russischen Reichs bei Ausbruch des Krimmkrieges hatten das besondere Interesse des altliberalen Abgeordneten und Obristlieutenants a. D. Frhr. von Vincke erregt, der sie mehreren seiner politischen Freunde mittheilte und in der Folge dem damaligen Prinzen von Preußen (Kaiser Wilhelm) und der Prinzessin zur Kenntniß brachte. Seitdem war Bernhardi wiederholt nach Berlin gereist und mit einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten in nähere Beziehung getreten.

Die nachstehend mitgetheilten Blätter des Bernhardi'schen Tagebuchs handeln von einem dieser Aufenthalte, den der Verfasser im Frühjahr 1858 in der preußischen Hauptstadt nahm und der zu einer Reihe interessanter Berührungen führte.

Im Herbst des Jahres 1857 hatte der „Prinz von Preußen" infolge der schweren Erkrankung König Friedrich Wilhelm's IV. die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen. Die dadurch bedingte politische Lage spiegelt sich in den Berichten des Tagebuchschreibers so deutlich wider, daß dieselben jedes weiteren Commentars entbehren kann.

21. März 1858.

Bin zur Prinzessin von Preußen beschieden; um 8 Uhr — R. Auerswaldt sagt mir, ihre Soiréestunde sei 9 — es ist also auf eine Privataudienz abgesehen. Erscheine pünktlich, werde von der Gräfin Haacke empfangen.

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau 1893, Bd. LXXIV, S. 253 ff.

Sie führt mich in das Cabinet der Prinzessin — diese erscheint — sie sieht sehr leidend aus; man weiß auch, daß sie leidet. — Vielleicht kommen Seelenleiden hinzu, da ihr die gegenwärtige Lage vollkommen unerträglich sein muß. — Gräfin Haacke bleibt natürlich anwesend, als stumme Figurantin und garde d'honneur auf einem Nebensopha.

Die Prinzessin von Preußen hat in der Stimme und in der Art zu sprechen eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, dem Großherzog von Weimar. — Sie sagt, sie habe lange gewünscht, mich auch persönlich kennen zu lernen, nachdem sie mich schon durch mein Werk kenne u. s. w.

Im Uebrigen spricht sie vorzugsweise von Rußland, von dem Beginnen Alexanders II., von den Reformen; ob der Kaiser wohlgethan habe, darauf einzugehen, ob er durchdringen — was sich daraus ergeben werde? — Ich sagte: man beurtheilt im Allgemeinen seine Lage und die Verhältnisse nicht ganz richtig, da man von den Reformbestrebungen spricht, als seien sie Sachen freier Wahl des Kaisers — fast eine Sache der Liebhaberei — als hätte er ebenso gut Alles beim Alten lassen können, während er in der That keine Wahl hat, und die Bahn der Reformen unbedingter Nothwendigkeit einschlägt. — Schildere die beiden zwingenden Elemente, den zerrütteten Zustand, in dem Kaiser Nicolaus die Finanzen des Reiches hinterlassen hat, und die wachsende Ungeduld, mit der die Bevölkerung zum Theil die Leibeigenschaft kaum mehr erträgt. — Ob es zweckmäßig war oder nicht „an dem Bestehenden zu rütteln," sei gar nicht die Frage; das Bestehende war vielmehr in keiner Weise mehr zu halten.

Auf weitere Fragen suche ich dann die ungemeine Schwierigkeit der Aufgabe — der Bauernemancipation — zu schildern, und klar zu machen, worin sie liegt. Um sie zu lösen, steht dem Kaiser, als Werkzeug, nur unzuverlässige Unredlichkeit und Unfähigkeit zur Seite; und überall steht ihm der entschiedene böse Wille gegenüber. „Aber wird es dem Kaiser gelingen? — wird er durchdringen?" — Das ist schwer zu sagen! Mit Bestimmtheit kann man nur sagen, daß jetzt die wirkliche Geschichte Rußlands begonnen hat; das Rad ist jetzt im Rollen, und keine Macht auf Erden vermag jetzt mehr es aufzuhalten. — Uebrigens scheint mir die Aufhebung der Leibeigenschaft in sehr unheilvoller Weise eingeleitet; ich fürchte gar sehr, es wird etwas vollkommen Ungenügendes — etwas Nominales geschehen. — Die Prinzessin fragt, wie denn nach meiner Meinung hätte vorgegangen werden sollen. Der Bauer hätte zunächst noch viel fester an die Scholle gebunden werden müssen als bisher. — Ausscheiden bestimmt begrenzter Bauernhöfe aus der bisher in communistischer Weise als ein Ganzes benutzter Dorfflur — Uebertragung der Verpflichtungen des Leibeigenen, die bisher auf seinem Kopf ruhen, auf den Grund und Boden — Verwandlung der persönlichen Hörigkeit in eine dingliche — und Normirung der Leistungen eines jeden einzelnen Bauernhofes, anstatt daß sie jetzt ganz von der Willkür des Herrn abhängen: — das hätten die ersten Schritte sein müssen. Dann hätte sich später durch Ablösungen u. s. w. ein freier Bauernstand bilden können.

23. März 1858.

Zu Hause. Thassilo Heydebrandt bei mir. Er geht nach Baden, um die Zeit bis zur Abreise nach Brasilien in Gesellschaft seiner Braut zu verleben. — Das gewöhnliche, nur einigermaßen vertraute Gespräch dreht sich jetzt um die unglückliche Lage, in die hier Alles versetzt ist. Th. Heydebrandt ist Diplomat und geht darauf mit herkömmlicher Vorsicht und Discretion nur wenig ein.

Leite das Gespräch auf die gegenwärtige Lage; spreche von den Manteuffels. — Th. Heydebrandt meint, von den dreien, die an der Spitze der Geschäfte stehen, habe der Flügeladjutant am meisten Verstand. — Das mag sein, doch wundert mich dies und jenes, z. B. daß er zur Zeit der Krisis 1854, während seiner Mission in Wien, seine Briefe an den König, die er nicht der österreichischen Post anvertrauen wollte, wie ich selbst gesehen habe, durch die russische Gesandtschaft bestellen ließ; durch russische Couriere, die sie auf dem ersten preußischen Postamt abgeben mußten, das sie im Vorbeireisen berührten. Th. Heydebrandt heftet einen bedeutenden Blick auf mich, und sagt: „Manteuffel schrieb seine Depeschen am Tisch des russischen Gesandten.“ — Als fanatischer Russenfreund hatte er sich mit Absicht und Willen ganz unter den Einfluß der russischen Diplomatie gestellt und handelte zu Wien nach den Verhaltungsbefehlen, die sie ihm gab.

24. März 1858.

Diner bei der Prinzessin von Preußen (um 5 Uhr). — Wie ich in den Empfangssaal trete, sehe ich unter den versammelten Herren unseren Nachbar Küster-Lomnitz; mir sehr angenehm; rede ihn sogleich an, unterbreche sein Gespräch mit einem bejahrten General, und bitte, mich dem Grafen Hermann Pückler vorzustellen. Er stellt mich H. Pückler vor — dem Grafen Karl Goltz — dem Obersten Alvensleben. — Jener älterliche Herr, von der Infanterie, v. Selasynski, der sehr viel ältere Bruder des Obersten Selasynski — läßt sich mir vorstellen und zeigt sich überaus zuvorkommend, sagt mir Schönes über mein Werk. — Außerdem ist da Präsident Mathis (Abgeordneter) — und einige Herren, die ich nicht weiter kennen lerne, General Vogel v. Falkenstein — Graf Skorzewski — und der Maler Henselt, Vicedirector der Akademie der Künste. — Von Damen außer der Gräfin Haacke nur noch die zweite Hofdame der Prinzessin von Preußen, Gräfin Louise Oriolla, die schön indeed gewesen sein muß. Lasse mich natürlich auch ihr vorstellen. Henselt zeichnet sich dadurch aus, daß er seinen Hut im Vorzimmer gelassen hat, und ohne Hut, die Hände buchstäblich auf dem Rücken, da herumwandelt.

Die Prinzessin tritt ein, entschuldigt den Prinzen, der nicht erscheint, weil er nicht Treppen steigen kann — fragt Henselt, der eben aus Weimar zurückgekehrt ist, wie sich ihre Mutter befindet. — Henselt gibt mit überaus großem Nachdruck Auskunft und versichert, daß sich in Weimar Alles vollkommen wohl befinde. — Vogel-Falkenstein leitet hier die Glasmalereien, muß ihr etwas besorgt haben, sie sagt ihm Verbindlichkeiten darüber.

Die Prinzessin macht uns auf ein Sophakissen aufmerksam, das man ihr geschickt hat; darauf ein gewebtes Porträt Alexander Humboldt's, das als

Gewebe wirklich zu bewundern ist. — Prinzessin fragt mich, auf diese Veranlassung, ob ich Humboldt schon besucht habe? — Ich muß es verneinen — soll ihn doch ja besuchen, das wird ihm gewiß Freude machen. Ohnehin wisse man nicht, wie lange wir ihn noch haben; sie sieht mit Trauer seine körperliche Schwäche, wie sein Leben nur noch an einem Faden hängt — bewundert die Emsigkeit, mit der er arbeitet, um seine wissenschaftlichen Werke noch zu vollenden.

Das Diner eigentlich einfach — besonders ist da kein Aufwand mit vielen und kostbaren Weinen — und das finde ich sehr passend; der Tafelluxus ist der gröbste und gehört zum wenigsten in das Haus eines Königs. — Generale Selasynski und Vogel-Falkenstein sind bei Tisch Nachbarn der Prinzessin. Küster und Henfelt ihr vis-à-vis. Sie spricht von der projectirten Kölner Brücke, deren Bau gar nicht nach ihrem Sinne ist; da die Brücke hoch über dem Wasser liegen soll, wird sie den Eindruck beeinträchtigen, den Köln, den besonders der Dom von dieser Seite macht.

Meine Nachbarn sind Präsident Mathis und Graf Karl Goltz. Dieser gibt sich als Freimaurer zu erkennen, und spottet über die Pietisten; das ist also der Ton. — Neben ihm sitzt Oberst Alvensleben; der spricht viel mit mir, — was dadurch möglich wird, daß wir drei an einer Ecke sitzen — zeigt sich vielseitig wissenschaftlich gebildet — hat sich mit Geologie und Geognosie beschäftigt — es wird erwähnt, daß das Kristall, welches die kaiserlichen Glashütten in Petersburg fabriciren, immer etwas trübe ist. — Oberst Alvensleben hat den Sand, der dort verbraucht wird, mikroskopisch untersucht und gefunden, daß er zur größeren Hälfte aus Kalkkristallen besteht.

O. Alvensleben spricht mir auch von meinem Werk, und zwar mit Einsicht. Ihn beschäftigt der Gedanke, ein großer Theil alles Unheils im Kriege rühre daher, daß der Heerbefehl nicht gut geordnet sei, und die Hauptquartiere keine feste Organisation haben, die Geschäfte nicht in einer bestimmten Weise betrieben werden, sondern Jeder über Alles und Jedes befragt wird und in Alles drein redet. — (Das mag er 1849 in Baden gesehen haben). — Napoleon's Ueberlegenheit lag zum Theil auch in dem fest und sicher geordneten Gang der Dinge in seinem Hauptquartier. Mein Werk hat großen Werth für ihn, weil gerade diese Verhältnisse sehr klar darin hervortreten.

Nach Tisch hat die Prinzessin noch ein längeres Gespräch à part am Camin mit dem Präsidenten Mathis — ich bin der Letzte, mit dem sie spricht, indem sie die Gesellschaft entläßt; sie sagt mir aber nur, daß sie mich noch sehen wird.

26. März 1858.

R. Auerswaldt kommt zu mir. Er gibt mir Recht darin, daß die bloße leidenschaftliche Opposition der Herren Professoren, die von der Feindseligkeit gegen die Regierung ausgeht, zu Unheil oder zu gar nichts führt; auch er will bestimmte Zwecke, will gern in Nebensachen nachgeben, wenn sie nur im Wesentlichen erreicht werden — erklärt, daß man sich auf das Mögliche und Erreichbare beschränken müsse, wenn man etwas erreichen will, und daß die Aufgabe, welche die Linke sich stellt, sein müsse: die reactionäre Partei zu bekämpfen, die

Regierung aber für sich zu gewinnen. — Seinen Grundsätzen gemäß schließt R. Auerswaldt sich auch, wie er mir jetzt sagt, aus Grundsatz keiner bestimmten Fraction der Linken entschieden und bestimmt an, verpflichtet sich gegen keine unter allen Bedingungen mit ihr zu stimmen, obgleich er mit allen gut steht, von allen zu Rathe gezogen wird und den Berathungen aller gelegentlich beiwohnt. (NB. R. Auerswaldt rechnet, wenn ich ihn nicht sehr falsch beurtheile, doch mit einer gewissen Bestimmtheit auf die Premierschaft im Ministerium; gerade diese Haltung, die er sich über den Parteien, wenigstens über den Fractionen zu verschaffen sucht, beweist es mir; sie kann nur diesen Sinn haben.)

Er sagt: das constitutionelle Leben, wie es die Doctrinärs auffassen, daß zwei große Parteien einander gegenüberstehen, von denen jedesmal die eine Regierung, die andere Opposition ist, und diejenige, die eben am Regiment ist, sobald sie sich im Parlament überstimmt sieht, zurücktritt und durch die andere abgelöst wird —: das werde bei uns noch lange nicht sein.

In meinen Augen ist nichts wunderlicher als die fabelhafte Naivetät, mit der unsere Doctrinärs glauben, man könne solche Zustände dadurch in das Leben rufen, daß man ohne Weiteres voraussetzt, sie seien da!

Brünneck besucht mich. Er gedenkt gern der guten Eigenschaften, die Friedrich Wilhelm III. hatte; der sei denn doch immer noch ein ganz anderer Mann gewesen. — 1807 nach dem Frieden trat zu Königsberg ein Schauspieler mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf (das er wohl in seiner Rolle nöthig achtete) — Officiere (preußische) erhoben einen solchen Lärm darüber im Hause, daß der Schauspieler sich zurückziehen mußte. — Napoleon, der das erfuhr, verlangte die Auslieferung dieser Officiere (um sie durch ein französisches Kriegsgericht erschießen zu lassen); er fügte die Drohung hinzu, für den Fall, daß sie verweigert würde, habe Davoust den Befehl, sofort nach Königsberg vorzurücken, und der preußischen Monarchie ein Ende zu machen. — Der König verlangte das schriftliche Gutachten der Minister, was nun zu thun sei? Alle, oder fast alle, stimmten für die Auslieferung. Schön, als das Blatt an ihn kam, schrieb darauf: „ist die Ehre verloren, ist auch die Krone nichts mehr werth." — Der König stand, nachdem er diese Gutachten erhalten hatte, lange sinnend in einer Fenstervertiefung, wie seine Gewohnheit war, die Schulter an die Mauer gelehnt, das eine Knie auf einem Stuhl, und erklärte endlich, er werde die Officiere nicht ausliefern; Napoleon's Drohung aber ging nicht in Erfüllung. — Seitdem hatte der König einen gewissen Respect vor Schön, so wenig ihm dieser sonst als Neuerer, als Mann von überlegenem Geist, als Theoretiker genehm war. Und wenn die reactionäre Partei gegen Schön agitirte, sagte der König: „ist ein Poet u. s. w., aber doch ein ehrlicher Mann."

Von den drei Manteuffel's hält auch Brünneck den Flügeladjutanten für den gefährlichsten. Das Unheil und die Gefahr der gegenwärtigen Lage sieht Brünneck auch darin, daß der Prinz von Preußen sich an die Persönlichkeiten, die ihn jetzt umgeben, ihre Ansichten und Maßregeln gewöhnt und in ein Geleise geräth, in dem er dann durch die Macht der Gewohnheit festgehalten wird.

27. März 1858.

Abendgesellschaft bei dem Prinzen Wilhelm im Schloß, dessen innere Räume ich zum ersten Male betrete. — Finde Anstalten zu einer größeren Soirée, als ich erwartet hatte. — Eine Gesellschaft von 30—40 Personen, — den Major v. Heinz, durch den ich mich dem Hofmarschall Gr. Wilhelm Perponcher vorstellen lasse. — Ich bemerke da den Prinzen Albrecht (Sohn) — Karl Goltz — Boyen. Hauptmann-Adjutant v. Schweinitz natürlich — Witzleben, den ich ci-devant als Garde-du-Corps gesehen und gekannt habe, jetzt Commandeur des zweiten Garde-Ulanenregiments. — Der Maler Henselt — ein Professor der Universität. — Officiere und Johanniterritter. Eine Menge Damen; ich werde nur der Gräfin Perponcher vorgestellt, die älter scheint als ihr Gemahl, und einer Comtesse Lynar, die Hofdame der jungen Prinzessin ist.

Glücklicherweise finde ich auch hier einen näheren Bekannten: Thassilo Heydebrandt; ein sehr erwünschter Anhaltspunkt.

Das fürstliche Paar erscheint und macht seine Tournée. Perponcher versäumt es bei dieser Gelegenheit, Th. Heydebrandt und mich vorzustellen.

Die Prinzessin Victoria ist klein und etwas stark. Auch die Züge sind nicht regelmäßig; ein derbes frisches und rundes Gesichtchen, aber sehr schöne, große dunkle Augen und ein wirklich reizendes Lächeln. Ich bin überzeugt, daß sie nach ihrem ersten Wochenbett sehr hübsch wird. Sie ist eine gesunde, frühreife Natur, die ihre eigene Vollendung erlangt, indem sie Mutter wird. Sie wird wachsen und schlank werden.

Der Prinz bietet mir die Hand und sagt: „Wir haben uns nicht gesehen, seitdem ich Ihr Haus in Kunnersdorf illuminirt gesehen habe" — kurzes Gespräch darüber; Moltke hat ihn orientirt, das Haus auf der kleinen Anhöhe im Gebüsch müsse wohl das meinige sein.

Die Prinzessin von Preußen kommt. Das junge Paar geht ihr bis in das erste Zimmer entgegen. Der Gesellschaft eine gewisse Haltung zu geben, ist der Abend angeblich einem kleinen Concert gewidmet, d. h. Hans v. Bülow (weimarischen Andenkens, jetzt Franz Liszt's Schwiegersohn) spielte am Flügel mehrere Virtuosenstücke; kein Mensch hörte zu oder gab sich auch nur das Ansehen zuzuhören! Die Damen an mehreren Tischen blätterten nebenher in Prof. Henselt's Portefeuilles, und vielfach kreuzten sich die Conversationen.

Prinz Friedrich Wilhelm setzte sich während dieses Spiels eine Zeit lang neben mich und verlangte Auskunft über die Bauernemancipation in Rußland. Gr. W. Perponcher suchte ein längeres Gespräch mit mir, das sich auch um russische Zustände drehte (er suchte es wohl nur, weil es seine Pflicht ist, die Honneurs zu machen, und Niemanden isolirt zu lassen). Th. Heydebrandt, der seit längerer Zeit zu Gesandtschaften verwendet, beinahe noch fremder ist als ich in Berlin, hält sich sehr zu mir.

Souper an kleinen Tischchen, in demselben Saal, in welchem das Concert ist. Der Prinz nimmt mich an den Tisch, an dem er persönlich präsidirt; da sind noch Ob.-Lieutenant Witzleben und vier Damen. Ich sitze zwischen Comtesse Louise Oriolla und einer anderen Dame. Der Prinz zeigt den Damen ein

zweites Porträt seiner Gemahlin, das er an der Uhr trägt. Sie hat sich unmittelbar vor der Trauung im Brautstaat für ihn photographiren lassen.

Nach dem Souper, im Cercle, sagt der Prinz Fr. W. zu mir: „Nun! Sie reisen noch nicht ab, ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen!“ und spricht dann mit Th. Heydebrandt, der neben mir steht. Jetzt erst werden wir beide der Prinzessin Victoria vorgestellt, erst Th. Heydebrandt, dann ich.

Die Prinzessin ist von der einnehmendsten Liebenswürdigkeit, sieht einen mit ihren dunklen Augen gar gut und zutraulich an, lächelt angenehm, spricht sehr gut deutsch und plaudert in kindlicher Weise ganz allerliebst.

„Der Prinz kennt Sie sehr gut aus Schlesien, das weiß ich schon,“ sagt sie mir. Sie wünscht sehr, Schlesien zu sehen, denn sie hat noch sehr wenig von ihrem neuen Vaterlande gesehen, und überhaupt noch sehr wenig von der Welt und vom „Continent“; sie ist vor ihrer Verheirathung nur einmal einen Tag in Brüssel gewesen und zwei Tage in Paris — das ist doch sehr wenig. „Der Prinz“ hat ihr auch versprochen, sie noch in diesem Jahre nach Schlesien zu führen; aber wer weiß, ob es geschehen wird: „mit Damen ist immer sehr beschwerlich zu reisen! Die sind überall im Wege!“ Das macht soviel Umstände — sie möchte am liebsten ohne alle Weitläufigkeiten, „mit dem Kästchen am Arm“ mitreisen.

Sie plaudert — anders kann man es nicht nennen — so allerliebst, kindlich und offen, daß man Fragen an sie richten kann. Ich erlaube mir die Frage, wie es ihr gefällt in unserem Lande? Sie antwortet mit sichtlicher Bewegung, indem sie unwillkürlich die Hände vor der Brust faltet, und versichert lebhaft, daß sie sich unendlich glücklich fühlt hier bei uns, spricht dankbar von der herzlichen Aufnahme, die sie überall im Lande gefunden, und schließt mit den Worten: „*ich bin stolz darauf, diesem Lande anzugehören!*“ — Ich erwidere darauf, daß dies unser Glück und unser Stolz ist. So werde ich entlassen. Man fühlt ein väterliches Wohlwollen für dies liebenswürdige Wesen.

6. April.

Varnhagen und Pfuel gedenken der Zeit, wo sie in österreichischen Diensten zusammen in Prag waren. — Varnhagen in einem Regiment mit dem nachmals berühmten F. Z. M. Haynau. — Haynau hatte viel Schulden — kein Geld — war in einer sehr üblen, bedrängten Lage. Da nahm er auf vierzehn Tage Urlaub nach Dresden (anno 1810—11). — Aus Dresden zurückgekehrt, hatte dann Haynau Geld vollauf, bezahlte seine Schulden und machte großen Aufwand. — Bald darauf ließ der Regiments-Commandeur, Fürst Bentheim, Varnhagen zu sich rufen und eröffnete ihm, es seien Anzeigen gegen ihn eingelaufen, daß er mit deutschen Patrioten in Verbindung stehe und correspondire; er solle vorsichtig sein. — Als er sich entfernen wollte, rief ihn Bentheim noch einmal zurück und sagte halblaut: „Besonders seien Sie vorsichtig, wenn der Hauptmann Baron Haynau dabei ist.“ — Es bleibt kein Zweifel! — *Haynau stand mit der napoleonischen Polizei in Verbindung und wurde von ihr bezahlt!*

9. April 1858.

Diner bei dem Legationsrath Gruner (Schifferstraße Nr. 6). — Ich war eigentlich überrascht durch die Einladung, da ich Gruner im Ganzen doch wenig kenne. — Werde seiner Frau vorgestellt — finde da den trefflichen Saucken — Präsidenten Lette — Legationsrath Hepke — und den Historiker Max Duncker als Hauptperson. — Der Minister Raumer hat ihn richtig aus Preußen vertrieben. Er ist jetzt Ordinarius in Tübingen, zum Besuch bei Verwandten hier.

Nach Tisch kommt die erhöhte Besteuerung des Runkelrübenzuckers zur Sprache; Max Duncker bringt sie mit Absicht auf das Tapet. Er meint, der Vertrag müsse nicht allein durch unser Parlament gutgeheißen werden, sondern auch die liberale Partei, die Opposition, und zwar namentlich diese Partei, müsse dafür stimmen. Er sucht die Leute dazu zu bewegen. Es sei das für Preußens Stellung im Zollverein, in Deutschland überhaupt eine sehr wichtige Frage, so daß die Finanzfrage darüber zur Nebensache werde. Fällt der Vertrag durch ein Votum unseres Parlaments, dann sagt Oesterreich natürlich gleich allen deutschen Kleinstaaten: „Seht Ihr's! auf Preußen ist kein Verlaß; auf die Versprechungen der preußischen Regierung ist nicht zu rechnen, die hängt von den Ständen ab! — Schließt euch mir an; was ich verspreche, darauf könnt ihr sicher bauen, denn ich brauche keine Stände zu fragen." — Preußens Ansehen werde dadurch auf die bedenklichste Weise sinken.

Ich unterstütze ihn nach Kräften; Lette will sich nicht fügen; er hält an „Principien" in doctrinärer Weise, will das parlamentarische Princip und die staatswissenschaftlichen Grundlehren in aller Schärfe gewahrt wissen und fragt wiederholt: „Was haben wir, die Consumenten, denn davon, wenn die Rübensteuer erhöht wird? Das Interesse der Consumenten muß doch maßgebend sein — und was gewinnen wir dabei?" — „Wir gewinnen dabei, daß wir der Regierung ein jährliches Einkommen von 700000 Thalern zur Verfügung stellen, das wir nicht auf andere, drückendere Weise aufzubringen brauchen," antwortete ich, und Max Duncker ruft mir ein „Bravo!" zu.

Lette kommt auf Manches zurück, das ich ihm neulich auf Veranlassung der „Preuß. Jahrb." gesagt habe; darüber, daß man mit abstracter Principienreiterei im wirklichen Leben nicht weit kommt — daß man das Mögliche wollen muß — daß man auf Umstände und Persönlichkeiten Rücksicht nehmen — daß man suchen muß, die regierenden Persönlichkeiten für sich zu gewinnen und sich ihrer zu bemächtigen. — Er habe viel darüber nachgedacht; es möge viel Wahres darin sein. — „Ja," sage ich bestätigend: „die Persönlichkeiten sind die Schachfiguren, mit denen Sie Ihre Partie spielen müssen."

10. April 1858.

Diner im Hotel de Petersburg, zu welchem Saucken die Veranlassung gegeben hat. — In ganz hübschen, besonderen Räumen natürlich. — Festgeber sind eine Anzahl Abgeordnete: die Fraction Schwerin, und zwar: Graf Schwerin (Putzar) selbst — Saucken — R. Auerswaldt — Präsident Wentzel — Präsident Lette — Geh. Rath Kühne (der Finanzmann) — Herr v. Hennig — Harkort

und noch ein paar Andere. — Eingeladen als Hauptperson und Löwe Max Duncker, dem zu Ehren das Festmahl eigentlich veranstaltet ist — und als Umgebung und Neben-Ehrengäste einige Historiker, nämlich Mommsen, Sybel, Gneist und ich — denn mich rechnet man mit in diese Classe, wie mir erst im Lauf der Sache klar wird. — Unter den Festgebern war auch der bekannte Herr v. Patow.

Mein Platz ist zwischen Gneist und Lette. — Gneist fragt, wie weit ich gekommen bin? und räth mir, mich des Archivs wegen persönlich an den Ministerpräsidenten Manteuffel zu wenden. Das werde gar keine Schwierigkeiten haben, denn Manteuffel setze etwas darein, sehr zugänglich zu sein.

Graf Schwerin erhebt sich und hält eine sehr hübsche Rede. Er ging davon aus, daß die Gründung politischer Freiheit und Größe ein mühsames Werk sei, mit dessen Vollendung es nicht so schnell gehen könne, wie der Unerfahrene wohl meine. Menschenalter müßten darüber hingehen, ehe der Bau vollendet dastehe; in dem Lauf eines Menschenalters, in der Gegenwart, könne immer nur wenig geschehen, ihn zu fördern. Das Beste zur Sache thäten Diejenigen, die auf Geist und Charakter der heranwachsenden Geschlechter wirkten, und diese für eine größere Zukunft bildeten, indem sie ihnen das Geständniß der Geschichte eröffneten, er schloß mit einem so motivirten Hoch! auf die Pfleger und Lehrer der Geschichte und uns!

Ich wollte mich dem Theil der Gesellschaft anschließen, der diesen Toast ausbrachte, aber M. Duncker rief mir zu: „Nein! nein! Sie gehören zu uns! Sie gehören zu uns!" — und Graf Schwerin sagte mir denn auch, in einigen verbindlichen Worten, daß ich allerdings gemeint sei, gleich den anderen Herren.

Auch Max Duncker's Antwort, die bald folgte, war ebenfalls sehr hübsch. Der Anfang erinnerte, ohne Zweifel mit Absicht, an einen bekannten Spruch des Sallust; er ging nämlich von dem Satz aus, daß „Geschichte machen zu allen Zeiten mit Recht für ein höheres Streben gegolten habe, als Geschichte schreiben", daß dann aber auch die Männer der That und des öffentlichen Lebens uns erst gelehrt haben, Geschichte schreiben, indem das regere politische Leben der Gegenwart uns erst gelehrt habe, die politischen Strömungen der Vergangenheit zu verstehen; so führte seine Rede zu einem Hoch! auf die Männer der That und des öffentlichen Lebens!

Die ganze Gesellschaft fühlt sich auf das angenehmste angeregt. — Mommsen bearbeitet Rudolf Auerswaldt, der zwischen ihm und Gneist sitzt, mit Leidenschaftlichkeit. — R. Auerswaldt solle im Haus der Abgeordneten auf die Einführung einer Regentschaft dringen — ausdrücklich und bestimmt! — Das wäre so ziemlich der allergrößte Fehler, welchen die liberale Partei in diesem Augenblick begehen könnte, und Jeder, der die Persönlichkeiten und die Situation nur einigermaßen kennt, muß das einsehen. — Da die Reaction alle Anstrengungen macht, den Prinzen von Preußen für sich zu gewinnen, ihn loszulösen von den Beziehungen, in denen er zu den Liberalen steht, muß die Linke vor allen Dingen vermeiden, ihn vor den Kopf zu stoßen, ihn persönlich zu verletzen und zugänglich zu machen für das, was die Rechte ihm von der antidynastischen, revolutionären Anmaßlichkeit der Liberalen verdächtigend zuflüstert.

Bei der Pietät für seinen Bruder würde ein solcher Antrag den Prinzen von Preußen auf das Aeußerste beleidigen: er würde darin eine ganz unbefugte Anmaßung sehen, eine ganz unberechtigte Einmischung in die intimsten und heiligsten Angelegenheiten der königlichen Familie, in die sich Niemand einzudrängen hat. — Man würde durch den Antrag in wirksamster Weise der Reaction in die Hände arbeiten. Außerdem aber hat der Prinz gegen Vincke — und ganz gewiß nicht gegen ihn allein — ausdrücklich erklärt, „er werde nicht dulden, daß das Parlament sich in die Regentschafts-Angelegenheiten mischte; wenn die Herren sich da hineinmischen wollen, schicke ich sie nach Hause!" — Es käme also zu einem offenen Bruch zwischen dem Prinzen und der liberalen Partei; was könnte den Junkern erwünschter kommen!

R. Auerswaldt weicht aus und deutet an, daß ein solcher Antrag zu gar keinem praktischen Ergebniß führen könne. Das weiß Mommsen; der Prinz würde beleidigt, es käme nichts dabei heraus — ja! — Aber Derjenige, der einen solchen Antrag stellte, „stünde groß da vor dem Lande!" sagt der Professor. Als ob man bei solchem Beginnen das Land für sich und etwa eine drohende Stimmung der ganzen Bevölkerung zur Stütze hätte! — Der einzige Erfolg nach dieser Seite wäre eine sehr ungünstige Rückwirkung auf die Wahlen!

Ich konnte nicht umhin, nach Tisch gegen R. Auerswaldt meine sehr entschiedene Zustimmung auszusprechen.

Nach Tisch hatte ich dann ein sehr gutes Gespräch mit Sybel über Germanistik und deutsche Urverfassung; er billigt meine Ansichten. Da er jetzt in München lebt, kennt er auch unsere Cousine Charlotte Kotzebue und spricht mit der höchsten Anerkennung von ihrem eminenten Geist.

21. April.

Vincke bei mir. Er kommt in seinen Erzählungen auf das Jahr 1848 zurück. Er hat dem Prinzen von Preußen damals zur Flucht verholfen, ihn in die Wohnung des Herrn von Schleiniz gebracht und dort Kleider mit ihm gewechselt; in Vincke's Kleidern ist der Prinz abgereist; Vincke mußte ihm sogar seine Stiefel ohne Sporen abtreten. — Dabei hat Vincke dem Prinzen, dem preußischen Staat, dem deutschen Vaterlande, ja ganz Europa einen Dienst von unberechenbarer Wichtigkeit geleistet. Der Prinz sollte und wollte nach Rußland gehen; so hatte der König bestimmt — und der Prinz nahm es wohl hin, als etwas das sich von selbst verstand? — Vincke hat ihn im letzten Augenblick bewogen, nicht dorthin, sondern nach England zu gehen, und zwar ohne daß er vorher noch einmal mit dem Könige Rücksprache genommen hätte. Vincke mußte nachher dem König den geänderten Entschluß melden.

Saucken benützt einen Augenblick, wo wir unbemerkt sind, mir zuzuflüstern: er sei vom Herzog von Coburg-Gotha beauftragt, mich zu diesem einzuladen. Der Herzog läßt mich nicht für eine bestimmte Zeit einladen,

aber er läßt mir sagen, wenn mich irgend eine Veranlassung in seine Nähe führt, soll ich ja nicht versäumen, ihn zu besuchen.

Die gegenwärtige Lage besprochen. Der Großherzog von Baden ist hier, und zwar, um auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die von Frankreich aus drohen, und auf die Nothwendigkeit, daß die preußische Regierung eine veränderte und entschiedene Richtung einschlägt, damit man weiß, woran man mit ihr ist, und worauf man zu rechnen hat. Er fügt sogar eine Drohung hinzu: wenn das nicht geschieht, wenn der Prinz von Preußen nicht entschieden das Steuer ergreift und in Seinem Sinn regiert, werde Er, der Großherzog von Baden, dem die Gefahr am nächsten droht, genöthigt sein, sich Oesterreich anzuschließen, weil man in der jetzigen Lage nicht mit Bestimmtheit weiß, was man von Preußen zu erwarten hat, und worauf man rechnen kann.

22. April 1858.

Auf dem Rückweg von einem Besuch sondert sich Saucken mit mir von den übrigen Bekannten ab und erzählt mir von seiner Reise nach Gotha. Der Herzog hatte da einen kleinen Congreß versammelt, um zu berathen, was in der bevorstehenden Krisis für Deutschland zu thun sein möchte, und wie man sich darauf vorbereiten soll. — Aus dem Süden waren da Max Duncker, Heinrich Gagern, der badensche Präsident Mathy. — In den Berathungen ist beschlossen worden, ohne nachweisbare, greifbare Organisation, eine Verbrüderung Gleichgesinnter zu stiften, die sich womöglich über ganz Deutschland ausbreitet, und überall, durch Wort und Schrift und jedes sonstige ehrenhafte Mittel Einfluß übend, auf die Einheit Deutschlands hinarbeitet und für Preußen Propaganda macht. Die Nothwendigkeit der Einheit soll einleuchtend gemacht werden, auf Preußen soll man fortwährend verweisen, als auf den Staat, unter dessen Schutz sie allein möglich ist. — Auf einer Spazierfahrt, als sie beide allein im Wagen waren, sagte Saucken, der im hohen Grade offen ist, er habe gezögert, sich dem Herzog zu nähern, weil er einigermaßen besorgte, hinter dem liberalen Streben des Herzogs verberge sich die Absicht — wie sie ehemals der König von Württemberg hegte — deutscher Kaiser zu werden. — Der Herzog versicherte sehr ehrlich und bestimmt, dem sei nicht so, er wisse und begreife sehr gut, daß nur ein Fürst, dem eine große Hausmacht zu Gebote steht, Kaiser von Deutschland sein kann. Er selbst habe keinen anderen Ehrgeiz, als dereinst Pair in einem deutschen Parlament zu sein; das sei die schönste Stellung, die er wünsche. Das Alles gibt mir eine hohe Meinung von dem Herzoge und bestimmt mich, seiner Einladung so bald als möglich zu folgen.

Saucken sagt mir auch, daß Herr von Usedom (ehemals preußischer Gesandter in London und Rom) meine Bekanntschaft wünscht, und führt mich zu ihm (Jägerstraße, ganz in meiner Nähe). Usedom ist ein stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren; ein etwas weitläufiger, pedantischer, docirender Herr, der sich gern reden hört. Keine Spur von diplomatischer Leichtlebigkeit, aber gründlich und verständig.

Das allgemeine, unvermeidliche Gespräch über die gegenwärtigen Zustände. — Usedom gibt mir Recht darin, daß man mit dem Prinzen von Preußen vorsichtig umgehen, daß man ihn nicht durch unnütze oppositionelle Haarspalterei und Principien-Reiterei mißtrauisch machen und aufbringen muß, um ihn nicht in das Lager der Reaction hinüberzutreiben.

Wir sprechen davon, wie unglücklich es ist, daß der Prinz sich nicht zu einem energischen, durchgreifenden Entschluß erhebt. Saucken erwähnt beispielsweise des Großherzogs von Baden und dessen, was er von dem Grund seiner Herreise und seinen Drohungen weiß. Usedom bestätigt das Alles als vollkommen richtig; der Großherzog von Baden hat bei einem Hoffeste mit ihm — Usedom — ein längeres Gespräch geführt; seine entschiedene Mißbilligung ausgesprochen, daß man die Dinge hier in ungewisser Schwebe lasse.

Abend bei Usedom. Gesellschaft: Frau von Usedom; Engländerin geb. Malcolm, wenn ich nicht irre, Tochter des Sir Pulteney Malcolm; Cousine des (älteren) Sir Collin Campbell, der General-Gouverneur von Ceylon war, ayant encore des prétentions de jeunesse; eine Nichte, Miß Clara Campbell, einige zwanzig Jahre, hellblond; Mr. Morier, Secretär bei der hiesigen englischen Gesandtschaft, ein großer, corpulenter, etwas phlegmatischer Mann von einigen dreißig Jahren, Sohn des Verfassers von Hadjy-Baba; Saucken und ich.

Der Herzog von Coburg-Gotha ist bei dem „Attentat" vom 14. Januar[1]) Zeuge gewesen und hat darüber Usedom Folgendes erzählt: Der Herzog war schon etwas früher als Napoleon III. im Theater eingetroffen und bereits in der Loge; hört den Lärm, eilt hinaus, erfährt was geschehen ist — und begegnet auf der Treppe Napoleon III.; dieser war leichenblaß und zitterte dermaßen, daß ihm das Kinn wackelte! — er hatte ganz und gar alle Haltung verloren! — Die Kaiserin Eugenie zeigte bei Weitem mehr Fassung als er, schüttelte ihn am Arm und sagte: „Mais montrez donc que vous n'avez pas peur!" — Wir sprechen darüber, wie sehr ihm die Angst und Haltungslosigkeit, die sich seitdem in allen seinen Handlungen kund gibt, geschadet, und wie sie seinen Thron erschüttert hat.

Usedom, der längere Zeit Gesandter in Rom war, schildert die Vermögens- und Familienverhältnisse wie das ganze Leben der römischen Großen in sehr treffender und ergötzlicher Weise.

Usedom spricht auch mit mir insbesondere mit großer Offenheit über vielerlei wichtige Dinge — über die Ereignisse im Jahre 1854, wo er mit Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und dem Kriegsminister Bonin vereint Einfluß auf den Gang der Dinge übte. — Man hatte die Orlow'sche Neutralität abgelehnt, die zu einem Krieg mit Frankreich und England zu Gunsten Rußlands führen mußte, und mit Oesterreich den Vertrag vom 15. April geschlossen, in welchem Oesterreich eine Stütze in seinem Auftreten gegen Rußland finden sollte.

Bethmann-Hollweg und die Uebrigen wollten, daß man nun wirklich Front machen sollte gegen Rußland und mit Oesterreich vereint einen moralischen Druck

[1]) Das Attentat des Italieners Orsini gegen Napoleon III. am 14. Januar 1858.

üben, der zum Frieden führen konnte. (So berichtet Usedom; P. Rennenkampff, Finanzattaché der russischen Gesandtschaft, hat mir zu seiner Zeit gesagt: Der Gesandte Budberg glaubte zu wissen, daß die genannten Staatsmänner einen Krieg mit Rußland herbeizuführen vor hatten; daß der verstorbene General Griesheim beauftragt war, den Operationsplan auszuarbeiten.)

Aber es trat eine Wendung in der preußischen Politik ein: „Die Russenfreunde trugen den Sieg davon (i. e. der russische Gesandte Budberg durch die Russenfreunde, die er als Werkzeuge benutzte), Bethmann-Hollweg, A. Pourtalès, Usedom wurden entfernt und verloren allen Einfluß. — General Bonin blieb im Ministerium und „suchte die Sache allein zu halten".

Im Rath des Königs herrschte die unbedingteste Zuversicht in Bezug auf den Erfolg der russischen Waffen; es war da die Ansicht herrschend, daß von den Türken als Gegnern gar nicht die Rede sein könne, allenfalls, wenn sie in den Kampf gezogen würden, der russischen einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Die Franzosen und Engländer aber seien dieser letzteren nicht ebenbürtig; die würden vor den Russen zerstieben wie Spreu. — General Bonin erlaubte sich, im Rath einige Zweifel geltend zu machen, auf die Kriegserfahrung der französischen Armee aufmerksam zu machen, auf die Schwierigkeit, die russische Armee vollzählig zu erhalten und ihr alle Bedürfnisse durch die endlose Steppe nachzusenden ꝛc. — Der König selbst machte darauf die geistreiche Bemerkung: „Ja! es ist doch seltsam, daß mein Kriegsminister der einzige Officier in meiner Armee ist, der die russische Armee nicht kennt!"

General Lindheim wurde nach Petersburg geschickt; General Bonin trug ihm auf: „Sagen Sie dem Kaiser, die scheinbaren Gegner Rußlands im preußischen Ministerium seien eigentlich seine besten Freunde, denn sie täuschen ihn nicht; sagen Sie ihm, er solle nicht auf die Hoffnungen bauen, welche unsere sogenannten Russenfreunde ihm machen, denn das wäre eine Täuschung und falsche Berechnung. — Was die Russenfreunde ihm auch versprechen mögen: Preußen wird nie das Schwert für Rußland ziehen; das wird nie geschehen, weil es geradezu nicht möglich ist. Verläßt der Kaiser sich auf täuschende Versprechungen, rechnet er auf einen activen Beistand Preußens, so verrechnet er sich!" — Diese Warnung war vollkommen redlich gemeint, und was der General Bonin sagte, in der That durchaus der Wahrheit gemäß. (Lindheim hat anstatt dessen in tendenziöser Weise bestellt: „Sagen Sie dem Kaiser, so lange ich — Bonin — Kriegsminister bin, so lange wird Preußen nicht für Rußland das Schwert ziehen." — Usedom war einigermaßen überrascht, als er das jetzt durch mich erfuhr.) — Darauf ließ der Kaiser Nicolaus durch seinen Gesandten Budberg in sehr bestimmter und nachdrücklicher Weise auf Bonin's Entlassung dringen, und sie erfolgte.

Es hat sich ein Comité gebildet, Stein's Denkmal zu fördern; nun auch eine Abordnung gewählt, die sich zum Prinzen begeben und die Erlaubniß der Regierung zur Errichtung des Denkmals auf einem öffentlichen Platz zu erbitten. Sie besteht aus Alexander Humboldt, Pertz, Rudolph Auerswaldt, Patow und Fürstenberg-Stammheim. Sehr gute Wahl.

Im Laufe des Tages nach Haus geschrieben.

1. Mai 1858.

Werde zu meiner großen Freude zu dem Prinzen von Preußen bestellt. — General Brandt bei mir; Verabredungen für morgen.

Zu rechter Zeit und Stunde bei dem Prinzen. Im Vorzimmer Adjutant Steinäcker — Hofmarschall Graf Keller — Cabinetsrath Illaire — Oberst Alvensleben. — Der Letztere unterhält mich, während ich warten muß; spricht von einigen Gemälden, die da hängen, mit einem entschiedenen Anspruch auf Kennerschaft. — Warte aber nicht lange.

Der Prinz — noch immer etwas lahm — kommt mir aus seinem Cabinet in das Zimmer vor demselben entgegen — er ist ungemein gütig und freundlich und fragt zunächst nach meiner Frau, er habe gehört, sie sei krank — läßt sich darüber berichten — und sucht seine Theilnahme zu bezeigen (um die Audienz stehend abmachen zu können, stützt er sich — in fast sitzender Stellung, an einen Tisch, der mitten im Zimmer steht).

Er sagt mir: er habe schon lange gewünscht, mich näher kennen zu lernen; zwar kenne er mich schon aus meinem Werk, das mir „einen Namen" gemacht habe; er habe freilich nicht Zeit gefunden, es ganz zu lesen, doch habe er manches daraus selbst gelesen, und noch mehr wisse er davon durch Mittheilungen der Officiere seiner Umgebung.

Ich suche die Gelegenheit zu benützen, indem ich mein eigentliches Gesuch anbrachte; eben im Interesse dieses Werks sei ich hier mit dem Wunsch und der Bitte, die Archive benützen zu dürfen — darüber ging er aber sehr leicht hin, offenbar um nicht etwas Bestimmtes sagen zu müssen; er habe einen Bericht darüber verlangt, aber noch nicht erhalten. Mit gutmüthigem Spott fügt er hinzu, dergleichen gehe bei uns nun einmal gehörig langsam — es wird das nicht ein Gegenstand des Gesprächs.

Dagegen erwähnt er, daß er auch einige handschriftliche Aufsätze von mir kenne und mit Vergnügen gelesen habe — zu dem Einen habe er mir, wie ich mich erinnern werde, durch Vincke einige Bemerkungen machen lassen, und eben deshalb habe er gewünscht, mit mir über die Reformen des jetzigen Kaisers von Rußland zu sprechen und über die Aussichten, die sich daran knüpfen; besonders über die Emancipation der Bauern.

Ihm selber scheine manches sehr gut eingeleitet, besonders daß der Kaiser es dem Adel überlassen habe, ihm bestimmte Vorschläge deshalb zu machen; dadurch sei er gewissermaßen im Vortheil. — Ich lobte, was zu loben war; sagte, daß die beabsichtigten Reformen von einem richtigen Takt für das, was nothwendig geworden sei, zeugten, und sprach mich sehr anerkennend über die edlen Absichten des Kaisers aus. Die Schwierigkeiten des Unternehmens seien aber so groß, daß die Folgen kaum zu berechnen seien, und das Gelingen zweifelhaft sein müsse.

Auf weiteres Befragen deutete ich dann in der Kürze an, daß die Schwierigkeiten schon in den bestehenden Verhältnissen liegen, in der gemeinschaftlichen, socialistischen Benützung der ungetheilten Feldflur durch die ganze Gemeinde; in dem Umstande, daß die sämmtlichen Verpflichtungen der Hörigen nicht auf dem Grund und Boden ruhen, sondern auf den Köpfen der Verpflichteten, und nicht nach der Ausdehnung des Grundes und Bodens, sondern nach der Kopfzahl der

Leibeigenen; in den Vorstellungen der Bauern, die dadurch genährt werden, daß nämlich der Grund und Boden ihnen gehöre, wenn sie auch selbst Eigenthum des Grundherrn seien, und daß die ihnen auferlegten Lasten mithin nicht ein Zins für den Gebrauch des Grundes und Bodens seien, sondern lediglich Folge ihres persönlichen Leibeigenschaftsverhältnisses. — Dann hat der Kaiser, um diese überaus schwierigen Verhältnisse zu ordnen, Niemanden um sich als unfähige, unbrauchbare Leute, die, oberflächlich gebildet, gar nicht solche ernste Studien gemacht haben, wie sie hier nothwendig wären; Leute, die der Aufgabe durchaus nicht gewachsen sind. — Und endlich hat er mit dem entschiedenen bösen Willen der Berechtigten zu kämpfen.

Es läßt sich schon jetzt nachweisen, wie die Selbstsucht der Berechtigten bemüht ist, das Ganze in Bahnen zu leiten, die ich für sehr unheilvolle halten muß. Ich fürchte sehr, unter dem Namen einer Bauern-Emancipation werden die Grundherren eigentlich sich selbst freisprechen von den wenigen Verpflichtungen, die sie bisher gegen die Leibeigenen hatten; von der Verpflichtung, für die Abgaben der Leute zu haften, und von der wenigstens moralischen Verpflichtung, ihnen in Nothjahren durchzuhelfen. — Im Uebrigen könnte wohl im besten Fall Alles beim Alten bleiben — im schlimmeren die Lage des Bauern sich sehr verschlimmern. — Der eingeschlagene Weg kann nie zur Bildung eines kräftigen Bauernstandes führen, wohl aber dahin, daß die gesammte ländliche Bevölkerung in ein unermeßliches ländliches Proletariat umgewandelt wird, wie in Irland, da man ihnen die persönliche Freiheit geben will, ohne ihnen ein Eigenthum zu gewähren.

„Nicht ganz ohne Eigenthum," wendet der Prinz ein: „die Hütte, die er bewohnt, und sein Kohlgärtchen soll der Bauer ja als Eigenthum behalten."

Das ist ein werthloser Besitz, der dem Bauern nur gewährt wird, um ihn an die Scholle zu binden, um ihn zu bewegen, da zu bleiben, und die Ländereien auch wirklich zu pachten, die der Grundherr ihm verpachten will.

Beides gab der Prinz zu, sowohl die Werthlosigkeit des Besitzes als die Absicht.

Daß der Bauer diesen werthlosen Besitz noch dazu bezahlen soll, machte ich nicht einmal geltend, aber ich sagte: „Wie ich den russischen Bauern kenne, wird ihn der werthlose Besitz nicht binden."

„Das ist mir neu!" rief der Prinz aus, und fragte nach den Gründen; so habe er, von dieser Seite, die Sache noch nie angesehen.

„Die Russen sind eigentlich kein ackerbauendes Volk; der Russe liebt eigentlich den Ackerbau nicht; sein entschiedener Hang geht auf Handel und Gewerbe, und es fehlt ihm nicht an einem gewissen Wandergeist. Schon als Leibeigner sucht er sich dem Ackerbau zu entziehen, wenn er irgend kann, um Handel und Gewerbe nachzugehen. Das wird jedenfalls in einem viel größeren Maßstabe jetzt geschehen; wahrscheinlich in einem Umfange, der alle Verhältnisse gewaltig stört. So gut wie der Bauer schon jetzt sehr gern seinem Anrechte an einen Theil der Dorfflur entsagt, um dem Handel nachzugehen, so gut wird er seine werthlose Hütte aufgeben."

Der Prinz fragt, wie ich denn die Freilassung der Bauern eingeleitet haben will? — Ich entwickle meine Ansicht, wie man zunächst hätte müssen die gemeinschaftlich benützte Feldflur des Dorfes in einzelne, bestimmt begrenzte und geschlossene Bauernhöfe zerlegen — die Verpflichtungen des Bauern von seinem Kopf auf den Grund und Boden übertragen, um sie aus persönlichen zu dinglichen zu machen, überhaupt die persönliche Hörigkeit zunächst in eine dingliche zu verwandeln; wie man alsdann die Leistungen eines jeden Hofs hätte normiren müssen. Dann wären mit der Zeit Ablösungen möglich geworden, die einen freien Bauernstand in das Leben riefen, ohne die Grundherren zu ruiniren. — „Vor dreißig Jahren hätte das Alles geschehen müssen; jetzt ist schon viel versäumt; bei der Stimmung, die jetzt im Lande herrscht, unter den Leibeigenen, werden sie wohl kaum die zwanzig oder dreißig Jahre über geduldig warten, die nöthig wären, damit solche Verhältnisse gehörig reifen können."

Auch das frappirt den Prinzen; der Graf Lieven (d. h. Baron Wilhelm Lieven) hat ihm schon vor einigen Jahren ungefähr dasselbe gesagt; diese Uebereinstimmung ist dem Prinzen merkwürdig. — Als der Prinz 1850 nach Warschau reiste, war Wilhelm Lieven von der Grenze an sein Begleiter; der Prinz wünschte ihm Glück zu den Zuständen in Rußland, wo noch die alte Ordnung ganz unerschüttert und gesund dastehe, wo von dem Geist des Westens noch nichts eingedrungen sei. — Wilhelm Lieven antwortete, dem sei nicht so; die bestehenden Verhältnisse in Rußland seien im Gegentheil durchaus unterwühlt.

(NB. Die Worte des Prinzen sind mir sehr merkwürdig, also: die Gesinnungen und Zustände der alten Zeit; die „patriarchalischen" Verhältnisse — Regierung nach eigener, unbehelligter Einsicht auf der einen Seite, Gehorsam, unbedingtes Vertrauen, Hingebung und Liebe auf der anderen —: das ist und bleibt doch immer das Echte und Wahre; das sind die „gesunden" Zustände. Die Forderungen und Bedürfnisse der Neuzeit sind eine Krankheit; freilich eine Krankheit, die man berücksichtigen, der man Rechnung tragen muß, gegen die man nicht unvernünftig ankämpfen darf —: aber doch immer nicht Gesundheit, nicht an sich und um ihrer selbst willen wünschenswerth! — Besser wäre es immer, wir lebten ruhig in den alten gesunden Zuständen weiter. — Uebrigens hätte ich Wilhelm Lieven diesen Grad redlicher Offenheit kaum zugetraut.)

Was die Unfähigkeit der Leute betrifft, deren sich der Kaiser von Rußland als seiner Werkzeuge bedienen muß, appellire ich an den Prinzen selber.

Von hier leitet der Prinz das Gespräch auf unsere einheimischen Zustände hinüber und spricht sich sehr entschieden gegen die reactionäre Partei bei uns aus, besonders mit einer gewissen Bitterkeit über das Herrenhaus, das ihm ein wahrer Dorn im Auge zu sein scheint.

Er selbst sei zwar der Ueberzeugung gewesen, daß man von den „Ueberstürzungen" des Jahres 1848 zurückkommen müsse, aber er sei durchaus kein Reactionär; — das betheuert er mit einer gewissen Wärme, und kommt wiederholt darauf zurück. Daß man wieder über das Jahr 1806 hinaus und auf die früheren Zustände zurückkehren wolle, könne er nur auf das entschiedenste mißbilligen.

Da ich die Bemerkung dazwischen werfe: „Viele von den Herren möchten wohl eigentlich bis über die Zeiten des großen Kurfürsten zurück!“ — nimmt er das sehr lebhaft auf! — Ja! so sei es! — Das sage er auch immer den Herren, daß der große Kurfürst genöthigt gewesen sei, den ständischen Einfluß ganz zu beseitigen, „als sie ihm über den Kopf wachsen wollten.“

Endlich, nachdem unser Gespräch fast eine Stunde gedauert hat, entläßt mich der Prinz sehr wohlwollend.

4. Mai.

Usedom erzählt mir ex parte vielerlei aus der Zeit von 1848—53 und aus der Zeit, wo Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und er selbst Einfluß übten.

Nach dem seltsamen zu Olmütz geschlossenen Vertrag mit Oesterreich hatten sich unser König und Nicolaus I. vollständig versöhnt und führten einen sehr lebhaften persönlichen Briefwechsel, der sich um die endliche, entscheidende Bekämpfung der Revolution drehte. Sie sollte in Frankreich, in der Person Napoleon's III. bekämpft werden; denn darüber waren die Herren einig, so oder so gewendet, und ob die Sache auch eine monarchische Gestalt annahm „die Revolution ist es doch!“ — Unser König schrieb unter Anderem von einer nahen Zukunft: „Alors commencera ce grand concert européen dans lequel je jouerai la petite flûte, et Votre Majesté le Tambour!“ — Da beide Herren sich mehr und mehr montirten, konnte die Sache gefährlich werden und wirklich zu bösen Händeln führen; die Staatsmänner fanden es nothwendig, sich ins Mittel zu legen, und geltend zu machen, daß die Sache in geregelter Weise geschäftlich behandelt werden müsse, und es erfolgte demgemäß eine förmliche Anfrage an das Petersburger Cabinet, worauf Preußen denn mit Bestimmtheit zu rechnen habe, falls es in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden sollte? — Darauf erfolgte dann die förmliche Antwort des Grafen Nesselrode: auf einen Krieg fern von seinen Grenzen, auf einen Krieg am Rhein, könne sich Rußland unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht einlassen; das sei unmöglich; werde aber Preußen von den französischen Armeen bis an die Elbe zurückgedrängt —: dann werde Rußland ihm an der Elbe zu Hülfe kommen! — Damit fiel natürlich die Sache auf das Vollständigste zu Boden, unsere Russenfreunde schwiegen etwas kleinlaut und verlegen, und in dem Briefwechsel zwischen dem König und Nicolaus war fortan von anderen Dingen die Rede.

Die Große Berliner Kunstausstellung von 1893.

Bemerkungen.

Die „Große Berliner Kunstausstellung 1893" geht nicht mehr wie die früheren von der königl. Akademie der Künste aus, sondern von der „Genossenschaft der Mitglieder der königl. Akademie der Künste", sowie dem „Verein Berliner Künstler", repräsentirt beide durch die „Ausstellungs-Commission". Uebrigens ist sie an der alten Stelle feierlich eröffnet worden und unterscheidet sich von den früheren Ausstellungen nur durch die Arbeiten, bei denen die Frage entsteht, warum sie zugelassen worden seien, sowie durch die Abwesenheit hervorragender Leistungen, welche früher nicht zu fehlen pflegten.

Gleichzeitig mit der Großen Berliner Ausstellung haben wir dieses Jahr zu Chicago und in Paris, und, als bevorstehend, in München Ausstellungen. Will man das, was das heute allein maßgebende Weltpublicum dieses Frühjahr in Berlin an frischen Kunstwerken (es ist freilich auch verjährtes reisendes Wandervolk darunter, das schon auf vielen Bällen getanzt hat) vor Augen hat, gerecht beurtheilen, so könnte das nur im Hinblick auch auf jene Ausstellungen geschehen, von denen die Chicagoer in bedeutendem Betrage deutsche Arbeit enthält. Warum die diesjährige Berliner Ausstellung eine „Große" genannt wird, ist nicht klar. Sie macht, für sich allein genommen, nicht durch Größe, sondern durch eine gewisse Kahlheit, ja Armuth, eher einen kleinen Eindruck.

Gerade das aber gibt ihr in historischem Sinne eigenthümliche Bedeutung. Sie ist anders als die früheren Ausstellungen. Diese schlossen sich immer noch zu einem scheinbaren Ganzen zusammen, zu dem die einzelnen Werke in ein Verhältniß traten. Unwillkürlich wurde angenommen, jeder Berliner Künstler habe sein Bestes thun wollen, und das Fehlen berühmter Namen wurde wenigstens entschuldigt. Diesmal stehen die Aussteller sich und uns fremd gegenüber. Die Ausstellung ist eine umfangreiche Sammlung zufälliger Einlieferungen. Und das Publicum vergleicht nicht, sondern nimmt die Stücke einzeln als unzusammengehörig für sich.

Dies Auseinanderfallen aber erweckt kein Bedauern, sondern erscheint sogar als der natürliche Zustand. Man betrachtet auch manches Minderwerthige mit Interesse und fragt, warum bei dieser Art, Alles zuzulassen, denn doch noch

einzelne Stücke zurückgewiesen worden seien. Nichtzulassung widerspricht dem demokratischen Princip allgemeiner Gleichberechtigung, welches heute das herrschende ist und sein muß. Dürfte in der That nichts zurückgewiesen werden, so würde dann jedes Werk seinem historischen Werthe nach mehr auf der richtigen Stelle stehen. Das Publicum könnte auch über Arbeiten genügend richtig urtheilen, welche, werthlos an sich, dadurch doch wieder Werth zu haben begönnen, daß sie den Ueberblick über die gesammte heutige Production vervollständigen. Ein dem Urtheil jedes Besuchers der Ausstellung nach als unwürdige Schmiererei zu bezeichnendes Gemälde gewönne dadurch sogar Wichtigkeit, daß es uns mit seinem Urheber als Jemandem bekannt macht, welcher sich als Hervorbringer dieses Anblicks für einen Künstler hält, vielleicht auch von Anderen dafür gehalten wird und Anspruch auf Beachtung und Ehre erhebt. Treten Werke dieser Art in größerer Menge auf, so geben sie auch dann Anlaß zu Betrachtungen, deren relative Wichtigkeit Niemand leugnen wird. Es hat eine „Kunst" begonnen, welche ohne Zeichnung nur in der Zusammenfügung symbolischer Farbenvermischungen ihr Genügen findet, der als solcher jedoch Bewunderung und Zuspruch zu Theil wird. Es ist vortheilhaft, Producte dieser Art ebenso gut in helles Licht zu setzen als andere, die sich der Meinung der einstweilen noch herrschenden Majorität nach über sie erheben. Entweder, man gibt, wie früher geschah, einer vom Staate angestellten Körperschaft, welche als Akademie im Namen des Staates lehrt und urtheilt, entscheidende Stimme, oder man überläßt dem großen Publicum die Kritik und schafft, indem man die Thüren weit öffnet, Jedem Gelegenheit, zu Markte zu bringen, was er ausstellen will. Niemand verwehrt ja einer geschlossenen Anzahl von Künstlern, welche diese Freiheit nicht dulden wollen, in besonderen privaten Vereinigungen nur das auszustellen, was ihre Billigung findet. Hat man sich für das Zweite aber einmal entschieden, so muß es auch in alle Consequenzen hinein durchgeführt werden.

Dies die Gesichtspunkte, unter denen der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" um die Erlaubniß angegangen wurde, einigen Bemerkungen über die diesmalige Große Berliner Kunstausstellung Raum zu gönnen. —

Wir wünschen uns die heutige Lage der Dinge zu erklären. Das heißt, wir suchen nach Daten aus früherer Zeit, welche sie als eine nothwendige erscheinen lassen. Niemand, der als älterer Kunstfreund das europäische Ausstellungswesen verfolgt hat, wird bestreiten, daß das Kunstwerke consumirende Publicum sowohl, als die die Kunstwerke hervorbringenden Künstler heute anders seien als vor etwa fünfzig Jahren, vor einer oder zwei Generationen also.

Drei Thatsachen liegen vor, diese Veränderung zu deuten. Die erste, daß eine früher nicht denkbare Bekanntschaft alles an Kunstwerken jeder Epoche Vorhandenen auf vielen Wegen ins Publicum gedrungen sei. Zweites Factum, daß vom Staate unterhaltene Lehranstalten ununterbrochen, man darf wohl sagen, Massen von zuwachsenden Künstlern ausbilden, welche früher oder später gezwungen sind, sich dem Geschmacke Derer anzubequemen, welche für Kunstwerke Geld ausgeben. Und drittens, daß eine dem Menschen angeborene Lust am Neuen bei der heute gegebenen Möglichkeit, überall zu sein und gewesen zu sein, alles künstlerisch Geschaffene immer rascher veralten und immer dringender

die Begier nach Frischem zuwachsen läßt. Hieraus folgt, daß, den Geschmack des Tages zu treffen, und so billig und rasch (der Concurrenz und der wechselnden Vorliebe wegen) zu befriedigen, Aufgabe der Künstler sei, wenn sie Geld verdienen wollen. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, erscheint der Anblick, welchen unsere Ausstellung bietet, ein nothwendiger. Das rohe Bedürfniß ästhetisch roher Kreise nach reichem ornamentalen Schmucke ihrer Existenz ist das Maßgebende für die künstlerische Production. Diese Leute wollen oft weniger selbst genießen, als vielmehr die Genugthuung haben, daß sie die Besitzer von Kunstwerken sind, welche von Anderen bewundert werden. Die Bestrebungen Derer, welche sich beim Hervorbringen wie beim Ankaufe der Befriedigung feinerer Triebe widmen, bilden eine Minderheit. In der Beobachtung dieser Verhältnisse liegt für manchen Kunstfreund ein gewisser Reiz der Ausstellung.

Mag man an eine Dauer des heutigen Zustandes glauben oder nicht, er herrscht: auf der einen Seite die Begüterten, welche geneigt sind, Kunstwerke zu kaufen, auf der anderen die Künstler, welche sie zu liefern Willens sind. Allerdings ist der zwischen diesen beiden Theilen waltende Verkehr kein Bild der allgemeinen, die Menschheit heute überspannenden geistigen Arbeit, ebenso wenig wie der Börsenverkehr, so viel dabei gewonnen und verloren wird, ein Bild der großen menschlichen Erwerbsbewegung bietet. Die Dinge aber sind zu nehmen wie sie sind. Der wahre, gebildete Beobachter unserer Zeit kann, was sich ereignet und in immer großartigerer Weise von Tag zu Tag im Sichereignen fortschreitet, nicht ohne Staunen und Bewunderung und auch nicht ohne Dank erblicken. Denn ein ungeheurer, trotz aller Armeen ungewaltsamer Fortschritt erfüllt das Leben des Tages. Die Menschheit bringt in friedlichem Kampfe Großartiges hervor. Und auch das heutige Treiben der Künstler gewährt den Anblick in ihrer Totalität großartiger Anstrengungen, talentvoller Leute, die den Anblick des heutigen Daseins in völliger Wahrheit, was Form und Farbe anlangt, darzubieten und dem eigenen Triebe einer ehrlichen Bethätigung in dieser Arbeitsrichtung genug zu thun, ängstlich bestrebt sind. Kein künstliches Licht will man, sondern freie Luft, Pleinairismus. Keine Nachäffung antiker Formen, sondern die Nacktheit, so wie der Verkehr in einer Badeanstalt sie kennen lehrt. Keine stilisirte arrangirte Landschaft, sondern Land und Himmel wie sie sich gelegentlich darbieten, als Stücke Natur im zufälligen Lichte des Momentes.

Ich will drei Beispiele in Betracht nehmen, damit ich nicht mit bloßen Begriffen hier operire[1]). Ich beschreibe das Porträt eines Mannes von unbestimmtem Alter. Die Beleuchtung bietet das Licht eines Fensters, dem man sich in einer Stube gerade gegenüber gesetzt hat. Weder Licht noch Schatten, weder Modellirung noch gedämpftes Colorit wird sichtbar, nur die gleichmäßige Helligkeit herrscht, welche jeden Farbenfleck des Antlitzes so erkennen läßt, wie das Auge des Durchschnittsmenschen es sieht. Der Künstler fühlt, ein Porträt von so nüchterner Wahrhaftigkeit müsse irgendwie etwas Erfreuliches haben, der Gegenstand seiner Arbeit

[1]) Ich lasse die Namen der hier angedeuteten Künstler fort, da sie für diesen Aufsatz gleichgültig sind. Keiner derselben steht mir persönlich nahe. Ich will auch weder loben noch tadeln, sondern beurtheile die angeführten Werke lediglich als Objecte der historischen Betrachtung.

soll als ein in guten Verhältnissen stehender Mann erscheinen; dies anzudeuten dient eine goldbedruckte Tapete, welche den Hintergrund gleichmäßig ausfüllt und deren Muster eine aus dem Meere, welches durch einen horizontalen Strich angedeutet wird, sich erhebende Sonne mit vielen Strahlen ist. In vielfachen, der Forderung einer Tapete gemäß nach dem Lineal genau abgemessenen Wiederholungen sehen wir das die Mitte dieser Verzierungen einnehmende Antlitz gleichsam als Centralsonne unter den übrigen vor uns und vermögen uns wohl zu denken, daß Künstler wie Gegenstand gleichmäßig von dieser Leistung befriedigt sind. Das Gemälde gewinnt dadurch etwas Anziehendes. Man betrachtet es mit Interesse. Es ist sorgfältig gemalt und sicherlich sehr ähnlich. Ich citire es als eine der Arbeiten, welche geeignet sind, den Geschmack eines großen Theiles des heute herrschenden Publicums zu kennzeichnen. Der Künstler brauchte in keinem Pinselzuge dem untreu zu werden, was den Menschen von heute charakterisirt; er sucht den wahrhaftigen Anblick dessen zu geben, was vor Augen stand, und nichts mehr.

Es gibt anders geartete Partieen des Publicums, welche Eleganz verlangen, immer aber auch dann Wirklichkeit als das in erster Linie zu Erstrebende angeben. Betrachten wir ein andres Porträt, von derselben Hand geschaffen, aus der vor einigen Jahren das einer englischen Miß in Weiß hervorging, welches hier Aufsehen machte. Aufsehen nämlich machte die Art, wie dieses schöne junge Mädchen uns ansah. Sie sah uns gerade in die Augen, als wollte sie sagen, genirt Euch nicht, mich zu bewundern: ich weiß, daß ich schön bin; betrachtet zu werden macht mir gar keinen Eindruck, sondern ist mir gleichgültig. Dergleichen, so deutlich schweigend ausgesprochen, macht dem Publicum Eindruck. Das ist modern. Kein früherer Maler hätte ein junges Mädchen so gemalt. Junge Mädchen dieser Art sind Producte unseres in Waffen starrenden und zugleich friedlichen Jahrhunderts. Für den heutigen Verkehr, der auf Selbstvertheidigung beruht, sind so abweisende Blicke nicht zu entbehren. Niemand freilich von Denen wohl, die das Porträt betrachteten, hatte die Dame selbst gesehen und somit weiß Niemand, wie weit nur die Auffassung des Malers sie so zur Repräsentantin des Jahrhunderts erhoben hat. Und auch vom diesjährigen neuen Porträt desselben Malers weiß man nicht, wie weit es dem Originale entspricht. Auffallend ist nur die Wiederholung derselben Stimmung. Auf ziemlich ausgedehnter Leinwand sitzt eine Frau, uns entgegengewandt und sieht uns gerade in die Augen. Ihre Arme fallen glatt nieder. Eine unerschöpfliche Fähigkeit, Menschen gleichgültig anzusehen, scheint diesen Blicken eigen. Der Künstler hat eine unglaubliche Fähigkeit, die Illusionslosigkeit der Gegenwart zur Erscheinung zu bringen. Es gibt Existenzen heute, die nichts thun als die Welt ansehen und nur für das Eine dankbar sind, daß der Anblick wechselt. Wie leer erscheinen trotzdem solchen Bildnissen gegenüber andere, die nur Kleidungen und darin steckende an sich gleichgültige Existenzen darstellen! Oder die, wie die besten Porträts im Durchschnitt, die Menschheit als Träger von Schicksalen erscheinen lassen, die wir nicht wissen möchten. Nur wenige zeigen reines Dasein bei reiner Tagesbeleuchtung, aber behaglich, wie Holbein so viele Bildnisse malte. Aufgefallen ist mir (Nr. 35) ein Ehepaar, das sich „zum Schmucke eines altdeutschen Kneipzimmers", wie der Katalog sagt, durchaus im Sinne Holbein's malen ließ und

das angenehmste Spiegelbild der Natur, bei ohne Zweifel absoluter Aehnlichkeit, zeigt.

Der Nährboden dieser Porträtmalerei ist die Photographie, und auch darin liegt eine Berechtigung ihres Vorhandenseins. Die Photographie gibt den Menschen als Hülle eines gedankenlosen Augenblicks. Der Photograph sucht nachträglich etwas Gedankeninhalt hinein zu retouchiren. Die Welt ist gewöhnt an diese Schattenbilder des Moments, und sogar die Farben sollen sie (so farblos als möglich) widerspiegeln. Tiefer als die meisten anderen Porträts der Ausstellung läßt ein anderes im gleichen Saale ausgestelltes uns in die Seele des größten Mannes eindringen, aber es erscheint mehr als ein bloßer Versuch, eine Individualität, die noch lebt, doch bereits historisch zu ergründen. Eine ganze Collection von Porträts desselben Meisters sind heute andernorts ausgestellt. All diese Persönlichkeiten scheinen mit einer gewissen Plötzlichkeit vor uns aufzutauchen. Als hätte Nacht sie umfangen, und Magnesiumlicht fiele auf sie nieder. Sie haben mehr Geist als Blut in den Adern. Sie sind von einer gewissen edlen historischen Patina angeflogen. Sie gehören in keine Zeit. Es sind Aeußerungen einer Individualität, die in ihrer Weise die Menschheit so beobachtet, und sich in der Art, diese Beobachtungen in Farben zu erkennen zu geben, des Verständnisses der weitesten Kreise erfreut. Möge dem Meister diese Zustimmung erhalten bleiben. Wir erkennen auch in ihr ein Sympton der heutigen Zeit, die nach etwas Unbestimmtem auf der Suche ist. Gewiß läßt sich, was hier geschieht, Schülern nicht als Etwas beibringen, das zu lernen wäre. Und deshalb ist es nur natürlich, wenn die Ausstellung Porträts andrer Maler, welche in dieser Art zu arbeiten versuchten, nicht besitzt. Auch Sculpturen, welche dem etwa entsprächen, weist die Ausstellung nicht auf. Was an Statuen für Kaiser Wilhelm I. vorhanden ist, macht einen seltsamen Eindruck. Immer das gleiche massige Pferdematerial, auf dem eine schwere Gestalt lastet, die weder persönlich ähnlich, noch ideal wahrscheinlich ist. Wer erinnerte sich des Kaisers nicht? Seines auch im hohen Alter schlanken, ritterlichen Einherschreitens. Der schlichten Hoheit seines Wesens! Welch ein Mann! Wie verschwand alles Andere neben dem gütigen Lächeln, das ihn umspielte! Der Kaiser ritt feine, zartbeinige Pferde und hielt sich auch im Alter frei und leicht im Sattel. Er bot den Anblick völliger Vertrautheit mit dem Thier. Die ausgestellten Statuen zeigen Roß und Reiter als etwas Lastendes, Unwahrscheinliches, dem trotzdem nicht die Fähigkeit innewohnt, im Gedächtnisse Posto zu fassen. Bei einem Standbilde des Kaisers, das dieses Mannes würdig wäre, käme es darauf an, als ersten, bleibenden Eindruck ein Gefühl der Verbindung von Schlichtheit und Hoheit zu erwecken. Dies war sein innerstes Wesen: Kraft und Güte. Mit äußerlichen ornamentalen Mitteln läßt sich das Beglückende, was von diesem Manne ausging, nicht symbolisiren. Soll ihm eine würdige Reiterstatue errichtet werden, so muß das Pferd gegen den Kaiser zurückstehen und kein Interesse für sich in Anspruch nehmen, als sei es für die Unsterblichkeit extra zugeritten worden. —

Für den Ausstellungsbesucher theilt sich alles Sichtbare in Porträt, Landschaft, Historie, Viehstück und Stillleben.

Eine Landschaft muß das Gefühl erwecken, ach, wärest du da! oder ach, könntest du dahin! Es ist keine diesmal ausgestellt, die uns diesen Wunsch entlockte. Wohin möchte man denn? Der heutige Mensch weiß zu sehr, daß uns überall derselbe Kellner erwartet und entläßt. Kein Erdtheil bietet noch Stellen, wo sich nicht ein abgerissenes Stück Zeitung fände. Es gibt sich Niemand mehr die Mühe, uns vorzutäuschen, es sei anderswo anders als hier oder überall sonst. Dennoch hat die Gegenwart ihre eigenen Anschauungen der kahlen, oder beschneiten, belaubten, oder von sonst etwas bestandenen Natur. Es wurde mir neulich eine wirklich moderne Landschaft gezeigt, aber nicht auf der Ausstellung. Erst sah ich nichts als allerlei Grün durcheinander, breit in die Länge gezogen. Dann sagte mir die Besitzerin, daß sie und ihr Mann sich das Bild gekauft hätten. Nun ließ ich mir erklären, worin der Reiz für sie liege. Empfand ihn auch gleich selbst.

Man ist den langen Tag auf der Bahn gefahren, und es will dämmerig werden. Plötzlich hält der Zug irgendwo. Man fragt. Es ist eben nöthig, zehn Minuten auf irgend Etwas zu warten. Man klettert heraus und sieht sich um. Eine herrliche Luft, die über volle Wiesen streicht, schlägt uns leise gegen das Antlitz. Man sieht einen schon ins Unbestimmte verschwimmenden Zug mittleren Gebirges von Wald bedeckt, man blickt in ein grünes Thal hinein und es schimmert fließendes Wasser hier und da. Eine Sehnsucht befällt uns, da für eine Nacht wohnen zu dürfen. Frieden. Stille. Durchsichtiges Gebüsch vorn, dem der Abendwind durch die Blätter zittert. Ich sprach das aus: es war etwa das, was die Besitzer empfanden und weshalb sie das Gemälde in ihren Zimmern haben wollten. Ein liebliches kurzes Romancapitel ohne Menschen. Ich weiß nicht, warum nicht Landschaften dieser Art auf der Ausstellung sind. Sie würden gewiß Verständniß und Käufer finden. Dennoch sind deren da, die man gern betrachtet, denn Landschaften bieten die unschuldigste Gelegenheit, mit der Natur in ein intimes Verhältniß zu treten. Die „leidenlose" Natur, wie Goethe sie uns schildert, läßt sich in allen Stimmungen gern belauschen und weiß in vollem Schweigen doch immer Neues zu erzählen. Ich erwähne noch eine Reihe von Arbeiten, die, wie andere Landschaften wohl die Wärme darstellen, so das Leben der Natur in bittrer Kälte schildern, eine ganze Anzahl, ein wenig abseits zusammengepfercht. Man macht im Winter wohl einmal das Fenster auf, trinkt einige Schlucke echter Kälte ein und beobachtet ein paar Spatzen, die der Hunger zutraulich gemacht hat. Oder man watet auf dem Lande durch den Schnee, wo die Krähen schreien oder auch lautlos dahinfliegen. Man beobachtet eine Spur im Schnee. Unser Künstler hat in diesem Sinne allerlei Gethier in nordischem Schnee gemalt, denn auch Frühling und Sommer und Herbst scheinen da doch nur Nüancen des Winters zu sein. All diesen Ausblicken in sein vaterländisches Thierleben ist eine unglaubliche Frische eigen. Es sind wie einzelne Noten einer großen verborgenen Symphonie. Es sind Thierstimmungen. Diese Sachen stehen mir im äußersten Grade lebhaft vor Augen, nun ich mich ihrer, schreibend, erinnere. Wehe dem begeisterten Stümper, welcher, getroffen vom Naturhauche dieser Arbeiten, vermeint, weil hier weder Zeichnung noch Farbe recht sichtbar wird, „in diesem Sinne" ließen Skizzen sich malen. Dergleichen Ausbrüche einer einsamen Künstlernatur spotten aller Nachahmung.

Reich versehen waren frühere Ausstellungen mit „Touristen-Landschaften". Eine Zeit lang waren sie, besonders was Italien anlangt, an die Stelle der noch früher sehr beliebten „schwermuthsvollen" Landschaft getreten: in Ruhe und Sonnenschein, oder in Abendröthe, oder in Gewitterstimmung, oder in Mondschein getauchte Strecken, auf denen vor Jahren gekämpft worden war oder sonst das Schicksal gewaltet hatte. Sie scheinen abzunehmen. Das „Historische" steht heute nicht mehr recht im Course. Notirt muß werden, daß von historischen Darstellungen so gut wie nichts vorhanden ist. Selbst aus der militärisch neuesten Geschichte nur Weniges. Freilich werden geschichtliche Schaustücke heute mehr auf Wände gemalt. Die betreffenden Momente liefert man dem Künstler, dem der Inhalt gleichgültig sein dürfte. Man glaubt in der malerischen Repräsentation sogenannter wichtiger Momente der vaterländischen Geschichte etwas Förderndes zu sehen. Die Abwesenheit dieser Illustrationen des Niedagewesenen auf unserer Ausstellung ist erfreulich und bezeichnend. Alles trotzdem Vorhandene dieser Art trägt meist den Stempel des Unfreiwilligen.

Wichtiger ist, daß auch die Darstellung theologischer Dinge aufgehört zu haben scheint. Ich notire aus dem Kataloge „Christus vor dem Volke", „Petrus und Paulus", „Magdalena", „Maria mit dem Haupte Christi" als einzige Stücke unter allen Sculpturen. Verhältnißmäßig noch weniger zahlreich sind Gemälde dieses Inhaltes. Es war aufgekommen, die Gestalt Christi unter modern gekleidete Menschen zu bringen. Als sei seine reale leibliche Erscheinung möglich, uns zu erfreuen, zu beruhigen, zu trösten. In diesem Sinne wurde in Paris, in München und am Rheine Manches gemalt, das den Reiz der Neuheit für sich hatte. Diese Spielereien mit dem Ueberirdischen scheinen ein Ende gefunden zu haben. Ein Mann wie Christus, dessen Leiden noch heute die Welt erschüttern, ist nicht dazu da, den Stoff für Maler zu bieten, die mit sensationellen Ueberraschungen Geld verdienen wollen. Dieser Mensch, auf den Alles, was wir sind und sein wollen, zurückgeht, sollte nicht zu kaltblütigen Farbeneffecten benutzt werden. Christus ist nicht ein beliebiger malerischer Vorwurf für Ausstellungen. Eine Kreuzigung ist nicht „Etwas", womit „Etwas zu machen wäre". Einige mir widerstrebende Kreuzigungen beherbergt unsere Ausstellung freilich. Man entschuldige den harten Ausdruck: diese neuesten Darstellungen aus dem Leben Christi, die an verschiedenen Stellen auftauchten, machten den Eindruck, als habe der Künstler weniger das Ereigniß darstellen, als gewisse Lichteffecte ausbeuten wollen. Denn eins der Zeichen unserer raschlebenden Zeit ist die Art, die Ereignisse nicht ihres geistigen Werthes wegen, sondern, absehend von ihrem eigentlichen Inhalte, des malerischen Effects wegen darzustellen. Meinem Gefühle nach entziehen sich die Ereignisse des Neuen Testamentes einstweilen der künstlerischen Gestaltung. Was da geschehen ist, gar im Sinne des „Costümes" vorzuführen, erscheint mir nicht als zulässig. Dante sagt: non ci si pensa quanto sangue costa. Mögen Diejenigen, die mit „christlichen Scenen" die Leinwand bedecken, sich erinnern, was dieser Vers an Gedanken in sich schließt. Nicht Strauß, dessen wissenschaftliche Untersuchungen über den Einfluß des Mythenbildenden Elements, das alles Geschehene umspinnt, falsch verstanden wurden, sondern Renan, der den Inhalt der Evangelien beinahe in eine Pariser Novelle zu bringen suchte, ist der Urheber

der neuen Art, das, was Christus umgab, und seine eigne Gestalt zu modernen Effekten zu brauchen. Aus Renan hat der berühmte ungarische Maler seine Eindrücke. Hier bleibt nichts übrig, wenn Gemälde durchaus verlangt werden, als zur Auffassung des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zurückzugreifen. Der Kreis dieser Anschauungen ist zum letzten Male von Raphael und zum allerletzten Male von Rembrandt bildlich in Scene gesetzt worden. Seitdem nicht wieder. Unserem kritischen Jahrhundert fehlt die Fähigkeit dazu, und wir müssen uns an jenen beiden Meistern genügen lassen. Wir haben auf unserer Ausstellung wenig Versuche dieser Art, die auf der Münchner des vorigen Jahres noch, aus verschiedenen Ländern stammend, in einiger Anzahl sichtbar waren. Im Gedächtniß blieb mir von dort ein Christus als Tischler, in dessen moderner Werkstätte eine Dame in schwarzem Atlaskleide zerknirscht in gelben Hobelspänen in die Knie sinkt. Des Contrastes des schwarzen Atlas und der blonden Holzlocken wegen. Eins der am weitesten gehenden Gemälde dieser Art ist das bekannte Werk eines Pariser Malers, auf dem wir nach einem von Banquiers, namenlosen Diplomaten und ähnlichen Zusammengehörigkeiten durchgemachten Diner, am Ende, wo Kaffee, Cigarren und Cognac die Herrschaft übernehmen, Christus plötzlich erscheinen sehen, zu dessen Füßen eine elegante, dieser Gesellschaft würdige junge Frau verzweifelnd sich niederwirft. Dergleichen könnte ja erschütternd sein, wenn man nicht zu deutlich sähe, daß es dem Künstler nur um einen „neuen Effect" zu thun war. Dergleichen scheint sich erschöpft zu haben. —

Fürchten wir nicht, daß es mit den bildenden Künsten je zu Ende sein könne. Immer werden die Künstler begehrt sein, die Kinder in freundlicher Unschuld, Mädchen und Frauen in vollem Jugendglanze, Männer, die wir verehren, in voller Kraft darstellen. Wie keine Zeiten denkbar sind, in denen die jungen Mädchen sich nicht mit lebendigen Blumen gern schmückten, oder wo man blühende Töpfe gern am Fenster und im Garten pflegte, so ist keine denkbar, wo nicht auch Blumen, die gemalt sind, das Auge entzückten. Der Mensch ist dazu geboren, am Schönen in der unschuldigen Natur, am menschlich Großen und Erhabenen sich zu erfreuen. Land und Meer, Gebirge und Gewölk werden unabläßig Stoff zu Gemälden darbieten. Begeisternde Thaten immer des Meisters harren, der sie verewigt. Es wird kein Ende nehmen bei uns mit der künstlerischen Gestaltung der großen Kämpfer, die uns frei und einig machten. Auch Bauten für den öffentlichen Gebrauch und Tempel für den Gottesdienst werden immer verlangt werden und Marmor, Gold, Silber und Bronce stets bildender Hände warten, die dem todten Material die würdigste Form geben. Ohne die Blüthe hoher geistiger Cultur aber, die gleichmäßig das gesammte Volk beseelt, können bei noch so großen künstlerischen Aufträgen vollendete Kunstwerke nicht entstehen. Erschrecken wir jedoch nicht vor der Masse des Mittelmäßigen. Die Völker unterliegen auch hier statistischen Möglichkeiten. Ich glaube, wenn wir die gesammte artistische Production unserer Tage zusammennehmen und durchsieben, kommen an wirklichen, echten Kunstwerken auf jedes Jahr so viel, als ein Volk zu produciren im Stande ist.

Kann und soll diese Hervorbringung guter Kunstwerke befördert werden, oder regelt sie sich nach dem Steigen und Sinken des allgemeinen geistigen Niveaus?

Daß es keine nach festen Principien zu leitende Erziehung zum Künstlerthum mehr gebe, zeigt die officielle Anerkennung des neuen Phänomens der „Secessionisten". Die Künstler selbst beginnen zu empfinden, daß sie nicht mehr frei seien, daß über den Werth künstlerischer Production das Urtheil des Volkes allein nur zu entscheiden habe. Sie wollen keine Jurys und Commissionen mehr. An das Publicum soll appellirt werden, verlangen sie. Neben der Kunst der Staatskünstler erkennt der Staat selbst die Kunst des freien Künstlerthums jetzt an. Es liegt ein Fortschritt in dieser Anerkennung. Zugleich aber auch ein Aufgeben der bisherigen Art, vorzugehen. Wenn man Staatsanstalten und freie Vereinigungen als gleichberechtigte Factoren coordinirt, so leiden die ersteren darunter, und die Frage ist nur, wie lange sie sich noch halten werden. Nehmen wir an, sie hörten auf und die Künstlerschaft bliebe sich selbst überlassen. Die erste Folge könnte eine große Verwirrung sein. Innerhalb der so entstandenen „Freiheit" würde sich vielleicht eine äußerste Linke Derer bilden, welche weder etwas können noch etwas lernen wollen und trotzdem einen Theil der zu errichtenden öffentlichen Denkmäler und Malereien für sich in Anspruch nehmen, auch vielleicht eine Presse für sich finden, welche ihre Ansichten unterstützte. Aber selbst, wenn dies Aeußerste einträte, so wäre doch eine nachfolgende Klärung vorauszusehen, eine Rückkehr zu einfachen Zuständen wäre möglich, da schließlich das Publicum immer die ausschlaggebende Macht bleibt. Auf dem heutigen Wege aber, wo eine wirklich eingreifende Cooperation des Publicums ausgeschlossen bleibt, ist eine Besserung unwahrscheinlich. Allerdings unsere Ausstellung, welche die Thüren weit aufmachte, bietet nach keiner Richtung einen erhebenden Anblick. Die Werke der Secessionisten, so weit sie sich erkennen lassen, geben wenig Hoffnung. Aber auch was auf unserer Ausstellung an Arbeiten hergebrachter Kunstrichtungen zu erblicken ist, bildet zum größten Theil nur das Anzeichen einbrechender Uncultur. Nur aus der freien Kunstübung kann das hervorgehen, was einmal an die Stelle der heutigen Arbeit tritt, die, in hergebrachten Formeln sich fortbewegend, Abgethanes für neu ausgeben möchte. Der Staat muß aufhören, geistig unfertige junge Leute von geringem Talente und ohne ausgesprochenen innern Beruf durch billige öffentliche Lehranstalten dahin zu verlocken, daß sie sich einer Laufbahn weihen, deren letztes Ziel in den meisten Fällen Unlust am Leben ist. Durch die künstliche Aufzucht von Künstlern, deren Aufgabe vielmehr wäre, ins Kunstgewerbe überzugehen, wird, um es zu wiederholen, diese, der Zahl nach viel zu umfangreiche Production hervorgerufen, deren Minderwerthigkeit man demnach als etwas Nothwendiges ansieht, so daß der eigentliche Tadel nicht einmal auf Diejenigen geht, deren Leistungen er zu treffen scheint. Diejenigen sind zu tadeln, welche glauben, durch Milde der Beurtheilung, durch öffentliche Unterstützung oder gar durch Aufträge könne geistloser Mittelmäßigkeit aufgeholfen werden. Bis zur französischen Revolution hatten wir in den europäischen Ländern ein in Zusammenhang fortschreitendes, von Rom ausgehendes Kunstwesen. Man verstand sich untereinander, Künstler und Publicum, und es gab gemeinsame Ausgangspunkte für Kritik, so daß ausbrechender Streit sich dennoch stets innerhalb gewisser Grenzen hielt. Vom Beginne unseres Jahrhunderts an begannen diese Grenzen zu schwinden. Der Kampf der Individualitäten nahm innerhalb der Kunst (die

Literatur mit inbegriffen) ihren Anfang und hat seitdem nicht geruht. Immer unmöglicher ward es, Gemeingültiges aufzustellen, woran der einzelne Künstler sich bände. Seine eignen Wege wollte Jeder gehen, und heute endlich ist anerkannt, daß dies die einzig mögliche Lebensbedingung sei. Es gibt keine Schule mehr, die zum producirenden Künstlerthum leitete. Geistiges Schaffen ist auf allen Gebieten heute im Flusse und bindet sich an keine Schranken. Keinem schaffenden Geiste läßt sich ansehen, was er später einmal leisten werde. Am besten ist, ihn sich selbst zu überlassen oder doch nur ausnahmsweise Unterstützung zu gewähren. Kunstwerke zu schaffen, ist die Arbeit bevorzugter Naturen, welche selfmade men sind.

Die Kunst hat ein ungeheures Gebiet, sich zu bethätigen. Sie soll das Große, das Erhabene, das Erschütternde; sie soll das Zarte, das Liebliche, das Entzückende, das Befriedigende, das Befreiende darstellen. Sie soll den Völkern zum Genusse, zur Freude, zur Erhebung dienen. Künstler müssen Menschen sein von glücklicher Natur, die die Gabe, die Erscheinungen in höherem Glanze zu sehen und darzustellen, über das gemeine Leben hinweghebt. Werke, die das gewähren, werden unablässig auch heute hervorgebracht. Man begegnet ihnen oft genug. Fasse ich in der Erinnerung zusammen, was in den letzten zehn Jahren etwa an neuen Kunstwerken mir vor Augen stand, und das all dem, was ich an Forderungen so aneinanderreihe, genügte, so kommt eine erkleckliche Reihe heraus, die, zu einem Museum vereinigt, den freundlichsten Eindruck hinterlassen würde. Frage ich nach den Namen und den Lebensläufen Derer aber, die diese Auswahl von Meistern bilden, so findet sich kaum hier und da Einer darunter, der akademischem Unterrichte viel oder überhaupt Etwas zu verdanken gehabt hätte. Wollte man dem officiellen Kunstunterrichte ein Ende machen (abgesehen von der Erziehung derjenigen Künstler, welche die Carrière als Zeichenlehrer an Schulen im Sinne haben), so würde viel Täuschung, Misère und Zank fortgeschafft, zugleich aber auch viel Geld gespart werden. Großen Meistern große Aufträge zu geben, würde ja jederzeit frei stehen. Der Ausstellungspalast würde unter besonderer Verwaltung alle Jahr den 1. Mai geöffnet und den 1. November geschlossen und Künstler könnten sich darin für bestimmte Zeit so viel Raum miethen, als sie zur Ausstellung ihrer Werke brauchen. Der Staat wäre weder gezwungen noch aber auch verhindert, Werke, welche ihm vorzüglich scheinen, anzukaufen und Meister, die Außerordentliches leisten, durch Medaillen und andere Prämiirungen auszuzeichnen.

Ich würde in dieser permanenten Ausstellung eins der wichtigsten Förderungsmittel für junge Leute erblicken, geeigneter, sie mit richtigen Anschauungen über Kunst zu erfüllen, als directer Unterricht. Wer nichts kann und wer vielleicht nie Etwas können wird, lernt es hier am besten einsehen. Dicht bei der Ausstellung ist das Panorama der Schlacht von Rezonville sichtbar, von zwei französischen Malern, die seit 1870 durch eine Fülle vorzüglicher Leistungen bekannt und durch sie berühmt sind. Der Kreis Derer, die ich hier als Zuschauer stehen sah, zufällige Sonntagsspaziergänger, die die Sehenswürdigkeit hereingelockt hatte, war völlig hingenommen von diesem Anblicke. Wir haben einen Moment des Athemhohlens innerhalb eines Kampfes, der rings umher, aber in der Ferne

noch fortwüthet, vor uns. Das von den Geschossen aufgewühlte Erdreich scheinen wir selbst unter den Füßen zu haben, die von den Bewohnern leeren Häuser des Dorfes athmen die lastende Verlassenheit aus, die unbarmherzige Zerstampfung alles friedlichen Daseins. Auch daß solche Gemälde nicht auf Wänden festsitzen, sondern sich auf der Wanderschaft befinden, gehört dazu. Vorher hatte ich an derselben Stelle ein Panorama des antiken Roms gesehen, das in ganz anderer Richtung hohe Theilnahme erregte. Ein paar Minuten vor einem solchen Werke müssen jeden Anfänger überzeugen, daß man nicht mit bloßem Farbenhinwischen Gemälde dieser Art auf die Leinwand zu bringen im Stande sei, und daß, wie zu aller echten Arbeit, auch für die eines Malers unabläßiges Studium und Zeichnen die Vorbedingung sei.

Unsere Ausstellung vermag dergleichen nicht zu bieten. Nur herausgerissene Theile der großen Weltproduction beherbergt sie. Es wäre ungerecht und unthunlich, nach der hier offen stehenden Sammlung von Bruchstücken den gesammten Betrag dessen, was in Deutschland oder auch nur in Berlin an Kunstwerken hervorgebracht wird, zu beurtheilen. —

Nachträglich.

Ich sah nun auch die 250 Nummern der aus den zurückgewiesenen Werken gebildeten „Freien Berliner Ausstellung". Sie enthält kaum Etwas das auf der „Großen Ausstellung" nicht auch seinen Platz hätte finden dürfen. Warum die broncirte Reiterstatue Kaiser Wilhelm's I., welche hier steht, zurückgewiesen wurde, weiß ich nicht. Sie übertrifft in ihrer ruhigen Haltung die dort sichtbaren Werke dieser Art und sei der Beachtung des Publicums empfohlen.

B. K. F.

Die Kinderarbeit und ihr Schutz in Deutschland.

I.

Eines der traurigsten Capitel des modernen Gesellschaftslebens, in das jeder menschenfreundlich Gesinnte nur mit Wehmuth zu blicken vermag, ist die Kinderarbeit in Fabriken und hausindustriellen Betrieben. Wenn auch gegenwärtig die Zustände sehr viel bessere geworden sind als sie vor vierzig bis fünfzig Jahren waren, so bleibt die Nothwendigkeit, daß weite Schichten der Bevölkerung darauf angewiesen sind, die Kosten des Unterhalts mit durch den Verdienst ihrer Kinder zu bestreiten, eine harte, wenig anmuthende Thatsache. Nirgends erscheint daher der Schutz des Gesetzes mehr angebracht als den arbeitenden Kindern gegenüber, die vor einem Mißbrauche ihrer jugendlichen Kräfte, selbst durch die eigenen Eltern, nicht sicher sind.

Besonders schlimm gestaltete sich bekanntlich die Beschäftigung von Kindern in dem fabrikreichen England zu Anfang dieses Jahrhunderts; aber auch in Frankreich waren zur Zeit des Erlasses des ersten Kinderschutzgesetzes von 1841 die Zustände nichts weniger als zufriedenstellende.

In Deutschland hatte die Entwicklung der Industrie, vornehmlich die Ausbreitung der Spinnerei am Niederrhein, ebenfalls eine ausgedehnte Beschäftigung von Kindern in den Fabriken zur Folge. Trotz des Schulzwanges war in den preußischen Industriebezirken massenhafte Kinderarbeit an der Tagesordnung. Als im Jahre 1824 der Minister von Altenstein [1]) durch eine Circularverfügung an die rheinischen und westfälischen Provinzialregierungen zu Aachen, Trier, Köln, Koblenz, Düsseldorf, Arnsberg, Münster und Minden Nachrichten über die in den Fabriken der genannten Bezirke etwa beschäftigten Kinder einzog, stellte sich kein erfreuliches Bild heraus. Je nach dem Grade der industriellen Entwicklung traten die Uebelstände mehr oder weniger hervor. Am ungünstigsten erschien der Kreis Iserlohn im Regierungsbezirk Arnsberg, in dem die Lebensweise der Fabrikkinder sich als ein wahres Jammerbild darstellte. Theilweise schon vom sechsten Jahre an wurden die Kleinen zur Fabrikarbeit herangezogen, die in der Regel von sechs Uhr früh bis acht Uhr Abends währte. Fast den ganzen Tag, oft bis spät in die Nacht, waren sie in dumpfe, enge Stuben und Werkstätten eingesperrt, wo sie, meist sitzend beschäftigt, im Herbst und Winter verpestete Luft einathmeten. Hier waren sie Augen- und Ohrenzeugen grober, unsittlicher Reden und Handlungen der Erwachsenen und hatten oft mehrmals im Laufe des Tages die härtesten Mißhandlungen zu erdulden. Ihre magere Kost beschränkte sich hauptsächlich auf Kartoffeln mit Salz und Wasser, Kartoffelkuchen in Rüböl gebacken und Cichorienbrühe. Im Sommer stahlen sie sich unreifes Obst und Hülsenfrüchte dazu. Ihre Erholung bestand in Spiel, Tabak, Branntwein, Unzucht und Rauferei.

In Westfalen und in der Rheinprovinz wurden so ziemlich in allen Orten der Fabrikation und in ausgedehntem Maße Kinder beschäftigt. Doch lassen sich zwei Gebiete unterscheiden, sofern Düsseldorf und Aachen sehr ungünstige Zustände auf-

[1]) Vergl. zu dieser Studie namentlich K. Anton, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung, Leipzig 1891; Thun, Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung ꝛc. der Fabrikarbeiter in Preußen, Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureaus 1877 und die Abhandlung des Verfassers „Jugendliche Arbeiter" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

weisen, während in Köln, Koblenz und Trier die Fabrikarbeit der Kinder anscheinend weniger Nachtheile im Gefolge hatte. In den schlesischen Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz war ihre Verwendung gleichfalls eine geringere; indeß wurden z. B. in den Liegnitzer Glasfabriken doch die Kinder schon vom sechsten Jahre an aufgenommen.

Auf eine Feststellung der Gesammtzahl der Fabrikkinder, sowohl absolut als im Verhältniß zu den nicht in Fabriken arbeitenden Kindern oder zu allen Fabrikarbeitern gingen die Berichte der verschiedenen Regierungen nicht ein. Die gelegentlich laut gewordene Auffassung, daß die ganze Generation durch die Fabrikthätigkeit „gleichsam im Keime vergiftet" werde, war jedenfalls übertrieben, und man wird die Zahl aller jugendlichen Arbeiter nicht zu hoch schätzen dürfen. Aber wie groß immer ihre Zahl gewesen sein mag, die Verwahrlosung war eine schreckliche. Die Fabrikanten glaubten genug gethan zu haben, wenn sie den kärglichen Lohn zahlten. Um die physische, geistige und sittliche Verbesserung Derjenigen, die für sie mit Aufopferung ihres körperlichen Wohles arbeiteten, sie in den Stand setzten, die Annehmlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens zu genießen, kümmerten sie sich nicht. Wie der sittliche und geistige, war der physische Zustand der Fabrikkinder ein äußerst mangelhafter, die Sterblichkeit eine sehr starke.

Diese Zustände führten in Preußen zum Regulativ vom 9. März 1839, das die Annahme von Kindern unter neun Jahren in Bergwerken, Fabriken, Poch- und Hüttenwerken zu einer regelmäßigen Beschäftigung untersagte. Das Maximum der täglichen Arbeitszeit jugendlicher Arbeiter unter sechzehn Jahren wurde auf zehn Stunden angesetzt, Nacht-, Sonntags- und Festtagsarbeit für sie verboten.

Wie es scheint, ging in Folge dieses Gesetzes die Zahl der beschäftigten Fabrikkinder zurück; aber beträchtlich blieb, zugleich mit den ungünstigsten Nebenumständen verknüpft, die Beschäftigung von Kindern in der Hausindustrie. Wie groß deren Zahl war, läßt sich nicht annähernd ermitteln. Als Anhaltspunkt mag die Thatsache dienen, daß damals in Krefeld unter zwei- bis dreitausend mit Spulen und Weben beschäftigten jugendlichen Arbeitern nur zwanzig Fabrikkinder waren.

In dem Maße als dann die gewerbliche Entwicklung zunahm, wuchs die Zahl der Fabrikkinder, und zu Beginn der fünfziger Jahre wurde in Preußen festgestellt, daß etwa achttausend Kinder im Alter von neun bis zwölf Jahren und vierundzwanzigtausend Kinder im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren in Fabriken thätig waren. Im Vergleich mit der Gesammtzahl von etwa zwei Millionen Kindern desselben Alters mag diese Zahl gering erscheinen. Aber man darf nicht übersehen, daß die Fabriken sich damals in wenigen Gegenden zusammengedrängt fanden und überhaupt vielleicht nicht mehr als eine halbe Million Menschen beschäftigten.

Gerade für diese Zeit sind uns durch Professor Thun's geschickte Feder von der Krefelder Seidenindustrie, der Gladbacher Baumwollenweberei, der Aachener Tuchmacherei düstere Bilder der Kinderarbeit gezeichnet worden. Beschäftigung von Kindern im Alter von sechs bis neun Jahren war allgemein üblich; selbst die von fünfjährigen Kindern kam vor. „Kinder vom fünften Jahre an sitzen in der unbequemsten Lage, mit zusammengezogenen Beinen und gebücktem Rücken in überfülltem Raume am Spulrade." Als so selbstverständlich waren die Arbeiter gewöhnt worden, die Ausbeutung der kindlichen Körperkraft anzusehen, daß daraufhin frühe Ehen unter den Fabrikarbeitern üblich wurden. In Familien mit kleinen Kindern, die noch nicht arbeiten konnten, herrschte chronischer Nothstand, während Familien mit so weit erwachsenen Kindern, daß diese fünf bis sieben Mark wöchentlich verdienen konnten, in ziemlich gesicherter Lage waren.

Die Kinder arbeiteten stets in Reih und Glied mit den Erwachsenen, die in den Textilfabriken eine Arbeitszeit von mindestens zwölf Stunden, gewöhnlich vierzehn bis fünfzehn Stunden, oft nachweisbar sechzehn bis siebzehn Stunden leisten mußten. Die Folgen für die Kinder waren schreckliche. „Schwächlinge, übermüdet, der Kopf grindig, die Augen triefend, die Brust schwindsüchtig, der Magen leidend, zum Militärdienst taugen sie nicht, in die Schule kamen sie nicht, und verirrte solch' ein Geschöpf sich

einmal dahin, so fand es wenigstens auf einige Augenblicke den Schlaf und die Ruhe, welche ihm sonst die schreckliche Stimme des Werkmeisters raubten. Von einer Schulbildung war keine Rede, viele wußten nicht ihr Alter und manche nicht einmal den eigenen Namen."

Man gewinnt auf diese Weise die Ueberzeugung, daß das Regulativ von 1839 wenig beachtet worden sein muß. Ein Umstand namentlich mochte dazu beitragen, daß es scheiterte. Die Fabrikanten waren die angesehensten Leute der Gegend, und im Gemeinderath hing oft von ihrer Stimme die Höhe der Besoldung ab, die dem Bürgermeister zugesprochen wurde. So konnten die Ortspolizeibehörden nur dort das Regulativ energisch durchführen, wo die Arbeitgeber gutwillig darauf eingingen, sich den Wünschen des Gesetzgebers zu fügen.

In manchen Kreisen war man sich daher schon damals darüber klar geworden, daß ein Ausbau des Regulativs nöthig war. Der § 10 desselben, der es den Ministerien vorbehalten hatte, besondere sanitäts-, bau- und sittenpolizeiliche Anordnungen zu erlassen, falls sie solche zur Erhaltung der Gesundheit und Sittlichkeit der Fabrikarbeiter für erforderlich hielten, bot dazu die Handhabe. Einige unliebsame Vorkommnisse legten es dringend nahe, diese Vervollständigung nicht zu lange aufzuschieben. In einer großen Spinnerei zu Barmen waren dreizehn Mädchen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren der Verworfenheit eines Aufsehers zum Opfer gefallen, der in Folge dessen zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Bei einer späteren Untersuchung hatte man in derselben Fabrik viele junge Mädchen gefunden, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet waren, sie auf ihre Familien übertragen und diese höchst unglücklich gemacht hatten.

Diese traurige Thatsache wurde im Jahre 1844 von dem Fabrikanten Schuchard zur Kenntniß des rheinischen Provinziallandtages gebracht, indem er den Antrag stellte, gesetzliche Vorschriften in Bezug auf das moralische Wohl der in den Fabriken arbeitenden Kinder zu erlassen. Indeß dauerte es noch fast zehn Jahre, bis diesen Wünschen entsprochen wurde. Zunächst wurde der Vorschlag unter Hinweis darauf, daß es sich nur um vereinzelte Uebelstände handele, abgelehnt. Als dann das Jahr 1848 kam, sah die Staatsregierung die Nothwendigkeit ein, sich socialpolitisch lebhafter als bisher zu bethätigen. Der im December des genannten Jahres in das Ministerium eingetretene Handelsminister von der Heydt konnte nicht umhin zuzugestehen, daß die Aufgabe, welche die Entwicklung der socialen Verhältnisse der Regierung stellte, von den Behörden nicht überall in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und gewürdigt worden war. So kam er dazu, Verhandlungen einzuleiten, um die Schutzgesetzgebung für die Fabrikkinder zu erweitern. Diese führten in der Folge zum Gesetz vom 16. Mai 1853 mit der Ausführungsinstruction vom 18. August desselben Jahres.

Nach den neuen Bestimmungen war die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken erst nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre gestattet. Für jugendliche Arbeiter unter vierzehn Jahren wurde die tägliche Arbeitszeit auf sechs Stunden beschränkt und der tägliche Schulunterricht auf drei Stunden festgesetzt. Bezüglich der Pausen, des Beginns und der Beendigung der täglichen Arbeitszeit, sowie der Arbeitsbücher der jugendlichen Arbeiter wurden strengere Bestimmungen getroffen.

Leider ließ die Ausführung auch dieses Gesetzes in den fünfziger und sechziger Jahren viel zu wünschen übrig, vielleicht noch mehr als die des Regulativs von 1839. Es gewährte den jugendlichen Arbeitern einen viel weiter gehenden Schutz als die ältere Verordnung. Um so mehr Schwierigkeiten stellten sich seiner Verwirklichung entgegen, und die mit der Durchführung betrauten Organe besaßen nicht Energie und Einsicht genug, sie zu überwinden. Woran das lag, ist eine offene Frage. Möglicherweise trugen die Zeitverhältnisse die Schuld daran. Unter dem frischen Eindruck des Jahres 1848 war das Gesetz von 1853 erlassen, bald darauf begann die Periode der Reaction. Diese aber schien für Bestrebungen, die auf das Wohl der arbeitenden Klassen abzielten, zunächst kein Verständniß zu haben. Erst als im Jahre 1869 der Inhalt des preußischen Regulativs und seines Ergänzungsgesetzes zum Bundes- und

Reichsgesetz erhoben worden war, waren Wille und Macht vorhanden, es wirklich auszuführen.

Einigermaßen ging immerhin die Zahl der Fabrikkinder seit 1853 zurück. Denn im Juli des Jahres 1856 wurden nach einer amtlichen Ausweisung beschäftigt in ganz Preußen 7752 jugendliche Arbeiter unter vierzehn Jahren und 16 147 jugendliche Arbeiter über vierzehn Jahren, zusammen 23 899. Größtentheils waren alle diese in Fabriken, weniger in Berg-, Hütten- und Pochwerken thätig.

II.

Die humanen Grundsätze, nach denen in der Gewerbeordnung von 1869 die Kinderarbeit in Fabriken geregelt war, vermochten nicht zu hindern, daß die Zahl der jugendlichen Arbeiter von Jahr zu Jahr erheblich anwuchs. Als man im Jahre 1875 eine Enquête über den Umfang der Kinderarbeit im ganzen deutschen Reiche machte, stellte sich heraus, daß in den Industriebezirken, auf die die Erhebung sich erstreckte, 88 000 jugendliche Arbeiter beschäftigt waren. Von ihnen waren 24 Procent im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren und 76 Procent im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren. Sie stellten etwa zehn Procent von der Gesammtarbeitskraft dar, die in diesen Industrieen vertreten war. Seitdem stieg ihre Zahl wie folgt:

Es waren in Fabriken thätig:

	Kinder von 12—14 Jahren	Junge Leute von 14—16 Jahren	Jugendliche Arbeiter zusammen
im Jahre 1882:	14 600	123 543	138 143
" " 1884:	18 703	134 282	152 985
" " 1886:	21 035	134 589	155 624
" " 1888:	22 913	169 252	192 165
" " 1890:	27 485	214 252	241 737

Vorausgesetzt, daß es sich immer um den gleichen Erhebungskreis handelte — 1884 z. B. fehlte Braunschweig — so hätte in nicht ganz einem Jahrzehnt sich die Zahl der Fabrikkinder um 88 Procent, die der jungen Leute um 73 Procent, die aller jugendlichen Arbeiter von zwölf bis sechzehn Jahren um 75 Procent vermehrt.

Nun will freilich in Betracht gezogen sein, daß in den Zahlen für 1890 die Reichslande Elsaß-Lothringen zum ersten Male mit enthalten sind. Aber auch, wenn wir die dort beschäftigten circa 11 000 jugendlichen Arbeiter in Abzug bringen, so bleibt eine erhebliche Zunahme noch, die sich auf 67 Procent herausstellt. Es heißt gewöhnlich, daß die Heranziehung jugendlicher Arbeiter zur Fabrikthätigkeit ziemlich genau der Vermehrung der Arbeiterzahl im Allgemeinen entspräche. Allein es ist nicht zu glauben, daß die Anzahl aller deutschen Fabrikarbeiter sich seit 1882 um einige 60 Procent vergrößert hätte. Das Einzige, was zugegeben werden könnte, ist, daß möglicherweise der Ausgangspunkt der Vergleichung nicht gut gewählt ist, sofern die Zahlen des Jahres 1882 aus einem zu engen Beobachtungskreise stammen. Vielleicht sind im Jahre 1882 die Angaben über die Zahl der beschäftigten jugendlichen Arbeiter hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Indeß auch, wenn man ein anderes Jahr, z. B. 1883, zum Vergleich wählt, in welchem sich die Zahl aller jugendlichen Arbeiter auf 143 210 belief, beträgt der Zuwachs bis 1890 nicht weniger als 61 Procent, selbst wenn man Elsaß-Lothringen außer Ansatz läßt.

Den besten Maßstab zur Beurtheilung der Bedeutung der Kinderarbeit bietet die Ermittelung des numerischen Verhältnisses der jugendlichen Arbeiter zu allen Fabrikarbeitern. Indeß liegen in dieser Richtung nur aus den letzten Jahren Angaben vor und nicht einmal aus allen Aufsichtsbezirken, so daß man nicht angeben kann, wie sich im ganzen Reich durchschnittlich die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter stellt. Die relativ geringste Zahl von Fabrikkindern findet man in Mecklenburg-Schwerin — 1,9 Procent aller Arbeiter — und in Posen — 3,7 Procent —; die relativ größte trifft man in Zwickau — 15,3 Procent — und in Plauen — 14,3 Procent.

Sehr erheblich erscheint die Verwendung jugendlicher Personen in der Hausindustrie zu sein und gerade hier die Ausnutzung ihrer Körperkräfte in gemeinschädlicher Weise vor sich zu gehen. Nach der Berufszählung von 1882 standen allerdings

unter 339 644 Hausindustriellen nur 4449 im Alter von weniger als fünfzehn Jahren, d. h. 1,3 Procent. Aber offenbar ist hier die Zahl der hausindustriell beschäftigten Kinder zu gering angegeben. Denn es ist zu oft und so allgemein über die zu weit reichende Kinderarbeit auf diesem Gebiete geklagt worden, als daß man nicht auf den Gedanken käme, daß viele Familienväter die regelmäßige Hausthätigkeit ihrer Kinder verschwiegen hätten. Von der linksrheinischen Seiden- und Sammtindustrie ist bekannt geworden, daß die Kinder ganz allgemein zum Spulen herangezogen werden. In der thüringischen Holzspielwaarenindustrie ist es üblich, die aus der Schule kommenden Kinder sofort beim Bemalen der Figuren oder sonstigen leichteren Handtierungen bis in die sinkende Nacht zu beschäftigen. In der Filetstrickerei der Taunusdörfer werden Kinder schon vom dritten Jahre an zum Einziehen der Gummibändchen in die Netze und Handschuhe und zum Füllen der Nadeln etwa zwei bis drei Stunden am Tage gebraucht. In dem Aufsichtsbezirk Zwickau fand der Beamte noch 1881 in kleinen Stickereien Kinder nach achteinhalb Uhr Abends und Kinder unter dem für die Zulassung in Fabriken vorgesehenen Alter beschäftigt. Ebenso wird seit Jahren, zuletzt 1890, in dem Berichte über Schwarzburg-Sondershausen Klage über die Gefahren geführt, denen die Gesundheit hausindustriell beschäftigter Kinder ausgesetzt ist. In der Porzellanindustrie z. B. werden die durch Stanzen massenhaft angefertigten kleineren Gegenstände im getrockneten Zustande aus den Fabriken abgeholt und in den Wohnungen der Arbeiter geputzt. „Zu dieser Arbeit werden fast nur schulpflichtige und noch jüngere Kinder verwendet, von denen mindestens hundert auf diese Weise Beschäftigung finden. Sie sind dabei genöthigt, in den meist engen, schlecht gelüfteten und gereinigten Wohnräumen den aus den Abfällen der Porzellanmasse sich entwickelnden Staub einzuathmen, der selbst in gut gereinigten Fabrikräumen für die Erwachsenen so verderblich ist." In hohem Maße wird, insbesondere in der Schachtelfabrikation, im Filetnähen, in der Knopfhäkelei in Schlesien noch immer in der Beschäftigung von Kindern gesündigt. Kurz, viele Anzeichen und Thatsachen lassen sich darüber vereinigen, daß von der Hausindustrie über das zulässige Maß der Kinderbeschäftigung weit hinausgegriffen wird.

Unter solchen Umständen war die Veränderung der Gesetzgebung schon lange ein Bedürfniß. Mehrfach angeregt, kam sie am 1. Juni 1891 zu Stande und ist seit dem 1. April des folgenden Jahres wirksam geworden. Zum Theil hat sie freilich die älteren Bestimmungen unbeanstandet gelassen. Dahin gehören die Anordnung einer sechs- und zehnstündigen Arbeitszeit, das Verbot der Sonntags- und Nachtarbeit, die Vorschriften über die Einhaltung der Pausen und die Führung der Arbeitsbücher. Alle diese Maßregeln hatten sich bewährt, und es lag daher kein Grund vor, an ihnen zu rütteln.

Die Hauptsache der Neuerung liegt darin, daß die Altersgrenze, bei der Kinder in Fabriken, Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Brüchen und Gruben beschäftigt werden dürfen, bis zum dreizehnten Jahre hinausgeschoben ist. Die Beschäftigung von Kindern über dreizehn Jahre ist nur gestattet, so weit sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Auf diese Weise wird voraussichtlich der Umfang der Kinderarbeit zurückgehen, sich in bescheideneren Grenzen als bisher halten, und wo die Schulpflicht bis zum vierzehnten Lebensjahre geht, überhaupt aufhören. Sie in noch stärkerem Maße zu unterdrücken, indem das Zulassungsalter erst bei vierzehn Jahren beginnen sollte, wurde im Laufe der Verhandlungen im Reichstage vorgeschlagen, fand aber weder die Zustimmung des Reichstages noch die der Regierung.

Sowie die Entwicklung bei uns vorgegangen, kann man eigentlich kaum bedauern, daß jener gutgemeinte Antrag zunächst unberücksichtigt geblieben ist. Wenn man überhaupt mit dem Erlaß socialer Maßnahmen vorsichtig sein soll, so wird man gerade auf dem Gebiete der Kinderarbeit einstweilen noch darauf verzichten müssen, schon gegenwärtig die Idealforderung verwirklicht zu sehen. Es kann leider nicht geleugnet werden, daß für gewisse Classen der Bevölkerung die Kinderarbeit eine traurige Nothwendigkeit ist. Wo eine zahlreiche Kinderschar im Familienhaushalte vorhanden,

sind der Vater oder die Eltern oft nicht in der Lage, so viel zu erwerben, daß der Unterhalt Aller auskömmlich gesichert erscheint. Die Kinder solcher Familien sind darauf angewiesen, sobald ihre Kräfte es gestatten, in die Reihe der Gewerbsthätigen einzutreten und den harten Kampf ums Dasein aufzunehmen, sei es, um sich selbst zu erhalten, sei es, um für jüngere Geschwister oder erwerbsunfähige und erkrankte Eltern zu sorgen. Die Noth des Lebens zwingt, unbekümmert um die Folgen, sich früh regelmäßiger Arbeit zu unterziehen, wo Wohlhabendere ihren Kindern noch schonende Fürsorge angedeihen lassen können. Daneben will in Betracht gezogen sein, daß in Familien, wo beide Eltern früh am Morgen das Haus verlassen, um auf Erwerb auszugehen und, wenn nicht den ganzen Tag, so doch viele Stunden fern bleiben, für die zurückgelassenen Kinder schlecht gesorgt ist. Der Besuch der Volksschule und die Erledigung der Schularbeiten lassen viele freie Muße, die, wenn die Beaufsichtigung der Eltern fehlt, gemißbraucht werden kann. Jugendheime, Knaben- und Mädchenhorte, die hier helfend einzuschreiten in der Lage sind, werden naturgemäß immer nur einen beschränkten Wirkungskreis haben können. Vielleicht darf auch in die Wagschale geworfen werden, daß unter den Entbehrungen und Strapazen, an die Kinder aus Arbeiterfamilien sich leider gewöhnen müssen, der Körper abgehärtet und früher widerstandfähiger wird, als es sonst der Fall ist, sowie eine frühere geistige Entwicklung sich zeigt.

Unter dem Druck solcher Verhältnisse kann die Lösung des Problems zur Zeit daher nicht in gänzlichem Ausschluß der Kinder aus den Fabriken gesehen werden, obwohl dieser als das anzustrebende Ideal festgehalten werden mag. Vielmehr kann es nur darauf ankommen, der Beschäftigung von Kindern Grenzen zu ziehen, die sich mit ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung vertragen. Kinderarbeit darf nicht zu einem Ersatz für die Leistungen erwachsener Männer werden; Kindern darf nicht zugemuthet werden, in Bezug auf Ausdauer und Maß mit jenen zu wetteifern, sondern ihre Thätigkeit muß ihrer werdenden Körperkraft angemessen geregelt sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann den anderen Reformen der Novelle, die allerdings gegenüber der eben erörterten Maßregel nicht sehr ins Gewicht fallen, ebenfalls nur Zustimmung gezollt werden.

Die Verfügung über die Pausen der jugendlichen Arbeiter (§ 136), daß sie für die sechs Stunden am Tage beschäftigten mindestens eine halbe Stunde betragen müsse, hat nur den Zweck, größere Klarheit als die bisherige Bestimmung: „Die Pausen müssen für Kinder eine halbe Stunde betragen" ꝛc. zu erzielen. Daß das Verbot des Aufenthalts jugendlicher Arbeiter in den Arbeitsräumen während der Pause beseitigt ist, hat ferner die Bedeutung, größeres Unheil zu vermeiden. Der Aufenthalt in den Arbeitsräumen ist nunmehr gestattet, wenn er im Freien unthunlich „und andere geeignete Aufenthaltsräume ohne verhältnißmäßige Schwierigkeiten nicht beschafft werden können." Man will durch diese Anordnung verhüten, daß die jugendlichen Arbeiter bei schlechter Witterung ins Freie geschickt werden oder ihren Aufenthalt im Wirthshaus nehmen, wo sie zum Spiele oder Trunk verleitet werden könnten. Die bisherige Vorsichtsmaßregel, daß der Aufenthalt in den Arbeitsräumen nur dann gestattet sein soll, wenn in diesen der Betrieb für die Zeit der Pausen völlig eingestellt wird, ist beibehalten.

Vergleicht man die gegenwärtige deutsche Gesetzgebung mit der ausländischen, so hat man alle Ursache, sich des Erreichten zu erfreuen. Das Zulassungsalter der Kinder zur Fabrikarbeit ist, mit Ausnahme der Schweiz, in allen anderen Staaten niedriger gegriffen. Es beträgt in Italien und Spanien neun bis zehn Jahre, in Großbritannien zehn bis elf, in Belgien zehn bis zwölf, in Oesterreich und Holland zwölf, in Frankreich zwölf bis dreizehn, in Deutschland dreizehn, in der Schweiz vierzehn Jahre. Was aber die tägliche Arbeitszeit anbetrifft, so ist sie abgesehen von der Schweiz, wo eben Kinder unter vierzehn Jahren gar nicht zur Fabrikarbeit herangezogen werden dürfen, nur in England geringer als bei uns angesetzt. Es ist erlaubt, Kinder unter vierzehn Jahren zu beschäftigen in England viereinhalb bis fünf Stunden,

in Deutschland sechs, in Oesterreich und Italien acht, in Frankreich zehn, in Holland elf, in Belgien zwölf Stunden am Tage. Bekanntlich war dieser Punkt einer derjenigen, auf dessen Regelung die internationale Arbeiterschutzconferenz in Berlin vom Jahre 1890 eifrigst Bedacht nahm. Aber sie begnügte sich mit der Formulirung, „es ist wünschenswerth, daß die Kinder unter vierzehn Jahren von den ungesunden oder gefährlichen Beschäftigungen ausgeschlossen oder wenigstens nur unter gewissen schützenden Bedingungen zugelassen werden", ohne die normale Arbeitszeit aufzustellen. Höchst wahrscheinlich wird es noch auf geraume Zeit hinaus bei dieser „Anregung" sein Bewenden haben. Sicher ist, daß in Italien, Belgien, Holland die Lage der Fabrikkinder eine viel schlimmere ist, als bei uns. Zuverlässige und glaubwürdige Zeugnisse liegen darüber vor. In Frankreich und England ist ihre Thätigkeit auch kaum eine leichtere und wird jedenfalls in großem Umfange geübt. Nur die Schweiz scheint eine rühmliche Ausnahme zu machen.

Hat man somit alle Ursache, sich zur neuesten Ausdehnung des Schutzes der Kinderarbeit sympathisch zu verhalten, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß zwei Gefahren aus den neuen Maßregeln drohen.

Die eine betrifft die Möglichkeit, daß die aus den Fabriken verdrängten Kinder zahlreicher als bisher in der Hausindustrie Unterkunft finden. Eine häufigere Beschäftigung der Kinder aber in hausindustriellen Werkstätten würde eine Verschlechterung der heutigen Zustände bedeuten. Es steht unumstößlich fest, daß die hygienische Beschaffenheit dieser Betriebe auch den bescheidensten Anforderungen in den meisten Fällen Hohn spricht, daß die Arbeitszeit länger, der Lohn niedriger ist als in den Fabriken. Wie mir scheint, gibt es hier keinen anderen Ausweg, als die Hausindustrie ebenfalls der Fabrikinspection zu unterstellen. Freilich mag die gesetzliche Ueberwachung derselben sehr große Schwierigkeiten bieten; bei den unbehaglichen Zuständen, die diese Unternehmungsform hervorgerufen hat und noch immer neu erzeugt, wird doch nichts Anderes auf die Dauer übrig bleiben, als ihr auf dem Wege der Gesetzgebung ähnliche Schranken zu ziehen, wie sie jetzt der Thätigkeit in Fabriken gezogen sind. Von der oben erwähnten hausindustriellen Porzellanindustrie in Schwarzburg-Sondershausen sagt der besichtigende Beamte sehr richtig: „Die Ausführung solcher Arbeiten gehört in einen gut ventilirten und täglich gereinigten Fabrikraum, dessen Ueberwachung jederzeit leicht durchzuführen ist." Zu derartigen Einschränkungen wird es naturgemäß über kurz oder lang kommen müssen.

Die zweite Gefahr zeigt sich darin, daß durch das Verbot der Beschäftigung von Kindern ein Ausfall in den Einnahmen einer Arbeiterfamilie entstehen kann. Die gut gemeinte Schutzbestimmung kann vorübergehend von den betroffenen Kreisen sehr schmerzlich empfunden werden. Wo notorischer Eigennutz der Eltern die Kinder seither zu übermäßiger Anstrengung veranlaßte, wird man die Neuerung zwar nur als heilsam bezeichnen können. Wo aber die Noth des Lebens dazu zwang, die Kinder früh zur regelmäßigen Arbeit anzuhalten, da wird freilich zeitweilig ein noch größerer Mißstand sich geltend machen. Tröstend wirkt es bei dieser Erwägung, daß die finanziellen Verhältnisse durch den allmäligen Uebergang geschont worden sind und durch den Wegfall der Kinderarbeit die Erwachsenen größeren Spielraum zum Verdienst gewinnen werden.

Alles zusammen genommen kann die Novelle zur Gewerbeordnung auf dem von uns hier berührten Gebiete nur als segensreich gepriesen werden. Sie hat wirthschaftliche Bedeutung für die Arbeiter im Allgemeinen, indem sie den Erwachsenen Luft verschafft zu freierer Bewegung. Sie ist für die Kinder wichtig wegen des Einflusses der Fabrikarbeit auf die körperliche Entwicklung und Gesundheit. Wenn es richtig ist, daß die starke Zunahme der Kinderarbeit in den Fabriken während der letzten Jahre vielfach nur durch den gegenseitigen Wettbewerb der Fabrikanten veranlaßt war, dann werden die Unternehmer selbst es kaum zu bedauern Ursache haben, daß sie die minderwerthige, wenn auch wohlfeile Kinderarbeit, nicht mehr so reichlich wie früher benutzen dürfen.

Rostock. Wilh. Stieda.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, Anfang Juni.

Das Wesen aller Kritik ist der bewußte oder unbewußte Vergleich. Je nach Höhe und Anzahl der Vergleichspunkte wird das Urtheil über ein und dieselbe Erscheinung verschieden ausfallen. Wir haben in diesem Winter das Rosé-Quartett hier gehört. Ständen nicht im Hintergrund unseres Abschätzungsfeldes die Vorträge von Joachim und Genossen, wir könnten mit gutem Gewissen die Leistungen der Wiener Gäste als höchst vollendete rühmen; so muß man doch sagen — ohne den ausgezeichneten Künstlern im Geringsten zu nahe zu treten und bei aller Anerkennung der Feinheit und Ausgeglichenheit ihres Spiels — daß sie an Tiefe und Vergeistigung der Auffassung hinter unserem heimischen Meisterquartett zurückstehen.

Wir danken dieser Vereinigung, in deren Zusammensetzung durch den Tod des trefflichen de Ahna und den Eintritt Johann Kruse's an seine Stelle eine nur unwesentliche Veränderung eingetreten ist, die Bekanntschaft mit zwei interessanten neuen Werken. Das eine ist ein Quartett in Es-dur von Eugen d'Albert. Am meisten Selbständigkeit und Charakter hat darin wohl das höchst anziehende, romantische Scherzo mit seiner geistvollen Kontrapunktik und seinen eigensinnigen Tactverschränkungen. Nach dem phantastischen Spiel dieses Satzes gießt die innige Cantilene des Adagios weiche Ruhe über die Stimmung des Hörers. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die übrigen Sätze weniger bedeutend wären, aber sie tragen nicht so für Jeden sichtbar den Stempel eines unabhängigen Künstlerthums aufgedrückt, wie das Scherzo und das Adagio. Die zweite Neuheit war ein Streichquintett in C-moll (op. 77) von H. von Herzogenberg. Ein tief leidenschaftliches Allegro, ein schlicht volksthümliches Thema mit Variationen, ein sehr originelles Allegro vivace, und ein ebenso kunstvoll gearbeitetes, wie frei und leicht erfundenes Finale. Sätze von solcher Geschlossenheit und Concentration des Ausdrucks können nur aus der Blüthe höchster Meisterschaft herausreifen.

Ein anderes Werk von Herzogenberg brachte die Kammermusikvereinigung Barth, Wirth, Hausmann zur Aufführung: ein Klavierquartett in E-moll (op. 75) von eigenthümlich herber Schönheit. Ich habe bei Herzogenberg öfter den Eindruck, daß er den letzten Rest seiner Empfindung nicht ausspricht, wie aus Scheu, sein innerstes Fühlen vor aller Welt zu entblößen. Auch bei diesem Quartett. Der Componist gibt gewissermaßen nur die Grundtöne einer Stimmung und wartet, daß die Seelen und Herzen seines Publicums die harmonischen Obertöne widerklingen lassen. Das ist für eine feingestimmte Hörerschaft von großem Reiz, steht aber vielleicht der Wirkung des Stückes auf weitere Kreise entgegen. Aus den übrigen Darbietungen der genannten Künstlergenossenschaft wäre noch ein Klavierquartett in H-moll (op. 14) von Robert Kahn hervorzuheben. Kahn hat sich schon durch andere Musikwerke und durch eine Anzahl von Liedern bemerkenswerth hervorgethan. Daß er in rüstigem Fortschreiten begriffen ist, zeigt dies Quartett. Es trägt selbstbewußte, trotzige Züge

und rauscht erregt und unruhig an uns vorüber. Nur der langsame Mittelsatz in As-dur wirft freundliche Lichter über den dunkeln Grund.

Eugen d'Albert hat sich in letzter Zeit noch öfter als Componist hervorragend bethätigt. Das Klavierconcert von ihm, das Frau Teresa d'Albert-Carreño spielte, ist eine bedeutsame Aeußerung seines zu ernsten Zielen aufstrebenden Talentes Nach Brahms' Vorgang hat d'Albert dem Stück vier Sätze gegeben; aber das Beispiel des großen Meisters ist in diesem Fall nicht zur Nachahmung zu empfehlen, denn in drei Sätzen lassen sich alle Möglichkeiten erschöpfen, die in dem Kämpfen zweier selbständigen Individuen gegeben sind, ein vierter Satz ist also mindestens nicht nothwendig. Ferner führte d'Albert in einem eigenen Concert eine Klaviersonate in Fis-moll (op. 10) vor, die durch Reichthum der Erfindung und klare Knappheit der Form gleich ausgezeichnet ist. Die drei Sätze folgen einander in glücklicher Steigerung. Der dritte, eine Tripelfuge von mächtigem Anstieg, legt die große Begabung des Componisten für die Handhabung strenger Formen überzeugend dar. Wie oft sieht man nicht in der Neuzeit contrapunktische Künsteleien zur Bemäntelung der Erfindungsarmuth anwenden. Bei d'Albert ist die Polyphonie höchstes Mittel der Steigerung und reiner Gedankenausdruck; sie ist Kern, nicht Schale. Das ergibt den tiefen künstlerischen Eindruck, den dieser letzte Satz der Sonate hervorbrachte.

Der Klavierspieler verhalf dem Componisten auch äußerlich zu einem ganzen Erfolg. Es zeigte sich wieder, daß d'Albert von unsern jüngeren Pianisten weitaus der bedeutendste ist. Er steigt in die letzten Tiefen der Kunstwerke hinab und fördert das Gold ihres Stimmungsgehalts lauter und unverfälscht zu Tage. Sein Vortrag macht immer den Eindruck des Nothwendigen und Selbstverständlichen, weil jede Nüance in engstem Zusammenhang mit dem Ganzen steht und nie um des bloßen Effects Willen da ist. Das vor Allem berührt so wohlthuend an seinem Spiel. Nur schwer begreift man, wie in der öffentlichen Meinung gegen solchen Musiker von echtem Schrot und Korn ein Geschwindkünstler wie Moriz Rosenthal ausgespielt werden konnte. Rosenthal ist eigentlich ein Anachronismus. Wir durften hoffen, daß durch Joachim, Bülow und ihre jüngeren Nacheiferer das Zeitalter der Virtuosen, dieser Zaungäste der Kunst, glücklich überwunden sei. Und nun ersteht in Rosenthal ein so unbedingter Vertreter der reinen Fingerfertigkeit, daß man ihn fast als Typus der ganzen Richtung bezeichnen kann. Wo er mit einer ernsten Composition, einem empfindungstiefen Stück von Chopin oder gar einer Beethoven'schen Sonate zu thun hat, da klafft zwischen ihm und seinem Vortragsobject ein breiter seelischer Abstand, über den keine Brücke führt. Auch wo es sich nur um die Entfaltung eines sehr feinen Geschmacks handelt, leidet er oft genug Schiffbruch. Sobald er jedoch alle Künste seiner eminenten Technik spielen lassen kann, wie in seiner Paraphrase über Strauß'sche Walzer, wird man ihm mit ungetheiltem Vergnügen zuhören. Man soll diese technischen Fertigkeiten nicht gering anschlagen, sie sind das Resultat eisernen Fleißes und einer ganz besonderen Begabung; aber man soll sie auch beileibe nicht überschätzen. Denn mit dem eigentlichen Wesen der Musik hat es nichts zu schaffen, ob Jemand im Stande ist, eine Terzen- oder Octavenpassage noch ein wenig schneller zu spielen, als alle Anderen; der höhere oder tiefere Stand des Metronomschiebers kann niemals ein Gradmesser für künstlerische Leistungen sein.

In den philharmonischen Concerten mußten immer noch neue Capellmeister für neue Compositionen entschädigen. Nach Richter und Maszkowski hörten wir Felix Mottl aus Karlsruhe und Hermann Levi aus München. Wenn der Erste durch die Gemessenheit seines Vortrags imponirte, so öffneten sich Levi's warmer und lebhafter Musikempfindung willig die Herzen aller Hörer. Das letzte Concert war ein rechter Feiertag: es brachte uns die Freude, Hans von Bülow wieder am Dirigentenpult begrüßen zu dürfen. Es ist wohl ganz gut gewesen, daß er eine Zeit lang sich der Orchesterleitung enthalten mußte. Bei fortdauernd vollendeten Leistungen verliert man leicht das Maß der Schätzung und nimmt Ungewöhnliches ohne Dank hin wie tägliches Brot. Der kaleidoskopische Capellmeisterwechsel hat dem Publicum erst

wieder klar gemacht, was Bülow für das Berliner Musikleben eigentlich bedeutet, und Mancher, der sich früher über allzu temperamentvolle Thaten und Reden des nervösen Künstlers innerlich geärgert hat, mag ihm bei seinem letzten Dirigiren zugejubelt haben mit dem Wunsch, im nächsten Winter ihn allein, völlig wieder hergestellt, an der Spitze des philharmonischen Orchesters zu sehen. Denn nur wo eine Persönlichkeit herrscht, wird Ganzes und Einheitliches erzielt.

Die Abonnementsconcerte der königlichen Kapelle haben unter Felix Weingartner den hochconservativen Charakter, den sie früher trugen, glücklicherweise eingebüßt; die Programmmischung berücksichtigt jetzt die linke Seite ebenso sehr, wie die rechte. Außer einer Wiederholung von Berlioz' „Symphonie phantastique" erregte namentlich die vollständige Aufführung der Sinfonie „Romeo und Julie" Interesse. Manche Sätze, vor Allem das duftige Scherzo „Fee Mab", sind in hiesigen Concerten schon öfter gehört worden; das im vocalen Theil unverkürzte Werk war Neuheit. In „Romeo und Julie" schiebt sich Fesselndes und Bedeutungsloses durcheinander, wie häufig bei Berlioz. Ihm ist am wohlsten, wenn er so recht in den Instrumenten wühlen, Tonfarben mischen und wunderbare Klangwirkungen combiniren kann. Da kommt es denn wohl vor, daß er über dem Instrumentiren das Componiren vergißt. Aber unter der schillernden Orchesterhülle wird der Hörer immer nach einem vom Athem des Gefühls belebten Organismus suchen und enttäuscht sein, wenn er nur die Glieder einer Holzpuppe findet. Ganz neu für Berlin war eine Sinfonie in H-moll von Alexander Borodin. Das Stück ist zahm in der Form und wild im thematischen Gehalt, westeuropäisch auf der einen und sarmatisch auf der anderen Seite. Diese Gegensätze treten sich am schroffsten gegenüber im ersten Satz, einem pessimistisch düstern Bild, und im letzten, der Töne derbster Lebensluft anschlägt. Als Ganzes wirkt die Sinfonie mit ihrer fest umrissenen Eigenart, mit ihrer scharf pointirenden Rhythmik und Melodik reizvoll fremdartig, vielleicht sogar Anfangs befremdend, aber sicher anregend.

Von den musikalischen Vereinen hat sich der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs ein großes Verdienst erworben durch die Aufführung von Edgar Tinel's Oratorium „Der heilige Franciscus". Der von Ludwig de Koningk gedichtete Text paraphrasirt bald freier, bald in engerem Anschluß an die Ueberlieferung das Leben und Sterben des Heiligen von Assisi. Das Weltkind Giovanni Bernardone, genannt Francesco, wird uns auf einem Fest vorgeführt, dessen Fröhlichkeit er durch den Vortrag einer Romanze zu hellem Jubel anfeuert. Auf dem Heimweg ruft ihn eine Himmelsstimme bei Namen, und befiehlt ihm, unter dem Zeichen des Kreuzes die Völker zu bekehren. Der zweite Theil schildert das gottselige Thun des jetzt von aller Weltlust abgewandten, asketisch lebenden Sectirers, und der dritte malt seinen Tod und seine Verklärung. Der Componist hat die Textworte auf das Glänzendste in Töne aufgelöst. Ihm ist kein musikalisches Ausdrucksmittel fremd; er kennt alle Heimlichkeiten des strengen Satzes und alle Kunstgriffe modernster Harmonisirung und Instrumentirung. Dazu kommt, daß seine melodische Erfindung frisch, ungezwungen und ohne Stocken fließt. Das sind Eigenschaften, die selten genug sich vereinigen, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu verdienen. Edgar Tinel ist in Berlin durch eine kleinere Kantate bekannt geworden: „Mohnblumen", die der Bloch'sche Opernverein vor Jahren aufführte. Der Franciscus ist wesentlich bedeutender, an äußerem Umfang — das vollständige Werk dauert vier Stunden — wie an musikalischem Gehalt. Die Einkleidung blendet förmlich durch ihre Farbenpracht und die reiche Gegensätzlichkeit der Bilder und Gestalten. Von leichter Lebenslust bis zu ekstatischer Verzückung führt die Stufenleiter der Empfindungen, die hier mit sicher formender Hand dargestellt werden. Und aus jeder Nummer schaut hellen Auges eine jugendlich warme Natur hervor, voll Ueberschwang manchmal, und unbekümmert um das äußere Maß, aber doch wieder voll instinctiven Feingefühls für das künstlerisch Statthafte. Eine eigene Neuerung sind die unisonen recitirenden Baßchöre, die das unpersönliche Element vertreten, etwa in der Art, wie der Erzähler in der Bach'schen Passion. Oefters hat

Tinel anachronistisch-realistische Anwandlungen. Auf dem Fest, das den ersten Theil eröffnet, tanzt die Jugend von Assisi einen lustigen Reigen, und dazu ertönt ganz modern ein reizender Ländler. Gegen den Schluß desselben Theils versinnbildlichen Tamtamschläge und dumpfe Hornstöße den Schlag der Thurmuhr und den Umzug des Wächters. Die Stelle ist ungemein interessant, weil Orchester, Horn und Gong jedes seinen eigenen Tact festhält, was höchst originelle rhythmische Verschiebungen zur Folge hat. Mit größter Unbefangenheit schreitet der Componist über solche Stellen hinweg; sie wirken bei ihm so naiv, wie das Costüm des Cinquecento auf Paolo Veronese's „Hochzeit zu Cana". Und daß er das kann, ohne ins Stillose zu verfallen, scheint mir ein Beweis für sein starkes Talent, das ohne viel zu reflectiren aus dem Vollen eines intensiv künstlerischen Fühlens schöpft. Das Werk stellt außerordentlich hohe Anforderungen an die Ausführenden; durch seine nach jeder Richtung hin tadellose, zum Theil hervorragende Wiedergabe hat sich der Ochs'sche Chor eine erste Stellung unter den Berliner Gesangvereinen erobert.

Auf dem Gebiet der Oper herrschte immer noch ein reges Leben. Bei Kroll gastirte eine französisch-italienische Operntruppe. Sie bestand zum Theil aus den Mitgliedern der französischen Gesellschaft, die vor Weihnachten Gounod's „Philemon und Baucis" zur Aufführung gebracht hatte. Diesmal machte „Mireille" desselben Componisten den Anfang. Der Text ist von Michel Carré aus Mistral's bekanntem provençalischem Epos gezogen. Bei der hiesigen Darstellung hatte die Oper drei Acte und schloß mit der Vereinigung der Liebenden. Im Original, das ich nicht kenne, soll sie fünf Acte umfassen und die Heldin eines traurigen Todes sterben. Wie diese Liebesgeschichte ohne Höhen und Tiefen — der Widerstand eines reichen Pächters gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem armen Korbflechter wird durch die unerschütterliche Treue Mireille's besiegt — zu fünf Acten gedehnt werden konnte, ist nicht recht einzusehen; sie reicht nicht einmal aus, um drei Acte lang das Interesse des Hörers festzuhalten. Nur der Anmuth von Gounod's Musik ist es zu danken, daß man sich schließlich nicht ermüdet abwendet. Einige Nummern, wie das Lied des provençalischen Hirten im dritten Act, sind stark national gefärbt und dadurch von eigenthümlichem Zauber; Anderes ist wieder matter. Weist die Partitur auch nichts von dem Schwung und dem Feuer der „Margarethe" auf, so wird man sie doch immer hochschätzen wegen ihrer Grazie und der eleganten Arbeit ihrer mehrstimmigen Nummern.

Die Gesellschaft ging bald auseinander, und einige Mitglieder fügten sich, so gut es gehen wollte, zeitweise in das Kroll'sche Ensemble ein. Dadurch kam gelegentlich eine Vorstellung von Rossini's „Barbier" zu Stande, welche trotz der leidigen Sprachmengung — deutsch, französisch, italienisch — in ihrer Gesammtheit doch die beste ist, die ich bisher gesehen habe. Die kokette Rolle der Rosine gab die als Gast anwesende Frau Emma Nevada mit erstaunlicher Kehlfertigkeit und viel schauspielerischer Gewandtheit. Sie handhabt ihr Organ wie ein Instrument, wie eine Flöte; in Regionen, wo die Stimmgrenze anderer Sängerinnen liegt, scheint sie sich erst recht heimisch zu fühlen. Viel Empfindung darf man wohl nicht von ihr verlangen, aber davon ist in Coloratur-Arien gemeinhin auch wenig zu spüren. Herr Padilla war als Figaro ganz ausgezeichnet — abgesehen natürlich von einiger Sprödigkeit der Stimme, die das unabwendbare Alter mit sich bringt. Besondere Genugthuung gewährte die Darstellung des Basilio durch Herrn Mayan. Die Rollen des Bartolo und des Basilio gleichen verschlissenen Mäntelchen, die sich von Generation zu Generation vererben, und die jeder neue Träger mit einem Flicken besetzt, wodurch denn glücklich der ursprüngliche Stoff gar nicht mehr zu erkennen ist. Herr Mayan enthielt sich gänzlich aller der üblichen schalen Witzchen und wirkte durch seine Natürlichkeit nur um so komischer. Es sollte einmal ein Regisseur den Muth haben, die Oper von Grund aus neu in Scene zu setzen und die Entstellungen zu tilgen, die sich im Lauf der Zeit eingenistet haben. Es würde wie bei alten Palimpsesten ganz Ueberraschendes und sicherlich Schönes zu Tage kommen. Von den Gästen, die sonst noch bei

Kroll auftraten, ist namentlich Frl. Prevosti zu nennen, die geistvolle Darstellerin und Gesangskünstlerin. Sie gab diesmal, außer der Violetta und Lucia, auch die Linda von Chamounix. Das Stück ist mit Unrecht vergessen, es fließt mehr dramatisches Blut in ihm, als in der Lucia und Sonnambula, und eine Sängerin von den Qualitäten Franceschina Prevosti's findet hier reichlich Gelegenheit, alle Seiten ihrer beweglichen Natur zu zeigen. Neben ihr machte sich Herr Quirino Merly in der Rolle des Boisfleury als vorzüglicher Baßbuffo bemerkbar.

Die königliche Oper ist sehr rührig, neue Werke herauszubringen. In dieser Spielzeit hat sie uns mit nicht weniger als acht Opernnovitäten bekannt gemacht. Das erste, was wir nach Leoncavallo's Bajazzi zu hören bekamen, war die „Hexe" von August Enna. Der Text schließt sich eng an Fitger's Drama an, aber doch nicht so eng, daß nicht einige Verschlechterungen Platz gefunden hätten. Bei Fitger entwickelt sich die Handlung logischer; die Figuren des Simeon und Lubbo sind schärfer gezeichnet, die schnell aufkeimende Liebe zwischen Edzard und Almuth wird besser motivirt, die Katastrophe geschickter eingeleitet. Eine Scene des Originals hat Enna sich unbegreiflicher Weise entgehen lassen; ich meine die Episode aus der Feier am Vorabend der Hochzeit: Almuth zwingt sich trotz ihres Liebeswehs zum Tanz, bricht aber, von Seelenschmerz überwältigt, im Arm ihres Burschen zusammen. Das ist doch wie für die Opernbühne geschrieben! Dagegen wird der Grundfehler von Fitger's Stück beibehalten. Thalea's tragische Schuld besteht darin, daß sie ihren Verlobten nicht frei gibt, trotzdem sie weiß, sein Herz gehört nicht mehr ihr, sondern ihrer Schwester, und trotzdem sie weiß, Almuth liebt Edzard glühend wieder. Wenn Lubbo sie ersticht, weil er und das Volk mit ihm sie für eine Hexe halten, so ist dadurch der Conflict zwar aus der Welt geschafft, aber es ist etwas Aeußerliches, Zufälliges, das diese Wendung herbeiführt; der Knoten wird durchhauen, nicht gelöst. Der Componist soll ein junger Däne von einigen dreißig Jahren sein, der sich aus bitterster Armuth unter unsäglichen Mühen emporgerungen hat. Das wackere Streben verdient jedenfalls Anerkennung. Mit den ungünstigen äußeren Verhältnissen mag es zusammenhängen, daß Enna in seiner Erstlingsoper nicht das erreicht hat, was er sonst vielleicht hätte erreichen können. Er steht vorläufig noch umschauend im Kreise seiner Genossen, unschlüssig, nach welcher Seite er sich schlagen soll. Sein persönlicher Geschmack scheint der älteren Oper zuzustreben, doch glaubt er wohl der neueren Richtung eine Beachtung Wagner's schuldig zu sein, und so operirt er denn ohne großes Glück mit Leitmotiven und Reminiscenzen an Wagner'sche Ausdrucksmittel. Anlage für das Dramatische in der Musik hat er ganz entschieden, auch Sinn für flüssige, natürliche Gestaltung, wie die Volkschöre, besonders der Spinnchor, der Hochzeitsmarsch und ähnliche Stücke beweisen. Wir müssen also noch abwarten, ob es ihm gelingt, seine eigene Individualität zu finden, und ob diese stark genug sein wird, um dauerndes Interesse zu erregen.

Mascagni erscheint zum dritten Mal im königlichen Opernhaus. Sein neuestes Werk „Die Rantzau", mit Text von G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci nach Erckmann-Chatrian, bedeutet, wenn nicht einen Rückschritt, so doch einen bedenklichen Stillstand. Die „Cavalleria rusticana" hatte Enthusiasmus erregt wegen ihres packenden Stoffes und der flackernden Gluth der Musik. Nach dem „Freund Fritz" stellte sich eine gelinde Enttäuschung ein, denn die Musik paßte sich gar zu widerwillig der Handlung an. Bei den „Rantzau" muß man sich erstaunt fragen, wie es möglich ist, daß ein augenscheinlich talentvoller Componist sich so vollständig über die Grenzen seines Könnens und das Gebiet seiner Begabung täuschen kann. Gerade für das ungekünstelte Empfinden des deutschen Landvolks fehlen ihm so viele Töne! Seine Natur drängt ihn auf das leidenschaftlich Bewegte, und so trägt er denn überall Leidenschaft hinein, auch in Situationen, die an sich völlig harmlos sind. Zu Anfang der Oper singen Männer und Frauen ein Frühlingslied. Mascagni setzt dazu eine Musik, die sich in unruhigsten Rhythmen und fortwährendem grundlosen Tactwechsel gefällt. Als Johann Rantzau in das Haus seines Bruders eintritt, um

von ihm die Einwilligung zur Heirath der beiden Kinder zu erbitten, bricht im Orchester ein solch betäubender Lärm los, als ob das allergrößte Unglück geschehen wäre. Dergleichen Incongruenzen zwischen Musik und Bühnenvorgang lassen sich viele nachweisen. Der erste Act verläuft ziemlich uninteressant. Im zweiten wird die Stimmung belebter. Das viel getadelte Kyrie, das immer durch den Chor der dreschenden Knechte unterbrochen wird, paßt ganz wohl an den Ort, wo es steht, und ist charakteristisch und wirkungsvoll erfunden. Die Scene kommt auch im Erckmannschen Drama vor, und die Bearbeiter haben sie als willkommenen Fund in die Oper hinübergenommen. Großen Eindruck macht der Streit Johann's mit seiner Tochter. Herr Bulß brachte übrigens diese Scene gerade vorzüglich zur Darstellung. Die bedeutendste Nummer dürfte das Liebesduett zwischen Georg und Louise im dritten Act sein; es ist voll Schwung und dabei von einer Gefühlsinnigkeit, wie sie Mascagni nur selten zur Verfügung steht. Im Ganzen thut die Musik nicht genug, um uns über die mancherlei Schwächen des Textes hinwegzuhelfen. Der tüchtige Roman der elsasser Dichter ist allmälig zu einem immerhin mit Geschick aufgebauten Bühnenstück und einem mäßigen Opernbuch verdünnt worden. Wenn die „Rantzau" dennoch bei der Erstaufführung einen geradezu stürmischen Erfolg hatten, so lag das erstens an der ausgezeichneten Darstellung, bei der die Damen Hiedler und Rothhauser und die Herren Bulß, Krolop, Rothmühl und Philipp betheiligt waren; und es lag ferner daran, daß Mascagni selbst sich zu dieser Vorstellung eingefunden hatte. Ihn für den Beifall danken und immer wieder vor der Rampe erscheinen zu sehen, dünkte das Publicum schon einigen Händeklatschens werth.

Durch die persönliche Anwesenheit des Componisten fiel auch über die komische Oper „Die Räuber" von Anton Rubinstein ein besonderer Glanz. Rubinstein hat den einactigen Scherz von Wichert wohl etwas zu ernst genommen, es geht in der Musik Anfangs ein wenig gesetzt zu; aber wenn die Räuber auf der Bühne so recht lustig werden und singen und tanzen, dann thaut auch der Componist auf und schüttet eine Menge reizender Melodien über die Hörer aus. Ein prächtiges Stücklein ist die Coloratur-Arie, die Frau Herzog vollendet sang. Außer ihr theilten sich die hervorragendsten Kräfte der Hofoper in die Rollen des Werkes, das auf das Sorgfältigste vorbereitet und höchst stattlich inscenirt war. Zugleich mit den „Räubern" wurde ein Ballet Rubinstein's „Die Rebe" zum ersten Mal aufgeführt. Wer hätte je gedacht, daß die Reblaus sich choreographisch verwenden ließe? Hier tritt sie leibhaftig in Gestalt kleiner grauzottiger Unholde auf, welche die zarten Reben durch ihre Umarmung tödten. Dann erscheint die Wissenschaft mit der bekannten Leuchte, erweckt prompter, als es in Wirklichkeit leider möglich ist, die Rebe zu neuem Leben, und scheucht das perfide Insect in seine Schlupfwinkel zurück. Durch diese naturwissenschaftliche Handlung zieht sich eine Liebesgeschichte mit moralischer Nutzanwendung. Aus Rubinstein's Musik ragen die Tänze der verschiedenen Weine durch charakteristische Färbung und liebenswürdige Erfindung hervor; auch manche andere Nummer weist erlesene Feinheiten auf, doch hat wohl „Die Rebe" ebenso wie „Die Räuber" für das reiche Schaffen des Componisten der Oceansymphonie und der „Maccabäer" nur den Werth eines Intermezzos. Der sehr warme Beifall, den beide Stücke fanden, zielte auch weiter, als nur auf die Darbietungen dieses Abends: er galt der ganzen Persönlichkeit Rubinstein's, dem genialen Klavierspieler, dem Schöpfer so vieler herrlicher Werke, dem edeln, allezeit hülfsbereiten Menschen. Deshalb konnte Jeder von Herzen in die lauten Huldigungen mit einstimmen.

Dasjenige musikalische Ereigniß, das die Erwartungen am meisten gespannt hatte, war die Aufführung von Verdi's „Falstaff" im Königl. Opernhause durch die Mitglieder des Teatro alla Scala in Mailand. Eine komische Oper von Verdi, der mit dem tragischen Pathos fast verwachsen schien! Es steht ganz vereinzelt in der Musikgeschichte da, daß ein Componist in seinem achtzigsten Jahre noch ein Schaffensgebiet betritt, dem er sein Leben lang fern gestanden hat — nur etwa Haydn könnte man als ähnliche Erscheinung heranziehen — und daß ihm hier ein Werk von höchster

Bedeutung gelingt. Lombroso grübelt in der „Gazzetta musicale di Milano" über dies Phänomen und kommt zu dem Schluß, eine so unverwüstliche Schöpferkraft sei einem physiologischen Wunder gleich zu achten.

Die ungewöhnliche Elasticität von Verdi's Talent haben wir an der Stilwandlung in seinen letzten Werken „Aida" und „Othello" beobachten können; trotzdem wirkt der „Falstaff" überraschend: er ist nicht nur das Geistreichste und Feinste, was Verdi geschrieben hat, sondern wohl überhaupt die beste komische Oper der letzten Zeit. Der officielle Titel des Stückes ist „Commedia lirica", was man, analog dem „Musikdrama", mit „Musiklustspiel" übersetzen könnte. Es soll schon äußerlich nicht an die gewöhnliche italienische komische Oper erinnert werden, zu der „Falstaff" auch nur oberflächliche Beziehungen hat. Das Seccorecitativ fehlt ganz; zu allen Reden der handelnden Personen führt das reich und selbständig behandelte Orchester eine ausdrucksvolle Gegenrede. Wagner's „Meistersinger" sind anscheinend Vorbild für die Factur gewesen, aber das italienische Werk ist von dem deutschen so verschieden, wie die beiden Nationen selbst: das eine hell, freudig, durchsichtig, das andere dunkler und tiefsinniger. Die große Linienführung des jüngeren Verdi hat der ältere aufgegeben. Deshalb von melodischer Erfindungsarmuth zu reden, wäre durchaus verfehlt. Verdi's Melodik quillt vielleicht noch üppiger als sonst; sie ist nur, naturwissenschaftlich gesprochen, in einen allotropischen Zustand übergegangen. Während sie sich früher in einer einzelnen Stimme breit ausdehnte, durchdringt sie jetzt das ganze Orchester, den Chor und alle Solostimmen in kürzeren, zierlichen Phrasen; sie belebt jedes Instrument und füllt jede Ensemblestimme mit individuellem Gehalt. Dadurch verzichtet die Oper freilich auf billige Popularität — aber warum soll ein großer Componist nicht auch einmal nur für die Spitzen des musikalischen Publicums schreiben?

Den Text hat Arrigo Boito, selbst ein bekannter Componist, mit vielem Geschick nach Shakespeare's „Lustigen Weibern" zusammengestellt. Der erste Act beginnt wie im Original, nur daß Dr. Cajus hier wie im ganzen Stück die Stelle von Schaal und Schmächtig zugleich mit vertritt. Nach seinen Verwünschungen über die schlechte Welt complimentiren ihn Bardolph und Pistol zur Thür hinaus, mit einem kanonischen Amen, so grotesk wie das Amen von dem parodistischen Requiem auf die todte Ratte in Berlioz' „Damnation de Faust". Falstaff schreibt dann die Briefe an Frau Page und Frau Ford — es sind die ursprünglichen englischen Namen Ford, Mrs. Quickly ꝛc. beibehalten — und die Weigerung Bardolph's, den Liebesboten zu spielen, weil seine Ehre es ihm verbiete, gibt Anlaß zu der bekannten Declamation über die Ehre aus Heinrich IV., die Boito' als charakteristisch für den dicken Ritter herübergenommen hat. Der zweite Theil zeigt die Frauen in Verschwörung gegen den verliebten Schlemmer, und die Männer in Verschwörung gegen die Frauen. Diese ganze Scene ist ein Cabinetsstück musikalischer Kunst: zu dem pikanten, im $^6/_8$ Takt trippelnden Quartett der Frauen tritt das Quintett der Männer im $^2/_2$ Takt, und dazwischen hindurch schlingt sich, bald tändelnd, bald sehnsüchtig verlangend, das Duett Fenton's und Nanetta's. Im zweiten Act bringt Mrs. Quickly Falstaff die Nachricht, daß Frau Ford ihn erwarte, und führt sich Ford in Verkleidung bei Falstaff ein. Das Duett zwischen Ford und Falstaff weist eine Fülle von Komik auf, besonders im Orchester. Nur ein Beispiel für viele. Als Falstaff ein Festkleid angelegt hat, um sich zum Rendez-vous zu begeben, führen die Geigen eine so gespreizte, kokette Figur durch, daß man nicht auf die Bühne zu sehen braucht, um den Eindruck des siegesgewiß dahertänzelnden Don Juan's zu haben. Der zweite Theil dieses Aktes dürfte der Höhepunkt des ganzen Werkes sein. Die Frauen treffen ihre Vorbereitungen — das Terzettino in C-dur, $^6/_8$ Takt, fällt als besonders reizvoll ins Ohr — und Falstaff führt sich mit einem höchst liebenswürdigen, graziös erfundenen Arioso in A-dur, „Quand ero paggio", bei Alice ein. Nun stürmt Ford mit den Männern ins Zimmer und durchsucht tobend das Haus. Hier hat Boito eine selbständige, glückliche Einfügung gemacht. Fenton und Nanette werden hinter einem Wandschirm versteckt, während Falstaff in den Waschkorb steigt. Der eifer-

süchtige Ford hört Flüstern und Küssen hinter dem Schirm und glaubt, es sei Falstaff mit seiner Frau. Daraus baut sich ein Ensemble von entzückender Wirkung auf: im Schirm das kosende Liebespaar, das in süßer Cantilene sich aussingt, um den Schirm die erwartungsvoll erregten Männer, im Hintergrunde die spottenden Frauen mit dem halb erstickten Falstaff im Korbe. Dann die Entdeckung des Paares, erneutes Suchen der Männer, bis Sir John nebst Korb und Wäsche aus dem Fenster gestürzt wird, und Alice ihrem Mann von oben den triefenden Ritter zeigt. Das zweite Abenteuer Falstaff's als weise Frau von Brentford wird übergangen. Der dritte Akt bringt seine Abstrafung im Costüm des spukenden Jägers Herne. Von fern her tönen die Hörner der Parkwächter durch die mondhelle Nacht. Falstaff tritt auf, die Geister umringen ihn und treiben ihr Spiel. Zart, fast feierlich klingen die Gesänge der Feen, prickelnd lebendig die Chöre der Irrwische und Kobolde. Die Entwicklung erfolgt wie in Shakespeare's Comödie, das Ende ist allgemeine Versöhnung. Das Finale entfaltet sich glänzend. Vier Stimmen beginnen mit einem regelrechten Fugato, die übrigen schließen sich in freiem imitatorischen Spiel an und drängen in wirbelnden Triolen zum Schluß. Die Darstellung war, als Ganzes betrachtet, einheitlich und gut im Ensemble, die einzelnen Kräfte jedoch, vornehmlich die Damen, erwiesen sich als in keiner Weise hervorragend.

Der nahe liegenden Vergleichung von Nicolai's „Lustigen Weibern" und Verdi's „Falstaff" bin ich mit Fleiß aus dem Wege gegangen, sie würde doch nur eine Parallele der Unähnlichkeiten ergeben: die ältere Oper ist volksthümlicher und von derberer Lustigkeit, die neue feiner und witziger. Beide haben sehr wohl neben einander Platz, ja sie ergänzen sich gegenseitig. Darum wollen wir hoffen, daß die königliche Oper auch Verdi's jüngstes Werk ihrem Spielplan einfügt.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Der am 15. Juni und bei den zahlreichen Stichwahlen am 24. Juni gewählte deutsche Reichstag ist berufen, das Vaterland vor einer schweren Krisis zu bewahren. Der Ausfall der Wahlen hat vor Allem gezeigt, daß die bürgerlichen Parteien gegenüber dem Anschwellen der Socialdemokratie die Pflicht haben, zusammenzuhalten. Mag immerhin die Militärvorlage die bedeutsamste Aufgabe darstellen, deren Lösung dem neuen Reichstage obliegt, so hieße es doch die von Seiten der Socialdemokratie drohenden ernsten Gefahren verkennen, falls gegenüber den in geschlossenen Reihen vordringenden, stets neues Terrain erobernden Gegnern der bestehenden Gesellschaftsordnung die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien fortdauerte. Auch erscheint es als ein bedenklicher Trost, wenn mit Rücksicht auf die Erfolge, welche die Socialdemokratie in der deutschen Reichshauptstadt, sowie in den größeren Städten erringt, hervorgehoben wird, daß es ja auch in anderen Hauptstädten, z. B. in Paris, nicht besser sei. Vielmehr müssen diese Erfolge eine Mahnung sein, daß die Errungenschaften auf blutigen Schlachtfeldern durch Parteizwistigkeiten nicht in Frage gestellt werden dürfen.

Im Hinblick darauf, daß zwischen der Regierung und der Vertretung des deutschen Volkes über die Militärvorlage eine Verständigung erzielt werden muß, kann man die verhängnißvollen Folgen nicht verschweigen, die sich an die Ablehnung dieser Vorlage knüpfen würden. Braucht doch nur darauf hingewiesen zu werden, daß in Frankreich die Presse beinahe einmüthig der Losung gehorcht, in dieser kritischen Zeit nicht etwa durch „patriotische Anwandlungen" zu verrathen, mit welchem gespannten Interesse die einzelnen Phasen der inneren Krisis in Deutschland verfolgt werden. Mit welchem Enthusiasmus würde jenseits der Vogesen nicht nur, sondern auch anderwärts die Nachricht aufgenommen werden, daß im Widerspruche mit allen competenten militärischen Autoritäten der deutsche Reichstag die für die Sicherheit des Vaterlandes erforderliche Verstärkung des deutschen Heeres verworfen habe. So darf denn von Neuem der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß die von echtem Patriotismus beseelte Ansprache, die der Großherzog von Baden am 4. Juni aus Anlaß der Zusammenkunft des badischen Militärvereins-Verbandes an dessen Mitglieder gerichtet hat, überall in Deutschland einen lebhaften Widerhall finden wird. Mit Recht erinnerte der deutsche Fürst, der stets in erster Reihe stand, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, an den Ausspruch, daß es die wichtigste Aufgabe sei, alle möglichen Kräfte beim Kriegsausbruche aufzubieten, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen, da der Krieg für die Nation das größte Uebel sei. Wenn dann weiter betont wird, daß ein großer Zweck nur durch große Anstrengungen erreicht werden könne, daß aber auch die Belohnung in dem Danke des Vaterlandes, in der Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt groß sei, in dem Selbstgefühle, das durch Kraftbewußtsein erzeugt werde, so durfte der Großherzog von Baden hinzufügen, daß ein solcher Hinweis unter dem Heldenkaiser Wilhelm I. seine

volle Bestätigung erhalten habe. Mag immerhin die internationale Lage augenblicklich friedlich erscheinen, so ändert dies doch nichts an der Thatsache, daß im Falle ernsthafter Verwicklungen Deutschland gerade vor die schwierigste Aufgabe gestellt sein würde. Auch die Erklärungen des Grafen Kalnoky in den österreichisch-ungarischen Delegationen ließen zunächst die Eventualität einer hoffentlich fernen ernsteren Zukunft hinter den augenblicklichen rosigen Friedensaspecten allzuweit zurückstehen.

Das Exposé, das Graf Kalnoky am 3. Juni in dem Ausschusse der ungarischen Delegation für die äußeren Angelegenheiten hinsichtlich der internationalen Lage gegeben hat, sollte eine Erläuterung und Ergänzung der Ansprache sein, die Kaiser Franz Joseph bei Gelegenheit der Eröffnung der Delegationen gehalten hatte. War doch mehrfach darauf hingewiesen worden, daß in dieser Ansprache im Gegensatze zu den früheren der Dreibund nicht erwähnt wurde. Nachdem nun bereits Graf Albert Apponyi im Ausschusse für die äußeren Angelegenheiten hervorgehoben, daß in der Nichterwähnung der Tripelallianz keineswegs eine Abschwächung derselben erblickt werden dürfte, wie denn auch in Ungarn von der öffentlichen Meinung ohne Unterschied der Parteien der Dreibund als die Grundlage der auswärtigen Politik gutgeheißen worden sei, so daß eine von dieser Grundlage abweichende niemals auf die Unterstützung des Landes rechnen könnte, bezeichnete Graf Kalnoky diesen Gesichtspunkt als durchaus zutreffend. Er betonte, daß nun endlich doch die Zeit gekommen wäre, nicht alljährlich die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Dreibundes versichern zu müssen, vielmehr sei es erstaunlich, daß das Wegbleiben dieser ausdrücklichen Versicherung eine Deutung im entgegengesetzten Sinne erhalten konnte. Der Minister des Aeußeren bestätigte aber trotzdem, daß sich in den zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Italien bestehenden Beziehungen in keiner Richtung etwas geändert habe, daß diese vielmehr ebenso intim und fest seien, wie sie es jemals gewesen, und daß sie dies auch bleiben werden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der der französischen Regierung nahe stehende Pariser „Temps" im Hinblick auf die Ausführungen des Grafen Kalnoky nicht umhin konnte, dessen friedlicher Gesinnung Anerkennung zu zollen. „Sicherlich," schreibt das Blatt an hervorragender Stelle, „ist Graf Kalnoky der überzeugte und ergebene Agent der Tripelallianz; er erblickt darin die Gewähr für die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie und der europäischen Ordnung, aber er gehört nicht zu Denjenigen, die sich gefallen, daraus eine Kriegsmaschine zu machen und deren Drohung über der übrigen Welt schweben zu lassen. Auch unterließ er nicht, das vielfach bemerkte Stillschweigen nachdrücklich zu erläutern, das Kaiser Franz Joseph hinsichtlich dieses Bündnisses beobachtet hatte." Der „Temps" unterläßt allerdings, hinzuzufügen, wer denn überhaupt den Dreibund als machine de guerre verwerthe.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren bezeichnete ferner die Beziehungen zu allen Mächten als sehr freundschaftlich, ohne daß diesem Ausspruche besondere Ereignisse zu Grunde liegen. Wohl aber läßt sich, wie Graf Kalnoky ausführte, sagen, daß das Gefühl der Sicherheit und der Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens sich stärke, und daß in dieser Beziehung schon seit einiger Zeit gewisse, sehr erfreuliche Fortschritte bemerkbar seien. Mit diesen friedlichen Erklärungen stand es keineswegs im Gegensatze, wenn der Minister des Aeußeren, wiederum an die Ansprache des Kaisers Franz Joseph anknüpfend, darauf hinwies, daß die Regierung nach wie vor für ihre Pflicht erachte, für die stetige Entwicklung der Wehrfähigkeit und Schlagfertigkeit Sorge zu tragen, da zwar nicht in den politischen Bestrebungen einzelner Mächte, wohl aber in der gesammten militärischen Lage eine gewisse Gefahr liege, die jedoch, wie es schon jetzt erfreulicher Weise der Fall sei, durch gute Beziehungen zwischen den Monarchen und den Regierungen allmälig vermindert und schließlich wohl ganz beseitigt werden solle.

Wenn der Pariser „Temps" hervorhebt, daß Graf Kalnoky in der Chronik der Ereignisse des letzten Jahres, in Belgrad oder in Sofia reichliche Elemente für einen ausführlicheren Bericht gefunden haben würde, falls er nicht absichtlich auf Alles ver-

zichtet hätte, wodurch andere Mächte gereizt oder auch nur verstimmt werden könnten, so hat der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren selbst diese Einwendungen zu widerlegen versucht. Graf Kalnoky machte geltend, daß nur, als die Verhältnisse in Bulgarien eine bedrohliche Wendung nahmen und auch in Oesterreich-Ungarn in der öffentlichen Meinung vielfache Besorgnisse auftauchten, der Balkanstaaten Erwähnung geschehen mußte, während nunmehr die Lage daselbst beruhigt wäre, so daß es eines besonderen Hervorhebens nicht bedürfte. Was Serbien betrifft, so führte der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren aus, daß dort nur die Großjährigkeit des jungen Königs um kurze Zeit vorwärts gerückt worden wäre, und daß deshalb von einer Revolution nicht die Rede sein könnte. Freilich hätten auch die Reisen des Prinzen Ferdinand von Coburg und Stambulow's bei den Betrachtungen über Bulgarien eine Erörterung wohl verdient.

Besonderes Interesse mußten die Erklärungen des Grafen Kalnoky über die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Rußland erregen. Der Leiter der auswärtigen Politik glaubte versichern zu können, daß sowohl beim Kaiser Alexander III. als auch bei dessen Regierung gegenüber derjenigen von Oesterreich-Ungarn günstige Dispositionen vorherrschen, und daß es nur erfreulich sein könne, wenn die Beziehungen zu Rußland, die auch früher schon gut waren, sich verbessern. Dies wird, wie Graf Kalnoky betonte, mit der Zeit eines der gewichtigsten Motive werden, damit auch die in Europa herrschende militärische Spannung aufhöre, das Steigern der Wehrmacht in allen Staaten ein Ende erreiche, und solche normale Zustände eintreten, welche von der österreichisch-ungarischen Regierung, die nur eine Friedenspolitik ins Auge fasse, als ihr Ziel betrachtet werden. Hätte Graf Kalnoky dieses Ziel als Ideal bezeichnet, so hätte er sich wohl weniger von dem Boden der Wirklichkeit entfernt.

Im Budgetausschusse der österreichischen Delegation hat dann der Minister bei den Berathungen über das Budget des Auswärtigen einem Abgeordneten, der dem Wunsche Ausdruck lieh, daß Oesterreich-Ungarn sich den Ruhm und das Verdienst sichern möchte, eine „allgemeine Abrüstung" einzuleiten, in nicht so klarer Weise geantwortet, wie es wohl im Hinblick auf die gesammte politische Constellation zu wünschen gewesen wäre. Könnte es doch leicht geschehen, daß an die Stelle vorsichtiger Wachsamkeit ein allzu weit gehendes Sicherheitsgefühl tritt, falls die optimistischen Betrachtungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen allzu wörtlich genommen werden. Wenn er darauf hinwies, daß die Kriegsgefahr nie als eine unmittelbar drohende hingestellt worden sei, daß jedoch die scharfen Gegensätze und eine gewisse Erregtheit der politischen Lage einen Charakter aufgeprägt haben, durch den alle Mächte gezwungen worden seien, den Frieden durch Stärkung der Wehrkraft und Rüstungen zu sichern und für alle Fälle bereit zu sein, so darf nicht etwa angenommen werden, daß dieser Zwang nunmehr aufgehört habe. Man braucht nur die Blicke über die französische oder die russische Grenze zu richten, um sich zu überzeugen, daß trotz aller friedlichen Erklärungen und Bestrebungen der maßgebenden Kreise der Zustand, den Graf Kalnoky für die Vergangenheit ins Auge zu fassen scheint, auch heute noch in ungeschwächter Weise fortdauert. Die französischen Blätter lehren uns jeden Tag von Neuem, daß das: Si vis pacem, para bellum nach wie vor seine volle Gültigkeit behält. Allerdings bezeichnete Graf Kalnoky selbst den Glauben, daß die sogenannte allgemeine Abrüstung nahe bevorstehe, oder unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt ausführbar sei, als eine Illusion, da eine solche Maßregel bei der augenblicklich in fast allen Staaten auf allgemeiner Wehrpflicht und allgemeiner Mobilisirung beruhenden militärischen Organisation überhaupt nicht mehr so denkbar sei wie in früheren Zeiten. Die Erklärungen des Ministers in ihrer Gesammtheit waren jedoch nicht so bestimmt gehalten, daß nicht hier und da angenommen werden konnte, die internationale Lage wäre durchaus geklärt, so daß ein allgemeiner Stillstand in der Erhöhung der Wehrkräfte eintreten könnte. Graf Kalnoky mußte denn auch selbst zugeben, daß, so lange die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheine, in Gefahren zu kommen, durch welche die Existenzbedingungen des Staates erschüttert

werden können, es auch die Pflicht der Regierungen sei, die organisatorischen Verbesserungen und militärischen Vorkehrungen mit aller Entschiedenheit weiter zu entwickeln, damit das Gefühl der Sicherheit für alle Fälle erhalten bleibe. Gerade im Gegensatze zu den wohlgemeinten, aber die thatsächlichen Verhältnisse durchaus verkennenden, einer allgemeinen Abrüstung günstigen Anwandlungen betonte der Minister des Auswärtigen ausdrücklich, daß, so lange andere Mächte in ihren militärischen Vorbereitungen fortfahren, auch Oesterreich-Ungarn und seine Verbündeten dieser Nothwendigkeit Rechnung tragen müssen. Graf Kalnoky hat sich überdies veranlaßt gesehen, am 9. Juni im Budgetausschusse der österreichischen Delegation gewisse Mißverständnisse aufzuklären.

Kann doch in der That keinem Zweifel unterliegen, daß, wie die französische auch die russische Wehrkraft seit den siebziger Jahren auf der Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hat. Wird aber darauf hingewiesen, daß diese allgemeine Dienstpflicht in Rußland bereits durch das Gesetz vom 13. Januar 1874 eingeführt worden sei, ohne daß im orientalischen Kriege, insbesondere vor Plewna, die Ueberlegenheit der russischen Waffen zur charakteristischen Erscheinung gelangt wäre, so braucht nur entgegnet zu werden, daß im Jahre 1876 die Consequenzen der Reformen in der russischen Heeresverfassung eben noch nicht eintreten konnten. Hierzu kommt, daß bis in die jüngste Zeit von der russischen Heeresverwaltung umfassende organisatorische Maßregeln getroffen worden sind. So ist durch Erlaß vom 26. Juni 1888 die Dienstpflicht im stehenden Heere auf fünf Jahre, in der Reserve auf dreizehn Jahre festgesetzt worden, während den gebildeten Classen eine Verkürzung ihrer Dienstzeit gewährt wird. Die jährliche Aushebung in Rußland wurde auf 250000 Mann festgesetzt. Um aber die Zahl der Reservisten für den Kriegsfall zu erhöhen, wird bereits seit zwölf Jahren ein Theil der Rekruten über die Etatsfestsetzungen hinaus eingestellt, der dann nach einer Dienstzeit von neun Monaten zur Entlassung gelangt. Dieses Ergänzungscontingent ist mit Recht der deutschen Ersatzreserve verglichen worden. Die Truppentheile des russischen Heeres haben zugleich eine wesentliche Verstärkung erfahren, so daß die Armee nunmehr aus 1072 Bataillonen Infanterie, 650 Escadrons Cavallerie, 435 Batterien Artillerie, 221 Compagnien Festungsartillerie und 146 Compagnien technischer Truppen besteht. Zugleich sind Reservetruppentheile gebildet worden, die bereits in Friedenszeiten für die im Mobilmachungsfalle neu zu formirenden Truppentheile als Stämme dienen sollen. Ein hervorragender Militärschriftsteller hat jüngst auf diese ungemein wichtige Maßregel, welche die Nachtheile einer im Augenblicke der Mobilmachung neu zusammentretenden Truppe nach Möglichkeit auszugleichen im Stande ist, mit besonderem Nachdrucke hingewiesen und hervorgehoben, daß derselbe Zweck jetzt erst in Deutschland durch die Einrichtung der vierten Bataillonsstämme in gewissem Maß erstrebt werden solle. In Verbindung mit den Reservetruppentheilen würde Rußland bei einer Mobilmachung in der Lage sein, 1762 Bataillone aufzustellen. Die im Frieden bestehenden Cavalleriestreitkräfte von 650 Schwadronen werden durch das Aufgebot der Kosaken auf 868 Schwadronen Feldtruppen vermehrt. Was die Artillerie betrifft, so verfügt Deutschland auf dem Kriegsfuße über 636 Geschütze weniger als Rußland. Darf nun auch in Betracht gezogen werden, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der russischen Streitkräfte in Asien bleiben muß, so ist doch der Quantität nach das russische Heer dem deutschen an Linien- und Reservetruppen aller Waffengattungen überlegen.

Daß in Frankreich jeder auf die Stärkung der Wehrkraft abzielenden Reform von allen Parteien, gleichviel ob sie der Rechten oder der Linken angehören, zugestimmt wird, ist eine längst bekannte Thatsache. Der enthusiastische Beifall, mit dem die am 4. Juni von dem früheren Minister des Inneren, Constans, in Toulouse gehaltene Rede aufgenommen worden ist, hat denn auch nicht am wenigsten dem auf die auswärtige Politik bezüglichen Theile gegolten. Der Besieger des Boulangismus erklärte: „Nach dem Jahre 1870, unmittelbar nach unseren Niederlagen, konnte ein Staats-

mann mit Recht sagen: ‚Wenn Frankreich niedergeschlagen ist, gibt es kein Europa mehr.' Nun wohl, heute und bereits seit geraumer Zeit ist dieser Ausspruch nicht mehr wahr. Frankreich hat den Rang und den Einfluß wieder erlangt, die ihm gebühren; die Republik hat es mit einer furchtbaren militärischen Macht (d'une formidable puissance militaire) und einer wunderbaren finanziellen Kraft ausgestattet. Werthvolle Sympathien sind ihm zu Theil geworden, und freundschaftliche Beziehungen konnten zwischen ihm und einer edlen Nation hergestellt werden. Sie sind auf einem wechselseitigen Vertrauen begründet, und ich hege die Zuversicht, daß eine von einer festen Kammermehrheit gestützte Regierung diese Beziehungen noch enger gestalten würde. Dies wäre aber nicht bloß für die beiden Nationen, für die eine wie für die andere, ein großer Vortheil, sondern auch für Europa, dessen Frieden sie verbürgen würden."

Diese den Beziehungen zu Rußland gewidmeten Ausführungen in der politischen Programmrede des früheren Ministers des Inneren, der jenseits der Vogesen als der „kommende Mann" gilt, fanden, wie in der von südlicher Begeisterung beseelten Toulouser Versammlung, aller Orten in Frankreich den lebhaftesten Widerhall. In Deutschland und in Italien, sowie auch in Oesterreich-Ungarn wird aber jedenfalls die Ueberzeugung sich geltend machen, daß es geboten ist, für den europäischen Frieden auch andere Bürgschaften zu besitzen als das französisch-russische Zukunftsbündniß.

Wie für die auswärtige Politik erschloß die Rede des Herrn Constans auch für die innere bemerkenswerthe Perspectiven. Im Hinblick auf die nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer, denen dann im Ausgange des nächsten Jahres die Neuwahl des Präsidenten der Republik folgen wird, erhält die Kundgebung des früheren Ministers des Inneren, der nach dem Hinscheiden Jules Ferry's als der hervorragendste französische Staatsmann gilt, eine besondere Tragweite. War nach dem Panamascandale außerhalb Frankreichs mehrfach angenommen worden, daß die republikanischen Institutionen selbst durch die mancherlei Enthüllungen gefährdet werden könnten, so ist diese Auffassung längst widerlegt worden. Gerade im Gegentheile haben sich nunmehr Elemente an die Republik angeschlossen, die früher unter dem Namen der constitutionellen Rechten eine schwankende Haltung beobachteten, jetzt aber als die „Ralliirten", die für die bestehenden Einrichtungen Gewonnenen, bezeichnet zu werden pflegen. So konnte Constans, ohne Widerspruch zu erfahren, sogleich in der Einleitung seiner Rede betonen, daß die allgemeinen Wahlen „fast einstimmig republikanisch" ausfallen werden. Um zu zeigen, welche Stellung die Republik sich Europa gegenüber errungen habe, erinnerte der Besieger des Boulangismus nicht bloß an den Besuch der französischen Flotte im Hafen von Kronstadt, sondern auch an denjenigen in Plymouth, woraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Frankreich nunmehr in der Lage wäre, alle seine Kräfte dem Werke der nationalen und demokratischen Organisation zu widmen. Diese soll jedoch nicht etwa im engherzigen Sinne aufgefaßt werden; vielmehr verlangt Constans von den Republikanern vor Allem Duldung für die Ideen, wohlwollende Achtung für die Freiheit der Anderen. Während der gegenwärtige Conseilpräsident, Dupuy, in seiner unlängst ebenfalls in Toulouse gehaltenen Rede für die Republikaner der „letzten Stunde" keineswegs besondere Sympathien an den Tag legte, bezeichnete Constans es geradezu als eine Pflicht, Entgegenkommen zu beweisen. Dieses will er auch gegenüber den Katholiken bethätigt sehen, die den Anweisungen des Oberhauptes ihrer Kirche gemäß bereit sind, den Anschluß an die republikanischen Institutionen zu vollziehen, zumal für die Regierung keinerlei Veranlassung vorliege, „inmitten der Kinder desselben Vaterlandes die Spaltung zu unterhalten". Mit taktischem Geschicke verwahrt Constans sich aber dagegen, daß etwa eine rückläufige Bewegung angebahnt werden solle; vielmehr will er die demokratischen Errungenschaften ebenso wenig angetastet sehen wie die Freiheit der Anderen. Wie das schwierige Problem gelöst werden soll, alle Welt zufrieden zu stellen, unterließ der frühere Minister des Inneren auszuführen. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß sowohl in den gemäßigten republikanischen Kreisen als auch im conservativen Feldlager die Ausführungen des Herrn Constans mit großer Genugthuung

aufgenommen worden sind. Dies erscheint auch hinsichtlich der Rechten wohl verständlich, da die leitenden republikanischen Parteimänner bisher regelmäßig großes Gewicht darauf legten, zu versichern, daß sie unter allen Umständen nur mit einer ausgesprochen republikanischen Mehrheit regieren wollten. Da Constans überdies betonte, daß die Emancipation der arbeitenden Classen und die Verbesserung ihres Looses einen hervorragenden Platz im republikanischen Programm einnehmen müßte, läßt sich die Absicht des früheren Ministers des Inneren nicht verkennen, allen Schichten der französischen Bevölkerung gerecht zu werden, wie er denn am Schlusse auch nicht verfehlte, die Befriedigung der berechtigten Forderungen der Landwirthschaft in Aussicht zu stellen.

Es kann daher nicht überraschen, daß mit Ausnahme der Ultraradicalen und der Boulangisten in Frankreich fast alle Parteien in der Toulouser Rede eine bedeutsame Kundgebung erblicken. Während die Einen dafür halten, daß Constans wohl berufen sein werde, den gegenwärtigen Conseilpräsidenten Dupuy zu ersetzen und in dieser Eigenschaft den Wahlfeldzug zu leiten, wird von Anderen hervorgehoben, daß die letztere Aufgabe auch in der Weise gelöst werden könnte, daß der frühere Minister des Inneren an die Spitze des republikanischen Centralwahlcomités trete. Zugleich wird aber bereits die Canditatur des Herrn Constans für die Nachfolgerschaft Carnot's in Aussicht gestellt, und diese Eventualität ist um so mehr charakteristisch, als gerade zwischen diesen beiden politischen Persönlichkeiten seit geraumer Zeit ein entschiedener Antagonismus bestehen soll.

Wird mit den bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer allem Anscheine nach das politische Leben in Frankreich zumeist durch die innere Politik beeinflußt werden, so ist es dem italienischen Ministerium bereits gelungen, Gefahren der inneren Politik glücklich zu überwinden. Da in Italien die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte als die bedeutsamste Aufgabe erscheint, mußte der Entscheidung des Senats über das Pensionsgesetz, das eine Grundlage der geplanten finanziellen Reformen bilden soll, mit besonderem Interesse entgegengesehen werden, zumal gerade von Seiten der ersten Kammer in dieser Frage ein ernster Conflict zu drohen schien. Der Senat hat nun aber das Pensionsgesetz angenommen, und dieser Beschluß diente um so mehr zur Befestigung des Cabinets Giolitti, als kurz zuvor die Deputirtenkammer dem Letzteren hinsichtlich der allgemeinen Politik mit großer Stimmenmehrheit ein Vertrauensvotum gewährt hatte. Die Sicilianer Crispi und Rudini, von denen jeder den Zeitpunkt bereits für günstig erachten mochte, wieder zur Regierung zu gelangen, werden jedenfalls dem Piemontesen Giolitti das Zeugniß nicht versagen können, daß er durch zielbewußtes Vorgehen die Erwartungen seiner politischen Gegner getäuscht hat.

Literarische Rundschau.

Heinrich und Amalie von Beguelin.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Professor Adolf Ernst. Mit dem Bildniß von A. v. Beguelin. Berlin, J. Springer. 1892.

So spät die Veröffentlichung dieser interessanten Aufzeichnungen erfolgt, sie kommt nicht zu spät, um zur Geschichte der Freiheitskriege, insbesondere zur Berichtigung des Urtheils über die Vorgeschichte jener Kriege wichtige Beiträge zu liefern. Was die Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, ein durch unmittelbarsten Verkehr und intimsten Gedankenaustausch mit den leitenden Staatsmännern jener Zeit wie mit den Führern der Actionspartei in Preußen hoch begünstigtes, durch klares Urtheil und patriotische Gesinnung ausgezeichnetes Ehepaar an eigenen Erlebnissen und Beobachtungen in jenen drangsalsvollen sieben Jahren zu geben vermochten, konnte durch keine andere, wie immer geartete Mittheilung überholt werden; ihr Werth ist heute noch unvermindert, ob auch über ihre Abfassung fast anderthalb Menschenalter verflossen sind.

Der Inhalt vorliegenden Buches gliedert sich in drei Hauptgruppen: den gesonderten Aufzeichnungen Heinrich's und Amalien's hat der Herausgeber, zu besserem Verständniß beider bedeutsamer Charaktere, ihr Lebensbild vorausgeschickt und damit ihre äußere wie innere Berechtigung nicht nur zu Urtheilen über jene Epoche, sondern auch zu thatsächlichem Eingreifen in die Geschicke Preußens nachgewiesen.

Heinrich v. Beguelin, ein Sohn des von Friedrich dem Großen hochgeschätzten Gelehrten und Directors der Akademie der Wissenschaften, Nicolas v. Beguelin, der im Jahre 1789 als Besitzer des Gutes Lichterfelde bei Berlin starb, trat, nach absolvirten juristischen und kameralistischen Studien, als Referendar bei der kurmärkischen Kammer, später als Assessor beim Accise- und Zolldepartement des Generaldirectoriums ein und avancirte zum Geheimen Kriegs- und Domänenrath, sowie zum Mitgliede des (durch seinen unaussprechlichen Titel berüchtigten) „Generalaccise-, Zoll-, Handlungs- und Fabrikendepartements", dessen oberste Leitung im Jahre 1804 vom Freiherrn vom Stein übernommen wurde. Zur Klärung des Ueberblicks über die staatswirthschaftlichen Verhältnisse Preußens erschien dem Minister die Begründung eines „Statistischen Bureaus" unerläßlich, und Beguelin, von Stein als tüchtige und intelligente Arbeitskraft erkannt, erhielt den Auftrag, dasselbe einzurichten. Er entledigte sich seiner schwierigen, weil ganz ohne Vorarbeiten zu lösenden Aufgabe nicht nur mit großem Geschick, sondern verarbeitete die gewonnenen Materialien auch zu einer Reihe von Denkschriften und Aufsätzen, die in ihrer eindringlichen Erfassung des Gegenstandes und klaren ansprechenden Form bei den Zeitgenossen großen Beifall erwarben und den Verfasser in enge persönliche Berührung mit dem für geistige Initiative außerordentlich empfänglichen Minister v. Stein brachten.

Diese Verbindung wurde durch Beguelin's anziehende Häuslichkeit noch wesentlich gefördert. Derselbe lebte in glücklicher Ehe mit der liebenswürdigen und geistvollen Tochter des Hofraths Cramer, und an dem gastlichen Tische dieser hochsinnigen und patriotischen Frau fand sich bald nicht nur der Minister v. Stein, sondern nach und nach ein ganzer Kreis von Preußens besten Männern ein, Alle erfüllt und ergriffen von der Noth des Vaterlandes, Alle lebend und webend in Plänen zu dessen Befreiung, und rückhaltlos in dieser vertrauten Umgebung das große Thema des Tages verhandelnd.

Beide Beguelin hatten den scharfen Blick für die höhere Bedeutung erlesener Naturen, ob auch in untergeordneten Verhältnissen. So erkannte Beguelin früh den geistigen Werth des „ewigen Hauptmanns", N. v. Gneisenau, und zog ihn in sein Haus; das hohe Verdienst seiner Frau ist, Hardenberg s. Z. für Gneisenau gewonnen und unter den Einfluß dieses mächtigen Geistes gestellt zu haben.

Mit dem Geschick der beiden großen Staatsleiter ist, namentlich seit dem Zusammenbruch Preußens 1806, das Leben des Beguelin'schen Ehepaares aufs Engste verbunden. Sie folgten dem flüchtenden Hofe nach Königsberg und Memel, litten schwer unter der Entlassung Stein's 1807, den unglücklichen Schlachten von Preuß.-Eylau und Friedland, und verzagten fast unter dem verhängnißvollen Friedensschluß von Tilsit; athmeten aber wieder auf, als Stein abermals ins Amt berufen wurde und nun die Vollgewalt des Staates in seiner starken Hand zusammenfaßte. Als Generalsecretär des gewaltigen Mannes trat Beguelin von Neuem in innige Geistesgemeinschaft mit demselben, dessen hochsinnige Intentionen einsichtig erfassend und fördernd.

Nach Stein's Rücktritt lebte auch Beguelin jahrelang ohne Amt; erst als Hardenberg Staatskanzler wurde (1810), trat auch er in den Staatsdienst zurück und wurde zu wichtigen Arbeiten und bedeutsamen Missionen herangezogen. So ging er, mit seiner Gattin, in der leidigen Contributionsangelegenheit zweimal nach Paris; ward 1811 vortragender Rath Hardenberg's und stand sammt seiner Gattin bei dem Staatskanzler in unbegrenztem Vertrauen.

Schwere Kümmerniß sollte beiden aus Beguelin's dritter Mission nach Paris entstehen, wo er, im Januar 1812, die schwierigen finanziellen Verhandlungen zum glücklichen Abschluß führte, aber auch — unter dem übermächtigen Druck der Umstände — die vom Könige gewünschte Convention mit Napoleon abschloß. Selbst nahe Freunde, wie Gneisenau, wurden dem Hause Beguelin dadurch zeitweise entfremdet. — Der Lauf der Dinge stellte das alte Vertrauen wieder her. Beguelin stieg inzwischen zum Geheimen Staatsrath auf, wirkte als preußischer Commissarius auch während des russischen Feldzuges in wichtigen Missionen, rettete dem Staate noch im Januar 1813 einen großen Theil seiner Forderungen an Frankreich und genoß die herrlichen Erfolge des Krieges als ein Mann, der sich sagen durfte, an seinem Theile redlich dazu mitgewirkt zu haben.

In gleichem Maße war dies schöne Bewußtsein auch seiner edlen Gattin vergönnt. Darüber geben beider Aufzeichnungen den erfreulichsten Aufschluß. — Beguelin wirkte nach dem Friedensschluß noch zwei Jahre als Chefpräsident der zweiten Abtheilung der Oberrechnungskammer in Potsdam; 1818 starb er. Seine Gattin überlebte ihn drei Jahrzehnte; die herrliche Frau starb nach vielen schweren Leiden, die sie in großer Seele gefaßt ertrug, im Jahre 1849.

L. Z.

y. **Bernardino Ochino von Siena.** Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von Karl Benrath. Mit Originaldocumenten, Porträt und Schriftproben. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1892.

Bernardino Ochino von Siena gehört zu den interessantesten Charakterköpfen der Reformationszeit. Geboren im Jahre 1487, also vier Jahre nach Luther, trat er in den Franciskanerorden und nahm, als aus ihm 1528 die Kapuziner hervorgegangen waren, ihr Ordenskleid an, weil er aus ihrer strengen Lebensweise schloß, daß sie, wenn irgend Jemand, Gott wohlgefällig sein müßten. „Herr," sagte er nach seinem eigenen Zeugniß zu Christus im Gebet, „wenn ich jetzt nicht meine Seele rette, so weiß ich nicht, was ich mir noch mehr anthun soll!" Ochino ward 1538 zum Generalvikar des neuen Ordens gewählt und entfaltete als Prediger eine mächtige Wirksamkeit, so daß es wohl heißt, er habe die Herzen Aller in Venedig für sich gewonnen: er drücke sich ganz anders und viel christlicher aus, als die übrigen, welche die Kanzel bestiegen. Das Wort ward in anderem Sinne wahr, als die meinten, die es aussprachen: Ochino ward innerlich von der Reformation ergriffen; auch ihn überkam die Erkenntniß, daß die Werke zur Erlösung nicht mitwirken, daß diese sich ausschließlich auf Gottes erbarmende Gnade in Christo gründet. Im Jahre 1539 kam es zu Denunciationen, 1542 zum Bruch; die Inquisition lud ihn vor, als den ersten vielleicht, der vor das soeben geschaffene Sant' Uffizio geladen worden ist: wenn er sich unterworfen und widerrufen hätte, so würde ihm Paul III. Alles verziehen, ja ihn zu höheren Stufen in der Kirche befördert haben. Andere haben sich in dieser Weise gewinnen lassen, und es ist mehr als einmal vorgekommen, „daß der Kardinalshut Neigungen und Ansichten zudeckte, die der Kurie entgegenstrebten." Ochino aber war aus härterem Holze geschnitzt; er wollte „Christus nicht verleugnen," auch ihn nicht bloß „maskirt und im Kauderwelsch predigen," und so entfloh er, „gewillt," wie er am 22. August 1542 an Vittoria Colonna schrieb, „Gott mehr zu dienen denn je." Damit warf er die Würfel über sein Leben; unstät und flüchtig ist er geworden um seiner Ueberzeugung willen; weder in Genf noch in Augsburg, noch in dem England Edward's VI., noch in Zürich, noch endlich in Polen war es ihm gestattet, einzuwurzeln; entweder katholische Reaction oder Zwiespalt mit den Protestanten zwangen ihn, den Fuß immer weiter zu setzen; ein stark subjectiver Zug in seinem Innern verwickelte ihn mit einer gewissen Nothwendigkeit auch mit sonst auf gleichem Boden Stehenden in Conflict. Am Ende ist er, auch aus Polen durch königlichen Befehl ausgewiesen, seiner Frau und dreier Kinder durch den Tod beraubt, 1564 in Schlackau in Mähren siebenundsiebzigjährig gestorben. Kein Grabstein gibt daselbst von seinem Hinscheiden Kunde; aber ein bleibenderes Denkmal hat ihm der Fleiß des Königsberger Theologen errichtet, der sich um die Geschichte der italienischen Reformation schon so viele Verdienste erworben hat. In knapper, aber zugleich thunlichst erschöpfender Weise führt uns Benrath den Lebensgang und den Hauptinhalt der Schriften Ochino's vor; seine Stellung zum Lehrsatz von der Dreieinigkeit wird S. 26 ff. besonders eingehend erörtert; Ochino hat allerdings eine Durchsicht dieses Dogmas für nöthig gehalten — obwohl er es sozusagen in amtlicher Weise vertheidigt hat — indem er von dem Nachweis einer praktisch-religiösen Bedeutung des Dogmas seine Werthschätzung abhängig macht. Wir können zum Schluß den Ausdruck der Freude darüber nicht unterdrücken, daß ein so gutes und anregendes, aber doch nicht gerade für das große Publicum bestimmtes Buch eine zweite Auflage erlebt hat.

ro. **Heures d'Histoire** par Melchior de Vogüé. Paris, Colin et Cie. 1893.

Melchior de Vogüé entstammt einer alten Adelsfamilie, er ist Aristokrat; dies erklärt die eine, die konservative Seite seines Denkens. Andererseits aber ist er Kind seiner Zeit, hat Geist und Herz nicht verschlossen gehalten vor den Eindrücken und Einflüssen moderner Bildung und ist ein treuer Verfechter der Ideen geworden, die das Frankreich der Zukunft schaffen. Vogüé findet nirgend aufmerksamere und gläubigere Zuhörer als in der französischen Jugend; dort hat er wirkliche Anhänger und Schüler, während die Generation, der er seinem Alter nach angehört, ihn nur schätzt seiner vollendeten Form wegen. In welchen Tendenzen unserer Zeit sieht Vogüé zukunftdeutende Zeichen? Zunächst und vor Allem in der wachsenden Mißachtung der Wissenschaft und in der Rückkehr zum Glauben, zur Religion; er wird niemals müde zu wiederholen, daß die exacte Forschung der menschlichen Seele statt des versprochenen Brotes nur Steine gegeben hat, daß wirkliches Wissen, welches uns befriedigt, allein durch den Glauben gefunden wird. Der konservative Hang seines Geistes thut sich hier Genüge mit dem Wunsche, daß die Zukunftsreligion nicht den Rahmen der Kirche sprengen möge. Bezeichnend für die Richtung, in der sich sein Denken auf diesem Gebiete bewegt, sind aus dem vorliegenden Bande besonders die Aufsätze „Le testament de Silvanus" und „Après M. Renan". Der erste führt in die Kampfzeit des Christenthums, als es mit der heidnischen Religion und Philosophie noch um die Weltherrschaft rang, und schildert die Bekehrung eines jungen griechischen Philosophen zur neuen Religion. Der zweite sucht zu zeigen, daß die materialistische Religionsauffassung, wie sie sich in dem Namen Renan verkörpert, zugleich mit ihrem größten Vertreter gestorben sei. Eine andere zukunftschaffende Idee sieht Vogüé im Socialismus; hierfür vergleiche man den Schlußaufsatz „L'heure présente", in welchem der Verfasser seine Ansicht über den Panamaskandal entwickelt und ihn betrachtet als ein Symptom für das drohende Ende der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Vogüé's Socialismus steht fern allem politischen Treiben, er fügt sich nicht in die Schablone irgend einer Partei, er ist Idee, Weltanschauung, Religion.

Vornehme Denkweise zeichnet gleichermaßen alle Arbeiten Vogüé's aus und macht die Lektüre zu einem hohen Genuß auch für den Andersdenkenden.

ζ. **Wanderungen durch das heilige Land.** Von Dr. Konrad Furrer. Zweite Auflage. Zürich, Orell Füßli & Co. 1891.

Das hier in zweiter Auflage erschienene, mit vielen Karten und Illustrationen gezierte Werk hat besonders in der theologischen Welt viele Verbreitung gefunden. Was ihm einen besondern Reiz verleiht, ist der Umstand, daß der Autor die von ihm geschilderten Gegenden zu Fuße genau durchwandert und Land und Leute näher kennen gelernt hat. Er ist dadurch in den Stand gesetzt worden, eine Menge Beziehungen zwischen den Zeiten, welche die biblischen Bücher schildern und der Gegenwart aufzufinden, welche von allgemeinerem Interesse sind. Auch Touristen, welche heute so häufig Jerusalem und seine geheiligte Umgebung aufsuchen, werden das Buch mit Nutzen lesen.

ζ. **Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser.** Im Auftrage des Comités zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz, dargestellt von Martin Philippson. Mit dem Bildniß des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1893.

„Das Andenken theurer Verstorbener", sagt David Strauß in seinem Buche über Ulrich von Hutten, „erneuert sich uns in guten wie in bösen Tagen: das eine Mal verlangt uns nach ihrem Rath und Beistand, das andere Mal nach ihrer Theilnahme an unserem Glück. Und was den Einzelnen, das begegnet ebenso den Völkern: in Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt rufen sie gern ihre großen Todten herauf!" — So gedenken auch wir des großen und theuren Fürsten, dessen Hinscheiden einst unseres deutschen Vaterlandes höchste und schönste Hoffnung brach; und darum gebührt voller Dank dem, der jenes herrlichen und verlorenen Kaisers Abbild treu und lebensvoll gezeichnet hat. Man wird sein Buch nicht unbewegt lesen, es ohne Rührung nicht aus der Hand legen können. Denn lebensvoll und — lebenswürdig steht er hier vor uns, der fürstliche Mann, der frei und hochgesinnte Denker, der erhabene Repräsentant einer Generation, die „in der Ausbildung gesicherter constitutioneller Freiheit, in der Geltendmachung des aufgeklärten, arbeitsamen und besonnenen Bürgerthums, in der Hervorhebung persönlicher Unabhängigkeit und Charakterwürde ihr politisches Ideal sah; eine Heldengestalt und doch ein Friedensfürst; der im Höchsten lebende, feinsinnige, gütige, menschenfreundliche Mann, der liebevolle Gatte, der treue, sorgende Vater — — aller Fürsten, aller Volksgenossen herrliches Vorbild — anscheinend zur Eröffnung einer großen Epoche im Leben der Völker vom Weltgeist berufen und doch in seinen Wirkungen gelähmt, vor der Zeit dahingerafft, eine tragische Erscheinung voll erschütternder Kraft, von unstillbarer Trauer umgeben."

λ. **Leben und Wirken Karl von Gontard's.** Nach neueren Untersuchungen und vielen bisher nicht benutzten Quellen im Zusammenhang dargestellt von Peter Wallé. Mit Gontard's Portrait und drei Abbildungen. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn.

Als Gelegenheitsschrift zum hundertjährigen Todestage Gontard's geschrieben, dürfte diese Arbeit über ihren ursprünglichen Zweck hinaus Beachtung und Geltung finden. Ihr Verfasser, Peter Wallé, hat sich seit einer Reihe von Jahren eingehend mit der Baugeschichte Berlins beschäftigt und manchen interessanten Beitrag zu derselben geliefert; in dem vorliegenden Heft erhalten wir in gründlicher, zusammenfassender Darstellung, die sich vielfach auf unbenutzte Quellen stützt, das erste genaue Bild von Gontard, dem genialen Baumeister Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's II., von dem, um nur wenige seiner hervorragendsten Werke zu nennen, ein bedeutender Theil des Neuen Palais und der Communs bei Potsdam, die Spittel- und Königscolonnaden, die beiden Thürme auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin und das Marmorpalais in Potsdam stammen. Wie gering bisher die Nachrichten über Gontard waren, der, ehe Friedrich der Große seine künstlerischen Dienste in Anspruch nahm, Architekt der Markgräfin von Bayreuth gewesen, geht daraus hervor, daß selbst einschlägige Werke, wie das von Woltmann über die Baugeschichte Berlins, falsche Geburts- und Todesjahre anführen; mit großer Genauigkeit gibt Wallé alle irgendwie wichtigen Daten wieder und verbreitet sich dann des Näheren mit Sachkenntniß über die umfassende Thätigkeit Gontard's, von der wir noch im modernen Berlin vielfache und zwar sehr werthvolle Spuren finden.

λ. **Deutschlands Kunst zu Hamburgs Gunst.** Deutsches Künstler- und Schriftsteller-Album, herausgegeben zum Besten der Nothleidenden in Hamburg und Altona. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Act.-Ges. (vormals J. F. Richter).

Hamburger Weihnachtsbuch. Hamburg, Otto Meißner.

Zwei bemerkenswerthe Prachtwerke, unternommen im Dienste der Wohlthätigkeit für die im vergangenen Jahre so schwer geprüfte Hansastadt. Das erstere von ihnen bringt Beiträge fast sämmtlicher bekannter Schriftsteller und Künstler Deutschlands in bunter Mannigfaltigkeit und in zwangloser Folge; jedes Gebiet der Poesie und Prosa ist vielfach vertreten und auch an manchem ernsten Wort aus gelehrtem Munde fehlt es nicht, wie ebensowenig die Musik vergessen wurde. Wenn man die außerordentliche Fülle von Beiträgen überblickt, so scheint es, daß die Herausgeber neben dem wohlthätigen Zweck in erster Linie eine allgemeine literarische und künstlerische Kundgebung für das verzagte und trauernde Hamburg, gewissermaßen als Echo der tiefen Theilnahme unseres gesammten Vaterlandes an dem tragischen Geschick der stolzen Stadt im Auge hatten, und das ist ihnen auch durchaus gelungen. Prächtig ist der künstlerische Schmuck, für den unsere ersten Meister mit freudiger Hingebung thätig waren; viele dieser sorgsam wiedergegebenen Blätter wird man mit immer erneuter Genugthuung und aufrichtigem Stolz auf diesen Reichthum

künstlerischer Schätze betrachten. — — Das zweite Werk trägt ein wesentlich anderes Gepräge; zunächst war sein Inhalt nur für die Jugend bestimmt, dann, da diese Grenze nicht festgehalten werden konnte, wurde mehr ein Familienbuch daraus mit zahlreichen anregenden und belehrenden Beiträgen neben vielen der Jugend gewidmeten Erzählungen, Märchen, Gedichten, in Musik gesetzten Liedern 2c. Aber noch in anderer Weise unterscheidet es sich von dem erstgenannten Prachtwerke, indem es in seinem enger gezogenen Rahmen nur Beiträge von aus Hamburg gebürtigen oder dort lebenden Schriftstellern, Malern, Musikern, Pädagogen u. s. w. vereinigte. Trotzdem fand sich die stattliche Zahl von einhundertsechzig Mitarbeitern zusammen, von denen sich viele eines klangvollen Namens rühmen dürfen. Beide Werke verdienen in erster Hinsicht ihres guten Zweckes wegen, dann aber auch um ihrer selbst willen die weiteste Verbreitung.

χσλ. **Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen** in deutschen Nachbildungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf.

Wohl keiner der lebenden deutschen Dichter ist im Goethe'schen Sinne ein solcher literarischer Kosmopolit wie Friedrich von Schack. Mit sublimem Verständniß für das Seelenleben eines Kunstwerks und mit einem selbst den schwierigsten Aufgaben gewachsenen Formtalent, übertrug er die Blüthen morgen- und abendländischer Dichtung, die seinem durch großes Wissen vertieften Geschmack besonders zusagten, auf deutschen Boden. Graf Schack, selbst ein vielseitiger Poet von nicht geringer Bedeutung, verfuhr mit seinen Uebersetzungen oft ganz selbständig; ihm war es weniger darum zu thun, den Wortlaut und das Metrum streng nachzubilden, als den Geist und die Stimmung des Originals in deutscher Sprache wiederzugeben. Die meisten der mitgetheilten Gedichte erfahren zum ersten Male eine Uebersetzung ins Deutsche, so z. B. Thackeray's köstliche, humoristische Gedichte. Aus dem reichen Schatze, den die beiden Bände bergen, möchten wir besonders Leconte de Lisle's „Kain", Alfred de Vigny's „Eloa", Richard Henry Horne's „Der Tod Marlowe's" und Samuel Taylor Coleridge's „Feuer, Hunger und Gemetzel" hervorheben. Tennyson, George Eliot, Dickens, Matthew, Arnold, Browning, Poe, Zorrilla und andere berühmte Dichter sind mit mehr oder minder zahlreichen Leistungen vertreten, wie uns das ganze Werk überhaupt etwa drei Dutzend Autoren vorführt. Diese „Anthologie" gehört zu den werthvollsten Erscheinungen der modernen Uebersetzungsliteratur.

χσλ. **Im Jahrhundert Grillparzer's. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich.** Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Kirchner & Schmidt. 1893.

In seinem jüngsten Buche vereinigt der Director des Wiener Raimund-Theaters Skizzen über Grillparzer, Otto Prechtler, Raimund, Bauernfeld, Hamerling, Anzengruber, Josef von Weilen, Eduard Mautner u. A. Adam Müller-Guttenbrunn verfügt über ein frisches, selbstständiges Urtheil, über mannigfaches Wissen und einen lebendigen Stil. Manches, was er behauptet, kann man nicht unterschreiben, immer aber bleibt er der anregende, mit einem scharfen Blick für die öffentlichen Ereignisse begabte, praktische Beobachter. Als die beste Partie des Buches erscheint uns die Skizze: „Auch ein Dichter", welche die Schicksale eines begabten Literaten entrollt, den die Noth des Lebens zwang, Colportage-Romane zu schreiben. Adam Müller-Guttenbrunn wirft hier treffende Streiflichter auf unsere modernen literarischen Verhältnisse.

χσλ. **Alpensagen.** Von Maria Savi-Lopez. Illustrirt von Carlo Gessa. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Das von der Verlagsbuchhandlung mit besonderer Eleganz ausgestattete Werk enthält eine ganze Reihe wissenschaftlich angehauchter, auf Vollständigkeit indessen nicht Anspruch erhebenden Skizzen und Studien über Alpenfeen, Drachen und Schlangen, Gespenster, Kirchenglocken, Kobolde, Irrlichter, kurz über alle Menschen, Erscheinungen, Dinge und Vorfälle, welche in der Phantasie der Alpenbewohner mit geheimnißvollen Eigenschaften begabt erscheinen und Anlaß zu allerlei Sagen, Mythen und Märchen gegeben haben. Ferner wären noch besonders anzuführen die Kapitel über: „Bergbewohner und Gelehrte", „Sagen vom irdischen Paradiese", „Die wilde Jagd", „Alpenblumen" und „Die Verdammten". Es steckt ein großes Material in diesen Abhandlungen, welches die hochbegabte Verfasserin wenn auch nicht immer streng methodisch, so doch stets mit Anmuth der Empfindung und Feinheit der Beobachtung verarbeitet und in Fluß gebracht hat. Für den Dichter bildet das Buch eine Fundgrube von schönen, einer dichterischen Behandlung würdigen Stoffen. Der Verfasserin wurde für dieses der Königin Margherita von Italien gewidmete Werk die goldene Medaille zuerkannt. Sie hat sich bereits längst in ihrem Vaterlande einen angesehenen literarischen Namen erworben; einen besonderen Erfolg erzielte sie mit ihrem Werke: „Die Thäler von Lanzo". Maria Savi-Lopez ist von Beruf Lehrerin in ihrer Vaterstadt Neapel. Obwohl sie an zwei Unterrichtsanstalten thätig ist, hat sie doch die italienische Literatur mit vielen Werken bereichert. So arbeitet sie jetzt an einem Seitenstück zu dem vorliegenden Werke, an den „Meeressagen". In Deutschland werden ihre „Alpensagen" die freundliche und warme Aufnahme finden, die ihnen gebührt. Allerliebst sind die von poetischem Zauber erfüllten, stimmungsvollen Zeichnungen, die dem Buche den Charakter eines Geschenkwerkes vornehmen Ranges geben. Die Uebersetzung des Herrn Alfred Ruhemann bedarf in den ersten Kapiteln selbst noch einer Uebersetzung ins Deutsche, in der zweiten Hälfte des Buches aber wird er Meister der Situation und liefert ein lesbares, angenehmes Deutsch. Unbestritten indessen bleibe ihm das Verdienst, Maria Savi-Lopez bei uns eingeführt zu haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aulard. — Science, Patrie, Religion. Conférence par F.—A. Aulard. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Ausgewählte Schriften Weiland Sr. Königl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Erster Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1893.

Badin. — Minine et Pojarski, par Adolphe Badin. (Bibliothèque de Romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie. 1893.

Bamberger. — Die Stichworte der Silberleute. Besprochen von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

Barine. — Alfred de Musset par Arvède Barine. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1893.

Baumgart. — Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert von Dr. Hermann Baumgart. Erster Band. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. 1893.

Bendler. — Carl Schulze. Im neuen Hause. Katharina von Siena. Von Georg Bendler. Berlin, Richard Wilhelmi. 1893.

Bernhard. — Das Teufelchen. Roman von Marie Bernhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bertheroy. — Ximénès (1500), par Jean Bertheroy. (Bibliothèque de Romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie. 1893.

Bloch. — Rund um Berlin. Unsere Vororte und ihre Zukunft. Von Johannes Bloch. Zweites Heft. Berlin und Wien, Carl Zieger Nachf. (Ernst Rhode).

Blum. — Unsere Socialdemokratie im Spiegel der ersten französischen Revolution. Von Hans Blum. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Böhm. — Ludwig Wekherlin (1739—1792). Ein Publicistenleben des achtzehnten Jahrhunderts von Gottfried Böhm. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1893.

Bormann. — Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Brehm's Thierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Auflage, gänzlich neubearbeitet von Richard Schmidtlein. Zweiter Band: Die Vögel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Briefe des Führers der ersten Cavallerie-Division 1870/71, an seine Gattin. Kassel, A. Freyschmidt. 1893.

Briefe von und an Johann Nicolaus Götz. Nach den Originalen herausgegeben von Dr. Carl Schüddekopf. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1893.

Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach an den Bundestags-Gesandten Otto von Bismarck. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1893.

Bródy. — Ein ärztlicher Faust. Roman von Sándor Bródy. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Oscar von Krücken. Berlin, Otto Janke. 1893.

Bucher. — Kleine Schriften politischen Inhalts von Lothar Bucher. Stuttgart, Carl Krabbe. 1893.

Bücher. — Die Entstehung der Volkswirthschaft. Sechs Vorträge von Dr. Carl Bücher. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.

Bunsen. — Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von Marie von Bunsen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Burenin. — Das Todtenbein, ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall. Von B. Burenin. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilh. Henckel. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Carriere. — Erkennen, Erleben, Erschließen. Festrede in der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften. München, Im Verlag der königl. bayr. Akademie. 1893.

Contributions to North American Ethnology. Volume VII. Washington Government Printing Office. 1890.

Croissant-Rust. — Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Von Anna Croissant-Rust. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Der Militarismus im deutschen Reich. Eine Anklageschrift von einem deutschen Historiker. Stuttgart, Robert Lutz. 1893.

Die ethische Bewegung im Judenthum. Ernste Gedanken eines Modernen. Berlin, Hugo Schildberger, 1893.

Dörmann. — Neurotica. Von Felix Dörmann. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Duden. — Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Konrad Duden. Nach den neuen amtlichen Regeln. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1893.

Duperrut. — Le christianisme de l'avenir. Pensées par Frank Duperrut. Paris, Librairie Fischbacher. 1893.

Ebers. — Georg Ebers gesammelte Werke. Erste Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ernst. — L'Art de Richard Wagner, L'Œuvre poétique par Alfred Ernst. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Fabia. — Les sources de Tacite dans les Histoires et les Annales par Philippe Fabia. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Farina. — Amore bugiardo. Novella di Salvatore Farina. Milano, Libreria Editrice contemporanea.

Fels. — Das äußerste Mittel. Roman von R. von Fels. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Finne. — Die Eule. Schauspiel in einem Act von Gabriel Finne. Einzig autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Flathe. — Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Theodor Flathe. Erster Halbband. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1893.

Fritz. — Zu Thal. Gedichte (dritte Sammlung) von S. Fritz. Leipzig, Carl Reißner. 1893.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Fünfter Band: Th. Carlyle. Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz. Dresden, L. Ehlermann. 1893.

Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldt's und seiner Kinder. 1791—1887. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1893.

Ganghofer. — Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Gartelmann. — Sturz der Metaphysik als Wissenschaft. Kritik des transscendentalen Idealismus Immanuel Kant's. Berlin, S. Fischer. 1893.

Gizycki. — Zur Kritik des Spiritismus. Von Hugo von Gizycki. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893.

Goldschmidt. — Bunte Reihe. Ein Geschichtenbuch von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1893.

Goltsch. — Volk und Heimath. Gedichte eines Krainischen Deutschen. Von Franz Goltsch. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Günther-Rosenhagen. — Die Braut seines Bruders. Erzählung von Graf Günther-Rosenhagen. Hamburg, E. A. Christians. 1893.

Haek. — Splitter und Späne. Aphorismen und Sarkasmen von D. Haek. Leipzig, Adalbert Fischer's Verlag. 1893.

Hartmann. — Christ. A dramatic poem in three acts by C. Sadakichi Hartmann. Author's Edition. 1893.

Hartmann. — Liebe und Leidenschaft von Mignon Hartmann. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Hegel. — Kritik der Verfassung Deutschlands. Von Georg Friedrich Wilhelm Hegel. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Mollat. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1893.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Heinz Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

Also der erste Schritt wäre gethan, damit mein Sohn Heinz ein tüchtiger Arzt wird. Vor einer Woche ist er von uns fortgegangen, ins neue Krankenhaus hinaus. Er läßt Dich grüßen, alte Mutter, und läßt Dir sagen, daß er mit Vergnügen Dir schreiben würde, sobald er einmal Schreibenswerthes zu melden hätte. Was ihm aber wichtig genug erscheinen wird? Ich kann's Dir nicht sagen. Er hat einen anderen Gradmesser für das, was er erlebt, als wir. Kannst Du es glauben, daß er uns als nebensächlich zu erzählen vergaß, wie seine Arbeit über Ansteckungsstoffe abermals mit einem Preise gekrönt ward? Und diesmal von Frankreich aus, dem Lande, in welchem Anerkennung zu finden für Deutsche doppelt ehrenhaft ist. Als mein Mann ihm sein Schweigen vorwarf, war er ganz erstaunt: „Die alte Geschichte! wozu hätte ich die noch erwähnen sollen. Es sind ja Alles auch nur Theorien. Bis ich sie nicht gründlich erprobt, kann ich mich noch nicht daran freuen."

Nun, ich hoffe, gar so bald wird er nicht Gelegenheit haben, in unserer Stadt im Großen sie auf die Probe zu stellen.

Ist das eine Hitze! Einmal schon, Anfang dieses Sommers, im Mai, meinte ich derartige Gluth nie bisher erlebt zu haben. Doch nun ist es ärger noch. Gestern habe ich Felix aus seinem Comptoir abgeholt und wollte mit ihm zur Elbe fahren, meine Schwägerinnen draußen zu besuchen. Aber halbwegs schon bat er mich, umkehren zu lassen, so brannte die Sonne uns auf die Stirn. Und dazu — wir kamen den Weg an den alten Kirchhöfen vorüber — strömte uns aus einem Schuppen, der dort steht, ein Carbolgeruch entgegen. Ihm wurde fast schlecht dabei. Und mir klopfte das Herz vor einem unbekannten Grauen. Die Hitze, die Dürre . . . man munkelt so viel. — Aber nein, es

kann ja nicht sein. In Rußland ist die Cholera. Bis sie hierherkommt, wird sie, denke ich, ihre Gewalt verloren haben.

Es ist wahr, sie ist da. Aengstige Du Dich nur nicht, Mutter. Wir sind ja alle gesund und kräftig. Und wohnen hier draußen so luftig, so frei. O nein, ich ängstige mich nicht, nicht ein bißchen, wirklich nicht. Für uns Drei. Aber Heinz . . .

Unsere Nachbarinnen schickten, zu fragen, welche Vorsichtsmaßregeln der junge Herr Doctor anempfehle. Jede Hausfrau will ihre Pflicht thun, für die Ihren, für ihr Gesinde. Auch ich wüßte gern, was richtig ist und was übertrieben. Doch weiß ich es nicht. Ich konnte ihnen nicht Auskunft geben, so leid es mir that.

Heinz gab uns keine Verhaltungsrathschläge. Ich sah ihn nicht einmal. Er schickte uns auch keinerlei Nachricht. Daß er gesund ist — ich darf es hoffen, da wir bisher nichts Anderes hörten.

Ich schreibe Dir nur, herzliebste Mutter, um Dir zu sagen, daß wir leben, wir, unsere Leute alle im Hause, unsere Nachbarn, unsere Verwandten. Noch — wie lange noch? . . .

Sedantag. Es ist kühl und grau heut. Unwillkürlich denkt man jeden Morgen, der Umschlag des Wetters müsse ein Weichen der Krankheit bringen. Ach, wann wird sie enden! Wir leben alle vom Erscheinen der Morgenzeitung, bis wieder Abends die Zahlen stehen, in stetem Bangen, leben wie im Belagerungszustand, die ganze Stadt von Deutschland verfehmt. Heute sind Hermann und Felix beide bei mir zu Hause, den ganzen Tag; ich brauche nicht von Stunde zu Stunde um sie zu zittern. Draußen auf den Straßen ist's still, wie sonst nie am Feiertage. Und ich mag nicht hinaustreten auf den Balcon. Denn drüben, jenseits der breiten Wiese, durch die Kastanienallee, fahren Wagen, schwarze Wagen, immer einer dicht nach dem andern, in endloser Reihe. Ich höre die Räder hier drinnen im Zimmer, höre sie, was ich auch lese, was ich spreche, ununterbrochen. Nachts, als ich aufwachte — der Mond schien hell ins Zimmer — hörte ich fern noch dasselbe Rollen. Und ich dachte an alle die Menschen, alte und junge, hoffnungsvolle und arbeitgebeugte, die der Todtenwagen hinausführt. Und ich dachte an alle, alle die Unglücklicheren, die übrig bleiben.

Meine zwei Kinder — ich habe sie noch — werde ich sie behalten dürfen?

Heinz schrieb heute Morgen. Ganz kurz, wie immer, kein Wort wie's ihm geht, nur eine Bitte um Wäsche, Kleider, Kinderzeug. Aber Du kannst Dir denken, wie glücklich ich war, nur seine Handschrift zu sehen. Ich ging in die Stadt, zum ersten Male seit nun bald vier Wochen, um einzukaufen. Was sagen sie draußen in den Zeitungen, unsere Stadt sei todt, alle Menschen geflohen? Es sah aus wie immer. Ueberhaupt, ich bin noch nie, so lange ich hier lebe, eine so gute Patriotin gewesen, wie in dieser Zeit. Mir scheint, ein Jeder thut

seine Pflicht und mehr als das. Ich weiß von so vielen, Frauen und Mädchen, die in die Baracken kamen, um zu pflegen; ich weiß von Männern, jungen Lehrern, die muthig in die Häuser gehen, die Kranken fortschaffen, Gesunde versorgen. Daß man nicht vorher gerüstet war, das macht man uns zum Vorwurf? Wer ist denn von uns einzelnen Menschen vorbereitet auf das Furchtbare, das Niegewesene? Und wie kann's eine Stadt sein, wenn ihr an einem Tage Tausend plötzlich erkranken, so grauenhaft plötzlich.

Die Sonne scheint. Wie schön dieser Herbst ist. Alles Laub so bunt, der Himmel so blau, auf dem Wasser die Schwäne, die Segelboote in der durchsichtig klaren Luft. Und auf dem Spaziergang so viel hübsche Kinder, mehr als sonst je, weil keine Schulen sind, kein Vergnügen. Es thut so wohl, ihr Lachen zu hören. Ich hatte nicht gedacht, daß es noch Menschen hier in der Stadt gibt, wenn auch nur recht junge, die sorglos sind und lachen können.

Heinz war da. Das mag Dir das beste Zeichen sein, Mutter, daß wirklich die Seuche im Abnehmen ist. Er sieht etwas schmal aus. Die schwere Zeit ist an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Aber traurig erschien er mir nicht, auch nicht muthlos, wie die Meisten, mit denen man spricht. Ich glaube, wie etwa ein junger Soldat, obschon der Krieg ein Uebel ist, sich sehnt, seine Kräfte im Kampf zu erproben, so dünkt es ihn als Arzt ein Vorzug, diese Wochen, diese Leiden miterlebt zu haben. Er sprach von der bewundernswerthen Aufopferungsfähigkeit seiner Genossen, von dem Eifer auf allen Seiten zu nützen, zu helfen, von den Fortschritten, welche die Wissenschaft noch machen müsse, bevor sie einer ähnlichen Calamität gewachsen sein würde. Von seinen eigenen Strapazen, von Grauen und Ekel sagte er nichts.

„Und," fragte mein Mann ihn, „hast Du denn Deine früheren Entdeckungen irgendwie bestätigt gefunden? Hast Du Erfolge derselben gesehen?"

Er schüttelte den Kopf: „Nicht viele. Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, daß auch nur ein einziger sehr schwerer Fall sich zum Guten wandte durch mein Bemühen."

„Kein schwerer. Aber von den leichten?"

„Einige. Mindestens schien es mir so. Von absoluter Sicherheit darf man auch dabei noch nicht reden," meinte er. „Aber bei den Nachkrankheiten, besonders bei Fiebern . . . vielleicht ist's nur Täuschung, wenn ich mir einbilde, daß die Patienten aus meiner Baracke rascher sich erholten. Wäre es sicher, ich wäre sehr glücklich!" —

Allmälig trifft man wieder Menschen, allmälig finden auch die Aengstlichsten sich wieder ein, auf der Straße sieht man bekannte Gesichter. Und ein Jeder freut sich mit Jedem, der noch da ist.

Ich aber habe mich zu freuen doppelten Grund. Von unseren Freunden, meinen Armen und Schützlingen selbst, ist nicht Einer gestorben. Und dann — Du weißt's, auf etwas Gutes, das ich selbst zu thun vermochte, bin ich noch nie sehr stolz gewesen. Es war ja auch nie viel. Aber wenn meine Söhne nützen,

wie stolz mich das macht! — Heinz' Behandlungsmethode scheint doch viel besser gewirkt zu haben, als er zugeben wollte. Die Aerzte stimmen darin überein, daß er der Einzige sei, der Erfolge in dieser Zeit zu verzeichnen hatte. Und die Laien, die Armen besonders, schwören auf ihn. Was sie uns Alles von ihm erzählen, Du glaubst es nicht! Seit die furchtbare Arbeit draußen im Krankenhause geringer geworden, soll er in der Stadt in den ärmsten Bezirken von Haus zu Haus gehen, seine früheren Patienten aufsuchen, nach Wohnungs- und Lebensweise forschen, um rechtzeitig neuen Erkrankungsfällen vorbeugen zu können. Und er führt die genausten Register über Jeden, führt daneben seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen weiter. Wie er Zeit zu Allem findet, das kann ich nicht sagen. Er hat das Talent, sich Zeit zu schaffen, oft zwischen einem Krankenbesuch und dem anderen, beim Essen, mitten im Gespräch, er ist immer bei seiner Arbeit und macht dabei doch meist den Eindruck lässiger, bequemer Ruhe.

Du fragst nach Heinz, Mutter? Wir hier zu Hause sahen ihn den ganzen Winter nur, wenn er kam uns anzubetteln. Nicht um Geld bat er, sondern um Arbeit, um Verwendung und Anstellung von Genesenen, die für ihre früheren Berufsarten noch nicht wieder tauglich schienen. Zuletzt hat er mir gar die alte Grethe abgeschwatzt, für ein Haus voll kleiner Kinder, dem Vater und Mutter gestorben waren. Dafür redete er mir zu, ein kleines fünfzehnjähriges Ding, das zum Erbarmen krank aussieht, als Hausmädchen zu nehmen. (Du kannst Dir denken, wie bequem mir dieser Ersatz ist!) Nur einmal kam er ganz bescheiden, für sich selber etwas zu bitten: nämlich, ob der Vater es billigen würde, wenn er sich ein Pferd im Monat nähme? Das Geld dafür besäße er schon. „Es ist zwar für einen Arzt ein nicht ganz gewöhnliches Beförderungsmittel," sagte er. „Aber erstens ist es das schnellste, von dem weit entfernten Krankenhaus zur Stadt zu gelangen. Dann bin ich zu Pferde mein eigener Herr. Auch für meine Gesundheit ist es ganz gut, wenn ich mir etwas Bewegung mache. Und dann — es klingt wohl wunderlich — dann schließlich weiß ich, daß mir die guten Ideen nur kommen, wenn ich in freier Luft aller Arbeit vergesse, nichts thue, auch nicht einmal denke. Und ich brauche jetzt gute Ideen, mehr als je. Was ich bisher gefunden habe, das ist noch so wenig. Was ich noch will und möchte, ist viel. Und ein frischer Ritt . . . — Aber freilich, wenn's Euch nicht recht scheint, thue ich es nicht."

„Alles ganz schön," sagte mein Mann, der ihn seine Gründe und kindlichen Entschuldigungen ruhig hatte herzählen lassen, „nur sehe ich nicht ein, weshalb Du Dir ein Pferd miethen willst. Mir scheint es praktischer, eines zu kaufen."

„Kaufen?" Heinz ward ganz roth, „ein Pferd kaufen? ja, aber ich, als Assistenzarzt . . ."

„Dummer Junge, als ob's darauf ankäme, wer die Summe auslegt, Du oder ich. Geh hin und kauf Dir ein Thier, das Dir gut scheint. Und wenn nachher die Leute sich wundern, so antworte ihnen: ich, Rath Kirchner, hätte gesagt, wer in seinem Fache was Tüchtiges leiste, dem stünde dafür dann auch das Recht zu, in kleinen und nebensächlichen Dingen sich das Leben auf

seine Weise bequem zu machen. Falls es also einem Philister nicht genehm sein sollte, daß Du hoch zu Roß durch die Welt trabst, so bestelle ihm, er möge bei mir sich beklagen."

Ist es nicht hübsch, daß allmälig mein Mann, der einst so streng war, so oft ich einmal meine eigenen Wege gehen wollte, nun durch Heinzens unerwartet große Erfolge dahin kommt, weitherziger, toleranter zu denken?

Du hättest übrigens sehen sollen, wie sich unser Sohn bedankte, als wäre er noch der unmündige Knabe, der von seines Vaters Freigebigkeit abhängt. Ich habe ihn lange nicht so heiter gesehen, wie an dem Abend. Aber auch da sah ich über seine Züge manchmal jenen Schleier gehen, den ich so gut kenne, seit damals, es ist nun Jahr und Tag her . . . Hermann, als ich ihm einmal meine Noth klagte, lachte mich aus: „Die Kinderei! Ein hübsches Gesicht, das ihm gefiel, ein flüchtig Wort, das er lachend uns hinwarf, was ist's denn weiter? Du solltest doch aus Erfahrung wissen, von Felix und Anderen, wie wenig schwer dergleichen wiegt."

Als ob ich's nicht wüßte! Grade deshalb. So leicht ein Anderer dergleichen hinredet, so leichtlich vergißt er's. Aber Heinz, wenn der sagt: Ich will. — Es ist bis heut noch nicht dagewesen, daß er das Wort umsonst gesprochen und nicht erreicht hätte, was er begehrte.

Da schicke ich Dir wieder ein Zeitungsblatt, wie nun schon so oft in den letzten drei Jahren. Ich mag Dir nicht all' die ärztlichen Details wiederholen. Wir beide verstehen ja auch zum Glück nicht viel davon. Nur, daß es ein sehr gefährlicher Fall war, wirst Du daraus erkennen, und daß er geheilt ist. Und dann, daß man den jungen Menschen, der noch nicht dreißig Jahre zählt, an den Hof gerufen hat, wo so viel bewährte, ältere Männer, an der dortigen Universität so viele erste Autoritäten näher stehen. Es ist eben, weil er ein Sonntagskind ist, sagt Felix immer. Mein jüngster Sohn will damit nicht etwas wie Neid ausdrücken. Denke das nicht. Wir zwei sind gleich stolz auf unseres lieben Doctors Erfolge. Heimlich beobachten wir die Menschen und haben unseren Spaß daran, wie anders sie ihre Köpfe halten, wie anders sie grüßen, wie anders sie reden jetzt, als zuvor. Das ist der Erfolg. Nicht nur in den Artikeln der Zeitungen, in den vielen Anerbietungen neuer Stellungen besteht er, nicht im Gewinn, noch in äußeren Ehren; seine beste subtilste Wirkung ist's eben, welche Herzen und Köpfe aller, auch der fremden Menschen, dem Einen zulenkt, ihm Achtung schafft und Anerkennung, selbst über seine Anverwandten das Licht verbreitet, das von ihm ausströmt. Oft muß ich mich fragen: ja, bin ich denn eine Andere geworden, daß mir die Leute so anders begegnen? Ich muß es zu meiner Schande gestehen, ich habe mich nicht so sehr viel gebessert, selbst das berüchtigte Schwabenalter, das ich längst überschritten, hat mich durchaus nicht klug werden lassen. Ich urtheile zu rasch; meine Zunge läuft mit mir davon; ich sage Dinge, die schärfer klingen, als ich sie meinte. Aber während man sonst mich oft tadelte, da ich noch jung, und doch auch wohl ein bißchen hübsch war, jetzt gefällt Alles, ich mag sagen, was ich will. Sie ist die Mutter — so denken die Leute — ich lese es ihnen von den Augen. Wenn

es mir selber geschehen könnte, daß durch einen Erfolg sich plötzlich das Sein und Wesen der alten Bekannten gegen mich verändert hätte, es würde nur meine Spottlust reizen. Aber es ist ja nicht für mich, ist für ihn, meinen Sohn. Es macht mich glücklich, stolz, zufrieden, macht mich gut Freund mit aller Welt.

Unser junger Held läßt Dich grüßen. Er war nur eine Minute da, uns zu sagen, daß er morgen seine lang geplanten Vorträge über Fieberkrankheiten beginnt. Seine neuesten Publicationen brachte er auch, mit der Bedingung, daß ich sie dem Archiv des Hauses einverleiben, aber ja nicht lesen sollte. Er freut sich, wenn er bei uns ist, sagte er, einmal von Anderem reden zu können, als von Krankheit, Verfall und Tod.

„Wenn Du eine Frau nehmen würdest," fragte Hermann, „so dürfte sie also Deine Schriften weder lesen noch verstehen, damit Du bei ihr Dich von der Praxis frei fühlen könntest?"

„Eine Frau?" Er war halb im Fortgehen, nahe der Thür schon, als ihn die Frage umkehren machte. „Eine Frau — ich? Weißt Du, Vater, diesen Wunsch, den Du mir seit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit nahe legst, den werde ich, fürchte ich, Dir niemals erfüllen."

Gestern gaben wir eine Gesellschaft zu Ehren der beiden englischen Aerzte, welche augenblicklich hier sind, um Heinzens Entdeckungen zu studieren. Man musicirte. Heinz spielte auch, so vollendet wie immer, wie Du's von ihm kennst. Die Leute waren überrascht. „Mir scheint, Sie hätten so gut wie Arzt auch Violinspieler werden können," sagte der alte weißhaarige Sir William. Dann trug eine unserer Nichten ein paar Lieder vor, recht gut, wie man es von Dilettanten gewohnt ist: ein hübscher Sopran, nur mäßige Schule, gelegentlich etwas Detoniren und nicht allzuviel Gefühl. — Heinz hatte sich zu mir gesetzt. Er sah starr vor sich hin; ich wußte, seine Gedanken weilten weit ab.

„Glaubst Du nicht auch, daß sie eine Altstimme haben müßte?" fragte er plötzlich.

„Wer?" entgegnete ich erschrocken, „Heinz, Du willst doch nicht an jene eine, kurze Stunde eingebildeter Verliebtheit jetzt Dich noch halten, Dir von ihr Dein ganzes Leben beeinflussen lassen?"

„Nein," sagte er, „ich will es nicht. Aber — wie seltsam, nicht wahr? es gibt Dinge, die mit unserem Wollen und Wünschen bitterwenig zu schaffen haben. Uebrigens, das kann ich für Dich thun — und auch für mich, — daß ich nicht mehr spiele. Es bekommt mir nie. Die Melodien bringen auf ihren unsichtbaren Schwingen Träume mit sich und Visionen. . . . Wie niedrig sind doch wir armen Menschen, daß wir immer nur selbstisch denken. Mir sollte es genügen können, Andere vom Tode zu retten. Aber nein, in meinem Herzen bleibt das Sehnen nach einem eigenen, persönlichen Glück. Und dieses Glück trägt ihre Züge. Und sie ist eines Anderen Frau."

Bei dem Souper war Sir William mein Nachbar. „Ich möchte noch ein Dutzend Jahre leben können," sagte mir der alte Herr, „um nur zu sehen, was aus den Entdeckungen Ihres Sohnes ferner entstehen wird. Ich selbst meinte schon, die Heilwissenschaft ein tüchtig Stück gefördert zu haben. Nun merke ich erst, ich war nur ein Stümper. Dieser junge Bursch mit dem Milchgesichte, er stellt uns Alte alle in Schatten; er spricht: „Ich will!" und die Krankheit weicht, und der Tod, der unerbittliche selber, neigt seine Sense, erklärt sich besiegt. Der Procentsatz der Sterblichkeit in dieser Stadt soll sich bereits in den letzten Jahren vermindert haben. Bald wird er überall in Europa, in der Welt abnehmen. Und die mittlere Lebensdauer aller Menschen wird wachsen. Ich denke mir, so viel erreicht zu haben, in so jungen Jahren, das müsse ihm ein Glücksgefühl geben, voller, tiefer als Alles, was wir je erträumen konnten."

Ich sah hinüber, indessen der berühmte Pathologe also sprach, über die ganze Länge des Tisches, zu meinem Sohn. Der hatte im eifrigen Disput seinen Kopf erhoben, die Anderen schwiegen und horchten, wie sie immer thun, als entströmten seinen Lippen nur Worte des Heils.

Er hat sich gewünscht, berühmt zu werden, damals, als Knabe auf der Walhalla. Nun er es ist, begehrt er Anderes. Ob Menschen niemals zufrieden sein können?

Ich schreibe Dir, meine liebe, alte Mutter, in jedem Briefe das Letzterlebte, oft Kleinigkeiten, Nebensächliches, von dem ich denke, es könnte Dich freuen. Unser Dasein kennst Du, wie es Tag für Tag sich abspielt. Aber über dem geschäftigen Treiben, dem unruhigen Denken von heute auf morgen vergißt man das Ganze oft. Ich stecke in allen möglichen kleinen Hausfrauensorgen. Mein Mann ist verstimmt über das neue deutsche Civil-Gesetzbuch, das in vielen Beziehungen ihm nicht behagt. Felix hat wieder einmal eine Liebe, die mir gründlich mißfällt. Und Heinz klagt über mangelndes Verständniß bei der Krankenhauscommission, die ihm die Räume für seine Vorträge nicht freigeben will. Denn Heinz . . .

Ja, das ist es gerade. Da ich die Feder soeben zur Hand nahm, Dir einen rechten Seufzerbrief über all' diese kleinen Miseren schreiben wollte, da überkam es mich: Fort mit den Klagen, fort mit den störenden Nebendingen, die beengend die Aussicht versperren. Da draußen ist Frühling. Der Kastanienbaum in unserem Garten ist dicht mit weißen Kerzen besteckt. Zum offenen Fenster dringt Wärme herein und trägt mir von fern den Lärm der Straße, trägt mir von drunten meiner Söhne Stimmen herauf. Heinz steht an der Pforte noch mit seinem Bruder plaudernd. Sein Pferd wiehert hell. Nun ist er aufgesessen. Nun ruft er, ganz laut, mag ihn die Straße doch hören, das kümmert ihn nicht, mir ein Lebewohl zu. Und nun sprengt er fort, und ich sehe, meinen Kopf vom Schreibtisch erhebend, wie er sich nochmals im Sattel wendet, den Hut lüftet und winkend mich grüßt.

Und dieser mein Sohn ist der Mann, von dem sie sagen, daß er der Stolz der ganzen Stadt sei, ganz Deutschlands, daß man einen zweiten wie ihn in diesem Jahrhundert nicht finden werde. Und dieser mein Sohn ist nicht nur

Glücks- und Gesundheitsspender für Viele, für Alle, er ist in jedem, was er nur in Angriff nimmt, vom Glück begünstigt. Erinnerst Du Dich, er war noch Student, wie ich Dir schrieb, was für hübsche Utopien er mir vorgeplaudert habe von einer Universität, die er gründen wolle, hier in unserer Handelsstadt? Nun, er ist auf dem Wege, das Märchen wirklich zu machen. Zwar der Name fehlt noch, die Sache ist da. Daß er schon von Anfang an, seine Theorien und Erfindungen zu erklären, Vorträge hielt, das weißt Du. Daß er von den Aerzten förmlich gedrängt ward, auch Demonstrationen am Krankenbett zu veranstalten, schrieb ich Dir wohl schon früher einmal. Zuerst geschah es nur selten, für Fremde, besonders zu ehrende Personen. Allmälig, da jeder gewissenhafte junge Student, Deutsche wie Ausländer, die „Kirchnersche Infections-Theorie" zu kennen begehrte, und da man sie am besten hier, bei ihm selber zu erlernen hoffte, kamen immer mehr Lernbeflissene, angehende Aerzte, Physiker; die Vorträge mußten wiederholt werden, gestalteten sich umfangreicher, zu einem ganzen Cursus aus. Damit die jungen Leute hier ihre Zeit nicht verlieren sollten, bewog Heinz selbst einige andere Krankenhausärzte, die ihm tüchtig schienen, das Gleiche zu thun. Ein junger Apotheker hielt einen Cursus über Medicinpflanzen. Ein Kunsthistoriker, Heinzens Freund, der ihm hierher nachgezogen, liest über altdeutsche Malerschulen, ein Thema, das von Diphtheritis und Typhusbehandlung so weitab liegt, wie irgend denkbar; und ein Assessor (mein Mann rieth ihm ab, doch er ließ sich nicht verschüchtern) beginnt ein Colleg, in welchem er an den neuen und alten Gesetzen seine Dialektik übt. Und das Wundersamste ist: es finden sich für sie Alle Hörer, es finden sich für Neuangekommene, die andere Disciplinen studieren, auch wieder Lehrer, und ohne daß irgend etwas von oben angeordnet, oder verfügt, fast ohne daß Staats- und Reichsbehörden gefragt worden wären, besteht hier in der Kaufmannsstadt ein Kreis von Männern der Wissenschaft, wetteifernder Ehrgeiz, reger Lerntrieb, kurz alles Das, was ich zuerst in der Fremde entbehrte und was mir von Jugend auf als das schönste, reichste Leben erschienen ist.

Wir saßen beisammen heute Abend, an Felixens Bett. Sorge Dich nicht um ihn, Mutter, es fehlt ihm nichts Ernstes. Ich sage ihm oft, daß er in letzter Zeit so viel kränkelt, sei nur eine List, durch welche er seinen Bruder nöthigen will, täglich zu ihm zu kommen. Er wehrt sich zwar und leugnet es. Aber ein Bißchen ist doch dran wahr. Jedenfalls kennt mein armer Jüngster kein größeres Vergnügen und keine bessere Arzenei, als seinen Arzt recht viel hier zu haben. — Also wir plauderten dies und jenes und sprachen auch von den alten Jugendplänen, wie unerreichbar die damals erschienen, und wie Vieles davon jetzt schon wahr geworden, auch ob wohl Manches noch mit der Zeit sich ermöglichen könne.

„Ermöglichen"? — Heinz sah vor sich hin, wie er häufig thut, mit nach innen gewendetem Blick, der nicht erfaßt, was vor ihm ist. — „Möglich ist Alles! Wer hätte es einst nicht für eine Fabel gehalten, was unsere Zeit gekonnt und erreicht hat? Die Dampfmaschinen und Eisenbahnen, die Telegraphen und Telephone, die Bergdurchstiche, schwebenden Brücken und die Aufzüge und Eiffel-

thürme sind wahrgewordene Menschengedanken. Die all' das ersonnen, die haben mehr gekonnt als ich. Was will ich denn? Nur die Uebel, welche ohne organische Fehler, ohne inneren, noch äußeren greifbaren Grund den gesunden Menschen plötzlich packen, die will ich unschädlich machen. Kaum so viel wie im vorigen Jahrhundert schon Jenner gethan hat für eines. Er war der Erste, welcher uns Anderen, Spätgeborenen die Bahn wies. Und wenn es mir nun auch gelingt, diese Universität so zu gründen, wie ich sie brauche, wie ich sie will, daß ich und daß viele Andere nach mir die Forschungen weiterführen können, — es ist damit so viel nicht geschehen. Bisher sind Alles ja nur noch Versuche."

„Versuche? Höre," sagte Felix lachend, „mir scheint, als ob Deine Theorien über das Stadium des Probirens doch schon hinaus wären, nachdem Du etliche hundert Menschen allein hier in unserer Stadt gesund gemacht hast."

„Es sind Versuche zu Besserem. Die Leute sind eben noch krank geworden. Und in der Erkrankung liegt jede Gefahr. Der beste Arzt kann nicht ermessen, wie das Fieber und wie seine Mittel auf die verschiedenen Constitutionen wirken werden. Den Einen heilt, was den Andern schädigt. Du sagst mir, daß ich Hunderte am Leben erhielt? Das blendet die Welt. Ich aber weiß, daß ich zwei, drei, ja vielleicht mehr noch, getödtet habe. Jedesmal, wo irgend eine Krankheit ausbricht, ist das Ende ungewiß. Deshalb soll man die Möglichkeiten des Erkrankens zu vermindern, wenn thunlich ganz auszurotten streben. Ein Ziegel, der vom Dach herabfällt, kann einen Menschen erschlagen; im Krieg und im Frieden, daheim wie zur See, sind wir jede Stunde jedweden Tages in Gefahr, unser Leben zu verlieren. Und das Alter kommt, das die Freude am Dasein mindert. Und tausend innere Schäden gibt es, die den Menschen zu Grunde richten. Ihnen wehrt keine Kunst. „Das Leben," sagt Buddha, „gleicht einem Funken, der durch das Reiben des Holzes entsteht, Niemand weiß woher er kam, Niemand, wohin er schwand im Erlöschen." Ich werde niemals dies Erlöschen verhindern können. Vielleicht wäre das nicht einmal zu wünschen. Aber, daß der Funke leuchte, so lang in ihm Licht ist, das will ich erreichen, das kann und muß ich. Und wenn mir nur die Zeit bleibt, zu forschen. . . ."

„Zeit? Höre, Heinz," unterbrach ihn Felix, „Du bist sonst doch der Mann, der die Zeit beherrscht. Dein Haupttalent wäre, dachte ich, daß Du Dir freie Stunden schaffst, wo Andere sich einmal ausruhen müssen. Oder willst Du vielleicht künftig, wenn die Hochschule officiell gegründet sein wird, Deine Forscherarbeit an den Nagel hängen?"

„Gewiß nicht. Es handelt sich auch nicht um ein paar freie Stunden. Die Länge des Lebens ist es, die ich brauche und nicht zu erzwingen weiß. Muß ich in den sechziger Jahren schon sterben, wie mehrere Männer in unserer Familie" . . .

„Schon? aber Alter, bis zu den Sechzigen haben wir zwei doch noch ziemlich viel Zeit."

„Muß ich mit sechzig Jahren schon sterben," fuhr Heinz unbeirrt fort, „so kann ich meinen Forschungsplan nicht ganz ausgeführt haben. Die meisten Männer, die viel erreichten, sind sehr alt geworden: hätten sie vor ihrem siebzigsten Jahre geendet, was wären sie dann? Sicher nicht das, was sie jetzt

uns bedeuten. Der alte Kaiser wäre König von Preußen gewesen, ein braver Regent, und Moltke ein tüchtiger Officier, wie wir in Deutschland noch viele haben, von seinen Kameraden geachtet, dem großen Publicum kaum bekannt. So aber lebten sie bis ans Ende und leisteten Großes noch nach jenen Tagen, die dem Thun der Kleinen ein Ziel setzen. Darum, wenn ich die Zeit nur habe — ich strebe auch für mich selbst, indem ich mich mühe und versuche, allen Menschen ihr Leben zu sichern — ich will schon fleißig sein und es zwingen, was meine Pflicht zu finden ist."

„Ein sonderbares Menschenkind," sagte Felix zu mir und streckte sich wieder in seinem Bett aus, als sein Bruder gegangen war; „eigentlich möchte er noch immer gern fliegen. Aber das Sonderbarste ist — er benimmt sich für gewöhnlich so ruhig und vernünftig, so wie alle anderen Leute, daß man darüber ganz vergißt, was in ihm steckt."

Felix hat recht. Auch ich kann es zu Zeiten vergessen, daß er noch mehr ist, als mein vielgeliebter Sohn. Und nur manchmal, wenn er wie heute aus den Alltäglichkeiten herausgeht, von sich und seinem Wollen redet, dann überkommt es mich plötzlich mit Macht, was er leistet, was er erreicht hat.

Ich glaube das ist eben Größe, so einfach zu sein, so natürlich, fast kindlich, nie an sich zu denken, noch an den Eindruck, den man macht und das Höchste als selbstverständlich, das ganz Außerordentliche ruhig zu thun, als gegebene Pflicht.

Es sind wieder Fremde da. Heinz brachte sie zu mir: ein paar Russen, ein Franzose und ein Nordamerikaner, Doctor Ford. Letzterer sah mir mehr danach aus, als ob er eines Arztes bedürfe, denn als ob er selber studieren wolle. Ein fataler Mensch. Erzählt mir gleich bei der ersten Visite, wie reich er sei und wie überreich sein Wissen. Ich war nahe daran, ihm irgend eine Antwort zu geben, die ihn in seine Schranken verwiesen hätte, wäre nicht die ganze Zeit, während er da war, mir Heinz so seltsam, so unruhig erschienen, daß ich nichts Anderes denken konnte.

Ich hielt ihn zurück, als die Herren gingen: „Was ist Dir? Hast Du wohl befürchtet, daß ich mich zu einer allzu scharfen Entgegnung gegen den prahlenden Amerikaner hinreißen ließe? Oder was habe ich sonst gethan, das Dir nicht recht war?"

„Du!" der große Mensch umfaßte mich mit einer Heftigkeit, wie als Knabe, „Du solltest Etwas gethan haben, was mir nicht recht schien? Nein, ganz so gott- und vernunftverlassen bin ich noch nicht. Aber, aber," — ein tiefer Seufzer — „wenn ich nur ebenso sicher wäre, daß, was ich thue, Dir nicht mißfällt." — Damit ließ er mich stehen und ging so schnell, daß mir nicht Zeit blieb, ihn zu fragen, was er gemeint habe.

Oft muß ich denken, wie traurig es ist, daß ich wie so viele Menschen in unseren Tagen, den alten Glauben verloren habe. Wie gerne brächte ich dem Himmel meine Gebete und Gaben dar, mir der Meinen Glück zu sichern. Aber die blaue Wölbung da oben haben die Physiker und Astronomen mir so gründ-

lich erklärt, daß für eine göttliche Weltregierung kaum mehr freier Platz bleibt. Und obwohl ich durch den Vater von Jugend auf gelehrt worden bin, mich allein auf mich selbst zu stellen, ist mir, ich weiß nicht woher, im Herzen ein tieferes Sehnen geblieben, ein Bedürfniß, als ob ich meine Hände falten müßte: Dank, Dank, Ihr Mächte, daß Ihr mir so viel, so Großes gewährtet! Ich bin dankbar, daß ich einen ernsten Gatten habe, der mich klüger machte und besser. Ich bin dankbar für meine Söhne, für Heinzens Erfolge, fast dankbar selbst dafür, daß Felix schwächer ist, daß er oft meiner bedarf, daß er nie aufhören wird, hier im Hause mein Kind zu sein. Und dankbar bin ich Dir, mein alter weiser Vater, Dir, meine Mutter, daß Ihr lebt, daß ich Euch besitze, daß Ihr als eine gute Mauer vor dem Alter mich schützt. Ich kann mit meinen Sorgen zu Euch kommen, bin nicht nur Hausfrau, Respectsperson, Mutter, bin Eure Tochter, fühle mich als Kind Euch gegenüber, verantwortungslos und vertrauend.

Nun ja, als kindlich gehorsame Tochter muß ich heute wohl berichten, daß ich einmal wieder Etwas angerichtet habe. Der Doctor Ford — ich schrieb Euch von ihm schon, — besuchte mich vor einer Stunde, und ich und ich . . . Er sprach von der Stellung, die Heinz sich gemacht. Und dann von sich selbst. Daheim, so sagte der amerikanische Doctor, sei auch sein Name weit verbreitet, aber man wisse dort von ihm mehr, daß er ein Millionär, als daß er Forscher sei. Viel leichter falle es gar oft einem Unbekannten, in der Wissenschaft berühmt zu werden, als dem besten, tiefsten Denker, wenn er schon anderweit genannt werde. Was ihn außerdem gehindert, früh und energisch in seinem Berufe sich geltend zu machen, das sei seine Mutter gewesen. Wie so viele Frauen, nur immer an das Nächste denkend, stets um seine Gesundheit besorgt und um das Vermögen und ihre Launen, habe sie seine ganze Jugend hindurch ihn eingeengt, viel zu früh ihn zur Ehe gezwungen und am Gängelband fest gehalten.

Das erzählt dieser Unmensch mir! —

Da brach ich heraus mit meiner Meinung. Und wenn ich einmal mich vergesse und spreche, wie es mir ums Herz ist, das trifft, das schlägt. Die Kinder haben früher gesagt, an mir sei ein Kanzelredner verloren. Wenn es gilt, strömen mir die Worte förmlich zu, und harte und verwundend scharfe. Der Mann schien wie betäubt. Wahrscheinlich hat in seinem ganzen Leben ihm noch Niemand so die Wahrheit gesagt. Es ist doch auch wohl etwas Gutes in ihm. Denn er verbeugte sich steif wie er ist: „Vielleicht haben Sie recht, vielleicht hätte ich auch mit dieser Mutter mehr erreicht, wäre noch mehr in mir gewesen. Aber," fügte er hinzu, den guten Eindruck rasch wieder verwischend, „ich beharre trotzdem auf meiner Ansicht, daß die meisten Frauen uns Männer nur hindern, und daß einzig Der etwas leisten kann, der es versteht, sich von ihrem Einfluß frei zu erhalten. Sie brauchen mich gar nicht aus Ihren schönen, blauen Augen so vernichtend anzuschauen, Sie zählen nicht unter diese Gattung, Sie sind eine Ausnahme. Das fühlte ich gleich."

Der arme Mensch! Er ist krank. Ich habe Reue, daß ich zu scharf war. Wie ich seine Frau bedauere! Er erwartet sie dieser Tage, wie er mir sagte, da er sie drüben nur zurückließ, das Hauswesen zu ordnen, ein Proceß, den seine

Nerven nicht vertragen. Ich will versuchen, ihr hier zu nützen. Vielleicht mache ich an der Frau wieder gut, was ich an ihm gesündigt habe.

Und nun verstehst Du auch wohl den Eingang dieses Briefes. Jenes Gefühl zum Himmel aufsteigender Dankbarkeit, es überkam mich, als ich meiner Söhne gedachte. Wenn ich einmal todt bin, Heinz und Felix werden so nicht von mir reden. Weißt Du, ich fürchte mich nicht vor dem Sterben. Nur daß es nachher kein Guckloch geben soll, durch welches man noch einmal zu den Seinen hereinschauen könnte, sehen wie sie leben, wie sie an uns denken, nur das ist arg. — Uebrigens ist's genug für heute. Ob Du mich wohl auszankst, alte Mutter? Thu' es nur, ich gebe Dir plein pouvoir. Und sage, — muß ich denn Hermann und Heinz meine Unthaten eingestehen? muß ich? und Beiden? es fällt mir schwer.

Frau Emma kam nicht dazu, diese Beichte abzulegen. An demselben Abend, an welchem sie obigen Brief geschrieben, erhielt sie ein Telegramm ihrer Mutter, daß der Professor im Dunkeln auf der Treppe gefallen sei, und einen Kniebruch erlitten habe. Sie reiste sofort mit Felix zu ihm. Heinz, den draußen in seiner Wohnung beim Krankenhause die Botschaft nicht rechtzeitig erreichte, konnte ihnen erst später folgen. Er fand den alten Herrn schon verpflegt, das Bein geschient, in bester Behandlung, seine Großmutter über den Zustand fast beruhigt, aufgeregter, wie es alte Leute sind, über den plötzlichen Einbruch so vieler Gäste in ihr stilles Heim. Da Heinz zudem nur schwer aus einer begonnenen Arbeit sich herausgerissen hatte, nahm er am nächsten Morgen schon Abschied und kehrte nach Hause mit dem Versprechen, wiederzukommen, sobald man seiner bedürfen werde. Nun, man bedurfte seiner nicht. Der greise Professor besaß eine wunderbar kräftige Natur, die Heilung verlief rasch und glücklich, er konnte sich auf den Rath seiner Aerzte noch im selben Sommer in die Schweiz zur Erholung begeben. Tochter und Enkel begleiteten ihn. Auch Rath Kirchner kam zu den Ferien. Doctor Heinz aber, dessen Kommen man erhofft, ließ sich durch den Vater entschuldigen. Frau Emma wußte es zwar längst, daß Erholungsreisen nicht in sein Lebensprogramm gehörten, daß er der Ruhe nicht zu bedürfen behauptete und sich immer am wohlsten fühlte, wenn er recht mitten in einer schwierigen, ernsten Untersuchung steckte. Aber sie hatte doch darauf gerechnet, er würde diesesmal, ihr zu Liebe, seinen Eifer auf eine kurze Zeit unterbrechen. Zumal da ihr seine Briefe gar so wenig über ihn sagten. Er berichtete, was am Krankenhause sich zutrug, welche Fortschritte seine Bemühungen um die officielle Anerkennung und Dotirung der allmälig entstehenden Universität gemacht. Darunter stand dann: „Mir geht es gut, ich bin ganz wohl," oder sonst ein kurzer Satz, der ihr ein Gefühl von Mangel erweckte. Er hatte von jeher nur Thatsachen geschrieben. Sie hätte das längst gewohnt sein sollen. Und es würde sie auch wohl kaum jetzt so kühl, so seltsam fremd berührt haben, hätte sie nicht in ihrem Herzen immer noch jenen Seufzer gehört, mit dem er kurz vor ihrer Reise leise gesprochen: „Wenn nur mein Thun nicht Dir mißfällt!"

Als der Rath allein ankam, hoffte sie, von ihm mehr zu hören. Aber das Talent der Menschenbeobachtung war dem vielbeschäftigten Juristen nicht gegeben.

Heinz ist ganz wohl; — das war Alles, was sie von ihm erfahren konnte. Und das genügte ihr eben nicht mehr.

„Weißt Du," sagte Felix zu ihr, — es war auf dem Rigi im Angesicht der drunten, über dem See sich ballenden Wolken — „weißt Du, Mutter, es ist doch schade, daß wir Heinz nicht bei uns haben. Ich meine, immer nur allgemeine Menschenliebe und nur Bacillen werden selbst ihm nicht auf immer genügen. Da fürchte ich manchmal, ob nicht gerade er, der so vortrefflich und tugendsam ist, eines Tages in einen unerwarteten, recht herzlich dummen Streich ausbrechen könnte. Und danach würde ihm eine Reise, ein Anblick wie dieser heute hier, gut thun."

Frau Emma erschrak. Sie hatte volles Zutrauen zu Heinz. Sie kannte seinen leicht verletzlichen Stolz, die angeborenen ästhetischen Neigungen, die einen Mann besser als alle Moralgesetze vor einem Hinabsteigen bewahren. Aber er war jung und allein. Und jener Seufzer . . . Felix hatte, ohne denselben gehört zu haben, in seiner intuitiven Weise ihren Befürchtungen Worte gegeben.

An dem Abend versuchte sie es noch einmal, den Rath auszufragen, zu horchen, ob er denn wirklich gar nichts wisse von seines Sohnes Thun und Umgang.

„Nun ja," klang die Antwort, „ich sah ihn öfter, meist eilig, zu Pferd. Er kam an die Bahn mit Doctor Ford. Der ist überhaupt unzertrennlich von ihm. Und auch die Frau."

„Die Frau! seit wann ist sie dort? wie sieht sie aus? hast Du sie kennen gelernt?"

„Natürlich. Ja, weißt Du es denn nicht? Ich vergaß es zu erwähnen, weil ich dachte, Heinz selbst müsse es Dir geschrieben haben. Die kleine Frau ist das blasse Mädchen, das wir einmal sahen, Du hast's wohl vergessen, vor sechs oder sieben Jahren, auf der Reise von den Eltern nach Hause, die damals den Zug zum Stehen brachte, weil ein Kind krank ward. — Entsinnst Du Dich nicht?"

„Die!" sagte Frau Emma.

Sie hatte sich auf den Stuhl am Bett sinken lassen. In dem kleinen Hôtelzimmerchen gab das einzige Licht nicht viel Helle. Der Rath war mit dem Einpacken seiner Sachen beschäftigt, das er immer allein, mit allerpeinlichster Ordnung besorgte. Er ging hin und her, suchte Stiefeln zusammen und Wäsche. „Was man Alles zu thun hat, für seine eigene, geheiligte Person," sagte er, „und wie viel unbequeme Habseligkeiten wir modern verwöhnten Menschen mit uns schleppen, von Ort zu Ort. Ich werde doch froh sein, wenn ich wieder nach Hause komme, wo jedes Ding seinen festen Platz hat. Wahrlich, unser Heinz ist stets der Klügste. Er schickt uns Anderen in die Berge zur Erholung. Aber sich selber erwählt er das Beste. Und das ist: daheim zu bleiben!"

„Die!" sprach Frau Emma und starrte vor sich hin durch das Dunkel in das flackernde Licht.

„Du sagtest Etwas? Nein? Meine Liebe, ich denke meine Arbeit mit dem Koffer wäre so ziemlich abgethan. Wann wirst Du denn mit der Deinen beginnen?"

Liebe Mutter, schrieb Frau Emma nach ihrer Heimkehr um acht Tage später, Du mußt mir verzeihen, wenn ich in dieser letzten Woche Dir recht

theilnahmlos schien. Seit dem Abend auf dem Rigi ging ich umher wie unter einem bösen Alpdruck. Du hast es mir ja abgefragt, mich gescholten ob meiner Sorgen, mit klugen Worten gesucht, sie mir wieder auszureden. Aber Du hattest doch nicht recht. Ich wußte es ja, es ist so, wie ich befürchtet hatte. Nur doch ganz anders. Mit dem ersten Blick in Heinzens Gesicht, vom Coupéfenster aus, — er stand auf dem Perron uns erwartend, — da wußte ich, daß ich mich nicht täuschte. Dann, als er mir die Hände hinstreckte und als er mich küßte, so wie immer, ward ich fast schwankend. Kann man sich so ruhig, so sorglos benehmen, wenn man liebt, wo man nicht sollte? Ich kenne mein Kind doch. Sanft zu entsagen ist nicht seine Sache. Und es war auch nichts von Sanftmuth, nichts von Ergebung in seiner Haltung. Er blickte siegessicher wie immer. Wenn er an ein Krankenbett tritt, wenn er seinen Schülern Vorträge hält, wenn er in öffentlicher Versammlung Laien seine Absichten erklärt, stets fühlt man, daß er die Menschen lenkt und beherrscht nach seinem Willen. So denkt er es sicher auch hier zu thun. Aber hier, — das mußte ich mir sagen, sind es Thatsachen, die ihm unverrückbar entgegenstehen, die kein Wollen zu ändern vermag.

Er begleitete uns nach Hause, er war wortkarg und doch wohlthuend herzlich, ganz wie wir es bei ihm gewohnt sind. Felix brachte ihn noch durch den Garten. Ich wollte ihn fragen, was sie mit einander geredet hätten. Doch Felix auch schien so seelenruhig, daß ich mich geschämt haben würde, meinen Verdacht ihm einzuflößen. Am nächsten Tage kamen viele Besuche, man wollte von unserer Reise hören, von dem Vater, von Dir. Und dann dazwischen fragte eine der Schwägerinnen: „Was sagt Ihr denn zu der Mrs. Ford, die jetzt, wie man mir erzählte, mitten unter allen Studenten bei Eurem Heinz Collegien hört?“

Ich murmelte etwas, ich wisse von nichts, habe Heinz noch kaum gesprochen . . .

„Nun ja, das begreift sich. Aber ergründen möchte ich doch, ob Dein berühmter, exemplarischer Sohn, an der kleinen Dame wirklich nur, wie ihr Mann aller Welt erzählt, ein wissenschaftliches Interesse nimmt, oder . . . Dir würde er das wohl kaum gestehen. Aber sie sehen beide aus, daß ich, als Mutter, mich um sie beunruhigen würde. Die Frau ist sehr schön. Nun, Du wirst sie ja kennen lernen.“

Indem sie noch sprach, kam Heinz herein. Ich weiß nicht, ob ein veränderter Tonfall in ihrer Stimme, ein Stocken im Gespräch, ihm verrieth, daß sie soeben von ihm geredet. Ich sah nur deutlich, daß er es wußte.

Als er sie zur Thüre begleitet hatte, kehrte er zurück und stand vor mir: „Nun, was hat Dir Tante Louise von uns erzählt?“

„Von — uns?“

„Ja, von uns. Ich habe das Wort noch nicht ausgesprochen, das uns verbindet, habe mich gezwungen zu schweigen, bis Du hier wärest, um sie zu schützen. Denn sie wird des Schutzes bedürfen. Nicht nur gegen die Welt, die wie Tante Louise, lieber Uebles denkt als Gutes. Mehr gegen sich selbst.“

„Was heißt das? ich verstehe Dich nicht, was hast Du vor, Heinz? Du wirst doch nicht eine bisher ehrbare Frau ihrem Manne entführen wollen?“

„Ich will sie zu meiner Frau mir nehmen, wie es mein Recht ist, wie ich es muß. Mutter, ich habe nie den Ruhm besonderer Tugendhaftigkeit für mich

beansprucht. Laß mich ganz offen sein mit Dir. Von dem Tage an, da Dr. Ford zum ersten Male mir von seiner Frau sprach, habe ich gewußt, was nun folgen würde. Wie ich es wußte? Ich selbst kann's kaum sagen. Irgend ein Ausdruck, ein Ton von ihm, muß in mir den Gedanken an sie hervorgerufen haben. Wie ich überhaupt in den sieben Jahren, — nicht wahr, Du fühltest das? an sie dachte, bei Jedem, bei Allem. Dann, als er einmal mir erzählte, sie habe, bald nach einer Reise durch Deutschland, sich wie so viele Amerikanerinnen auch auf die Medicin verlegt und studiere mit einem Ernste, den er einem Weibe kaum zugetraut hätte, da befestigte sich in mir die Ueberzeugung. Ich fragte ihn nie nach ihr, ließ ihn nur reden. Aber was er auch sagen mochte, ich sah immer, ich konnte nicht anders, das blasse Gesicht von damals vor mir, mit dem Entsagungszug um die Lippen. — Und dann kam sie her, und er führte mich zu ihr. Ob sie mich zu sehen erwartet hatte, so fest wie ich sie? Ob sie gehorcht hatte, so wie ich, nach Kunde von dem Unbekannten? Sie sprach kein Wort, das mir es verrieth."

„Mein Sohn," begann ich, — es fiel mir schwer, wie noch nie etwas, was ich ihm zu sagen hatte, ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Aber ich meinte, es sei meine Pflicht. — „Mein Sohn Heinz, diese Mrs. Ford, — sie mag klug und gelehrt sein, und schön ist sie auch, aber sie ist eines anderen Mannes Frau. Und wenn sie Dich an sich herankommen läßt, und wenn sie mit Dir studiert, wie ich höre, und wenn sie in Dir das, was sie doch, wie Du selber damals meintest, schon vor Jahren ahnen konnte, jetzt nicht mit Entschiedenheit zurückweist, dann ist sie . . ."

Ich war so weit gekommen in meiner mühsamen Rede. Mutter, ich hielt es für recht. Ich suchte das Wort, das sie brandmarken sollte und ihn nicht verletzen. Es hätte doch wohl hart geklungen, weil ich hart fühlte. Aber ich kam nicht dazu, es zu sagen. Denn mein Sohn, der von mir fort, mit finsterer Miene durch das Zimmer geschritten war, als ob er mich nicht hören wolle, kam plötzlich zurück. Ehe ich es hindern konnte, hatte er mich in den Arm genommen, mir seine Hand auf den Mund gedrückt. — „Sprich nicht weiter. Arme Mama, wie Du ihr das abbitten wirst! Wie Du sie verziehen wirst und hegen als Dein Kind, wenn Du sie erst kennst, Dein bestes Kind."

„Du liebst sie sehr," sagte ich.

„Wolltest Du, es wäre anders? Wolltest Du, daß ich im Stande wäre, mit einer Frau eine Liebelei anzuspinnen, für heute und morgen, die dann verweht? Nein, ich liebe sie so, daß ich ihr und mein Leben für werthlos halte, wenn wir's nicht gemeinsam verbringen können. Ich liebe sie so, daß ich sie haben will und muß, was auch dawider ist. Ich habe mir das Herz frei gehalten von kleinen Passionen, — nicht aus besonderer Prüderie und auch nicht aus Kälte. Sondern nur einfach, weil ich halb unbewußt auf die eine wahre und echte Leidenschaft gewartet habe, die es mir ganz ausfüllen sollte. Nun ist sie da."

Er saß vor mir, an dem alten Fensterplatz, die Ellenbogen auf mein Nähtischchen gestützt, das Gesicht in den offenen Händen. Und er setzte mir auseinander, wie er eine Scheidung herbeiführen werde, die in Amerika sehr leicht sei,

wie er glaube, den Doctor Ford zu einer solchen ohne Schwierigkeit bringen zu können, wenn er ihm vorschlage, das ganze Vermögen seiner Frau ihm zu belassen. Auch die betreffenden Gesetze beider Länder hatte er schon durchstudiert. Ich hörte ihn an und zweifelte nicht, daß er Alles so ausführen könne. Das heißt, — wenn sie will?

Er sah mich erschreckend an bei der Frage. „Sie wird wollen, was ich will," sagte er. Und dann, zagender: „Nicht wahr, Mutter, nicht wahr, eine Frau, die liebt, läßt sich beeinflussen von dem Manne? . . ."

Ich habe ihm keine Antwort gegeben. Ich kenne sie nicht. Glücklich in meinem ruhigen Leben, habe ich mich nie in einer Lage befunden, wo mein Herz und meine Pflicht mit einander in Widerspruch waren. Und er urtheilt wohl richtig, den Doctor Ford wird ihr Verlust nicht sonderlich schmerzen. Während er, mein Sohn Heinz, dem bisher niemals Etwas mißglückte, so leidenschaftlich, wie er jetzt liebt, auch leidenschaftlich leiden würde, wenn sie seinen Wünschen nicht folgte.

Erst als er fort war, habe ich es mir klar gemacht: wenn sie ist, wie er sie schildert, wie sie sein muß, damit er sie lieben konnte, das heißt, nicht nur eine bezaubernde Schönheit, sondern ein ganzer, ehrlicher Mensch mit Herz und Gedanken und ihn liebend und seiner würdig — dann thut sie es nicht.

Wenigstens so denke ich. Vielleicht irre ich mich. Vielleicht empfindet eine Amerikanerin, anders erzogen, anders gewöhnt, nicht eben wie ich. Möglich, daß ihr das Urtheil der Welt gleichgültig erscheint. Aber doch, wenn ich mir sie vorstelle . . . Sie könnte sich von dem, den sie liebt, wohl zum Sterben bereden lassen, vielleicht auch dazu, ihrem Manne davonzulaufen und versteckt in irgend einem Erdenwinkel glücklich zu sein. Aber so, am lichten Tage, vor aller Welt, dem einen Gatten aufzusagen, Schönen Dank und Adieu — und dann dem Anderen ins Haus zu folgen . . .

Heinz ist ein Mann. Er sieht nur, was er will. Aber sie, wenn sie das kann . . . Mutter, meine Schwiegertochter muß sie wohl werden. Aber mein Kind, meine Freundin dann nicht.

Sie hat mir eine Visite gemacht. — Ich danke Dir für Deinen umgehend geschriebenen Brief, meine gute Mutter. Aber beantworten werde ich ihn heute nicht. Alle Deine Rathschläge will ich beherzigen, wie ich es vermag. Zu theoretisiren, festzusetzen, wie ich richtig handeln sollte, dazu bin ich jetzt nicht fähig. Die Krisis ist da, wir müssen sie zu überwinden suchen, wie wir es können nach unseren verschiedenen Naturen. Daß ich Dir so offen schreibe, ist mir ein Aufathmen, ein Ventil. Meinem Mann darf ich nicht Alles sagen. Der alte Riß zwischen ihm und Heinz, der lange vernarbt war, würde wieder aufbrechen. Hermann ist ein Mann des Rechtes, der strengen Gesetze. Ich weiß nur zu gut, wie er den Sohn verurtheilen würde. Und Felix, der sonst mein Vertrauter zu sein pflegt, hierin wird er, das weiß ich gleichfalls, ganz auf seines Bruders Seite stehen. Während ich . . .

Also sie brachten sie gestern zu mir, ihr Gatte und Heinz. Der Amerikaner redete nach seiner Weise, viel zu viel. Ich sah mir derweilen seine Frau an.

Sie scheint ein weniges noch gewachsen in den sieben Jahren. Das Gesicht hat seine Kindlichkeit und Rundung kaum verloren, blaß war sie schon damals. Und auch damals machte sie mich an Bilder denken. Heute stellte ich sie mir vor als Eva, der man die Paradiesespforten eben geschlossen. Es war ein Ausdruck von Erschrecken in ihren Augen, von Schmerz, den sie nicht früher geahnt. Und dabei saß sie vor mir in einer modernen Straßentoilette, so nett und knapp und zierlich schlank, daß man unter aller gewollten Einfachheit die Eleganz und den Reichthum errieth. Und sie sprach von den medicinischen Collegien, die sie mit ihrem Manne hier gehört. Nur ohne seine Begeisterung und ohne seine Schmeicheleien. Sie sah Heinz nicht ein einzig Mal an. Aber doch wußte ich, daß sie jedes Wort, jeden Ton seiner Stimme in sich aufnahm, daß sie ihn liebt, so wie er sie. — Ich hatte mir vorgenommen, durch meine Kälte ihr zu verstehen zu geben, wie ich denke. Ihr Gatte aber stand daneben. Und auf der anderen Seite mein Sohn. — Ich stimmte in den Gesellschaftston ein, sprach von Concerten, vom Theater und gab ihr zum Abschied meine Hand hin, als sie mir die ihre reichte.

Und nun, was nun weiter geschehen soll? was jene thun und was ich thun werde? Wer kann das sagen? wer weiß das voraus?

„Ist Frau Rath zu sprechen?" Die alte Grethe streckte mit der Frage ihren Kopf zur Thür herein.

Frau Emma hob das Gesicht von dem Brief: „Zu sprechen? Was fragst Du? Du weißt es doch, daß ich, so lange ich im Hause bin, mich von Jedem sprechen lasse. Ist's wohl eine Arme?"

„Nein, ganz und gar nicht." Die Grethe kam näher. „Es ist die kleine fremde Dame, die gestern hier war," sagte sie flüsternd. „Frau Ford heißt sie, denke ich, vom jungen Herrn Heinz eine gute Bekannte. Aber sie wollte um keinen Preis sich ungemeldet hereinführen lassen; ich mußte erst fragen, ob Frau Rath sie empfangen würde."

Frau Emma war die Feder, mit der sie ihrer Mutter geschrieben, auf das Blatt gefallen und hatte einen breiten Tintenstreifen quer über den letzten Satz gezogen.

„Führe sie herein," sagte sie.

Und Grethe machte der Fremden die Thüre weit auf.

Seit Tagen schon wiederholte Frau Emma sich die Worte, mit welchen sie der Amerikanerin ihre Ansicht sagen wollte. Alice Ford bewegte die Lippen zu irgend einer eingelernten Entschuldigungsformel, weil sie zu so später Stunde — draußen dämmerte der Herbsttag — zu stören gewagt. Aber es kamen nicht viele Silben hörbar heraus. Und von jener Verdammungsrede wurde kein Wort laut. Die mütterlich warmfühlende Frau sah das blasse junge Geschöpf mit den dunkelumränderten, thränenlosen, schweren Augen vor sich stehen.

„Armes Kind!"

Und dann lag das braune Köpfchen eine Secunde lang ihr am Halse, da wo ihre beiden Söhne als Kinder so oft ihre Zuflucht gefunden. Ehe sie aber es hindern konnte, war die junge Frau zu Boden geglitten und barg das Gesicht in Frau Emma's Schoß.

„Armes Kind!“ sagte sie noch einmal und berührte leise, streichelnd die weiche Wange, „Sie haben ihn lieb?“

Jene sah auf zu ihr: „O,“ sprach sie, „Sie zur Mutter zu besitzen, Ihnen das Herz ausschütten zu können, Ihnen zu folgen — das müßte, scheint mir, fast so gut sein, wie . . . Aber nein. Ich darf das Eine so wenig mir wünschen wie das Andere. Verzeihen Sie mir, daß ich mich so weit vergaß. Meine Mutter ist todt, seit vier Jahren. Seitdem war Niemand mehr mit mir liebreich und mütterlich. Deshalb ergriff es mich. Ich weine sonst nicht so leicht. Verzeihen Sie mir.“

„Zu verzeihen ist hierin wenig,“ versetzte Frau Emma, sich abkühlend und zusammenfassend, nach dem Beispiel, das jene ihr gab. „Ihre Thränen sind begreiflich, und mein Mitgefühl ist der beste Advocat, den Sie für sich anrufen konnten. Aber Sie waren hergekommen, mir Etwas zu sagen?“

Mrs. Ford hatte sich wieder aufgerafft. Sie strich ihr Haar glatt unter den kleinen Hut zurück und zog das schwarze Schleierchen über die kaum getrockneten Augen. Nur ihre Lippen zitterten, und die sonst so helle Stimme wollte nicht recht ihrem Willen gehorchen.

„Ja,“ sagte sie, „ihm kann ich's nicht schreiben. Und ich fürchte, wenn ich es ihm zu sagen versuchte, ins Angesicht, ich fürchte, dann zwänge er mich, meine Worte zu widerrufen, ihm zu gehorchen, zu thun, was ich nicht will. Darum dachte ich, Sie, seine Mutter . . . Nachdem Sie mich in Ihre Arme genommen haben, wollen Sie auch die zweite Wohlthat noch an mir üben, ihm meinen Abschied auszurichten?“

„Ich will's,“ sprach Frau Emma und streckte der Andern dankend die Hand hin.

„O, danken Sie mir nicht. Ich thu's nicht für Sie. Und auch nicht einmal seinetwegen, obwohl ich glaube, daß er, weltverachtend, wie er es ist, dennoch mit einer armen geschiedenen Frau nie so recht frei mehr athmen könnte. Er hat mir gesagt, daß er unglücklich würde ohne mich. Und noch mehr. Er sagt, daß er mich hassen wolle, vergessen, verachten, wenn ich darauf bestünde, seinem Willen zuwiderzuhandeln. Trotz dieser Drohung muß ich es thun. — Meine arme Mutter hat mich wohl nicht sehr gut erzogen. Sie lehrte mich nie, daß es in der Welt so etwas wie Liebe geben könne. Auch ich hatte nie daran gedacht, wenigstens für mich nicht. Als ich hierher fuhr, hoffte ich nur immer, der berühmte Doctor Kirchner werde derselbe sein, der mich damals in der Bahn so deutlich hatte fühlen lassen, was ein Arzt, ein Freund uns sein kann. In Gedanken an ihn hatte ich selbst zu studieren begonnen. Es müsse, meinte ich, ein rechtes Glück sein, ihn wieder zu sehen, ihn täglich zu hören. Weiter? weiter dachte ich nicht. Aber als ich ihn dann sah, wirklich ihn selbst, den ich erwartet, als er mich ansah, da — Seitdem weiß ich erst, was jenes Jahre lange Sehnen bedeutet hat. Doch nun, seit gestern . . . Das hat meine arme, schwache Mutter mich doch gelehrt — oder das Leben, ich kann kaum sagen, wer von beiden —, daß man eine übernommene Pflicht erfüllen muß, daß auf Pflichtlosigkeit Reue folgt. Und auch, daß Reue das bitterste Leid ist, tiefer schneidend, unheilbarer als alle anderen Schmerzen. — Sterbend hat mir meines Mannes

Mutter den Sohn, der ihr Alles und Abgott war, ans Herz gelegt. Sie sorgte nur um seine Gesundheit, sein Behagen, für das sollte ich wachen. Daß seine Ehre jemals in Gefahr sein könne, war ein Gedanke, der ihr nicht kam. Und er soll auch mir nicht nahen. Ich bin seine Frau — for better, for worse — wie's in unserer Trauformel heißt. Wir haben das Bessere durch Jahre nebeneinander getragen. Wenn nun das Schlechtere kommt, das Harte, das Unerträgliche — ich müßte ja mich feige nennen und selber verachten, wenn ich mich gleich von ihm fortflüchten wollte. Ich ward auf diesen Posten gestellt. Ein Soldat und eine Frau — sie beide sind ehrlos, wenn sie ihn lassen. Und darum" — sie sah zu Frau Emma auf, die schweigend saß, mit traurigen Augen ihre Worte anhörend —, „darum sagen Sie Ihrem Sohne nichts, oder alles Dies, wie Sie wollen. Ich grüße ihn nicht, ich hinterlasse ihm keine Versprechungen oder Gelübde. Wenn ich morgen fort bin, mag er mich hassen — wenn er es kann. Ich will eher leben mit diesem Hasse, als mit meiner eigenen Verachtung und — mit der Ihren. — Leben Sie wohl." —

Es ist geschehen — Frau Emma endigte so ihren Brief, den der Besuch unterbrochen hatte —, ich wußte vorher nicht, was kommen könnte. Nun ist's gekommen und ist auch vorbei. Und ich habe nichts gethan, nicht einmal meine Hand ausgestreckt, um die Arme zu retten, die von mir ging, als ob sie in den Tod gehen müsse. Ich habe nie gedacht, daß alle meine Lebensgeister so von einem fremden Menschen unterjocht werden könnten, wie in einer kurzen halben Stunde ein junges Ding, dem ich zuvor so wenig geneigt war, mich zum Hören, Schweigen, Verstehen und Bewundern zwang. Ich mag Dir die Unterredung nicht schreiben: Ich werde sie meinem Sohn schildern müssen — das wird schwer genug sein. Nur so viel: wenn ich jemals eine Schwiegertochter lieb haben könnte, so hätte es nur eben diese sein dürfen, die kleine Heldin mit dem stillen entschlossenen Wesen und dem Kindergesicht. Und die wird's nun niemals.

Wie es uns Allen wirklich geht, willst Du wissen, alte Mutter? Nun, äußerlich nicht viel anders als früher, vor Jahr und Tag. Sie sagen, Heinz habe in der letzten Zeit Kuren gemacht, die ans Wunderbare grenzen. Er ist sehr beschäftigt mit den Plänen für große Krankenbaracken. Man spricht davon, daß gleichzeitig, falls die Gelder reichen, auch ein anatomischer Hörsaal errichtet werden soll. Die Architekten sind ihm dankbar, weil er ihnen neue Aufgaben bietet und gleichzeitig Anregung und Skizzen, um dieselben in origineller neuer Weise lösen zu können. Dankschreiben, Ehrenbezeugungen, Orden regnen herab auf ihn. Er arbeitet von früh bis spät und, wie mein Mann behauptet, mit voller unverminderter Freude an seiner Arbeit. Ich — ich kann es Dir nicht sagen, was ich von ihm denke. Wenn ich ihn sehe, erscheint er auch mir fast unverändert. Und ich muß mich fragen: ist das wirklich derselbe Mensch, dem ich damals — es ist noch nicht viel mehr als ein Jahr her — die böse Nachricht bringen mußte, daß die Frau, die er liebte, ihm entflohen? — Ich schrieb Dir nicht von der bitteren Stunde. Wie er aussah, das vergesse ich nicht. Es war, als sei jeder Hauch von Frohsinn aus seinem bis dahin noch immer jungen Ge-

sicht gewichen. Und er kämpfte dagegen. Und er richtete sich empor: „Sie wird doch mein!“

Nein, laß mich des Tages nicht länger gedenken.

Die fremden Leute fragen mich oft, was aus der Mrs. Ford geworden, die im Herbst so plötzlich ohne Grund abreiste, ob ich denn nie mehr von ihr gehört? Der Mann ist damals, über die unbegreifliche Laune seiner Frau zürnend, noch ein paar Wochen lang hier geblieben. Er kam zum Abschied noch einmal zu mir und schalt auf Heinz, der ihm für sein Befinden alle mögliche Vorsicht empfohlen hatte. Als ob er nicht selbst genug Mediciner wäre, seinen Zustand beurtheilen zu können! Seit dem Tag sind der Doctor Ford und seine Frau für uns verschollen. Die beiden Menschen, welche den tiefsten, bleibendsten Einfluß auf unser ganzes Leben übten, sind wie ausgelöscht aus demselben. Ich weiß nichts von ihnen. Sie mögen noch leben oder längst todt sein, ich erfuhr nichts davon.

Ob Heinz auch nie mehr von ihnen hörte?

Manchmal möchte ich ihn das fragen.

Doch wenn er wirklich jene Enttäuschung verwinden könnte, wie Hermann oft meint, darf ich durch ein Wort ihn an Gewesenes gemahnen? Aber ich glaub's nicht, trotz seiner unveränderten Miene, seines zuversichtlichen Wesens. Hat er damals, da er sie doch kaum gekannt, durch sieben Jahre die Erinnerung fest gehalten, wie sollte er jetzt sie so schnell vergessen?

Heute hatte ich eine Unterredung mit Felix, die mir zu denken gab. Sie bezog sich auf Heinz und das, was ich Dir von ihm kürzlich sagte. Ich schreibe sie auf, weil ich auch Deine Ansicht, Mutter, wissen möchte. — Das Gespräch entstand aus einem anderen, über unsere Nichte Lili, Felix' einstige Jugendflamme, die im Begriff ist, sich zu verloben.

„Armer Junge,“ sagte ich, „Du hättest sie selber lieber genommen.“

Da lachte er: „Ich? Davon ist nie die Rede gewesen. Nein, wenn ich ein gesunder Mensch geblieben wäre, mit freiem Athem und vernünftiger Stimme, dann hätte ich vielleicht mir die Mädchen auch mit etwas anderen Augen betrachtet. So aber, weil die Idee einer Heirath mir doch als unausführbar erschien, ließ ich mir eine Jede gefallen. Und die lustigste war mir die liebste, und die mir am meisten entgegenkam, die habe auch ich am meisten bevorzugt. Ja, sonst, wenn das nicht gewesen wäre . . . — Aber denke nur Du nicht,“ fuhr der große Junge fort und streichelte mir zärtlich die Wange, da er sah, daß mir die Thränen in die Augen treten wollten, — „denke nur nicht, daß Du mich viel bemitleiden mußt. Ich fühle mich ganz wohl. Meine Heiterkeit, über die Du manchmal Dich wunderst, kostet mich keinerlei Anstrengung und ist auch nicht Maske, wie Du vielleicht denkst, sondern wirklich meine eigenste, wahre Natur. Siehst Du, das Leben ist im Grunde kein Plaisir. Das habe ich ziemlich früh erfahren. Daher kann ich es mit Grazie tragen, ja sogar noch ganz vergnüglich finden — so für den täglichen Hausgebrauch. Es gibt nämlich zweierlei Menschen: die einen, die das von Jugend auf lernten und die nun ruhig auf das Böseste gefaßt ihres Weges ziehen, sich freuen können über jede kleine Blume,

jeden bunten Stein, der den Weg, wie er nun einmal ist, verschönt. Zu diesen höchst vernünftigen Leuten gehöre ich. Und dann gibt es Andere, die schauen begierig hinaus, hinauf, und denken immer, die Straße führe zu eitel Wonnen, die sind dann empört über jede Krümmung in ihrem Pfad, der kleinste Stein des Anstoßes schreckt sie, sie verfallen in finstere Trübsal, und werden verbittert, weil die Sache so sehr anders aussieht, als sie sich dieselbe in ihren utopischen Jugendträumen vorgestellt."

Ich seufzte ein wenig. Denn zu dieser Sorte verblendeter Träumer, die von jedem Tage sich ein Königreich erwarten, gehörte ich einmal, vor langen Jahren, früher, viel früher.

„Ja," fuhr mein Sohn fort, ohne meinen Seufzer zu hören — denn daß so eine alte Mama auch an sich denken, auch ein Mensch für sich sein könne, das fällt dem Herrn Sohn nicht ein —; „ja," sagte er, „die zwei Kategorien genügen für die gemeine Menschheit. Nun gibt es aber noch eine dritte, seltenere Sorte. Wundersame Sonntagskinder gehen sie auf hohen Sohlen unberührt von Kleinlichkeiten ihre lichte Bahn dahin. Sie brauchen nicht durch Jugenderfahrung gewitzigt zu werden, um dies Dasein doch ganz erträglich zu finden. Denn weil sie ein Hinderniß niemals verspürten, halten sie auch die Reden Anderer von dem Schmerz, dem Leiden und der nothwendigen Entsagung für Ammenmärchen. Entsagen? wozu denn? Man muß nur wünschen und nur wollen, dann erreicht man sein Ziel. Die Glücksgöttin ist ein blindes Fräulein; wer einmal ihre Hand erhascht hat, den zieht sie nach und läßt ihn nicht wieder, wenn er es nur versteht, sie zu halten. Und kommt denn doch einmal auf ihrer glatten, sicheren Straße solchen Menschen etwas in den Weg, ein Dorngebüsch, ein Widerstand, den sie nicht ausreißen noch umwerfen können, nun, so schreiten sie eben weiter, doch gerade aus, darüber hin. — Und solch ein Glücksmensch ist mein Bruder."

„Du meinst?" fragte ich. „Verstehst Du unter dem Weiterschreiten, daß er den Widerstand vergißt oder — daß er ihn doch überwindet?"

„Wer kann das wissen? Ein Anderer würde unglücklich sein an seiner Stelle. Er aber hat keine Zeit dazu und kann's auch nicht. Er muß eben vorwärts. Entweder Frau Alice kehrt zurück und wirft sich ihm zu Füßen: Da bin ich! Oder — ja, ich kann mir das Oder so recht noch nicht ausdenken; aber das weiß ich, er wird nicht untergehen, er siegt über das Schicksal. Und eines Tages — der Stoffwechsel geht bei so großen Geistern anders vor sich, um vieles rascher als bei uns armen Sterblichen —, und eines Tages wirst Du's erleben daß er sich Glück geschaffen hat, ob dies, ob ein anderes — aber ein ganzes volles Lebensglück, so wie er es braucht."

Ob Felix recht hat? Ich weiß, er übersieht manchmal seinen ernsteren, älteren Bruder. Aber — er kennt ihn doch nicht ganz. Nur leider, leider, kenne ich ihn jetzt auch nicht mehr. Es ist wie eine Wand zwischen uns. Sonst riß ich diese Wand, die seine Verschlossenheit ihm aufbaut, nieder mit einer einzigen Frage. Er ist viel zu stolz, um nicht eine ehrliche Antwort zu geben. Vielleicht, wenn ich den Muth besäße, ihn zu fragen, vielleicht wäre ihm besser. Soll ich es thun?

Thu' es nicht. Warte es ab. Habe Zutrauen zu ihm. Laß ihn gehen und gewähren. Was willst Du denn? Doch nur Deine Neugier befriedigen. Ja, wenn davon etwas besser würde, daß Du erfährst, wie's in ihm steht ... Aber da Du nichts helfen kannst, so laß ihn schweigen, bis er, in sich selber geklärt, zu reden verlangt. Bis dahin: Geduld!

Geduld! Es ist Dein Lieblingswort, alte Mutter. Geduld hast Du mich lehren wollen, als ich ein Kind war, brennend vor Ehrgeiz, vor Lebensdurst und es nicht begreifen konnte, daß man immer warten müsse, um zu wissen, zu besitzen, was es gibt in der reichen Welt. Gedulden sollte ich mich später, bis meine Knaben herangewachsen zeigen würden, was sie leisten könnten, gedulden, sie nicht treiben, nicht stacheln, sagtest Du. Ich bin Deinen Lehren gefolgt, wie ich's konnte, und alt geworden und ruhig und vernünftig. Aber das will mir doch nicht in den Sinn, heute noch nicht, so grau mein Haar ist, mich zu gedulden, bis ich meines Geliebtesten Schmerzen zufällig erfahre, ihn leiden lassen, sich zermartern in stummer Qual dicht neben mir und nicht zu wissen, wie's in ihm aussieht. Scheltet mich, ihr klugen Leute, meine Mutter, mein Mann, mein jüngerer Sohn. Ihr habt alle ganz recht, nach Eurer Weise und Euren Naturen. Aber ich, ich bin eben anders und habe mein Recht, muß sein, wie ich sein kann. Und so künde ich Dir den Gehorsam, Mutter, Dir und Hermann, der mich zu dem Gleichen bereden will. Ich kann nicht athmen mit diesem unausgesprochenen Etwas zwischen mir und meinem Kinde. Ich kann es nicht. Ich frage ihn doch.

Nein, gute Mutter, schrieb Frau Emma um ein paar Tage später auf einen zweiten mahnenden Brief der alten Professorin, nein, sei ruhig, ich frage ihn noch nicht. Es war unser gewohnter Empfangsabend gestern. Ein Prinz, der Medicin hier studiert, eine Deputation von Gelehrten und so weiter. Du kannst es Dir wohl so ungefähr denken. Früher, in den ersten Jahren, machten diese Zusammenkünfte berühmtester Namen in unserem einfachen Hause mir Freude. Aber jetzt — Heinz war fortgerufen worden, zu einem Kranken. Ich mußte also die Kosten der Unterhaltung tragen. Hermann und Felix waren mit den Künstlern beschäftigt, die wir eingeladen hatten. Es sollte ein kleines Concert beginnen, Stühle wurden im Saal aufgestellt. Natürlich mußte ich mich in die vorderste Reihe setzen, zwischen die Hoheit und den Geheimrath. So konnte ich die Thür nicht sehen, durch welche Heinz hereinkommen würde. Und es lag mir daran, sein Gesicht zu erblicken im ersten Moment. Mehr als an allen ehrlich gemeinten Lobsprüchen des alten Gelehrten, mehr als an den huldvollen Redensarten des jungen Fürstensohnes. Denn der Kranke, zu dem er gegangen — er läßt sich sonst nicht mehr darauf ein, Privatpersonen in ihren Häusern als behandelnder Arzt regelmäßig zu besuchen — dieser aber, ein einfacher Bursch, ist jener Knabe, den er einst, wie lang ist das her! nach dem Brand im Eisenbahnwagen heimgebracht und dann wochenlang in der Cur behalten hat, sein erster Patient. Und ich wollte und mußte es wissen, wie er aussehen würde, wenn er von ihm kam. Denn Fritz Gercke, so heißt der Junge, verband ihn mit ihr. Und wenn er traurig, kummervoll schien .... dann wollte ich ihn fragen, das nahm ich mir vor. Ich wollte endlich ins Klare kommen. Hier,

inmitten so vieler Menschen, würde er mir Stand halten müssen. Es war die letzte Gelegenheit, ihn eine Secunde allein zu sprechen. Für morgen lagen, das wußte ich, mehrere große Sitzungen vor. Und übermorgen verreist er schon wieder — ich weiß nicht wohin. Er wird jetzt so oft in die Fremde berufen, Krankenanstalten nach seinem System einzurichten. Ich erfuhr nur von seinem Diener, daß er gehe und diesmal für länger. Darum hielt ich's nicht aus an dem Ehrenplatz, murmelte etwas von Hausfrauenpflichten und erhob mich, zu Hermann's Entsetzen. Ich glaube, seit den ersten Jahren unserer Ehe habe ich etwas so Unerlaubtes nicht mehr gewagt. Aber sein Blick, so betroffen er war, hielt mich nicht in Banden wie früher, berührte mich kaum. Ich ging durch die Reihen unserer Gäste zu einem Stuhl nahe der Zimmerthür. Dort saß ich wartend. Mochten sie immerhin musiciren, singen, spielen, ich wußte es gar nicht. Auch was meine Nachbarn zu mir sagten, vernahm ich nur halb. Im Hause aber hörte ich jeden Laut, jedes Oeffnen der Thüren. Jetzt und jetzt . . . war das sein Schritt? Wenn er in dieser Secunde eintritt, mitten im Liede, so muß er hier neben mir stehen bleiben. Dann frage ich ihn gleich. Ein Wort nur, leise, und ich bin ruhig. Liebst Du sie noch? glaubst Du sie zu bereden? weißt Du von ihr? Ich wiederhole mir meine Fragen. Aber wie seine Antwort sein wird, das weiß ich nicht, das sagt mir kein Grübeln.

Und das Herz klopft mir, wie einem Mädchen, das, um mit dem Geliebten zu sprechen, heimliche Veranstaltungen trifft. Das Lied ist zu Ende. Unsere Gäste reden so viel, klatschen gar so laut Beifall, daß ich nicht hören kann, ob im Hausflur Jemand geht. Und inmitten der Pause tritt Heinz herein.

Sein heller Blick überfliegt den Saal. Er sieht mich an meinem Eckplatz und nickt, geht an mir vorbei in die vorderste Reihe, begrüßt den alten Geheimrath, den Prinzen, plaudert mit ihnen, mit Anderen, und dann . . . Ja, kann ich meinen Augen denn trauen? Wie lang ist es her, daß er nicht mehr gespielt hat? Er nimmt seine Geige, der Clavierspieler macht sich bereit, die Sängerin — sie ist eine Italienerin, etwas frei in ihrem Wesen, nicht ganz jung mehr, aber noch schön — die Sängerin legt ihre weiße Hand auf seinen Arm und zeigt ihm etwas in ihrem Part. Sie sehen beide in die Noten, fast Wange an Wange, dann lachen sie beide einander an. Und dann singt sie, er geigt dazu, ein lustiges Stück. Die Hörer sind entzückt, natürlich. Die Beiden müssen das ganze, lange Lied wiederholen, einmal, zweimal . . . Mir war es, als hörten sie nie wieder auf.

„Siehst Du," sagte spät am Abend, als die Gäste gegangen waren und Heinz mit ihnen, mein Mann zu mir, „siehst Du, wie viel klüger Du thust, ihn in Ruhe zu lassen mit Fragen? Er ist im Begriff, die Frau zu vergessen."

Aber Felix, der ihn hörte, schüttelt den Kopf: „Glaubst Du das, Vater? Mir im Gegentheil, heute Abend, wißt Ihr, was für ein Gedanke mir kam bei seinem Spiel? Er ist ihrer sicher und holt sie sich bald."

Und ich soll nicht fragen und nicht forschen. Und ich, seine Mutter, weiß nichts von ihm.

Heinz geht nach Amerika. Nicht in wissenschaftlicher Sendung, sondern . . . O Mutter, diesem meinem lieben Sohn wünsche ich, daß er drüben fände, was

er hofft. Ich wünsche es ihm, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, so ehrlich, so wahr, wie man nur seines Kindes Lebensglück erflehen kann.

Daß ich einst etwas von Eifersucht spürte, weiß ich nicht mehr. Er ist mein, er bleibt mein, nur verdoppelt, wenn ihm wird, was er erhofft.

Gestern ist er zu mir gekommen, mir zu sagen, daß er zu ihr hinüber wolle, weil er nach Ablauf des Trauerjahres sein Heil noch einmal versuchen müsse. Denn der Doctor Ford ist gestorben, bald nach der Rückkehr in seine Heimath.

„Gestorben! und vor einem Jahr schon, und Du sagtest uns nie, daß Du von ihr wußtest?"

„Ich wußte es nicht von ihr. Ich erfuhr es durch Zufall, aus einer Zeitungsnotiz. Sie selber gab mir nicht Nachricht, so wenig wie Dir. Und daß sie's nicht that, schien mir ein Zeichen, daß sie nichts von mir hören wolle. Wie kann ich denn wissen, ob sie überhaupt . . ."

„Du zweifelst an ihr?"

„Nein," ruft Heinz, „nein, nie im Leben! Aber siehst Du, was solch' ein stiller Frauenkopf Alles ersinnen mag und grübeln, erfinderisch, sich selber zu quälen, wer denkt das aus?" — Und er gesteht mir, wie er sich fürchtet, sie zu verletzen, durch seine Freude, seine Eile, wie er sich sorgt, sie könne aus übertriebenem Pflichtgefühl sich weigern, die Freiheit zu benutzen, die sie ersehnt hat und die ihr ward durch den Tod ihres Gatten. Darum wagte er nicht zu schreiben, darum zögerte er, zu ihr zu gehen, darum bangt ihm, es könne das Glück, das sein ist, das nur auf ihn wartet, seiner Hand noch einmal entschlüpfen. Denn jene andere Möglichkeit, obwohl er so schüchtern zaghaft redet, wie nur je ein armer Verliebter, den Gedanken, daß sie ihn nicht mehr lieben könnte, den hat dieser mein Sohn sich nie gedacht.

„Und warum schwiegst Du all' die Zeit her?" fragte ich. „Warum ließest Du mich im Dunkeln?"

„O Mutter, wie konnte ich denn reden von so Ungewissem? Du solltest mich kennen. Sobald ich's vermag, komme ich immer gleich zu Dir und sage Dir Alles, wie's mir ums Herz ist."

„Nun, und wieso kannst Du es jetzt? Nur weil Du's mußt, bevor Du fortgehst?"

„Nein, nicht deshalb nur. Ich hätte es Dir wohl auch gesagt, daß ich nach Ende des Trauerjahres versuchen wollte, Alice Ford noch einmal zu sehen. Aber . . ." mein großer Sohn wird roth, wie ein Mädchen, das verschämte Geheimnisse beichtet — „aber seit neulich . . . Es ward Alles anders."

„Seit Du bei Fritz Gercke warst?"

„Seitdem. Ja, Mutter, weshalb beklagst Du Dich, daß ich schweige, wenn Du doch immer weißt und ahnst, was mit mir vorgeht? Du verstehst mich ja ohne die vielen, mühsamen Worte."

Mein lieber Sohn! — Solch' ein Lob aus seinem Munde thut mir so wohl. Aber er weiß nicht, wie bitter schwer diese Mutteraufgabe ist, immer zu schweigen, immer zu rathen, immer zu warten, bis der Sohn die Thür einmal aufschließt und sie hineinschauen läßt in sein Herz. Gestern freilich hatte

er diese scheidende Thür aufgethan mit beiden Flügeln und ließ nichts verborgen und zeigte sich mir ganz und offen wie ein Kind, wie nur mein Kind.

Was ihn so beglückt hat an dem Abend, war wenig genug. Fritz Gercke hatte schon vor längerer Zeit an Mrs. Ford ein Dankschreiben gerichtet für Freundlichkeiten, die sie ihm, als sie hier war, erwiesen. Nun hat er darauf eine Antwort erhalten. Ein kurzes Briefchen, Heinz hatte es sich geben lassen und zeigte es mir. Unter den Zeilen stand ein Postscriptum, nach Frauenart. Das lautete: „Für die Nachrichten über den Herrn Doctor Kirchner danke ich Ihnen noch, recht sehr."

Wie Heinz diesen einfachen Satz wohl zehnmal las! Wie er jeden Zug der Feder untersuchte! Im Aufstrich des K zu seinem Namen hat sie gezittert. Und sie hat erst abschließen wollen ohne „recht sehr". Man sieht den Punkt noch, obwohl ein Tintenstrich ihn halb verdeckt. Was Fritz Gercke von ihm berichtet, wußte er nicht. Viel konnte es nicht sein, da er den Burschen in dem Jahr kaum einmal auf der Straße gesehen. Aber es hat ihr Freude gemacht, von ihm zu hören. Sonst hätte sie den Satz nicht geschrieben, nicht „recht sehr" hinzugefügt.

Sind alle Männer solche Kinder? Ich dachte, diese Untersuchung von Punkt und Haarstrich, dies Hineinfühlen in Anderer Denken, daß man es erräth aus dem kleinsten, geheimsten, unscheinbarsten Zeichen, sei Frauensache. Aber vielleicht — vielleicht ist starke Liebe der Meister, der uns Alle gleich macht, Männer subtil empfinden, Weiber logisch urtheilen läßt. Ich errathe meines Mannes, meiner Söhne verborgene Gefühle an ihrem Blick, an dem Ton ihrer Schritte. Und Heinz befragt mich mit besorgter Miene um meine Ansicht über den Strich im ersten Buchstaben seines Namens: „Hat sie gezittert? Oder meinst Du, sie hat nur gezögert? Aber auch dann — ist es nicht ein Zeichen, daß sie sich nach mir sehnt? Sie weiß ja nicht, daß jener junge Mann sich den Arm brechen, daß ich ihn besuchen, den Brief dort sehen würde. Aber doch — wenn sie überhaupt nicht wollte, daß zwischen uns jemals eine Brücke sich schlüge — hätte sie dann den Satz geschrieben? Was glaubst Du, Mutter?"

„O Du großer Thor! Fahr' nur hinüber und versuche Dein Heil und laß Dir Muth einflößen von einem feinen Federstrich, Du, dessen Arbeit mehr bewirkt hat, als die von viel hundert anderen Menschen."

Es stürmt. Heinz ist auf dem Meer. Wie wohl dieser sinnlose Aberglaube, ihm, dem immer das Glück bisher hold war, könne nun ein Unglück geschehen, so nah vor dem Ziel, wie wohl diese bedrückende, lähmende Furcht mir in mein Blut drang? Du hast mich nicht dergleichen gelehrt und der Vater gewiß nicht. Vielleicht liegt's in der Menschennatur, daß man sich fürchtet vor dem Ende und um seiner Lieben Sicherheit zittert. Aber nein, nicht Alle sind so. Ich weiß, es gibt Mütter, ich kenne solche hier in meiner Nähe, die ihre Söhne draußen haben in Afrika, in der Südsee, so fern, daß nach Wochen und Monden erst Kunde von Leben oder Sterben sie erreichen kann. Und die Mütter sind ganz ruhig, erzählen heiter von dem letzten langen Brief, der berichtet, was vor etwa drei Monaten war. Sie lieben ihre Söhne nicht minder, sollte ich

denken, als ich die meinen. Ist es einzig die Gewohnheit, die uns abstumpft gegen die Gefahren, selbst gegen die Angst? Wie der Wind draußen heult! Warum mußte er auch gerade diese Woche zur Reise wählen! Weiß man doch, daß um die Herbstäquinoctien immer Gefahr ist auf dem Meer.

Auch heute haben wir noch keine Nachricht. Liebste Mutter, ich schreibe es Dir ungern. Nur weil Du's verlangst. Der Schiffsmakler und die Rheder selber versprachen, uns es sagen zu lassen, sobald ein Telegramm da ist. Wir warten ja nicht allein, so Viele bangen um ihn. Und so viele Andere, Eltern, Freunde, wissen auf demselben Schiffe ihre Lieben. Halt — es klingelt — nein, das war nichts. Ich will nicht so mit all' meinen Sinnen immer nur horchen, horchen auf jeden Ton an der Hausthür. Mein Mann fragt, ob ich auf meine alten Tage nervös werden wollte. Ich sei doch früher so tapfer gewesen, hätte ruhig danebengestanden, wenn Heinz im schwindelnd höchsten Wipfel der Bäume seine Kletterkunststücke zeigte und mich nie gefürchtet. Freilich nicht. Ich stand ja daneben. Das ist der Unterschied. Ich sah ihn, wußte in jedem Augenblicke, was mit ihm sei. Aber jetzt, in der Ferne, im Dunkeln . . . O, wenn's ihm nur gut geht, wenn er nur wohlbehalten hinkommt! Ich kann, ich will mir nichts Anderes denken. Aber . . . o wüßten wir nur erst von ihm.

Liebe Mutter! Du hast unser Telegramm erhalten mit der Nachricht von der glücklichen Ankunft des Dampfers zu New-York, welche die Rheder uns vor acht Tagen meldeten. Du bittest mich heute, Dir Genaueres zu schreiben. Aber ich kann Dir nichts berichten, wir wissen von ihm nichts. Vom Krankenhaus schicken sie jeden Morgen, ob denn noch kein Brief da sei, ob nicht wenigstens seine Adresse, daß man ihm telegraphiren könne. Es scheint, eine Untersuchung, die er halb angefangen seinem Assistenten überließ, hat ein so glänzendes Resultat ergeben, daß damit wiederum ein Fortschritt des Heilverfahrens gewonnen ist, ein neuer Sieg der Wissenschaft und für ihn neuer Ruhm. In seiner Wohnung — ich war mit Felix gestern draußen — liegen Stapel von Briefen, von Broschüren, seiner harrend. Der Senat hat endlich die Genehmigung der hiesigen Universität beschlossen, vorausgesetzt, daß die nöthigen Mittel von Privaten gespendet werden. Es kann nichts geschehen, bis Heinz wieder da ist, der Gründer des Ganzen, die treibende Kraft.

Felix lacht ob meiner Sorgen. Du weißt nicht, welch' ein Trost, welche Stütze dieser mein unberühmter und Hausfohn für mich ist. Er schlägt Dir nach, meine kluge Mutter und predigt mir Ruhe, Geduld, Vernunft.

„Quäle Dich doch nicht," mahnt er immer, „und mache nicht Du Dir Vorwürfe in der Voraussicht, daß vielleicht Andere fehlen könnten. Wie, Du hättest Alice Ford schreiben sollen, sie vorzubereiten oder zu bitten, daß sie Heinz nimmt, und sorgst Dich nun, weil Du es nicht thatst? Als ob Heinz einen Fürsprecher brauchte, als ob er nicht selber Manns genug wäre, zu erlangen, was er begehrt. Der! Du kennst ihn doch und seine Macht über Menschenherzen. Ich wette mit Dir, er tritt zu ihr ins Zimmer, sagt: ‚Komm' — weiter nichts — und sie folgt ihm."

Wenn ich ihm nur glauben dürfte. Ich thät's ja so gern. Aber . . . Kann denn eines Menschen Leben vollkommen sein? Es ist ihm immer nach Wunsch gegangen. Alles erreichte er, was er wollte, den Beruf, den Erfolg und Ehren und Stellung, selbst die Reise verlief glücklich, während so viele andere Schiffe zu der gleichen Zeit untergingen. Aber zu allem Anderen die Frau noch . . .

Wenn sie ihm nun Nein sagt? — Ich kann nicht anders, ich zittere für ihn.

„Meine liebe, liebste Mama!

Ich schreibe Dir bei ihr. Seit einer Stunde bin ich in Denver. Ich fuhr gleich hierher. Und als ich eintrat . . . Ich glaube, wir sprachen beide kein Wort. Ich fragte sie nichts. Aber ich wußte Alles, Alles, was ich von ihr zu wissen begehrt. Sie läßt Dich grüßen, Deine Tochter. Du hast nun ein Kind mehr, Du bist's doch zufrieden? Ich grüße Dich und den Vater und Felix.

Euer glücklicher, dankbar glücklicher
Heinz."

Da schicke ich Dir, meine geliebte alte Mutter, den Brief Deines Enkels. Es war, wie Felix vorausgesehen. Sie sagen von unserem Sohne Heinz, er sei zur Zeit der ruhm- und erfolgreichste Mensch in der ganzen gebildeten Welt. Daß er auch einer der frohsten jetzt ist, das dünkt mich mehr. Ich will mich nun nie wieder um ihn sorgen, ich verspreche es Dir. Von jetzt an glaube ich an sein Glück.

Höre, meine Tochter Emma, höre, ich bin mit Dir wohl zufrieden. Denn es scheint mir, Du hast Deine Sache ganz gut gemacht, hast aus Deinen beiden Jungen nach eines Jeden Anlage und Art etwas Rechtes werden lassen. Und wenn wir zwei Großeltern nächstens davongehen, wie es nun einmal nicht anders sein kann, weil wir auf dieser gedrängt vollen Erde Platz schaffen müssen für neue, kommende Generationen, — so gräme Dich nicht viel. Mein alter Philosoph und ich, wir wissen es beide: ein Mensch sein heißt geboren werden, um zu sterben. Unser Dasein aber hat seine Zeit gewährt und hat Früchte getragen. Wir dürfen uns friedlich zur Ruhe legen.

Frau Emma saß an ihrem alten Fensterplatz, da sie diese Zeilen las. Vor ihr auf dem Nähtischchen stand eine mächtige Schatulle von Ebenholz mit Silber beschlagen. Sie kannte das alte, schöne Erbstück noch gut aus eigenen Kindertagen, da ihre Mutter es von einer Aeltermutter erhalten hatte. Nun, nach längerer Abwesenheit, von dem Begräbniß der Frau Professorin wieder nach Hause zurückgekehrt, war es ihr erstes, daß sie die schwarze Truhe aufschloß, von welcher ihr die Verstorbene noch am letzten Tage gesagt, dieselbe enthalte ihre Schätze, ihr bestes Vermächtniß. Obenauf lag der Abschiedsgruß. Er zeigte ein Datum vom vorletzten Jahre. Die alte Dame hatte sich mit dem Sterben nicht so geeilt. Sie hatte es noch mit ihrem Gatten vorher erlebt, daß ihr Enkel seine junge Frau zu ihnen brachte, hatte voll Eifer die Berichte gehört und gelesen über die feierliche Eröffnung der neuen Universität, deren Anerkennung

Heinz Kirchner endlich erreicht, indem er die sämmtlichen amerikanischen Millionen seiner Gattin zur Dotation der Lehrenden hergab. Die Kunde von der Geburt eines Urenkels war dann noch das Letzte gewesen, woran die Beiden sich gemeinsam gefreut. Sie waren im Laufe weniger Wochen kurz nacheinander zur Ruhe gegangen, Platz zu machen für die nächste Generation, wie die Frau Professorin geschrieben. Und die Tochter, ihrer gedenkend, fühlte, wie der erste Schmerz einer linden, fast wohlthuenden Wehmuth wich. War doch der Beiden Leben gewesen wie eine schöne Melodie, die sanft ausklingt, wie ein reicher Sonnentag, der in goldigem Abendrothe stilleuchtend vergeht. Frau Emma lächelte aus ihren Thränen, als sie nun in dem alten Schmuckschrein als höchste Kostbarkeit der Eltern ihre eigenen Briefe fand. Alles, was sie je ihnen geschrieben, von dem Tage an, da sie als Braut die Heimath verlassen, lag hier wohl geglättet, geheftet und jahrgangweise zusammengebunden mit der peinlich-zierlichen Ordnungsliebe, welche die Frau Professorin in ihres Mannes Bücherei gelernt und geübt. Auf jedem Blatte stand das Datum des Empfanges. Und auf eines der letzten, das mit der doppelten Freudenbotschaft von der Ertheilung des Ehrenbürgerrechts an Heinz Kirchner in der deutschen Hauptstadt und eines Sitzes im Senat seiner Vaterstadt — einer Auszeichnung, wie sie noch keinem Manne der Wissenschaft je vorher zu Theil geworden —, hatte mit zitternder Greisenhand die alte Frau ein paar Worte geschrieben: Es ist genug. Mehr als das braucht kein Mensch zu erreichen.

Aber Frau Emma griff von diesen frischen Blättern zurück zu den Bündeln von viel zerlesenen und vergilbten, deren Inhalt sie halb vergessen, auf denen sie ihre Sorgen und Zweifel vertrauensvoll der Mutter ans treue Herz gelegt hatte. Wie Vieles hatte sie längst verwunden, wie Vieles, was sie einst gequält, war inzwischen ihr zur Freude ausgeschlagen. Rückschreitend las sie ihre Berichte wie etwas Neues, fast ihr Fremdes. Und doch rief ein jedes Wort liebe Bilder vergangener Tage, ihr eigenstes Fühlen wieder hervor. Sie schüttelte mißbilligend den Kopf ob ihres eifernden Jugendehrgeizes, wußte nachträglich ihres Mannes beschwichtigend kühle Vernunft zu schätzen. Aber sie lachte stolz, befriedigt über jedes Wort der Kinder, das sie in junger Mutterfreude der Großmutter berichtet hatte. Und ganz eigen, fast feierlich ward ihr, da sie jenen Brief fand, aus dem ersten Lebensjahre ihres Aeltesten, jenen überschwänglichen Brief: „Ich stand mit ihm am Fenster. Es war ein Sonntag. Drunten gingen viel Menschen vorüber, Mütter auch, mit ihren Söhnen. Sie alle träumen wohl, wie ich, für ihr Kind das Höchste, das traumhaft Größte. Die Aermsten, wie vielen wird Enttäuschung! Nur mir allein nicht. Ich werde die Eine, unter Tausenden der Ausnahmefall sein, die glückliche, gebenedeite Mutter, der ihres Hoffens Erfüllung zu Theil wird. Mein Kind, mein Sohn überflügelt sie Alle durch seinen Geist, durch seinen Ruhm."

Frau Emma sank die Hand mit den alten Blättern in ihren Schoß. Ihre Prophezeihung war erfüllt. Den Menschen allen ein Erretter, seiner Heimath ein Segenspender, in seinem Heim ein glücklicher Vater. — „Mehr als das braucht kein Mensch zu erreichen," sagte sie sich mit dem Wort ihrer Mutter.

Und da die Thür ging und sie aufblickend ihren Sohn eintreten sah, nickte sie ihm zu, mit Augen, die strahlten, obwohl sie voll Thränen standen: „Da lies den Brief, da sieh', was ich schrieb, was ich von Dir wußte, als Du noch nicht sprechen konntest!"

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, gegenüber dem ihren; er las das Blatt durch und gab es ihr wieder.

„Nun," fragte sie lächelnd und schaute ihn mit demselben glücklich stolzen Blick an, „nun, was sagst Du zu meiner Prophetengabe? Habe ich nicht früh Dich gekannt? Du schweigst, mein sehr berühmter Sohn? Hast Du noch nicht Alles erreicht, was Dein Ehrgeiz fordert? Du sitzest da auf dem alten Platz, von dem aus Du sonst mir Deine Herzensheimlichkeiten so oft gestanden hast. Und es ist die alte Zeit, zu der Du von der Schule heimkamst, eine Tagesstunde, um welche ich jetzt den Herrn Professor, wer weiß seit wie lang', nicht die Ehre hatte, bei mir zu sehen. Also — bist Du nur gekommen, mir eine förmliche Visite zu machen oder vertraulich mir etwas zu beichten, mir ganz allein, was Dir auf dem Herzen liegt?"

„So etwas der Art," murmelte er.

„Ja, was ist's denn?"

Er gab ihr nicht Antwort.

„Höre, Heinz," sagte sie, seine Schulter berührend, „ich könnte mich ängstigen, wenn ich Dich so dasitzen sehe. Was hast Du? So sprich doch. Bist Du abgearbeitet, entmuthigt? Mein Sohn, was ist Dir?"

„Mutter," sagte er und hob zum ersten Mal die Augen, die tief, wie erloschen, und trostesleer blickten, auf zu den ihren: „Du hast Dir Ruhm für mich erwünscht. Den habe ich erreicht."

„Aber sonst, was fehlt Dir? Bist Du nicht glücklich? Deine Frau! Ist's etwas zwischen Alice und Dir?"

„Und ein Weib habe ich, das ich anbete, ein lachend kerngesundes Kind und Dich, meine Mutter, und Nahe und Fremde, alle sind Freunde . . ."

„Weshalb sprichst Du so, Heinz? Was ist mit Dir? Deine Stimme klingt heiser. Bist Du krank? Du hilfst ja Allen!"

„Ja," ruft er, „Vielen, Allen half ich, werde ich durch meine Mittel helfen, nach Jahrhunderten noch. Aber mir selber . . . Mir ist nicht zu helfen."

„Heinz, was heißt das? Heinz, mein Sohn!"

„Das heißt," — er steht vor ihr mit verzerrtem Angesicht —, „das heißt, daß es aus ist, weiter nichts. Du erschrickst, das ahnte Dein seherischer Geist nicht? O Mutter, Mutter, weshalb hast Du mich geboren! Weshalb hast Du mich so viel geliebt, um mich gesorgt, mich mit Mühe erzogen, mir Wissen gegeben und heißes Streben, wenn ich nun enden muß, so elend!"

„Heinz," spricht sie, „Du?" — In ihrem Entsetzen findet sie nicht ein Wort ihm zu sagen, ihn zu trösten. Sie kann nur das Eine wiederholen: „Du, Heinz, Du!"

„Ja ich, ich selbst. Man sollt's nicht glauben, was? Es klingt zum Lachen. Der Heinz Kirchner, der so Vielen half, Tausende danken ihm ihr Dasein, Tausende athmen nur, weil er athmet. Ihr braucht nicht vor der Zeit zu enden,

lebt Euch aus, bis Euch das Alter sanft einschlummern läßt, so sprach er zu Allen, die ihn befragten. Und er . . . Er hat Nerven von Eisen, Sehnen von Stahl, einen Willen, der Berge versetzt, und das Glück ist ihm hold; er steht in den besten Mannesjahren, kräftig und aufrecht, geliebt und liebend. — Was kann ihm denn zustoßen? Nur ein Muskel, ein einziger, ist abgenutzt, will ihm versagen. Er achtete dessen nicht. Aber es ist so. Und kein Arzt, der je war noch sein wird und keine Kunst, und kein zwingender Wille kann ihm den kleinen erlahmenden Muskel wieder schaffen. — Du glaubst es nicht, Mutter? Ich wollt's auch nicht glauben. Ja, ich hielt mir die Augen zu, mit eigensinnig blindem Leugnen, auch da ich's schon fühlte und innerlich wußte. Aber sie haben es mir ja bestätigt. Damals, vor Monaten schon in Paris völlig Fremde, und hier nun die Freunde und alle Collegen, die ich befragte. Ich suchte immer es zu vergessen, mich selber zu täuschen. Nun kann ich's nicht länger. — Ich fühle mir Kräfte genug in den Gliedern, und Gedanken, dies ganze Hirn voll. Aber ich soll sie nicht ausnutzen können. Es geht zu Ende. — O leben, nur ein paar Jahre noch leben!" ruft er und reckt die starken Arme empor in die Luft, „o wenn ich es nur festhalten könnte, dies fliehende Licht. Ich weiß so Vieles noch zu erreichen, ich weiß so Vielen noch zu nützen . . ."

Seine Mutter starrt ihm nach, wie er mit ungleichen, wilden Schritten ihr Zimmer durchmißt. Von eigenem Schmerze weiß sie noch nichts. Was ihr das Herz zusammenpreßt, ihr die Glieder lähmt und die Stimme ihr ersticken macht, ist bisher nur das Mitleid, das namenlose Mitleid mit ihm. Er, ihr junger, siegessicherer Held, der Alles erreichte, was er gewollt, ist es denn möglich, daß er es ist, der da vor ihr steht, die Hände geballt in ohnmächtigem Trotz, und aus thränenleeren Augen in hoffnungsloser Verzweiflung sie anblickt?

Sie hat die Kraft nicht, sich zu erheben, zu ihm hinzugehen. „Mein Sohn!" Es klingt wie ein Aechzen um Hülfe, Hülfe von ihm, der selbst machtlos geworden. Aber auf den schwachen Ruf kommt er zu ihr. Er kann ihr keinen Beistand geben, er braucht dessen selbst. Nur im Aneinanderlehnen ist noch Trost, der einzige, letzte. Er wirft wie ein Kind sich vor ihr auf die Kniee, er preßt sein Gesicht an das alte Plätzchen ihr am Halse, ein Schluchzen schüttelt seine Glieder. Sie hält ihn fest und fester nur.

Draußen geht Frühlingswind durch die Zweige. Die jungen Blätter bewegen sich, werfen ihre Sonnenlichter spielend, blitzend in das Zimmer und über die Zwei. Eine Schwarzamsel fliegt herbei, setzt sich auf die Mauerbrüstung, pickt an die Scheibe mit ihrem Schnabel, fragend, ob die drinnen leben. Da Alles stille bleibt und reglos, schmettert sie ihren kurzen Triller wie einen Weckruf in endloser Wiederholung hell, fröhlich hell zu ihnen herein.

„Mutter" — er hebt seine Stirn auf und läßt sie sein thränenüberströmtes, blaß entschlossenes Angesicht sehen — „Mutter, verzeihe mir meine Schwäche. Keiner wird sie erfahren, als Du. Es dünkte mich hart, so fort zu müssen von meiner Arbeit, von meinen Kranken, von Weib und Kind, es nicht mehr erleben zu dürfen, wie mein Junge mich Vater ruft, das Ungeborene, das Jüngste nicht einmal zu sehen. Aber Du sagst mir — nicht wahr, so denkst Du, meine geliebte tapfere Mutter? — es sei sinnlos, wie ein Knabe gegen das Schicksal sich

zu sträuben, sinnlos und feige. In Unabwendliches sich fügen, ist Menschenbestimmung. Das heißt ja ein Mensch sein, daß unser Leben beginnt und aufsteigt, und daß es wie Alles, was einmal begonnen, nicht ewig währen kann, sondern endet. Und je besser der Mann und je stolzer, desto muthiger sollte er's tragen, was Keiner abwendet. O, lehre mich, Deinen Lehren zu folgen. Siehst Du, es wird mir etwas schwer noch, aber habe nur Geduld. Es wird schon gehen, Mutter. Vor dem Ende möchte ich mir noch ein gutes Zeugniß von Dir verdienen."

Er steht vor ihr, der prächtige Mensch mit den breiten Schultern. Und er gibt sich Mühe, zu lächeln. „Alte Mama, sei mir nicht bös. Du siehst, wie es ist; Dein großes Kind kann ohne Dich immer noch nicht fertig werden."

Aber vor dem Versuch eines Scherzes, vor dem gewohnten Klang seiner Stimme bricht ihre krampfhafte Fassung zusammen. Jetzt muß er sie halten und trösten.

„O sei ruhig, Du darfst nicht verzweifeln. Mutter, Mutter, was soll aus uns werden, wenn Du nicht aufrecht bleibst und stark. Sie bedürfen Dein Alle. Und ich am meisten, so lang' es noch dauert. Du mußt mir helfen, sie vorzubereiten, den Vater und Felix, meinen armen, armen Bruder. Ich kann es nicht. Alice brauchst Du nicht viel mehr zu sagen. Die weiß es lange und sieht es mir an. Vielleicht ist's ja auch nicht heut oder morgen. Vielleicht ... wir Aerzte können uns irren ... Aber wie es auch sein wird und wann — ich kam zu Dir, um mich noch einmal Dein Kind zu fühlen und um Dir zu danken, o zu danken, daß Du mir dieses Leben gegeben, gerade dies, das mir so schwer zu lassen wird." —

Heinz Kirchner ist bald darauf gestorben. Ein Herzschlag raffte ihn plötzlich dahin aus der Mitte seiner Schüler. An der Universität, die er gegründet, steht seine Büste. Wenn seine Kinder vorübergehen, der Knabe und ein zartes Mädchen, erst nach des Vaters Tode geboren, so lesen sie mit staunender Ehrfurcht die lange Inschrift, die seine Erfindungen sämmtlich herzählt, berichtet, was er zum Wohle der Menschheit Alles geleistet, und auch die zahllosen Ehren und Titel, die ihm dafür zu Theil geworden. Den Anderen freilich, die ihn besessen, gekannt und geliebt, die ihn überleben mußten, den alternden Eltern, dem kränkelnden Bruder, der einsamen Frau, erscheint es ein geringer Ersatz für den Verlorenen, daß seine Thaten in Marmor eingegraben wurden. Aber seine gebeugte Mutter, wenn der Gedanke an das, was er war, an seine Gaben, seine Erfolge, seine sonnige Glückszuversicht und dann an das jähe, zu frühe Ende, in aller Grausamkeit das alte leidenschaftliche Herz ihr zerreißen will, sie versucht es, sich aufzurichten an den einfachen Worten, die man nach seinem letzten Willen ihm auf die Graburne — er ist verbrannt worden — gesetzt hat:

Er war ein Mensch.
Und Mensch sein heißt enden müssen.

Ueber ästhetische Naturbetrachtung.

Von
Robert Vischer.

Ein psychologisches Problem ist es, das ich hier erwägen möchte. Schon seit vielen Jahren beschäftigt es mich. Es liegt vor in einer Thatsache, die human gebildetem Bewußtsein allvertraut und über jeden Zweifel erhaben ist, in der Thatsache nämlich, daß ein innerlich lebendiger Mensch Stimmungsmomente hat, wobei er in ein gleichsam geselliges Verhältniß zu der ihn umgebenden Oertlichkeit gelangt und sie mit einem gewissen Gemüthsantheil betrachtet. Zahllose Maler und Dichter zeugen von solchen Eindrücken, und es gewährt ein außerordentliches Interesse, dies zu verfolgen. Aber auch die historische Forschung sieht sich hier vor eine allgemeine Frage schwerster Art gestellt; wir müssen uns erst grundsätzlich verständigen.

Es fragt sich überhaupt: wie sind solche Eindrücke zu erklären? Wie kommt es, daß uns eine Landschaft *seelenvoll* erscheinen kann, als ob etwas darin enthalten wäre, was unserem menschlichen Fühlen *ähnlich*, ja mit ihm *eines und dasselbe* ist?

Jeder Mensch, der nicht ganz in praktischen oder theoretischen Zwecken aufgeht, erfährt diese seltsame Thatsache an sich.

Seltsam, fragwürdig ist sie in hohem Grade. Denn Luft und Licht, Wasser und Erde stehen uns ja als etwas ganz *Anderes*, Fremdes gegenüber, und in Wirklichkeit *fehlt* ihnen ja eben das, was sie für unsere ästhetische Auffassung zu haben scheinen. Näher steht uns wohl die Pflanze, die Vegetation, aber ihr Leben ist ja ganz stofflich und ohne freie Selbstbewegung.

Das, was wir im landschaftlichen Sinne Natur nennen, die Welt der elementaren, anorganischen und vegetabilischen Erscheinungen ist ein tiefes Geheimniß, eine dunkle Macht, wundersame Ausgeburt eines räthselhaften Wirkens, theilnahmlos und ohne Seele. Sie kann sich nicht auf sich selbst besinnen. Sie ist nur da. Der Dichter wähnt wohl, sie nehme einen Anlauf, aus ihrem Bann hervorzutreten, aber nur er selbst thut es für sie:

„O, hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,

Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich theile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt!
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren" [1]). —

Aber auch wir sind ja ein Theil der Natur, aus ihr geschaffen, von ihr abhängig und uns selbst in unserem tiefsten Wesen ein schweres Geheimniß. Natur ist uns unmittelbar gegenwärtig in unserer eigenen Körperlichkeit. Selbst unser Seelenleben enthält ein unbewußtes Element, dunkle Instincte, Gefühle, Ahnungen. Und die menschliche Individualität als solche ist ja ein unergründliches Mysterium [2]). — Durch unsere eigene Natur, durch die Natur *in* uns sind wir also der Natur *außer* uns ähnlich und als verwandte Wesen eingefügt. Zugleich aber sind wir mit fester Absonderung des Eigenlebens von ihr geschieden und in heller Selbständigkeit stellt sich ihr fragend und staunend unser bewußtes Ich gegenüber.

Alt bekannt ist ihre Erscheinung und doch so unfaßbar fremd. Eine tiefe Kluft trennt den Menschen von ihr. Doch er baut sich im Geiste eine Brücke hinüber. Er kann kein Hinderniß ertragen, die ganze Welt will er durchschweifen und innig erfühlen. Und dazu befähigt ihn sein Doppelwesen. Weil er ein naturartiges, aber ganz beseeltes Sinnengeschöpf ist, kann und muß er sich in die gegenständliche Natur, die ihn trägt und umgibt, mit theilnehmendem Blick zurückversetzen. Nur weil er selbst sich ein Wunder dünkt, fesselt ihn sympathisch das Wunder der Natur.

Dabei aber bleibt jede Reflexion ausgeschlossen. Unbewußt eignet und gleicht er sich die unbewußte Erscheinungswelt an, schaut sie und sich, Aeußeres und Inneres in Eines zusammen. Und der objective Grund hiervon kann nichts Anderes sein als die Einheit der Welt. Davon zeugt mit hohem Schwunge Byron [3]):

„Nicht in mir selber leb' ich, nein, ich werde
Ein Theil der Welt umher. Gebirg' und Flur
Sind mir Gefühl."

Sein tiefster Trost ist, daß, wie er sagt:

„Die Seele flieh'n kann zum Azur,
Zum Berg, zum Ocean, zum Sternenlicht,
Und sich versenkt ins All, und o, vergebens nicht!
— Und so versinkt das Ich, und das ist Leben" —

---

[1]) Eduard Mörike, Besuch in Urach.

[2]) Vergl. Joh. Volkelt, Der Symbolbegriff in der neuesten Aesthetik. Jena 1876. S. 12, 14 ff., 17.

[3]) Dies und das Folgende nach der Uebersetzung von O. Gildemeister (Berlin, Reimer).

Dann weiter:

„Sind nicht die Himmel, Meer und Berg ein Stück
Von meiner Seele, wie von ihnen ich?
Ist sie zu lieben nicht mein reinstes Glück?" —

Der Mensch und die Dinge außer ihm stammen von demselben Urschoß, sind tief auf einander bezogen und angelegt. Die Natur ist unterste Entwicklungsstufe des Geistes, der Geist höchste Spitze der Natur und in ihrer wirkenden Grundkraft schon geheim enthalten, so daß sie sich in ihm nicht nur denkend erforschen, sondern auch ästhetisch erschauen kann.

Das Seelenvermögen aber, das uns zur ästhetischen Naturbetrachtung befähigt, ist die Phantasie. — Was verstehen wir denn unter Phantasie? Kurz gesagt: inneren Bildsinn. Sie webt ein Bild von geistsinnlicher Art. Sinnliche Form vergeistigt, Geistiges versinnlicht sie. Der Gegensatz der beiden Pole unseres Wesens: Geist und Leib hebt sich in ihr zu einer unlösbaren Harmonie auf. Die Zweieinigkeit unserer Geistleibnatur wiederholt sich also in unserm Innern. Im Menschen lebt, so zu sagen, ein zweiter Mensch, ein idealer Bildgeist, das Ich der Phantasie.

Jeder unbefangene Beobachter der intimeren Vorgänge in der Anschauung wird mir zugeben, daß diese nicht in einem bloßen Wahrnehmen besteht. Wir sehen in ästhetischer Stimmung nicht nur mit dem Auge, um im Hirn Notiz davon zu nehmen, sondern fühlend als ganze Persönlichkeit[1]). Wir verbinden und vermischen mit jeder Anschauung eines gegebenen ästhetischen Bildes und mit jeder Vorstellung eines abwesenden noch etwas Anderes, und dies ist unbewußte Selbstvorstellung. Unsere Phantasie faßt sich naturnothwendig zu dem Urbild eines freien und mangellosen Ich zusammen. Die dunkel in uns waltende Anlage zu leiblich geistiger Vollkommenheit erzeugt in der Phantasie dieses höhere Ich. Im Menschen ist noch einmal einer, der, eben weil er rein vorgestellt ist und sich rein vorstellend verhält, ideales Wesen hat und ideale Beweglichkeit. Er kann schweben wie ein Cherub. Er kann aber auch, in freier Hinwegsetzung über den bestimmten Umfang seines individuellen Maßes, sich proteisch verwandeln, zur Muschel zusammenziehen und in die Unendlichkeit des Meeres ausdehnen. Und das erklärt sich eben daraus, daß die Phantasie, als eine innere Kraft, es vermag, sich ganz an die Natur hinzugeben, ihre anderen Eigenschaften aufzunehmen und damit ganz Natur zu werden. Wie sie den Gegensatz von Geist und Leib in einem höheren Ich versöhnt, so dichtet und schmelzt sie dieses ihr Ich und die äußere Welt zu einer ungetheilten Masse in einander. Freies Ich geworden, kann sie siegreich aufgehen in Natur. Natur ist Tod und Geburt der Phantasie. In diesem Sinne sagt Byron: „Und so versinkt das Ich, und das ist Leben". — Der Genius erwacht im Bilde der Natur, sammelt, entfaltet, erfrischt und löst sich dort, lebt sich in der Vielheit ihrer Wesensformen

---

[1]) Vergl. Wilhelm Dilthey: Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik, in dem Sammelband: Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmet. Tübingen, F. Fues. 1887. S. 340, 341, 347, 400, 412, 417. Er bezeichnet als wesentliche Eigenschaft des Dichters „Innigkeit des Blicks, energische Beseelung der Bilder und so entstehende Befriedigung in einer von Gefühlen gesättigten Anschauung."

zu einem allartigen Dasein aus. So findet er eine Schein-Entschädigung für das Opfer seiner Individuation, deren höheres Wesen mit Verlust eben derjenigen Eigenschaften und Bezüge erkauft ist, durch welche sich die Natur von ihm unterscheidet.

Er versinkt in seinem physischen Ursprung, will das rein stoffliche Dasein der Dinge, die Wucht und Starrheit der Felsgebirge, die selbstlose Ausbreitung des Lichts, die machtvolle Nothwendigkeit der mechanischen Wirkungen, die stille Triebkraft der Pflanze mitempfinden, um ersättigt wieder emporzutauchen. Anderseits gewinnen diese elementaren Werthe durch seine Einwohnung ein geläutertes Aussehen. Was er in irgend einem Stück der Erdoberfläche als seelenvolle Harmonie, harmonische Seele fühlt, scheint so im Grunde nichts Anderes als das Wirken seiner selbst zu sein. Mit Geisterschnelle schwebt er hinüber zum Nichtich, schmiegt sich ihm an, ergänzt sich in ihm, durchfühlt es, versöhnt es mit sich, bringt seine Theile in ein illusorisches Verhältniß lebendiger Gemeinschaft. Und indem er so das Unbeseelte beseelt, vertritt und beweist er (unbewußt) die geistnatürliche Einheit der Welt. Dieser urwüchsige Künstler im Phantasiebegabten, geboren aus dem innigen Ehebund von Geist und Natur, erscheint der bildenden Centralkraft des Weltalls verwandt, und darum sagt Jean Paul: „Phantasie ist die Weltseele der Seele."

Der Genius hat, um ein bekanntes Wort des jungen Goethe anzuwenden, „Erdgeruch und Erdgefühl". Die Natur ist sein „Königreich". Er sieht mit Faust „in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freund's" und findet „seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser". Er überträgt Menschliches in Natürliches und umgekehrt. Die Natur spricht in seinem Sinn auf Mensch aus, was sie zu andern, ganz unverständlich, nur auf Natur sagt.

Eine wesentliche Eigenschaft ästhetischen Schauens ist aber Objectivität. Die Natur steht ihm nicht in wirklicher Anziehung gegenüber, sondern ganz bildartig. Wir befassen uns dabei nicht mit ihrem Sein und realen Sinn, geschweige denn mit ihrem Nutzen, sondern nur mit ihrem Aussehen, ihrem Bild. Der Umstand aber, daß dieses Bild uns gleich frei vom Druck der Wirklichkeit wie von den Ansprüchen unseres bewußten Geistes erscheint, ist nicht nur erst eine Bedingung des ästhetischen Reizes, sondern selbst schon ein Reiz. Die schauende Seele will zu ihrer Selbstbethätigung einen festen Widerhalt, zu ihrer Labe einen kühlen Gegensatz.

Der Reiz reiner Gegenständlichkeit wird aber noch erhöht durch den abstechenden Wesensunterschied der Natur von der Unruhe des Menschenlebens. Sie erscheint uns als eine unbewußte, schmerzlose Welt, und eben deshalb weidet sich unser Gefühl an ihr. Der abgehetzte Culturmensch sucht sie auf wie ein verlorenes Eden; er sehnt sich aus dem Stadtgetriebe in die Einsamkeit der Wälder und Berge, wo er einen friedevollen Abglanz der Ewigkeit genießt. — Aber dennoch trägt er unbewußt sein ganzes inneres Menschenthum, seine ganze verwickelte und kämpfende Persönlichkeit in das unschuldige Bild der Natur hinüber und läßt sie dort auch wirr und kämpfend aufleuchten. Und das ist nur für den ersten Blick ein Widerspruch zu dem soeben Gesagten. Denn das Gefühl der Befreiung und Beschwichtigung bleibt trotzdem bestehen, weil hier diese Unlustgefühle nicht

schwerer, das Selbstbewußtsein bedrängender Ernst, sondern nur entfernter Schein, nur vorschwebendes Bild sind und weil sie sich in andere nicht menschliche Formen verkleiden, welche im Ganzen des Bildes einen harmonischen Ausgleich finden[1]).

Damit sind wir wieder zur Phantasie zurückgelangt, zu ihrer Kraft, die Natur mit ihrem Wesen zu durchdringen, so daß Bild und Gefühl als eines und dasselbe erscheinen. Das Phantasie-Subject, dieser geheime Doppelgänger unsrer Persönlichkeit, entäußert sich zu neuem Leben an das Object, an das Weltbild, lebt in ihm ein Scheinleben mit vorgestellten Gefühlen der Anziehung und Abstoßung, des Suchens und Findens, der Verwicklung und Lösung. Und eben damit erst wird eine Naturerscheinung ganz phänomenal, ganz Bild. Ganz Bild, weil sie uns namenlos ergreift. Denn das eigenthümliche Wesen bildartigen Aussehens beruht nicht nur darin, daß es uns die gestaltende Kraft der Natur und ihre Nothwendigkeit erweist, sondern auch darin, daß es uns ein intimes Etwas fühlbar macht. Dieses Unsagbare, das nur eben erscheint, läßt uns in und mit der äußeren Natur unsrer eignen Geistnatur innewerden; es erweckt eine dunkle, aber centrale Ahnung des Innersten der Welt, mit dem wir unbewußt unser eignes Dasein zusammenfassen. Kurz gesagt, nur ein ausdrucksvolles Bild ist ganz Bild.

Wir sollten uns nun aber Rechenschaft geben, wie es denn eigentlich zugeht bei dieser Verschmelzung unsrer Persönlichkeit mit der Erscheinung.

Gewiß sind dabei die verschiedenen optischen Functionen maßgebend. Das *sensitive* Sehen ist an und für sich nur eine Nervenerregung, die auf den Gesammtschein eines Bildes, einer Form, besonders aber auf Licht und Farben bezogen ist. Das Auge saugt dabei die Lichtwellen ein, die sich in seinem Instrument zum Hirn fortsetzen. Diese physische Reizung wird aber vom ästhetischen Innenleben zu einer seelischen umgesetzt, so daß wir ihre äußere Qualität mit der Qualität unsres seelischen Gefühls verwechseln; und daher kommt es, daß wir von zornigem Gewitterlicht, bangem Helldunkel, seligem Himmelsblau sprechen. Licht und Sehen sind Wechselbegriffe. Das Licht will überall hin, hebt die Dinge aus ihrer Isolirung heraus, bringt sie in Zusammenhang, zeigt ihre Form, deutet in den Farben, die sie zurückwerfen oder durchlassen, die Beschaffenheit ihres Zellengefüges an, und alles dies thut mit dem Licht unser Blick, unsere

---

[1]) Vergl. Fr. Th. *Vischer*, Kritische Gänge, Tübingen 1844, Bd. I, S. 222: „Wir vollziehen die Vorstellung, welche logisch ein Widerspruch, ästhetisch aber vom größten Reize ist, als ob die Natur zu gleicher Zeit eine die Stimmungen des menschlichen Gemüths vorbildende oder wiederholende Seele in sich bärge und dennoch in ungetrübter Objectivität und Gesetzmäßigkeit nicht um die Schmerzen des subjectiven Lebens wüßte. — Die schöne Natur gemahnt uns daher, wie solche menschliche Zustände, in welchen die Kämpfe der Freiheit des Selbstbewußtseins noch schlummern oder zur Ruhe zurückgekehrt sind. Daher liebt die Landschaftsmalerei mehr ruhige und große als stürmische Naturscenen; doch auch die letzteren bringen den Eindruck hervor, als sähen wir die Kämpfe der moralischen Welt *ohne* die Schmerzen des Selbstbewußtseins darin abgebildet." — H. *Lotze*, Göttinger gel. Anzeig. 1848, S. 63: „Wir suchen die Natur nicht auf als einen idyllischen Gegensatz zu dem verworrenen Reichthum unseres Lebens, sondern vielmehr, um in ihr eben diese großartige Mannigfaltigkeit und ahnungsvolle Verschlingung der Kräfte und Verhängnisse, die uns im Leben ängstigen, wiederzufinden, aber in eine Ferne gerückt, die der Anschauung noch deutlich ist, während sie den Affect beschwichtigt."

Phantasie. Uns däucht, das Licht selber blicke. Goethe sagt in einem Gedicht mit der Aufschrift: Landschaft:

„Wie kommt Dir denn das Alles vor?
Es glänzt, als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht." —

Das Licht erscheint wie Geist und Vergeistigung alles Uebrigen, wie reine, selbstverlorne Innigkeit des Gemüths, Dämmerung wie Ahnung und Trübsinn, Nebel wie Dumpfheit, Nacht wie Traum und Tod, Tageshelle wie Klarheit der Erkenntniß und lautre Stimmung. Im Schimmer des Morgenlichtes stehen die Dinge da, wie herausgerückt aus dem dumpfen Bann der Schwere, wie zu höherem Dasein belebt. Und ihr individueller Eindruck wird dadurch verstärkt, daß sich auf ihnen Licht und Schatten theilen. Dies bewirkt, daß sie zu- und abgewendet scheinen, als ob sie eine schauende Vorderseite und eine blinde Rückseite hätten.

Eine reiche Welt von Gefühlen und lebensvollen Scheinbezügen liegt in der Wirkung der Farben, doch würde das eine längere Betrachtung verlangen, worauf ich mich hier nicht einlassen kann.

Neben der sensitiven Function im Sehen kommt nun aber sehr die motorische in Anschlag. Der Blick schweift mit Muskelbewegungen des Augapfels an der Oberfläche der Dinge hin, folgt den Umrissen eines Bergs, dem Wuchs eines Baums, der Richtung eines Wegs, und zugleich mit ihm bewegt sich der innere Sinn auf denselben Bahnen. So scheinen diese für sich wie lebendig zu rinnen und zu laufen. Die Lust der Bewegungsgefühle, die sonst wirklich Bewegtes, wie z. B. das brandende Meer, ein Pferd im Sprung, ein Vogel im Flug erzeugen, schafft sich die Phantasie in successiver Anschauung der Formen, Dimensionen, Linien eines unbewegten Objectes. Das bekundet auch die Sprache, indem sie Räumliches mit Zeitbegriffen schildert. Man sagt z. B.: der Berg steigt allmälig, oder: plötzlich [1]). In Wahrheit steigt ja nicht der Berg, sondern unsre Anschauung allmälig oder plötzlich an ihm empor. Unser bewegtes Schauen besteht in einem innern Umreißen, Ueberfahren, Nachtasten, Zeichnen. Künstlerische Darstellung regt sich schon im betrachtenden Sinn. Pinsel und Modellirholz folgen den Bahnen des Blicks.

Wir müssen nun aber unterscheiden. Dieses nachgehende, nachbildende Schauen kann rein äußerlich auf den bloßen Verlauf der Formgrenzen gerichtet bleiben, ohne sich um das Object selbst zu kümmern. Allein dabei rührt sich ja nicht nur der Blick, sondern der ganze innere Mensch. Zugleich ist zu bedenken, daß im motorischen Blicken stets das sensitive Empfinden mit enthalten ist, welchem sich in Licht und Farben innere Eigenschaften des Formträgers verrathen. Jedoch auch die Form als Form betrachtet, bleibt uns nicht reine Oberfläche, die Linie nicht bloßer Leiter des Blicks. Der hinter diesem agirende innere Sinn fühlt an der Form auch ihre Fülle. Er umfaßt z. B. einen Baum, versetzt sich in seine holzige Triebkraft und fühlt, zurückkehrend, seinen Formcharakter von innen heraus; starrt, sproßt und schwankt in ihm, tastet in

[1]) Vergl. C. du Prel, Psychologie der Lyrik. Leipzig, C. Günther. 1887. S. 74.

seinen Spitzen. Er brüstet und bäumt sich in der Woge. Er ballt sich dumpf in der Wolke.

Für diese Art von Versetzung weiß ich kein besseres Wort als: Einfühlung.

Wie aber, in welcher Art des Uebertritts verbindet sich denn nun diese Einfühlung mit den Naturgebilden?

Daß schon ein intuitives Hinüberzucken, eine dunkel ahnende Versetzung bei unbewegtem, also nur sensitivem Blicken stattfindet, ist nicht zu bezweifeln. Klarer erkennbar und wichtiger scheint mir jedoch der Proceß activ bewegter Durchdringung. In jenem äußerlichen Nachstreichen der motorischen Anschauung verbirgt sich, wenn es intimer Natur ist, reproductive Einfühlung, ein unbewußtes Erschaffen und Gestalten von Innen heraus, ein dunkles Nachahmen der wirkenden Naturkraft[1]). Diese verfährt freilich anders, und um es ihr nachzuthun, müßte der schauende Sinn des Menschen in den Mittelpunkt der Erde hinabsteigen, um von da aus innerlich dasselbe zu leisten wie sie. Er steht aber mit der betrachteten Erscheinung außen auf dem Umkreis und kann dem radialen Grundbezuge, den er instinctiv mit ihr theilt, nur peripherisch genügen, nur mit den andern Mitteln, auf dem andern Wege, in der andern Art seines menschlichen Wesens. Er nimmt also seine eigne, im Contact mit der Natur gewonnene Gefühlssubstanz, so zu sagen, das Lebensmark seiner Phantasie, um sich damit das Bild von Neuem zu erzeugen und es ganz zu besitzen. Er baut und schichtet die Hügel und Berge, hüllt sie in Wälder, erhebt, verzweigt, belaubt die Bäume, bettet die Matten hin, dehnt die Ebene aus, behaucht und tränkt das Ganze mit Luft und Wasser, bestrahlt es mit Licht, stimmt es in Formen und Farben zu einer einheitlich beseelten Neuschöpfung zusammen. So wird ihm die Natur persönlich, wird er selbst Natur. Sein Ich pulsirt in ihr, empfindet, erregt, steigert, entfaltet, sammelt und beruhigt in ihr sich selbst, macht sie zu seinem lebendigen Eigenthum.

Es ist ein sehr dunkler Vorgang, den ich aufzuhellen suche. Ueberzeugende Klarheit ist da kaum möglich. Doch möchte ich etwaige Zweifel wiederum auf die Belege der Sprache verweisen. Besonders auf die vielen verba reflexiva, die zurück auf ein Ich bezogenen Zeitwörter, womit wir die Natur zu beschreiben pflegen[2]). Wir sagen: das Thal öffnet, erstreckt, erweitert sich, der Bach staut, schlängelt sich, stürzt sich hinab, bricht sich Bahn, der Boden erhebt, senkt sich. Ich greife einige Verse von Goethe heraus:

„Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige."

„Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft."

„Die Klippen,
Die sich bücken."

Dieses Sich ist nichts Andres als das den Zweigen, den Klippen und dem Schnee unterschobene Subject, das hineingedrungene Ich des Betrachters. Das

[1]) Vergl. meine Studie Ueber das optische Formgefühl. Leipzig, Credner. 1873. S. 37.
[2]) Vergl. C. du Prel, l. c. S. 25, 76 ff.

Naturphänomen wird als ein Wesen vorgestellt, das etwas thut, thun will, oder gethan hat. Die Sprache sagt lieber: der Thurm, der Wipfel neigt sich, als er ist geneigt, denn, ein Kind der Phantasie, fühlt sie so menschlich auch das Unbeseelte. Phantasievoller Menschensinn lokalisirt sich in den Einzelheiten des Naturbildes, vervielfältigt sich darin und erweitert sich zugleich im Ganzen seiner Erscheinung. In ihm schaut er bildend, bildet er schauend sich selbst als Natur, die Natur als sein eignes Leben[1]).

Dieser Akt wäre nun vorerst nach seiner sinnlichen Seite zu prüfen. Die Phantasie ist, wie wir gesehen haben, ein höchst leibhaftes Geistesvermögen. Indem sie sich nun mit ihrem verinnerten Leib den Erscheinungen einbildet, erblickt sie in ihnen sinnliche Ausdrucksformen der Stärke, Ohnmacht, Milde, der Herbheit und Spannung, der Mühe, Ruhe, Trägheit, der Eile und Gier, der Sättigung und Frische. Schon diese sinnlichen Zustände sind von Gefühlen der Lust und Unlust begleitet, und das Gemüth steht unmittelbar unter ihrem Einfluß.

Nun aber sind es ja auch rein *seelische* Stimmungen, die wir in der Natur zu erblicken glauben. Wie erklärt sich das? Es wäre nicht genug, einfach darauf hinzuweisen, daß wir mit der Sinnlichkeit unserer Phantasie auch unsere Seele in die Natur übertragen. Vielmehr ist hier zu bedenken, daß unser Leib, zumal unser Antlitz und unsre Stimme eine geistige Ausdrucksfähigkeit besitzt, und eben diese seine Eigenschaft und ihre Bethätigung wird in die Natur hineingeschaut.

Die einfühlende Betrachtung ist, wie wir gesehen haben, ein inneres *Nachahmen*. Dieses unbewußte Nachahmen setzt sich aber aus Bewegungen zusammen. Wenn uns nun in einer Landschaft etwas anmuthet wie Sinnen, Gemüthsstimmung, Affect, so wird dies wohl daher kommen, daß sie durch ihre Formen, Lichter und Farben unsern innern Menschen zu sympathischen und reactiven Bewegungen reizt, womit unser wirklicher Leib im realen Leben Zustände und Erregungen der Seele auszudrücken pflegt[2]). Daher sehen wir sanftes, nachdenkliches Gleiten der Wolken, zorniges Aufzucken des Blitzes, ängstlich zusammengedrängte, bescheiden oder traurig in sich geneigte Büsche, stolz oder trotzig ragende Felsen, entrüstet hervorbrechende Fluthen, selig strahlendes Abendlicht; daher berührt uns der Wetterschlag wie eine Entscheidung; daher hören wir im Wind ein Klagen, im Donner ein Grollen. In optischer Hinsicht — und auf Erscheinungen solcher Art müssen wir uns hier beschränken — handelt es sich dabei nicht nur um ausgreifende, agirende Bewegungen, sondern auch um das feinere Wesen der Gebärdensprache. Die menschliche Mimik bezieht sich nicht nur auf wahrnehmbare Gegenstände, nicht nur auf Sinneseindrücke, sondern auch auf vorgestellte geistige Qualitäten, ethische Werthe, die mit sinnlichen Gebärden beantwortet werden, als ob sie physisch, räumlich wären, aber mit Gebärden,

---

[1]) Neuerdings hat auch Groos hierin den wahren Grund alles ästhetischen Genusses gefunden (vergl. seine „Einleitung zur Aesthetik", Gießen 1892). Das hier Vorliegende ist der unveränderte Wortlaut eines Vortrages, den ich im Spätwinter 1890 zu Aachen und Stuttgart gehalten habe.

[2]) Vergl. Fr. Th. *Vischer*, Altes und Neues, Neue Folge. 1889. S. 330.

die durch den geistigen Charakter ihres Gegenstandes eine gewisse Verklärung und Weihe erhalten, wodurch sie von den Gebärden physischer Bedeutung unterscheidbar sind. So findet der einfühlende Sinn in irgend einer Landschaft, weil ihre Erscheinung mimisch gemahnt, d. h. weil er sich in sie persönlich, also auch mimisch versetzt, etwas Seelisches, einen seelisch berührenden Ausdruck.

Jedenfalls bringen wir auf diesem Weg mehr Licht in das Dunkel dieser Frage als auf dem Wege der Ideenassociation. Die Ideenassociation verknüpft mit dem Geschauten rein nach dem Gesichtspunkt eines räumlichen, zeitlichen, oder ursächlichen Zusammenhangs Vorstellungen von Andrem, Nichtgegenwärtigem. Ein Abgrund kann Vorstellungen von Gefahr, geheimer Tücke, Tod, Grab, Hölle, Chaos hervorrufen. — Wir sehen im See ein Boot und stellen uns vor, wie schön es wäre, wenn wir uns in ihm befänden, wohin wir dann fahren würden. — Beim Betreten einer Waldlichtung mag sich der flüchtige Wunsch regen, hier das Leben zu verbringen, und sogleich baut sich der innere Sinn eine Hütte, wohnt sich ein in dieser tiefen Stille, geht spazieren, botanisirt und schläft vortrefflich. — Die römische Campagna, dieses in schlichter Großheit sich hinziehende Gelände zwischen Ronciglione und Terraccina, Apennin und Meer, ist für die malerische Anschauung ein wahres Paradies. Ihre Ruinen und Sümpfe, der Fieberhauch ihrer Luft, ihre öden Einsamkeiten können aber associativ eine düstere, melancholische Stimmung erzeugen. — Im Anblick des Hochgebirges der Schweiz sagt die reflectirende Association: dort wohnt die Freiheit. — Allein wenn wir uns ernstlich auf den Standpunkt des optischen Formgefühls stellen, so haben diese naturgemäß anschießenden Vorstellungen nur nebensächlichen, secundären Werth, denn hier handelt es sich um das vorhandene Bild selbst, um das unmittelbare Bildgefühl, nicht darum, was man sich dabei denken kann. — Es ist bezeichnend für die Romantik, daß sie so sehr zu Associationen neigte, im Anblick der Gegenwart traumhaften Erinnerungen nachhing und Gespenster beschwor. Wenn wir Ruinen, zerfallene Bergschlösser betrachten, so beschäftigt uns ein eigenthümliches Durcheinander von architektonischer Regelmäßigkeit und felsenähnlichem Trümmerwerk, morscher Kunst und wildwüchsiger Natur, ein abrupter Wechsel von Außen- und Innenansicht, plastischem Vollgefühl und perspectivischen Einblicken und Durchblicken. Darin liegt ihr malerischer Reiz, nicht darin, daß sie uns alte Zeiten ins Gedächtniß rufen und die Vergänglichkeit alles Menschenwerks beweisen. — Kurzum Ideenassociationen sind nicht der Grund des seelischen, freundlichen oder düsteren Eindrucks, den uns die Erscheinung der Natur oder eines Bauwerks macht. Sie können wohl für sich sehr gefühlvoll und poetisch sein, können auch in eine ergreifende Uebereinstimmung mit dem Bilde selbst treten und unsere Empfänglichkeit für dasselbe wecken und verstärken[1]), aber das Bild als solches will rein schauend empfunden sein. Die schauende Phantasie faßt sich mit ihm in unmittelbarem Contacte zu einer Einheit zusammen. Und diesen Contact haben wir als ein sensitives und motorisches Durchfühlen und Nachahmen erkannt.

Um ihn etwas näher nachzuweisen, will ich nun in raschem Streifzug vereinzelte Beispiele aufgreifen.

---

[1]) Vergl. W. Dilthey a. a. O. S. 378 ff.

Die Erde gewährt uns eine sinnliche Empfindung der Schwere und zusammenhängenden Festigkeit, womit wir ja durch unseren eignen Körper vertraut sind. Zugleich wird zu ihren Formen unsere Gestalt und Beweglichkeit in vorgestellte Beziehungen gesetzt.

Im Anblick von Hügeln, Bergen, Felsen, Thürmen und Bäumen macht sich fühlbar, daß alles Vertikale für unsere Phantasie ein lebendiges Stehen, Streben, Steigen, dann wieder ein Wuchten, Hängen und Sinken ist. Sie lehnt und richtet sich darin auf, gelassen oder in heftigem Affect, läßt sich freundlich nieder, herrscht stolz herab. Dabei kann sie nur die Umrisse im Auge haben, oder sich zugleich in Erde und Gestein versetzen. Im Anblick einer Reihe von gerundeten Bergformen bewegt sie sich in schwungvoller Luft, indem sie wie eine Schwalbe die Fallwucht als eine todte Hülfskraft zu neuer Erhebung benutzt. Dabei also wirkt nur die Oberfläche des Erdbilds. Hingegen sagt Mörike einfühlend:

„Der Himmel glänzt im reinsten Frühlingslichte,
Ihm schwillt der Hügel sehnsuchtsvoll entgegen."

Womit er selbstverständlich nicht nur die sprossende Vegetation, sondern auch die organisch gemahnende Rundform des Hügels im Auge hat. Vom Soracte, dem klassisch schönen, wie von einer Bildnerhand modellirten Berg bei Rom, sagt Byron:

„Er schwillt empor, wie eine Welle ragt,
Die lang sich streckt, und eh' sie niederfällt,
Gekräuselt still steht."

Seine Gestalt wird hier also durch das gefühlte Vermittlungsbild der bewegten Meerwoge charakterisirt.

Als Beispiel für persönliche Auffassung tellurischer Formen citire ich von Byron folgende Worte:

„Dort, wo die Rhone spaltet eine Gasse
Durch Felsen, welche da stehn wie ein Paar,
Das einst sich liebt' und dann im tiefsten Hasse
Sich unversöhnlich trennte." —

Ein Berg oder Fels kann uns abgewendet, profilartig ein anderer hergewendet, frontal erscheinen, und es hängt dies damit zusammen, daß dieser mehr in seiner vollen Körperlichkeit, jener mehr auf seine Conturen hin betrachtet wird.

Eine weite Ebene hat, für sich genommen, also abgesehen vom hoch und frei über ihr schwebenden Bilde des Himmels, worin sie eine idealisirende Ergänzung findet, sie hat an und für sich ein liegendes, schlafendes, der Schwere leblos verfallenes Aussehen. Unser innerer Sinn liegt in ihr da, ruht in ihr. Er bewegt sich aber auch activ, wiewohl schleppend, in ihr fort, streckt und breitet sich in ihr aus, so daß sie das selbst zu thun scheint. Willkommenen Wechsel bietet die Gliederung ihrer Fläche durch Wege, Flüsse, Seen und Bäche, Kanäle und Brücken, Aecker, Wiesen und Wälder, lichte und dunkle, von Wolken beschattete Theile. B. Auerbach sagt einmal: „Ein Gefährte geht leichter, wenn es durch eine Biegung des Weges wieder einen Schwung bekommt, bei einem schnurgeraden Weg liegt das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geschirr." — Das gilt auch vom menschlichen Blick. Auch er ist keine Maschine, liebt freien Wechsel und verabscheut Ingenieurlinien.

In der römischen Campagna, welche durch leichte Höhenzüge belebt ist, aber im Ganzen als Ebene wirkt, machen die antiken Wasserleitungen den Eindruck eines feierlichen Hinwandelns.

Ueber Brücken seien aus Hölderlin's Gedichten zwei Stellen angeführt: Die eine aus der Ode auf Heidelberg lautet:

„Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei Dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt."

Die andere (aus dem Gedichte: Andenken):

„Wenn gleich ist Nacht und Tag
Und über langsamen Stegen,
Von goldnen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehn." —

Von der Brücke wollen wir ins Wasser sehen. Die wundersame Lösungsfähigkeit unseres Innenmenschen hat ihren objectiven Grund in Wasser, Luft und Licht. Hier ist nun sein Einfühlen ganz ein Ausfühlen. Er befeuchtet sich und zergeht im Wasser, gibt sich ihm ganz hin, bis zum Verschwinden seiner selbst. Er verwandelt sich wohl auch in Erde und Gestein, aber die geologische Natur ist doch schon so sehr in bestimmte Formen verdichtet, daß seine individuelle Geschlossenheit mancherlei Anhalt in ihr findet. Solchen hat er im Wasser nur an der flüchtigen Form der Welle. Gleichwohl erscheint es ihm tief verwandt. Gelockt und gestillt von der weichen, kühlen Fluth, objectivirt er sich in ihrer krystallischen Dunkelklarheit, worin Licht wie Ahnung tagt, erschaut er sich und die Welt in seinem geistähnlichen Spiegel. Goethe läßt die Geister singen:

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser."

Bestimmter, concreter ist die ästhetische Wirkung der rinnenden, stürzenden, sturmerregten Fluth. Ihre Wogen gewinnen den Anschein organisch drängender, schwellender Lebendigkeit.

Im Anblick des vorbeifließenden Stromes befindet sich der beschauliche Dichter in einem Doppelzustand von festem Beharren und flüchtigem Enteilen. Allbekannt sind Lenaus Verse hierüber:

„Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen."

So verbindet sich mit dem rinnenden Wasser unser Zeitgefühl. Wir sehen in ihm unmittelbar anschaulich die Gegenwart verrinnen.

Doch in anderer Stimmung folgen wir freudig und bewundernd seiner Bahn. Wie prachtvoll schildert Goethe den Lebensgang des Stroms (in Mahomet's Gesang)!

— — — — — —

„Nach der Ebene dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebene silberprangend,

Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen,
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unsrem Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter.
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz." —

Im Meer gesellt sich zur lyrischen und epischen die dramatische Wirkung. Denn im Meer erscheinen die Bewegungsformen des Wassers größer und freier. Sie erregen den inneren Sinn zu kühnerem Schwung. Nacheilend schwebt er wie der Sturmvogel, der „Meerläufer" hart über den Wellen, steigt und sinkt er mit ihnen. Einfühlend tummelt er sich in ihren tausendförmigen Gestalten, schäumt und wüthet, stürmt wie ein Heer in der Brandung.

Ebenbürtig in wilder Streitgewalt begegnet uns Binnenwasser nur in den Cascaden des Gebirges. Ihren rasenden Fall und Aufprall schildert Byron in seinem Childe Harold:

„Gebrüll von Wassern! Hoch vom Felsensitz
Kommt der Velino durch die Schlucht gesaust;
Ein Sturz von Wassern! Niederschäumt wie Blitz

Die weiße Masse, die den Abgrund zaust!
Hölle von Wassern! Drinnen heult und braust
Und kocht die Fluth, von ew'ger Qual gehetzt;
Der Angstschweiß ihrer Folter kraust
Sich um die schwarzen Klippen, die benetzt
Den Pfuhl umstarren ohn' Erbarmen, doch entsetzt,

Und steigt gen Himmel und vom Himmel rinnt
Er wieder abwärts wie ein Wolkenschoß,
Und seine sanften Regenschauer sind
Ein ewiger April für Laub und Moos,
Die sind wie ein Smaragd. — Wie bodenlos
Der Pfuhl! Wie rasend springt die Riesenkraft
Von Block zu Block, und ihres Fußes Stoß
Zermalmt die Felsen, die sie mit sich rafft." — —

So genial offenbaren große Dichter das eingefühlte Menschliche im Wasser.

Und nun die Luft? Dieses leichte, ungreifbare, ganz offene, ganz durchsichtige Element, das uns wie ein zarter Schleier belebend umhaucht, das wir ein- und ausathmen? Auch unsere Phantasie sieht das ungreifliche Bild der Luft athmend, und zwar in einem einheitlichen Acte, ihr Sehen und Athmen scheint identisch, wie Licht und Luft identisch scheinen, scheint ein verklärtes körperloses Schweben. Die durchleuchtete Atmosphäre gewährt uns die zarteste und allgemeinste Vermittelung mit dem Weltganzen, gibt uns das freieste Gefühl von Erweiterung. Noch ungleich mehr als im Wasser entäußert, verflüchtigt, verliert sich das Ich in ihr. Sie erscheint ihm als die allgemeine Substanz seines Wesens, als die physische Seite seiner Weltstimmung.

Es kann aber nicht stark genug betont werden, daß das Licht, das ja die allverbreitete Masse der Luft ganz durchdringt — und wo das nicht der Fall ist, hört ja auch die Anschauung auf — daß das Licht an dieser lösenden und ins Allgemeine treibenden Wirkung der Luft den beträchtlichsten Antheil hat. Was wir von der Luft selbst sehen, ist ja nur das äußerst feine Glanz- oder Dunstgewebe der unsichtbar kleinen Bläschen, woraus sie sich zusammensetzt. Aus dem hellen, lichtverklärten Luftmeer schöpft unsere Phantasie die Vorstellung des grenzenlosen Raumes, des Himmels. Dem Trieb, seine Unendlichkeit zu durchschwärmen, hat Goethe im Faust classischen Ausdruck gegeben:

„Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt." —

„Welche Begierde," läßt er seinen Werther aus der Schweiz schreiben, „welche Begierde, mich in den unendlichen Raum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben! Mit welchem Verlangen hole ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt und große Kreise zieht." — Die tief abweichenden Eigen-

schaften der Luft erborgend, befreit sich das gefangene Ich zur Intuition der ewigen Weltkraft, wie das die hohen Worte desselben Dichters sagen:

„Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll“ [1]).

Wehende, zügige und stürmische Luft berührt als lebendiger Wille. Die von ihr bewegten Gegenstände, Baumzweige, Wimpel, Wellen, Segel, erscheinen dabei wie leidend, widerstrebend, weichend, gedrängt, aufgestört und gehetzt. Doch wird ihr passives Verhalten auch als ein actives, selbsterzeugtes, als ein Kämpfen, Eilen und Jagen gedeutet.

Sodann wäre namentlich auch zu beachten, wie es auf die Phantasie wirkt, wo die Luft sich durch Verbindung mit Wasser oder pulverisirten Stoffen in Dunst, Nebel, Rauch, Staub, Dampf, Wolken umwandelt. Im Frühling sehen wir ein Weben und Zittern in ihr, ein Athmen der sickernden Erde. Auch dies charakterisirt keiner so feinfühlig wie Goethe:

„Leise Bewegung
Lebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft“ [2]). —

Daß und wie sich unser Sinn mit Wolken verbindet, bedarf kaum der Nachweise. Ist doch der Wolkenhimmel weichster Stoff und lockendster Schauplatz einfühlender Phantasie. Aus seinem gewitterschwangeren Schoß sind Zeus und Wodan geboren.

Vom Licht als bloßer Helle war schon die Rede, doch nicht von Lichtkörpern, concentrirten Lichtmassen und Flammen.

Der zweite Mensch in uns kommt und geht mit der Sonne, schießt emphatisch empor mit den glühenden Wurfschlacken des Vulkans, zuckt und schlägt ein mit dem Blitz, tobt mit den wetternächtlichen Feuerfluthen. Jehova fragt Hiob: „Kannst Du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hie sind wir!“ Und in der Rigweda heißt es: „Die Blitze lachen zur Erde herab, wenn die Winde Regen heruntergießen.“

Prachtvoll schildert Byron das Gewitter im Gebirg und die Urkraft seiner tobenden Laute:

„Von Spalt zu Spalt,
Springt über krachendes Gefels und hallt
Der Donner — nicht aus einer Wolke bloß,
Nein, das Gebirg von tausend Stimmen schallt,
Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.“ —

Die Feuergluth, worin sich der Erdenstoff verzehrt, kann der Phantasie wie Vergeistigung und Erlösung erscheinen. Ich erinnere nur an Hölderlin's Wort:

„Und befreiet in Flammen
Fliegt in die Lüfte der Geist uns auf“ [3]). —

[1]) An Schwager Kronos.
[2]) Frühzeitiger Frühling.
[3]) Der Abschied.

Mehrmals lag es nahe, das Wesen des Raumsinnes für sich zu bedenken. Doch das würde zu weit in die Philosophie hineinführen. Besonders die Tiefenprojection scheint mir wichtig für unsern Standpunkt. Es fehlt uns noch eine Aesthetik der Perspective. Ebendarin ist die Selbstversetzung unserer Phantasieperson, ihr volles Erfassen begründet. Perspectivisch, wie wir sehen, empfinden wir die Dinge plastisch, umgreifen wir sie dabei im Geiste, erfühlen so ihre concrete Existenz von außen nach innen und umgekehrt. Unser Gefühl wird wesentlich bestimmt durch die Art der Verkürzung, Verschiebung und durch den Grad des Abstandes. Dem intensiven Blick in die Ferne entspricht eine Spannung der Seele, der räumlichen Vertiefung ein Hinstreben des Gemüths.

Dafür mag Lenau zeugen[1]):

„Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!"

Die zweite Strophe ist ein Beispiel dafür, wie sich der unmittelbaren (hier allerdings zu Personificationen verdichteten) Beseelung die reflectirende Ideenassociation anfügt.

* * *

Auf diese spärlichen Hinweise muß ich mich hier beschränken und zu mancher Frage von grundsätzlicher Wichtigkeit schweigen.

Namentlich vom Wesen der Harmonie sollte noch die Rede sein. — Wo uns die Natur einen vollen Bildgenuß gewährt, da scheint sie uns ein Gleichgewicht von Kräften darzubieten. Dies hängt wohl von äußeren Bedingungen, noch mehr aber von unserem Standpunkt und unserer Stimmung ab. Der ästhetische Sinn bildet sich nach seinem subjectiven Wähnen den formwirkenden Sinn der Natur ein, er verwirklicht so schauend in einem menschlich harmonisirten Schein ihr Urgesetz, die Herrschaft des Ganzen über die Theile. Schon im Act der nachahmenden Naturbetrachtung selbst liegt ein Trieb der Rhythmisirung, Lösung, abwägenden Ausscheidung des Fremdartigen und Störenden. Aber dieser Trieb und seine Realisirung im Kunstwerk ist recht schwer zu erörtern. Wollten wir es versuchen, vor irgend einer bestimmten Gegend oder vor einem Meisterwerk von Rembrandt, Jakob Ruisdael, Claude Lorrain, so würde sich herausstellen, wie unzureichend unsere Erkenntniß ist, wie wenig unsere Begriffe dazu taugen, das Vorliegende und seinen individuellen Reizkern zu erklären. Wir kommen nicht über das theoretische Problem hinaus, und immer wieder stehen wir rathlos und müssen uns ohne Hoffnung auf Antwort fragen: Was ist es, das hier so eigen seelenvoll zu unseren Herzen spricht?

---

[1]) Wanderung im Gebirge, 7.

Die Ursache dieser Wirkung *kann* nicht nur in *uns*, sie *muß* auch in der *Natur* liegen. Aber gewiß ist auch, daß die Natur *so*, wie es uns in ästhetischer Stimmung scheint, nicht seelenvoll, daß sie *so* nicht mit uns verwandt ist[1]). Die Thatsache, *daß* in ihr etwas wie Geist wirkt, *erlebt* der ästhetische Sinn, aber die Art, *wie* er es erlebt, ist eine Illusion.

Der Phantasiemensch identificirt sich mit der Natur, aber *er* ist es eben, der das thut. Er wird schauend Natur, aber was sie *ohne* sein Schauen ist, weiß er nicht. Goethe sagt einmal: „Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat." Das Ergebniß besteht also in Folgendem: Der Inhalt einer Landschaft ist unser eigenes Wesen, aber getaucht in das unbekannte Wesen der Natur. Sympathisch ahmen wir innerlich ihre Erscheinung nach, doch wir würden es nicht thun, wenn wir nicht den gleichen Ursprung mit ihr hätten, und es würde uns nicht beglücken, wenn nicht wir und die Natur auf solches Glück eingerichtet wären.

Dieses gegenseitige Verhältniß explicirt sich nun augenscheinlich, aber unerklärbar in der Darstellungsweise des Malers. Mit Goethe's Satz: „Daß die Künste nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen sieht, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur besteht und wonach sie handelt", kreuzt sich ein anderer, worin er den subjectiven Gehalt der Kunst hervorhebt. Dieser andere Satz Goethe's lautet: „Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)."

Beide Sätze sind gleich wahr. — Wenn wir nun zurückblicken auf unseren Versuch, wenigstens das Wesen unserer *Betrachtung* der Natur zu beleuchten, so müssen wir schon deshalb seine Unzulänglichkeit erkennen, weil die Natur selbst ewig unbekannt bleibt. In ihrer Fremdheit verschwindet auch unsre Selbsterkenntniß, denn im ästhetischen Acte wirken ja Natur und Phantasie in innigster Verschmelzung durcheinander. — Auch diese Noth wurde von Goethe tief empfunden und mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß." Hier aber, muß ich hinzusetzen, auf ästhetischem Boden haben wir es gar mit Identificirung zu thun. Und so sind wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückgelangt, stehen wieder vor dem Räthsel der Natur und müssen uns gestehen: Ihr Seelenschein bleibt, wie sie selbst, ein Geheimniß.

---

[1]) Vergl. Fr. Th. *Vischer*, Altes und Neues, Neue Folge. 1889. S. 441.

Marco Minghetti
und
sein Antheil an Italiens Erhebung 1846—1859.

Von
Flaminio.

IV.

Wir kommen zum Jahre 1848. Es eröffnete sich, wenige Tage nach Neujahr, mit einer Scene, welche den Freunden der nationalen Bewegung schon viel zu denken geben mußte. „Wir waren," erzählt Minghetti von sich und Pellegrino Rossi sprechend, „am 10. Januar am Quirinal, als der Papst, von der Menge mit Beifallsrufen begrüßt, auf dem Balcon erschien und zu sprechen anhub. Es trat plötzlich allgemeine Stille ein; Jeder hing an den Lippen des Redenden. Pius begann mit lauter und vernehmlicher Stimme und tief ergriffen unter unbeschreiblicher Bewegung des Publicums zu reden. „Segne," sprach er, „o großer Gott, segne Italien!" Und dann fügte er hinzu: „Man fordere doch nichts von mir, was ich nicht gewähren kann, darf, noch will." Rossi wandte sich mir zu und bemerkte: „der Papst nimmt seine Zuflucht zu einem heroischen Mittel. Diesmal wird es ihm glücken; aber wehe ihm, wenn er sich nochmals beifallen läßt, zum Volke zu sprechen; all' sein Prestige fällt dann zusammen."

Mitten in diese schwüle Luft fiel die Nachricht vom Ausbruch der französischen Februarrevolution. Rossi scheint ganz kurz vorher seinem Minister, Guizot, vorausgesagt zu haben, daß es sich nicht um einen Ministerwechsel, sondern um den Sturz des Königthums handle. Pius IX., den Minghetti in jenen Tagen mehrfach sah, war merkwürdigerweise von dem Ereignisse eher erfreut als unangenehm berührt. Er sprach weitläufig von der Härte Ludwig Philipp's gegen die Kirche und hoffte, die Republik werde die Rechte der Kirche bereitwilligst anerkennen. Daß die Menge bei der Erstürmung der Tuilerien das Kreuz mit Achtung in den Gemächern der Königin gegrüßt und in die benachbarte Kirche getragen, rührte ihn bis zu Thränen. Es erschien ihm jetzt als eine wahre Eingebung der Vorsehung, daß er selbst den Weg der Reformen betreten und damit, wie er glaubte, der Revolution vorgebeugt habe.

Der Augenblick war gekommen, wo nun auch die päpstliche Regierung, gleich den übrigen italienischen Höfen, sich herbeilassen mußte, eine Verfassung zu geben. Nur sollten die Laien von der Ausarbeitung derselben ausgeschlossen sein. Der Padre Ventura, der doch für sehr liberal galt, schlug in einer Broschüre vor, es solle eine Pairskammer aus den Cardinälen gebildet werden. Minghetti bekämpfte diesen Plan in seiner Schrift „Della Constituzione Pontificia," in welcher er in einem gewissen Umfange und mit voller Berücksichtigung der Stellung des Souveräns als Haupt der Christenheit, die Laïsierung der Regierung bezw. der Verwaltung forderte. Der Papst hatte schon vor der französischen Revolution die Nothwendigkeit eingesehen, dem Laienelement einen Antheil an den Ministerportefeuilles einzuräumen. So wurden jetzt Pasolini, der Advocat Sturbinetti, der Fürst Gabrielli und der Prinz von Teano, Michelangelo Caetani, ins Ministerium berufen. Letzterem wurde die Leitung der Polizei übertragen. Aber so geistvoll und hochgebildet der spätere Herzog von Sermoneta, so trefflich seine Absichten waren, sein Temperament machte ihn zur Direction dieses Departements nicht geschickt, und seine Reizbarkeit ließ ihn bald jede Lust an dem übernommenen Geschäft verlieren. Er suchte überall zu sparen und gab die Mittel aus der Hand, um des Volkes Herr zu bleiben. Der Papst ließ denn durch Recchi dies Portefeuille Minghetti anbieten, empfing denselben am 8. März und theilte ihm seine Absicht mit, Antonelli mit dem Staatssecretariat zu betrauen und mit ihm und den tüchtigsten Kräften der Consulta ein Ministerium zu bilden, welches den Erlaß der Verfassung vorzubereiten hätte. Ueber die Grundlage der Constitution fand eine Verständigung statt, doch hatte Minghetti den Eindruck, daß Pius weder von dem unwiederbringlichen Werth der Zeit, welche hier zu verlieren war, noch von der Stellung eines constitutionellen Fürsten eine eigentliche Ahnung hatte, und daß er die von jenem betonten Gefahren des Augenblicks für Eingebungen einer erhitzten Phantasie hielt. In einem Punkte konnte man sich nicht einigen. Der Papst bestand darauf, daß die zu erlassende Verfassung ausschließlich als das Werk geistlicher Hände vor der Welt dastehe. Es war dann die Rede von dem Polizeiministerium, das Minghetti rieth, mit dem Innern zu vereinigen. Pius war dagegen und erklärte, er habe für diesen Posten Jemanden in Aussicht, der gewiß allgemein gefallen werde. Später sah Minghetti, daß er von Galletti gesprochen. Vor diesem hatte Minghetti stets nur eine geringe Achtung. Galletti war ein lebhafter, aber ungebildeter Kopf, in Rechtshändeln erfahren, nicht aber in der Politik, ein anständiger, aber schwacher Charakter, vor Allem eitel und nach Popularität haschend. „Das war eines der Motive, welche ihn später verleiteten, seinen dem Papst geschworenen Eid zu brechen, und der Präsident einer Versammlung zu werden, welche die Republik ausrief. In diesem Augenblick und noch sechs Monate später hätte ich das nie für möglich gehalten." Das neue Ministerium wurde dann dahin modificirt, daß Sturbinetti die Justiz, Minghetti die öffentlichen Arbeiten (mit San Bertolo als Unterstaatssecretär) übernahm. Das Innere hatte Recchi, den Krieg der Principe Altobrandini, Pasolini behielt Landwirthschaft und Handel. Dazu kamen Galletti und Mezzofanti für Polizei und Unterricht; Antonelli hatte das

Präsidium. In der ersten Sitzung, am 11. März, zeigte sich Letzterer mit den Uebrigen in vollkommener Uebereinstimmung. Minghetti fand sein Ministerium in einem Zustande bureaukratischer Verzopfung, der jede ernstliche Unternehmung aufs Aeußerste erschwerte. Es dauerte zudem nur fünfzig Tage; in diese Zeit fielen schwere und Alles umwerfende Ereignisse. Der Aufstand in Mailand, die Erhebung Venedigs, die Umwälzung in einem großen Theil sowohl des übrigen Italien als ganz Europa's traten der Reihe nach ein. „Pius befand sich in der größten Aufregung. In seinen Gedanken stand stets der Triumph der Kirche allem Anderen voran. Aber ein Stück weltlicher Herrschaftsbegierde war doch dabei. Als ich ihm die Nachricht von der Revolution in Parma und Piacenza brachte, war sein erster Gedanke der an die alten, nun aufgegebenen Rechte des apostolischen Stuhls auf diese Städte, und er träumte gleich von einer Vergrößerung seines Staates. Aber er verfiel auch oft in Mysticismus. Als ein Komet am Himmel stand und der Papst gerade einem Ministerrath des Abends präsidirte, öffnete er das Fenster plötzlich, kniete nieder und ließ die Umstehenden niederknieen, um Gott anzuflehen, daß er die von diesem Kometen angekündigten Strafgerichte abhalte. Man benutzte diese Stimmung des Papstes, um ihm Angst und Scrupel wegen der Reformen einzuflößen. Manchmal schloß er sich mit dem Großpönitentiar ein, und dann war keine Möglichkeit, eine Audienz zu erhalten. Die Peccata reservata irgend eines Paters oder einer Nonne jenseits des Oceans hinderten so nicht selten die Erledigung der dringendsten Geschäfte." Eines Tages fanden Recchi und Minghetti, als sie ihr Ministerium verließen, die Stadt illuminirt, den Vatican im strahlenden Lichte. Sie erfuhren endlich, man habe vor Porta San Pancrazio das Haupt des hl. Andreas wiedergefunden, welches aus dem Vatican gestohlen worden war. Es wurde eine ungeheuere Procession von S. Andrea della Valle zum Vatican organisirt, welche von Mittags zwei Uhr bis spät Abends dauerte und an der alle geistlichen Corporationen, Kapitel, Bruderschaften mit dem Papst, den Cardinälen, dem Municipium u. s. w. Theil nahmen. „Wir waren auch dazu eingeladen, aber selbst auf die Gefahr hin, für nicht sehr fromm gehalten zu werden, entschuldigten wir uns mit dringenden Geschäften. Nur Galletti, Canino und Sterbini gingen, große Kerzen in der Hand, in dem Zuge. Galletti hatte sich geschämt, uns davon etwas zu sagen. Was Sterbini anlangt, so habe ich wenige, an Geist und Gemüth ruchlosere Menschen, auch wenige häßlichere Erscheinungen kennen gelernt als ihn. Es gibt keine Infamie, deren er nicht verdächtig war, und er bewies später als einer der Hauptanstifter der Ermordung Rossi's, wie begründet alle gegen ihn vorgebrachten Anklagen waren. Er war der Typ des ‚maffioso politico'."

Am 13. März wurde das constitutionelle Statut im Ministerrath verlesen. Die Cardinäle, wie verlautete, hatten es einstimmig gebilligt, die Minister konnten nicht anders, als es, in Ermangelung eines Bessern, annehmen. Aber schon regten sich im Volke Unruhen. Mit Noth unterdrückte die Polizei Demonstrationen und Angriffe auf die Jesuiten. Auf Anregung des Cardinals Antonelli entschlossen sich dieselben freiwillig, die Stadt zu verlassen. Diese Vorgänge verletzten den Papst, dessen Stimmung nunmehr gegen die ohne seine Zustimmung

beseitigten Väter zu deren Gunsten umschlug. Hier liegt die erste Regung jener Sympathie für den Orden, welcher der Papst seit Gaeta gänzlich unterlag. Finanzielle Schwierigkeiten kamen dazu, um die Situation zu erschweren; die Nothwendigkeit einer Anleihe und einer soliden Sicherstellung der Staatsgläubiger gelegentlich der Emission neuer Schatzscheine sprang in die Augen. Auch in der Armee gab es viel zu thun. Man hatte den General Durando zu Rath gezogen; mit ihm arbeiteten Massimo d'Azeglio und der Marchese di Casanova. Am 21. März kam die Nachricht von der Insurrection Mailands nach Rom; zwischen dem 23. und 26. beschloß man im Kriegsministerium, den General Durando mit den Truppen nach Oberitalien zu entsenden. Mit ihm gingen d'Azeglio und Casanova, seinem Stabe aggregirt, am 24. ab. Der Papst wollte keine ausdrückliche Erlaubniß geben, daß die Armee den Po überschreite und sich mit derjenigen Karl Albert's gegen die Oesterreicher vereinige. Aber er gestattete schließlich, daß das Unvermeidliche geschehe, und am 5. April veröffentlichte Durando jenes von d'Azeglio verfaßte Proclama, von welchem unser Minghetti sagt: es habe mehr der Poet als der Staatsmann aus ihm gesprochen. Es stellte den Papst als Den hin, welcher den Krieg an Oesterreich erklärt habe. Kein Wunder, daß Pius über diese Proclamation empört war. Das Ministerium sah sich in einer fatalen Lage. Es ließ in seiner „Gazzetta uffiziale" vom 10. eine Erklärung abdrucken, welche den Papst als unbetheiligt an der Proclamation Durando's hinstellte. Aber diese Erklärung wurde von der Curie als schwächlich und belanglos bezeichnet, während sie anderseits auf die Bevölkerung niederschlagend wirkte. Am 29. verlangten die Minister, Antonelli eingeschlossen, eine bestimmte Erklärung vom Papste, ob er den Krieg wolle oder nicht. Antonelli und des Papstes Neffe Luigi Mastai betheuerten, nicht zu wissen, welches die Absichten des Papstes seien. Am Mittag des 29. erschien dann plötzlich in der „Gazzetta di Roma" die Allocution, welche den Sieg der clericalreactionären Partei Europas über die Wünsche Italiens und des Liberalismus bedeutete. Am selben Abend reichte das Ministerium seine Entlassung ein. Antonelli entschuldigte den Umstand, daß er dies Actenstück nicht unterschrieb, mit der Berufung auf den Gehorsam, welchen er als Geistlicher dem Oberhaupt der Kirche zolle; aber auch er beklagte anscheinend den Entschluß des Papstes und bedauerte, nicht wie die übrigen gehen zu können.

An diesem Tage äußerte Minghetti gegen seinen Freund und Collegen Recchi: es sei wohl der letzte Tag jenes noblen, aber nunmehr sich als unmöglich und absurd erweisenden Versuches, die weltliche Herrschaft mit der geistlichen vereinigt zu erhalten.

Die Allocution versetzte Rom in eine gefährliche Aufregung. Der Papst versuchte durch den Cardinal Ferretti ein Ministerium zusammenzubringen, was nicht gelang. Am 2. Mai berief Pius den Grafen Terenzio Mamiani und beauftragte ihn, ein Ministerium zu bilden. Abends um fünf Uhr hatte Mamiani angenommen.

Am Morgen des 30. April hatte Pius die demissionirenden Minister zu einer Sitzung zusammentreten lassen. Er hatte ihr Entlassungsgesuch in der Hand und schien darüber verwundert und betrübt. Es fehlte ihm offenbar ein

klares Bewußtsein von der Tragweite seiner Allocution und deren Wirkung auf die Geister in ganz Italien und auswärts. Er begriff auch gar nicht recht, weshalb die Minister, welche ja die Allocution nicht gekannt und unterzeichnet hätten, darum nicht für dieselbe verantwortlich seien, ihm nicht mehr dienen wollten. Es war nicht leicht, ihm begreiflich zu machen, daß in einem constitutionellen Staat ein Ministerium nicht zu gleicher Zeit zwei ganz verschiedene Wege gehen könne. „Ich erinnere mich," erzählt Minghetti, „was ich damals dem Papste mit bewegter Stimme gesagt habe. ‚In wenigen Stunden, erklärte ich ihm, wird die Stadt den Versuch machen, uns dem Willen Eurer Heiligkeit entgegenzustellen, als einen Protest gegen die Allocution, als ein Zeichen der Empörung gegen den Fürsten. Ich werde nie, niemals eine solche Stellung annehmen. Ich habe Eurer Heiligkeit bisher mit Eifer und Loyalität gedient; wenn mir heute mein Gewissen sagt, ich könne dies ferner auf dem nunmehr Ihren Unterthanen vorgezeichneten Wege nicht mehr thun, so liegt es mir doch gänzlich ferne, mit Ihren Feinden gemeinsame Sache zu machen.' Der Papst sah mich mit Thränen in den Augen starr an. Ich glaube, er hat diese von mir mit bewegtem Gemüthe gesprochenen Worte nie vergessen. Von seinen Verwandten erfuhr ich, daß Pius, auch als er mich später verdammte, doch bis zu seinem Ende ein gewisses Wohlwollen für mich bewahrt hat. Wenn das wahr ist, so verdanke ich es jedenfalls der Erinnerung an diese meine letzte Unterhaltung mit ihm."

Unklar war das Verhältniß Galletti's zu dem abtretenden Ministerium. Er blieb und trat in das nun folgende ein. Falsch erscheint die Haltung Antonelli's. Er zeigte sich während der bedrohlichen Tage des Ueberganges sehr erfreut, die übrigen Minister bei sich zu haben, deren Popularität ihm einen Schutz gewährte. Während der freien Stunden ließ er die Herren seine kostbare Mineralien- und Gemmensammlung sehen. „Er legte," erzählt Minghetti, „vollkommene Solidarität mit uns an den Tag, ja Wohlwollen und eine jede Probe bestehende Freundschaft. Gleichwohl stieg seit jenen Tagen in mir ein Zweifel an seiner Zuverlässigkeit auf, der seitdem angesichts seiner Haltung stets zunahm. Und während Pius IX. mir allezeit in ehrfurchtsvoller und theuerer Erinnerung blieb, erschien mir der Cardinal Antonelli als ein Schlaukopf (scaltro), dem aber große Gedanken und große Gesinnung fehlten." „Es hätte," fährt Minghetti fort, „dem Cardinal nach dem Antheil, welchen er an den Ereignissen bisher genommen, geziemt, sich von da ab in einer gewissen Reserve zu halten, was er auch bei dem großen Reichthum seiner Familie sehr gut konnte. Statt dessen ward er der Führer der Reaction, sah, ohne Notiz davon zu nehmen, seine ehemaligen Collegen verfolgt und bereitete selbst das Ende der weltlichen Macht vor." Man konnte ihn nicht wie Pius mit seinem glühenden Glauben entschuldigen, denn „ohne daß man ins Innerste des Herzens dringt, was uns nicht zusteht, kann man ruhig behaupten, daß Antonelli von jeglichem mystischen Enthusiasmus frei war und eher zum Skepticismus neigte. Wäre er ein Staatsmann gewesen, so hätte er sich zwischen 1849 und 1859, mit Napoleon III., zwischen 1859 und 1870 mit Victor Emmanuel verständigen, er hätte auch noch 1870 einen uns höchst gefährlichen moralischen Widerstand gegen uns in Rom

organisiren können. Er that nichts von all' dem. Er widerstand Allem, protestirte gegen Alles, und so zerfiel die weltliche Gewalt der Päpste kläglich unter seinen Händen."

Diese Worte enthalten das beste Urtheil über Antonelli, welches bisher gefällt wurde; es ist nicht einmal so scharf, als sich erwarten ließ. Es ist ein offenes Geheimniß, daß man in vaticanischen Kreisen von dem langjährigen Staatssecretär Pius' IX. am liebsten gar nicht mehr spricht. Gewiß war es ein schweres Verhängniß für das Papstthum, daß die Vertretung seiner weltlichen und zum guten Theil auch seiner geistlichen Interessen im letzten Vierteljahrhundert seiner politischen Existenz und gerade in den entscheidenden Momenten in den Händen eines Staatsmannes lagen, der, nur auf dem Gebiete der Finanzen eine Capacität, für die idealen Aufgaben der Kirche weder Verständniß noch, wie es scheint, Interesse hatte.

Am 2. Mai verließ Minghetti den Quirinal; sein Entschluß war rasch gefaßt: er ging ins Lager Karl Albert's, überzeugt, daß das Schlachtfeld der einzige Boden sei, auf welchem in jenem Augenblick etwas für ihn zu thun sei. Auf dem Wege dahin kam er durch Florenz, wo er auf Ridolfi's Veranlassung vom Großherzog empfangen wurde. Die über eine Stunde lang dauernde Audienz wurde von dem Fürsten mit den Worten beschlossen: „heute heißt es wählen, ob man ein österreichischer Prinz oder ein italienischer Fürst sein will," und als Minghetti erwiderte, wie ihm scheine, habe Se. Kgl. Hoheit bereits seine Wahl getroffen, setzte der Großherzog hinzu: „ja, ich bin und bleibe italienischer Fürst."

In Bologna besuchte Minghetti seine Mutter, die in mancher Sorge um den Sohn gewesen war. Als er ihr seine Absicht mittheilte, war sie durchaus nicht überrascht; „ich verstehe," sagte sie, und gab dem Scheidenden ihren Segen.

V.

Am Morgen des 10. Mai 1848 erreichte Minghetti das Hauptquartier des Königs von Sardinien in Sommacampagna, wenige Meilen von Verona, dessen Thürme man von dem hochgelegenen Orte sieht. Es mußte überraschen, das Hauptquartier dem Mittelpunkt der feindlichen Macht so nahe zu finden; aber, wie es scheint, hatten die so rasch auf einander folgenden Ereignisse der letzten Wochen, die fünf Revolutionstage von Mailand, die Umwälzung in Wien, der Rückzug Radetzky's die Piemontesen mit einem großen Gefühl der Sicherheit erfüllt. Das Urtheil, welches Minghetti über den Zustand ihrer Armee und über ihre Führer, insbesondere über den gänzlich unzulänglichen Generalstab fällt, rechtfertigte diese Zuversicht nicht, am allerwenigsten, wenn man ihr Verhalten mit der bedächtigen Ruhe und der überlegenen Erfahrung des österreichischen Feldherrn verglich. Karl Albert empfing Minghetti noch selbigen Tages und ließ sich alle Vorkommnisse eingehend erzählen. „Der König war von Person hoch und mager, sein Antlitz blaß und von Trauer übergossen; sein Blick verrieth große Güte und Tiefe der Empfindung. Die Hände waren hager und lang, seine Haltung streng, sein ganzes Benehmen voll Würde, aber leutselig und höflich. Er glich einem Ritter des Mittelalters, und er trug auch stets die

Medaille des Annunziatenordens. Man erzählte sich, er trage aus Frömmigkeit den Bußgürtel auf dem Fleische und faste häufig. Sicherlich lebte er sehr streng und nüchtern . . . Im Felde war er von wunderbarer Unerschrockenheit, im Rathe unentschieden und schwankend. Ich war betroffen durch die Strenge, welche er seinen Söhnen gegenüber bewies; man hätte glauben können, zwischen ihnen habe keine Vertraulichkeit und Zärtlichkeit bestanden. Traten die Prinzen ein, so gingen sie gerade auf den Vater zu, um ihm die Hand zu küssen und sprachen nie, ohne gefragt zu sein . . . Der Herzog von Savoyen, der spätere König Victor Emmanuel, war in jener Zeit ganz begeistert für den Krieg, verrieth aber den scharfblickenden Geist noch nicht, der ihn später auszeichnete. Er war auf allen Gebieten wenig ausgebildet, auch in den militärischen war er weit mehr Soldat als Führer. Seine Erziehung hatte sehr viel zu wünschen gelassen, worüber er, als er auf dem Throne war, mehr als einmal sich vor mir beklagte. Viel bedeutender erschien die Veranlagung des Herzogs von Genua, seines Bruders, der flotter und eleganter auftrat, aber für Theorie und Praxis des Kriegswesens außerordentliche Dispositionen an den Tag legte. Der General Chzranowski erklärte ihn ein Jahr später für den besten Kopf im piemontesischen Heer. „Hätte er länger gelebt, so würde er wohl den Ruhm so manches Feldherrn aus dem Hause Savoyen erneuert haben."

Die Zuzüge, welche die piemontesische Armee aus dem übrigen Italien zu erwarten hatte, waren belanglos. Durando mit seinen zehntausend Päpstlichen traf allerdings ein; aber die neapolitanischen Truppen hatten den Po noch nicht überschritten und passirten ihn überhaupt nur zum kleinsten Theil. Bei dieser Gelegenheit versäumt Minghetti nicht, über die Dinge in Neapel sein Urtheil abzugeben. „Es herrschte da eine verdorbene und verächtliche Dynastie, ein König, der in seinem Herzen Alles, was es Heiliges auf Erden gibt, geringschätzte und der im Augenblick, wo er die Verfassung mit Thränen in den Augen beschwor, schon daran dachte, sie zu verletzen. Und ebenso herrschte auf Seiten des Volkes nur Dummheit und Zuchtlosigkeit. Nach der langen Gewöhnung der Knechtschaft sah es in der Freiheit nur Befreiung von jeglichem Gesetz und die Erlaubniß Alles zu thun, was ihm behagte. Die gebildeten Classen verloren sich in subtilen Untersuchungen über constitutionelles Recht und wollten das Statut, das kaum gegeben war, schon wieder verbessern. Es fehlte ihnen jeder praktische Sinn; sie dachten bloß an Neapel und begriffen gar nicht, daß die Zukunft Italiens von dem Ausgang des Krieges in der Lombardei abhing." Ein Bundesgenosse von zweifelhaftem Werthe erschien in Garibaldi, der bei der ersten Nachricht von Italiens Erhebung von Montevideo herübergekommen war, um sich Pius IX. zur Verfügung zu stellen. Als er nach Italien kam, war der Stern Pius' IX. als Erretter des Vaterlandes bereits im Erbleichen, und so bot er Karl Albert seine Dienste an, der ihn nach Mailand schickte, um Freiwillige zu werben.

Minghetti's Mittheilungen über die militärischen Operationen des Hauptquartiers, dem er als Major des Generalstabs zugetheilt wurde, können hier leider nicht im Einzelnen verfolgt werden. Sie werden in ihrer Unmittelbarkeit und Zuverlässigkeit eine der wichtigsten Quellen für denjenigen bleiben, welcher

die Geschichte dieses Feldzuges schreibt. Die Schlacht bei Custozza entschied bekanntlich den für Italien ungünstigen Ausgang der Unternehmung.

Die Tapferkeit der piemontesischen Armee war nach dem Geständnisse des siegreichen Radetzky ebenso zweifellos, wie die Unzulänglichkeit ihrer Führung. „Die Rhetorik hatte über die Strategie gesiegt. Der Waffenstillstand, über welchen der König nach einem Kriegsrath am 27. unterhandelte, wurde nicht angenommen, da Radetzky's Bedingungen zu ungünstig erschienen. Nur La Marmora sah die Situation in ihrem wahren Lichte;" als er bei Minghetti vorbeiritt, sagte er: „es wäre doch gerathen, anzunehmen." Mazzini's perfide Politik trat auch hier zu Tage; seine Emissäre hetzten die geschlagenen Truppen gegen ihre Oberen auf und ließen durch die Journale die Anarchie predigen. Die Anhänger Mazzini's waren dem Schlachtfelde fern geblieben, hatten aber ihren Muth unterdessen durch Declamationen in den Kaffeehäusern und Theatern bezeigt.

Der Einzug des geschlagenen Königs in Mailand, die Bedrohung und der Schimpf, den er dort erlitt (5. August), nennt Minghetti den traurigsten Tag seines Lebens. Auf die fluchtähnliche Abreise Karl Albert's aus Mailand folgte der am 10. August in Vigevano abgeschlossene Waffenstillstand, in Folge dessen die piemontesischen Truppen sich in die Grenzen des Königreichs zurückziehen mußten. Minghetti kehrte für den Winter nach Bologna heim. Als der Krieg im folgenden Frühjahr wieder ausbrach, ließ ihn der König am 16. März zu sich berufen. Kaum in Piemont angelangt, erfuhr er die Niederlage bei Novara, die Abdankung Karl Albert's und die neuen Waffenstillstandsverhandlungen. Damals sah er in Turin zum letzten Male Gioberti, der in Trauer gesenkt nach Paris abreiste, von wo er nicht mehr wiederkehren sollte. Minghetti nahm dann noch an den Operationen des Heeres Theil, welche zu dem im Herbst 1849 mit Oesterreich geschlossenen Frieden führten. Als er im November aus seinem militärischen Verhältnisse schied, ließ La Marmora in der „Gazetta ufficiale" den Austritt eines so ausgezeichneten Officiers bedauern. Damit war Minghetti's kriegerische Laufbahn abgeschlossen; im Jahre 1859 wäre er am liebsten wieder in die sardinische Armee eingetreten, aber es warteten seiner wichtigere Aufgaben in der Politik.

VI.

Wie Vieles hatte sich in den wenigen Monaten, welche Minghetti im Heerlager der Piemontesen zubrachte, in Rom, in Italien zugetragen! Zunächst waren die Verhandlungen betreffs eines italienischen Staatenbundes eingeleitet worden, welcher den Papst von der Verantwortlichkeit für eine Kriegserklärung befreit hätte. Was Minghetti darüber mittheilt, ist durchaus beachtenswerth und theilweise neu. Er bestätigt, daß Niemand damals und bei diesem Geschäfte daran dachte, der weltlichen Herrschaft des Papstes irgend einen Abbruch zu thun; er scheut sich aber auch nicht, zu bemerken, daß der König dem Gedanken einer Liga zwar durchaus zugänglich war, daß aber die piemontesischen Minister, Pareto und seine Nachfolger, sich ablehnend und kühl gegen denselben verhielten und die Sache auf die Zeit des Friedens hinausschieben wollten. Und

das in einem Moment, wo selbst Neapel und der Papst (durch Mgr. Corboli-Bussi) die Liga vorschlugen. Das Turiner Ministerium entschloß sich endlich zur Annahme der Liga und entsandte Rosmini zur Verhandlung derselben nach Rom; darüber ist in diesen Blättern von anderer Seite berichtet worden[1]). Um jene Zeit wandte sich Pius IX. durch G. Pasolini abermals an Minghetti, um ihm ein Ministerium anzutragen; dasjenige Mamiani's hatte bereits nach wenigen Wochen abgewirthschaftet (8. Juli). Minghetti erklärte die Wiederaufnahme der Geschäfte durch ihn und seine Freunde für unmöglich, solange der Papst nicht hinsichtlich des Krieges gegen Oesterreich eine klare Stellung einnehme. Man kam zu keiner Einigung. Auch der erste Versuch Pellegrino Rossi's mit Recchi, Pasolini und Minghetti ein Ministerium zu bilden, schlug fehl, und Mamiani's Ministerium erhielt sich noch kurze Zeit, bis es an dem Mißtrauen des Souveräns und an der Antipathie der Kammer von selber zerfiel. Nach ihm stand Fabbri einige Tage an der Spitze der Geschäfte, ein anständiger, aber zu diesem schweren Unternehmen durchaus unfähiger Mann. Endlich entschloß sich der Papst, zu Pellegrino Rossi zu senden und ihm die Führung der Regierung zu übertragen. Die Idee einer italienischen Conföderation, welche Gioberti damals in Turin auf das Lebhafteste vertrat, hatte in dem neuen Minister einen mächtigen Patron, Gioberti einen treuen Mitarbeiter gewonnen. Aber all' diese Absichten sollten bald in Nichts zerfallen.

Nachdem die Kammer am 15. November 1848 einberufen war, ging Minghetti als Deputirter nach Rom. Er suchte nach der Ankunft nur Pasolini auf, der ziemlich schwarz sah, aber Vertrauen zu Rossi hegte. Wenige Stunden darauf erfolgte die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung, welche dem Präsidenten des Ministeriums das Leben kostete.

Minghetti wurde noch am Abend nach der Ermordung Rossi's, zu später Stunde, in den Quirinal berufen, wo er den Papst traurig und nachdenklich, aber ruhig fand, ergeben in Gottes Fügungen. Pius sprach ihm von der Nothwendigkeit, ein neues Ministerium zu bilden, und ersuchte ihn im Quirinal zu bleiben, ohne ihm einen bestimmten Auftrag zu geben. Die schlechte Rolle, welche die Präsidenten der Kammer, Muzzarelli und Sturbinetti, in diesen Tagen spielten, wird von Minghetti in helles Licht gesetzt, nicht minder die Niedertracht Galletti's und Sterbini's. Letzteren bezeichnet er als einen Menschen von entsetzlichem Blick, schändlichem Ausschlag im Gesicht, von nichtswürdigem Geiste und brutalen Manieren; als einen Demagogen schlimmster Sorte und Mitschuldigen an der Ermordung Rossi's; Mgr. Muzzarelli als einen mittelmäßig begabten Kopf, völlig unzuverlässig. Sterbini und die Seinigen hatten dem Volke über alle Maßen geschmeichelt und es dann gegen Rossi verhetzt: er sei, ließen sie später ausstreuen, ein Ungeheuer von Grausamkeit, und wenn er nicht umgebracht worden wäre, hätte er alle Liberalen hinrichten lassen. „Die spätere Ausstreuung, als seien die Jesuiten und die Reactionäre am Tode Rossi's schuld, ist unbegründet. Die Einen wie die Andern liebten gewiß diesen Minister

[1]) Franz Xaver Kraus, Antonio Rosmini, „Deutsche Rundschau" 1888, Bd. LV, S. 218 ff.

nicht und mochten sich seines Todes und der unausbleiblichen Folgen desselben freuen. Aber die Unthat ward von kühnen Meuchelmördern vollzogen, deren Hand von der Mazzinianischen Secte oder ihresgleichen geführt wurde."

Minghetti und seine Freunde verlangten vom Ministerium, daß es öffentlich die Ermordung des Grafen Rossi beklage und die Verfolgung gegen die Mörder anordne; Potenziani beantragte in der Sitzung der Kammer vom 20. eine Ergebenheitserklärung an den Papst. Letztere wurde trotz Minghetti's und seiner Freunde Bemühung nicht angenommen, von Ersterem geschah nichts. In Folge dieser Vorgänge und dieses Verhaltens von Regierung und Kammer legten Minghetti, Bevilacqua und Banzi ihr Mandat als Abgeordnete nieder, wofür sie in einem Manifest vom 25. November ihren Wählern die Gründe darlegten.

Nach dem Zusammenbruch der päpstlichen Gewalt, der Flucht des Papstes nach Gaëta, „wo jetzt jener von Rosmini so wunderbar geschilderte Kampf zwischen den Empfindungen der Menschlichkeit, des Freisinns und der nationalen Gesinnung einer-, und denjenigen der Reaction, der Rache, des Anschlusses an die Invasion des Fremden andererseits sich abspielte" — nach all' diesen Dingen, sagt Minghetti, war Gioberti die letzte Hoffnung der Nation. Er hatte sich mit der demokratischen Partei vereinigt, um die Macht zu gewinnen; zu dieser gelangt, sah er sich sofort in der Nothwendigkeit, jene zu zügeln und zu beherrschen, wollte er nicht von ihr mit fortgerissen werden. Das Programm, welches Gioberti als Minister, am 16. Dec. 1848, ausgab, ließ die Freunde der italienischen Sache Gutes hoffen, um so mehr, als Gioberti's erster Act als Ministerpräsident die Entsendung einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Gaëta war und also klarstand, daß er von der revolutionären Partei nichts wissen wollte. Der Briefwechsel, welcher in dieser Situation zwischen Gioberti und Minghetti stattfand, gehört zu den wichtigsten Abschnitten des Buches und wird immer berücksichtigt werden müssen, wo des Ersteren Stellung zu den Ereignissen von 1848 und 1849 in Frage kommt. Minghetti spricht es ebenso wie Andere klar aus, daß Gioberti durch Mazzini zu Falle gebracht und von seinen eigenen demokratischen Collegen im Stiche gelassen wurde. Wie groß sich der philosophische Staatsmann bei dieser Veranlassung benahm, ist in seinem ganzen Umfange mir bekannt geworden; ich hoffe darüber einmal mehr sagen zu können, wenn ich die Leser der „D. R." einst von Gioberto ex professo unterhalten darf.

Als Minghetti seine militärische Stellung definitiv aufgab, war die Lage so düster, daß eine erfolgreiche Betheiligung an der Politik kaum möglich erschien. Das Gespräch, welches er in Bologna mit dem neu ernannten päpstlichen Governatore hatte, ließ ihm keinen Zweifel an dem unversöhnlichen Hasse, welchen die Päpstlichen weit mehr noch den gemäßigten Liberalen als den Republikanern widmeten. So dachte Minghetti daran, sich wieder gänzlich den Studien, und vorzüglich der Geschichte Italiens zuzuwenden. Ihn zog am meisten die Zeit zwischen Lorenzo des Erlauchten Tod bis zum Untergang der Freiheit in Italien an: ein verhältnißmäßig sehr kurzer Zeitraum, in welchem sich aber einer der überraschendsten und plötzlichsten Uebergänge von hoher Cultur zu tiefem Verfall vollzog, so wie ihn die Welt selten gesehen hat. Diese Epoche hat Guicciardini zu ihrem Historiker gehabt. Macchiavelli hat ihre Seele analysirt. Von keiner

andern schien so viel, wie von ihr, für die heutigen Verhältnisse Italiens zu lernen zu sein. Balbo, mit welchem Minghetti seine auf diese Epoche gerichteten Pläne besprach, billigte dieselben. Aber die Interessen des Tages waren mächtiger, als die Erinnerungen der Vergangenheit.

Während Pius IX. noch in Gaëta weilte, hatte die Stadt Bologna eine Deputation an ihn gesandt, welche sofort sich überzeugen konnte, daß man am päpstlichen Hofe nur noch an die Wiederherstellung des alten Absolutismus dachte. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, fand eine Sitzung des Consiglio municipale statt, in welcher die versammelten Stadtverordneten die Bitte an die Regierung zu stellen beschlossen, es möge die im Jahre 1848 ertheilte Constitution als beste Garantie des Friedens und der Versöhnung aufrecht erhalten bleiben. Der Governatore annullirte nicht bloß diesen Beschluß des Consiglio, der damit zugleich aufgelöst wurde; er strafte auch die hervorragendsten Vertreter des constitutionellen Gedankens im Stadtrath mit achttägigem Hausarrest und alle Uebrigen, welche an dem Beschluß mitgewirkt, mit einer Geldstrafe von 2000 Scudi. Diese Vorgänge gaben Minghetti Anlaß zur Veröffentlichung der am 15. August 1849 in Florenz ausgegebenen Broschüre „Della Restaurazione Pontificia", in welcher er zunächst eine kurze Geschichte der bisherigen Regierung Pius IX. vorlegte, dann nachwies, daß derselbe das Statut nach reiflichstem Studium der Angelegenheit und mit Zustimmung aller Cardinäle freiwillig, nicht gezwungen, gegeben hatte. Am Schlusse stellte er eine Art von Programm dessen auf, was seiner Ansicht nach geschehen könne und müsse. „Die geistliche und weltliche Gewalt, in der Person des Papstes äußerlich geeinigt, seien gänzlich auseinander zu halten; sie müssen wie zwei derselben Quelle entsprungene Flüsse verschiedenen Lauf annehmen. Der Papst sei Haupt der Kirche, habe in dieser seine völlig klerikale Hierarchie; der Staat soll sich um das Innere dieses Heiligthums niemals kümmern. Zu gleicher Zeit sei der Papst weltlicher Fürst dieses Staates, allen andern constitutionellen Fürsten Europas in dieser Hinsicht gleich, mit allen Bürgschaften umgeben, welche anderwärts Platz greifen. Minghetti übersandte dem Papst durch dessen Neffen Luigi Mastai ein Exemplar dieser Flugschrift. Die Antwort des Nipoten (vom 17. Sept. 1849) war bei aller Freundschaftlichkeit der Form so zurückhaltend und nichtssagend, daß der Autor sich sofort sagen mußte, die in Gaëta getroffenen Entschließungen seien das gerade Gegentheil von dem, was er soeben vorgeschlagen.

Der Brief des Prinzpräsidenten Louis Napoleon an Edgar Ney konnte den Glauben erwecken, Frankreich werde von dem aus dem Exil nach Rom zurückgeführten Papstthum eine Restauration im liberalen Sinne verlangen. Die Curie ließ einige Zeit verstreichen und publicirte dann ein Motoproprio, welches für die Reorganisation des Kirchenstaates folgende Grundlage bestimmte: Einsetzung eines Staatsraths, einer Consulta für die Finanzen, Zuweisung erweiterter Befugnisse an die Provinzial- und Municipalräthe, Reformen auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie der Rechtspflege, endlich eine sehr beschränkte Amnestie. Die französische Nationalversammlung zollte der Weisheit und dem Edelmuth der päpstlichen Regierung großes Lob. Aber von den besprochenen Einrichtungen kam wenig oder gar nichts zur Ausführung. und thatsächlich war man einige Monate später auf den Stand der Dinge vor 1846 zurückgekehrt.

Auch die italienische Nation kehrte auf jenen Punkt zurück. Ihre Führer hatten die weltliche Herrschaft des Papstes längst abzulehnen begonnen; dieser Prozeß der Lostrennung der Geister vom Temporale war durch die liberale Aera Pius IX. unterbrochen worden. Jetzt war diese durch die Fehler der Curie, durch die Verbrechen der Mazzinianer abgethan worden. Von den beiden bedeutendsten Männern, welche die constitutionelle Idee im Rathe des Papstes vertraten, war der Eine, Pellegrino Rossi, als ein Märtyrer seiner Ueberzeugung dem Dolche feiger Meuchelmörder erlegen, der Andere, Antonio Rosmini, durch die Intriguen nicht minder verächtlicher Factoren beseitigt worden. Die öffentliche Meinung wandte sich also wieder den Empfindungen zu, welche die der Regierung Gregor's XVI. gegenüber an den Tag gelegt hatte. Und wiederum gab ihr Vincenzo Gioberti eine letzte, entscheidende Wendung. Sein ‚Primato' hatte die Ereignisse von 1846 eingeleitet; jetzt trat der im Auslande dem Tode entgegentrauernde Denker zum letzten Male vor seiner Nation als Staatsmann auf, indem er ihr von den Ufern der Seine sein letztes und bedeutendstes politisches Werk: „Del Rinnovamento civile d'Italia" (1851) zusandte.

Die Politik der Jahre 1846—49 lag, als ein verunglücktes Experiment, hinter ihm: nicht um auf sie zurückzukommen, sprach jetzt Gioberti noch einmal, sondern um die Zukunft aufzuweisen. Sie lag ihm jetzt in der Rückkehr zu dem, was er die „alte italienische Schule" nannte, wie sie von Dante herab bis auf Macchiavelli und Giordani geherrscht hatte. Ihr Princip war die Unvereinbarkeit der weltlichen Herrschaft der Päpste mit der Wiederaufrichtung und Erlösung Italiens[1]).

Von größerer Bedeutung für die praktische Entwicklung der Dinge war die Einladung, welche Gioberti an die conservativen und demokratischen Parteien richtete, sich zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, die Utopie eines unter dem Präsidium des Papstes zu bildenden Bundesstaates fallen zu lassen, die Idee der gemäßigten Monarchie anzunehmen und sie mit dem Einheitsgedanken zu verschmelzen. Obgleich gegen Karl Albert wie gegen Pius IX. aufgebracht, ließ der Autor doch Piemont als den Vorkämpfer der nationalen Idee dastehen.

Das Buch hatte im Uebrigen viele Mängel, es war nicht freizusprechen von jener Systematisirung der Geschichte und des Lebens, wie sie Gioberti namentlich in seinen letzten Jahren dem Studium Hegel's entnommen hatte. „Aber," sagt Minghetti, „es rettete unsere Generation von jener Entmuthigung, welcher sie anheimzufallen drohte. Nach der Restauration hatte sich ein Theil der Jugend dem Skepticismus hingegeben, Andere suchten Trost in sinnlichen Freuden, wieder Andere in dem Erwerb materieller Güter. Die Besten waren auf dem Wege in Leopardi's Pessimismus einzustimmen."

---

[1]) In Bezug auf Dante erleidet diese These eine gewisse Beschränkung. Dante hat wie das der Jesuit Berardinelli nachgewiesen, den Kirchenstaat nicht angegriffen. Aber er dachte sich denselben freilich seinem idealen Imperium des Kaisers ein- und untergeordnet. Der Versuch des Jesuiten Cornoldi, den Dichter der „Divina Commedia" in Bezug auf das Verhältniß von Staat und Kirche als einen correcten Anhänger der jesuitischen Auffassung zu erweisen, kann nur als einer der mannigfachen Curiositäten der Dante-Literatur bezeichnet werden.

Das war die Stimmung der Geister, während die Reaction ihre Orgien feierte und die Bevölkerung polizeilicher Willkür und zunehmender Unsicherheit des Landes zu gleicher Zeit überlassen war. Womit Minghetti in jener trüben Zeit hauptsächlich beschäftigt war, lehrt uns sein Brief an Mamiani vom März 1851. Er hatte sich, wie schon bemerkt, den historischen Studien, insbesondere der Erforschung der Renaissance, zugewandt; daneben zog ihn stets die Philosophie an. Rosmini und Gioberti erschienen ihm wie dem übrigen Italien als die Meister auf diesem Gebiet. „Der Einklang zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft war noch herrschende Vorstellung; eine Idee," fügt Minghetti hinzu, „welcher doch meines Erachtens mehr Wahrheit zukommt, als dem heute mit so großem Eifer aufgestellten Widerspruch zwischen Glauben und Wissen." Damals war es namentlich Rosmini's „Psychologie", welche ihn fesselte; eines der Hauptwerke des Roveretaner Philosophen, auf welches die Wissenschaft früher oder später immer wird zurückkommen müssen. Dann ging er volkswirthschaftlichen, aber auch kunstgeschichtlichen Studien nach, wie er sie nachher vorzüglich in seiner Schrift über „die Frauen Italiens" und über „Raphael" verwerthet hat. Politisch bethätigte er sich nur, insofern er auf Azeglio's Veranlassung einen Besuch in Turin machte, wo ihn der König Victor Emmanuel am 22. Juli 1851 empfing und ihm jene der Zukunft Italiens treu ergebene Gesinnung aussprach, welche Massimo d'Azeglio sorgfältig in dem jungen Fürsten genährt hatte. Cavour's Gestalt fing damals an, in den Vordergrund zu treten. Aber er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Vater war in der Zeit schlimmster Reaction Chef der Polizei gewesen, sein Bruder, der Marchese, stand im Rufe streng klerikaler Gesinnung: Grund genug für einen Theil der Liberalen, Camillo nicht zu trauen. Es traute ihm die Rechte ebensowenig, und der König mochte ihn lange nicht, weil er mit dem ihm eigenen Instinct in ihm nicht einen Rathgeber sah, sondern einen Meister („dominatore" sagt Minghetti) fürchtete. Brofferio und die radicale Demokratie machten dem emporstrebenden Staatsmann einen Krieg bis aufs Messer. Trotzdem konnte Cavour im folgenden Jahre sein großes Ministerium bilden. Minghetti hatte im selben Jahre den Schmerz, Gioberti sterben und einen andern Freund auf die Seite geworfen zu sehen: Radowitz' Versuch, die Einheit Deutschlands zu verwirklichen, war mißlungen.

Wiederum begab sich Minghetti auf Reisen. Im Sommer 1853 nach Turin gekommen, fand er seinen trefflichen Balbo nicht wieder, der eben gestorben war. Aber er sah oft Cavour und hörte ihn in der Kammer sprechen. „Er war, was die Engländer einen Debater nennen, kein großer Redner. Später hoben ihn die Größe des Gegenstandes und die Leidenschaft, mit der er sprach, mehr als einmal auf die Höhe größter Beredsamkeit."

Paris, welches Minghetti jetzt wiedersah, machte ihm keinen günstigen Eindruck. Der Hof gab das Schauspiel bedenklicher Abenteurer, welchen der Staatsstreich ihre Schulden bezahlt und die sich rasch bereichert hatten. Die Bourgeoisie fühlte sich gedemüthigt und ohnmächtig; aber das wiedergewonnene Gefühl sicheren Besitzes ließ sie, nach den Gefahren der Revolutionsjahre, sich ruhig unter das Joch des Cäsars beugen. „Das sittliche Element war in sichtlicher

Decadenz, wie es schon unter Louis Philipp zu verfallen begonnen hatte; vornehmes Denken und edle Gesinnung wichen vor der zunehmenden Geldgier und dem Durst nach Genuß zurück."

Lohnender war unserem Reisenden jetzt der Aufenthalt in London, dessen Zustände ihm angesichts der Lage der continentalen Staaten im Lichte ganz besonderer Vorzüge erscheinen mußten. Er verkehrte vor Allem mit Panizzi, Lord Clarendon und dem Gesandten, Emmanuel d'Azeglio, Massimo's Neffen, der ihn mit Palmerston bekannt machte. Lord Palmerston erwies sich Piemont wohlgesinnt, erklärte die Einführung der dem heutigen Geiste entsprechenden Reformen in einem geistlichen Staate für unmöglich und fand die Wahl eines Fürsten durch Ausländer und unter Ausländern absurd. Er sprach das Wort: Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht aus, aber er stellte Bedingungen für dessen Dasein als weltlicher Fürst auf, die ihn geradezu unmöglich machten. Der englische Premier war damals schon alt, aber noch sehr frisch; ein sehr schöner Mann, der das Italienische vortrefflich sprach. Sein Lieblingsthema war zu jener Zeit die irische Frage, welcher sich Gladstone mit so großem Eifer zugewandt hatte. Minghetti unterläßt nicht, beide Staatsmänner zu vergleichen. Palmerston erschien ihm als wesentlich praktischer Geist, als scharfsinniger Kenner von Menschen und Dingen, vorsichtig und tactvoll, den Blick auf die großen Interessen des Landes gerichtet, in der Wahl seiner Mittel wenig scrupulös. „Gladstone, scharfsinnig, hochgebildet, stellt das religiöse und ethische Princip dem des bürgerlichen Wohles voraus; in ihm lebt etwas vom Apostel, vom Politiker, Finanzmann, vom gelehrten Philologen neben einander." Er hatte bekanntlich die neapolitanische Regierung der Welt als die „Negation Gottes" denuncirt, und den Satz aufgestellt, die schlechteste von allen Regierungen sei die, welche die Corruption als Mittel zum Regieren gebrauche. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft unserm Minghetti das Geständniß, das parlamentarische System begünstige seit einiger Zeit die tiefste Corruption, indem die Politiker Justiz wie Administration zu ihren Zwecken ausbeuteten. Ich möchte wissen, wie Herr Minghetti heute, Angesichts des Panamascandals, über diesen Gegenstand denken würde, wäre ihm beschieden gewesen, Zeuge der letzten Entwicklung zu sein. Mit Gladstone verband ihn eine lange, ungetrübte Freundschaft; daß er dessen heutige Politik billigen würde, läßt sich auf Grund seiner Aeußerungen über die irische Frage kaum annehmen.

In London traf Minghetti auch mit Cousin zusammen, dessen Urtheil über den von ihm hochverehrten Rosmini, über Gioberti und Gelluppi er mittheilt. Er sah Libri wieder, an dessen Unschuld er immer noch glaubte, und der bald darauf, vergessen und verlassen, in einer Villa bei Florenz starb. Mit großer Befriedigung verkehrte er in Holland-House, einem der elegantesten und liebenswürdigsten Rendezvous der Welt. Am 15. August reiste er über Belgien und Köln nach Berlin, wo er Alexander von Humboldt wiedersah, nicht minder Radowitz, der ihm sehr interessante Details aus jenen Tagen erzählte, in denen es sich darum handelte, Friedrich Wilhelm IV. zum Kriege gegen Oesterreich zu bewegen. Eigenthümlich nimmt sich heute eine Aeußerung des Generals aus. Er fand, daß eine starke Analogie in der Lage Italiens und Deutschlands

hinsichtlich des Problems der nationalen Einigung bestehe; dabei sei nur zu beklagen, daß der Clerus in Rom und in Italien reactionär, in Deutschland dagegen liberal gesinnt sei. Das war 1853. Heute ist im Ganzen und Großen das Gegentheil der Fall: eine Beobachtung, welche sich dem Nachdenken unserer Staasmänner sehr dringend empfiehlt.

Im Sommer 1854, während dessen Minghetti Florenz und Turin wieder besuchte, eröffnete sich ein neuer Act der italienischen Bewegung. Im Januar 1855 erfolgte der Abschluß des Bündnisses mit Frankreich und England. Die Expedition nach der Krim als erste Einleitung des von Gioberti geweissagten „Rinnovamento" war ins Werk gesetzt. Freilich nicht ohne große Schwierigkeiten. Unter denen, welche dagegen stimmten, war auch Depretis, „der nie hohen politischen Sinn verrieth, während er praktischen Blick und parlamentarischen Takt besaß." „Um so bemerkenswerther war," sagt Minghetti, „daß, während so manche Politiker von Fach sich gegen die Expedition in die Krim aussprachen, ein ganz der Speculation hingegebener Philosoph, Rosmini, von seinem Kloster in Stresa aus, dem Tode schon nahe, keinen Anstand nahm, die Theilnahme Piemonts an dem Kriege als gerechtfertigt und nützlich zu erklären."

Ich kann hier Minghetti's gewiß sehr auffällige Aeußerung bestätigen. Es war einer meiner intimsten älteren Freunde, zugleich einer der zuverlässigsten Vertrauten Rosmini's, an welchen Camillo Cavour sich 1855 wandte, um durch seine Vermittlung Rosmini's Meinung über diese Angelegenheit zu erfahren. Die Antwort des sterbenden Philosophen war wörtlich diese: „Geht nach der Krim — für Italien steigt dort die Morgenröthe auf." Ich werde seiner Zeit Gelegenheit haben, den Namen meines leider nun auch uns entrissenen Gewährsmannes zu nennen. Auch Massimo d'Azeglio war für die Expedition. Im Uebrigen stand er jetzt isolirt zur Seite, seit er aus dem Ministerium ausgetreten war. Er verabscheute Ratazzi als einen völlig unmoralischen Menschen; auch vor Cavour's Charakter hatte er keine Achtung. Letzterer hatte durch seine Begünstigung der Siccardischen Gesetze gegen die Klöster auch den König erschreckt und die conservative Partei gegen sich aufgebracht; mit seinem eigenen Bruder war er darüber völlig zerfallen, und er gewann dessen Vertrauen auch nicht wieder, als er jene schöne Rede zur Vertheidigung der barmherzigen Schwestern im Parlamente hielt. Cavour war überhaupt ein warmer Freund dieses Instituts, und Minghetti berichtet zur Erhärtung dessen von Aeußerungen, welche er 1861, als er sich an Cavour's Sterbebette befand, aus dessen Munde hörte. Um so tiefer kann ich nur immer beklagen, daß der große Staatsmann durch Hinnahme und Ausführung der Siccardi'schen Gesetze dem Werke der Befreiung und Einigung Italiens den Stempel einer antikirchlichen Politik aufdrückte. Es scheint, daß dies der Preis war, welchen Cavour den Liberalen zahlen mußte, um deren Vertrauen und Unterstützung bei seinem ungeheuern Unternehmen zu gewinnen. Aehnliche Verhältnisse, über welchen gegenwärtig noch ein tiefer Schleier liegt, sind nach 1871 auch anderwärts eingetreten. — — — —

Von Turin, wo Minghetti dieser neuesten Evolution beigewohnt, ging er zum Besuch der Pariser Ausstellung wieder über die Alpen. In Paris verkehrte er viel mit Mignet und Thiers. Aus den mit Letzterm geführten Gesprächen

geht hervor, daß Thiers schon damals Republikaner war und nicht an die Dauer der napoleonischen Dynastie glaubte. Für Italien wünschte er, wie das bekannt ist, keinen Einheitsstaat, sondern die Conföderation mit dem Sitz des Bundesraths in Rom und der Executive in Turin. „In Bezug auf Rom waren seine Gedanken unklar, wie die aller übrigen Staatsmänner Europa's. Er erklärte die Regierung des Papstes offen für schlecht und unverbesserlich, meinte aber, Europa könne derselben nicht entbehren, und der Besitz eines von fremder Herrschaft freien Territoriums sei dem Papste unentbehrlich zur freien Ausübung seiner geistlichen Functionen." Den Sieg der französischen Waffen im Orientkrieg hielt er für gesichert, von den englischen hielt er nichts. Oesterreich wollte er die Donaufürstenthümer in Austausch gegen die Lombardei und Venetien gegeben wissen. Diese und viele andere Dinge besprach Thiers mit der ihm eigenen unerschöpflichen Redefertigkeit, rasch und lebhaft, aber oberflächlich, wie er war. Cousin, welcher Mignet's und Thiers' politische Ansichten im Allgemeinen theilte, zeigte sich doch wesentlich conservativer gesinnt. Minghetti sah übrigens auch bei einem Hoffeste den Kaiser, öfter die Prinzessin Mathilde, welche er „donna agraziatissima e d'indole ottima" nennt; auch den Prinzen Jérôme Napoleon, der sich zu den allerliberalsten Ansichten bekannte. In London begegnete er wieder den alten Bekannten, dazu Lord Granville, Lord John Russell u. A. Mehr als früher scheint er von dem Anblick der Scandale auf den Straßen Londons, der zunehmenden Trunksucht und ihren häßlichen Folgen, betroffen worden zu sein. Den Rückweg nahm er über Belgien, wo ihm der Aberglaube des Volks auffiel, dann über die Rheinprovinz und die Schweiz, um in Sardinien wieder vielfach mit Cavour, Farini, Massari u. A. zu verkehren. Damals sah er auch Massimo d'Azeglio zum letzten Male. Der Besuch der Alpen brachte ihn in neue Berührung mit den einst von ihm so sehr geliebten Naturwissenschaften. Es war die Zeit, wo die Entwicklungstheorie ihre höchsten Triumphe feierte: Minghetti ergeht sich in einer, wie mir scheint, durchaus lesenswerthen Kritik derselben.

Die Jahre 1856—1859 sind wieder ganz der Politik und jener sich immer mehr zuspitzenden Situation gewidmet, welche zu der Katastrophe von 1859 führte. Minghetti beginnt ihre Schilderung mit einer Charakteristik Napoleon's III. „Die künftigen Geschichtschreiber dieser Epoche," sagt er, „werden anerkennen müssen, daß der Kaiser hohe, menschenfreundliche und edle Absichten hegte. Es fehlte ihm die Intuition eines festen, gegebenen Zieles, die nöthige Entschlossenheit, es festzuhalten und die Kraft, die Hindernisse zu überwinden, welche sich jedem großen Unternehmen entgegenstellen. Daraus ergeben sich die Unsicherheit und die Schwankungen seiner Politik. Italiens Erhebung lag ihm wirklich am Herzen, und die Italiener werden in der Zukunft sein Andenken sicher hoch halten." Ueber die Frage, was für Italien zu thun sei, gingen 1856 die Ansichten d'Azeglio's und Cavour's schon weit auseinander. Jener kehrte in seinem, später publicirten Memorandum zu dem Programm von 1848—1849 zurück. Cavour's Brief an Walewski vom 21. Januar 1856 vermied theoretische Auseinandersetzungen und verlangte nur die Ausführung einiger praktischer Vorschläge. Zunächst eines freundschaftlichen Druckes auf Oesterreich, um das Loos Venetiens

und der Lombardei zu erleichtern; eines kräftigeren auf Neapel, das zu einer Amnestie und besseren Regierung zu zwingen sei. Dann aber die Lostrennung der Legationen vom Kirchenstaat, der diese nur mit Hülfe Oesterreichs sich zu erhalten vermöge und dessen Regierung jene Provinzen in einer den Verträgen von 1815 nicht entsprechenden Lage belasse. Man könne sie an Toscana oder Modena geben, um auch Oesterreich nicht zu beleidigen. Walewski war Piemont nicht wohlgesinnt, und die Umstände ließen sich so wenig erfreulich an, daß Cavour äußerst entmuthigt war, als er, am 13. Februar, zum Pariser Congreß abreiste. Er glaubte seine Laufbahn zu Ende, und es schien ihm, daß er den Weg verfehlt habe. Indessen gab er dieser verzweifelten Stimmung nicht nach. Er sandte Castelli nach Bologna zu Minghetti mit der Aufforderung, eine von hervorragenden Persönlichkeiten der Legationen zu unterzeichnende Denkschrift über den Zustand derselben vorzubereiten und dann selbst ihm nach Paris zu folgen. Die Denkschrift war rasch ausgearbeitet und ist im Anfang des dritten Bandes abgedruckt. Nicht so leicht war es, die nöthigen Pässe zu erhalten, um Bologna verlassen zu dürfen. Die päpstliche Regierung war natürlich längst voll Argwohns gegen Minghetti, und er erhielt erst nach längerer Verhandlung die Erlaubniß zu reisen, nachdem er erklärt hatte, Piemont nicht zu berühren und zunächst nach Belgien zu gehen, wo er sich, in Lüttich, zu thun machte. Am 10. März war er bei Cavour in Paris. Lord Clarendon unterstützte die Politik Piemonts, auch suchte Cavour sich durch seine Reise nach London der Sympathieen Englands zu versichern; immerhin aber wurde ihm klar, daß er nichts von den französischen Staatsmännern, nur von der Person des Kaisers etwas für Italien zu hoffen habe. Zunächst mußte er sich freilich auf dem Congresse damit zufrieden geben, daß die Erklärung ins Protocoll aufgenommen wurde: Die fremde Occupation im Herzen Italiens bedinge eine durchaus anormale Lage und zerstöre das politische Gleichgewicht zwischen den Staaten der Halbinsel. Später, in der berühmten Sitzung des italienischen Parlamentes, in welcher die Frage der Roma Capitale verhandelt wurde (1861, 4. März), hat Cavour ausdrücklich anerkannt, welchen bedeutsamen Antheil Minghetti an den während des Pariser Congresses gepflogenen Verhandlungen über das Schicksal der Legationen und der Zukunft Italiens gehabt habe. „Von da ab," äußerte sich Cesare Cantu, „sei die bis dahin den Demagogen und den geheimen Gesellschaften überlassene Revolution Sache einer Regierung geworden — die Revolution hieß von jenem Augenblicke an Piemont." Ein Ereigniß von größter Wichtigkeit war der damals erfolgte Uebertritt Garibaldi's zu Cavour, den der General in seinem Briefe an La Farina nunmehr „il nostro grande amico" nannte; damit war sein Bruch mit den mazzinianischen Tendenzen und die Unterordnung seiner Bestrebungen unter die Führung Piemonts gegeben, wie er das in seinem Antwortschreiben an die Bewohner von Voltaggio offen aussprach. Mazzini war darüber außer sich und behandelte Cavour und La Farina sammt der ganzen piemontesischen Regierung als Feinde Italiens. Von diesem Augenblick an trennte er sich von der öffentlichen Meinung Italiens, welche den Einheitsstaat unter piemontesischer Führung nunmehr allgemein annahm. Die alten Republikaner, denen die Befreiung von der Fremdherrschaft und die Einigkeit vor Allem theuer

war, hatten sich zu der Monarchie bekehrt, von welcher allein sie die nothwendige militärische Macht erwarten durften. Die Monarchisten, belehrt durch die Ereignisse von 1848 und 1849, gaben zu gleicher Zeit den Föderativstaat auf und sahen in dem Einheitsstaat die einzige Lösung. So bildete sich jene neue Partei, deren unbestrittenes Haupt Cavour war. Selbst d'Azeglio, der dem Programm des Letzteren am heftigsten widersprach, war innerlich mehr für die Einheit als für den Bundesstaat.

Es war klar, daß die Regierung des Kirchenstaats von dieser Wendung der Dinge zuerst getroffen werden mußte. Zunächst ließen die Freunde der nationalen Sache nicht ab, in Rom und in Paris thätig zu sein. Man ließ den Grafen Pasolini im October d. J. nach Rom gehen, um den Papst über die Lage aufzuklären. Das Wohlwollen, welches Pius IX. diesem seinem alten Rathgeber bewahrt und Pasolini's Charakter und Art, ließen ihn als die geeignetste Person für dies Geschäft erscheinen. Die Briefe, welche er an Minghetti schrieb und die seither in dem von Pasolini's Sohn herausgegebenen „Memorie" abgedruckt sind, ließen über drei Dinge keinen Zweifel: sie bestätigten den guten Willen oder vielmehr den Wunsch des Papstes, „di far il bene"; sie bestätigten ebenso, daß es bei diesem Wunsche bleiben werde, indem die Curie jeder Reform unübersteigbare Hindernisse entgegensetze; und sie ließen endlich keine Ungewißheit darüber, daß Frankreichs wie Englands Haltung viel zu lau sei, als daß sie zu einem greifbaren Ergebniß führen könne. Nichts konnte entmuthigender wirken, als die bekannte Note des französischen Botschafters, Grafen Rayneval, welche die Zustände des Kirchenstaates ganz vortrefflich fand und jede Nothwendigkeit einer Reform leugnete. Das seltsame Actenstück, unter welches, wie Minghetti sagt, kein römischer Cardinal, selbst kein Antonelli den Muth gehabt hätte, seinen Namen zu setzen, ward zuerst durch die „Daily News" (1857, 19. März) bekannt gemacht; überall nachgedruckt, mußte es in ganz Europa die Frage hervorrufen, was denn Napoleon eigentlich mit Rom wolle und nicht wolle. Minghetti analysirte die Note in seiner Schrift: „Question romaine; observations sur la note de Mr. de Rayneval par un sujet du Pape". Er hatte bald Gelegenheit dem Papste selbst zu sagen, wie er die Lage der Legationen beurtheile. Der Kaiser Franz Joseph hatte 1857 die Lombardei besucht, und obgleich diese Reise von zweifelhaftem Erfolge war, wollte Pius IX. nun doch ein Gleiches versuchen. Die Curie war gegen eine Reise des Papstes in die Legationen, doch bestand Letzterer darauf, und so wurde nun Alles ins Werk gesetzt, um ihm dieselbe zu einem Triumphzuge zu gestalten. Jede Gefahr einer Demonstration zu Gunsten der Reform sollte vermieden werden. Die Gemeinderäthe erhielten daher Anweisung, sich um den Empfang des Papstes nicht zu kümmern: die Gonfalonieri würden, hieß es, die ganze Verantwortung und die Sorge für die aufzubringenden Kosten allein tragen. Petitionen anzunehmen und an den Papst zu befördern wurde den Gonfalonieri untersagt. Gleichwohl ging eine Collectivpetition der nationalen Partei an den Gonfaloniere Bologna's ab. Das Volk empfing seinen Souverän mit der ihm gebührenden Achtung, auch in Bologna. Aber die officiellen Feste konnten über die Trauer der Bevölkerung und die Kälte der Gesinnung nicht hinwegtäuschen. Der Papst empfing zuerst Antonio Montanari,

der ihn einst nach Gaëta begleitet hatte und dem er sehr wohl wollte; er war aber aus den Wolken gefallen, als dieser ihm erklärte, er stehe ganz auf dem Standpunkte der von den Besten der Stadt unterzeichneten Adresse, und der Papst möge diesen, nicht seinen Höflingen Glauben schenken. Am 20. Juli ertheilte Pius Minghetti eine Audienz, den er freundlich aufnahm, der ihm aber nach wenig Umschweifen geradeheraus sagte: er sei ein erklärter Feind seiner Regierung. Im Verlaufe des Gespräches meinte Pius, das Land stehe zu ihm, ein Bedürfniß nach „Versöhnung" gebe es nicht, die Anhänger des „Juste Milieu", wie er die liberalen Moderati nannte, seien wenig zahlreich. Gegen Piemont zeigte er sich äußerst erbittert; er schien zu glauben, selbst ein d'Azeglio wolle dem Lande die katholische Religion rauben. Pius bestritt dann, daß enorme Mißbräuche in der Administration beständen, sprach heftig gegen die Presse und erklärte, er habe an dem liberalen Versuche von 1848 genug, derselbe sei fehlgeschlagen, weil das Volk unersättlich sei und immer mehr verlange u. s. f. Aehnliche Aeußerungen hörte zwei Tage später der Marchese Bevilacqua aus seinem Munde.

Die Freunde der nationalen Sache hatten trotzdem aus diesen Unterredungen einige Hoffnung geschöpft; die Umgebung Sr. Heiligkeit war mit Besorgniß erfüllt, man möge zu den Ideen von 1847 zurückkehren. „Darin täuschten sie sich, aus Angst, wie wir uns täuschten in unserer Hoffnung. Pius IX. besaß ein Gefühl für Billigkeit und den Wunsch das Rechte zu thun; aber sein Geist beherrschte weder das Ziel noch die Mittel, um es zu erreichen. Die schmerzliche Erinnerung an 1848 und die Scheu vor ähnlichen schlimmen Erfahrungen lähmten bei ihm jeden Entschluß. Die Aeußerungen, welche scheinbar auf eine neue Wendung seiner Politik schließen ließen, waren nur matte Velleitäten, die weder von tieferer Einsicht noch von wissenschaftlicher Erkenntniß geregelt waren; momentan Schwankungen einer Wage, deren Gewicht nothwendigerweise immer wieder zu Gunsten der Curie den Ausschlag gab."

Das ist eine Beurtheilung Pius' IX., wie sie kaum richtiger gegeben werden kann. Mastai-Ferretti war hinsichtlich seiner geistigen Veranlagung eine mehr weibliche als männliche Natur. Neigungen und Erregungen des Gemüths entschieden bei ihm. Daher die vermeintlich liberale Initiative beim Antritt seiner Regierung; daher noch kurz vor deren Abschluß jenes letzte Auflodern nationaler Empfindung, welches sich bei dem Tode seines alten Gegners Victor Emmanuel zeigte. Pius konnte heftig und launisch sein, oft war er edelmüthig und großherzig. Mit jenem Instinct und jener Intuition, welche genialen Frauen eigen ist, sah er nicht selten in Dingen, von denen er nichts gelernt hatte, das Richtige, hatte er stets die Empfindung des Vornehmen und dessen, was dem Papst geziemt. Die Vorzüge seiner körperlichen Erscheinung kamen hinzu, um den Zauber seiner Persönlichkeit zu vollenden. Es fehlten ihm durchaus nicht alle Regententugenden, leider aber alle die, deren er in so schwierigen Verhältnissen, wie die seinigen waren, bedurft hätte. Er hatte von Geschichte, Recht, Verwaltung kaum mehr als vage Vorstellungen. Auf keinem Gebiete verfügte er über fachmännisches Wissen. Seine Politik von 1846 war die Eingebung einer Stimmung, nicht das Ergebniß einer auf Studien, Erfahrungen und Beobach-

tungen gegründeten Ueberzeugung. Das war sein Anfang: schlimmer waren seine letzten zehn oder zwanzig Jahre. Denn da lebte der Fürst und Staatsmann in ihm ausschließlich von den übernatürlichen Inspirationen, an die der depossedirte König glaubte und welchen er die Erwägungen menschlicher Weisheit opferte. Das war Pius als weltlicher Herrscher. Viel schwerer ist er zu beurtheilen in seiner kirchlichen Politik, für welche uns keineswegs Memoiren von hervorragenden Mitarbeitern, wie Rosmini, Minghetti, Pasolini, zur Verfügung stehen. Nach 1849 hat Pius IX. keinen bedeutenden und unabhängigen Geist mehr in seiner Nähe gehabt, der im Stande und gewillt gewesen wäre, die Ereignisse und Handlungen seines geistlichen Regimentes niederzuschreiben und sie an dem Lichte der Vergangenheit wie an den Bedürfnissen der Gegenwart zu messen. Die wenigen urtheilsfähigen Männer, die ihn am Werke gesehen und über ihn berichten konnten, sind nun meist dahingegangen oder sie können nicht daran denken, über diese Dinge Geschichte zu schreiben.

Minghetti hatte vor der Abreise des Papstes noch eine zweite Audienz bei demselben, welche den Eindruck der ersten nur bestätigte. „Von da ab," sagt er, „waren die Würfel gefallen; jede Hoffnung war aufgegeben. Der Papst war mir als jeder Neuerung, jeder Reform feindlich erschienen, entschlossen, seinen Weg im Gegensatz zur nationalen Idee zu wandeln. Die letzte Gelegenheit, sich mit ihren Unterthanen auszusöhnen, war der päpstlichen Regierung entfallen; Piemont war jetzt der einzige Erbe der Hoffnungen Italiens, . . . so schwer es mir ankam, ich entschloß mich unter dem Drucke der Nothwendigkeit, den Weg mit größerer Entschlossenheit zu betreten, welcher zur Abschaffung der weltlichen Macht der Päpste führte."

Auch Andere empfanden ähnlich. Die Kälte der Bolognesen gegen Pius war in den letzten Tagen seines Aufenthaltes geradezu auffallend. „Die Reise Pius' IX.," meinte Boncompagni in einem Briefe an Minghetti, „kann als das Begräbniß des ersten Pio Nono betrachtet werden: da liegt er begraben bis zum Tag des Gerichts."

Nach einem Aufenthalte an den oberitalienischen Seen und in Turin, Leri und Saluggia bei Cavour und Farini, brachte Minghetti den Winter 1857—58 daheim zu, mit philosophischen, historischen und namentlich nationalökonomischen Studien befaßt. Hinsichtlich der letztern bekennt Minghetti, daß seine Ansichten eine Via media darstellten zwischen dem, was man damals noch die orthodoxe (Manchester-)Schule nannte, und derjenigen Schule, welche den Socialismus vertritt, d. h. also zwischen jenen beiden Richtungen, von denen die erste jede Einmischung des Staates in die volkswirthschaftliche Entwicklung ablehnt, die zweite die individuelle Freiheit aufhebt und die Bildung des Nationalreichthums ausschließlich den staatlichen Gemeinwesen zuweist.

Das Orsini'sche Attentat vom 14. Januar 1858 brachte die Bewegung von Neuem in Fluß. Das Ereigniß schien zunächst allerdings die Beziehungen Piemonts zu Frankreich zu verschlechtern, indem der Kaiser ärgerlich dem König Victor Emmanuel zu verstehen gab, daß er die sardinische Politik zu sehr durch ihre Beziehungen zur revolutionären Partei compromittirt sehe. Der König gab darauf eine sehr stolze Antwort und verbat sich eine Behandlung, wie sie Napo-

leon dem piemontesischen Gesandten Della Rocca gegenüber beliebt hatte. Napoleon nahm den Brief gut auf, so daß Cavour sagen konnte: „il paraît que dans ce monde on gagne toujours à parler haut, quand on parle juste." Piemont votirte das vom Kaiser gewünschte Gesetz gegen die Verschwörung, bei welcher Gelegenheit Cavour Mazzini's Verhalten schonungslos angriff. Damit war Napoleon zufrieden, und es erfolgte bald darauf die Einladung Cavour's nach Plombières. Von dieser berühmten Zusammenkunft gab Cavour seinem Könige in jenem denkwürdigen, den hochgestimmten Zustand seiner Seele trefflich wiedergebenden Briefe Bericht, den er am 24. Juli von Baden aus schrieb und der nun in seiner Correspondenz veröffentlicht ist. Jetzt war die Entscheidung dahin gefallen, daß der Krieg unvermeidlich sei und daß er mit Hülfe Frankreichs geführt werde. Die italienische Revolution war in Sicht. Pasolini erfuhr zuerst, zu Anfang August, aus Cavour's Munde, wie die Dinge standen; am 8. August lud der Minister auch Minghetti ein, sich zu ihm nach Turin zu begeben; doch konnte dieser erst im November jene Reise unternehmen. Jetzt erfuhr auch er Alles, was in Plombières verabredet war, sowie die weiteren Verhandlungen über die Abtretung Savoyens und Nizzas und den endlichen, nicht leicht zu erzielenden Entschluß des Kaisers, daß auch die Legationen bis Ancona dem künftigen Königreich von Oberitalien zufallen sollten. Die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clothilde bildete den Abschluß der Verhandlung. Cavour war jetzt entschlossen, Garibaldi in Dienst zu nehmen und mit der Revolution so weit zusammenzugehen, als die Monarchie es immerhin zu gestatten schien. Er stellte nur noch die Bedingung, daß Oesterreich der angreifende Theil sei, und er selbst nahm es auf sich, diese Macht durch diplomatische Provocationen zu jenem Schritte zu reizen. Die Broschüre La Guéronnière's sollte in jenem Augenblick die Ansichten Napoleon's dem Publicum mundgerecht machen. Sie griff, inspirirt von Eugen Rendu, auf die Idee der Conföderation unter dem Präsidium des Papstes zurück, so, wie Rosmini und Rossi sie 1848 vertreten hatten. Aber Cavour's Absichten gingen auf etwas ganz Anderes hinaus. Für ihn war die Hegemonie Piemonts das erste, die Einheit Italiens das zweite, durch jene zu verwirklichende Ziel.

Minghetti unternahm inzwischen, wahrscheinlich um in einem so kritischen Moment dem Argwohn der päpstlichen Regierung auszuweichen, eine Reise nach Aegypten, welche er in den ersten Tagen des Januar 1859 antrat und die er dann abbrach, als Cavour ihm, unterm 18. Februar, mittheilte, daß die Stunde zum Handeln demnächst schlagen werde und man seiner Gegenwart benöthigt sei; er möge direct nach Turin kommen, ohne zuvor in Bologna dem heiligen Vater seinen Kopf als Pfand zu bieten. Gleichwohl ging Minghetti über Bologna zurück, wo er am 11. April eintraf und wo er seine Mutter nochmals umarmte, um dann sofort nach Turin zu eilen. Unterdessen hatte Oesterreich sein Ultimatum gestellt (19. April). Als Minghetti in Turin ankam, erklärte ihm Cavour, er müsse sofort nach London reisen, wo man Seitens des englischen Ministeriums Vermittelungsversuche beabsichtigte, denen entgegenzutreten war. Aber schon am selben Abend des 22. war die Mediation nach Telegrammen aus Paris und

Wien ins Wasser gefallen, und der Graf kam noch Nachts um 11 Uhr zu seinem Freunde, um ihm diese Neuigkeit zu bringen.

Minghetti hätte jetzt am liebsten wieder an dem Feldzug theilgenommen, und demgemäß besuchte er am Morgen nach seiner Ankunft den General La Marmora, um der Armee seine Dienste anzubieten. Indessen bedurfte Cavour seiner für die Politik; er bot ihm sofort das Generalsecretariat im Ministerium des Auswärtigen an. In diesen Tagen übergaben die österreichischen Specialgesandten Kellersperg und Santa Croce das Ultimatum ihres Kaisers. Sie brachten es gegen Abend zu Cavour, als dieser mit Minghetti und anderen Freunden speiste. Als sie fortgegangen waren, rieb sich der Graf höchst vergnügt die Hände und sagte zu seinen Gästen: „nous avons fait de l'histoire, et maintenant, allons diner." Am folgenden Tage wurde Minghetti als Piemontese naturalisirt und leistete dem König seinen Eid als Mitglied des Ministeriums.

Damit endigen seine Denkwürdigkeiten. „Was ich bis jetzt erzählt habe," sagt Minghetti am Schlusse, „ist nur der Prolog meines öffentlichen Lebens. Was mir ferner zu thun gewährt war, hatte größere Bedeutung für die Geschicke Italiens und legte mir schwerere Verantwortlichkeit auf." Die Hoffnung, welche er dann ausspricht, auch die Ereignisse dieser zweiten Hälfte seiner öffentlichen Thätigkeit schildern zu können, hat sich nicht verwirklicht.

Und damit sei auch dieser Bericht abgebrochen. Er enthält eine Darlegung der Ereignisse, an denen Minghetti bis 1859 Theil gehabt, keine Kritik des Erzählers, seiner Handlungen und seiner Motive. Daß die letzteren nur reine und edle gewesen, kann demjenigen nicht zweifelhaft sein, der diesen durchaus ideal angelegten, hochsinnigen und liebenswürdigen Staatsmann persönlich gekannt hat. Sein Blick war nach oben gerichtet, so wie uns Lenbach diesen schönen Kopf gemalt hat; und sein Geist hat in keiner Periode seiner irdischen Pilgerfahrt die Richtung nach oben verleugnet. Seine Politik konnte unmöglich nach dem Geschmacke derjenigen sein, welchen der staatliche oder kirchliche Absolutismus als Ideal vorschwebt. Sie mußte auch dem Tadel derjenigen unterliegen, welche eine constitutionelle Regierung wollten, aber zugleich an dem Legitimitätsprincip festhielten und die es darum, gleich Cantù, Minghetti nicht verzeihen konnten, daß er zur Loslösung der Legationen von der päpstlichen Gewalt und damit zur Zerstörung des Kirchenstaates das Seinige, und zwar ein sehr mächtiges Stück, beigetragen hat. Der Realpolitiker quält sich und Andere mit dergleichen religiösen und rechtlichen Bedenken nicht ab. Aber auch er wird heute schon auf die Frage stoßen, ob das Werk Bestand haben wird, welches Marco Minghetti mit Cavour und Victor Emmanuel begründet hat. Minghetti sah sich schon in den letzten zehn Jahren seines Lebens nebst seinen Freunden von der Betheiligung an der Regierung abgedrängt; bald wird es ein halbes Menschenalter, daß von denjenigen, welche das Italien von 1870 gemacht haben, Niemand mehr Sitz und Stimme in der Regierung des Landes hat; der letzte der Männer von 1870, welcher noch an den politischen Kämpfen einen regen Antheil genommen, Ruggiero Bonghi, ist bei den neuesten Parlamentswahlen nicht mehr gewählt worden. Die Nation ist also andere Wege gegangen,

als die Moderati von 1859 und 1870, Cavour eingeschlossen, sie zu führen gedachten. — — —

Italiens größter politischer Schriftsteller hat am Schluß seines „Principe" dem Tage entgegengeseufzt, wo seinem Volke ein Erlöser komme. „Ich kann nicht aussprechen," fügt Machiavelli hinzu, „mit welcher Liebe dieser Erlöser in all jenen Provinzen, die so viel von fremder Invasion gelitten, aufgenommen werden wird; mit welchem Durst nach Rache, welch' unerschütterlichem Glauben, mit welchen Thränen man ihm entgegen gehen wird. Welche Thore sollten ihm verschlossen bleiben, welches Volk Italiens ihm Gehorsam weigern . . . Ist doch einem Jeden diese Fremdherrschaft ein Greuel". Gioberti, welcher am Schlusse der dem „Rinnovamento" beigegebenen documentarischen Nachweise sich auf diese Worte bezieht, meint, sie seien vielleicht der schönste und beredteste Passus der italienischen Prosa — „forse il tratto più bello e più eloquento della nostra prosa"; wohl; aber seinen eigenen Text hatte er mit den nicht minder bedeutsamen Worten geschlossen: „wenn Italien sich nicht entschließt, seine Sitten zu ändern, so wird seine Leiche nicht einmal die Ehren eines anständigen Begräbnisses haben, sein Tod wird unbeklagt von den Nationen Europa's bleiben; und der Hoffnung auf Erneuerung, dem Verlangen nach Erhebung wird eine unauslöschliche, hoffnungslose Schmach folgen."

Seit der große Verbannte im Unmuth seiner ein besseres Vaterland suchenden Seele diese Worte niedergeschrieben, hat sich in seiner Heimath Vieles zum Bessern, Manches auch zum Schlechtern gewendet. Die kirchlichen Zustände haben sich nicht rosiger gestaltet, und die politische Entwicklung der letzten anderthalb Jahrzehnte läßt die Frage noch vollkommen offen, ob der Nation hinreichend innere Gesundheit innewohnt, um den revolutionären Ursprung ihrer Einheit zu überwinden und den Fortschritt des Radicalismus durch eine Versöhnung aller erhaltenden Elemente niederzuhalten. In diesem Sinne gibt es allerdings eine römische Frage, nicht nur für Italien, sondern für ganz Europa; aber der Mann, der sie zu lösen im Stande wäre, dürfte kaum noch geboren sein.

Die hawaiischen Inseln.

Von
Adolf Marcuse.

I.

Der Auftrag, ein wichtiges Problem der astronomisch-geodätischen Wissenschaft zu lösen, gab mir Gelegenheit, dreizehn Monate auf den hawaiischen Inseln, dem Paradiese des Stillen Oceans, zu verweilen. Abgesehen von einer kurzen Beschreibung der Reise dieser Expedition, welche sich zu einer Erdumfahrt gestaltete, soll der vorliegende Aufsatz insbesondere Schilderungen aus dem hawaiischen Inselreiche gewidmet sein[1]).

Die Hinreise erfolgte von Hamburg über New-York, Washington und San Francisco, wo ein mehrtägiger Aufenthalt willkommene Gelegenheit bot, eine Einladung von Professor Holden zum Besuche der berühmten Lick-Sternwarte anzunehmen. Die Fahrt geht zunächst mit der Bahn nach dem kleinen Städtchen San José im schönen Santa Clara-Thal. Von dort fährt man am frühen Morgen zu Wagen auf den 1400 Meter hohen Mount Hamilton und erreicht nach einer sechsstündigen, auf bequemer Fahrstraße zurückgelegten Reise die auf dem Gipfel des Berges gelegene Lick-Sternwarte. Die Fahrt über die schön angelegte Bergstraße gewährt entzückende und beständig wechselnde Ausblicke auf die fruchtbare Ebene, das endlose Meer und die gewaltigen Gebirgszüge der Sierra Nevada.

Die vorzüglich ausgerüstete Sternwarte, welche in großartiger Abgeschlossenheit auf einsamer Höhe gelegen ist, bietet außerordentlich viel für den Astronomen Sehenswürdiges. Ohne an dieser Stelle auf die einzelnen Einrichtungen einzugehen, soll nur des großen, bisher größten Fernrohres der Welt Erwähnung geschehen. Die mechanische Ausführung dieses gewaltigen Instruments und die gesammten Einrichtungen der Kuppel müssen als vorzügliche bezeichnet werden. Leider war der Zustand der Luft in der Nacht unseres Besuches kein besonders

[1]) Mit Benutzung eines am 3. December vorigen Jahres in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrages, wo auch die eigentliche Aufgabe der Expedition näher besprochen ist.

guter, so daß wir beim Besichtigen des Saturn, der Uranusmonde, enger Doppelsterne, sowie einiger Nebelflecke fast ausschließlich schwache Vergrößerungen anwenden mußten. Nur für kurze Zeit konnte die Vergrößerung 3000 benutzt werden. Die optischen Leistungen dieses Riesenfernrohrs von 36 Zoll Oeffnung sind sehr befriedigende; seiner fleißigen und zweckentsprechenden Benutzung verdankt die astronomische Wissenschaft viele und wichtige Entdeckungen.

Eigenthümlich berührt die am Granitpfeiler des Fernrohrs angebrachte Tafel mit der Inschrift: „Hier liegt James Lick, der Gründer der Sternwarte, begraben." In der That befindet sich der Sarg des amerikanischen Millionärs und Sonderlings, welcher das Geld zum Bau der Sternwarte großmüthig hergab, im Pfeiler eingelassen. Ursprünglich soll James Lick die Absicht gehabt haben, eine gewaltige, alle anderen überragende Pyramide in Aegypten bauen zu lassen und dieselbe zu seinem Grabdenkmal herzurichten. Dem Drängen einflußreicher Freunde und der Erwägung, daß ein solcher Bau im Kriegsfalle zerstört werden könnte, gab er nach und ließ das größte Fernrohr der Welt construiren, welches gleichzeitig sein Mausoleum bilden sollte.

Die Seefahrt zwischen San Francisco und den hawaiischen Inseln ist ziemlich monoton. Bei dem geringen Schiffsverkehr war es nicht zu verwundern, daß wir in den sieben Tagen nur ein einziges Schiff, und zwar ein Segelboot, sahen. Ab und zu erblickt man fliegende Fische, auch wohl einen Walfisch. Dabei macht der Stille Ocean, hier wie fast überall, seinem Namen durchaus keine Ehre; denn wir hatten in den ersten vier Tagen sehr schlechtes Wetter und hohen Seegang mit Wellen von fast fünf Metern Höhe. Erst kurz vor Eintritt in die Tropenzone wird das Wetter beständig und schön. Dann wehen laue Passatwinde, und Himmel wie Wasser wetteifern im tiefsten Blau.

In der Nacht des sechsten Tages wurde im Westen ein schönes Zodiacallicht, und gerade am südlichen Horizonte das südliche Kreuz zum ersten Male sichtbar. Ich begrüßte dasselbe als einen alten Bekannten, den ich seit fünf Jahren beim Verlassen des südamerikanischen Continents nicht mehr gesehen hatte. An Schönheit kann sich dieses so oft besungene Sternbild mit der nördlichen Constellation des Orion gewiß nicht messen.

Am Morgen des siebenten Tages wurde Land gesehen. Es war die nördliche Küste der Insel Molokai, auf welcher sich die von der hawaiischen Regierung eingerichtete Leprastation befindet. Hier werden die unglücklichen Opfer jener entsetzlichen und bisher unheilbaren Aussatzkrankheit isolirt und müssen unter treuer Pflege dahin sterben. Vor ungefähr vierzig Jahren wurden die ersten Fälle dieser aus China eingeschleppten Seuche auf den hawaiischen Inseln beobachtet, und gegenwärtig werden in jedem Jahre über hundert Kranke nach der Leprastation geschickt. Die Halbinsel Kalaupapa, auf welcher diese Ansiedelung sich befindet, ist vom Ocean her nur an einer Stelle zugänglich, und über die sie umgebenden, beinahe 900 Meter hohen Berge führt nur ein einziger enger Paß.

Die Krankheit soll sich in Folge der Schutzimpfung gegen die Pocken, welche im Jahre 1853 epidemisch auf den hawaiischen Inseln auftraten, ziemlich rasch unter den Eingeborenen verbreitet haben. Man ließ die Leprösen zunächst ohne Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln mit den übrigen Kanaken zusammen-

leben, bis das Uebel 1864 zu einer bedrohlichen Ausdehnung gewachsen war. Darauf entschloß sich im Januar 1865 die hawaiische Regierung, eine strenge Isolirung der Leprösen durchzuführen; es wurde die Lepraſtation auf Molokai mit einem Hospital und zahlreichen Wohnhäusern eingerichtet. Nunmehr begann eine förmliche Jagd nach Leprösen auf allen Inseln des hawaiischen Königreichs, da die von der Krankheit Befallenen sich in die Berge flüchteten, und erst nach vieler Mühe von den Agenten der Regierung ergriffen und nach Molokai überführt werden konnten.

So grausam eine solche Maßregel der Isolirung auch erscheint, so bleibt sie doch das einzige Mittel, um der immer drohender um sich greifenden Seuche Einhalt zu thun. In den ersten Jahren war die Lepraſtation auf Molokai in ziemlich verwahrlostem Zustande. Glücklicherweise fand sich im Jahre 1873 ein junger Geistlicher, der Pater Damien, welcher die Stelle eines Seelsorgers auf der Lepraſtation übernahm und sich seinem überaus traurigen Berufe mit wahrhaft edler Menschenliebe und in unerschrockenster Pflichterfüllung hingab. Wesentlich Pater Damien's Bemühungen ist es zu danken, daß der Station reichliche Mittel von Seiten der Regierung und aus privaten Stiftungen zuflossen, welche es ermöglichten, einen Arzt und mehrere barmherzige Schwestern zur Pflege der rettungslos verlorenen Kranken anzustellen. Nach elf Jahren rastloser und aufopferndster Thätigkeit wurde auch Pater Damien von der Lepra ergriffen und im Jahre 1889 starb er, ein Wohlthäter und zugleich Märtyrer der leidenden Menschheit.

Während wir noch solchen traurigen Betrachtungen nachhingen, tauchte vor uns bereits die nordöstliche Küste der Hauptinsel Oahu auf, an deren südlichem Gestade sich unser Bestimmungsort, Honolulu, befand. Diesseits des südöstlichen Vorgebirges Koko-Head trug die Landschaft einen vulcanisch öden und abgestorbenen Charakter; sobald jedoch das Schiff um jenes Vorgebirge und in Sicht der Südküste gelangte, änderte sich der Eindruck der Landschaft vollständig. Saftige Wiesen und dichte Gruppen von Cocospalmen erfreuten das Auge, und die Berge zeigten bis hoch hinauf die schönste Vegetation.

Wir fuhren in den durch steile Corallenriffe mit schäumender Brandung gebildeten Hafen, in den nur ein einziger Canal mit engem Fahrwasser einläuft. Auf der Werft von Honolulu bewegten sich zwischen weißen und halbweißen Menschen die braunen Kanaken; man erblickte hübsche, meist einstöckige Häuser, umgeben von Palmengärten, und im Hintergrunde die malerischen, hohen Berge; das Alles gab ein stimmungsvolles, echt tropisches Bild.

Die hawaiischen Inseln liegen in einer continuirlichen von Nordwest nach Südost laufenden Kette zwischen 18° 55′ und 22° 16′ nördlicher Breite, in Länge zwischen 10 Stunden 19 Minuten und 10 Stunden 42 Minuten westlich von Greenwich. Sie bestehen aus den acht bewohnten Eilanden Niihau, Kauai, Oahu, Molokai, Lanai, Maui, Kahoolawe und Hawaii, sowie aus drei ganz kleinen unbewohnten Inselchen. Inmitten des Stillen Oceans, noch innerhalb der nördlichen Tropenzone gelegen, bilden sie den Knotenpunkt für fast alle von der Westküste Nordamerikas nach Asien und Australien fahrenden Dampfer. Der auf der Insel Oahu gelegene Hafen der Hauptstadt Honolulu ist 2100 See-

meilen südwestlich von San Francisco und 3400 Seemeilen südöstlich von Yokohama entfernt. Der schon jetzt beträchtliche Schiffsverkehr wird noch bedeutend zunehmen, sobald der Nicaragua-Canal ausgeführt sein wird und die nach Asien bestimmten Schiffe ebenfalls von der Ostküste Amerikas und von Europa aus jenen neuen Weg nehmen werden.

Auch die locale Schiffahrt zwischen den einzelnen Inseln der hawaiischen Gruppe ist bereits bedeutend entwickelt. Neunzehn Dampfer und zahlreiche Segelschiffe vermitteln den Verkehr zwischen den Haupthäfen der Inseln Kauai, Oahu, Molokai, Maui und Hawaii. Zweckmäßig erbaute Leuchtthürme sichern die im Allgemeinen recht gefährliche Küstenschiffahrt.

Auf dem erloschenen Krater Diamond Head an der Südküste der Insel Oahu befindet sich in einer Höhe von etwa hundert Metern eine Signalstation, auf welcher die ankommenden Schiffe schon in weiter Entfernung von der Küste beobachtet werden. Nach Feststellung des Namens wird das betreffende Schiff dann telephonisch nach Honolulu gemeldet. Auf diese Weise erfährt man mindestens schon ein bis zwei Stunden vorher, wann ein fälliger Dampfer ankommen wird. Segelschiffe, welche in Honolulu einlaufen, werden von Schleppdampfern in den Hafen gezogen.

Die Bevölkerung der hawaiischen Inseln, welche hauptsächlich an den Küstenstreifen ansässig ist, zählt gegenwärtig 90100 Menschen, von denen etwa 40000 Kanaken und der Rest Amerikaner, Engländer, Deutsche, Portugiesen, Chinesen und Japaner sind. Die Inseln sind vulcanischer Bildung mit vielen erloschenen Kratern, nur auf der größten südöstlichsten Insel Hawaii kommen noch zwei thätige Vulcane vor, der eine, Mauna Loa, beinahe von der Höhe des Montblanc und fast beständig rauchend, der andere, Kilauea, etwa 1300 Meter hoch und einen gewaltigen, stets auf- und abschwankenden feurigen Lavasee enthaltend.

Aus dem Krater des Mauna Loa haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche verheerende Lavaströme ergossen, welche das Land häufig bis zum Meere hin durchsetzen. Die letzte dieser gewaltigen Eruptionen auf Hawaii fand im Januar 1887 statt und hielt fast eine Woche an. Einen bemerkenswerthen Contrast zu der von vulcanischen Kräften strotzenden Insel Hawaii bildet die nordwestlichste Insel derselben Gruppe, nämlich Kauai. Seit Jahrtausenden scheint daselbst jede vulcanische Thätigkeit erloschen zu sein, und die üppig bewachsene Insel verdient mit Recht den ihr von den Eingeborenen gegebenen Namen der „Garteninsel".

Der Flächenraum sämmtlicher hawaiischer Inseln zusammengenommen, beträgt ungefähr so viel wie der des Königreichs Sachsen. Auf diesem verhältnißmäßig kleinen Bodenraume herrscht jedoch eine große Mannigfaltigkeit der verschiedensten Klimate, je nachdem die Terrains auf der Windseite oder Leeseite liegen. Im Allgemeinen ist das Klima mild und warm, aber kühler als das von anderen in gleich geringer Breite liegenden Gegenden. Dies rührt nicht nur von den beständig und über eine sehr große Fläche des Oceans wehenden Passatwinden her, sondern ist auch durch die Thatsache veranlaßt, daß die Temperatur des Meerwassers in der Nähe jener Inseln um etwa 5° kühler als sonst unter denselben Breiten ist, in Folge einer von der Region der Behringstraße her umbiegenden Strömung.

Die fast das ganze Jahr aus nördlicher Richtung mit wechselnder Stärke wehenden Passatwinde tragen außerordentlich viel dazu bei, den Aufenthalt auf den Inseln für den Weißen angenehm und gesund zu gestalten. Sobald dieser großartige natürliche Fächer seine Thätigkeit einstellt und den warmen Winden aus südlicher Richtung, „Konas" genannt, Platz macht, leidet das Wohlbefinden in empfindlichem Maße. Dann tritt eine feuchte und erschlaffende Wärme auf, welche bei den meisten Menschen Kopfschmerzen und Mattigkeit hervorruft. Die höchste Temperatur, welche ich auf den Inseln wahrgenommen habe, betrug am Meeresniveau und im Schatten 32° C., die niedrigste 13° C.

Der Boden auf den hawaiischen Inseln ist im Allgemeinen arm, nur in den Thälern und überall, wo reichliche Niederschläge auftreten, nimmt die Vegetation einen üppigen und bezaubernd schönen Charakter an. Die einzigen Thiere, welche sich vor der Wiederentdeckung der Inseln durch Cook dort vorfanden, waren Hunde, Schweine, Mäuse und die in ganz Polynesien einheimischen Hühnerrassen. Das Meer war reich an Fischen, wovon gewaltige Teiche, welche von den alten Hawaiiern mit Steinbauten längs der Küste angelegt waren, noch jetzt Zeugniß ablegen. Von Vegetabilien fand sich hauptsächlich die Taropflanze (colocasia antiquorum), welche für alle Südseeinsulaner die Hauptnahrung liefert. Aus der mehlreichen Wurzel wird nach Röstung und durch Zusatz von Wasser ein Brei, „poi" genannt, hergestellt, der, von bläulich-weißer Färbung, leicht angesäuert genossen wird und in hervorragendem Maße sowohl nahrhaft als leicht verdaulich ist. Die Kanaken, welche bei den Mahlzeiten, sogar zum Fleischessen, nur ihre Finger benutzen, genießen den „poi" aus großen Holzgefäßen. Fische, Geflügel und Fleischspeisen werden in aromatische Blätter eingewickelt und in der Erde mit Hülfe von glühenden Steinen gekocht. Man muß gestehen, daß durch diese Art der Zubereitung die Speisen außerordentlich saftig und schmackhaft gerathen.

Als eine Erinnerung an die alte Zeit hat sich bei den Kanaken noch die Gewohnheit des hawaiischen Festmahls, „luau" genannt, erhalten. Bei jeder feierlichen Gelegenheit geben die Eingeborenen solche Gelage, zu denen auch Ausländer zugelassen werden. Auf einem schattigen Platze werden Matten ausgebreitet, auf welche man sich niedersetzt, und zwischen dieselben werden aromatische Blätter als Tischtuch auf den Erdboden gelegt. In hölzernen Gefäßen ist der „poi" enthalten, Fleischspeisen sind in Blätter eingewickelt, und als hauptsächliche Leckerbissen werden rohe Krabben und ebenfalls rohe Fische aufgetragen. Ein Seegras, „limu" genannt, dient als gewürzartige Speise. Als Getränk wird entweder Wasser oder von den weniger Genügsamen „awa" verwendet, jenes berauschende Getränk der Polynesier, welches aus der Wurzel der Awapflanze durch Fermentation hergestellt wird und eine stark narcotisirende Wirkung hat. Messer und Gabeln sind auch bei diesen Mahlzeiten nicht in Gebrauch, und wer von „Europas übertünchter Höflichkeit" angesteckt ist, thut am besten, bei solchen Schmäusen den Zuschauer, und nicht den Theilnehmer zu spielen.

Einheimisch auf den hawaiischen Inseln sind die süße Kartoffel, der Brotbaum, die Cocosnuß und die Banane, ferner viele fruchttragende Sträucher und das Zuckerrohr. Kostbare Nutzhölzer, insbesondere Sandelholz, kamen in der

alten Zeit reichlich vor. Mit der fortschreitenden Civilisation sind alle Arten nützlicher Thiere und Pflanzen auf den hawaiischen Inseln eingeführt worden, aber leider kamen mit ihnen auch manche Plagen, wie Moskitos und Scorpione, in jenes Paradies des Stillen Oceans.

Gegenwärtig bestehen die hauptsächlichsten Industriezweige in der Cultivirung von Zuckerrohr nebst der Fabrikation von Zucker, dann kommen der Reisbau, Kaffeeplantagen, die Cultivirung aller tropischen Früchte, insbesondere von Bananen, und schließlich Viehzucht.

Zur Cultivirung des Landes werden in neuerer Zeit hauptsächlich Chinesen verwendet, und auf den Zuckerplantagen arbeiten fast nur Japaner. Die Einwanderung aus Asien nach den hawaiischen Inseln ist daher sehr beträchtlich und nimmt stetig zu. Die Anzahl der Chinesen und Japaner auf den Inseln beträgt gegenwärtig schon über 18000. Leider ist die eingeborene Bevölkerung im sicheren Aussterben begriffen; vor ungefähr hundertundzwanzig Jahren zählte sie noch 400000 Seelen und gegenwärtig ist sie bis auf den zehnten Theil dieser Ziffer herunter gegangen.

Die Gründe für eine so ungewöhnlich hohe Sterblichkeit sind in früherer Zeit zunächst in den vielen blutigen Kriegen zu suchen, welche unter den Eingeborenen der hawaiischen Inseln wütheten und die erst in diesem Jahrhundert aufgehört haben. Hierzu kommt noch, abgesehen von leichtsinnigem Lebenswandel, die Indolenz der hawaiischen Frauen, welche sich vor den Lasten der Ernährung und Erziehung der Kinder scheuten. Man suchte daher die Geburten auf künstlichem Wege zu verhindern. Auch die Zauberer oder „Kahunas" der Eingeborenen, auf welche wir noch später zurückkommen werden, tragen bei ihrem großen Einfluß als „Medicinmänner" eine wesentliche Schuld an der hohen Sterblichkeit der Kanaken. Schließlich sind die mit der Civilisation auf Hawaii eingedrungenen zahlreichen ansteckenden Krankheiten noch zu erwähnen, von denen die bereits besprochene Leprafeuche ganz besonders verheerend wirkt.

Die Eingeborenen gehören zu der polynesischen Rasse, welche sich über alle Inselgruppen des östlichen Stillen Oceans von Neuseeland bis Hawaii und selbst bis zu den Osterinseln hin vertheilt. Ueberall finden wir bei den genannten Zweigen dieser Rasse gleichen Körperbau, ähnliche Sprache, dieselben Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen. Es scheint ziemlich sicher, daß Hawaii, die größte der samoanischen Inseln, das Hauptcentrum für die Ausbreitung der polynesischen Rasse gewesen ist.

Man muß annehmen, daß die hawaiischen Inseln schon seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bewohnt waren; es fanden sich nämlich menschliche Gerippe unter ganz alten Corallenschichten und Lavaströmen. Die erste Entdeckung der Inseln scheint durch spanische Seefahrer im Jahre 1527 stattgefunden zu haben. Zu jener Zeit segelte nämlich eine Flotte von drei Schiffen unter Befehl des Don Alvarado de Saavedra von Mexiko nach den Molukken. In Folge eines gewaltigen Südweststurmes wurden in einer Entfernung von etwa tausend Seemeilen vom Hafen zwei von den Schiffen verschlagen, und zwar naturgemäß nach der Richtung der Insel Hawaii. Alte hawaiische Ueberlieferungen berichten nun von der Strandung eines Schiffes an der Küste von Südkona,

aus welchem nur der Capitän und seine Schwester gerettet werden konnten. Diese fanden freundliche Aufnahme und heiratheten Eingeborene, deren Nachkommen zum Range von Häuptlingen erhoben wurden[1]).

Auch der spanische Seefahrer Juan Gaetano entdeckte im Jahre 1555 die hawaiischen Inseln, deren größte, Hawaii, von ihm „la mesa" genannt ward und von denen weitere vier von ihm aufgezeichnet wurden. Obwohl die Angaben in Breite ziemlich gut stimmen, so zeigen die alten Karten des spanischen Archives in Länge doch einen beträchtlichen Fehler von eintausend Seemeilen. Dieser Irrthum in der Längenschätzung von Hawaii darf nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit noch keine Chronometer existirten und daß die spanischen Seefahrer bei ihrer einfachen Längenberechnung die von Ost nach West laufenden Aequatorialströmungen noch nicht in Rechnung ziehen konnten.

Erst über zwei Jahrhunderte später, in Folge der Wiederentdeckung durch Cook im Jahre 1778, wurden die hawaiischen Inseln oder Sandwichinseln, wie sie von Cook zu Ehren des derzeitigen Chefs der Admiralität, des Earl of Sandwich, genannt sind, allgemein bekannt. Leider fand der berühmte Entdecker, als er zum zweiten Male im Februar 1779 auf Hawaii landete, seinen Tod durch die Hand der Eingeborenen, welche durch sein und seiner Leute unvorsichtiges Benehmen auf das Aeußerste gereizt worden waren. Ein einfaches, aber schönes Denkmal in der Bucht von Kealakekua auf Hawaii bezeichnet die Stelle, wo Cook erschlagen worden ist.

Zu jener Zeit herrschten auf Hawaii noch völlig ungeordnete Zustände. Nicht nur die Bewohner der verschiedenen Inseln führten miteinander Krieg, sondern auch auf ein und derselben Insel gab es verschiedene Häuptlinge, die sich befehdeten. Bereits zwanzig Jahre später waren die gesammten Inseln durch die starke Hand des ersten Königs Kamehameha zu einem Reiche verbunden, und schon unter seinem Nachfolger wurde der Götzendienst abgeschafft und den ersten amerikanischen Missionären der Eintritt gestattet. Bis zum Jahre 1874 regierten fünf Könige aus dem Geschlechte der Kamehamehas. Nach dem Aussterben dieser Linie ging die Herrschaft durch Volksbeschluß 1874 auf Kalakaua über, unter dessen Regierung das Land sich zu einer ungeahnten Höhe des Wohlstandes emporschwang. Seit Anfang 1891 regierte vollständig nach englischem Muster die Königin Liliuokalani (auf Deutsch „Lilie des Himmels") und ernannte ihre Minister, nachdem das Volk die Mitglieder des Ober- und Unterhauses gewählt hatte. Inzwischen ist im Januar d. J. eine Revolution in Honolulu ausgebrochen, durch welche die Königin Liliuokalani entthront worden ist und eine provisorische Regierung, wesentlich unter amerikanischem Einflusse, eingesetzt wurde. Wie sich in Folge davon die politischen Verhältnisse auf den hawaiischen Inseln weiterhin gestalten werden, läßt sich zur Zeit mit Sicherheit noch nicht bestimmen[2]).

---

[1]) Vergl. W. D. Alexander, History of the Hawaiian People, 1891. New-York.

[2]) Vergl. „Deutsche Rundschau", März 1893, „Ueber die politischen Zustände auf den hawaiischen Inseln".

So schnell hat die Civilisation und moderne Cultur Leben und Treiben auf den hawaiischen Inseln amalgamirt, daß die auf Oahu gelegene Hauptstadt Honolulu bereits einen vollständig europäischen Charakter trägt. Auf den anderen Inseln dagegen zeigt das Leben noch recht viele Spuren der alten Zeit.

Honolulu zählt etwas über 23 000 Einwohner, von denen 6000 Weiße und die übrigen Kanaken, Chinesen und Japaner sind. Die Hauptstraßen der Stadt sind breit und schön angelegt; sie werden mit elektrischem Bogenlicht beleuchtet und sind von Pferdebahnen durchzogen. Viele öffentliche Gebäude von stattlicher Architektur und zahlreiche geschmackvolle Privathäuser erfreuen das Auge.

Unter den ersteren zeichnen sich besonders der königliche Palast und das Regierungsgebäude aus. Der Palast wurde im Jahre 1883 vollendet und enthält etwa vierzig Zimmer, von denen einige mit großem Luxus ausgestattet sind. In dem großen Thronsaale und den anstoßenden Empfangszimmern befinden sich die Bildnisse von europäischen Herrschern, die das hawaiische Königshaus zum Geschenk erhalten hat. Von besonderem Interesse ist für den Ausländer die reiche Sammlung hawaiischer Federmäntel und Federhelme, welche sich im Besitze der königlichen Familie befindet. Sie sind aus kleinen, gelben Federn hergestellt, die auf Bastgeflecht oder Tuchgewebe dicht aufgenäht wurden. Ueber den großen Werth dieser nach althawaiischer Sitte nur für die Mitglieder der königlichen Familie bestimmten Ornamente kann man eine Vorstellung gewinnen, wenn man die Herkunft der seltenen gelben Federn kennt; sie werden von zwei Vogelarten gewonnen, dem Acrulocercus nobilis, der fast ganz schwarz ist und nur eine gelbe Feder unter jedem Flügel hat, und dem noch selteneren, ebenfalls zur Classe der Honigsauger gehörigen Drepanis pacifica, welcher nur zwei gelbe Federn am Schwanz hat und gegenwärtig fast ausgestorben ist.

Die Umgebung der Stadt Honolulu bietet in reichlichem Maße Gelegenheit, lohnende Ausflüge zu machen. Da ist zunächst südlich von der Stadt der etwa sechs Kilometer entfernte Seebadeort Waikiki (wai heißt auf polynesisch Wasser), wo man ein herrliches Bad in den lauen Fluthen des Stillen Oceans nehmen kann. Die durchschnittliche Temperatur des Seewassers beträgt etwa 24° Celsius, und zur Zeit der Fluth findet sich dort ein kräftiger Wellenschlag.

Nördlich von der Stadt liegen mehrere schöne Gebirgsthäler, von denen besonders das Nuuanu- und das Manoathal zu nennen sind; ferner hohe, leicht ersteigbare Berge, wie der 2013 Fuß hohe Tantalus, von dem man eine bezaubernde Aussicht auf die Gestade der Insel Oahu genießt.

Welcher Gegensatz zwischen dem lieblichen und dicht bewaldeten Manoathal und der wildromantischen Nuuanu-Bergschlucht, welche sich, von 3000 Fuß hohen Felsen umragt, bis zu einer Höhe von 1200 Fuß hinaufzieht und dann plötzlich an der „Pali" steil nach Norden abbricht! Diese Stelle, von der man eine herrliche Aussicht auf die Nordseite der Insel Oahu hat, wo üppige Zuckerrohrfelder und hellgrüne Reis- und Taropflanzungen, von Cocospalmen eingerahmt, sich fast bis an die Küste des tiefblauen Oceans erstrecken, ist auch in historischer Beziehung interessant. Hier fand vor ungefähr hundert Jahren der letzte Kampf des Häuptlings der Insel Oahu, Kalanikupule, gegen den König Kamehameha I.

statt. Die Krieger von Oahu kämpften mit großer Tapferkeit, wurden aber von dem Heere Kamehameha's besiegt und über die Pali in den Abgrund getrieben. Noch jetzt kann man am Fuße der Pali gebleichte Gebeine jener Krieger finden, welche im heldenmüthigen Kampfe für die Unabhängigkeit ihrer Insel fielen.

Wir können Honolulu nicht verlassen, ohne des interessanten und wichtigen ethnographischen Museums für die Völkerkunde Hawaiis und der übrigen Inseln im Stillen Ocean zu gedenken, welches unter Anderem die größte und werthvollste Sammlung hawaiischer Alterthümer enthält. Es wurde von dem in Honolulu seit vielen Jahren ansässigen amerikanischen Banquier Bishop in freigebigster Weise erbaut und eingerichtet, zum Andenken an seine früh verstorbene Gemahlin Bernice Pauahi Bishop, welche einer alten hawaiischen Königsfamilie entstammte. Unter Leitung des sachkundigen amerikanischen Gelehrten Mr. Brigham ist das Material nunmehr geordnet, und es steht zu hoffen, daß der mit zahlreichen photographischen Abbildungen versehene große Katalog, den Mr. Brigham bereits begonnen hat, bald veröffentlicht werden möge[1]). Es würde an dieser Stelle zu weit führen, einen Einblick in die Schätze des „Pauahi-Bishop" Museums geben zu wollen, die jeden Sammler ethnographisch wichtiger Gegenstände wahrhaft entzücken. Es sei nur erwähnt, daß in der Sammlung hawaiischer Waffen sich unter anderen auch der Dolch aus Stein befindet, mit dem Capitän Cook erstochen worden ist, ferner daß die dort vorhandene Sammlung hawaiischer „Calabasse" (Holzgefäße zum Aufbewahren von Nahrung u. s. w.) für die reichhaltigste der Welt gilt, und schließlich, daß die Collection althawaiischer Götzenbilder als geradezu vollkommen bezeichnet werden kann[2]).

Das Leben des hawaiischen Volkes ist reich an originellen Zügen. Sie sind echte Insulaner und lieben das Meer über Alles. Es gibt kaum gewandtere Schwimmer und unerschrockenere Taucher als die Kanaken, deren Ausdauer im Wasser sicherlich nicht übertroffen wird. Nur mit einem Messer bewaffnet tauchen sie unter und bekämpfen den in jenen Gewässern so gefährlichen Haifisch. Sobald eine hohe Brandung gegen die Küste anbraust, schwimmen sie mit einem eigens für diesen Zweck hergerichteten Brette hinaus ins Meer und kommen, auf den Kämmen der hohen Wellen reitend, mit der Brandung wieder an das Ufer zurück. Ihr scharfes und geübtes Auge erblickt einen Fischzug zwischen der Küste und dem Korallenriff, ehe ein Fremder denselben mit dem Feldstecher sehen kann. Sobald der Schwarm dem Ufer nahe genug gekommen ist, springen die Kanaken in das Meer, ein Theil, um ein großes Netz auszuspannen, und der andere, um durch lautes Geschrei und Aufschlagen die Fische in das Netz zu treiben. So machen sie oft schon nach wenigen Stunden eine reiche Beute, die sie redlich unter einander theilen, und wobei auch der Fremde, der neugierig ihrem Treiben zusieht, nicht vergessen wird.

Dichtung und Musik spielen eine große Rolle im Leben des hawaiischen Volkes. Ihre Gedichte, „mele" genannt, haben kein eigentliches Versmaß in

---

[1]) Ein vorläufiger Katalog ist in diesen Wochen erschienen.

[2]) Auch in dem Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet sich eine sehr reichhaltige Sammlung hawaiischer Alterthümer.

unserem Sinne, sondern bestehen aus kurzen Sätzen, welche in singendem Tone mit Accentuirung des letzten Wortes vorgetragen werden. Durch mündliche Ueberlieferung sind zahlreiche Sagen und Romanzen aus Jahrhunderte alter Vergangenheit bis in die Gegenwart aufbewahrt worden. Es muß als ein großes Verdienst des früheren amerikanischen Gesandten in Honolulu, Mr. Dagett, angesehen werden, daß er sie gesammelt und ins Englische übersetzt hat. Viele dieser Dichtungen, besonders solche, in denen Heldenthaten besungen werden, erinnern an unsere nordischen Sagen, andere, wie das Märchen der Prinzessin Manoa, welche zum Schutze vor ihrem Verfolger in einen Regenbogen verwandelt wird, finden in den Mythen des griechischen Alterthums ihren Anklang.

Die musikalischen Compositionen der Hawaiier sind fast sämmtlich schwermüthigen Charakters. Selbst in den Liebesliedern ist nichts von dem leichten Blute zu merken, welches sonst durch die Adern dieses heiteren und harmlosen Naturvolkes rollt. So lange der Vollmond am Himmel steht, flieht der Schlaf die Eingeborenen. Dann sitzen sie in Gruppen vor ihren Hütten und singen hawaiische Lieder, deren melodische Töne weithin durch die stille, laue Tropennacht klingen, kaum unterbrochen durch die Accorde des begleitenden Saiteninstrumentes.

Aber das Leben des hawaiischen Volkes weist auch viele dunkele Seiten auf. Eine der dunkelsten ist der Einfluß, den die Zauberer oder „Kahunas" noch jetzt dort ausüben. Diese Charlatans, welche von vielen Eingeborenen als Aerzte benutzt werden, sollen dem hawaiischen Aberglauben zu Folge die Fähigkeit haben, einen Menschen zu Tode beten zu können. Dazu ist es nur nöthig, daß der Kahuna irgend Etwas von der Person des ihm zuertheilten Opfers, also ein Stück Nagel, Haare u. s. w. in seinen Besitz bekommt. Diese Gegenstände werden unter Absagen von Zauberformeln heimlich vergraben, und der Kahuna begibt sich nunmehr in die Nähe seines Opfers, um dessen Bewegungen zu überwachen. Der moralische Einfluß dieser Ceremonie auf die abergläubige Seele der Eingeborenen ist so groß, daß die Unglücklichen jeden Lebensmuth verlieren und langsam dahin siechen. Häufig genug mag von den gewissenlosen Kahunas, besonders in früherer Zeit, wohl auch Gift zur schnelleren Erreichung ihres verwerflichen Zieles benutzt worden sein.

In engem Zusammenhange hiermit steht die Thatsache, daß in alter Zeit die hawaiischen Fürsten und Häuptlinge dafür Sorge trugen, daß sie nach dem Tode nicht beerdigt, sondern daß ihre Leichname heimlich von einem treuen Freunde in eine abgelegene Felsenhöhle gebracht wurden. Denn sobald ein Feind des Verstorbenen in Besitz von irgend einem Theile des Skelettes gelangte, konnte die Seele des Todten keine Ruhe finden. Die alten Hawaiier glaubten, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, von denen die eine erst nach dem Tode, die andere oft schon bei Lebzeiten, im Traume oder während der Ekstase, den Körper verließ und später wieder in denselben zurückkehrte. In der von einer hohen Felswand eingeschlossenen Bucht von Kealakekua sind zahlreiche Höhlen sichtbar, welche noch jetzt menschliche Gerippe enthalten. Man kann sich kaum vorstellen, wie die alten Hawaiier die Leichname ihrer Freunde in diese unzugänglichen Höhlen geschafft haben.

Die Hawaiier rechneten ihren Kalender wie alle polynesischen Stämme nach den Umläufen des Mondes. Die Monate hatten abwechselnd neunundzwanzig und dreißig Tage. Daß zwölf solche Monate um elf Tage gegen das wahre Jahr zu kurz kommen, hatten sie bereits herausgefunden und schalteten daher gelegentlich einen ganzen Monat ein. Das polynesische Jahr begann ungefähr am 20. November, zur Zeit, wo die Plejaden gerade bei Sonnenuntergang am östlichen Horizont standen. Die für das Kalenderwesen nothwendigen astronomischen Kenntnisse waren im Besitz einer besonderen Classe von Priestern, kilohoku, d. h. Sternseher genannt. Diese beobachteten die Erscheinungen am Himmel und hatten eine genaue Kenntniß der wichtigsten Constellationen, welche auch zu Richtungsbestimmungen bei der Schiffahrt benutzt wurden.

II.

Als das größte Wunder im Stillen Ocean gilt der Vulcan Kilauea auf der großen Insel Hawaii, den ich am Ende des Jahres 1891 zu besuchen Gelegenheit hatte.

Als wir die Werft von Honolulu bei schönstem Wetter verließen, predigten gerade drei braune Missionäre in polynesischer Sprache, um die auf unserem Schiffe befindlichen Eingeborenen zu besserem Lebenswandel zu bekehren. Man mußte die Kraft und rethorische Begabung dieser Kanaken bewundern.

Unser Schiff fuhr an der Südküste von Oahu vorbei, und allmälig erschienen rechts und links die Inseln Lanai und Molokai. Gegen Abend kamen wir in die Nähe der Insel Maui, wo der gewaltige, über 3000 Meter hohe erloschene Krater Haleakala, dessen Krateröffnung einen Umfang von fast dreißig englischen Meilen hat, in sternheller Nacht einen imposanten Anblick gewährte. Am nächsten Morgen waren wir schon in der Nähe der Insel Hawaii, auf welcher zuerst die drei mächtigen, zum Theil erloschenen Vulcane, Hualalai, Mauna Kea und Mauna Loa sich zeigten. Die beiden letzteren, von der Höhe des Montblanc, zeigten keine Spur von Schnee, und bei wolkenfreiem Himmel waren ihre höchsten Spitzen sichtbar. Die Fahrt ging an der westlichen und dann an der südlichen Küste von Hawaii entlang, wobei unser Schiff an mehreren Stellen zum Löschen oder Aufnehmen von Ladung anlegte. Als wir um das südlichste Cap Ka-Lae umbogen, um unserem an der Ostküste gelegenen Bestimmungsorte Punaluu zuzusteuern, wurde die See so unruhig, daß eine gewaltige Brandung gegen die Küste anbrauste. Wir zogen es daher vor, in der Nacht vom Lande abzudampfen.

In einer Entfernung von sechzig Seemeilen leuchteten gegen zwei Uhr Morgens die gewaltigen Feuer des 1300 Meter hohen Vulcans Kilauea auf und gewährten bei völlig dunkler Nacht einen schaurig schönen Anblick. Von Minute zu Minute wechselten Höhe und Form der Feuer- und Rauchsäulen; oft erleuchtete der Krater das gesammte umliegende Gebirge mit intensiv rothem Lichte, gleichsam einen Leuchtthurm darstellend, den die Kräfte der Natur zum Schutze der Schiffahrt erbaut haben.

Kurz nach Sonnenaufgang wurden wir in Punaluu gelandet, wobei unsere Boote, von den starken und geschickten Eingeborenen gerudert, wie Pfeile durch

die tosende, etwa vier Meter hohe Brandung schossen. Schon nach kurzer Rast verließen wir Punaluu in einem kleinen Eisenbahnwagen, der gewöhnlich zum Transport von Zuckerrohr diente und nothdürftig mit Sitzen ausgestattet war, um uns per Dampf nach der fünf englische Meilen entfernten Zuckerplantage Pahala bergan durch üppige Zuckerfelder und über öde Lavagebiete zu begeben. Dort stieg ich zu Pferde und ritt ungefähr sechsundzwanzig englische Meilen bis auf die Spitze des Kraters Kilauea, die ich in sechs Stunden erreichte. Zunächst geht der Weg durch liebliche Thäler und über bewaldete Hügel. Dann wird es immer öder, und schließlich reitet man Stunden lang inmitten gewaltiger Lavamassen, welche durch Ausbrüche des Mauna Loa entstanden sind; man unterscheidet deutlich zwei ganz verschiedene Arten von Lava, die eine mit glatten, matt polirten Oberflächen und die andere von rauher, schlackenartiger Form, welche sich in gewaltigen Massen aufgethürmt vorfindet. Weite Strecken der ersteren machen den Eindruck einer ruhigen Erstarrung; dagegen flößen große Lavafelder der zweiten Art Gefühle des Schreckens vor so gewaltigen und unbändigen Naturkräften ein.

Plötzlich taucht die Spitze des Kraters mit den Rauchwolken auf, und schon bald beginnt der überall zerklüftete Boden warm zu werden, aus dessen Spalten fortwährend gewaltige Massen von Schwefeldämpfen aufsteigen.

Seit fünf Jahren waren keine Aufnahmen der Dimensionen und Erhebungen des thätigen Vulcans erfolgt, und seitdem hatte sich die ganze Figuration so gewaltig verändert, daß die für das Jahr 1886 ausgestellte Karte fast wie von einem anderen Gebiete herrührend erschien. Von besonderem Interesse waren daher neueste Messungen über Hebungen oder Senkungen der kalten und feurigen Lavamassen, da sich aus ihnen ein Schluß über die geologische Zukunft des Vulcans ziehen ließ. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit einem besonders guten Höhenbarometer ausgerüstet.

Der Abstieg erfolgte mit zwei Führern von der nordöstlichen Seite des Kraterrandes aus, damit der aus Nord-Ost wehende Passatwind die Schwefeldämpfe vor uns her treiben konnte. Wir waren mit Laternen für den Rückweg, Wasserflaschen und großen Stöcken ausgerüstet; fünf Eingeborene schlossen sich uns an, die über fünfzig englische Meilen zu Pferde gekommen waren, um im Krater zu beten und der Göttin des Feuers, „Pele", Opfer zu bringen. Zunächst geht es einen 140 Meter tiefen Hügel hinab, der mit üppigster Vegetation bewachsen ist. Dann wird die kalte Lavadecke erreicht, welche sich in erstarrter Form über das ganze, drei englische Meilen breite Becken des Kraters Kilauea erstreckt. Ueber dieses Lavafeld geht der Weg in südwestlicher Richtung nach dem etwa zwei Meilen entfernten thätigen Lavasee „Halemaumau", d. h. Haus des ewigen Feuers. Tiefe Spalten, aus denen Schwefeldämpfe emporsteigen, unterbrechen die Lavadecke. Der Weg ist äußerst beschwerlich, über Geröll und glatte Steine hinweg. Nach dem thätigen Theile des Kraters zu steigt die Lavadecke etwa 65 Meter an. Nach einem fast einstündigen Marsche über diese durch frühere Eruptionen gebildete Decke, die fast jedes Jahr den Schauplatz neuer Ausbrüche bildet und deren Niveau sich in der Nähe des thätigen Lavasees um etwa 20 Meter in den letzten fünf Jahren gehoben hat, gelangt man an den

Rand des eigentlichen inneren Kraters, der eine schwach elliptische Form mit einer großen Achse von etwa 900 Metern zeigt. Hier befindet sich der eigentliche Feuersee, zu dessen Rand wir noch bei Tagesanbruch gelangten. Der Anblick, den die feurigen Lavamassen im Innern gewährten, spottete jeder Beschreibung. Etwa 85 Meter unter uns befand sich ein feurig-flüssiger See. Gleich Wellen auf dem Wasser bewegte sich die geschmolzene Lava nach dem Ufer zu. Dann plötzlich entstand eine gewaltige Strömung nach dem Centrum und aus zwei mächtigen Canälen, offenbar mit dem Erdinnern zusammenhängend, schoß die glühende Lava fontainenartig wohl 15 Meter hoch empor. Gleichzeitig spielten zahllose kleinere Feuerfontainen. Man hörte ein Geräusch wie bei der Brandung des Meeres. Die Farbe der glühenden Lava war intensiv roth, die der darüberliegenden Rauch- und Dampfwolken blau. Von Minute zu Minute änderte sich das Schauspiel.

Auf der uns zugewendeten Seite des Feuersees befand sich eine breite Schicht frisch erkalteter Lava, durch deren Spalten man das tief unten glühende Feuer erblickte, deren Betreten jedoch möglich sein mußte. Es war ein beschwerlicher und gefahrvoller Abstieg, und sofort nach Erreichung des Niveaus der glühenden Lava mußte umgekehrt werden, da die Schwefeldämpfe unerträglich wurden. Ich stellte die Tiefe dieser Fläche in dem Krater zu 85 Meter fest. Zum oberen Rande zurückgekehrt, fanden wir bereits das Dunkel der Nacht hereingebrochen. Noch unendlich viel großartiger war der Anblick des Feuersees jetzt als während des Tageslichtes. Die Farbe der glühenden Lava war aus Roth in Goldgelb übergegangen, die Feuerfontainen spritzten höher und die Oberfläche des Sees stieg und wurde unruhiger. Röthlich stand der Rauch über der Krateröffnung, und in gelblichem Lichte schimmerte durch ihn der Abendstern.

Wenige Schritte von uns entfernt standen die Eingeborenen, deren braune Farbe durch den Feuerschein des Kraters noch gehoben wurde. Plötzlich begann der Aelteste derselben zu beten und Opfergaben, aus heiligen Beeren und lebenden Hühnern bestehend, in den Krater zu werfen. Ein eintöniger Gesang begleitete diese Feier, welche in jener wunderbaren Umgebung selbst auf eine vom Aberglauben freie Seele den bewältigendsten Eindruck machte.

In der Nähe des thätigen Kilauea befindet sich ein erloschener Krater, der, wie es scheint, in früherer Zeit mit dem feurigen Lavasee in Verbindung gestanden hat, der kleine Kilauea oder Kilauea-Iki, wie ihn die Eingeborenen nennen. Seine hohen Ränder sind bereits mit üppiger Vegetation bewachsen, und zwischen immergrünen Sträuchern weiden sorglos wilde Ziegen. Die Oberfläche des Kraters ist jedoch noch mit glatter, schwarzer Lava bedeckt, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß aus derselben wieder einmal die unterirdischen Feuer hervorbrechen und das junge Leben am Rande des Abgrundes zerstören könnten.

Im Norden des Kilauea erblickt man die hohen Gipfel der beiden Riesen-Vulcane, des Mauna Loa und des Mauna Kea. Auf diesen über 4000 Meter hohen Kratern sind in den letzten Jahren interessante Messungsreihen über die Dichtigkeit derselben, mit Hülfe von Pendelapparaten, welche die Massenanziehungen in verschiedenen Höhen angeben, ausgeführt worden. Die Resultate dieser

Messungen haben ergeben, daß beide Vulcane viel schwerer sind, als man ihrer Structur nach vermuthet hatte, und daß beim Mauna Kea, dessen Canäle vollständig mit erkalteter Lava ausgefüllt erscheinen, der untere Theil dichter ist als der obere.

III.

Um die genauere Erforschung jener interessanten, durch gewaltige vulcanische Kräfte entstandenen Inselgruppe hat sich die hawaiische Landesvermessung große Verdienste erworben. Die hawaiische Vermessungsbehörde wurde im Jahre 1870 auf Vorschlag von Professor Alexander, ihrem jetzigen Leiter, von der dortigen Regierung eingerichtet, und bereits seit sechs Jahren besitzen wir, dank ihrer rastlosen Thätigkeit, vorzügliche Specialkarten für sämmtliche hawaiische Inseln. Die Triangulationen und geodätischen Anschlüsse sind von den Vermessungsbeamten selbst besorgt, dagegen rühren die astronomischen Breitenbestimmungen der Hauptpunkte theils von den Beobachtern der englischen Venus-Expedition aus dem Jahre 1874 her, welche mehrere Stationen auf den Inseln errichtet hatten, theils aus besonderen von Mr. Preston, Assistenten der amerikanischen Vermessungsbehörde, in den Jahren 1886 und 1889 angestellten Beobachtungsreihen. Das Material der Längenbestimmungen ist dagegen ziemlich schwach und eigentlich nur auf die englischen Beobachtungen zur Zeit des vorletzten Venusdurchganges basirt.

Sobald das zwischen Californien und Honolulu projectirte Kabel fertig gestellt ist, wird die Ausführung einer telegraphischen Längenbestimmung auf den hawaiischen Inseln von höchstem Interesse sein. Während meiner Anwesenheit in Honolulu wurden bereits von zwei amerikanischen Kriegsschiffen Tiefseelothungen zum Zwecke der Kabellegung angestellt, und nach dem Ausspruch maßgebender Persönlichkeiten soll das Unternehmen in etwa zwei Jahren vollendet sein.

Unter Aufsicht der Vermessungsbehörde werden ferner seit einigen Jahren regelmäßige meteorologische Beobachtungen auf zahlreichen Stationen der hawaiischen Inseln ausgeführt. Denselben muß bei der bevorzugten Lage der Inselgruppe eine besondere Bedeutung zugeschrieben werden. Ebenso finden in dem Hafen von Honolulu und in Hilo auf Hawaii regelmäßige Aufzeichnungen des Wasserstandes an neuen vom hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten gelieferten Mareographen statt. Die Bearbeitung dieser Pegelmessungen hat bereits zu wichtigen und interessanten Ergebnissen geführt, sowohl hinsichtlich der regelmäßigen Ebbe- und Flutherscheinungen als auch mit Bezug auf neuerdings entdeckte jährliche Schwankungen des mittleren Meeresniveaus im Stillen Ocean.

Unsere Expedition verließ Honolulu im Sommer vorigen Jahres, um bei den Klängen der hawaiischen Militärmusik, welche unter Leitung eines preußischen Capellmeisters steht, die Rückreise anzutreten. Von den schönen und gastfreien Gestaden der hawaiischen Inseln ging unser Curs südlich zwischen den zahlreichen Inseln des Stillen Oceans hindurch. Nach achttägiger Seefahrt kamen noch im Mondeslichte die hohen Berge der samoanischen Insel Upolo in Sicht. Wir landeten in dem Hafen von Apia, der durch das Auftreten verheerender Orkane berüchtigt ist. Am Ufer liegt noch immer als ein trauriges Wahrzeichen das

Wrack des im Jahre 1889 gestrandeten deutschen Kriegsschiffes „Adler". Unter Leitung des in Apia stationirten deutschen Arztes, der auch eine vollständig ausgerüstete meteorologische Station im Auftrage der Deutschen Seewarte unterhält, trat ich eine Wanderung in das Innere der Insel an. Ueberall die üppigste Vegetation und die herrlichsten, schattigsten Wälder. Cocosnüsse, Reis, Kaffee und vorzügliche Baumwolle werden dort cultivirt. Etwa neun Zehntel des gesammten Handels liegt in deutschen Händen; er ist jedoch, seit Samoa für neutral erklärt wurde, bedeutend zurückgegangen. Gegenwärtig befinden sich in Apia nicht weniger als vier Postämter, nämlich ein deutsches, ein samoanisches, ein englisches und ein amerikanisches. Man kann sich beim Studium der einschlägigen Verhältnisse des Gefühles aufrichtigen Bedauerns nicht erwehren, daß diese fruchtbaren und klimatisch gesunden Inseln, welche durch deutsche Pioniere der Civilisation und dem Handel erschlossen worden sind, nicht auch zu Deutschland gehören.

Von Samoa begab sich die Expedition über Neu-Seeland nach Australien, dessen vorzüglich ausgerüstete Sternwarten und meteorologische Stationen in Sydney, Melbourne und auch Adelaide bereits weltbekannt sind. Von Albany am King George's Sound ging es nordwestlich durch den indischen Ocean nach Ceylon, wo unvergeßlich schöne Ausflüge in das Innere jener „Perle der Inseln" unternommen werden konnten.

Von Ceylon wurde die Fahrt über Aden durch das Rothe Meer und den Suez-Canal fortgesetzt, den wir gerade im heißesten Monat passirten. Trotz gewaltiger Hitze ist diese Fahrt dennoch hochinteressant; überall erkennt man das Werk eines Genius. Häufig ist der Canal nicht breiter als 25 Meter, so daß beim Durchfahren des 7000 Tonnen großen Dampfers das Wasser an den Ufern sichtbar steigt.

Die Heimreise durch das mittelländische Meer, vorbei an den ionischen Inseln und der Küste Griechenlands, ist eine Erholung nach den Strapazen im Rothen Meer und Suez-Canal. Mit besonderer Freude begrüßt man bei der Vorüberfahrt an der Insel Kreta den hohen Berg Ida, berühmt durch die Sagen des hellenischen Alterthums, und das beseligende Gefühl, nun bald auf heimathlichem Boden zu sein und neuen Problemen der Wissenschaft sich zuwenden zu können, wirkt wohlthuend auf das Gemüth nach so langer und beschwerlicher Seefahrt. Aber in unvergeßlicher Schönheit bleiben in der Erinnerung all' die Eindrücke, welche man auf den hawaiischen Inseln, jenem Paradiese des Stillen Oceans, empfangen hat. Möge es auch den Leser nicht gereuen, sich in Gedanken in ein Land versetzt zu haben, welches von der Natur auf das herrlichste begünstigt ist, das in der Geschichte geographischer Entdeckungen eine wichtige Rolle gespielt hat, und welches nunmehr auch in der Geschichte astronomisch-geodätischer Forschung eine nicht unwesentliche Stelle einnehmen dürfte.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

IV. Taormina und Aci Reale.

Denselben Weg, den wir kurze Zeit vorher, von Messina nach Syrakus zur See gemacht hatten, machten wir nun von Syrakus aufwärts zu Land, längs der Küste, an der noch hier und da die Namen verschwundener Griechenstädte haften. Durch eine der gesegnetesten Gegenden Siciliens kamen wir, durch ganze Wälder von Orangen und Feigen, überragt von den blauen Gebirgen; durch die Fruchtgärten der Ebene von Catania, dem Aetna näher, den wir von jetzt lange nicht mehr aus dem Gesicht verlieren sollten. Er, der Beherrscher dieser Landschaft, ist es, der ihr die höchste Fruchtbarkeit verleiht und sie zugleich beständig mit Zerstörung bedroht. Demeter und Persephone, die Ceres und Proserpina der Römer, sind die Göttinnen Siciliens, und in Pluton, dem Gotte der Unterwelt, welcher der Göttin der Gefilde die geliebte Tochter raubt, ist die rauchende Lavafluth personificirt, die hereinbricht auf den Segen der Felder und ihn verheert. Noch war das Haupt des Aetna, da wir an diesem Vormittag ihn zuerst wieder sahen, in Wolken gehüllt, und Nebel dampften von seinen Flanken; aber wenn auch sonnenlos, war die Luft doch mild, und Wohlgeruch erfüllte sie. Hier ist die Fruchtbarkeit noch viel größer als bei Syrakus, wo der steinige Felsboden und Untergrund der alten Griechenstadt nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt ist, in der nichtsdestoweniger, und zwar ungedüngt, der Weizen und die Gerste wachsen. Denn allen Dünger braucht man auch dort für die Gärten; und die Felder, die man deswegen nur ein Jahr um das andere bestellt, müssen sich mit der Asche des Gestrüpps begnügen, welches man am Ende des Ruhejahres auf ihnen verbrennt. Aber selbst dieses reicht hin; so geringer Nachhülfe bedarf die natürliche Triebkraft des Bodens, und so reichlich belohnt sie dieselbe. Was in Wahrheit sowohl in Italien wie hier an dem Marke des Landes zehrt, das ist die Mißwirthschaft der Latifundien, welche durch die Jahrtausende bis auf die Zeit der Römer zurückreicht, und zu deren Verbesserung seit-

dem nichts Wesentliches geschehen ist. So kommt es, daß, von anderen mitwirkenden Ursachen abgesehen, das Land der höchsten Schönheit der Natur und des günstigsten Klimas, der erhabensten Denkmäler der Kunst, der ältesten Cultur und der vornehmsten Adelsgeschlechter, zugleich das Land der äußersten Armuth, des entsetzlichsten Schmutzes, der zudringlichsten Bettelei, der widerwärtigsten Anblicke menschlichen Elends überhaupt ist. Nicht anders ist es im südlichen Italien, nicht anders in Sicilien, namentlich im Inneren der Insel.

Denn wie schon im Alterthum der Kranz blühender Colonien und Gemeinwesen hier der Griechen, dort der Carthager rings um die Küsten sich zog, so scheinen auch gegenwärtig noch Cultur und Wohlstand an diesen Stätten allein sich erhalten und fortgepflanzt zu haben. Auf diese Gelände hat Pomona das Horn des Ueberflusses ausgegossen. Hier in üppigster Fülle wächst und gedeiht, was Herz und Auge des Menschen erfreut — hier sind die Palmen, die Citronen- und Orangenhaine, hier die tausenderlei Blumen und die Früchte des Feldes. Hier bekleidet der Oelbaum jeden Abhang mit dem Silbergrün seines Laubes, hier reift die Feige, hier in der Gluth des Mittags kocht die Rebe den dunkelrothen, feurigen Wein, dessen Herbigkeit durch einen leichten Beigeschmack von Süße gemildert wird, und noch im fernsten Westen, auf den Trümmern der zerstörten Carthagerstadt Lilybaion, jenen goldigen Trank, den auch wir unter dem Namen von Marsala kennen und schätzen gelernt haben.

Im gebirgigen Innern dagegen, auf öden Hochflächen, dampfen und qualmen die Schwefelgruben, und ein Volk wohnt dort, als ob in ihm die frühesten, allmälig von den Küsten zurückgedrängten Besiedler Siciliens, die Sikeler oder Sikuler, sich erhalten hätten. Von den Ureinwohnern, den Sicanern, die sich autochthonen Ursprungs, und den Elymiern, die sich trojanischer Herkunft rühmten, wissen wir wenig. Aber die Sikeler (dies ist die griechische Form) nennt schon Homer. Die Griechen, die mehr als ein Jahrhundert nach ihm hierher kamen, hielten Sicilien für ein vollkommneres Dreieck als es in der That ist, und an jeder seiner Spitzen dachten sie sich ein Vorgebirge; daher ward aus dem „Thrinakia" der Odyssee, welches Homer aus den Erzählungen der phönikischen Schiffer nur unvollständig kannte, später „Trinakria", zur Bezeichnung der Insel „mit den drei Vorgebirgen" [1]): „Drei Zungen streckt es ins Meer aus," singt noch Ovid (Met. XIII, 723). In der Topographie des Homer ist der unbekannte Westen der Sitz der gigantischen Lästrygonen, während an der Ostküste die schrecklichen Kyklopen hausen und die Herden des Helios weiden. Hier ist Thrinakia „des Gottes gesegnetes Eiland" (Odyssee XII, 261); aber auch wo um „die Felsenhöhn der Gebirge, rings in gewölbeten Grotten", die Kyklopen wohnen, die „nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht", könnte man die Insel „zum blühenden Lande" sich bald schaffen; denn so groß ist ihre Fruchtbarkeit, daß

„Ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,
Weizen sowohl und Gerst', als edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions' Regen ernährt ihn."
(Odyssee IX, 108—111.)

[1]) Freeman, Sicily, Phoenician, Greek and Roman, p. 16.

Mit dieser Vorstellung einer überquellend reichen Natur mischt sich dann immer wieder die von der Wildheit oder Barbarei der Bewohner, die den Ackerbau noch nicht kennen. Ueber die Sikeler weiß Homer nur zu sagen, daß sie von den Seeräubern (den Phönikern) Sclaven zu hohen Preisen kauften: einer der Freier räth, Telemachos' Gäste, den noch in Bettlergestalt wandelnden Odysseus und den Fremden Theoklymenos, ins „vielgeruderte Meerschiff" einzuwerfen und an die Sikeler zu senden, „wo gut wohl einer bezahlt wird" (XX, 383); und

„. . . auch die alte Sikelerin, welche des Greises (Odysseus' Vater)
Pflegte mit sorgsamer Treu'" (XXIV, 211).

war wohl eine von dort geraubte Sclavin.

Die Sikuler, altitalischen Ursprungs, und wiewohl in ihrer neuen Heimath von Griechen und Carthagern bezwungen, unterjocht und in ihrer nationalen Existenz scheinbar ausgelöscht, haben schließlich doch den Sieg über beide davon getragen, indem sie der Insel ihren Namen und ihre Sprache gegeben. Seit der römischen Eroberung kehrten sie zu der Gemeinschaft mit dem Mutterlande zurück, und wenngleich immer wieder durch wechselnde Geschicke von ihm losgerissen, so lange Italien selber nur ein Spielball ausländischer Interessen und fremder Mächte war, ist der ideale Zusammenhang doch nie mehr unterbrochen worden. Italien hat es nie vergessen, daß auf dieser Insel, am Musenhof unseres eigenen Friedrich, zum ersten Mal italienischer Gesang erscholl, und Dante bezeugt, daß noch zu seiner Zeit Alles, „was unsere Vorfahren im vulgären Idiom hervorgebracht, Sicilianisch genannt wird" [1]). Wir Deutsche haben es erfahren, welch' ein starkes nationales Band die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Literatur und Dichtung sind; und darin fand auch dieses Volk die Kraft des Widerstandes und der Selbsterhaltung, bis in unseren Tagen Sicilien als Theil der „Una Italia" seine politische Bestimmung glorreich erfüllt hat. Nach- oder nebeneinander im Besitz aller Culturmächte des Alterthums und des Mittelalters, des Orients und des Occidents, der Schauplatz ihrer Jahrhunderte langen Kämpfe, Niederlagen oder Triumphe, bietet Sicilien auch dem heutigen Beschauer in den erhaltenen Denkmalen griechisch-römischer, christlich-byzantinischer und arabisch-maurischer Kunst das außerordentlich mannigfaltige Bild einer Entwicklung, die sich zuletzt unter dem Einfluß der Normannen, in der nationalsicilischen Kunst glänzend und einheitlich zusammenfaßt. Ebenso hat die Bevölkerung selber von all' den fremden Elementen in sich aufgenommen, und dieser Beimischung verdankt der sicilische Typus nicht wenig von dem, was ihn anziehend macht. Aber dennoch kann man nicht sagen, daß er der Typus eines Mischvolkes sei; vielmehr hat der ursprüngliche Charakter sich in all' seiner Eigenthümlichkeit behauptet und ist als solcher noch immer erkennbar. Hier nun zeigt sich auch eine merkwürdige Verwandtschaft und ein ebenso merkwürdiger Gegensatz im Vergleich mit Malta, welches, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Johanniter dieses Eiland aus den Händen Karl's V. empfingen, fast nur einen Annex von Sicilien gebildet und Jahrtausende lang unter denselben Einflüssen gestanden hat: von den Phönikern angefangen bis zum deutschen Kaiserthum,

[1]) Wegele, Dante Alighieri's Leben und Werke, S. 43.

den Anjous und den Spaniern, sind die Beherrscher Siciliens auch immer die Beherrscher Malta's gewesen. Aber obwohl Malta nicht viel später als Sicilien dem Römerreich einverleibt ward, haben die Malteser ihr semitisches Idiom bis auf den heutigen Tag bewahrt, wogegen die Herrschaft der Araber, die nicht minder lang in Sicilien als in Malta gedauert, der sicilischen Kunstentwicklung wohl einen fortwirkenden Impuls gegeben, im sicilischen Dialect aber nicht viel mehr als ein paar Worte zurückgelassen hat. Malta, das am morgenländischen Volksthum kaum jemals mehr denn einen vorübergehenden politischen Halt gehabt und durch Annahme des Christenthums auch den religiösen Zusammenhang mit ihm verloren hat, bildet heute ein völkergeschichtliches Unicum oder Fragment, während die Sicilier, hervorgegangen aus der Stammesbrüderschaft der Lateiner, mit diesen zur italienischen Nation geworden sind. Aber das alte, harte Metall bewährt sich auch noch in dieser Legirung; und wie wir in den geographischen Bezeichnungen noch hier und dort eine Spur des Sikulischen mitten unter den theils modernen, theils aus der Griechenzeit stammenden finden — z. B. den Namen des bei Terranova, dem alten Gela, mündenden und wegen seiner Kälte sogenannten Gelas (jetzt ganz lateinisch Gelu) — so hat sich neben dem Italienischen der eigenthümlich gefärbte sicilische Dialect mit seinen vielen vor-italienischen, unmittelbar an das Lateinische anklingenden Archaismen nicht nur erhalten, sondern lebt sogar in der volksthümlichen Literatur Siciliens als Schriftsprache fort.

Eine Stadt sikulischer Gründung, wiewohl sie rings von Griechenstädten umgeben war, ist auch Taormina, mit dem alten Namen Tauromenion. Auf steiler Anhöhe, dem alten Tauros gelegen, blickt es auf die Stätte herab, wo sich, am Fuße jenes Hügels, nicht weit vom heutigen Giardini, der Eisenbahnstation für Diejenigen, die nach Taormina hinauf wollen, und auf einem Vorsprung in die See, dem heutigen Cap Schiso, die Griechen zuerst in Sicilien ansiedelten. Jonier waren es, Männer von Chalkis und der Insel Naxos, nach welcher sie die neue Stadt nannten — 735 v. Chr. Geburt, achtzehn Jahre nach der Gründung Roms, und ein Jahr vor der von Syrakus. In eine solche Zeitenferne blicken wir hier, mit dem ewigen Felsen zur einen und dem ewigen Meer zur anderen Seite, die Strecke dazwischen mit blühenden Citronenhainen erfüllt und durchkreuzt von den Schienen der „Rete Sicula", der sicilischen Eisenbahn, deren Endpunkt Syrakus und deren Verwaltungssitz Rom ist.

Dionys, der Tyrann der Dorierstadt Syrakus, hat die Jonierstadt Naxos zerstört (403 v. Chr. Geburt), ihre Bewohner in die Sclaverei verkauft, ihren Boden den umwohnenden Sikelern gegeben; diese jedoch fielen bald von ihrem Schirmherrn ab, verbündeten sich mit den Carthagern und gründeten auf der Höhe des Tauros eine neue Stadt, Tauromenion, Taormina.

Von Giardini führt eine ganz vorzügliche Chaussee hinauf nach dem Felsennest, das in seiner isolirten Höhe völlig unbezwingbar scheint und in der That jedem Angriff mit bewaffneter Hand widerstanden hat. Hier spielte sich der Schlußact jener schaurigen Rebellion ab, welche „das gelobte Land der Plantagenwirthschaft" (Mommsen) Jahre lang in Furcht und Schrecken hielt und die

[1]) Freeman, S. 49.

Römer zwang, um das eroberte Sicilien ein zweites Mal mit den eigenen Sclaven zu ringen. Ihr „König" hatte Tauromenion durch Verrath genommen, durch Verrath verlor er es wieder an den römischen Consul, und in Blut wurde der Aufstand der verzweifelnden Horden erstickt, welche weder der Hunger noch die Kriegskunst ihrer Herren und Meister hatte bezwingen können. Jetzt fährt man die Straße, die sich in starker Steigung um den Berg windet, im Trab hinan; denn wie die Römer excelliren auch die modernen Italiener im Wegebau. Landschaftsbilder von außerordentlicher Schönheit rollen sich, eines immer abwechselnd mit dem anderen, vor dem Blick auf, bis man, oben angelangt, in ein Panorama hinausschaut, das, von dem schneebedeckten Haupte des Aetna, sich unermeßlich ausdehnt bis zu dem sommerlichen Blau des Meeres, und eine Fernsicht umfaßt, in der, bei der klaren Luft, jeder schimmernde Punkt noch so weit erkannt wird und rings um den Beschauer alle Lieblichkeit des Südens ausgebreitet ist. In Wahrheit ein Fels, und doch welche Fülle der Vegetation, die, wo nur der dürftigste Fleck Erde sich bietet, das uralte Gestein in ewig grünende Jugend hüllt. Selbst von dem Höfchen tief unter der Terrasse, die wir in einer sonst nicht eben gesegneten Wirthschaft inne hatten, wuchsen Citronen herauf — ein ganzer Citronengarten lag vor unseren Füßen, darüber hinweg man auf ein Stückchen Meer und zur Linken, unter dem mächtig ragenden Felsen, auf das griechische Theater sah. Der Himmel war leicht verschleiert, der Sonnenschein gedämpft, und der Wind, Berg- und Seeluft zugleich, wiewohl weich, dennoch kräftig und kühl. Welch' ein Paradies könnte dies sein — oder ist es vielmehr — wenn man von den armseligen Menschen absieht, die darin wohnen — als ob Alles nur für die Fremden sei! Dieser bittere Tropfen mischt sich in Alles fast, was wir hier genießen und — soll ich ehrlich sein — eben darum nur mit getheiltem Empfinden. Die Seele kommt selten über den Zwiespalt hinaus, der durch den Vergleich einer äußerst freigebigen Natur und einer glorreichen Geschichte mit den gegenwärtigen Zuständen des Volkes in ihr aufgeregt wird. Es mag unter einer erlauchten und wohlgesinnten Regierung besser werden; aber viel fehlt noch, daß die Spuren getilgt wären, welche die Mißwirthschaft so langer Zeitläufte diesem schönen Land und bis auf die Physiognomien seiner Bevölkerung eingeprägt hat. Nicht ganz fehlt es an freundlicher anmuthenden Erinnerungen, wenn ich des kleinen, höchst bescheidenen, aber durchaus sauberen Cafés gedenke, dessen stattliche Wirthin uns an jedem Morgen das Frühstück bereitete, das wir in unserem eigenen „Hôtel" einzunehmen nicht über uns vermochten, weil — doch wir wollen von der „Naumachia" nichts weiter sagen, als daß sie mit der Casa Politi von Syrakus in der weiblichen Linie verwandt ist — das Einzige, was ihr zur Empfehlung gereicht und in der That manchen Fremden verleiten mag, den unbehaglichen Aufenthalt zu wählen. Aber wenn wir gegenüber saßen bei der schmucken Wirthin, die das Beste gab, was sie hatte, dampfenden Kaffee mit Milch, Brot, Butter, Eier von besonders reinlichem Geschmack — und nicht solche von Hühnern, die, wie wir es vor unseren Augen geschehen sahen, mit . . . Knoblauch gefüttert wurden — wenn sie das Alles auf der Tischplatte vor uns ordnete, während der Mann wohlwollend lächelnd daneben stand, sein rundliches Baby, weiß gekleidet, auf dem Arm und ein

Sonnenstrahl von außen in den schattigen Raum sich stahl: dann sagten wir uns im Anblick dieser hübschen Familienscene, daß Glück und Zufriedenheit überall gedeihen können und daß sie nur von dem Maße abhängen, das man an die gegebenen Verhältnisse legt. In unseren Begriff eines geregelten Daseins fügt sich freilich nicht, was wir an diesen Stätten so großer und immer noch wie gegenwärtig wirkender Erinnerungen sehen: es ist hoch darüber erhaben, es sinkt tief darunter hinab und versetzt uns selber zuletzt in einen Zustand, in welchem uns das Außerordentliche fast zum Alltäglichen wird. Normannische Paläste mit dem feinsten Zierrath an den hohen Fenstern und Portalen sind jetzt finstere Höhlen, in denen die Armuth haust, wie der Palazzo Cornaja; oder sie stehen leer und verödet, wie der des Duca di San Stefano. Lebendige Zeugnisse der classischen Zeit stoßen auch hier zusammen mit den Traditionen und Reminiscenzen des frühesten Christenthums: das altersgraue Kirchlein San Pancrazio, das, mitten in den Feldern heute, vor der Porta di Messina liegt, war ein kleiner Tempel, in dem zuerst Pancratius, ein Abgesandter des Apostels Petrus aus Antiochien, die neue Lehre predigte. Von diesem Thor bis zum anderen Ende der Stadt, der Porta di Catania, führt eine einzige, lange Straße, der Corso Umberto, und wohin man hier blicken mag, wird man zierlicher Pilaster, fein gemeißelter Thüreinfassungen, stolzer Wappen und lateinischer Inschriften gewahr — Reste des Mittelalters und der Renaissance, die ganze Bergstadt umgürtet von einer alten Saracenenmauer und hoch am Gefels, auf dem schönsten Punkte, das berühmte Theater mit der unbegrenzten Aussicht über die weite See und die sonnige, von der Brandung umsäumte Uferlandschaft mit dem Dörfchen und Castell Mola hoch oben, in schwindelnder Höhe, dies Alles beherrscht vom Silber des Aetna, der den wahrhaft pompösen Abschluß und Hintergrund dieses ebenso großartigen als lieblichen, mannigfaltigen und in seiner Art einzigen Bildes darstellt.

Wer es, an einem Mainachmittage, von den Stufen des Theaters herab einmal gesehen hat, aus dessen Seele wird es nicht mehr verschwinden, und wenn das Theater an Alter sich nicht vergleichen kann mit dem von Syrakus, welches schon ein paar hundert Jahre stand, als das von Taormina erst gebaut ward, so gibt es uns dafür, in seinen Grundzügen und hauptsächlichen Bestandtheilen um so besser erhalten, die vollständige Construction der antiken Schaubühne. Der Bau, dessen mächtige Trümmer wir heute vor uns sehen, war der eines römischen Theaters; aber er ruht auf den Fundamenten eines griechischen, das, wie man annimmt, ungefähr aus der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. Geburt datirt, wo Timoleon seinen von Carthagern und den eigenen Tyrannen hart bedrängten Stammesbrüdern noch einmal die Freiheit erringen half und ein Abglanz dieser glücklichen Zwischenzeit auch auf Tauromenion fiel, dessen damaliger Beherrscher, Andromachos, sich mit dem edlen Corinther verbündet hatte. Auf diesen Grundmauern erhebt sich das Theater, dessen Ueberreste deutlich die griechische Form zeigen, aber nach der Weise der Römer erweitert und im Einzelnen vielfach umgestaltet. Große Schatten schweben über dem nackten Oval des Theaters von Syrakus; hier aber könnte man sich einbilden, daß wirkliches Volksgetümmel die Räume nochmals erfüllen, daß auf

der Scene die Schauspieler wieder erscheinen und aus den hohen Thorwölbungen das Schaugepränge der Festzüge hervorkommen werde. Noch stehen, am Eingang und in fast unverletzter Schönheit, die korinthischen Säulen, die das steinerne Gebälk tragen; noch steigt man, mit jenem Römerschritt, den man vom Colosseum her kennt, die Regia hinan, die Haupttreppe, die zu der obersten Präcinction oder dem dritten Rang führte, der Galerie für das Volk; durch diese Thür traten die Senatoren, die Magistratsbeamten und Vestalinnen in die erste Präcinction ein, wo die curulischen Sessel standen und die Sitze mit kostbaren Draperien bedeckt waren; jene Thür öffnet sich auf die zweite Präcinction, die der Geschlechter, der Patricier, von deren Namen sich zweie noch eingegraben in den Bruchstücken ihrer Sitze finden. Von einer so vorzüglichen Akustik ist dieses Gebäude, daß man heute noch, in seinem dilapidirten Zustand, auf den obersten Reihen jedes Wort verstehen kann, das weit unten auf dem Podium gesprochen wird. Noch sieht man hier das Viereck der beiden Altäre, in deren verhüllten Nischen die Götterbilder des Apoll und Bacchus standen. Noch durchwandelt man die Seitengemächer, in denen die Schauspieler den Soccus anlegten und die Masken vorbanden; noch aber auch kann man in unterirdische Corridore blicken, aus welchen die wilden Bestien auf die Arena stürzten zum grauenhaften Kampfe mit den Gladiatoren. Denn der Römer mußte dies blutige Schauspiel haben, vor dem der milder geartete, feiner gesittete Grieche zurückgeschaudert wäre. Dieser bedeckte Gang, aus dessen dunklen Tiefen es noch immer eisig heraufweht, spricht mehr als alles Andere für die Wandlung, welche das Theater von Taormina durchgemacht, da dem feierlichen Reigen der tragischen, den heiteren Tänzen der komischen Muse das Ringen mit den Thieren der afrikanischen Syrthe folgte und statt des Evoë der Thyrsusschwinger und Bacchanten das Gebrüll der libyschen Löwen, der katzenartigen Leoparden und der Todesschrei des sterbenden Fechters hier gehört und beklatscht ward. Verstummt ist das Eine wie das Andere; doch derselbe Himmel wölbt sich noch strahlend über den öden Sitzreihen, und wenn man die höchsten erklommen hat, wo man über dem letzten Mauerrand ins offene Land hinaustritt, zwischen dem dort verstreuten Gestein wächst und grünt noch immer der Akanthusstrauch, dessen breit ausgezacktes, kelchartig gestaltetes, wie sehnsüchtig empor gehobenes Blatt der griechische Künstler einst im Capitäl der korinthischen Säule nachgebildet hat.

Ungefähr eine Stunde von Giardini, dreiviertel des Weges nach Catania, liegt in einer wundervollen Landschaft, am Abhange des Aetna, dicht über dem Meere, Aci Reale. Hier gedachten wir eine Weile zu rasten. Mich verlangte, das Leben in der Provinz kennen zu lernen, und dafür hatte man uns die Stadt gerühmt, welche, wiewohl auf classischem Grund gelegen und von classischen Erinnerungen umgeben, doch ganz modern ist. Aci Reale zählt an die vierzigtausend Einwohner, bildet den belebten Mittelpunkt einer besonders gesegneten Gegend und hat durch ein neuerdings sehr in Aufnahme gekommenes Mineralbad den Impuls zu weiterem Fortschritt empfangen. Alles hier macht den Eindruck der größeren Regsamkeit und der Intelligenz. Die Saison hatte noch nicht begonnen,

aber das große, für die Badegäste bestimmte Hôtel war schon in vollem Betrieb, und wir fanden darin ein vortreffliches Unterkommen. Eigenthum des Barons von Floristella, der sich überhaupt um diese neuen Anlagen, Bad und Park, höchst verdient gemacht, hat das Hôtel, wiewohl jüngsten Datums, dennoch viel von der Pracht und Geräumigkeit der altitalienischen Paläste, nach deren Muster es erbaut ist. Daß es außerdem in jedem anderen Betracht musterhaft geführt wird, verdankt man einem gleichfalls vornehmen Herrn, einem Cavaliere, der sein Director ist, und wie denn Alles im Stile war, so hieß auch unsere würdige Dienerin Donna Carmela. Uns hatte, wie schon angedeutet, nur die zufällig hingeworfene Bemerkung einer Reisebekanntschaft auf Aci Reale gebracht, das im Allgemeinen mehr von Italienern als von Fremden besucht wird. Aber Vieles, um nicht zu sagen das Meiste, hängt im Leben und auf Reisen vom Zufall ab, und das Geringfügigste kann den Eindruck beeinträchtigen, der unter anderen Umständen ein reinerer gewesen sein würde. Denn wir sind nicht ganz Herren unserer selbst: über das Kleinliche, das in uns ist, haben wir keine Gewalt. Aus diesem Grunde, wenn aus keinem anderen, ist ein Hôtel, das nicht allzu weit unter den Ansprüchen zurückbleibt, an die man gewöhnt ist, für den Reisenden eine von jenen Bedingungen des ungetrübten Genusses, die man sicher nicht überschätzen wird, aber auch nicht unterschätzen darf. Hier fanden wir, was wir gesucht, vor Allem Ruhe, die wir, nach einer Reihe sehr bewegter Tage, von Herzen ersehnt hatten. Die Fülle des Südens war um uns, und wir hatten endlich wieder, dem Fremdenstrom entronnen, der zumal in Taormina ganz unerträglich geworden, das Gefühl, uns selbst und allein anzugehören, wie etwa in Berlin, wenn es Sommer ist. Jetzt nahm ich meine Bücher wieder vor — von denjenigen, die ich lese, weil ich sie liebe, nicht weil ich sie lesen muß — und ordnete sie behaglich auf meinem Schreibtisch. Unter einem Seitenbalkon stand ein weiß blühender Orangen- und ein mit goldgelben Früchten beladener Citronenbaum, darunter, auf spärlichem Rasen, eine Ziege weidend, und über dieses Idyll hin sah ich, von meinem Buch aufblickend, den Aetna, seine Spitze zuweilen von Gewölk umhüllt, aber seine mächtigen Flanken in grandioser Linie sichtbar und immer mit Schnee bedeckt. Der große Balkon, an der Hauptfront mit hohen, grünen Läden gegen die Morgensonne geschlossen, ging auf das Meer, dessen Glanz selbst durch das grünliche Dunkel herauf schimmerte, und zwischen beiden, dem Hôtel und dem Meer, auf dem steilen Ufer über demselben, liegt der Park, der uns zu jeder Zeit offen stand. Lange Stunden haben wir hier verträumt, um die warme Mittagszeit, unter den schönsten Rosen sitzend, oder umherwandelnd zwischen den herb duftenden Buchsbaumhecken oder den Hügelpfaden folgend, die dicht von Eucalyptus und Coniferen beschattet sind. Und soll ich es gestehen, daß mitten in dieser, von allem Arom erfüllten Luft mir der Geruch des Schwefelwassers nicht einmal unangenehm war? Er entrückte mich weit weg von hier, in die Heimath, in das kleine Bad Nenndorf, das Paradies meiner Kindheit und Jugend, mit dessen Wundern in meiner Erinnerung der Schwefelgeruch untrennbar verbunden ist. Im Baumdunkel, das die Sonne selbst am Mittag nicht durchbrach, unter einem Tempelchen mit bunten Scheiben, lag der Brunnen, in diesem magischen Zwielicht doppelt geheimnißvoll für die

Knabenphantasie. Hier sprudeln die heißen Quellen unter der Lava des Aetna hervor, an einem Orte, der oberhalb Aci Reale's, bei San Filippo gelegen, Il Pozzo di Santa Venera heißt, nach der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Venera, derselben, der wir bereits einmal in einer der Latomien von Syrakus begegnet sind. Schon den Römern waren diese Thermen bekannt; Reste der Bäderanlagen, die sie hier errichtet, sind noch vorhanden, und Mosaiken, Statuen, Vasen, Münzen vielfach in der Nähe gefunden worden. Gegenwärtig wird das Wasser in Röhren nach dem schönen Badehaus geleitet, das, im heitersten Renaissancestil gehalten, von Rosen gleichsam bekränzt und umschlungen, die Perspective des Parkes mit seiner schimmernden Säulenhalle schließt und an dessen Stirnballen man die Worte liest: „Terme di Santa Venera". Marmorbilder leuchten aus dem tiefen Grün, von der Terrasse herab blickt man auf das jonische Meer, und darüber spannt sich dieser lichte sicilianische Himmel, der — wenn man den Berichten glauben darf — Nebel und Schnee nicht kennt, außer dem am Aetnagipfel, nur an dreißig Tagen im Jahre Regen herabsendet und sonst immer diesem glücklichen Erdenfleck in ungetrübter Helle scheint. Um die Wahrheit zu sagen, hatten wir einen oder zwei dieser dies nefasti während unseres Aufenthaltes in Aci Reale — Regengüsse von solcher Heftigkeit und Masse des niederstürzenden Wassers und so durchdringender Nässe, wie wir wiederum im Norden sie nicht kennen; aber plötzlich, wie dieses wolkenbruchartige Wetter gekommen, ist es nach kurzer Zeit wieder verschwunden, und in der nächsten Viertelstunde hat die Sonne seine letzte Spur verwischt. Eine reinere, balsamischere Luft kann man nicht athmen als diese, die, von den weiten und unbewohnten Flächen des Aetna herabwehend, mit der des Meeres sich mischt und immer erfüllt ist von dem Geruche des Grüns und der Blumen. Die Temperatur, mitten im Mai, hier an der Küste Siciliens, um die Mittagsstunde, bei Sonnenschein und völlig wolkenlosem Himmel, war doch so frisch und kühl, daß bei den Promenaden im Park mir der Ueberzieher keinen Augenblick zu viel wurde. Wahrlich ein ideales Klima für den Leidenden, um Genesung zu hoffen, für den Gesunden, um seiner Tage froh zu werden — ein Ort, um nach der Arbeit des Lebens auszuruhen und den Rest zu genießen im Anschauen dieser lieblichen und erhabenen Natur, im Umgang mit den erlauchten Geistern der Vergangenheit — wenn nur nicht immer wieder, auch hier, das Menschliche zum Vorschein käme mit Allem, was zumal in Sicilien an ihm haftet.

Unser ländlicher Ruhesitz lag etwa zehn Minuten weit vor der Stadt, zu welcher man auf einer trefflich gehaltenen und von früh bis spät sehr belebten Chaussee gelangte. Bettler lauerten, unter dem Opuntiengesträuch, auf beiden Seiten derselben, immer bereit, über uns her zu stürzen, sobald wir uns nur blicken ließen. Man gewöhnt sich zuletzt auch daran, ohne dergleichen allzu tragisch zu nehmen. Betteln ist hier ein Geschäft wie jedes andere; zuweilen auch nur eine Nebenbeschäftigung und für die Kinder sogar ein Spiel. Aci Reale selbst macht den Eindruck einer ungewöhnlich sauberen und wohlhabenden Land- oder Provinzialstadt; sie liegt eingebettet in Frucht-, namentlich Citronengärten, ist ganz mit breiten Lavaquadern gepflastert, hat schöne, geräumige Straßen mit fast ausnahmslos stattlichen Häusern darin, offene Plätze mit den Regierungsgebäuden

und den Kirchen, und überall, selbst in den engeren Seitengäßchen, weht eine köstliche Luft, gewürzt von den Massen rings gelagerten Grüns, von der See, vom Gebirge. Man sollte meinen, ein blühenderes Gemeinwesen sei nirgends zu finden; und in der That scheint es hier den besser Situirten an nichts zu fehlen, wie denn Aci Reale für seine Schulen und einen gewissen höheren Bildungsgrad wohl bekannt ist. Auch literarischer Ruhm ist der Stadt eigen, und Büsten und Inschriften bezeugen, wie sehr sie ihn zu schätzen weiß. Aber das intellectuell so hoch entwickelte Leben dieses wunderbar reich begabten Volkes verbirgt doch nur und heilt nicht die socialen Schäden, an denen es leidet. Den künstlerischen und dichterischen Impulsen, die man noch in den untersten Schichten mit Staunen bemerkt, fehlt das Gegengewicht der vernünftigen Erziehung, die nur der Staat zu geben vermag. Die gegenwärtige nationale Regierung hat sicher den besten Willen und vielleicht auch schon manchen Fortschritt zu verzeichnen, wenn nicht unmittelbar auf dem Gebiete der Schule, so doch durch das Heerwesen und in Folge der allgemeinen Dienstpflicht. Aber was wir immer noch sehen, ist doch in der Hauptsache das traurige Vermächtniß der Jahrhunderte, während welcher von einer Fremdherrschaft dieses unglückliche Volk materiell ausgesogen, politisch geknechtet, moralisch erniedrigt wurde. Seine guten und seine bösen Instincte wucherten wie die wilden Blumen und die Giftpflanzen, und die Schätze seiner Einbildungskraft waren die einzigen, die der Despot ihm nicht raubte. Die bemittelten Classen, mit der übrigen Welt im beständigen Contact, haben auch an ihrer Bildung Theil nehmen können: aus ihren Reihen sind die Patrioten, die Helden, die Märtyrer und endlichen Befreier Siciliens hervorgegangen, ebenso wie mehrere der bedeutendsten Staatsmänner des heutigen Italiens. Das Leben dieser Stände hat sich, auch in Sicilien, wohl immer in denselben hergebrachten Formen bewegt. Aber eben darum ist der Abstand so schroff, der sie vom niederen Volk — ich will nicht sagen trennt, denn im Gegentheil sucht man es auf jede Weise zu heben, wohl aber äußerlich unterscheidet. Wir können hier allerdings nur mit unseren Begriffen, als denen von Fremden rechnen. Aber selbst das, was uns vor Allem am sicilianischen und wohl auch an dem unter ähnlichen Bedingungen stehenden süditalienischen Volksleben fesselt: sein bunter, phantastischer Schmuck und Aufputz — diese letzten und immer noch bewundernswerthen Aeußerungen einer glücklichen Natur und eines unzerstörbaren Sinnes für Schönheit — kann uns nicht darüber täuschen, daß sich lange darunter die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung verborgen hat, und immer noch ein unsagbarer Grad von Armuth und Verwahrlosung verbirgt. Wir vermögen es nicht in Abrede zu stellen, daß die Masse der Bevölkerung, derjenige Theil derselben, den man beständiger vor Augen hat, auch hier, in dieser gesegneten Gegend und anmuthigen Stadt, buchstäblich in Lumpen gehüllt und kaum Einer ist, Mann oder Weib, jung oder alt, der nicht die Spur irgend eines Gebrestes im Gesicht, an Stirn, Nase, Mund oder Kinn trüge. Der Sicilianer, freundlicher an sich geartet als der Süditaliener, ist uns auch von vornherein sympathischer als jener, wenn er gleich in seiner äußeren Erscheinung gar nichts vor ihm voraus hat. Von irgend welcher Schönheit dieser Menschen, wenigstens in den unteren Classen, zu reden, überlassen wir

den Localpatrioten und den Novellisten. In Wahrheit gehört selbst ein hübsches Kind zu den Seltenheiten. Am ehesten noch begegnet man einem jungen Burschen, den man mit einigem Wohlgefallen betrachten mag, wogegen die Mädchen, für meinen Geschmack, gleichen Reizes entbehren, die Frauen frühzeitig altern und die Greisinnen zuweilen ein hexenhaftes Aussehen haben. Sie besitzen auch weder in ihren Bewegungen die Feinheit noch in ihrem Verkehr unter einander den Humor der Nord- und Mittelitaliener; mehr als einmal hab' ich solche Weiber wie die Furien, mit Flüchen und Schimpfreden über einander herstürzen, sich balgen und die langen Haare zerraufen sehen, ein Anblick, der den rasch umher sich Versammelnden eher Spaß zu machen als widerlich zu sein schien. Das Pathos in gewissem Sinn und die Leidenschaft beherrschen sie ganz und gar. Heftig sind ihre Gesten beim Gespräch, noch heftiger und durchdringender ihre Stimmen als wir sie schon in Italien hinlänglich gewohnt sind. Wenn man einen ausrufenden Straßenverkäufer hinter sich und einen zweiten vor sich hat, so glaubt man zuerst taub davon werden zu müssen. Aber sie meinen es nicht so böse, diese Leute, die vielmehr nur auf ihren Handel bedacht sind und ihn in den primitivsten Formen betreiben. Der Verkäufer mit Pfundstück und Wage, mit Elle und Schere karrt seinen Kram, Waaren und Zeuge von Haus zu Haus, Ziegenfelle werden umher getragen — „das zottige Fell der großen gemästeten Ziege", wie Homer es in der Odyssee schildert — Fische feilgeboten, an einem Bindfaden aufgereiht, und Würste, wie eine Kette rings um den Hals des Mannes geschlungen, wobei Jeder schreit, nicht nur als ob er den Anderen überbieten wolle (was thatsächlich kaum möglich wäre), sondern allenfalls so wie bei uns, wenn es brennt. Man denke sich diesen Lärm, welcher anhebt, wenn es Tag wird, und mit dem Abend noch nicht aufhört. Denn in der Nacht beginnt der Gesang, auch dieser so stark, vehement und aus Leibeskräften, daß man meint, er werde nicht die Lebenden allein aus ihrem Schlummer wecken. Selbst die Karren und Wagen dröhnen härter auf diesem steinernen Boden, und das Merkwürdigste von Allem ist, wenn die Esel sich vernehmen lassen. Der Esel macht im Süden eine ganz andere Figur; er ist größer, ansehnlicher, er macht sich nützlicher in der Haus- und Landwirthschaft und ist darum auch bei Weitem geachteter als in unseren Himmelsstrichen. Aber auch sein Organ hat sich in gleichem Maße vervollkommnet, und wenn er nun ausholt, so sind es Töne des Jammers und der Klage, wie man sie noch nie gehört, so furchtbar und erschütternd, als ob der Welt ganzes Weh auf seinen Schultern laste, und dann mit einem so hoffnungslosen Gewimmer plötzlich und mitten in einer Cadenz abbrechend, als ob er es aufgebe — als ob es selbst für einen Esel zu viel sei.

Die Fenster in den oberen Stockwerken der Häuser, die von den wohlhabenderen Classen bewohnt werden, sind fast immer geschlossen; aber in den unteren Räumen, die zu Läden und Werkstätten dienen, wird Alles bei stets weit offenen Thüren getrieben und verhandelt. Denn die Läden und Werkstätten haben hier, wie so ziemlich in allen anderen kleineren italienischen Ortschaften, überhaupt keine Fenster, sondern empfangen Licht und Luft einzig durch die stets offene Thür von der Straße her. Auf der Straße denn auch hocken die Schneider und die Schuster, zu Vieren und zu Fünfen lustig darauf los nähend und hämmernd;

der Schreiner hobelt und sägt, der Weber spult und hechelt, der Klempner und der Korbflechter verrichten ihr Tagewerk halb oder ganz auf der Straße; das Feuer der Schmiede leuchtet in die Straße hinein, und die Funken vom Ambos sprühen umher; im Anblick der Straße wird rasirt und frisirt, und auf der Straße sitzen alle Müßiggänger der Stadt vor ihren, übrigens ziemlich dürftigen Kaffeehäusern. Sogar die Nächte werden hier vielfach im Freien zugebracht, wenn die wärmere Jahreszeit gekommen ist. „Es fehlt uns Alles, nur die gute Luft haben wir," sagte mir mein Barbier, der aus Aci Reale gebürtig, von aufgeweckter Sinnesart und sogar in den alten Autoren belesen ist. Denn er hat die lateinische Schule seiner Vaterstadt bis zu den oberen Classen durchgemacht und überraschte mich eines Morgens, als er den Properz vor mir aufgeschlagen sah, mit einem classischen Citat, das sich auf des Polyphem unerwiderte Liebe zu der schönen Galatea bezog.

Wenn dieser kritische Kopf vielleicht damit andeuten wollte, daß er allenfalls auch den mythologischen Ruhm seiner Heimath gelten lasse, so besitzt in der That Aci Reale doch noch Manches außerdem, was den Aufenthalt in der Stadt angenehm macht, und nichts vor Allem gereicht ihr mehr zum Schmuck, als ihr Belvedere, der „giardino pubblico", der durch den Umfang und die Großartigkeit seiner Anlagen wahrhaft überraschen muß. Wenige selbst von den größeren Städten Deutschlands könnten sich in dieser Hinsicht auch nur mit den mittleren oder kleinen italienischen messen, und vorzüglich ist Sicilien das Land der auserwählt schönen Gärten, Schöpfungen einer Gartenkunst, die mit dieser verschwenderisch reichen und jedem Sinne schmeichelnden Natur selber zu wetteifern scheint. Einen anderen Genuß freilich erwarte man nicht in ihnen: vergebens würde der deutsche Besucher sich nach einer jener Erfrischungsstätten umsehen, die, nach seiner Gewohnheit, nicht fehlen dürfen, wo man sich im Freien vergnügen soll. Der Italiener vermißt sie nicht: er ist von einer feineren, bedürfnißloseren Art und hat den Enthusiasmus des Kindes, das sich an den Dingen freut, ohne jeden Nebengedanken. Einen anderen, sinnigeren Schmuck dagegen wird man vielfach in diesen Gärten der sicilianischen Städte finden: wie wir es schon erwähnt bei dem flüchtigen Besuch der Villa Bellini zu Catania, so sind auch hier, im Belvedere von Aci Reale, die Büsten der Männer aufgestellt, die sich in irgend einem Sinne um die Heimath verdient gemacht oder den Glanz ihres Namens erhöht haben — Künstler, Dichter, Gelehrte, Geistliche, Beamte, Politiker. Wohl wahr, daß der Ruhm der Meisten von ihnen über den engeren Bezirk nicht hinausgedrungen ist; aber gibt es etwas Rührenderes, als diesen Localpatriotismus, der das unterdrückte Vaterlandsgefühl so lange ersetzen mußte, der es aber auch mit einer verborgenen, glühenden Liebe genährt hat bis zu dem Tag der Befreiung, an welchem es siegreich, und jeden Widerstand vor sich niederwerfend, in seiner ganzen Stärke hervorbrach? Darum mag auch der Fremde mit Theilnahme diese Marmorbilder betrachten in den immergrünen Hallen, wo der lebendige Lorbeer ihre Stirnen berührt und manch ein Alter, stolz, solche Mitbürger noch gekannt zu haben, die heranwachsenden Geschlechter froh sich unter ihren Schatten tummeln sieht. Das Einzige, was dieses genügsame Völkchen dann vielleicht noch verlangt, ist etwas Musik, und die wird dem Publicum

denn auch im Belvedere von Aci Reale wöchentlich mehrmals geboten. An solchen Tagen pflegt eine vollständige Völkerwanderung stattzufinden nach dem sonst so stillen Park, der am äußersten Ende der Stadt gelegen ist. Ihrer ganzen Länge nach durchschreitet man die breite luftige Hauptstraße, die sich an zwei Stellen in ziemlicher Entfernung von einander zu freien Plätzen erweitert und am Ende wiederum ein ländliches Aussehen annimmt, mit einer Allee von Platanen und einem alten Kirchlein auf mäßiger Anhöhe. Hier, unter dem Dache der Heiligen, fanden wir vor einem jener plötzlichen Gewitterregen und Wolkenbrüche Schutz, der uns mitten auf dem Weg überfiel. Während die Wassermassen über den altersgrauen, niederen Bau herniederprasselten, hörten wir dem eintönigen Gesange der Kinder zu, welche beim Sonntags-Nachmittags-gottesdienst dem vorbetenden Priester respondirten; und in dem gänzlich schmucklosen Raume ward es allmälig so dunkel, daß die röthlich schwehlenden Wachskerzen fast das einzige Licht darin verbreiteten. Aber nicht eine halbe Stunde später, und das Gewölk riß auseinander, strahlend brach die Sonne durch, und über dem Meere, von einem Ende desselben bis zum andern, wölbte sich ein dreifacher Regenbogen von solch intensiver Pracht der Farben, daß ich etwas Aehnliches gesehen zu haben mich nicht erinnere. Die Temperatur blieb kühl — kühler als sie selbst bei uns im Mai zu sein pflegt; aber zuversichtlich gleich allen Anderen traten wir durch die zierliche Pforte mit vergoldeten Eisenstäben in das Belvedere, dessen Pfade schon getrocknet waren, als an den Gebüschen und Bäumen noch die tausend Regentropfen im Glanze der mit den Wolken kämpfenden Sonne sprühten.

Schöner freilich ist der Park, wenn auf die sicilianische Landschaft auch ein sicilianischer Himmel herabschaut, makellos in seiner unvergleichlichen Bläue, gebadet in Licht und Wärme. Dann, von einer vergitterten Anhöhe, wie von einem Balcon, hoch über dem Meere, blickt man weit hinaus, nach dem calabrischen Gestade gegenüber, in purpurnem Duft, und den sicilischen Bergen, die mit reicher Uferlandschaft den Horizont zur Linken schließen. Der Park ist angelegt auf prähistorischem Lavaboden, dessen mannigfache Hügel und Schluchten jetzt der üppigste Baum- und Pflanzenwuchs bedeckt. Palmen und Rosen und blühendes Gesträuch jeder Art und alle Herrlichkeiten der südlichen Vegetation vereinigen sich hier, sanft auf- und absteigende Pfade führen hindurch, und schattige Bosquets laden zum Verweilen ein. Wenn gegen sechs Uhr Nachmittags die Regimentsmusik zu spielen beginnt, dann versammelt sich ein ziemlich zahlreiches Publicum, in welchem übrigens merkwürdiger Weise die Damen gänzlich zu fehlen scheinen. Die Herren aus der Stadt dagegen geben sich um diese Stunde hier ein Rendezvous: die weite Rotunde rings um den Musikpavillon ist ganz von Herren besetzt, während die Männer und Frauen der mittleren oder niederen Classen außen umher stehen oder luftwandeln. In Gruppen von fünfen oder sechsen kommen die Geistlichen in schwarzen Gewändern und breiten Hüten; unter einem Jasmingebüsch, in voller Sonne, das abendlich erglänzende Meer vor sich, sitzen baarhäuptig zwei weißgekleidete Dominikaner, und eines nach dem andern marschieren ganze Bataillone von Schülern herein, immer paarweis nebeneinander, alle höchst sauber, in militärischem Habit, wie bei uns die kleinen Cadetten, und jede Schar von einem Priester geführt, wie von einem Officier. Man fragt sich, wenn

man in diesen sicilischen Städten, ebenso wie in denen des südlichen Italiens, die auffallende Menge von Schwarzröcken sieht, womit sie sich beschäftigen. Thatsächlich widmet ein großer Theil derselben sich der Jugenderziehung, allerdings meist nur der besseren Stände, wogegen der Volksunterricht in neuerer Zeit eher zurückgegangen als vorgeschritten ist. Denn die Volksschule will die Regierung aus politischen Gründen der Geistlichkeit nicht anvertrauen, und um eine genügende Zahl staatlich approbirter Lehrer zur Verfügung zu stellen, fehlen ihr die Mittel. Dem Fremden würde nicht wohl anstehen, über Dinge dieser Art sein Urtheil abzugeben; er muß sich darauf beschränken, zu referiren, was er sieht und hört. Jede gute Familie hier hält sich ihren Hausgeistlichen, und nicht wenige gibt es, die deren drei bis vier unterhalten. Als ich einmal die Rede darauf brachte, sagte mein Barbier — und man wird mir verzeihen, daß ich seine Worte genau so wiedergebe, wie er sie sprach: „Ein Priester im Haus ist wie ein Schwein im Haus, das man zu Allem gebrauchen kann und von dem man nichts fortwirft." Er meinte damit durchaus nichts Arges, sondern wollte nur sagen, daß ein solcher Geistlicher der Erzieher der Kinder und der Berather der Erwachsenen in allen Angelegenheiten, weltlichen und religiösen, daß man sich auf ihn verlassen und ihm vertrauen könne, daß er zugleich der gute Freund und treue Diener seiner Herrschaft, mit einem Worte: daß er ihr Factotum sei. — Tadele man darum meinen bescheidenen Freund nicht. Ein ganz anderer Mann als er, einer, der, als er noch lebte, sich des höchsten Ansehens bei seinen Mitbürgern erfreute, und nun, nach seinem Tode eine der Glorien Aci Reale's ist, hat vor fast sechzig Jahren schon von dem Clerus seiner Vaterstadt gesagt: „Er ist unterrichtet, in guten Verhältnissen, höchst religiös, streng, sogar exemplarisch — aber zu zahlreich." Und er fügt hinzu, daß auf die zwanzigtausend Einwohner, die damals Aci Reale zählte, zweitausend Cleriker kamen.

Diese Zeilen sind einem Büchlein entnommen, das mir sehr lieb und sehr nützlich geworden ist: den „Notizie storiche della città d'Aci Reale" von Lionardo Vigo (Palermo, 1836). Keine der Büsten im Belvederepark hat mich dermaßen angezogen, wie die seine. Jedesmal, wenn ich den schönen Garten betrat, bin ich, gleich rechts vom Eingang, unter dem schirmartig herabwallenden Gezweig einer mächtigen Hängeweide stehen geblieben vor diesem leicht gesenkten Haupt mit der nachdenklichen, breiten Stirne, diesem behäbigen Antlitz, in dem sich so viel Seelengüte, so viel Wohlwollen und so viel Zufriedenheit ausdrücken. Auch ist dies Denkmal, welches die Stadt, neben so manchem andern, dem verdientesten ihrer Söhne gewidmet, in Aci Reale nicht sein einziges: ein zweites, aus Bronce, vom Vaterland ihm errichtet, erhebt sich auf dem Platze, der nach ihm „Piazza Lionardo Vigo" heißt, und eine Marmortafel bezeichnet das Haus, in dem er sein gesegnetes hohes Alter von achtzig Jahren (er starb 1879) erreicht hat. Es ist ein echtes Patricierhaus, in freier Lage vor der Stadt, an der Straße, die nach Sta. Venera führt, mit dem Ausblick auf die weite Landschaft des Aetna, dieses „schwarzen, schweigenden, gefahrdrohenden Berges, den er mehr geliebt hat, als sich selbst", und schöner besungen, als irgend ein anderer der heimischen Poeten. Von ursprünglich genuesischer Herkunft, aus einem alten und edlen Geschlecht, welches große Vasallenthümer in

Ligurien und der Romagna besaß, ist der Marchese Lionardo Vigo hier, in Aci Reale, 1799 geboren worden und einer seiner jüngeren Vettern ist gegenwärtig noch römischer Senator. Ein Jahrhundert schon und länger sind die Vigo's seßhaft in dieser Stadt, deren Geschichtschreiber und Alterthumsforscher Lionardo war, bevor er der Dichter ganz Siciliens ward: „storico, poeta, filologo" wird er in der Inschrift jener Gedenktafel genannt, und auf all' diesen Gebieten war er einzig thätig, den Erdenfleck, dessen Mittelpunkt der Aetna bildet, zu verherrlichen. Aber wie von dem höchsten Punkte dieses Vulcans er einen Blick wirft auf die rings um ihn ausgebreitete Heimathinsel, so haben seine „Lirica", hat ihn sein nationales Epos „Il Ruggiero", das den normannischen Eroberer, den „großen Grafen" besingt, in Sicilien populär gemacht. So charakteristisch spiegelt sich die sicilianische Welt in seinen Gesängen, daß man aus ihnen, nicht lange nach seinem Tod, eine Blüthenlese: „Sicilien in den Liedern Lionardo Vigo's" (La Sicilia nei canti di Lionardo Vigo, di Michele Cali, 1881) zusammengestellt hat. Sein krönendes Lebenswerk aber, das ihm auch in den akademischen Kreisen des Auslandes die höchsten Ehren eingetragen hat, sind die beiden grundlegenden Sammlungen sicilianischer Volkslieder, der „Canti popolari siciliani raccolti ed illustrati" (Catania, 1857) und, in neuer sehr vermehrter Ausgabe, der „Raccolta amplissima di canti popolari siciliani" (das. 1874)[1].

Daß an, oder nicht weit, von der Stelle, wo heute Aci Reale liegt, eine verschwundene Griechenstadt Xiphonia zu suchen sei, wie Vigo nachzuweisen sich bemüht, möchten wir nicht annehmen. Der neueste Historiograph Siciliens, Edward A. Freeman, leider jüngst (1892) gestorben, bevor er sein großes Werk vollendet, macht es mehr als wahrscheinlich, daß hier eine Verwechslung mit dem Vorgebirge Xiphonia, heut Capo di Sta. Croce vorliegt, woselbst, unfern Syrakus, die Stadt Megara von den Doriern gegründet ward[2]. Auch Naxos, in so geringer Entfernung von Aci Reale, ist untergegangen; aber Mauerreste sind doch noch in den Feldern bei Giardini zu sehen. Alles dagegen, was sich von Alterthümern in der unmittelbaren Umgegend von Aci Reale gefunden hat, ist nur auf die Römerzeit zurückzuführen. Der Namen Acium, als Bezeichnung einer Stadt, begegnet sicher beglaubigt, zuerst in dem Itinerarium des Kaisers Antonius Pius, der im Jahr 150 n. Chr. Geb. eine Reise durch Sicilien machte: Per Tauromenium Naxo m. p. XV, Acio m. p. XIX, Catina (das gegenwärtige Catania) m. p. IX.[3] Diese Wegangaben treffen heut noch zu. Der früheren Zeit ist Acis nur als Flußname bekannt gewesen; auch Silius Italicus, wo er (de bello punico, XIV) von den mit den Römern verbündeten Gebieten Siciliens spricht, führt den Acis an, „der durch die Aetnäischen Lande zum Meere strebt, und mit sanfter Woge die holde Nereide badet." In der That scheint die Acissage, so wie wir sie jetzt kennen, erst von den römischen Dichtern aus-

[1] La mente di Lionardo Vigo von Domenico Ciàmpoli (Aci Reale 1889). Das Beste dieser Gedenkrede sind die im Anhang hinzugefügten biographischen Notizen von einem Enkel Lionardo Vigo's. — Kürzer, aber inhaltreicher ist ein kleiner Aufsatz: „Un poeta dell' Etna" von Ottavio Grassi Badalà in der Zeitschrift „L'albo dell giovinezza" (Bergamo, 30. Gennaio 1893).

[2] Freeman, Sicily p. 33, 47, 48.

[3] Vigo, p. 11.

gebildet oder überliefert worden zu sein. In Theokrit's Idyll „Der Kyklop" tritt dieser, „unseres Landes alter Genoß, Polyphemos" nur als unglücklich Liebender auf, „der für Galateia glühete"; und auch Properz noch läßt es dabei bewenden, daß die Tochter des Nereus bei Polyphem's Gesang die „triefenden Rosse" zum Aetna lenkt (Elegiae, IV, 1, v. 45). Erst im Ovid, der übrigens die Liebesklage des Kyklopen (Metamorph., XIII, 786 ff.) fast wörtlich aus Theokrit übersetzt, wird der ganze Hergang erzählt: wie Polyphem mit einem Steinwurf den begünstigteren Nebenbuhler Acis tödtet und dieser darauf, in einen Fluß verwandelt, mit der geliebten Nymphe sich für immer verbindet —

„— Auch so noch war, gewandelt zum Strome,
Acis, und ständig verblieb bei dem Fluß der vormalige Name."
(Ib. 895.)

Und also bis zum heutigen Tage: noch immer geht das Flüßchen Aci, mit seinen beiden Armen, le acque Grandi und la Reitana, bei dem Capo di Molino ins Meer: Wasserläufe, welche kühl und klar, in reichlicher Fülle, vom Aetna herabkommen. Ihre Mündung, ungefähr eine Stunde von Aci Reale, bezeichnet die Stelle, wo mit der Sage vom jüngeren die vom älteren Polyphem sich gleichsam berührt: die kyklopischen Felsen, vom Volke faraglioni genannt, wie ähnliche Felsbildungen bei Capri heißen, und den Hafen des Odysseus —

„Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Wasser,
Quellend aus Felsengeklüft; und umher sind grünende Pappeln."
(Od. IX, 140.)

Der Tag war kühl und sonnig, der Aetna mit großen silbernen Wolken bedeckt, als wir dahinausfuhren. Die Landstraße, wiewohl reizlos an sich, höchst staubig und schnurgerade, verleugnet dennoch nicht den südlichen Charakter: Citronenhaine, das ganze Jahr blühend und Früchte tragend, sind auf beiden Seiten, abwechselnd mit Weingeländen, die bis hinunter ans Meer reichen. Es ist die Straße, die nach Catania führt, und hier, etwa halbwegs, erblickt man bald, in einer Meeresbucht, nicht weit vom Strande, die Kyklopenfelsen aus der See ragen. Es sind vulkanische Gebilde, sieben an der Zahl, von hohem Alter und mächtigen, kühnen Formen, Inselchen und Riffe, in geringen Abständen von einander umhergestreut. Die größte derselben ist die Isola di Trezza oder Lachea (Lakía). Man rudert in wenigen Minuten von dem Dörfchen Acitrezza hinüber: ein ungeheurer Felsblock, an dem man nicht mühelos emporklimmt, mit Höhlen und phantastischen Bögen und gewaltigen Basaltsäulen, von Krystallgruppen durchschossen, mit einer spärlichen Erdschicht bedeckt, in welcher oben der Akanthus blüht, und unten, in traulicher Nachbarschaft, neben einem Kartoffeläckerchen ein paar Weinstöcke stehen. Dieses Inselchen ist das Eigenthum eines Cavaliers, des ehemaligen Präfecten von Rom — desselben (wie klein doch die Welt, auch in Sicilien ist!), mit welchem wir, kurz zuvor, auf der Hinreise, von Neapel nach Messina gefahren — und jetzt an die Schiffersleute verpachtet, die uns herübergebracht. Die reichere Ernte für sie mag der Fremdenbesuch sein; sie haben den Schlüssel zur Insel bei sich, die festungsartig gesperrt ist und ohne sie nicht betreten werden kann. Ein kleines Bretterhaus ist unten, in welchem zur Sommerszeit, wenn die Badesaison begonnen hat, Erfrischungen gereicht werden. Oben hat man den Fernblick auf die beiden Küsten von Sicilien und

Calabrien und das dazwischen fluthende, breite Meer. Ein Dampfer zog vorüber, der nach Triest ging; den Prospect nach rechts schloß das vorspringende Fels- und Burggemäuer von Aci Castello.

Diese kyklopischen Felsen nun sind es, mit denen einst der racheschnaubende Kyklop das Schiff des Odysseus zu zerschmettern trachtete. Nicht der unholde, liebeschmachtende Jüngling der Acissage, der, wie schon Seume bemerkt, etwas Komisches hat, sondern der ausgewachsene Riese, der Menschenfresser, ist dieser furchtbare Polyphem, der von Odysseus geblendet, beraubt und verhöhnt, Felsstück auf Felsstück nach ihm schleudert, ohne zu treffen — denn er kann ja nicht mehr sehen:

„Hoch auf schwoll das Gewässer vom niederstürzenden Felsblock,
Vorwärts wogend das Schiff, und strudelt' es nahe zum Ufer."
(Odyssee IX, 541.)

Es ist merkwürdig, daß in dem Bilde, welches Homer sich von Sicilien macht, derjenige Zug fehlt, der in der That sein beherrschender ist, nämlich der Aetna. Aber deutlich abgegrenzt in der localen Ueberlieferung ist „das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler", und gleich seinen Genossen auch der Polyphem der „Odyssee" hier noch ein Hirt: „ein Scheusal, groß zum Entsetzen", „ein Mann von Riesengestalt, der die Herde einsam pflegte zu weiden" (IX, 187). Euripides, der in seinem „Kyklop" der homerischen Erzählung sonst ziemlich treu folgt, bringt sie doch schon, der genaueren Kenntniß seiner Zeit gemäß, in Zusammenhang mit dem Aetna:

„Da blies ein Wind aus Osten auf mein Schiff herein,
Und warf an diesen Felsen uns des Aetna, wo
Einsam des Fluthengottes Söhn', einäugige
Kyklopen, hausen, gierig nach der Menschen Blut."
(Donner's Uebersetzung, V. 19 ff.)

Hier auch erscheint „der wilde Kyklop" bereits als „des Aetna's Sohn", als „böser Nachbar" des Hephästos, der des Aetna's Herrscher ist. Damit war der Uebergang bezeichnet zu der späteren Gestalt des Mythus, in welcher die Kyklopen die Schmiedegesellen des Hephästos sind: ihr rundes Auge (κύκλωψ), nach dem sie hießen, verwandelt sich nun in einen Feuerball, von Schildesgröße, mitten auf der Stirn, und ihre Werkstatt, in der sie die Donnerkeile des Zeus schmieden, ist der Aetna. Denn in seiner ganzen furchtbaren Schönheit hatte man den feuerspeienden Berg inzwischen kennen gelernt. Aeschylos malt ihn uns, im „Gefesselten Prometheus", schon aus eigener Anschauung:

„auf der wolkigen
Bergkuppe sitzt und hämmert sein gluthsprühend Erz
Hephaistos; dorther werden Feuerströme einst
Herniederbrechen, rings zerfleischen mit wildem Zahn
Die saatengrünen, sel'gen Au'n Sicilia's."
(Droysen, V. 363 ff.)

Diesen Ausbruch von 475 v. Chr. Geb., einen der berühmtesten in der langen Schreckensgeschichte des Aetna, welchen Aeschylos seinen Prometheus voraussagen läßt, schildert dann Pindar im ersten pythischen Siegesgesang:

„Tief aus ihren Schlünden brechen
Leuchtende Bäche hervor unnahbaren Feuers: am Tag

Wirft die Brandung rauchend den Glühstrom hoch empor,
Beim Nachtdunkel trägt im Purpurschein
Felsblöcke die wirbelnde Flamme weit hinaus in des Meers Abgründe mit Donnergekrach."
(Schnitzer's Uebersetzung, V. 22 ff.)

Dieser Hymnus hat die Widmung: „Hieron, dem Aitnäer"; es ist Hieron I., der, vier Jahre nach jener Eruption, der Stadt Katane, nach Austreibung der alten jonischen Einwohnerschaft und Ansiedlung einer neuen dorischen, den Namen Aitna gab. Zur Feier dieser Neugründung dichtete Aeschylos die Trilogie der „Aitnaierinnen", von der uns indessen nur spärliche Fragmente geblieben sind (vergl. Droysen, Aeschylos, S. 492); und bald nach Hieron's Tode nahm auch Katane wieder den alten Namen an, den es, in der modernen Form von Catania, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Aber es ist eine völlig neue Stadt auf altem Grunde: der Ausbruch des Aetna von 1169, schrecklicher als der, den Pindar und Aeschylos gesehen, obendrein verbunden mit einem Erdbeben, zerstörte sie fast ganz, und der Ausbruch von 1669, der schrecklichste von allen, bedeckte sie mit einer Lava-, Sand- und Steinschicht von fünf bis sechs Fuß Dicke auf einer Ausdehnung von fünfzehn Meilen im Umkreis.

Vor einem ähnlichen Schicksal ist in neuerer Zeit Aci Reale verschont geblieben; aber auch ihm ist der Ausbruch von 1169 verhängnißvoll geworden. Jedem, der diese Stadt besucht, wird es auffallen, daß fast alle benachbarten Dörfer und Orte, so viel ihrer hier am Fuße des Aetna liegen, einen Namen haben, der mit „Aci" beginnt: Aci Castello, Aci Catena, Aci Sta. Lucia, Aci St. Antonio, Aci Bonaccorsi, Aci San Filippo und Patane. Wenn man die Leute fragt, so sagen sie, daß sie so heißen zum Andenken an eine große Stadt, die einst hier gestanden habe und in einem Ausbruch des Aetna untergegangen sei. Dieser hier allgemein verbreitete Glauben wird von Lionardo Vigo bestätigt (Notizie storiche, p. 88); „ich folge hierin," sagt er, „mehr der Ueberlieferung und den alten acitanischen Karten, als dem Zeugniß der Historiker, welche, und wie mit Absicht, über diese Eigenthümlichkeit unseres Municipiums schweigen: aber die Tradition ist übereinstimmend, beständig und vernunftgemäß." Nach seiner Erzählung ging die Stadt am 4. Februar 1169 in dem Erdbeben und Feuerregen zu Grunde, welche die ganze Aetnaregion erschütterten und verwüsteten. Während aber in Catania fünfzehntausend Menschen umkamen, konnten die Bewohner von Aci noch aus den Trümmern ihrer alten Sitze fliehen; nach ihren verschiedenen Familien zogen sie fort, jedem Haupte des Volkes folgten einige Hunderte zu deren großen Landgütern, auf welchen sie sich alsdann niederließen. Aus diesem öffentlichen Unglücke, schließt Vigo seinen Bericht, entsprang jene Anzahl von Dörfern, Flecken und Gemeinden, welche sich Aci nennen und den südlichen Abhang des Aetna so lebendig und so heiter machen.

An einem herrlichen Maimorgen unternahmen wir eine Rundfahrt zu diesen aetnäischen Gefilden. Tage lang, bei bedecktem Himmel, hatten wir nichts von diesem Monarchen der Landschaft gesehen, der in der Phantasie der umwohnenden Bevölkerung und ihrem täglichen Gespräche die wichtigste Rolle spielt. Sie sagen nicht Aetna, wie wir, sondern „Etena", oder nennen ihn Mongibello. Beständig, auch wenn er ganz im Nebel verschwunden ist, blicken sie nach ihm hin, und es ist ein Fest für sie, wenn er in seiner ganzen Glorie wieder heraustritt, den

Silbermantel frisch gefallenen Schnees um seine beiden Schultern, die Spitze selten nur mit einem leichten Wölkchen Dampfes gekrönt. Die Rauchsäule des Vesuvs bei Tag und seine Feuersäule bei Nacht fehlen ihm; aber von welcher Majestät ist dieser kolossale Bau, von welch großartigem Adel der Form, und wie leuchtet dann das tiefere Blau des Himmels gegen das ruhige Weiß, das er „an eisigem Busen nährt" (Pindar). An solchem Tage, wenn die Luft voll Sonnenschein ist und köstlicher Kühle, muß man den Aetna, muß man aber auch die Leute hier sehen, wie glücklich und froh, nein, wie stolz sie sind auf ihren „Etena".

Hügelan, immer zwischen dem Hochgebirg und der See, steigt der Weg durch die Gartenlandschaft, in der die Rosen blühen und neben dem ergrünenden Wein, dem Gold und Silber der Citronen und Orangen, vor Allem um diese Frühlingszeit der Mispelbaum seine gelben, angenehm säuerlichen Früchte mit den dicken, schwarzen Kernen trägt. Unser Kutscher war ein munterer Bursche, mit einem rothen flatternden Tüchlein um den Hals, und von so mittheilsamer Natur, daß er, während sein kleines Pferd lief, was es laufen wollte, uns immer etwas zu sagen, zu zeigen und zu erklären hatte. Er freute sich des Segens um ihn her, wenn auch nicht allzuviel davon auf seinen Antheil kommen mochte. Doch er war zufrieden. „Limonen haben wir das ganze Jahr," sagte er, als ob man von Citronen leben könnte. Und doch ist es fast so! sie schälen und essen sie, wie bei uns die Aepfel. „Und was kosten sie?" fragen wir. „Ah, niente," gibt er zur Antwort; „fünf, sechs für einen Soldo." Desgleichen stand er mit den Heiligen auf dem besten Fuß, und wenn es an ihm gelegen hätte, wären wir sogleich nach Tre Castagni gefahren, wo morgen das Fest der drei Patrone dieses Städtchens, Sant Alfio, San Gellino und Sant Alberto gefeiert werden sollte. „Ganz Catania strömt herbei; denn diese Heiligen," rief er aus, „thun belli miracoli." — „Kann man etwas von diesen Wundern sehen?" — „Si, si," sagte der Kutscher, der immer mehr in Ekstase gerieth, „Stumme fangen an zu sprechen, und Kranke werden geheilt."

Indessen waren wir in Aci San Filippo, demjenigen dieser Dörfer angelangt, welches, in schon beträchtlicher Höhe gelegen, gleichsam den Mittelpunkt aller sieben Aci's bildet. Amphitheatralisch, in weitem Umkreis gelagert, auf dem stufenartig ansteigenden Gelände des Berges, aus dessen Fruchterde zahlreiche und ungeheure Lavablöcke scharfkantig hervorragen, liegen diese lachenden Ortschaften hier um den Beschauer ausgebreitet, von Aci Reale mit seiner schimmernden Häuserreihe, zur Linken am Meere, bis zu dem grauen Gemäuer von Aci Castello, den kyklopischen Felsen gegenüber, zur Rechten, in einer Entfernung von ungefähr einer halben deutschen Meile. Erst 1642, als Philipp IV. die Stadt für eine Summe verpfändete, welche diese dem König schuldete, erhielt, auf den Wunsch der Bürgerschaft, unser Aci den Beinamen des „Königlichen", um anzudeuten, daß sie zum Domanium regale gehöre[1]). Doch nomen et omen. Denn wiewohl durch diesen Namen an ein feudales Verhältniß erinnernd, das heute längst verschwunden, ist Aci Reale jetzt in der That die Hauptstadt aller anderen Aci's geworden. Aber sie war es nicht immer. Bis über die Mitte

[1]) Vigo, p. 120.

des 16. Jahrhunderts hinaus hatte sie noch nicht einmal eine Kirche, sondern nur eine kleine Kapelle, da, wo heut auf dem Marktplatze der Dom sich prächtig erhebt: die Sacramente wurden nur in der Kirche von Aci San Filippo administrirt[1]).

Vor dieser Kirche standen wir jetzt. Auf einer Erhöhung über dem Dorf, das sich, zu Füßen derselben, mit seinen von Wein und Orangengärten umgebenen Häusern gar malerisch gruppirt, während der Aetna von fern auf sie herabschaut, macht diese Kirche noch immer einen ehrwürdigen Eindruck. Eine mächtige Kuppel überwölbt sie, und obwohl die Front renovirt zu sein scheint, deuten die Seitenmauern auf ein höheres Alter, wie man denn in einem der Pfeiler die Jahreszahl 1558 eingehauen sieht. Ueber dem in Barockstil gehaltenen Portal aber steht noch die Steintafel mit der Inschrift:

D. O. M.
Totius Acis
Mater et
Caput.

Dieses „ganze Acis" umfaßte damals alle sieben Ortschaften, die lange für einen gemeinsamen Complex galten, und noch 1670 auf einer Gedenktafel, die ich in Scaletta, nicht weit von Aci Reale, dicht über dem Meer, an eine Mauer geheftet sah, als die sehr große Stadt Aci, „Aci urbs amplissima", bezeichnet wird.

Lange noch, indem wir bei glühender Mittagshitze den steilen Weg hinan weiterfuhren, sahen wir unter uns, zwischen blühenden Orangebäumen und tief im Grün gebettet, die Mutterkirche von San Filippo mit dem schillernden Meere dahinter, und erreichten in Sant Antonio das höchste dieser Dörfer, das eine schöne Piazza mit drei großen Kirchen ringsum hat, einzelne Häuser mit reizvollen Portalen zeigt und durch Thorbögen hier und dort manchen herrlichen Durchblick gewährt.

Alles war Licht, Glanz, Duft und Heiterkeit an diesem sonnigen Tage, und auch Pferdchen und Maulthiere, so viel ihrer uns begegneten, trabten einher, noch bunter geputzt als sonst, mit rothem Federbusch auf dem Kopf und allerlei blitzendem Metallgehänge um den Hals. Welch' eine Welt von Poesie rollt und rasselt an uns vorüber in diesen Karren auf zwei Rädern, dem gewöhnlichen Frachtfuhrwerk der sicilianischen Landbewohner! Schon am ersten Tage in Syrakus waren die Malereien mir aufgefallen, mit denen, in mehr oder weniger reicher Farben- und Figurenpracht, die beiden Längsseitenwände der „carri" bedeckt sind: Schlachtscenen voll wilden Tumults, Ritter in blanker Rüstung, mit Sturmhauben und wallender Helmzier, das Kreuz auf dem Schild und mit gezückten Schwertern loshauend auf die Turbanträger und Söhne des Propheten; Reiter auf schweren Streithengsten und Reiter auf Kameelen oder Giraffen; Fußvolk im Lanzenkampf wider einander anstürmend, Mohren und Weiße, Christen und Heiden, schnauzbärtige Kerle, phantastisch gekleidet in rothe Wämmser und blaue Pluderhosen, dazwischen händeringende Jungfrauen in grünen Gewändern mit langen Schleppen, das Mieder mit Edelgestein besetzt, und Nonnen in wehenden Schleiern, auf Tod und Leben sich wehrend wider die Ungläubigen, die sie entführen wollen — und

[1]) Vigo, p. 107.

das Alles beladen mit Backsteinen, Mehlsäcken, Haferstroh, geführt von einem Bauernburschen mit runder Mütze, von welcher nach hinten zwei lange Bänder herabhängen, und gezogen von einem mageren Maulthier oder spindeldürren Rößlein!

Kein Contrast konnte stärker, keiner ergreifender sein. Aber erst hier, in Aci Reale, da diese Karrenmalereien in ähnlicher Weise sich beständig wiederholten, und später, je mehr ich, in das Innere der Insel gelangend, davon sah, ward mir klar, was sie vorstellen sollten, bis ich zuletzt ganz heimisch unter ihnen ward. Denn wer würde glauben, daß unter diesem seltsamen Aufzug in der Einsamkeit der sicilianischen Landstraße sich der ganze romantische Sagenkreis verbirgt, aus den Gedichten des Mittelalters und Uhland's Balladen und Romanzen uns theuer? Und doch ist es so. Diese Ritter sind die Paladine Kaiser Karl's: dies ist Roland und dies Rinald, dies Milon von Anglant, dies Ganelon von Mainz und Naims von Bayern. Diese Fräulein sind Angelika, Bradamante und Marfisa. Dieses Roß ist Frontin und dieses Brigliador —

„der schöne, muth'ge Renner,
Dem nur Bayard verglichen wird."

Dieses Schwert heißt Durindana, dieses Fusberta, dieses Balisarda — und jedes von ihnen

„mit ungeheurem Streiche
Macht Roß und Mann auf einen Hieb zur Leiche."

Der Leser wird dieser Verse sich aus dem Ariost erinnern; sein Roland war nicht der mehr, der im Kampfe gegen die Saracenen bei Roncevalles den Heldentod starb und den wir aus der Chronik des Erzbischofs Turpin kennen. In der That, wenn Ariost sich auf diesen bezieht, so geschieht es immer nur in jener ironischen Weise, die durch einen Scherz — wie Cervantes durch treuherzigen Ernst — das Unglaubliche beglaubigt; z. B. „Turpin hat sie gezählt", wenn der Erschlagenen gar zu viele sind, oder „Turpin vergaß die Namen mitzutheilen", oder „berichtet nicht, wo sie geblieben". Ariost's Orlando vielmehr ist einzig der Verliebte, den die Leidenschaft für Angelika zum Rasenden macht, und sein Dichter singt „die Frauen, die Ritter, die Waffen, die Rüstungen, die Liebeshändel, die kühnen Unternehmungen, die zu der Zeit geschahen, wo die Mauren von Afrika herkamen übers Meer." Es ist die Romantik des Nordens, aber unter einen wärmeren Himmel verpflanzt: das Rolandslied, das im Gefolge der Herzoge der Normannen ging; das Wilhelm, den Eroberer von England, auf das Schlachtfeld von Hastings, und die Söhne Tancred's, die Eroberer von Sicilien, zur Einnahme von Palermo begleitete:

„Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch' Panier, manch' Herze schwoll."
(Uhland.)

Der Charakter dieser Gesänge, der „chansons de geste", wie die Jongleurs im elften Jahrhundert sie sangen, war ein strengreligiöser und feudaler: sie behandelten den Kampf der Christen gegen die Mohammedaner, und von dem, was man in einem späteren Sinne Ritterlichkeit nannte, war noch nichts darin. Sie hatten „i cavalier, l'arme, gli armori, l'audaci imprese", aber ihnen fehlten „le donne, le cortesie" [1]). Das, was die romantische Poesie für uns „menschlich,

[1]) Demogeot, Hist. de la Litt. française, 1862, p. 90.

anmuthig, künstlerisch" macht, kam unter der „Tendenz des Jahrhunderts, sich an die Antike anzuschließen" (Ranke), erst durch die Dichter der Renaissance hinein; durch Pulci, durch Bojardo, durch Ariost, und in der Gestalt, die sie ihm gegeben, lebt das Rolandslied, ausgestorben in seiner Heimath, hier im fernen Süden, im Herzen und im Munde des niederen Volkes fort. Söhne desselben, die „Cantastorie", Geschichtenerzähler, Rhapsoden des Marktes und der Straße, lesen es am hellen Tag und unter freiem Himmel aufmerksam lauschenden Versammlungen vor; die Puppenspieler führen es in ihren kleinen Theatern auf; die Karrenmaler stellen es mit grellen Farben in diesen Schildereien dar. Die Cantastorie sind die eigentlichen Schriftgelehrten unter den geringen Leuten: sie können lesen und lesen in der That aus dem Ariost oder anderen Büchern vor; denn es gibt in Sicilien eine ganze gedruckte Literatur dieser Rittergeschichten. Die Karrenmaler dagegen sind zumeist Analphabeten und üben ihre Kunst aus dem Gedächtniß, aus dem, was sie von den Vorlesern oder bei den Puppenspielern gehört haben. In Catania z. B. gibt es eine Fabrik, in welcher einige dieser Künstler mit nichts Anderem beschäftigt sind, als Karren zu bemalen, die sich dann in die verschiedenen Gegenden der Provinz zerstreuen[1]).

Indessen sind es, wenn vorzugsweise, doch bei Weitem nicht die Paladine Karl's d. Gr. allein, deren Thaten und Abenteuer die Stoffe zu solchen Malereien liefern: wie sich andere Sagen- und Legendenkreise in zahlreichen Anklängen mit den Gesängen des Ariost mischen und vielfach in der „Puppenoper" dargestellt werden, so finden sich König Artus mit der Tafelrunde, der Zauberer Merlin, Scenen aus dem trojanischen Kriege, Bilder aus der biblischen und der Geschichte der Heiligen auch auf den Karrenwänden, zuweilen mit Reimen darunter und fast immer von Arabesken umschlungen, die sich mannigfach bis auf die Speichen der Räder und die Deichsel fortsetzen, in denen das buntgeschirrte Pferdchen oder Maulthier läuft. Wundersame Phantasie dieser Kinder des Südens, die ihrer Armuth so viel abringen, um in einem solchen Luxus von Farben schwelgen zu können; die noch in ihrer Niedrigkeit vertrauten Umgangs pflegen mit den Helden der Vorzeit, den Rittern der Romantik und, stolz bis in ihre Verirrungen, selbst diese mit einem poetischen Schimmer umgeben. Verzeichnen die „Canti popolari" des Vigo doch eine Rubrik von Banditenliedern! Muß man ein Volk nicht lieb gewinnen, das trotz seiner Vergangenheit voll von Unglück und Knechtschaft, neben allen Schäden, die daraus hervorgegangen, doch so viele Schätze des Gemüthes und Geistes durch die Jahrhunderte sich bewahrt hat; und darf man daraus nicht die Hoffnung schöpfen, daß es unter einer weiseren und menschlicheren Regierung endlich wieder auch in der Wirklichkeit eines Glückes theilhaftig wird, das es jetzt nur in seinen Träumen, seinen Liedern, seinen Puppenspielen und seinen Karrenbildern genießt?

[1]) Man vergl. hierüber die sehr anziehende Schrift: „Gli ultimi echi della leggenda cavalleresca in Sicilia" del Prof. Achille Mazzoleni. Aci Reale, Tip. V. Micale, 1892. — Der gelehrte Verfasser, dem ich für vielfach mir erwiesene Freundlichkeit und Förderung an dieser Stelle Gelegenheit nehme zu danken, ist in Bergamo geboren und lebt als Professor in Aci Reale.

Der Stammtisch.

Von

Eugen Zabel.

Viele tausend Menschen gehen täglich Unter den Linden in Berlin ihren Geschäften nach oder suchen Zerstreuung und Unterhaltung. Aber nur die Wenigsten ahnen, daß es auch in der Millionenstadt noch stille Winkel gibt, in denen man ungestört träumen, die Sorgen vergessen und den draußen tobenden Lärm überhören kann. Eine solche ruhige Insel in dem beständig aufgewühlten und brausenden Ocean des Berliner Lebens zu finden ist nicht leicht, und wer sie suchen wollte, würde sie wahrscheinlich verfehlen. Man muß Glück haben, um sie zu entdecken und dem Zufall vertrauen, der den Spaziergänger inmitten der harten Arbeit der Weltstadt, so zu sagen mit der Nase, auf ein Stückchen Poesie stößt, an dem er so lange achtlos vorbeigegangen ist.

An der Nordseite der Linden steht ein Haus, dessen ganze Bauart darauf schließen läßt, daß es aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammt. Es zeigt noch wenig von unseren modernen Einrichtungen und der großstädtischen Eleganz, die in dieser vornehmen Straße sonst überall zu finden ist. Das Haus verräth einen Geschmack, der sich über eine gewisse verständige Nüchternheit nicht erhebt. Alles ist gediegen, ordentlich, aber eigentlich recht langweilig ausgeführt. Im Vorderhause haben ein paar bekannte Geschäftsleute Läden, in denen sie schon seit Jahrzehnten ihre Kunden empfangen, obwohl die Räumlichkeiten über die Maßen beschränkt sind. Ein ehrsamer Schuster, dessen Sohlen wegen ihrer Haltbarkeit weit und breit berühmt sind, und ein tüchtiger Buchhändler, der fortwährend über den Niedergang der deutschen Literatur klagt, haben sich hier ein stattliches Vermögen erworben und suchen es nach Kräften zu vermehren. Sie haben oft daran gedacht, auszuziehen und bequemere, hellere Räume zu miethen, aber im letzten Augenblick haben sie sich immer anders besonnen. Sie fürchteten vermuthlich, daß auch das Glück mit ihnen ausziehen würde, ohne ihnen in das neue Heim zu folgen. So drücken sie sich weiter in den mit allerlei Sachen vollgepfropften Löchern herum, schimpfen über die theuern Zeiten, thun aber im Uebrigen ruhig ihre Pflicht und sehen einem sorglosen Alter entgegen.

Ueber der Einfahrt des Hauses stehen die Worte: „Weinhandlung von H. J. Schöller", die mit dicker, aber vom Regen schon halb abgewaschener Schrift an die Wand gemalt sind. Wenn man die schwere Thür öffnete, die zum Hof führt, spürte man den Geruch von Weinfässern, die im Keller aufgespeichert waren, und lenkte gern seinen Schritt zu der kleinen Comptoirstube am Ende des Hofes, wo der Besitzer der Weinhandlung hinter seinem Pulte saß und eifrig schrieb, während sein junger Mann ihm gegenüber die eingelaufenen Bestellungen erledigte, die Rechnungen prüfte und ab und zu ein Wort mit seinem Principal wechselte. Schöller war ein überaus fleißiger und geschickter Mann, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig, dabei immer heiter und unverdrossen. Seine Zuverlässigkeit und seine feine Zunge hatten ihn zu einer Art Vertrauensperson für die vornehmen Restaurants Unter den Linden gemacht, deren Inhaber ihn gern zu größeren Lieferungen heranzogen, weil sie wußten, daß sie gut und billig bedient wurden.

Schöller hatte in der That einen ausgesuchten Geschmack. Wenn er eine neue Marke aus Bordeaux bezogen hatte, pflegte er sich Abends ganz allein in seinem Comptoir einzuschließen und wie ein glücklich Liebender mit seiner Flasche Zwiesprach zu halten. Das war kein gedankenloses Zechen im ausgelassenen Freundeskreise, in Räumen, die von Tabaksqualm erfüllt sind und wo muntere Scherze von Mund zu Mund fliegen. Das Alles hätte der weinkundige Mann in dieser Stunde nur als eine unliebsame Störung empfunden. Nichts durfte sich in solchen Momenten zwischen ihn und das köstliche Naß drängen, dem er seine Geheimnisse ablauschen, hinter dessen Werth er kommen wollte.

Wie er den Wein schüttelte, damit die Blume sich recht entwickle, wie er das Glas gegen das Licht hielt, dann bedächtig die Lippen an den Rand setzte, einen vorsichtigen Schluck nahm und mit der Zunge leise schnalzte, verrieth eine ungewöhnliche Kennerschaft in diesen Dingen. War er mit dem Resultat seiner Prüfung zufrieden, so ging er trällernd und ein Liedchen pfeifend aus dem Hause, um sich bei einem Glase Bier als Nachttrunk in einem benachbarten Local unter das Publicum zu mischen. Wenn seine Freunde ihn in so guter, harmloser, selbstbewußter Stimmung ankommen sahen, flüsterte Einer dem Anderen wohl die Worte zu: „Er hat wieder Etwas entdeckt! Wir müssen doch einmal sehen, was es ist, und prüfen, wie es schmeckt."

Trotz seines großen und ausgezeichneten Weinlagers konnte sich Schöller niemals dazu entschließen, eine Weinstube für Jedermann zu eröffnen. Der Gedanke, unter die Restaurateure zu gehen, sich mit einem großen Dienstpersonal abzugeben und vor jedem reichen Narren, der eine große Zeche macht, eine tiefe Verbeugung auszuführen, war ihm entsetzlich. In seinem Wesen lag eine gewisse Vornehmheit und Selbständigkeit. Sein Ehrgeiz war, Das zu haben, was er eine feine Kundschaft nannte. Ein gewöhnlicher Emporkömmling wurde von ihm lange nicht so gut bedient wie ein Künstler oder Gelehrter, von dessen Leistungen er in der Zeitung gelesen hatte.

Mit einem Theil seiner Kunden suchte er einen persönlichen Verkehr zu unterhalten. Das machte sich nämlich auf folgende Weise. In seinem Comptoir befand sich außer dem Schreibpulte und den Holzkisten, in denen er seine Briefe

und Rechnungen nach den verschiedenen Jahrgängen gesammelt hatte, eine Nische, in der gerade so viel Platz war, daß ein Tisch und vier oder fünf Stühle darin aufgestellt werden konnten. Es war ein schwerer, alter Eichentisch, der mit peinlicher Sorgfalt sauber gehalten wurde und in den der Name manchen fröhlichen Zechers eingeschnitten war. Ueber dem Tisch spendete eine Gasflamme ein mäßiges, aber für die Bedürfnisse der Trinker ausreichendes Licht. An den verräucherten Wänden sah man Bilder von Schöller's Freunden und mehrere Porträts des eisernen Kanzlers, an dem er mit schwärmerischer Bewunderung hing. Unmittelbar neben diesem Raum befand sich das Flaschenlager der gangbaren Sorten, die man schnell bei der Hand haben und nicht erst aus dem Keller holen wollte. Durch die geöffnete Thür sah man die langen Reihen von Flaschen mit den verlockenden Etiketten, auf deren Richtigkeit man hätte schwören mögen.

Ganz von selbst bildete sich in diesem kleinen, aber gemüthlichen Raum eine Stammgesellschaft, die des Vormittags von zwölf Uhr ab auf ein oder auch mehr Stündchen zum Frühschoppen zusammenkam und sich die guten Tropfen aus Schöller's Lager wohlschmecken ließ. Der treffliche Mann hatte bald einen, bald den anderen von seinen Kunden, wenn diese bei ihm persönlich ihre Bestellung machten, genöthigt, doch einen Augenblick Platz zu nehmen und ihnen dann einen feinen Trunk zur Probe vorgesetzt. Daraus hatten sich im Laufe der Jahre freundschaftliche Beziehungen gebildet, die durch die Güte des Weines und das angenehme Wesen des Wirthes immer mehr an Festigkeit gewannen. Ein paar Assessoren, zwei bis drei Bühnenkünstler und ein Premierlieutenant, der soeben in den Generalstab berufen war, hielten diese Vormittagsgesellschaft hauptsächlich zusammen. Man erfreute sich der Weine, die man wo anders kaum für das Doppelte bekommen hätte, und lachte im Stillen die Thoren aus, die sich bis zur Höhe der Kennerschaft nicht aufzuschwingen vermochten.

Der Verkehr der Gäste unter einander war ein so freier und ungezwungener, daß der dicke Assessor Kremnin, wenn seine Flasche leer war, einfach selbst in den Lagerraum ging, aus dem Schrank eine Flasche herauszog und sie selbst entkorkte. Uebrigens wurden hier nur Getränke, niemals Speisen verabfolgt. Schöller wohnte ziemlich weit vor dem Potsdamer Thore. Wer in sein Comptoir hungrig kam, mußte sich ein Stück kalten Bratens oder einen Schnitt Chesterkäse aus einem der benachbarten Delicateßwaarengeschäfte selbst mitbringen. Es erregte jedesmal allgemeinen Jubel, wenn dergleichen Mundvorräthe mit Zuhülfenahme des Taschenmessers auf einem Stück Schreibpapier verzehrt wurden. Dann herrschte die richtige Picknickstimmung wie bei einem Ausflug in den Grunewald.

Das Gute an der Gesellschaft war, daß sie streng abgeschlossen war, daß es keinem Fremden einfallen durfte, sich ihr anzuschließen. Ab und zu kam es wohl vor, daß Dieser oder Jener von der traulichen Frühschoppengesellschaft Unter den Linden gehört hatte, das Versteck ausfindig machte und sich an dem Tische niederlassen wollte. Es wurde ihm dann aber mit höflichen Worten klar gemacht, daß dies durchaus keine Weinstube in dem gewöhnlichen Sinne sei, und der Fremde sah sich in Folge dessen genöthigt, von seinem Sitze wieder aufzustehen, Hut und

Rock zu ergreifen und mit einigen höflichen Worten der Entschuldigung verlegen den Rückzug anzutreten. Hin und wieder ereignete es sich dagegen, daß eine Collegin von den Schauspielern, die hier verkehrten, sich in das Comptoir verirrte und als Bundesschwester fröhliche Aufnahme fand. Das gab dann immer einen besonders munteren Vormittag, der dadurch gefeiert wurde, daß man auf das dunkelrothe Rebenblut Frankreichs eine Flasche Champagner setzte und mit dem schäumenden und prickelnden Getränk das Wohl der Tischherrin ausbrachte.

An einem schönen Herbsttage saß die gewöhnliche Stammgesellschaft in ihrem Winkel wieder beisammen. Der Assessor Kremnin hatte eine schwere und lang dauernde Sitzung im Criminalgericht in Moabit hinter sich. Er trank seinen Wein in langen Zügen, der ihm offenbar auch sehr wohl bekam, wie Figura bezeugte. Der Schauspieler Bellermann hatte bei der gestrigen Erstaufführung eines französischen Sensationsstückes einen schönen Erfolg gehabt. Er blätterte mit Vergnügen in den Zeitungen, die sein Lob verkündigten, und hielt sich für verpflichtet, seinen Triumph mit einer besonderen Libation zu ehren. Der Premierlieutenant von Bergenroth half ihm dabei nach Kräften, und diese Kräfte waren nicht gering. Einige gute, aber sehr starke Havannas hatten die Luft mit dichten Rauchwolken erfüllt, durch welche das Licht der über dem Tische brennenden Gasflamme sich nur mit großer Mühe durchbohren konnte.

Bald klangen die Gläser hell zusammen, bald wurde eine drastische Anekdote aus der Scandalchronik Berlins erzählt. Lautes Lachen wurde vernommen, und ab und zu stieß der dicke Assessor mit der Faust in kurzen, schnellen Schlägen auf den Tisch, was immer als Beweis dafür galt, daß er sich ganz besonders wohl und behaglich fühlte. Der Briefträger, der über den Hof ging, um seine Postsachen auszutragen, der Dienstmann, der ein Zettelchen abzugeben hatte und die übrigen dienstbaren Geister des Hauses, die sich an dem Müllkasten oder der Pumpe Etwas zu schaffen machten, hörten den Lärm, blieben stehen und sagten zu einander: „Heute geht's bei Schöller wieder einmal lustig zu."

Am allerlustigsten war aber gewiß Schöller selbst. Er ließ heute Geschäft Geschäft sein und gab seinem jungen Manne dadurch wiederholte Beweise seines Vertrauens, daß er ihn einmal über das andere Schafskopf nannte. Wenn Schöller sich zu solchen Lobeserhebungen verstieg, konnte man hundert gegen eins wetten, daß er mit sich und der Welt sehr zufrieden war. Er strahlte auch wirklich vor Seligkeit! Seine kleinen Augen versuchte er noch mehr zusammenzukneifen und eine ganz spitzbübisch vergnügte Miene zu machen. Er rieb sich fortwährend die Hände und lief wie ein Wiesel hin und her. Der Assessor fragte ihn verwundert, was er denn eigentlich habe. Bellermann sprach den schnöden Verdacht aus, daß Schöller sich wohl auf seine alten Tage verliebt haben könne, aber das wies dieser mit Entrüstung zurück, indem er meinte, er sei ein verhärteter Junggeselle und für alle Zeit sicher vor den verderblichen Pfeilen Amors. Dabei lächelte er noch übermüthiger in sich hinein, holte eine herrliche Flasche Bordeaux aus dem Weinschrank, schenkte ein, bat, mit ihm anzustoßen und murmelte immer die Worte vor sich hin: „Ihr werdet schon sehen, werdet schon sehen!"

Endlich glaubte Bergenroth mit dem Blick des geborenen Strategen eine Spur gefunden zu haben, die zu weiteren Entdeckungen führen konnte. Auf dem Tisch stand ein frischer Rosenstrauß, der in eine Flasche gesteckt war. Das hatte Etwas zu bedeuten! So Etwas kam nicht alle Tage vor.

„Schöller, heraus mit der Sprache! Zieren Sie sich nicht länger!" rief Kremnin mit seiner kräftigen Stimme. „Wenn Sie nicht verliebt sind, so muß Sie doch sonst Etwas so fidel gemacht haben! Sind Sie etwa Commissionsrath geworden oder hat sich das Wasser unserer guten Spree plötzlich in lauter Mouton-Rothschild verwandelt?"

„Nein, ich sag es noch nicht," entgegnete Schöller, „ich sag es noch nicht!" und rieb sich dabei wieder vergnügt die Hände.

„Unsinn!" rief der Schauspieler Bellermann. „Entweder reden Sie, oder wir trinken nie wieder einen Tropfen bei Ihnen. Oder noch besser! In dem neuen Stück, das bei uns ausgetheilt ist, habe ich eine sehr interessante und dankbare Rolle bekommen, einen Weinhändler, der von dem Dichter ungefähr so charakterisirt worden ist, wie Sie in Wirklichkeit sind. Wenn Sie nicht gleich Ordre pariren" — Bellermann warf dabei einen Blick auf den Premierlieutenant — „und nicht thun, was wir wollen, so copire ich Sie bei der ersten Aufführung unseres Stückes und mache Sie vor ganz Berlin lächerlich. Oder zweifeln Sie daran, daß ich das kann?"

Bellermann sprang von seinem Stuhl auf und gab sogleich eine ergötzliche Probe seiner Begabung. Er verzog das Gesicht, kniff die Augen und copirte Schöller auch in der Sprache so täuschend, daß Alle in lautes Lachen ausbrachen.

„Bravo! Bravo!" riefen Kremnin und Bergenroth. „Das sei seine Strafe für die Geheimthuerei."

„Ach, Thorheit," seufzte Schöller. „Aber wenn Ihr mich zwingt, muß ich es Euch wohl sagen, Ihr — —." Er wollte sein Lieblingswort wieder an den Mann bringen, besann sich aber noch im letzten Augenblick, daß dies nicht die rechte Gelegenheit sei, und fuhr dann fort: „Also paßt auf und freut Euch mit mir. Heute sind es zwanzig Jahre her, daß ich die Ehre und das Vergnügen habe, den Berlinern meinen reinen, ganz unverfälschten Wein bieten zu dürfen, kein gepantschtes Zeug, wie leider Gottes viele meiner Collegen in den Handel gebracht haben, sondern echtes Rebenblut, das Niemand sonst als die liebe Sonne in kunstgerechte Behandlung genommen hat."

„Hurrah!" riefen die Uebrigen, „Schöller soll leben!"

„Laßt mich erst ruhig ausreden," erwiderte dieser. „Ich sage Euch, vor zwanzig Jahren war mir nicht so vergnügt zu Muthe wie heute. Ich machte mir sogar ernstliche Vorwürfe, mit dem kleinen Capital, das mir zur Verfügung stand, ein Geschäft in dem vornehmsten Stadttheil Berlins, hier Unter den Linden, eröffnet zu haben. Als der Anstreicher in seinem beklexten Kittel bei mir eintrat, draußen die Leiter ansetzte, in die Höhe kletterte und über die Einfahrt des Hauses meine Firma „H. J. Schöller" hinpinselte, wurde mir ganz ängstlich zu Muthe. Wirst Du es aushalten können? fragte ich mich. Nun, ich habe es ausgehalten und mir auch so weit einen Groschen zurückgelegt, daß ich,

wenn Noth am Mann ist, einem armen Teufel helfen kann. Ihr wißt ja, Weib und Kind habe ich nicht, will ich auch, offen gestanden, nicht haben, weil ich Angst habe vor all' den Sorgen, die mit dem Familienleben verknüpft sind. Ein fideler Kerl bin ich und will ich auch bleiben bis an mein Lebensende."

Nun begann der Jubel aber erst recht. Alle sprangen auf, stießen mit den Gläsern an und riefen: „Es lebe Schöller! Hoch! Hoch! und nochmals Hoch!" Diese Huldigung wurde dem Jubilar in einer Tonart dargebracht, daß die Wände des alten Gebäudes dröhnten und zwei alte Weiblein auf dem nach dem Hofe führenden Balkon erschienen, um über die seltsame Wirthschaft da unten verdrießlich den Kopf zu schütteln.

Schöller ließ sich das Alles von seiner Stammgesellschaft mit bescheidenem Selbstgefühl gefallen. Er war sich seines Werthes wohl bewußt und durfte sich sagen, daß er von dem, was er verdiente, den besten Gebrauch machte. Davon wußten die Armen und Kranken in allen Stadttheilen Berlins zu erzählen. Er gab reichlich und gern in Erinnerung an das biblische Wort: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Er hatte die Gewohnheit, sich mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten, sie nach ihren Verhältnissen zu befragen und mit Rath und That überall einzuspringen. Daß er mit seinen Baarmitteln nicht knauserte, wo es galt Thränen zu trocknen, sprach für seinen guten Charakter. Aber damit begnügte sich Schöller nicht. Er mußte sich auch davon überzeugen, daß seine Wohlthaten gute Folgen hatten. Oft kletterte er in die Kellerwohnungen hinab und in die Mansardenwohnungen hinauf, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, daß der Noth wirklich ein Ende gemacht worden sei. Er hatte auf diese Weise ganze Familien von dem Untergange gerettet, manchen anscheinend verlorenen Menschen, der seinem Verderben entgegentaumelte, wieder auf den richtigen Weg gebracht.

„Von wem stammt aber eigentlich dieser schöne Rosenstrauß?" fragte Bergenroth.

„Das ist es ja eben, was mich heute so vergnügt macht," entgegnete Schöller. „Ich selbst habe an gar nichts gedacht und mein junger Mann auch nicht." In diesem Augenblick versuchte er auf den Buchhalter, der an seinem Pulte saß und sich gerade jetzt tief über seine Bücher neigte, einen strafenden Blick zu schleudern, was ihm aber bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit nur höchst unvollkommen gelang. „Der einzige Mensch, der sich erinnert hat, was heute vor zwanzig Jahren los war, ist mein alter Schnapke gewesen. Ich war wie gewöhnlich heute früh in mein Comptoir getreten, als mir Schnapke feierlich entgegenkam, mir gratulirte und diesen Strauß überreichte. War das nicht nett von dem guten Kerl?"

Schnapke war, so lange Schöller etablirt war, das unentbehrliche Factotum für den Keller, über den er die Oberaufsicht hatte. Den ganzen Tag trieb er sich zwischen den Weinfässern umher, paßte auf, daß Alles an seinem Platze stand und daß nichts veruntreut wurde. Er war die ehrlichste Haut von der Welt und hätte sich für seinen Herrn jeden Augenblick aufgeopfert, wenn es nöthig gewesen wäre. Dabei konnte er grob wie Bohnenstroh sein. Bei dem Dienstpersonal des Hauses war er gründlich verhaßt, weil er mit Niemandem

ein Wort sprach, aber fürchterlich unangenehm wurde, sobald ihm Jemand vor seine Kellerthür einen Eimer oder einen Besen hingestellt hatte.

Sein größter Kummer war, daß man ihn wegen seines Aussehens für einen Trunkenbold halten mußte, was er in Wirklichkeit gar nicht war. Er machte sich zwar kein Gewissen daraus, den schweren Bottich, der beim Abfüllen des Weins unter dem Faße stand, an die Lippen zu setzen und die darin angesammelten Weinreste mit einigen langen, tiefen Zügen auszutrinken. Thatsache war auch, daß er den Inhalt einer Flasche, die beim Anstoßen zerbrach, nicht schonte, sondern sich an deren Inhalt gütlich that. Aber das Alles geschah mit Maß und Bescheidenheit und war nach Küferbrauch außerdem sein gutes Recht. Die Natur schien ihm jedoch in seinem beschwerlichen Beruf diese kleinen und unschuldigen Freuden nicht zu gönnen, sondern brachte ihn in schnöden und ungerechten Verdacht. Sie hatte ihm eine kupferne Gesichtsfarbe und eine dicke rothe Nase verliehen, aus deren Beschaffenheit die Uebelwollenden alle möglichen gehässigen Schlüsse ziehen konnten. War nun auch Schnapke kein Heiliger, so mußte doch der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt werden, daß er wie jeder durstige Mensch ab und zu seine Kehle anfeuchtete, daß ihn aber niemals Jemand betrunken gesehen hatte. Ueber seine Anhänglichkeit und Pflichttreue gab es außerdem nur eine Meinung. Kein Wunder, daß sein Lob gerade jetzt am Stammtische in allen Tonarten erklang.

Schließlich brachte ein Rundgesang die Frühschoppenstimmung auf den Höhepunkt. Derselbe war wegen seiner Originalität weit und breit berühmt. Kremnin galt allgemein, aber ohne Berechtigung, als der Erfinder desselben und ließ es sich auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen, ihn zu commandiren. Der Text war dem muntern Studentenliede entnommen: „Was ich des Tags verdient mit meiner Leier, das geht des Abends wieder in den Wind.“ Der Witz bestand darin, daß von den Anwesenden Jeder der Reihe nach diese Worte sang, während die Uebrigen dazu das Wort: „Wind“ im Tacte beständig zu wiederholen hatten. Der Assessor sah streng darauf, daß Jeder, der an die Reihe kam, auch richtig einsetzte, daß sich Niemand von der Begleitung ausschloß und daß Alle mit Liebe und Luft bei der Sache waren. Die Stimmen klangen auch ganz prächtig zusammen, nur Bergenroth hinkte einmal im Tact nach und mußte dafür einen strengen Blick des Assessors aushalten. Das fortwährend wiederkehrende: „Wind! Wind! Wind!“ machte sich so natürlich, daß der Schauspieler Bellermann sich den Rockkragen aufschlug und den Hals einzog, weil er, wie er später scherzhaft erwähnte, in diesem Augenblick das Gefühl einer heftig blasenden Zugluft gehabt habe, so natürlich sei der Vortrag der Sänger gewesen.

In diesem Augenblick drangen vom Hofe her verworrene Stimmen in das Comptoirzimmer hinein. Schnapke's dröhnendes Organ war nicht zu verkennen. Er hatte wieder ein Mal einen Streit auszufechten, dieses Mal mit zwei Leuten, die offenbar nicht zum Hause gehörten. Es waren ein Mann in mittleren Jahren, der ärmlich, aber ordentlich gekleidet war, und eine Frau, die etwa Ende der Zwanzig sein mochte und trotz ihres schmalen, bleichen Gesichtes Spuren früherer Schönheit noch deutlich erkennen ließ. Der Mann trug um die Schulter an einem schmutzig grauen Bande eine Guitarre. Beide waren von Schnapke hart

angefahren worden, der mit beiden Armen durch die Luft fuhr und ihnen Etwas klar zu machen versuchte, was sie nicht zu begreifen schienen. Er gebrauchte dabei allerlei heftige Worte und schrie sie an: „Verwünschtes Volk! Könnt Ihr denn nicht lesen? Hier steht es geschrieben: Betteln, Hausiren und Singen ist auf diesem Hofe streng verboten. Ihr bildet Euch wohl ein, daß man Euch zu Liebe eine Ausnahme machen werde! Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn man solche Tagediebe in die Häuser hineinlassen wollte. Raus!" Der Frau standen die Thränen in den Augen, sie wollte gehen. Der Mann dagegen versuchte Schnapke milder zu stimmen, indem er ihm ein Zehnpfennigstück in die Hand drückte. Aber darüber wurde Schnapke erst recht aufgebracht. Er schimpfte so laut, daß Schöller, der an dem Stammtische grade einer neuen Flasche den Hals gebrochen hatte, von seinem Stuhl in die Höhe fuhr, ans Fenster lief und ärgerlich in den Hof hinausrief: „Schnapke! Donnerwetter, was ist denn los?" Schnapke betheuerte, daß die Beiden ein Paar „ganz faule" Leute seien, die sich auf den Höfen herumtrieben und den Leuten mit ihrem Singsang lästig fielen.

Schöller kehrte zu seinem Stammtisch zurück und erklärte seinen Freunden die Ursache des Lärmens. Diese nahmen die Sache bei Weitem nicht so tragisch wie der gute Schnapke. Sie Alle meinten, daß bei einem Trunke von so auserlesener Güte ein kräftiges Lied nichts schaden könne, und da sie sich mit ihren eigenen musikalischen Leistungen bereits ausgegeben hätten, sei es nicht das Schlimmste, wenn das Paar da draußen noch eins singen wolle. Sollten die Leistungen nicht befriedigen, so brauchte man die Leute ja nur mit einigen Nickelstücken zu honoriren und sie dann weiter zu schicken, was sie gewiß nicht übelnehmen würden.

Der Vorschlag wurde angenommen und zu Schnapke's nicht geringem Aerger und Verdruß durfte der Mann seine Guitarre von der Schulter nehmen und sich in Positur setzen. Auch die Frau, die bereits in Todesangst vor Schnapke bis an das Hofthor zurückgewichen war, kehrte wieder um, flüsterte dem Mann ein Paar Worte zu, die dieser kopfschüttelnd erwiderte und räusperte sich einige Male. Schnapke wußte sich vor Aerger, weil er seinen Willen nicht durchsetzen konnte, gar nicht zu lassen. Er brummte Worte wie: „Dummheiten! Unsinn!" vor sich hin, schwenkte rechts ab, und sein breiter Rücken verschwand in dem Kellerhals. In seinem Reiche, zwischen Flaschen und Fässern hoffte er zu vergessen, daß sein Herr und dessen Freunde für sein löbliches Thun und Trachten diesmal so wenig Verständniß gezeigt hatten.

„Sie können zu Tisch gehen", sagte Schöller zu seinem Buchhalter. Eine Minute später hatte dieser seinen Platz an dem Pulte verlassen.

Den lustigen Trinkern da drinnen dauerten aber die Vorbereitungen, welche die Sänger trafen, zu lange. Bellermann erhob sich von seinem Stuhle und rief zum Fenster hinaus: „Vorwärts! Los!" Alsbald ertönte auch ein zweistimmiges Lied, das durch die Art seines Vortrags die Frühschoppengesellschaft ganz seltsam berührte. Es war eine von den lieblichen Weisen, die im Süden unseres Vaterlands zu Hause sind und die, als getreues Abbild der im Volke wohnenden Herzlichkeit und Gemüthstiefe, schon mit den ersten Tönen unser Gefühl gefangen nehmen. Es weinte in ihnen der Schmerz, es jubelte darin die

Freude so rührend und aufrichtig, daß an dem Stammtisch jedes Gespräch sofort verstummte. Alle waren ganz Ohr. Bellermann hatte die Füße weit unter den Tisch gestreckt und blickte wie verzückt an die Decke. Kremnin athmete tief und sah unverwandt auf sein Glas hin. Bergenroth drehte ununterbrochen seinen Schnurrbart, und lächelte ein wenig, als wollte er damit sagen, daß er auch von solchen Dingen und nicht bloß von Taktik etwas verstehe. Der gute Schöller kämpfte mit einer Rührung, die sich in komischer Weise auf seinem Gesichte ausdrückte. Er machte seine kleinen Augen noch kleiner, zuckte mit den Mundwinkeln und bewegte sich auf seinem Stuhle immer hin und her, um seine Rührung zu verbergen. Aber das Gefühl in ihm war stärker als seine Willenskraft. Eine dicke Thräne rann ihm über die Backe, und, obwohl er sie schnell wieder wegwischte, bemerkten die Uebrigen doch deutlich, wie sehr ihm der Gesang zu Herzen gegangen war. Sie machten nun ihrerseits aus den Empfindungen, die sie erfüllten, kein Hehl und gaben ihrer Anerkennung der seltsamen und überraschenden Kunstleistung den lebhaftesten Ausdruck.

Man glaubte beim Anhören dieser Weisen wirklich nicht in Berlin Unter den Linden, sondern in einer bayrischen Schenke zu sein, wo Holzfäller und Jäger fröhliche Einkehr halten, der Maßkrug auf dem sauber gewaschenen Eichentisch steht und das Dirndl mit breitem gutmüthigem Lachen und leuchtenden Augen von Einem zum Andern geht. In dem Liede war vom Fingerhackeln, von lustigen Tänzen, von verliebtem Gekose, von stillen, verschwiegenen Plätzen im Walde die Rede. Und dann schlug die Stimmung des volksthümlichen Gesanges plötzlich um. Aus dem glücklich Liebenden, der sein Mädchen stolz in seinen Armen hielt, wurde ein von wilder Eifersucht gequälter Bursch, der ihr mit brennenden Augen auf Schritt und Tritt nachschlich, der auf seinen Nebenbuhler einen tödtlichen Haß geworfen hatte und ihn eines Abends auf dem Waldwege, wo beide mit einander in einen heftigen Streit geriethen, mit seinem Messer erstach. Das Alles malte das zweistimmig componirte Lied in lebhaften Farben aus, und die Sänger verstanden es, ihm einen gefühlvollen, zu Herzen gehenden Ausdruck zu geben.

Die Stimme der Frau hatte einen höchst sympathischen Klang. Es war ein heller, dünner, aber sehr ausdrucksvoller, silbertonartiger Sopran, der aus einer tief empfindenden Seele herauszuklingen schien. Der Ton zeigte ein eigenthümliches Tremolo, das unsere Musikkritiker sicherlich für eine störende Zugabe, für einen Mangel der Stimme gehalten haben würden. Aber die Hörer schienen in diesem Punkte ganz anderer Meinung zu sein. Für sie war das feine Zittern und Beben dieser Frauenstimme ein Beweis dafür, daß nicht nur die Kehle, sondern auch das Herz sang. Der Vortrag des Mannes, der als Begleitung diente, hielt sich in angemessenen Grenzen, ohne besonders die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sein Bariton war nicht von allerfrischester Beschaffenheit, aber doch so, daß man ihn mit in den Kauf nehmen konnte.

Schöller war der weichen Stimmung, die ihn gepackt hatte, endlich Herr geworden. Er rief ein Mal über das andere: „Bravo!“ und da die Uebrigen ihn darin unterstützten, fragte er, ob er die Sänger nicht bitten solle, ins Comptoir zu kommen und ihre Vorträge hier fortzusetzen. Der Antrag wurde mit Begeisterung angenommen, und eine Minute später standen die Beiden, nachdem sie die

Thür leise geöffnet und ebenso leise wieder geschlossen hatten, vor dem Stammtische. Der Mann machte bei dem ungewohnten Anblick, der ihm zu Theil wurde, einen verlegenen Bückling, und die Frau versuchte einen Knix so geschickt auszuführen, wie sie es nur immer vermochte. Jetzt erst konnte die Gesellschaft am Stammtisch das seltsame Paar näher betrachten. Es waren Gesichter, die Jedermann auf den ersten Blick um Mitleid baten, so viel schmerzhafte Züge hatte ein Leben voll Entbehrung und Unterdrückung dort hineingegraben. Der Mann trug eine Brille mit bläulichen Gläsern, durch welche ein Paar gutmüthige Augen ins Leere starrten. Das Antlitz der Frau zeigte einen entschiedenen Anflug von Intelligenz.

„Nun aber was Lustiges, wenn ich bitten darf," rief der dicke Kremnin. „Soll denn Heinrich Heine wirklich immer recht behalten mit seiner Behauptung, daß die Deutschen, wenn sie recht lustig sind, immer traurige Lieder anstimmen? War es übrigens wirklich Heine, der so etwas gesagt hat? Ich weiß es wirklich nicht so genau. Das aber weiß ich, daß es nun genug mit der Sentimentalität ist. Also, vorwärts, Kinder! Stimmt etwas recht Nettes, wie gesagt, etwas Lustiges an!"

Dieser Aufforderung wurde sofort Folge geleistet. Die Sänger ließen nunmehr eine Anzahl Schnaderhüpfel mit drolligen Refrains hören, mit welchen sie die Anwesenden bald wieder in die heiterste Stimmung versetzten. Die Frau legte sich dabei so recht ins Zeug. Sie ließ eine lange Reihe von Trillern und Coloraturen hören und war bereits am Schluß des vierten Verses, als die Stimme bei einem hohen Ton, der lange ausgehalten werden mußte, plötzlich versagte. Sie schlug nicht etwa um, aber der Ton blieb in der Kehle stecken und konnte trotz allen Räusperns nicht herausgebracht werden. Ueber dieses klägliche Resultat ihrer Anstrengungen wurde die Aermste ganz roth. Sie sah sich verlegen um und wußte nicht, was sie im Augenblick beginnen sollte. Aber Schöller kam ihr schnell zu Hülfe und machte der peinlichen Situation ein Ende.

„Herrschaften!" rief er. „Ihr müßt Euch die Kehle erst etwas geschmeidig machen. Dann wird's schon besser gehen." Damit löste er aus einem Schoppen den Korken, nahm zwei Gläser zur Hand und goß den Sängern ein. Es war eine wahre Lust mit anzusehen, wie sie bescheiden und doch mit heißem Verlangen das Glas leerten. Ihre Wangen rötheten sich in diesem Augenblick, ihre Augen strahlten, und als sie die leeren Gläser wieder auf den Tisch setzten, umspielte ihre Lippen ein dankbares Lächeln, das selbst diese armseligen Existenzen mit einem Schimmer von Schönheit umgab. „Nun setzt Euch und ruht Euch etwas aus," fuhr Schöller fort. „Bis zum nächsten Liede können wir noch warten. Auch auf Euch soll das Sprichwort Anwendung finden: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Denn es kommt mir so vor, als ob Ihr so etwas brauchen könntet."

„Eine merkwürdige Stimme," sagte Bellermann zu Kremnin. „Mir will so scheinen, daß die arme Person ein besseres Schicksal verdient hätte, als auf den Höfen herumzulungern und um milde Gaben zu betteln."

„Wo mögen die Beiden nur herkommen?" fragte Bergenroth. „Trotzdem sie in ihren Liedern den bayrischen Dialekt ganz gut wiedergegeben haben, möchte

ich doch drauf wetten, daß es Norddeutsche, vielleicht sogar richtige Berliner Kinder sind."

„Wie kommen Sie nur darauf? Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein," sagte Kremnin. „Aber wir können sie ja fragen."

Die Frau hatte das Gespräch wohl vernommen, aber sie wagte es nicht, etwas darauf zu entgegnen. Sie hüstelte nur und hielt sich verlegen die Hand vor den Mund. Dann nestelte sie an ihrer Schürze herum und sah auf ihren Begleiter, der auf seiner verstimmten Guitarre gerade wieder ein Paar Accorde angeschlagen hatte.

„Berliner Kinder?" rief Schöller. „Ist das die Möglichkeit? Aber zum Donnerwetter! Warum habt Ihr es nicht weiter gebracht? Berliner Blut pflegt sich doch sonst nicht so leicht herunterkriegen zu lassen. Das ist doch ein saures Brot, das Ihr Euch verdient!"

„Ach, ja, lieber Herr. Darin haben Sie wohl recht," erwiderte schüchtern die Frau. Sie hüstelte wieder. Sie hatte offenbar nicht den Muth weiter zu sprechen.

Ihr Begleiter sah sie mit einem merkwürdigen Blick an, als ermuntre er sie, mit der Wahrheit nicht zurückzuhalten und ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen.

„Du brauchst Dich gar nicht zu schämen, Auguste!" sagte er endlich. „Unglück ist keine Schande. Können wir beide denn etwas dafür, daß uns die Menschen überall quälen und verfolgen? Es ist ja auch wirklich nicht auszuhalten. Sehen Sie" — er wendete sich dabei zum Stammtisch, wo die Unterhaltung schon längst verstummt war und Alles nur den Beiden zuhörte — „der liebe Gott hatte ihr Alles gegeben, Jugend und Schönheit und Talent. Und trotzdem!"

„Was redest Du da Alles zusammen! Halte den Mund, Fritz!" sagte die Sängerin. „Was langweilst Du die Herrschaften mit dem vielen Geschwätz! Wahr ist es ja, daß es hätte anders kommen können und viel, viel besser! Vor fünfzehn Jahren, als mich der Herr von Hülsen im Opernhause Probe singen ließ, da glaubte ich, mir gehöre die ganze Welt, und als der gute Herr mich für eine schwierige Passage aus dem „Barbier von Sevilla" lobte, mir die Backen streichelte und sagte: Mein Kind, lerne noch ein Jahr lang fleißig, nimm Dich vor Verführungen in Acht und bleibe brav, dann wirst Du eine schöne Carrière machen! — da hätte ich mit keiner Prinzessin tauschen mögen. Und nun —" Ihre Stimme verschleierte sich, die Thränen traten ihr in die Augen, und sie zog ein Taschentuch von zweifelhafter Beschaffenheit hervor, um sie zu trocknen.

„Was? Vor dem verstorbenen Generalintendanten haben Sie gesungen? Ist das die Wahrheit?" fragte Bellermann.

„Jawohl, das ist richtig," bemerkte Fritz. „Lügen thut Auguste nicht. Da können Sie Alle in dem Bureau in der Französischen Straße fragen, ob sich das so verhält. Ich habe sie zwar selbst nicht gehört, aber Alle meinten — —"

„Laß nur," beschwichtigte Auguste ihren Begleiter, „das interessirt die Herren doch gar nicht. Vorher wollten Sie ja wissen, woher wir sind. Nun, meinen Fritz werden Sie ja wohl an seinem Zungenschlag als richtigen Berliner erkannt

haben, und was mich betrifft, so bin ich auch nicht weit davon geboren, bei Teltow, von wo meine Mutter mich als ganz kleines Kind hierherbrachte. Ach, Herr Schöller, wenn Sie wüßten, was das für eine ordentliche und brave Frau war, und wie die sich schämen würde, wenn sie wüßte, wie ich mir die Groschen zusammenbetteln muß! Denn nicht Alle sind so gut wie Sie und diese Herren da. Wie oft haben sie mich schon, wenn ich ganz bescheiden meine Lieder zu singen anfangen wollte, aus der Thür gestoßen und mir hinterdrein noch allerlei nachgerufen, das ich, weiß Gott! nicht verdiene. Ich kann schon von Glück sagen, wenn ich mit Fritz auf die Höfe überhaupt hineingelassen werde."

„Aha!" rief Schöller, „Schnapke! Der hat Euch wohl das Leben vorher sauer gemacht!"

„Nein, der ist noch lange nicht der Schlimmste. Schnapke schimpft bloß. Aber die Anderen, die wollen, daß wir ihnen von dem Wenigen, was wir einnehmen, womöglich noch die Hälfte abgeben. Sonst lassen sie uns überhaupt gar nicht hinein. Solch' ein Volk ist das! Man sollte es nicht glauben. Und das thut weh, denn glauben Sie, ich bin ordentlich erzogen worden, und wenn das Unglück nicht gekommen wäre —."

„Auch das ist die reine Wahrheit. Wie Auguste Alles zusammenhält! Die weiß aus dem Nickel eine Mark zu machen und das immer auf die ehrlichste Weise."

„Ja, wenn wir nur Etwas zusammenzuhalten hätten," fuhr Auguste fort, „aber es vergeht manchmal ein Tag, ohne daß wir einen Groschen verdienen."

„Was waren Sie denn früher?" wendete sich Bergenroth fragend an den Mann. „Wo haben Sie denn das Singen gelernt."

„Bei ihr," entgegnete dieser, auf seine Begleiterin hindeutend, „sie kann Alles singen, auch die fremden Dialekte beherrscht sie, wie die Herren eben gehört haben. Ich bin so zu sagen ihr Schüler. Ich war lange Jahre Tapezierer und habe mein schönes Brot gehabt. Aber eines Tages, ich weiß selbst nicht, wie es eigentlich kam, da fing es an mir vor den Augen so komisch zu flimmern. Ich rieb daran, aber da wurde es nur um so schlimmer. Ich ging zum Arzt. Der verschrieb mir wohl was; aber ich fand nicht, daß es dadurch besser wurde. Im Gegentheil! Wenn ich auf die Stoffe, die ich vor mir hatte, genau hinsah, fingen mir immer die Augen an zu brennen, und die Stiche, die ich zu machen hatte, konnte ich schließlich gar nicht mehr sehen. Der Arzt meinte, wenn ich das noch ein Vierteljahr so weiter treiben würde, könnte ich ganz blind werden. Da war ich froh, eine andere Beschäftigung zu finden."

„Ihr seid Mann und Frau?" fragte Schöller. Die Beiden schlugen verlegen die Augen nieder und wagten es nicht, die Frage zu beantworten. „Ach, so!" fuhr Schöller fort, „Ihr lebt nur so zusammen."

Man merkte es ihm an, daß diese Entdeckung die Sympathie, die er für die Leute zu empfinden begann, bedeutend abkühlte; denn wenn er auch ein lustiger Kerl war, hielt er doch darauf, daß von den Einrichtungen, die unsere bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten, keine leichtfertig verletzt werde. Er hatte in dieser Beziehung durchaus strenge Grundsätze.

In diesem Augenblick ging, wie man so zu sagen pflegt, ein Engel durchs Zimmer. Bergenroth sah den Assessor bedeutungsvoll an, und Bellermann zupfte Schöller am Aermel, damit er die armen Leute durch sein Fragen nicht weiter in Verlegenheit bringe.

Man sah, wie die Frau mit einem Entschlusse rang, wie sie reden wollte und doch nicht die Kraft dazu hatte. Sie erfaßte das Glas, nahm einen Schluck daraus und athmete tief auf.

„Aber, Herr Schöller, wie sollte ich mir denn anders helfen? Wenn Sie wüßten, wie es mir ergangen ist, wie ich ins Unglück hineingetrieben wurde! Damals, als mich der Herr von Hülsen prüfen ließ, war ich brav und ordentlich. Ich studirte fleißig, vom Morgen bis zum Abend. Aber endlich reichten die Mittel nicht mehr aus. Meine Eltern waren schon längst todt, ich mußte sehen, mich allein durch das Leben zu schlagen. Ich bekam Unterstützungen, bald mehr, bald weniger. Es waren gute Menschen darunter, die sich mit dem Bewußtsein, etwas Gutes gethan zu haben, begnügten, aber auch schlechte, gewissenlose Menschen, die meine Jugend und Unerfahrenheit mißbrauchen wollten. Gott sei's gedankt! ich widerstand damals allen Versuchungen und blieb brav. Aber manchmal wollte mir doch der Muth sinken, denn ich wußte nicht mehr aus noch ein. Ich dachte schon daran, die ganze Kunst an den Nagel zu hängen und mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren, durch Nähen und Sticken. Hätte ich das nur gethan, dann wäre Alles anders gekommen."

Sie zog ihr Taschentuch hervor und fuhr sich damit über das Gesicht. Ihr Begleiter suchte sie zu trösten, indem er ihr die Worte zuflüsterte: „Na, das laß man gut sein. Bei mir sollst Du es nicht schlecht haben. So lange ich einen Bissen Brod habe, so lange wirst Du nicht zu hungern brauchen."

Sie nickte ihm wehmüthig zu, dann fuhr sie fort. „Da lernte ich eines Abends im zweiten Rang des Opernhauses, wo ich freien Eintritt hatte, und die Aufführungen fleißig mit ansah, einen Mann in den besten Jahren kennen, der mir im ersten Augenblick wegen seiner feinen Manieren ganz gut gefiel. Er war, wie ich später erfuhr, Häuseragent, machte Tauschgeschäfte gegen hohe Provisionen und wußte überall Bescheid. Er behauptete, alle Künstler zu kennen und schon manchen gefördert zu haben. Ich faßte Zutrauen zu ihm, ließ mich in vielen Dingen berathen. Endlich sprach er so warm und herzlich zu mir, erzählte mir so viel von der Stellung der Hausfrau und wie sehr er mich liebe, daß ich mich beschwatzen ließ und ihn wirklich heirathete. Anfänglich verlebten wir auch glückliche Zeiten. Er war fleißig, hatte gute Aufträge und verdiente in Folge dessen auch viel. Abends ging er nur mit mir aus, entweder ins Theater, wenn ein gutes Stück gegeben wurde, oder in die Philharmonie, zu den populären Concerten. Aber plötzlich veränderte er sich, so daß er gar nicht wiederzuerkennen war. Zuerst klagte er, daß die Geschäfte sehr zurückgingen, dann fing er an, des Abends allein auszugehen. Eines Tages kam er mit lallender Zunge und blödem Blick nach Hause. Er erkannte mich kaum, schrie wie ein Besessener, schimpfte mich aus und schlug wüthend um sich, obwohl ihm Niemand etwas zu Leide gethan hatte. Von diesem Tage an ging es mit unserem Glück bergab. Je mehr ich ihn bat, sein lüderliches Leben aufzugeben, desto

heftiger wurde sein Toben. Schließlich kannte er in seiner unglücklichen Leidenschaft überhaupt kein Maß und Ziel mehr. Er kam oft die Nächte nicht mehr nach Hause und behandelte mich wie die gemeinste Person. Aber nicht nur mit Worten allein beleidigte er mich, nein, auch thätlich, und was ich bei dieser Behandlung Alles zu ertragen gehabt habe — ich kann es Ihnen nicht beschreiben. So verging ein volles Jahr. Mein Mann kümmerte sich nicht mehr um mich. Er trieb sich des Abends in den Wirthshäusern oder mit schlechter Gesellschaft herum. Viele Wochen lang schon war er nicht zu mir nach Hause gekommen. Einmal begegnete ich ihm auf der Straße, ich redete ihn an, ermahnte ihn, doch wieder zu mir zurückzukehren, er aber lachte mich aus und stieß mich von sich. Von diesem Augenblick an habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ist er gestorben? Hat er sich das Leben genommen oder ist er verunglückt? Ich weiß es nicht. Aber ich mußte doch leben. Da lernte ich ihn kennen" — sie wies auf Fritz, der diese Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und sich dabei immer den Bart gestrichen hatte — „und seitdem haben wir dies Leben begonnen, das wahrhaftig nicht schön ist, das uns doch aber immer vor dem Aergsten schützt".

„Bist Du nicht zufrieden?" fuhr ihr Gefährte ihr in die Rede. „Haben wir nicht unser Auskommen? Und sagte uns nicht neulich Jemand, daß er uns fürs Reichshallentheater engagiren wollte?"

„Ach, daraus wird ja nichts," entgegnete sie mit weinerlicher Stimme, „und denkst Du, daß ich Lust habe, mein ganzes Leben auf den Höfen zuzubringen und von der Gnade grober Portiers abzuhängen, ob die mich hineinlassen wollen oder nicht?"

„Nun, wenn Du eine so feine Dame bist, daß Dich so etwas gleich beleidigt, dann ist Dir nicht zu helfen," bemerkte Fritz; aber man konnte es ihm vom Gesichte ablesen, daß es ihm schon leid that, als er diese Worte kaum ausgesprochen hatte.

„Sie hat ganz Recht," rief Schöller, „das ist auch wirklich kein Leben. Das muß anders werden, wenn Ihr ernstliches Verlangen nach einer ruhigen und ordentlichen Thätigkeit tragt."

„Wenn Sie das erreichen könnten," flüsterte das arme Weib, und ein paar dicke Thränen liefen ihr über die Wangen. Sie sah in diesem Augenblick so gebrochen und verstört aus, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Ich habe ja auch anfänglich nicht gewußt, daß es so kommen würde. Aber das packt Einen, man weiß selbst nicht wie. Noch immer denke ich an den schrecklichen Nachmittag, als mir der letzte Bissen ausgegangen war. Kein Feuer auf dem Herde, kein Stückchen Brot auf dem Tisch. Wissen Sie wohl, was das heißt? An diesem Tage hat dieser Mann, mein Fritz, sich meiner angenommen. Ich warf einen Mantel um, forderte Fritz auf mich zu begleiten und ging in das erste beste Wirthshaus, wo ich den Leuten beim Wein oder Bier etwas vorsang. Seitdem ist das aus mir geworden, was Sie jetzt vor sich sehen. Ich kann schon von Glück sagen, wenn man uns nicht wie Hunde von den Thüren jagt. Wir sind wie gehetztes Wild. Auch vor der Polizei sind wir nicht sicher, da ich keinen Gewerbeschein aufzuweisen habe."

„Weshalb seid Ihr aber noch nicht darum eingekommen?“ fragte Schöller.

„Das habe ich wohl gethan,“ versetzte die Frau, „aber ich habe keinen bekommen. Der Polizeilieutenant meinte, ich müßte mich an meinen Mann wenden, ihn auffordern, daß er für mich sorgt. Aber, wie ist das wohl möglich, da ich keine Ahnung habe, wo er sich aufhält, ob er überhaupt noch am Leben ist?“

„Wenn wir nur erst drüben sind, wird es uns schon besser gehen,“ meinte der Mann. „Da soll man leicht Geld verdienen können.“

„Wovon ist die Rede?“ fragte Schöller verdrießlich, „ich verstehe nicht.“

„Fritz meint, wir sollten nach Amerika fahren. Er hat schon mit einem Mann gesprochen, der uns umsonst mitnehmen will, mich als Hülfsarbeiterin in der Küche und ihn für andere Arbeiten, die in sein Fach schlagen. Aber, ich glaube, aus dem Allen wird nichts werden. Wer steht uns dafür, daß es uns drüben nicht noch schlechter geht als hier? Ich habe schon allen Muth verloren; am besten wenn das Alles ein Ende hätte. Ich habe doch keine Freude mehr am Leben“. Sie sank auf den nächsten Stuhl, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Auch ihrem Begleiter standen die Thränen in den Augen, die er mit der Rückseite der rechten Hand abwischte.

An dem Stammtisch war von der übermüthigen Laune, die vorher Alle beherrscht hatte, schon lange nichts mehr zu spüren. Jeder Einzelne beschäftigte sich mit dem Schicksal der beiden Unglücklichen und dachte darüber nach, wie ihnen wohl geholfen werden könne. Eine Weile sprach Niemand ein Wort. Endlich sprang Bellermann von seinem Stuhl auf und rief: „Herrschaften, hier muß etwas geschehen. Das kann nicht so weiter gehen. Wir sind heute lustig und guter Dinge gewesen, wie es braven Menschen wohl ansteht. Aber nun wollen wir auch einmal ein ernstes Wort miteinander reden. Der Wein erfreut des Menschen Herz. Aber er wäre nur halb so viel werth, als er in Wahrheit ist, wenn er nicht gleichzeitig alle besseren Triebe in uns weckte, wenn er uns nicht das Gefühl des Mitleids, der Hülfsbereitschaft, der Nächstenliebe wie einen belebenden Strom durch die Adern triebe. Kinder, gibt es etwas Schöneres, etwas Erhebenderes, als guten Menschen, die in Bedrängniß gerathen sind, zu nützen, sie aus dem Schlamm, in dem sie zu versinken drohen, wieder herauszureißen? Das weiß vielleicht Niemand besser als ich, denn Ihr glaubt nicht, wie viel Noth und Elend es grade unter uns Komödianten gibt, trotz aller glänzenden Außenseite, die von den Meisten zum Glück allein wahrgenommen wird. So wollen wir heute diesen Leuten zeigen, daß noch gute Menschen auf der Welt sind und daß sie keine Ursache haben, zu verzweifeln.“

„Schön!“ riefen Kremnin und Bergenroth. Nur Schöller sah ärgerlich auf den Boden und gab keine Antwort. Er ließ es darauf ankommen, daß man ihn fragte, was ihn denn so plötzlich verstummen lasse, wo es doch grade Zeit zum Reden sei. Da richtete sich Schöller mit einer komischen Gebärde des Unmuths auf, sah jeden Einzelnen von dem Stammtisch an und sagte endlich mit erhobener Stimme: „Ihr — — mit Erlaubniß zu sagen! — glaubt Ihr denn, daß ich mich von Bellermann so blamiren lassen werde? Habt Ihr von H. J. Schöller schon jemals etwas Ruppiges gehört? Und ruppig, über die

Maßen wäre es, wenn ich mir heute die Gelegenheit, etwas Gutes zu stiften, von einem Andern vor der Nase wegnehmen lassen wollte. Mein lieber Bellermann, Sie haben auf Ihren Künstlerscheitel bereits Ehren genug gehäuft; wir wissen, daß Sie das beste Herz von der Welt haben. Ueberlassen Sie es einmal mir, für diese beiden armen Leute zu sorgen. Was, Teufel! Der liebe Gott sollte meiner Hände Arbeit segnen, und ich sollte kein Herz für unverschuldetes Unglück haben? Das wäre ja noch schöner! Nein, nein, das nehme ich allein auf meine Kappe. Und Ihr sollt sehen, es wird den Beiden von heute ab nicht mehr schlecht gehen, wenn sie wirklich ein anderes Leben beginnen wollen. Heute sind es zwanzig Jahre, daß ich an dieser Stelle wirthschafte. Kann ich diesen Tag auf eine anständigere Weise feiern, als indem ich etwas Gutes thue? Also nichts da, diese Beiden sind meinem Schutze anvertraut. Ich werde mich darnach erkundigen, ob sich wirklich Alles so verhält, wie sie sagen, und wenn das der Fall ist, sollt Ihr etwas erleben, das Euch Allen Freude machen wird."

„Schöller, Ihr seid ein Goldkerl," rief Kremnin, „aber was nicht geht, das geht nicht. Mitgefangen, mitgehangen! Wir wollen Alle durch die Bank mitthun! Glauben Sie etwa, Sie haben ein besseres Herz als wir? Oho! Denken vielleicht, daß so ein Jurist außer der Strafprozeßordnung nichts weiter kennt? Aber da haben Sie sich gründlich getäuscht." Er ergriff einen in der Nähe stehenden Teller und legte mehrere Goldstücke hinein. „So, das ist mein Beitrag, und da sehe ich ja auch schon zu meiner Freude, wie Freund Bellermann in die Tasche greift und unser verehrter Herr von Bergenroth diesem löblichen Beispiele folgt. Wie das klingt und klappert! Nun, wir werden ein nettes Sümmchen zusammenbekommen, wenn der Hausvater Schöller sein Versprechen wahr macht und zeigt, daß es auf der Gotteswelt keinen anständigeren und vornehmer denkenden Menschen gibt als den Berliner. Da sollen sie nur draußen im Reich über uns schimpfen, uns kalt, witzelnd und gemüthlos nennen. Wir wissen doch, daß wir Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben. Das walte Gott!"

„Zweifelt Ihr daran, daß ich thue, was ich gesagt habe? Aber das erkläre ich Euch" — hier wendete sich Schöller gegen die beiden Leute, die vor lauter Rührung keines Wortes mächtig waren und immer nur stumm auf die zum Frühschoppen versammelten Zecher hinsahen —, „mit Eurem Zusammenleben, wie Ihr es jetzt treibt, bin ich nicht einverstanden. So etwas bringt keinen Segen! Entweder, oder! Wenn Ihr Euch gut miteinander vertragt und glaubt, Euren Lebenswagen zweispännig an allen Prellsteinen und Abgründen vorbei sicher lenken zu können — dann Gott befohlen! Ich wünsche und hoffe alles Gute, obwohl ich als alter Junggeselle nichts davon verstehe. Aber so dürft Ihr nicht länger zusammen leben. Sie sagen, Ihr Mann habe Sie verlassen und Sie selbst verabscheuen ihn. Nun gut, dann wird das Gericht Ihnen schon die Freiheit wieder zurückgeben, nach der Sie sich sehnen, und Sie in den Stand setzen, den Mann zu heirathen, der Ihnen eine Stütze ist. Das ist die erste Bedingung, die ich stelle, wenn ich für Euch etwas thun soll. Die andere besteht darin, daß Ihr Eure jetzige Beschäftigung aufgebt und etwas unternehmt, wo-

bei Ihr ein menschenwürdiges Dasein führt. Für alles Weitere werde ich schon sorgen."

Die beiden armen Teufel wußten sich vor lauter Freude über das unverhoffte Glück nicht zu fassen. Sie wollten Schöller die Hände küssen, aber das wies dieser entschieden zurück. Das sei Alles Unsinn, meinte er, solche Ehren gebührten keinem Menschen, und wer sie sich gefallen lasse, werde für seine Ueberhebung eines Tages gestraft werden.

In diesem Augenblick wurde das dicke rothe Gesicht Schnapke's am Fenster des Comptoirs sichtbar. Schnapke wußte gar nicht mehr, was denn eigentlich heute vorging. So seltsam hatten sich sein Herr und dessen Gäste noch niemals benommen. Es schien ihm ein über die Maßen thörichter Einfall zu sein, daß man die beiden Straßensänger in das Zimmer hereingenöthigt hatte. Noch unbegreiflicher wollte es ihm aber erscheinen, daß man sich mit Leuten, die er immer nur als „Pack" zu behandeln gewöhnt war, in ein langes Gespräch eingelassen. Von seinem Keller hatte er einige unzusammenhängende Sätze aus der Erzählung der Frau vernommen und sich allerlei Verdrießliches dabei gedacht. Endlich trieb ihn die Neugierde, seine Arbeit im Keller einige Augenblicke ruhen zu lassen und sich den wunderlichen Auftritt in der Nähe zu betrachten. Er mußte doch nach dem Rechten sehen! Er stellte sich also ans Fenster, wagte sich dabei etwas zu weit vor und wurde von den Stammgästen bemerkt.

„Schnapke!" rief in diesem Augenblick Schöller, „kommen Sie herein." Schnapke folgte diesem Ruf nur widerwillig und mit einem giftigen Blick auf das Sängerpaar, das plötzlich auf eine für ihn unbegreifliche Weise so zu Ehren gekommen war. „Schnapke!" fuhr Schöller fort, „Sie sind ein furchtbarer Grobian, aber ein ausgezeichneter Kerl. Daß Sie sich heute als der Einzige meines Geschäftsjubiläums erinnert haben, das vergesse ich Ihnen nicht, und wenn Sie mir versprechen, daß Sie sich bei mir nicht bedanken werden, was ich, wie Sie wissen, durchaus nicht leiden kann, will ich Ihnen ebenfalls eine Freude machen. Ich will Ihnen von heute ab Ihr Gehalt verdoppeln, aber nur unter der Bedingung, daß Sie diese ehrlichen Leute, wenn sie sich wieder bei mir sehen lassen, nicht noch einmal so derb anfahren, wie Sie es heute gethan haben. So, nun gehen Sie wieder an die Arbeit und gratuliren Sie mir, wenn ich dreißig Jahre an diesem Platze aushalten sollte, ebenso treu und herzlich, wie Sie es heute gethan haben. So, und nun marsch 'raus! Der Burgunder muß noch heute vollständig abgefüllt sein." Damit drehte er Schnapke, der so lange mit einem unbeschreiblich dummen Gesicht zugehört hatte, ohne ein Wort herausbringen zu können, bei den Schultern herum, gab ihm einen leichten Schlag auf den Rücken und ließ ihn wieder abtreten. Die kleine Scene war von so köstlichem Humor erfüllt, daß sie alle Sentimentalität verscheuchte. Kremnin hielt sich wieder sein Bäuchlein, Bellermann lachte aus vollem Halse und Bergenroth schmunzelte ebenfalls ganz vergnügt. Sogar die beiden Sänger konnten sich nicht enthalten, ein Paar sehr vergnügte Gesichter zu zeigen, wozu sie allerdings nach dem Erlebten auch alle Ursache hatten.

Mittlerweile hatte Schöller das gesammelte Geld an sich genommen. Er gab der Frau ein Zehnmarkstück und erlaubte ihr, sich davon einen guten Tag zu machen, indem er sagte, daß sie das Uebrige später erhalten sollten. „Aus dem dummen Plane, nach Amerika auszuwandern, wird natürlich nichts. Ihr sollt hier Euer Glück versuchen. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich! Das ist ein vortreffliches Sprüchwort. Ich glaube, ich habe mir schon etwas ausgedacht, womit Euch geholfen werden kann. Morgen Nachmittag tretet Ihr wieder hier an. Dann bin ich allein im Comptoir, und Ihr sollt hören, was ich mit Euch vorhabe. Und damit Gott befohlen!"

Es schien, als ob die beiden also Angeredeten neue Menschen geworden wären, weil sie ein Strahl der Herzensgüte und Nächstenliebe, an die sie schon lange nicht mehr glaubten, getroffen und ihnen das verkümmerte Gemüth erwärmt hatte.

Inzwischen war es bereits halb drei Uhr geworden. Das war für die Theilnehmer dieses Frühschoppens eine ungewohnte Stunde, und allgemein wünschte man die Sitzung für heute zu schließen, damit sie morgen mit frischer Kraft, aber, so hoffte man, weniger geräuschvoll und übermüthig als heute wieder aufgenommen werden könne. Aber von einem so frühen Aufbruch wollte Schöller durchaus nichts wissen. Er bestand vielmehr darauf, daß zur Feier des Tages noch ein letzter Trunk genehmigt werde, und da er in solchen Dingen sehr empfindlich war und eine Ablehnung seiner Bitte leicht als eine Kränkung aufgefaßt hätte, mußte die Tafelrunde ihm wohl oder übel seinen Willen thun und nochmals auf seine Gesundheit trinken. Schöller sprang herum wie ein Häschen, tanzte und sang. Er sagte, er fühle sich so wohl, als ob er das große Loos gewonnen hätte. Schließlich wollte er seine Freunde gar nicht mehr aus dem Comptoir herauslassen, und brauchte allerlei Listen, um sie jedesmal, wenn sie Rock und Hut ergreifen wollten, noch einige Minuten zurückzuhalten. Aber allmälig gelang es denn doch dem Einen, nachher dem Andern, sich stillschweigend aus dem Zimmer zu entfernen.

Als der Buchhalter, der zu Tisch gegangen war, wieder ins Comptoir zurückkehrte, fand er seinen Chef allein vor seinem Glase sitzend und leise mit sich redend. So etwas war in diesen Räumen noch niemals vorgekommen. War es das edle Rebenblut, das ihm zu Kopf gestiegen oder der Gedanke an die gute That, die er ausführen wollte, was ihn so träumerisch erscheinen ließ?

Schöller sah seinen jungen Mann nicht, er hatte auch ganz vergessen, daß er in seinem Comptoir war. Seine vom Wein beflügelte Phantasie trug ihn weit in die Vergangenheit zurück. Er sah sich als Knaben, unerfahren und leichtsinnig, auf das Berliner Pflaster geworfen. Er erinnerte sich, wie er über Hindernisse und trübe Erfahrungen aller Art hinwegsetzen mußte, um zu einer gesicherten Lebensstellung zu gelangen. Ihm war es gelungen, sich den Weg zu bahnen, aber wie Viele neben ihm waren gestrauchelt! Wie viele brave, reich veranlagte Menschen hatte er untergehen sehen, so daß von ihnen weiter nichts zurückblieb als die Erinnerung an nutzlos vergeudete Kraft. Der Eine war in ödem Wirthshausleben zu Grunde gegangen, der Andere hatte sich dem Spiel ergeben und darüber den besten Theil seiner selbst verloren. Dieser war einer wahn-

sinnigen Speculation zum Opfer gefallen, Jener von einer unbegreiflichen Leidenschaft für eine Unwürdige um die schönsten Jahre seines Lebens betrogen worden. Ja, er wußte es aus eigener Erfahrung, wie viel, wie entsetzlich viel das Berliner Leben verschlingt. Ihm wollte es in diesem Augenblick scheinen, als ob es nur vom Zufall abhinge, wenn hier ein tüchtiger Mensch, dort eine verlorene Existenz aus diesem Boden herauswächst. Noch eben erst so ausgelassen und heiter, fühlte er, daß es ihm auf einmal weich und wehmüthig, wie er es lange nicht empfunden hatte, ums Herz wurde. Eine unbeschreibliche Ahnung von der Macht und Bedeutung des Guten kam über ihn. Er dachte an die Worte, die Bellermann vorher gesprochen hatte. Es gibt nichts Erhebenderes, sagte er sich, als wenn man den Unterdrückten helfen, sie wieder aufrichten, ihnen den Glauben an das Leben zurückgeben kann. Er dankte es diesem einsamen Plätzchen, dem Verkehr mit gebildeten, guten Menschen, daß diese Ueberzeugung in ihm von Jahr zu Jahr immer lebendiger geworden war. An diesem alten wackligen Eichentisch, in dieser vom Tabaksqualm geschwärzten Ecke hatte er Freunde gewonnen, von denen er wußte, daß sie ihm treu ergeben seien, daß sie seine Vorzüge zu schätzen wußten. Und er selbst schuldete ihnen eine Fülle von Anregung und Belehrung. Mußte er nicht dankbar sein für die vielen frohen Stunden, die er hier verlebt hatte? Er segnete den Frühschoppen und die kleine Tafelrunde und überließ sich dem Spiel seiner Gedanken, bis ihn sein Buchhalter darauf aufmerksam machte, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche, der schon dreimal nach ihm gefragt habe.

„Nun, Sie Schafs—", brummte Schöller, indem er aus seinen Träumereien auffuhr, „warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" Er wußte nicht, daß er während der letzten halben Stunde für Alles, was um ihn vorging, weder Auge noch Ohr gehabt hatte.

Schöller fertigte den Besuch so schnell als es nur gehen wollte ab. Dann ging er zwei Stunden im Thiergarten spazieren, freute sich über die Eichhörnchen, die so geschickt von Baum zu Baum, von Ast zu Ast sprangen, und als er seine Wanderung beendigt hatte, fühlte er sich ganz frisch und munter. Von seinen romantischen Empfindungen hatte er sich wieder vollkommen erholt. Er dachte jetzt nur noch an das arme Sängerpaar, für das er zu sorgen hatte.

Was er versprochen, hat er auch redlich gehalten. Fortan brauchten die Beiden sich nicht mehr in den Gasthäusern und auf den Höfen herumzutreiben. Mit Schöller's Unterstützung war es ihnen möglich geworden, in einer der Nebenstraßen der Linden ein kleines, aber sauberes Kellerlocal zu miethen und darin einen bescheidenen Handel mit Vorkost- und allerlei Gemüsewaaren zu begründen. Auf eine gerichtliche Aufforderung hatte sich der verschollene Mann schließlich in Amerika wirklich gemeldet, aber kurzweg erklärt, daß er nicht daran denke, nach Europa zu seiner Frau zurückzukehren. Kurz darauf starb er an den Folgen seines traurigen Lebenswandels. Das Gericht hatte aber schon früher die Scheidung ausgesprochen, und so waren beide, wie Schöller immer gewünscht hatte, rechtmäßig Mann und Frau geworden.

Ein Jahr später hatten sich die Leutchen aus dem Keller schon in den darüber im Parterre befindlichen Laden emporgearbeitet, ein Materialwaarengeschäft

begründet und sich eine sichere Kundschaft erworben. Die Frau greift überall tüchtig zu, und die Arbeit wird ihr nicht immer leicht. Trotzdem sieht sie viel frischer und gesunder aus als jemals zuvor. Ein pausbäckiger Junge hängt an ihrer Schürze und ruft ihr, wenn sie sich nur drei Schritte von ihm entfernt, mit gellender Stimme: „Mama!“ nach. Helle Vaterfreude leuchtet vom Gesichte des Mannes. Sie sind beide glücklich und zufrieden. Nur an ihre frühere Thätigkeit als Sänger wollen sie nicht gern erinnert werden.

Der Tag, der ihnen so viel Glück beschert hat, ist von ihnen, wie man sich denken kann, nicht vergessen worden. Jedes Jahr, wenn er wiederkehrt, treten sie beide in sauberen Kleidern bei Schöller an und bringen ihm und dem Stammtisch irgend eine Aufmerksamkeit, am liebsten einen Leckerbissen aus ihrem großen Lager von Delicatessen, immer ganz feine und ausgesuchte Sachen, die dann mit großem Appetit und Behagen gemeinsam verzehrt werden. Der Frühschoppen besteht noch, nur ist aus dem alten Stamm der Assessor ausgeschieden, weil er als Amtsrichter in eine kleine rheinische Stadt versetzt wurde. Für diesen Verlust hat sich aber Schöller durch mehrere neue Gäste, die täglich bei ihm oft ganz ausführliche Weinproben abhalten, zu entschädigen gewußt. Noch immer hat er sein gemüthlich derbes Wesen beibehalten. Er ist schon am Ende der Fünfzig angelangt, hofft aber mit Bestimmtheit, sein dreißigjähriges Geschäftsjubiläum in voller geistiger Frische und Gesundheit zu erleben, was ihm Jeder von seinen Gästen gewiß aus vollem Herzen gönnt.

Zur neuesten Heine-Literatur.

Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode. Mit vier Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1892. — Ernst Elster, Heine's Liebe zu Therese in B. Seuffert's Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Weimar, H. Böhlau. 1891. — Karl Hessel, Heine's Buch Le Grand. Ebenda. 1892.

In seinem Testamente vom 13. November 1851 spricht Heine den Wunsch aus, daß alle Papiere und Briefe, die er hinterließe, seinem Neffen Ludwig v. Embden zur Verfügung gestellt würden. Herr v. Embden hat der Wittwe auch schon bei Ordnung des Nachlasses zur Seite gestanden und vermittelt, daß der bedeutendste Theil an den Sohn und Nachfolger Campe's überging und 1869 von Strodtmann in einem Supplementbande zu der Gesammtausgabe von Heine's Werken veröffentlicht wurde. Neuere Biographen des Dichters, wie Karpeles und Proelß, haben ihm den Dank für werthvolle Mittheilungen ausgesprochen. Jetzt bringt das über diesen Zeilen genannte Buch 122 bisher ungedruckte Briefe Heine's an seine Mutter und seine Schwester, seinen Schwager und seinen Onkel Henry, unzweifelhaft eine wesentliche Bereicherung der zuerst von Strodtmann, zuletzt von Karpeles mit so großem Fleiße zusammengestellten Briefsammlungen. Ueber das Vorhandensein dieser Briefe hatte bereits vor zwölf Jahren die älteste Schwester des Herausgebers, Fürstin della Rocca, sich geäußert, mit dem Bemerken, sie würden nicht veröffentlicht werden, weil sie nichts Interessantes für das Publicum enthielten[1]). Ein Glück, daß Herr v. Embden diese Ansicht nicht getheilt und die Voraussage nicht in Erfüllung gebracht hat.

Von Heine's Verhältniß zu Mutter und Schwester geben schon seine Gedichte eine Ahnung. Wer erinnert sich nicht an die beiden jugendlichen Sonette und an das tief empfundene Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht", das nach zwölfjähriger Trennung so rührend die Sehnsucht des Dichters ausspricht, bis er dann bei der Winterreise 1843 „die alte Frau, die am Dammthor wohnte, und das Lottchen in der Nähe" aufsuchen konnte. Auch aus ihren Jugendbriefen, die Strodtmann in der „Deutschen Rundschau" 1877 veröffentlichte, war Heine's Mutter Peira, später Betty v. Geldern, uns bekannt. Sie erscheint darin als eine kluge, kräftig geartete Natur, vorwiegend auf das Praktische gerichtet, aber nicht so sehr, daß das Ideale darüber vergessen wäre. Ueber den Verlust „eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus war und schon ein Verdienst besaß, das sich täglich auf wenigstens sechs Kronthaler belief", sucht sie sich zunächst durch Nähen, Stricken und häusliche Geschäfte, dann, als diese nicht ausreichen, durch deutsche, französische und englische Lectüre zu trösten. „Aber alle meine Lieblingsdichter," heißt es weiter, „finde ich jetzt, obschon in ihrer Landessprache, wenn sie komisch sind, fade, und wenn sie traurig,

[1]) Erinnerungen an Heinrich Heine. Von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1881. S. 10.

vollends unausstehlich; auch meine Flöte, die sonst die wahre, harmonische Freundin meiner Freuden und Schmerzen war, versagt mir jetzt ihre Theilnahme." Man begreift, wie eine Frau von solcher Geistesrichtung den Sohn zuerst in eine einträgliche Laufbahn zu bringen suchte, aber als dies am Kaufmannstische sich unausführbar erwies, auch an seiner literarischen Entwicklung, seinem schriftstellerischen Ruhme lebhaften Antheil nahm. Als er die Universität bezog, hat sie, um einige Lücken der Ausstattung auszufüllen, ihre Juwelen nicht geschont. Der Sohn hatte wahrlich Ursache, solche Gefühle zu erwidern: neben seiner poetischen Begabung war der Besitz einer solchen Mutter und der immer liebevollen Schwester wohl das Beste, was die Natur ihm mitgegeben hatte.

Von den Briefen, welche an die Eine und Andere gerichtet wurden, bilden die vorliegenden gewiß nur einen kleinen Theil. Briefe an die Mutter erhielten sich erst in späteren Jahren, der erste an die Schwester ist aus der Bonner Universitätszeit vom 22. März 1820 datirt; er schließt mit der Frage: „Bist Du auch werth, daß ich Dich so lieb habe?" Nachdem Charlotte im Januar 1823 sich mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden verlobt und am 22. Juni verheirathet hatte, trat Heine auch mit dem künftigen Schwager in Briefwechsel, und blieb, wie die zahlreichen Zeugnisse aus den Jahren 1823—1825 beweisen, mit dem jungen Ehepaar in lebhaftem schriftlichen und persönlichen Verkehr. Als älterer Bruder nimmt er an allen häuslichen Angelegenheiten Theil; beiden Gatten gibt er den Rath, Schwächen und „Caprizchen" gegenseitig zu ertragen; er warnt die Schwester vor fetten und gewürzten Speisen; selbst auf die Wahl der Mägde erstreckt sich seine Sorgfalt. Daneben ergießt sich freilich ein Strom zärtlicher Worte, die man eher aus dem Munde eines Liebhabers als eines Bruders erwarten möchte. „An Dich denke ich sehr oft, Du liebes, durchsichtiges Kind," heißt es am 7. November 1823. „Wie oft sehne ich mich danach, Deine kleinen Alabasterpfötchen zu küssen!" Er nennt sie seine „süße Kristallpuppe"; alle Vorzüge ihres Geistes, Herzens und Körpers stehen im schönsten Verhältniß; „Lottchen ist Musik, ganz Ebenmaß und Harmonie" (S. 9). Es schmerzt ihn, von Lüneburg, dem damaligen Wohnsitz der Eltern, nach Göttingen abreisen zu müssen, ohne das süße Wesen wieder gesehen und geküßt zu haben (26. December 1823). Zum Ersatz küßt er wenigstens ihre Briefe, „die ganz das Gepräge ihrer netten Seele tragen". Auch zu Moritz Embden weiß er sich gut zu stellen, wenn auch ihre Lebensauffassung wenig übereinstimmte, oder, wie Heine sich ausdrückt, im Kopfe des Schwagers die Schrauben zu fest, in seinem eigenen zu locker geschraubt waren. „Es ist mir lieb," heißt es schon bei der ersten Gratulation am 2. Februar 1823, „daß der künftige Mann meiner Schwester kein Revolutionär ist. Auch finde ich es sehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam ist, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünscht, und für seine und Europas Ruhe besorgt ist. Bei mir sind andere Verhältnisse obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bißchen seltsam gestimmt, wenn ich zufällig in den Zeitungen lese, daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind. Obschon ich aber in England ein Radicaler und in Italien ein Carbonari bin, so gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutschland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser Letzteren einige tausend jüdische Hälse, und just die besten, abgeschnitten werden."

Für Heine's Charakter und Lebensansichten enthalten diese frühen Briefe manchen bedeutenden Zug. Von seinen literarischen Arbeiten, überhaupt von seinen äußeren Erlebnissen, ist verhältnißmäßig wenig die Rede. Doch schickt er am 3. Mai 1823 die Tragödien, und am 9. Januar 1824 widerspricht er der Meinung Charlottens, daß er an einem neuen Trauerspiel arbeite. „Das Stück," fährt er fort, „existirt bis jetzt bloß in meinem Kopfe, wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank, um etwas zu schreiben, und meine wenigen gesunden Stunden sind meinen Studien gewidmet. Es ist jetzt überhaupt

noch immer die Zeit der Saat bei mir, ich hoffe aber auf eine gute Ernte. — Ich suche die verschiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen und werde mich in Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Theil von mir, ich glaube, Du kennst mich hinlänglich, um dieses zu begreifen. Deinen Rath, recht Viele in meinem Trauerspiel sterben zu lassen, habe ich mir bemerkt. Ach Gott! ich wollte, ich könnte alle meine Feinde darin sterben lassen." Bald darauf, am 31. Januar 1824, meldet er seine Uebersiedlung nach Göttingen. Auf der Lüneburger Heide, „die ein Drittel der Ewigkeit ist", „machte er aus Langeweile Verse, auch Verse an die Schwester"; wahrscheinlich entstand damals die anmuthige Schilderung der Kinderzeit: „Mein Kind, wir waren Kinder". Die juristischen Studien, die der Muse einen „Maulkorb" anlegen, die Reise nach Berlin im Frühjahr 1824, die Doctorprüfung in Göttingen, die feierliche Promotion und, was ihr vorherging, die Taufe am 28. Juni 1825, finden in den Briefen dieser Jahre kurze Erwähnung. Nur einmal, am 8. Mai 1824, schildert er ausführlich ein artiges Erlebniß in Harzgerode, und diese Scene aus einer wirklichen Harzreise könnte in der anderen poetisch ausgeführten ohne Veränderung einen Platz finden. Auch hier würde ich das Citat mir nicht entgehen lassen, wenn es nicht bereits so mancher Berichterstattung über die Briefe zur Zierde gereichte.

Im November 1825 begegnet uns Heine wieder in Hamburg; schon dadurch erklärt sich die Beendigung des Briefwechsels mit dem Embden'schen Ehepaar. Es beginnt die Zeit, welche für den Dichter die tiefe Abneigung gegen die Kaufmannsstadt begründete. Seine Hoffnungen auf eine sichere Lebensstellung verwirklichten sich nicht; seine Herzensneigungen fanden keine Erwiderung. Durch die Taufe fühlte er sich äußerlich nicht gefördert, innerlich mit sich selbst im Zwiespalt. Er stürzte sich in den Taumel des Hamburger Lebens, gerieth in Unannehmlichkeiten mit seinem Onkel und auch zu seinem Schwager in einen Gegensatz. Briefe an Freunde enthalten mehrmals bittere Worte gegen Moritz Embden; sogar über Charlotte schreibt er am 24. Februar 1826 an Moser: „Ich habe dieser Tage meine Schwester verloren." Nur zu gut hat er selber dafür gesorgt, daß Niemand zweifeln kann, wer bei diesem Zerwürfniß die Schuld trug. Die Geburt seines Neffen Ludwig v. Embden mußte Heine im Herbst 1826 in Norderney aus der Hamburger Zeitung erfahren. Ein Brief aus Lüneburg vom October desselben Jahres schlägt dann der Schwester gegenüber wieder einen freundlichen Ton an. Merkwürdig die frommen Gesinnungen, von denen dieser Brief erfüllt ist: „Möge Gott das liebe Kind in seine besondere Obhut nehmen. Mein Herz ergießt sich täglich in den frömmsten Wünschen für Dich und Deine Kinder. Sei Du nur gut und Du wirst glücklich sein, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden."

Erst in einem Briefe vom 13. Mai 1842 findet sich der Schwager wieder erwähnt: gewiß nur deshalb, weil aus der Zwischenzeit von Heine's Familienbriefen wenig übrig geblieben ist. Zwei Mal — 1833 und 1842 — wurde das Haus der Mutter mit Allem, was der Sohn an Manuscripten dort hinterlegt oder dahin gerichtet hatte, durch Brand zerstört. Aus den dreißiger Jahren bringt die neue Sammlung nur zwei Briefe an die Schwester vom 28. Juli und aus dem August 1830 und einen einzigen, den ältesten erhaltenen Brief an die Mutter vom 25. October 1833 aus Paris. Der alternden Frau war die lange Trennung von dem Sohne so schwer geworden, daß sie Neigung zeigte, ihn in Paris aufzusuchen. Damit war Heine nicht einverstanden, verspricht aber, im nächsten Sommer nach Hamburg zu kommen, ein Plan, der bekanntlich erst zehn Jahre später zur Ausführung gelangte. Erhalten hat sich noch der Brief vom 13. September 1841, in welchem Heine der Schwester „officiell" — sie scheint also früher darum gewußt zu haben — seine Vermählung anzeigt: „Den 31. August heirathete ich Mathilde Crescentia Mirat, mit der ich mich schon länger als 6 Jahre täglich zanke. — Sie ist jedoch vom edelsten und reinsten Herzen, gut wie ein Engel, und ihre Aufführung war während den vielen Jahren unseres Zusammenlebens so untadelhaft, daß sie von allen Freunden

und Bekannten als ein Muster der Sittsamkeit gerühmt wurde." Auch einem Briefe an die Mutter, nicht lange vor der furchtbaren Katastrophe am 8. März 1842 geschrieben, gibt die Charakteristik Mathildens den Hauptinhalt: „Meine Frau führt sich Gottlob sehr gut auf. Sie ist ein kreuzbraves, ehrliches, gutes Geschöpf, ohne Falsch und Böswilligkeit. Leider ist ihr Temperament sehr ungestüm, ihre Launen nicht gleich, und sie irritirt mich manchmal mehr, als mir heilsam ist. — Ich bin ihr noch immer mit tiefster Seele zugethan, sie ist noch immer mein innigstes Lebensbedürfniß, — aber das wird doch einmal aufhören, wie alle menschlichen Empfindungen mit der Zeit aufhören, und diesem Zeitpunkt sehe ich mit Grauen entgegen. Ich werde alsdann nur die Launenlast empfinden, ohne die erleichternde Sympathie. Zu andern Stunden quält mich die Angst vor der Hülfslosigkeit und Rathlosigkeit meiner Frau im Fall ich stürbe; denn sie ist unerfahren und rathlos wie ein dreijähriges Kind!" „Hypochondrische Grillen" nennt Heine diese Sorgen; aber wie leicht hätten sie Wahrheit werden können, hätte nicht die uneigennützige Liebe des Dichters alle Gefahren überwunden.

Erst seit dem großen Brande tritt eine regelmäßige Folge der Briefe ein. Die nächsten sind ganz unter dem Eindruck des furchtbaren Ereignisses geschrieben. Noch ein Jahr später, am 23. Mai 1843 heißt es: „Ich kann den Brandschrecken nimmermehr vergessen. Ich vergesse auch nicht, wie groß meine liebe Schwester sich bei dieser Gelegenheit zeigte!" Meistens kommt in den Briefen dieser Zeit noch eine heitere Stimmung zum Ausdruck: herzliche Theilnahme für Familienereignisse, Befriedigung in der eigenen Häuslichkeit, Freude an der Arbeit, dazwischen freilich als Unheil verkündendes Vorzeichen schon Klagen über Augenleiden und Lähmung der Gesichtsmuskeln. Der Wunsch, seine Frau in die Familie einzuführen, war durch die zweite Reise nach Hamburg im Herbst 1844 nur unvollkommen erfüllt. Wenige Wochen nach der Rückkehr erhielt er in Paris am 28. December 1844 die Nachricht, daß Salomon Heine gestorben sei. Seit dem Tode seines Vaters, schreibt er am 29. December, habe ihn nichts so tief bewegt. Noch ärger als der Todesfall, traf aber der Schlag, daß der Onkel in seinem Testament den Dichter so gut wie übergangen hatte. Was den sonderbaren, jedoch für Heine stets wohlgesinnten Mann und den Vetter Karl Heine im letzten Grunde bestimmte, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt. Böswillige und verleumderische Zungen, vielleicht auch unvorsichtige Reden des Dichters mögen an dem Zwiespalt ihr gutes Theil haben. Für den Verlauf des Streites und die Art, wie Heine davon betroffen wurde, bleiben die Verhandlungen mit Campe und die Briefe an Detmold, die ich in der „Deutschen Rundschau" 1885 veröffentlichte, noch immer die unentbehrliche Quelle. Herr v. Embden theilt aus den Jahren 1845 und 1846 nicht mehr als vier wenig bedeutende Briefe mit, in denen nur eine zurückgehaltene, durch Gedankenstriche bezeichnete Stelle die wichtige Angelegenheit berührt haben könnte. Wahrscheinlich wurde, was Heine darüber schrieb, schon von der Mutter oder Schwester vernichtet; denn daß er den beiden nächststehenden Personen nichts sollte mitgetheilt haben, ist schwerlich anzunehmen. Um so weniger, als der Briefwechsel gerade in dieser Zeit besonders lebhaft wird. Aus dem Jahre 1847 erhalten wir zwölf Briefe, denen sich noch zwei — schon von Maximilian Heine veröffentlicht[1]) — vom 28. August und 5. October anreihen ließen. Immer von Neuem lesen wir auch jetzt und in der Folge die Versicherung, daß Mathilde sich gut aufführe, mehr oder weniger zanke, durch ihre Gutmüthigkeit viele Herzen gewinne, durch Verschwendungssucht ihren Mann oft in Verlegenheit setze und nicht mehr als ein Kind für sich zu sorgen wisse. „Führte sie sich nicht gut auf," schreibt er am 30. März 1848, „so würde ich ihr jetzt die Freiheit geben, wie alle Könige ihren Völkern; sie würde dann schon sehen, was bei der Freiheit herauskommt."

Mit unverkennbarem Mißvergnügen betrachtet Heine „das Weltrevolutionsgepolter", das ihn auch in den eigenen Interessen schädigte, ohne daß jedoch sein scharfer

[1]) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin 1868. S. 177 und 179.

Blick für die Ursachen und Folgen sich getrübt hätte. So sagt er schon 1849 den Staatsstreich Napoleon's, und am 18. August 1853 für das nächste Jahr den Krieg mit Rußland voraus. Unvermeidlich schleicht sich in diese aus dem Krankenzimmer geschriebenen Briefe eine Art von Monotonie. Wollte man die geistreichen und witzigen Aeußerungen über Personen und Zustände zusammenstellen, so würde der Ertrag kein geringer sein, aber der Grundton bleibt ein anfangs verhaltener, dann mehr und mehr hervorbrechender, hoffnungsloser Schmerzenslaut. Heine hat den Jammer seines Krankenlagers im „Lazarus" und in nachgelassenen Gedichten, man wagt nicht zu sagen, poetisch verklärt, aber in ergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht; in diesen Briefen muß man ihn noch einmal mit durchleben. Aber so traurig diese Schilderungen wirken, sie wecken doch um so stärker das Gefühl, daß nur eine ganz außerordentliche Geisteskraft in solcher Lage Ruhe und Umsicht, Theilnahme für alle großen Bewegungen der Zeit und sogar die Fähigkeit zu poetischen Schöpfungen sich ungeschwächt bewahren konnte. „Mein Geist war nie aufgeweckter, thätiger und rüstiger wie jetzt," schreibt Heine am 25. Juli 1850. Wenn Hillebrand in einem oft angeführten Briefe mittheilt, daß der Dichter sich vornehmlich umfangreiche wissenschaftliche Werke vorlesen ließ, so sehen wir den kranken, dem Verkehre mehr und mehr entfremdeten Mann jetzt die Beihülfe der Schwester vielfach in Anspruch nehmen, um aus Hamburgischen Leihbibliotheken die Erzeugnisse der neueren deutschen Literatur sich nach Paris zu verschaffen.

Und wie warm, wie jugendfrisch schlägt sein Herz für Alles, was seine Lieben angeht! Wieder wird die Schwester wie vordem in zärtlichen Schmeichelworten gepriesen, und der Mutter gegenüber wetteifern Liebe und Verehrung eines „gehorsamen Sohns", der sich auch wohl herausnehmen darf, die hochbetagte Frau in zutraulichem Scherz als „alte Gluck, alte Schachtel, alte süße Katze" anzureden. „Leb' wohl, liebe Mutter," heißt es in dem Briefe vom 21. Januar 1850, „der liebe Gott erhalte Dich, bewahre Dich vor Schmerzen und Augenübel; schone Deine liebe Gesundheit, und wenn Dir die Dinge auch manchmal nicht zu Wunsche gehen, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden sind, wie Du es bist, und wie Du es wahrlich zu sein verdienst, Du meine liebe, brave, rechtschaffene und treue Mutter. Was sind die Anderen in Vergleich mit Dir! — Man soll den Boden küssen, den Dein Fuß betreten hat."

Mit rührender Sorgfalt sucht Heine fort und fort das Uebermaß seines Elends vor ihr zu verheimlichen. So schildert er am 27. Mai 1848 seinen neuen reizenden Sommeraufenthalt in Passy. Er schreibt im Freien unter einer grünen Laube, wo die Sonnenlichter ihm aufs Papier spielen, auf einem Tisch, an welchem er eben mit seiner Frau sehr gut gefrühstückt und sich der häuslichen Ruhe, auch der schönen Spargel und Erdbeeren sehr gefreut hatte. Aber vierzehn Tage später muß er auf den Wunsch seiner Frau die „allzu große Täuschung, die der Mutter wegen nöthig war," der Schwester gegenüber aufheben. Er gesteht ihr, seit vierzehn Tagen sei er so gelähmt, daß er wie ein Kind getragen werden müsse. „Meine Beine sind wie Baumwolle, meine Augen entsetzlich schlecht." Und doch macht selbst dieser Brief noch den Versuch, seinem Zustand eine tröstliche Seite abzugewinnen, ein Bestreben, das auch die noch folgenden acht qualvollen Jahre nicht ganz unterdrücken können.

Nach zehnjähriger Trennung hatte Heine noch einmal die Freude, im Frühling 1854 seine älteste Nichte und im November 1855 die geliebte Schwester wiederzusehen. Sie schied Anfangs December mit der Hoffnung, im Frühling zurückzukehren; aber schon zwei Monate später, am 17. Februar 1856, war der Dichter nicht mehr unter den Lebenden. Noch drei Jahre mußte die Mutter seinen Verlust betrauern.

Dem Herausgeber schulden wir Dank, daß er die sämmtlichen, in seinem Besitz befindlichen 122 Briefe — die Fürstin della Rocca redete von 120 — veröffentlicht hat. Daß er an etwa zwölf Stellen einzelne Sätze ausließ, darf man, wo es sich um Familienangelegenheiten handelt, nicht verübeln. Einzelne Briefe mögen auch in der späteren Zeit verloren gegangen sein; so erwähnt Heine am 26. September 1850

(S. 205) ein junges Mädchen, von dem er geschrieben habe, ohne daß der Brief, auf welchen er sich bezieht, sich finden läßt. Von den Schriftstücken des Anhangs waren einzelne, wie das Testament vom 13. November 1851 und der Briefwechsel Mathilden's mit dem Herausgeber des „Figaro", schon bekannt. Wollte man sich nicht auf Ungedrucktes beschränken, so hätten besser die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen" gebotenen Familienbriefe — womöglich mit Benutzung der Originale[1]) — die vorliegende Sammlung vervollständigt. Wünschenswerth und in einer neuen kritischen Ausgabe unerläßlich wäre eine genaue Bezeichnung, ob Heine selbst oder ein Secretär die Feder geführt habe, z. B. am 6. Mai 1850. Wer hat die zahlreichen stilistischen Nachlässigkeiten und sogar die eigentlichen Sprachfehler in diesen Briefen verschuldet? Der Herausgeber sicher nur ausnahmsweise, öfter vielleicht der Dichter selbst. Denn wenn Heine über seinen Onkel spottet, der bei Tisch einen Diener für den Accusativ, einen andern für den Dativ zur Seite habe, so wäre für Schriftstücke seiner eigenen Hand eine ähnliche Bedienung nicht ganz überflüssig gewesen. Das fehlerhafte Deutsch des Elternhauses hat auch auf die Briefe des Sohnes, nicht allein in der Jugendzeit, sondern sein ganzes Leben hindurch eingewirkt. Selbst die Entwürfe seiner Schriften sind von solchen Fehlern nicht frei. Man kann es oft genug auf jenen großen Folioblättern beobachten, auf denen Heine nicht bloß in den letzten Jahren seines Lebens — die mir eben vorliegenden stammen aus dem Jahre 1841 — seine Gedanken mit dem Bleistift zu verzeichnen pflegte.

Neben Maximilian Heine und der Fürstin della Rocca ist Herr v. Embden unter Heine's Verwandten der Dritte, welcher Mittheilungen über den Dichter veröffentlicht. Nachrichten aus der Familie sind selten ohne Werth; denn die nächsten Angehörigen wissen Manches, was kein Anderer wissen kann. Aber gewöhnlich sind sie auch geneigt, das, was ihnen von Kindheit auf erzählt wurde, ohne genaue Prüfung als unumstößliche Wahrheit anzunehmen. So haben sich selbst in das Buch des Bruders Maximilian, das meistens unterschätzt wird, zahlreiche Irrthümer eingeschlichen. Noch weit mehr Irriges muß man in den Schriften der Fürstin della Rocca und in den Bemerkungen ausscheiden, welche Herr v. Embden den Briefen beigegeben hat. Die leichte Mühe, dergleichen zu berichtigen, kann und muß ich mir hier ersparen. Bücher wie das vorliegende darf man überhaupt nicht mit dem scharfen Auge eines Kritikers durchmustern; man nimmt sie auf wie die willkommenen Mittheilungen eines Augenzeugen, bei denen man auch einen Irrthum einstweilen unterlaufen läßt und sich gern enthält, den Erzähler durch Widerspruch zu verstimmen. Werthvoll ist insbesondere die Schilderung des Besuches, den Charlotte in Begleitung ihres Bruders Gustav im November 1855 dem Dichter abstattete (S. 282 f.); die Erzählung der Fürstin della Rocca wird dadurch mit interessanten Zügen bereichert. Dasselbe gilt von dem Besuche Heine's in Hamburg im Jahre 1844, bei welchem die Anwesenheit Mathilden's mancherlei halb komische, halb verdrießliche Zwischenfälle hervorrief.

Auf *einen* Punkt möchte ich etwas näher eingehen. Nachdem man zuerst über Liebe und Leiden des jungen Heine noch während seines Lebens und nach seinem Tode in Romanen, Dramen und literarischen Abhandlungen ein Uebermaß verworrener Erzählungen und Phantasieen zu Tage gefördert hatte, gab zuerst ein 1865 veröffentlichter Brief an Varnhagen von Ense vom 19. October 1827[2]) einen sichern Anhaltspunkt. Strodtmann konnte ihm in seiner grundlegenden Biographie den Beweis entnehmen, daß Amalie Heine, die älteste Tochter Salomon Heine's, die leidenschaftliche Neigung des Dichters auf sich gezogen, aber verschmäht habe, und daß darin die Quelle zahlreicher, von Liebe, Sehnsucht, Groll, Verzweiflung erfüllter Gedichte zu suchen sei[3]).

[1]) Jetzt im Besitz eines ebenso glücklichen als kenntnißreichen Sammlers, Herrn Karl Meinert in Dessau.

[2]) Aus dem Nachlaß Varnhagen's v. E. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine. Leipzig 1865. S. 175.

[3]) Adolf Strodtmann, Heine's Leben. Erste Auflage. Bd. I, S. 36, 143. Berlin 1867. Amalien's Name wird erst im zweiten Bande 1869, S. 101, 584 genannt.

Dagegen erhob aber der Bruder Maximilian in dem angeführten Buche (S. 18 u. 224) Widerspruch und wollte die in den Gedichten der Jugendzeit hervorgetretenen Empfindungen lediglich als Dichtung betrachtet wissen. Man hätte glauben sollen, dieser Widerspruch würde verschwinden, als in der „Deutschen Rundschau" 1875 die ersten aus Heine's Jugendzeit stammenden Briefe an seinen treuesten Freund Christian Sethe aus dem Jahre 1816 erschienen. Gewähren sie doch in sein Inneres einen Blick, der die ganze Gluth und Leidenschaftlichkeit seiner Liebe offenbart. Aber Maximilian Heine hat seine Meinung nicht verändert; später sprach die Fürstin della Rocca dieselbe Ansicht aus (S. 31), welche jetzt auch von Herrn v. Embden (S. 131) bestätigt und neuen Forschungen gegenüber noch erweitert wird. Bei diesen Forschungen sei es erlaubt, einige Augenblicke zu verweilen.

Schon aus dem „Buch der Lieder" ging unzweideutig hervor, daß Heine, nachdem er Jahre lang in schmerzlichen Erinnerungen seiner ersten Liebe nachgehangen hatte, durch eine neue, nicht so leidenschaftliche, aber vielleicht noch innigere Neigung gefesselt wurde. Strodtmann hatte die Frage, wer Gegenstand dieser zweiten, abermals „glücklosen" Liebe gewesen sei, unbeantwortet gelassen; es ist das Verdienst Ernst Elster's, dem wir auch die beste kritische Ausgabe der Heine'schen Werke verdanken, zuerst in Salomon Heine's zweiter Tochter Therese — geboren am 17. December 1807 — die neue Geliebte erkannt zu haben. Während die „Jungen Leiden", das „Lyrische Intermezzo", die früheren Gedichte in dem Cyclus „Die Heimkehr", sowie in der „Nordsee" sich noch auf Amalie Heine beziehen, tritt später — etwa seit dem Jahre 1823 — sowohl in der „Heimkehr", als in der „Nordsee" die neue Herzenskönigin an die Stelle ihrer „Vorgängerin im Reich". Elster hat seinen Ansichten zuerst in einer Ausgabe des Buches der Lieder[1]) Worte geliehen, ferner in Heine's Biographie, vor dem ersten — in der Lieferungsausgabe vor dem siebenten — Bande der Werke (S. 40, 45, 80), endlich in einem vortrefflichen Aufsatz: Zu Heine's Biographie, in Seuffert's Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1891, S. 471. Hier zeigt er auch, daß das bis dahin in vielen Theilen ganz unverstandene Buch „Le Grand", so weit es von Herzensangelegenheiten des Verfassers redet, vornehmlich auf diese zweite Liebe des Dichters sich bezieht. Das Buch erscheint ihm wesentlich als eine Huldigungsschrift für die noch unvergessene, ja, wie Heine glaubte, noch nicht verlorene Geliebte. Wenn darin eine große Zahl von gelehrten Citaten hervortritt und sichtlich das Vergnügen bemerken läßt, mit dem der Verfasser sie zusammenhäuft, wenn ferner Heine die lächerlichen Personen aus dem Hamburger Leben, die er in seinen Schriften aufführen kann, als gewinnbringende Capitalien abschätzt, so soll darin eine Andeutung für den reichen Onkel liegen, daß die Schriftstellerei kein so aussichts- und erträgnißloses Gewerbe sei als Salomon Heine sich vorstellte. Von dieser Grundansicht ausgehend, lag es nahe, in der „Madame", an welche der Autor des Buches seine Erzählung richtet, die Mutter Theresen's und in der „Evelina", welche das Buch als „Zeichen der Freundschaft und Liebe" empfangen soll, die Geliebte selbst zu erkennen. Elster hat seine Auffassung in dem oben genannten Aufsatze scharfsinnig und in der Hauptsache, der Liebe des Dichters zu Theresen, unwiderleglich begründet.

Nur bezüglich der Mutter mußte es bei genauerem Einblick in das Buch Le Grand bedenklich erscheinen, daß Heine in solchem Tone zu einer verehrten älteren Dame reden, ja sich ihr als Schwiegersohn empfehlen sollte. Von Elster selbst wurde denn auch diese Ansicht nur als Vermuthung in der bescheiden maßvollen Weise ausgesprochen, welche seinem Aufsatze einen so vorzüglichen Werth verleiht. Vor Kurzem hat nun ein feinsinniger Heine-Forscher, Karl Hessel, gleichfalls in der Seuffert'schen Zeitschrift 1892, S. 546, jenen Bedenken Ausdruck gegeben in dem Aufsatze „Ueber Heine's Buch Le Grand". Durchaus theilt er die Ansicht, daß die in dem Buche erzählte Liebesgeschichte auf Amalie und Therese Heine sich beziehe. Aber die Er-

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Heilbronn 1887. S. XXVIII.

zählung, meint er, sei nicht an Therese's Mutter, sondern an Heine's hochgepriesene, viel besungene und geliebte Freundin Friederike Robert, die Schwägerin der Rahel, gerichtet; sie sei auch die oft mißdeutete, noch immer räthselhafte Evelina, welche in der Widmung genannt wird. Daß zahlreiche Stellen des Buches „Le Grand", besonders die Anspielungen auf Indien und den Orient, sich auf Heine's Erlebnisse in Berlin, auf den Umgang mit Friederike und den Verkehr in Robert's Hause beziehen, kann nach den Briefen, die Heine an sie und ihren Gemahl richtete, keinem Zweifel unterliegen. Aeußerungen und Ansichten des merkwürdigen Briefes vom 12. October 1825 kehren in dem Buche beinahe wörtlich wieder. Ja, man darf sagen: von allen Heine nahestehenden Personen ist es in der That nur Friederike Robert, welcher er in solcher Weise seine Herzenserlebnisse hätte erzählen können: eine Frau, die er zugleich bewunderte und liebte, ohne doch zu ihr in einem eigentlichen Liebesverhältnisse zu stehen, das ja die Schilderung einer anderen leidenschaftlichen Liebe ausgeschlossen hätte. Erkennt man aber in der Dame, welche dem Erzähler zuhören soll, Friederike Robert, so muß ihr auch die Widmung gelten: „Evelina, empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers." Bekanntlich wird auch in dem dritten, in Prosa geschriebenen Theile der „Nordsee" der Name Evelina dreimal in bedeutsamer Weise ausgerufen. Nichts steht im Wege, auch bei diesen Stellen an Friederike Robert zu denken. Gerade in dem Gemüthszustande, in welchem Heine sich damals befand, konnte ihm in Augenblicken einer gehobenen Stimmung, wenn er die Erinnerungen an eine unglückliche Leidenschaft zurücktreten ließ, kein anderes Frauenbild so anregend und begeisternd vor der Seele schweben. Daß er die Widmung unter einem räthselhaften Namen versteckte, dafür fehlt es nicht an Gründen. Ohne Bedenken durfte Heine der bejahrten Frau v. Varnhagen die „Heimkehr", seiner Schwester den „Neuen Frühling" widmen; aber zu einer noch jugendlichen, verheiratheten Frau öffentlich in solchem Tone, wie in dem Buche „Le Grand" zu reden, ging nicht an, am wenigsten für einen Dichter, der in solchen Dingen stets das feinste Zartgefühl walten ließ. Immer kann man es als einen Vortheil betrachten, daß Heine sein Buch einer verehrten Dame widmete, und daß diese ihm dabei den Dienst leistete, welchen die Gräfin Guiccioli Lord Byron, als er den Don Juan schrieb, vergebens zu leisten suchte. Wenn wir Heine's poetische Schriften einbegreifen, so theilt Friederike dieses Verdienst mit Rahel und Charlotte Embden; auch diese Beiden nöthigten den Dichter, aus den ihnen gewidmeten Sammlungen die niedrigen Ausgeburten seines Genius zu entfernen, welche Wahrheit und Dichtung seines Lebens in so unerfreulicher Weise entstellen.

Zweifelhaft bleibt es, ob die Scenen des Buches, welche Heine im 10. und 16. Capitel an den Rhein, insbesondere nach Godesberg verlegt, wirklich dorthin gehören, oder ob sie gleichfalls auf Friederike Robert sich beziehen, so daß dann Heine, um den Leser absichtlich auf eine falsche Bahn zu führen, Begebenheiten aus Berlin an den Rhein verlegt hätte. Hessel nimmt (S. 568) dies an; auch lassen sich gute Gründe dafür aufzählen. Nur ist von der anderen Seite zu sagen, daß der Dichter gerade in solchen Angaben aus seinem Leben meistens sehr genau ist. So erwähnt er, um nur ein Beispiel hervorzuheben, in dem dem Buche „Le Grand" unmittelbar vorhergehenden dritten Theil der „Nordsee", daß er im Winter 1819 in Bonn vier Vorlesungen über „Deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit" gehört habe. Man könnte an einen Scherz denken; aber wenn man die vier von Heine angegebenen Vorlesungen mit dem Bonner Abgangszeugniß vergleicht, findet man eine vollkommene Uebereinstimmung. Ja, wenn er in dem Buche „Le Grand" den hinter ihm stehenden Mops als „Ami" anredet, so belehrt uns der Brief an Charlotte Embden vom 15. September 1823, daß der Mops in seinem elterlichen Hause in Lüneburg wirklich diesen Namen führte. Und so beruht auch der Anfang des zehnten Capitels, in welchem Heine erzählt, wie er an einem klaren, fröstelnden Herbsttag als Bonner Student seine Vaterstadt wieder besucht und dort von seiner Familie Niemanden mehr als einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden habe, gewiß auf wirklichen Erleb-

nissen. Hessel meint statt dessen (S. 668), da Heine's Eltern im Herbst 1822 aus Düsseldorf weggezogen seien, so könne die von Heine angenommene Zeit keine andere als der Herbst 1823 gewesen sein, in welchem er eine Reise an den Rhein von Berlin aus, wenn nicht angetreten, doch wenigstens geplant habe. Aber die öfters wiederholte Angabe, daß die Familie Heine erst 1822 Düsseldorf verlassen habe, wird gerade durch die von Herrn Embden neu veröffentlichten Briefe widerlegt. Denn der erste Brief Heine's an Charlotte vom 22. März 1820 redet in einer, wie mir scheint, ganz unzweideutigen Weise von dem bereits erfolgten Wegzug von Düsseldorf. Darin liegt wohl die wichtigste neue Thatsache, welche dieser Briefsammlung sich entnehmen läßt.

Die von Heine in dem Buch „Le Grand" geschilderte Reise nach Düsseldorf fällt also in den September 1820, was mit den von ihm erzählten Umständen übereinstimmt[1]). Ueber die Freundin, die er in Godesberg wiederzusehen wünschte, läßt sich freilich, wenn man von Friederike absieht, ebensowenig eine Vermuthung aufstellen, wie über die schöne Frau in dem Gedicht Nr. 40 der „Heimkehr", in deren Augen er die Herrlichkeiten des Rheines widerglänzen sah. Befremden kann noch, daß Heine an Ludwig und Friederike Robert, also an die Frau, an welche er die Erzählung des ihr gewidmeten Buches richtete, bei der Veröffentlichung gar nicht geschrieben, vielleicht nicht einmal ein Exemplar geschickt hat. Und wenn dies aus der Art des Buches, aus dem Charakter Heine's und dem nicht ganz ungetrübten Verhältniß zu Ludwig Robert sich erklären läßt, so sollte man wenigstens erwarten, daß Varnhagen und Rahel, denen doch die Beziehungen auf Friederike schwerlich verborgen sein konnten, dem Dichter etwas darüber geschrieben hätten. Davon findet sich in Allem, was bis jetzt bekannt geworden ist, keine Spur. Aber trotz dieser Bedenken darf man, wie ich glaube, der Ueberzeugung beipflichten, daß die Widmung an Friederike Robert gerichtet sei. In Verbindung mit dem Gedanken, daß Amalie und Therese die Heldinnen der Liebesgeschichte sind, reicht diese Annahme zum Verständniß des Buches in den wesentlichen Theilen aus.

Was hat Heine mit dem so eigenthümlich gestalteten Dichtwerk beabsichtigt? Nach Elster ist es eine Huldigung für Therese, geschrieben in der Hoffnung, ihre Hand doch noch einmal erhalten zu können. Nach Hessel hat Heine gerade umgekehrt in diesem Buche von der Vergangenheit, den trüben Erinnerungen einer verschmähten Liebe, dem beengenden Druck socialer und politischer Verhältnisse sich losgesagt, und zu dem Entschluß eines neuen Lebens, dem neue große „Ideen" seinen Inhalt geben würden, sich durchgerungen. Aber sollten die beiden Absichten sich wirklich so schroff, wie Hessel annimmt, gegenüberstehen? In dem Gemüthe des Dichters standen sie, so weit sich aus seinen Briefen urtheilen läßt, weniger *gegen* einander als *neben* einander. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er bei der Schilderung seiner Liebesleiden gewünscht hat, durch dieselbe auf Therese und die Hamburger Verwandten Eindruck zu machen, und daß ihm zugleich der Gedanke gekommen ist, bei der burlesken Schilderung

[1]) Die Annahme, Heine's Familie sei erst 1822 von Düsseldorf weggezogen, scheint darauf zu beruhen, daß Strodtmann (I[1], 292) erzählt, Salomon Heine sei im Frühjahr 1822 zum Erstaunen der Einwohner in einem vierspännigen Wagen in Lüneburg erschienen, um dort eine Wohnung für seinen Bruder zu miethen, wie denn auch Heine am 10. Juni 1823 aus Lüneburg an Fouqué schreibt, seine Eltern wohnten noch nicht lange in dieser Stadt. Da aber die Familie nach der Abreise aus Düsseldorf sich zunächst in Oldesloe in Holstein niederließ, so steht die Nachricht über den Onkel Salomon mit der im Text ausgesprochenen Ansicht nicht im Widerspruch. — Zu bemerken ist jedoch, daß Heine selbst erzählt, er habe bei jenem Besuch in Düsseldorf „ein kleines preußisches Höfchen, Hofschneider, Hofschuster, Hofwanzenvertilgerinnen und Hofschnapsläden" gefunden. Diese Schilderung könnte sich auf die Hofhaltung des Prinzen Friedrich von Preußen beziehen, der als Commandeur der 14. Militärdivision in Düsseldorf residirte, jedoch nach Angabe der „Kölnischen Zeitung" vom 18., 23. und 25. Januar 1821 erst im Januar 1821 dorthin übersiedelte. Ob die Verleihung der Hoftitel schon in Voraussicht seiner Ankunft erfolgte, oder in anderen Vorgängen, vielleicht in dem vorübergehenden Aufenthalt des Prinzen August in der Rheinprovinz im Herbst 1820, ihren Grund hatte, kann ich hier nicht entscheiden.

eines pedantischen Gelehrtenkrams seinem Onkel zu Gemüth zu führen, „der dumme Junge habe etwas Ordentliches gelernt" und könne, wenn er wolle, in der Schriftstellerei auch einen Erwerb finden. Durch nichts wird aber ausgeschlossen, daß mit diesem Ideengange sich der andere verband, in dem Buche die Ziele anzudeuten, auf welche seine schriftstellerische, insbesondere seine politische Thätigkeit sich richten sollte. Daß der Dichter die Verkörperung seiner Ideen in Napoleon zu finden glaubte, entsprach einmal seinen persönlichen Empfindungen, dann auch den Grundsätzen, denen er sein Leben hindurch treu geblieben ist. Denn er hat sich stets als einen Gegner der Republik erklärt und die Verbesserung der menschlichen Verhältnisse durch die Kraft eines einzelnen höher begabten, mächtigen Willens erwartet. So ist das Buch in der That, wie er es mehrmals zum Voraus in seinen Briefen bezeichnet, ein Stück Biographie, ein Selbstbekenntniß, und der ursprünglichste Entstehungsgrund liegt gewiß weit mehr als in allen Nebenabsichten in dem dichterischen Drange, Empfindungen und Erlebnisse poetisch zu gestalten und darzustellen.

Sowohl Herrn Elster wie Herrn Hessel sind wir zu großem Danke verpflichtet. Beide haben wesentlich zum Verständniß eines Werkes beigetragen, das freilich zu witzig ist, um, wie Heine wollte, als eigentlich humoristisch gelten zu können, das aber unzweifelhaft unter Heine's Schriften und in der deutschen Literatur eine eigenartige, bedeutende Stellung beanspruchen kann. Der Herausgeber der jetzt veröffentlichten Familienbriefe wird freilich in dieses Lob nur zum geringen Theile einstimmen, weil er, wie schon angedeutet, die leidenschaftliche Neigung Heine's zu Amalie und zu Therese Heine in das Gebiet der Fabel verweist. Es kann befremden, daß gerade die nächsten und unzweifelhaft dem Dichter am treuesten ergebenen Mitglieder seiner Familie sich so einmüthig und entschieden in einem Sinne aussprechen, der durch die eigenen Schriften und die Briefe Heine's so bestimmt widerlegt wird. Denn sicher kann es sich dabei der Oeffentlichkeit gegenüber nicht darum handeln, den Dichter gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen. Im Gegentheil, der Tadel, der nicht mit Unrecht gegen ihn erhoben wird: daß er seine Neigung und Dichtung auf Personen gewendet habe, die ihrer unwerth waren, könnte dadurch gemildert werden, daß seine edleren Gefühle da, wo er leidenschaftlich wünschte, keine Erwiderung fanden. Aber was dem Publicum gegenüber unnöthig war, konnte vielleicht an einem anderen Orte nützlich, ja nöthig erscheinen, und in dieser Ansicht bestärkt mich eine Aeußerung, die ich vielleicht schon früher hätte mittheilen sollen, zunächst weil sie von einem Manne ausgeht, der sicher das Recht hat, in dieser Angelegenheit gehört zu werden, ferner, weil sie, wenn auch in der Hauptsache irrig, doch die Entstehung des Irrthums erklärlich macht. Bald nachdem meine Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heine's" erschienen war, erhielt ich von Herrn Max von Heine die folgende Zuschrift aus Berlin vom 9. April 1878:

„Ihr Buch über meinen Bruder Heinrich Heine, das mit so vieler Liebe und Wärme geschrieben ist, hat mich recht erfreut. Kleine Irrthümer, als zu unbedeutend, übergehe ich. Ich glaubte, durch meine „Erinnerungen" an meinen Bruder Alles so Märchenhafte, was in seinen Biographien (z. B. Strodtmann, Laube, Meißner ꝛc. ꝛc.) verbreitet worden ist, berichtigt zu haben. Nur Eins, und das auch bei Ihnen, Herr Professor, scheint mir Dogma geworden zu sein; nämlich die Liebe des Dichters zu Amalie Heine, einer unserer schönen Cousinen. Hartnäckig bleiben die Biographen bei der Idee stehen, daß diese schöne Cousine das Ideal und die begeisternde Muse des jungen Dichters gewesen sei. Dies ist ein vollständiger Irrthum. Schon sehr schöne lyrische Gedichte habe ich von dem Dichter gehört, noch ehe er diese Cousine kennen gelernt hatte. Daß diese junge Cousine sowohl unverheirathet als verheirathet gleichzeitig mit mehreren anderen schönen Mädchen Hamburgs poetische Huldigungen empfangen hat, lag ganz in dem Gemüthsleben meines Bruders. Die erwähnte Cousine hieß Amalie, war die Tochter unseres Oheims Salomon Heine, später verheirathet an einen Lieutenant Friedländer. Die Tochter des gar nicht poetischen Ehepaares wurde an den Professor Dr. Leo in Berlin verheirathet, aus welcher Ehe ein

einziges Kind, eine Tochter von jetzt ungefähr achtzehn Jahren, entsprossen ist. Die Frage ist nun: Wie kam es, daß sowohl von den zärtlichen Verwandten jener Zeit als heutigen Tages und von vielen anderen Unberufenen so geflissentlich öffentlich und privatim die Phrase hartnäckig verbreitet wurde, daß diese Cousine das angebetete Ideal des Dichters gewesen sei? Auch Sie, Herr Professor, sind der Ansicht, daß die Vermählung der Geliebten den Dichter so trübe gestimmt habe, und eine dauernde Erinnerung an die verlorene Geliebte geblieben sei. Da Sie so wohlwollend über meinen Bruder geschrieben haben, so verdienen Sie, daß ich Ihnen vorläufig den Schlüssel zu diesem Mythos gebe. Die feindliche Stimmung der zärtlichen Verwandten und sonstigen geistlosen Schmarotzer des reichen Heine'schen Hauses in Hamburg hatten nur die eine egoistische Idee, den jungen gefährlichen Titanen bei seinem Onkel anzuschwärzen. Der Onkel, schon so unzufrieden mit der poetischen Richtung seines Neffen, nicht weniger zürnend durch [über] den finanziellen Alp[=druck], den der Dichter beständig auf ihn ausübte, mußte noch in seiner Erbitterung gegen ihn verleumderisch potenzirt werden. Dazu diente die wissentlich verbreitete Meinung, daß der Dichter die Hand seiner Tochter heimlich gewinnen wollte und selbst späterhin die verheirathete Frau mit prosaischen und poetischen Liebesschwüren überschüttet habe. Das Manöver gelang. Die damaligen Zeitungen sowie der Familienklatsch haben für diese Ansicht so gut gewirkt, daß noch heutigen Tages der Reflex dieser Intrigue vorhanden ist, obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist. — Jetzt, Herr Professor, wissen Sie, was von diesem Märchen zu halten ist. — Beiläufig die Bemerkung daß ich mich mit achtungsvoller Theilnahme sowohl Christian Sethe's als seines ehrwürdigen Vaters in Düsseldorf immer noch gern erinnere."

Ich brauche nicht zu bemerken, daß die in dieser Mittheilung hervortretende Ansicht über das Verhältniß Heine's zu seiner Cousine Amalie mir ebenso wenig zutreffend erscheint wie die ähnlichen, nur nicht so eingehenden Angaben in den „Erinnerungen" von Maximilian Heine. Sehr bemerkenswerth scheint mir aber das, was der Brief über die Versuche enthält, den Onkel Salomon gegen den Dichter aufzureizen. Daß Versuche dieser Art in dieser Weise gemacht worden seien, ist an sich nicht unwahrscheinlich, ja nach der bestimmten Aussage eines Mannes, der darüber sehr gut unterrichtet sein mußte, nicht zu bezweifeln. Heine selbst hatte dazu in den Liedern des Intermezzo, das noch überdies dem Onkel Salomon gewidmet war, Gelegenheit gegeben. Was ist natürlicher, als daß seine Mutter und diejenigen Angehörigen, welche ihm wahrhaft wohl wollten, gegen so gehässige Anschuldigungen auftraten, und zwar mit vollem Recht, insofern sie versicherten, daß Heine mit der verheiratheten Cousine in gar keiner Verbindung gestanden und in keiner Weise sich ihr aufgedrängt habe. Offenbar behaupteten sie auch noch weiter, daß das Liebesverhältniß überhaupt nur als eine poetische Fiction zu betrachten sei und der Wirklichkeit niemals angehört habe. Das war ein Irrthum, aber warum könnte er nicht in gutem Glauben gehegt worden sein? Man muß sich erinnern, daß in den Jahren 1816—1818, als Heine's Leidenschaft für Amalie ihren Höhepunkt erreichte, seine Familie sich nicht in Hamburg, sondern in Düsseldorf befand. Dem Charakter des Dichters würde es wenig entsprechen, nähme man an, daß er in die Herzensergießungen, die er unter dem tiefsten Geheimniß seinem vertrauten Freunde Sethe zugehen ließ, auch seiner Familie den Einblick vergönnt habe. Seit dem Abschied von Hamburg (1819) hat Heine die Cousine acht Jahre lang gar nicht wieder gesehen und dann wahrscheinlich ebenso wenig als früher den Schleier gelüftet. Es ist also begreiflich genug, daß die Ansichten, welche in dem Familienkreise zu Heine's Vertheidigung verfochten waren, fortdauerten und später, so oft eine entgegengesetzte Ansicht auftrat, wiederholt wurden.

In dem Buche „Le Grand" hat Heine in übermüthiger Laune von dem „Trinkgeld" gesprochen, das „die grün verschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben würden, wenn es ihnen die Stube zeige, in welcher er das Licht der Welt erblickte." Diese Vorhersage hat sich nicht erfüllt: sein Geburtshaus ist von

der Erde verschwunden, und wenn ein Fremder in Düsseldorf nach Heine's Denkmal fragte, so müßte man auf die ferne Insel hinweisen, auf welcher voreinst der Dulder Odysseus nach mancherlei Drangsalen gastliche Aufnahme fand. Aber in die Kammer des Herzens, in welcher so viel anmuthige, liebes- und leidvolle Gedanken ihren Ursprung nahmen, in die geheimnißvolle Werkstatt poetischen Schaffens einzudringen, hat man seit geraumer Zeit ein unwiderstehliches Verlangen gefühlt und endlich auch den Weg gefunden. Ob Heine den Biographen, die ans Licht zogen, was er selbst verhüllte, danken würde — wer kann es sagen? Aber keinenfalls hätte er Grund, sich zu beschweren, daß die genauen Nachforschungen in diesem Falle einen Flecken auf seinen Charakter geworfen, daß sie sein Denken und Empfinden als unwahr oder unwürdig bloßgestellt hätten. Man hat im Gegentheil sich überzeugen müssen, daß ein Dichter, dem man so oft erlogene Liebespein und bloßes Tändeln mit der Leidenschaft zum Vorwurf machte, in den entscheidenden Verhältnissen seines Lebens, da, wo er ernsthaft redet, aus tiefstem Innern schöpft, und selbst da, wo er zu scherzen sich den Anschein gibt, oft nur die schmerzlichsten Regungen seines Gemüthes verbirgt. Auf dieser gesteigerten Schätzung eines Mannes, dem Viele Vieles verdanken, beruht auch der erfreuliche Eindruck, den die jetzt veröffentlichte Briefsammlung hinterläßt. Das Verhältniß zu Mutter und Schwester war in Heine's Leben von allen das reinste, schönste, glücklichste, und gerade deshalb geeignet, den Grundzug seines Charakters zu offenbaren. Ich glaube, die Briefe geben den Beweis, daß Heinrich Heine, der oft mit Recht, oft mit Unrecht so bitter Getadelte, im innersten Kern seines Wesens nicht allein ein großer Dichter, sondern auch ein guter Mensch gewesen ist.

Hermann Hüffer.

Zur Wirthschaftspolitik Friedrich's des Großen.

Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften hat sich vor Kurzem entschlossen, die Mittel zur Herausgabe eines wahrhaft monumentalen Werkes zu bewilligen, eines Werkes, welches würdig der Publication der Correspondenzen des Großen Kurfürsten und Friedrich's II. an die Seite tritt. Veranlaßt von Professor Schmoller, dem bekannten Volkswirthe der Berliner Universität, läßt sie nämlich die Aktenstücke, welche auf die preußische Wirthschaftsgeschichte im achtzehnten Jahrhundert Bezug haben, mit ausführlichen Erläuterungen veröffentlichen. Das auf viele Bände berechnete Werk soll die gesammte Organisation der Staatsverwaltung in dem genannten Zeitraum nebst der Geschichte der Behörden, ferner das Militärwesen, die Münzangelegenheiten, die Zoll- und Acciseverwaltung, endlich die Handels- und Gewerbepolitik erschöpfend an der Hand der Urkunden darstellen. Je epochemachender die Thätigkeit der preußischen Könige im vorigen Jahrhundert nicht nur für ihren Staat, sondern für ganz Europa gewesen ist, je tiefere Wirkungen die energische Politik Preußens auf die ganze gesellschaftliche und staatliche Entwicklung ausgeübt hat, um so mehr war ein Unternehmen, wie das jetzt beschlossene, eine Art Ehrenpflicht der Regierung. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das größere gebildete Publicum hat daran ein Interesse und wird die Bemühungen Professor Schmoller's und den Entschluß der Akademie dankbar begrüßen.

Als erste Theile des großen Werkes sind die Darstellung der Centralverwaltung, die Geschichte der Seidenindustrie und diejenige des Getreidehandels ins Auge gefaßt worden. Fertig gestellt ist bisher nur das an zweiter Stelle genannte Werk[1]), welches im vorigen Jahre in drei starken Bänden der Oeffentlichkeit übergeben worden ist.

Die Seidenindustrie spielt heute im Deutschen Reiche eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle. Aber noch ist es in Aller Erinnerung, daß im vorigen Jahrhundert die preußische Regierung den Versuch gemacht hat, die Zucht der Seidenraupe in der Mark einzubürgern und die Seidenspinnerei und -Weberei zu verbreiten. Die langen Alleen von Maulbeerbäumen in so manchen märkischen Städten und Dörfern rufen jeder Zeit die Thatsache ins Gedächtniß zurück. Man hat im Allgemeinen bis heute diese Versuche der preußischen Könige als Spielereien und Ausflüsse einer falschen Bevormundungspolitik aufgefaßt und ihr Scheitern als wohlverdient bezeichnet. Bei der Lectüre der jetzt vorliegenden Aktenstücke und der begleitenden Abhandlung O. Hintze's erhält man indessen ein anderes Bild der Sachlage. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, erscheint freilich die merkantilistische Politik Friedrich's des Großen und seines Vaters oft verfehlt und mehr schädlich als nützlich. Ganz verschieden aber stellt sie sich dar, wenn sie vom Standpunkte jener Zeiten aus beurtheilt wird. Da erweist sie sich, wie Professor Schmoller überzeugend nachgewiesen hat, nicht als der Ausfluß einer falschen Doctrin und der absolutistischen Regierungsmethode, sondern als ein Glied und Mittel in der Entstehung großer wirthschaftlicher und politischer Gemeinwesen, welches entscheidend zur Bildung der modernen Staaten beigetragen hat.

[1]) Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im achtzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wissenschaften. Die einzelnen Gebiete. I. Die preußische Seidenindustrie im achtzehnten Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. Drei Bände. Berlin, Paul Parey. 1892.

Zuerst erkannt und rücksichtslos durchgeführt haben diese Politik die westeuropäischen Staaten. Sie haben daher auch Deutschland, welches noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der erste Staat Europa's war, so rasch und gewaltig überflügelt. Erst im siebzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Staaten, welche bis dahin in den überlieferten mittelalterlichen Lebensformen stecken geblieben waren, nachzukommen und das Verlorene gut zu machen. Aber sie stießen auf den energischen Widerstand der mächtigen Nachbarn, welche keinen neuen Wettbewerb im Welthandel aufkommen lassen wollten. Die energischen Anstrengungen des Großen Kurfürsten scheiterten an dieser Lage zum großen Theile. Doch seine Nachfolger setzten sein Werk unerschüttert fort und errangen langsam Preußen eine bessere Stellung. Die Mittel, die sie dazu anwendeten, und der Weg, den sie gingen, war naturgemäß derselbe, welchen die Staaten gewandelt, die Deutschland so weit in der Entwicklung hinter sich gelassen hatten. Alle diese Staaten: Spanien, Italien, Frankreich und England hatten die Einführung und Förderung der Seidenindustrie als eines der wichtigsten Mittel zur Hebung des Wohlstandes und Handels betrachtet und dafür kein Opfer gespart. Die Seidenraupenzucht war selbst in Italien und Frankreich erst künstlich eingeführt worden und eine Folge der Beförderung der Seidenweberei gewesen. Auch in Holland, am Rhein und in Süddeutschland war die Seidenindustrie eingedrungen und hatte reichen Gewinn gebracht.

Es wäre daher schon an sich nicht wunderbar gewesen, wenn auch beim großen Kurfürsten in seiner Sorge für das Wohl seiner Lande der Wunsch nach Einführung dieser Industrie erwachte, welche sich überall so gut bewährte. Aber es kam noch ein näherer Anlaß dazu. Unter den französischen Refugiés, denen er eine neue Heimath gewährte, befanden sich viele Seidenweber und Kaufleute. Sie kannten das Geschäft von Grund aus, aber leider kamen sie alle mit leeren Händen, da sie bei den Verfolgungen in Frankreich ihren Besitz eingebüßt hatten. Der Kurfürst benützte trotzdem die Gelegenheit. Er gab den Franzosen Vorschüsse und Privilegien mit großer Liberalität und erreichte, daß bald in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a./O., Magdeburg, Halle Seidenfabriken begründet wurden. Berlin stand dabei in erster Reihe. Ein gewisser Jean Biot war der erste, der 1687 hier Seidenwaaren herstellte. Die Arbeiter zog er aus Holland heran. Seinem Beispiel folgten Andere. Die Regierung förderte sie ununterbrochen in kräftigster Weise, aber die neuen Fabriken geriethen schon nach wenigen Jahren in Schwierigkeiten. Das vorhandene Capital reichte nicht aus, denn der Rohstoff und die Arbeit verschlangen viel Geld, der Absatz aber war langsam und schwankend. Die Manufacturwaarenhändler bereiteten überdies den Seidenwebern alle möglichen Verlegenheiten, da sie Schädigung ihres Geschäftes befürchteten. Die Regierung gestattete daher den Seidenfabriken, abweichend von dem sonstigen Brauche, ihre Waaren selbst en detail zu vertreiben, belastete den Eingang fremder Seidenstoffe mit hohen Abgaben und zwang der Bevölkerung die einheimische Waare geradezu auf. Aber es half Alles nichts. Die neue Industrie gedieh nicht, und 1700 gab es in Berlin nur noch zwölf eigentliche Seidenarbeiter. Dennoch blieb das Interesse für den Gewerbszweig rege. Man pflanzte eifrig Maulbeerbäume und zog Seidenraupen. Im Jahre 1707 erhielt die neubegründete Societät der Wissenschaften zu Berlin das Privileg der Maulbeerbaumpflanzung und -Nutzung an öffentlichen Orten. Leibniz hegte dafür warme Theilnahme und wirkte mit Wort und That an der Ausbreitung der Seidenzucht.

Friedrich Wilhelm I., ein so nüchterner ernster Geschäftsmann er war, setzte in diesem Punkte durchaus die Tradition seiner Vorfahren fort. Er wirkte sehr energisch für Maulbeerbaumanpflanzungen und suchte selbst Plätze in der Umgegend Berlins dazu aus. In Berlin und Potsdam befanden sich 1732 schon zweitausend in Nutzung befindliche Bäume, deren Raupen einhundertfünfzehn Pfund Seide lieferten. Eine Menge Geschäftsleute verarbeitete den Rohstoff. Man legte damals den Hauptnachdruck mehr auf halbseidene, als reinseidene Stoffe, Strumpfwirkerei, Stickerei und dergleichen. Schon 1713 waren etwa achthundert Arbeiter in der Berliner Seidenindustrie thätig. In den nächsten Jahren nahm sie einen noch weit größeren Aufschwung und erfreute

sich insbesondere 1728—35 in ganz Brandenburg und Magdeburg einer gewissen Blüthe. Es trug dazu zweifellos die sehr energische Schutzzollpolitik des Königs und die fortwährende Heranziehung geschätzter und leistungsfähiger Unternehmer vom Auslande bei. Immerhin war die Industrie auch damals noch nicht kräftig genug, um irgend eine ungünstige Conjunctur ohne Schaden zu bestehen. Die 1735 eintretende längere Handelsstockung brachte sie sogleich wieder in die schlimmste Lage. — In Crefeld dagegen, wo die Seidenweberei von holländischen Privatleuten ohne jede obrigkeitliche Unterstützung eingeführt worden war, und gewandte Unternehmer sichere Märkte zu gewinnen gewußt hatten, blühte sie um dieselbe Zeit immer kräftiger auf und überflügelte schon die holländischen Lehrmeister.

Als Friedrich II. den Thron bestieg, sah es mit der Seidenindustrie in seinem Reiche wieder recht traurig aus. Aber trotz aller entmuthigenden Erfahrungen seiner Vorgänger ging auch er daran, dieses Gewerbe in Preußen groß zu ziehen. Schon unterm 27. Juni 1740 legte er diese Sorge dem Chef des neuen Manufacturdepartements, Minister von Marschall, ans Herz. Gleichzeitig gab er Auftrag, fremde geeignete Seidenfabrikanten zur Uebersiedelung nach Preußen zu bewegen. 1741 und 42 wurde die Ausbreitung der Seidenraupenzucht systematisch in die Hand genommen. Man gab Samen für Maulbeerbäume und Raupeneier unentgeltlich ab, zahlte Prämien, verpflichtete die Domänenpächter zu Anpflanzungen und verbot jede Beschädigung der Bäume bei hoher Strafe. In gleicher Weise wurden 1744 alle geistlichen Stifter und Waisenhäuser herangezogen und der Plan einer Verstaatlichung des Rohseidenhandels ins Auge gefaßt. Noch lebhafter entfaltete sich die Thätigkeit der preußischen Regierung auf diesem Gebiete nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges. Ein Fonds von 100 000 Thalern, eine für damalige Zeit sehr erhebliche Summe, wurde zur Unterstützung des Seidengewerbes ausgesetzt und eine besondere Commission mit der Verwendung betraut. Neue Unternehmer wurden gewonnen, tüchtige Arbeiter herangezogen, die Fabrication durch Erlaß eines genauen Reglements und amtliche Schau an Gleichmäßigkeit und Güte gewöhnt. Bis 1756 hatten diese Bemühungen den Erfolg, daß in Berlin etwa 900—1000, in Potsdam 1—200 Seiden- und Sammetstühle im Gange waren und gegen viertausend Personen hier in der Industrie beschäftigt wurden. Ebenso günstig standen die Dinge in den anderen großen Städten. Die bedeutendsten Firmen waren: David Hirsch in Potsdam, Johann Ernst Gotzkowsky, Girard & Michelet, Fr. W. Schütze, Moses Ries und Bernhard Isaak. Der Seidenbau wurde besonders durch die märkischen Geistlichen und Lehrer befördert, und 1756 gab es gegen 500 000 Maulbeerbäume im Lande, deren fünfter Theil schon der Raupenzucht diente. 1754 wurden 2637 Pfund Rohseide producirt. Dem Staat hat dieses Resultat im Ganzen etwa 10 000 Thaler gekostet. Der größte Theil des nöthigen Rohstoffes kam aber aus Italien.

Das vorliegende Werk schildert aufs Eingehendste die Mittel, welche der große König angewendet hat, um die Seidenindustrie soweit empor zu bringen. Sie entsprechen dem, was im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in dieser Beziehung üblich war und in den volkswirthschaftlichen Lehrbüchern empfohlen wurde. Heut würden viele der Maßnahmen unmöglich oder wirkungslos sein, da die Zeiten und Umstände sich gänzlich geändert haben. Doch könnte nichts verfehlter sein, als die Politik Friedrich's II. mit dem Maßstab unserer Zeit zu messen, wie es so häufig geschieht. Gerade die Publication der Akademie beweist ebenso, wie es schon die actenmäßigen Mittheilungen Zimmermann's über die Bemühungen des großen Königs zu Gunsten der schlesischen Leinenindustrie klargelegt haben, daß der König für seine Zeit und sein Land durchaus das Richtige getroffen hat, und daß seine Schritte auch ganz dem damaligen volkswirthschaftlichen Bewußtsein entsprachen. Ueber ihre gleichzeitigen Nachtheile und die Grenzen ihrer Wirkung hat sich auch der Monarch keinen Illusionen hingegeben, aber er hatte keine Wahl.

Während des siebenjährigen Krieges blieb die Seidenindustrie sich fast ganz selbst überlassen. Wenn sie dennoch während der schweren Jahre fast keinen Rückgang erlitt und trotz des großen Schleichhandels und des Verlustes wichtiger Absatzmärkte sich in

ihrer Stellung behauptete, so ist das jedenfalls ein Triumph für die Friedericianische Handelspolitik gewesen. Freilich kamen zuletzt die Folgen der schlechten Zeit nach, da auch nach dem Frieden der Absatz sich nicht hob. Anfang 1764 brach Gotzkowsky, der sich in allzu große Speculationen eingelassen hatte, zusammen. Andere folgten in den nächsten Jahren. Aber die betreffenden Geschäfte wurden von anderen Unternehmern fortgeführt, und es entstanden noch neue. 1766 gingen sogar 1450 Seidenstühle. Dann folgte freilich noch eine schwere Krise, aber schon in den siebziger Jahren begann ein glänzender Aufschwung. 1776 waren in der Mark 1838 Stühle im Gange, 1780 schon 2733, 1785: 2935. Im ganzen Staate stellten sich die Zahlen 1780 auf 4211, 1785 auf 4211. Diese Blüthe dauerte nach des Königs Tode fort. 1790 gingen in Preußen schon 4641 Stühle, 1796 sogar 6061! Die Jahresproduction belief sich in den achtziger Jahren auf zwei, Anfangs der neunziger bis über vier Millionen Thaler. Davon ward nun ein nicht unbedeutender Theil ins Ausland exportirt, doch der Hauptverbrauch fand in dem gegen die fremden Waaren abgesperrten Inlande statt. Zu den alten Firmen sind in jener Zeit eine Menge neuer, wie Blanc & Beyrich, Baudouin, Bartsch & Co., Klintz & Staberoh, Laspeyres & Mathies, Gardemin & Friedländer, Jonrobert ꝛc. getreten.

Friedrich Wilhelm II. hat, trotz seiner entgegengesetzten Anschauungen, nach kurzem Schwanken der Seidenindustrie gegenüber die hergebrachte Politik festgehalten. Auch er hat sich viele Mühe gegeben, sie zu fördern, wenn er auch nicht wie Friedrich der Große zwei Millionen Thaler auf diesen Zweck verwendete. Aber mächtiger als sein Wille waren die Weltereignisse der Zeit. Wie der schlesischen Leinenindustrie sind die mit der französischen Revolution zusammenhängenden Stürme auch dem Seidengewerbe verhängnißvoll geworden. Die Franzosen erzwangen, als sie Berlin in die Hand bekamen, Aufhebung der alten Einfuhrverbote und Annahme eines mäßigen allgemeinen Tarifs. Als Friedrich Wilhelm III. wieder Herr im Lande wurde, war es ein für alle mal mit der Friedericianischen Politik vorbei. Das neue, aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte, erheblich vergrößerte Staatswesen machte die Fortsetzung des alten Bevormundungs- und Zwangssystems unmöglich. Man mußte aus vielen Rücksichten ein einfaches, praktisches System einführen und war nicht mehr in der Lage, eine einzelne Industrie auf Kosten der Gesammtheit besonders zu begünstigen. Die Bevölkerung stand auf einer derartigen Bildungsstufe, daß sie selbst ihren Vortheil erkennen und demgemäß handeln mußte. Die Folge dieser Erwägungen war die große Stein-Hardenbergische Reform und der Umschwung der Handelspolitik, der 1818 zum ersten Male zum Ausdruck kam. Freilich ist es fraglich, ob man dabei nicht etwas überstürzt vorgegangen ist, und ob es nicht möglich gewesen wäre, auf die eigenartigen Bedürfnisse einzelner wichtiger Gewerbszweige mehr Rücksicht zu nehmen, als geschehen ist. Vielleicht wäre es doch dann zu erreichen gewesen, daß die Seidenfabrikation nicht so gänzlich aus der Mark verschwunden wäre. Sie konnte bei den vielen Schwierigkeiten, mit denen sie noch zu kämpfen hatte und bei ihrer Jugend den plötzlichen Wegfall aller Schutzmaßregeln, das volle laissez-aller, noch nicht vertragen. Anders wäre es gewesen, wenn sie, wie in Krefeld, große feste Abnehmer besessen hätte. Aber das war leider nicht der Fall, ein Haus nach dem andern ging langsam ein; 1840—1860 vegetirten zwar noch 3000—4000 Seidenstühle in der Mark, aber je mehr die fremde Concurrenz wuchs, je höher der Lohn stieg, je mehr Krefeld Anstrengungen machte, um so weniger zahlte sich diese Industrie. Heut zu Tage ist sie in Brandenburg nicht mehr vorhanden. So traurig das an sich vielleicht scheinen kann, so ist doch dieser Ausfall durch hunderte von anderen blühenden Gewerbszweigen gedeckt, von denen man im achtzehnten Jahrhundert noch keine Ahnung hatte. Indirect sind auch sie durch die Bemühungen des großen Königs für die Seidenweberei gefördert worden. Ohne die energische Hebung der Industrie in dem armen Lande würde es schwerlich schon zu der Blüthe gediehen sein, deren es sich heut erfreut.

A. Z.

Ludwig Bamberger.

Die Stichworte der Silberleute. Besprochen von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

In dem Augenblicke, da der Herr Verfasser den Platz im Reichstage verläßt, von dem aus er so oft gegen die vulgären Irrlehren der Doppelwährungsleute eingetreten ist, setzt er den Kampf in literarischer Form fort, und wir hoffen ihm noch oft zu begegnen, wenn er in der Frage, die er vorzugsweise als Kenner beherrscht, elegant und einflußreich das Wort führt. Es ist freilich ein Kampf, zu welchem viel Geduld gehört. Denn immer wieder tauchen die alten Irrthümer auf, und immer wieder bleiben sie unwiderlegbar für Diejenigen, welche nicht durch wissenschaftliche Argumente, sondern durch Instincte und Interessen bestimmt werden. Der letzteren aber gibt es immer noch oder gerade heutzutage in deutschen Landen eine große Zahl.

Es ist keineswegs zum ersten Male, daß Bamberger die Feder in dieser Sache ergriffen hat. Aber so eingehend, so sorgfältig, ja so gemeinverständlich und recht auf den weitesten Leserkreis berechnet, hat er bisher darüber nicht geschrieben. Jeden einzelnen Schlupfwinkel sucht er auf, unermüdet wiederholt er dieselben Wahrheiten, um auch dem bescheidensten Verständniß einzuleuchten, sofern nur überhaupt der gute Wille zum Verständniß vorhanden ist.

Für fachmännische Kreise könnte diese eingehende Darlegung des Gegenstandes auch die endgültige sein. Denn es ist in der That nicht viel Neues mehr zu sagen, und der Verlauf der Brüsseler internationalen Währungsconferenz scheint der Silberpartei den letzten Rest einer ernsthaften Aussicht genommen zu haben.

Anhangsweise sind der Schrift des Verfassers die Ausführungen des Franzosen A. de Foville aus dem Économiste français (Nr. 15 und 19 dieses Jahrganges) in Uebersetzung beigegeben. Ihr Werth besteht vornehmlich in dem statistischen Material, von welchem Bamberger seine Schrift so gut wie gänzlich frei gehalten hat.

Seit dem Erscheinen des vorliegenden Buches ist ein wichtiges währungspolitisches Ereigniß hinzugekommen, welches eine fernere starke Waffe aus dem Gebiete der Thatsachen für die Ausführungen Bamberger's hinzuträgt. Das Hauptsilberland der Welt, Indien, ist durch den Beschluß des indischen Rathes vom 26. Juni nun ebenfalls der Silberwährung untreu geworden und leitet die Uebergangsmaßregeln für die Annahme der Goldwährung ein.

Indessen die „Deutsche Rundschau" hat einen ganz besonderen Anlaß, dieser neuesten Schrift heute zu erwähnen. Bamberger feiert am 22. Juli seinen siebzigsten Geburtstag — einen Tag, der in jedem Leben, gewiß aber in dem Leben einer hervorragenden Persönlichkeit, ein Ereigniß ist, um welches sich festliche Stimmung und festliche Glückwünsche von nah und fern vereinigen. Diese Zeitschrift hat gehäuften Anlaß dazu, sich den Glückwünschenden anzuschließen; denn seit ihren Anfängen dankt sie dem Jubilar ansehnliche Beiträge, welche sich auf dem Gebiete bewegen, auf dem seine anerkannten größten Verdienste um die Gesetzgebung des Deutschen Reiches liegen und

dem auch die neueste Schrift zugehört. War es doch in den ersten Heften der „Deutschen Rundschau" (Jahrgang 1875, Band II, S. 111 ff. und S. 413 ff.), daß seine beiden Aufsätze „Zur Embryologie des Bankgesetzes" und „Zur Geburt des Bankgesetzes" erschienen. Und nicht viel später (Jahrgang 1876, Band IX, S. 275 ff.) kam dann „Die Entthronung eines Weltherrschers" (des Silbers), dem (1877, Band XIII, S. 129) „Das Gold der Zukunft" folgte.

In jenen, nun bald zwei Jahrzehnte zurückreichenden Arbeiten, hat Bamberger die Ansichten vertreten, welche heute längst in Fleisch und Blut der Wirklichkeit übergegangen sind durch die deutsche Goldwährung und die deutsche Reichsbank. Die neueste Schrift gegen die „Silberleute" ergänzt, wie manche seiner anderen inzwischen erschienenen, die damaligen Auseinandersetzungen nur durch die Erfahrungen der Zwischenzeit, welche sie bestätigen, und durch die Widerlegung der unermüdlichen Gegnerschaft, welche andersartige Erfahrungen gemacht zu haben glaubt oder die Thatsachen anders deutet.

Gerade in diesem Augenblicke, wo die neueste und größte Erschütterung des Silbermarktes als Folge der englisch-ostindischen Währungsreform eingetreten ist (in London wich der Silberpreis in den wenigen Tagen vom 27. Juni bis 30. Juni von $37^1/_2$ bis $30^1/_2$ Pence für die Unze), haben wir den deutlichsten Anlaß, uns des gesicherten Besitzes unserer Reichsgoldwährung zu freuen und den Männern dankbar zu sein, welche sie uns gegeben haben. Nicht daß man ihrem Rathschlage gefolgt ist, sondern daß man ihm nicht genug gefolgt ist, hat man heute zu bedauern. Der Rest unserer alten Silberthaler ist uns geblieben im Widerspruche zu dem, was sie gerathen haben. Daß wir jenen Rest um die Mitte der siebziger Jahre nicht verkauft haben wie das Uebrige, bedeutet heute einen Verlust für das Reich von vollauf hundert Millionen Mark.

Doppelt aber wird unser Dankgefühl angeregt, wenn wir erleben müssen, daß durch die öffentliche Meinung von Gesellschaftsschichten, deren Urtheilsfähigkeit ebenso gering ist wie ihre sittliche Capacität, statt der Anerkennung Vorwürfe und Schmähungen geäußert werden. Die Nachwelt wird das letzte Wort darüber behalten.

Fünfundzwanzig Jahre lang — auch dies ein Jubiläum — von 1868 an bis zu diesen Tagen, wo Bamberger mit so manchen verdienten Veteranen anderer Parteien aus dem öffentlichen Leben geschieden ist, hat er seinen heimathlichen Wahlkreis zuerst im Zollparlament, und dann im Reichstage vertreten, hoch geschätzt von Allen, die ihn näher kannten — ein vortrefflicher Mensch, ein Mann von reinem Charakter und edlem Herzen, von umfassender Bildung, von urbanen Umgangsformen, von musterhaftem Stil als Schriftsteller und als Redner.

Unser politisches Leben, unser Parteiwesen ist noch zu jung, um die angemessene Haltung in der Beurtheilung des politischen Gegners errungen zu haben. Die Jugendlichkeit der Kämpfe in Parlament und Presse versteht es noch nicht, daß die andersartige Meinung über öffentliche Angelegenheiten vereinbar sei mit der gleichen Voraussetzung über den guten Glauben und die Rechtschaffenheit der politischen Bestrebungen. Mächtige autoritative Einflüsse, welche den Beruf haben sollten, diesem Unwesen entgegenzuwirken, haben dasselbe vielmehr befördert. Das Aergste der Früchte, die aus dieser Saat gewachsen sind, haben wir in diesen Tagen erlebt. Aber eben damit ist vielleicht der Gipfelpunkt erreicht, und es kommen einmal andere Zeiten — Zeiten männlichen Urtheils und männlichen Kampfes. Dann wird auch die Zeit gekommen sein, um ohne die Fesseln der Partei Verdienste zu feiern, die in der That niemals eine Parteiangelegenheit gewesen sind. Wir dürfen uns dessen um so mehr trösten, weil schon in der Gegenwart durch alle Parteien hindurch die Eine Partei der anständigen Leute dieses anerkennt und dieses denkt. Mit ihnen wissen wir uns eins, indem wir unsere Glückwünsche darbringen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Am 4. Juli hat der Kaiser den deutschen Reichstag mit einer Thronrede eröffnet, in der in knappen Zügen die Gesichtspunkte zusammengefaßt wurden, aus denen die Annahme der Militärvorlage geboten erschien. Obgleich die Beziehungen Deutschlands zu den auswärtigen Staaten nach wie vor als durchaus freundlich und frei von jeder Trübung bezeichnet werden konnten, durfte doch mit Fug betont werden, daß das Verhältniß der organisirten militärischen Kraft Deutschlands zu derjenigen seiner Nachbarn sich noch ungünstiger gestaltet habe als im verflossenen Jahre. Mit Nachdruck wies Kaiser Wilhelm II. darauf hin, daß er, um den ihm gemäß der Verfassung obliegenden Pflichten genügen zu können, es für unumgänglich erachte, „daß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die Herstellung einer ausreichenden und wirksamen Vertheidigung der vaterländischen Erde hingewirkt wird."

Sehr lehrreich waren in dieser Hinsicht die Betrachtungen, die von der französischen Presse vor und nach dem Wahlkampfe in Deutschland im Hinblick auf die Zusammensetzung des Reichstages angestellt wurden. Obgleich vor dem 15. Juni jenseits der Vogesen die Losung ausgegeben worden war, Gleichgültigkeit und Unbefangenheit zur Schau zu tragen, konnte doch die weit überwiegende Mehrzahl der französischen Blätter der Versuchung nicht widerstehen, einen Mißerfolg der deutschen Regierung zu prophezeien. Während die französischen Kammern jede auf die Erhöhung der Streitkräfte zu Wasser und zu Lande abzielende Vorlage ohne Widerspruch genehmigen, unterließen jene nicht, alle vermeintlichen Argumente zusammenzutragen, die gegen den Gesetzentwurf über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres angeführt werden könnten. Als ob ihnen das wirthschaftliche Gedeihen Deutschlands ganz besonders am Herzen läge, glaubten sie auf die dem Volkswohlstande drohenden Gefahren aufmerksam machen zu müssen, falls der deutsche Reichstag sein mot d'ordre nicht aus Paris beziehen sollte. In solchem Sinne wurden an erster Stelle die Wähler in Elsaß-Lothringen bearbeitet, so daß es als eine der erfreulichsten Erscheinungen des jüngsten Wahlkampfes bezeichnet werden darf, daß gerade in den Reichslanden die Erwartungen der französischen Chauvinisten arg getäuscht worden sind.

Nicht eine Einbuße, sondern eine zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigende Verstärkung haben die für die gegenwärtigen Verhältnisse gewonnenen Elemente in Elsaß-Lothringen erfahren, mag immerhin in der Stadt Straßburg der socialdemokratische Parteiführer Bebel als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sein. Dieselben Pariser Organe, die vor den deutschen Reichstagswahlen die kühnsten Erwartungen gehegt hatten, wurden, nachdem die Entscheidung gefallen war, ziemlich kleinlaut; nur hier und da wurde auf die Eventualität hingewiesen, daß die Berechnung zu Gunsten der Annahme der Militärvorlage sich doch als falsch erweisen könnte. Wenn jemals die wirkliche Absicht falscher Rathgeber deutlich zur Erscheinung

gelangt ist, war es bei dieser französischen Preßcampagne für die Erhaltung des wirthschaftlichen Wohlstandes in Deutschland der Fall.

In der Thronrede wurde die unverzügliche Einbringung des neuen Gesetzentwurfes über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres auch mit dem im nächsten Frühjahre bevorstehenden Ablaufe des Septennats begründet, da die Vorlage so rasch erledigt werden müßte, daß die in diesem Jahre stattfindende Rekruteneinstellung bereits auf der neuen Grundlage erfolgen kann. Würde doch, wie hervorgehoben wurde, eine Versäumniß des Termins dieser Einstellung sich auf mehr als zwei Jahrzehnte zum Nachtheile der Wehrkraft fühlbar machen. Hier darf wiederum mit Frankreich exemplificirt werden, woselbst das auf eine wesentliche Stärkung des französischen Heeres abzielende neue Cadresgesetz von den parlamentarischen Körperschaften ohne jede Debatte angenommen wurde. Bezweckt dieses Gesetz vor Allem, bereits in Friedenszeiten den Rahmen für die Reservetruppentheile aller Waffengattungen in wirksamer Weise herzustellen, so daß im Falle der Mobilmachung die Linienregimenter keine Einbuße an Officieren und Unterofficieren erleiden, so wurde die Dringlichkeit dieser eingreifenden Reform mit dem Hinweise begründet, daß die Zeit dränge, und daß es die schwerste Verantwortung übernehmen hieße, falls die vorhandenen Formationen noch ein Jahr ohne Cadres gelassen würden.

Klingt aber in solchen französischen Betrachtungen stets der chauvinistische Ton an, so durfte in der deutschen Thronrede ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Deutschland nur dann ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens bleiben könnte, wenn es sich in der erforderlichen Weise stark und wehrhaft macht. Da aber in unseren Tagen nicht selten Mißmuth laut wird, und über mancher trüben Tageserscheinung der Segen der großen Errungenschaften vergessen zu werden scheint, denen das deutsche Volk seine Einheit verdankt, so war es sicherlich jedem Patrioten aus dem Herzen gesprochen, wenn es in der Thronrede heißt: „Unter schweren Opfern ist es gelungen, die deutschen Stämme durch ein festes Band zu einigen. Die Nation ehrt Diejenigen, welche für dieses Werk Gut und Blut eingesetzt und das Vaterland einem politischen und wirthschaftlichen Aufschwung zugeführt haben, welcher, wie er den Zeitgenossen zum Stolz und zur Freude gereicht, den nachkommenden Geschlechtern, wenn sie im Geiste der Väter weiter bauen, des Reiches Größe und Glück verbürgt."

Hinsichtlich der Deckung des aus der Militärvorlage sich ergebenden Mehrbedarfes sollen bis zum Ablaufe des gegenwärtigen Etatsjahres die Matrikularbeiträge erhöht werden, während beim Beginne der Wintersession dem Reichstage Gesetzentwürfe unterbreitet werden sollen, durch welche die erforderlichen Mittel bereit gestellt werden. Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Mittel nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit und unter thunlichster Schonung der Steuerkraft geschaffen werden müßten, so darf der Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß insbesondere der mittlere Bürgerstand, dessen Steuerkraft andernfalls in der That übermäßig angespannt werden könnte, Berücksichtigung findet. Mögen immerhin die volkswirthschaftlichen Ansichten noch nicht geklärt sein, in welcher Weise Luxussteuern ausgiebig gestaltet werden können, so würde doch die Einführung solcher am besten den Gedanken verwirklichen, der in der Thronrede ausgesprochen worden ist. Gerade weil in Preußen soeben eine grundlegende Umgestaltung der staatlichen und communalen Besteuerung durchgeführt worden ist, durch die unter Anderem die Einkommensteuer durch eine stärkere Heranziehung des Besitzeinkommens ergänzt worden ist, muß es sich empfehlen, in den Steuervorlagen, die dem deutschen Reichstage zugehen werden, der Leistungsfähigkeit des mittleren Bürgerstandes und seiner Steuerkraft Rechnung zu tragen.

Der Verlauf der am 7. Juli beendeten ersten Berathung der Militärvorlage zeigte bereits, daß eine Stimmenmehrheit für dieselbe vorhanden war. Der deutsche Reichskanzler wies nach, wie sich das Verhältniß der militärischen Kräfte Frankreichs und Rußlands zu Ungunsten Deutschlands verändert hat. Graf Caprivi versuchte auch den Einwand zu widerlegen, daß die Reichsregierung zwar die zweijährige Dienstzeit gewähre, sie aber nicht festlegen wolle. Wenn die Regierung sich von Anfang an

auf den Standpunkt gestellt hat, daß sie eine Verfassungsänderung in dieser Hinsicht abweisen müßte, so mögen dafür ausreichende Motive vorhanden sein, wie denn unter Anderem auch nach dem neuen Gesetzentwurfe die Dienstzeit eine so vielgestaltige bleibt, daß diese Verschiedenheiten in der Verfassung nicht leicht zum Ausdrucke gebracht werden können. Daß das Centrum, die Socialdemokraten, die freisinnige und die süddeutsche Volkspartei an ihrem ablehnenden Standpunkte festhielten, konnte nicht überraschen. Dagegen erklärte der Führer der polnischen Fraction, Propst von Jazdzewski, im Namen seiner Partei, daß diese für die Vorlage der verbündeten Regierungen stimmen würde. Mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurden die Erklärungen des Abgeordneten Rickert, der mit Recht ausführte, daß das Ziel des Gesetzentwurfes: die Wehrhaftigkeit Deutschlands, allen Parteien gemeinsam sei, daß die Frage des Liberalismus mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen habe, und daß er aus der liberalen Partei ausscheiden würde, falls sie es ihm unmöglich machte, für die Vertheidigung des Vaterlandes einzutreten, wie es sein Gewissen ihm vorschreibe. Der Führer der deutschfreisinnigen Vereinigung betonte denn auch den lebhaften Wunsch, zu einer Verständigung mit der Reichsregierung zu gelangen, indem er der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß dies im Interesse Deutschlands und des Friedens geschehen werde. Am 15. Juli hat dann der deutsche Reichstag die Militärvorlage mit 201 gegen 185 Stimmen endgültig genehmigt. Möge dieser Beschluß sich in der That als ein für die Erhaltung des Friedens segensreicher erweisen!

Mehrfach wurde bei den Verhandlungen des deutschen Reichstages auf die jüngsten Vorgänge in Frankreich hingewiesen, indem einige Redner in den Pariser Ruhestörungen ein Symptom der Schwäche der Republik, Andere wiederum eine drohende Gefahr erblickten, die von den Widersachern der Militärvorlage beherzigt werden müßte. Mögen nun immerhin die französischen Zustände in jüngster Zeit an Festigkeit Einbuße erlitten haben, so wäre es doch mißlich, irgend welche Prophezeiungen vor dem Ausfalle der bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer machen zu wollen. Vor Allem müssen neben den für die bestehenden Einrichtungen ungünstigen auch günstige Factoren in die Rechnung eingestellt werden, und die beinahe regelmäßig für die Republikaner ausfallenden Ersatzwahlen für Deputirtenkammer und Senat legen vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß durch den Panamascandal die französische Landbevölkerung keineswegs in das monarchistische Feldlager gescheucht worden ist. Ganz im Gegentheil hat sich gerade inmitten der Conservativen und Klerikalen ein Umschwung zu Gunsten der Republik vollzogen, indem einerseits die „ralliés“ der constitutionellen Rechte bereit sind, ihre grundsätzliche Opposition aufzugeben, andererseits ein nicht unbeträchtlicher Theil des französischen Clerus und dessen Gefolgschaft seine Geneigtheit erklärt hat, dem vom Papste Leo XIII. zu wiederholten Malen ausgegebenen Losungsworte zu gehorchen. Ein Theil der Conservativen, die Royalisten, steht allerdings noch abseits; er erscheint jedoch nach wie vor zur Unthätigkeit verdammt, obgleich der Graf von Paris von Zeit zu Zeit in einem neuen Pronunciamiento mit denselben alten Schlagworten seine Getreuen zum Widerstande auffordert.

So müssen als die hauptsächlichen Gegner der in Frankreich bestehenden Einrichtungen die Boulangisten und die socialistischen Parteigänger der Commune bezeichnet werden. Sowohl die Einen als auch die Anderen sind nun in letzter Zeit in Action getreten, und hierauf müssen an erster Stelle die jüngsten Ruhestörungen in der französischen Hauptstadt zurückgeführt werden. Wäre es doch nur eine oberflächliche Betrachtung der thatsächlichen Vorgänge, wollte man annehmen, daß ohne die Studentendemonstrationen im Quartier Latin Alles ruhig geblieben wäre oder bleiben würde. Vielmehr braucht nur daran erinnert zu werden, in welcher Weise der Panamascandal von den Boulangisten inscenirt wurde. Mehr als hundert Parlamentarier sollten sich in der unwürdigsten Weise haben bestechen lassen, während die von der Deputirtenkammer eingeleitete Enquête sowohl als auch die gerichtliche Untersuchung ergab, daß allerdings die schlimmste Mißwirthschaft bei dem Panama-Unternehmen stattgefunden hatte, daß aber die von Seiten der Boulangisten erhobenen Anschuldigungen gegen die

beiden parlamentarischen Körperschaften stark übertrieben waren. Nur der ehemalige Minister der öffentlichen Arbeiten, Baïhaut, konnte der Bestechlichkeit überführt werden, während Freycinet, Rouvier, Floquet und andere hervorragende Persönlichkeiten zwar nicht correct vorgegangen waren, persönlich jedoch keinerlei Eigennutz sich hatten zu Schulden kommen lassen. Der frühere Finanzminister Rouvier ist denn auch unlängst wieder zum Mitgliede der einflußreichen Budgetcommission gewählt worden, und es lag lediglich an ihm, wenn er nicht auch mit der maßgebenden Stellung als Vorsitzender dieses Ausschusses betraut wurde. Der von den Boulangisten geplante Coup war also verfehlt, wodurch sie sich nicht entmuthigen ließen, um nunmehr eine vernichtende Niederlage zu erleiden, falls in Frankreich noch das alte Wort Geltung hat, wonach die Lächerlichkeit tödtet.

War während des Panamascandals insbesondere der radicale Parteiführer Clémenceau zur Zielschiebe unabläßiger Angriffe gemacht worden, so ließ sich nicht in Abrede stellen, daß es in der That gelungen war, ihn im Parlamente zu discreditiren. Allein die Boulangisten trugen dann selbst dazu bei, diesen Politiker gewissermaßen zu rehabilitiren, indem sie, gestützt auf die gefälschten Actenstücke des Mulatten Norton, gegen Clémenceau die abgeschmacktesten Anschuldigungen erhoben, insbesondere behaupteten, dieser wäre ein Agent Englands. Die „Acten" selbst waren in so widersinniger Weise fabricirt, daß die ganze Naivetät der Millevoyes und Paul Déroulèdes dazu gehörte, diese Belege auch nur einen Augenblick ernsthaft zu nehmen. Es hätte gar nicht einmal der ausdrücklichen Erklärung der englischen Regierung bedurft, daß es sich um eine grobe Mystification handelte. Da der Fälscher das ganze Bereich der hohen Politik in seine Phantastereien einbezogen hatte, riefen die gefälschten Acten nicht bloß in Frankreich und England, sondern auch anderwärts eine ungemessene Heiterkeit hervor, die für das politische Verständniß der Boulangisten nicht gerade schmeichelhaft sein konnte. Sogleich mußte sich in Frankreich allgemein die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Land rettungslos verloren wäre, falls Leute von der staatsmännischen Begabung derjenigen, die solche Actenstücke für echt hielten, jemals maßgebenden Einfluß erlangten. Jedenfalls durfte zugleich mit den Anhängern der bestehenden republikanischen Einrichtungen auch Clémenceau mit dem Strafgerichte zufrieden sein, das in der Deputirtenkammer über die Boulangisten gehalten wurde, die, nachdem sie dem allgemeinen Spott anheimgefallen sind, so bald nicht werden wagen können, unter ihrer eigenen Firma wieder auf dem Plane zu erscheinen.

Deßhalb wird man auch bei der Annahme nicht fehlgehen, daß es vor Allem die Boulangisten gewesen sind, die den Ruhestörungen in der französischen Hauptstadt sympathisch gegenüberstanden. Den Studenten des Quartier latin selbst, die in unreifer und unüberlegter Weise sich mit einem Kameraden identificiren zu müssen glaubten, der wegen eines leichtfertigen Jugendstreiches zu einer geringfügigen Geldbuße verurtheilt worden war, wurde sehr bald im Hinblick auf die Gesellschaft bange, die sich zu ihnen am linken Seine-Ufer gesellte, um Zeitungskioske umzustürzen und zu verbrennen, sowie aus den Omnibuswagen Barrikaden zu improvisiren oder andere revolutionäre Kurzweil zu treiben. Daß die Polizei derb genug zufaßte, konnte mit Rücksicht auf die zweifelhaften Elemente, die sich plötzlich zur Wahrung der akademischen Freiheiten berufen fühlten, nicht überraschen. Sicherlich leuchtete aber ohne Weiteres ein, daß die Boulangisten ihre Freude an solchem Treiben hätten, wie denn auch von Seiten der Studenten sehr bald constatirt wurde, daß agents provocateurs sich im Quartier befänden, nur daß diese sicherlich nicht von der Polizeipräfectur ausgesendet waren. Der frühere Polizeipräfect Andrieux, der seither in das boulangistische Feldlager übergegangen ist, würde über diese agents provocateurs vielleicht Auskunft geben können.

Allerdings hätte sich die Aufregung am linken Seine-Ufer kaum so rasch gelegt, wenn nicht durch die Schließung der Arbeitsbörse das Interesse aller tumultuarischen Elemente der französischen Hauptstadt abgelenkt worden wäre. Daß die Regierung trotz des keineswegs bedrohlichen Charakters der Studentenunruhen eine umfang-

reiche Truppenmenge nach Paris zog, hatte eben seinen Grund in dem geplanten Vorgehen gegen die Arbeitersyndikate in der Bourse du Travail, die sich hartnäckig weigerten, den gesetzlichen Vorschriften zu gehorchen. Bereits in der Sitzung vom 5. Juli bezeichnete der frühere Minister Yves Guyot als die Absicht der Regierung, die gewerbsmäßigen Ruhestörer fortzufegen, und als der Boulangist Marius Martin fragte, ob dies zu dem Zwecke geschehen sollte, die Arbeitsbörse zu schließen, erwiderte Herr Guyot, daß er dies sicher hoffte. Die Ausführung eines solchen Beschlusses hat dann nicht lange auf sich warten lassen. Die Boulangisten wiegten sich bereits in der Hoffnung, daß auf das von ihnen inscenirte Satyrspiel, abweichend von dem antiken Theater, die Tragödie eines ernsthaften Aufstandes folgen könnte. Sie übersahen nur, daß die Regierung mit Entschiedenheit den revolutionären Anwandlungen der Arbeitersyndicate und des Gemeinderathes ein jähes Ende bereiten würde. Unzweifelhaft war das Recht und die Pflicht des Ministeriums, gegen die Bourse du Travail einzuschreiten, die, ursprünglich dazu bestimmt, der Arbeitsvermittlung zu dienen, von den socialistischen Arbeitersyndicaten und dem Executivausschusse immer mehr in ein revolutionäres Centrum umgewandelt worden war. Bereits im Jahre 1884 beschlossen Deputirtenkammer und Senat ein Gesetz, durch das die Syndikate verpflichtet wurden, ihre Satzungen unter Bezeichnung ihrer geschäftsführenden Mitglieder der Behörde einzureichen; auch sollten die Verbände von Fachvereinen die Namen ihrer Geschäftsleiter und die angehörigen Vereine anzeigen. Statt dessen organisirte die Arbeitsbörse ganz im Gegensatze zu ihrer wirklichen Bestimmung die socialistische Propaganda; sie wollte nur solchen Arbeitern Beschäftigung nachweisen, die sich einem Gewerkvereine angeschlossen hatten, während diejenigen Arbeiter, die sich dem Zwange nicht fügen wollten, von den Wohlthaten der von Staat und Gemeinde mit großen Unkosten in das Leben gerufenen Einrichtung ausgeschlossen blieben. Ist doch sogar von der Arbeitsbörse, die ihren Namen wie lucus a non lucendo zu führen schien, im Jahre 1887 dasselbe Losungswort des allgemeinen Strike ausgegangen, das jetzt die Antwort auf die Schließung der Arbeitsbörse sein soll.

Nicht minder hatte die Pariser Arbeitsbörse bei den Ausständen von Decazeville und Carmaux mitgewirkt, so daß die Regierung alle Ursache hatte, wachsam zu sein, wenn anders sie nicht eines Tages von einer Art Commune überrascht werden wollte. Heißt es doch in dem letzten Jahresberichte ausdrücklich: „Die Bourgeoisie sieht mit Erstaunen und Schrecken, daß die Arbeiter sich ebenso gut zu organisiren wissen, wie sie. Wenn die Arbeiter sich erst der politischen Gewalt bemächtigen, so werden sie zeigen, daß sie auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, sie werden die Gesellschaft auf besseren Grundsätzen wiederaufrichten, gerade wie sie es sein werden, welche die Revolution organisiren.“ An Deutlichkeit ließ dieses Programm nichts zu wünschen übrig; der Conseilpräsident und Minister des Innern, Dupuy, mußte daher den Zeitpunkt für gekommen erachten, in dem die Arbeitersyndikate in die Schranken der Gesetzlichkeit zu verweisen wären. Der Arbeitsbörse wurde noch eine einmonatliche Frist zur Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes von 1884 gegeben; die Antwort war jedoch eine unbedingt ablehnende; die Regierung hat daher lediglich ihre Pflicht erfüllt, als sie der revolutionären Propaganda durch die Schließung der Arbeitsbörse begegnen zu müssen glaubte.

Ruhestörungen, nach der Art derjenigen im Quartier latin, waren die unmittelbare Folge der getroffenen Maßregel; zugleich erklärten die socialistischen Führer, daß sie den allgemeinen Strike nicht bloß in Paris, sondern auch in den Départements organisiren würden. Den Versuch der ultraradicalen Mitglieder des Gemeinderathes und der mit ihnen fraternisirenden socialistischen Deputirten, sich im Hôtel de Ville zu etabliren, wurde von der Regierung um so energischer zurückgewiesen, als die Geschichte der französischen Revolutionen deutlich genug zeigt, welche Gefahren gerade mit der Ueberlassung des Stadthauses zu solchen Zwecken verknüpft sind. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß alle diese Vorgänge in der französischen Deputirtenkammer zur Erörterung gelangten. Ein ultraradicaler Abgeordneter verlangte sogar, daß das Mini-

sterium Dupuy in Anklagezustand versetzt würde. Die Mehrheit des Municipalrathes von Paris hätte jedenfalls einem solchen Antrage zugestimmt, in der Deputirtenkammer überwog jedoch der gesunde Menschenverstand; die Mehrheit beschloß mit 341 gegen 44 Stimmen die Vorfrage, so daß der Antrag überhaupt nicht erst zur Berathung gelangte. Zugleich wurde mit beträchtlicher Majorität am 8. Juli eine Tagesordnung angenommen, durch welche die Erklärungen der Regierung gebilligt werden. Mit den republicanischen Parteigruppen stimmten auch die „Ralliirten" der constitutionellen Rechten für das Ministerium, während den Ultraradicalen sich ein Theil der minder extrem gesinnten Pariser Deputirten angeschlossen hatte, der es im Hinblick auf die nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen mit der hauptstädtischen Bevölkerung nicht verderben möchte, die trotz aller Ruhestörungen am linken und rechten Seineufer sicherlich auch diesmal wieder zumeist Vertreter der äußersten Linken in das Palais Bourbon entsenden wird.

Wie das französische Ministerium ist auch das italienische in jüngster Zeit scharf angegriffen worden. Der Conseilpräsident Giolitti erweist sich aber immer mehr als ein seiner schwierigen Aufgabe durchaus gewachsener Staatsmann. So ist es ihm nach heißen parlamentarischen Debatten gelungen, den viel umstrittenen Gesetzentwurf über die Emissionsbanken in der Deputirtenkammer zur Annahme zu bringen, so daß nur noch die Genehmigung des Senates aussteht, die allem Anscheine nach erfolgen wird. Durch das neue Gesetz soll vor Allem den Uebelständen ein Ende bereitet werden, die sich bei einigen der sechs bisher mit dem Rechte der Notenausgabe versehenen Banken herausgestellt hatten, Vier von diesen: die Nationalbank, die beiden toscanischen Banken und die Banca Romana sollen zu einer neuen Bank, der Bank von Italien, verschmolzen werden, neben der dann noch die Bank von Neapel und die Bank von Sicilien fortbestehen. In Zukunft wird die Staatscontrole zuverlässiger stattfinden können, wie denn überhaupt die Regierung insbesondere durch die bei der Banca Romana festgestellten Unterschleife veranlaßt worden ist, die Reform der Emissionsbanken mit Nachdruck zu betreiben. Wiederum wollte die Opposition die Gelegenheit benutzen, das Ministerium zu stürzen; allein Giolitti erwies sich als ein so zielbewußter Finanzmann, als ein so schlagfertiger, mit allen Einzelheiten der in Betracht kommenden Verhältnisse wohlvertrauter Politiker, daß die zu einem neuen Ansturme gegen die Regierung verbündeten Radicalen und Conservativen eine Position nach der anderen aufgeben mußten. Hatte sich nun aber früher bei wichtigen Vorlagen gerade gezeigt, daß in der Specialdebatte die einzelnen Artikel angenommen, dann aber das ganze Gesetz in geheimer Abstimmung verworfen wurde, so mochte die Opposition auch diesmal darauf rechnen, daß ein Theil der Abgeordneten, die offen für das Ministerium votirten, insgeheim sich ihr anschließen würde. Um so überraschender war das Ergebniß, als die Vorlage über die Emissionsbanken mit der bedeutenden Mehrheit von 222 gegen 135 Stimmen zur Annahme gelangte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß auch der regionalismo, der Gegensatz zwischen Norden und Süden, sich geltend zu machen schien, weil ein Theil der Abgeordneten der südlichen Provinzen für die Bank von Neapel weitergehende Befugnisse verlangte. Giolitti hielt jedoch mit der den Piemontesen eigenthümlichen Zähigkeit an den ursprünglichen Bestimmungen fest, ließ sich auch durch die von einigen heißblütigen Abgeordneten hervorgerufenen stürmischen Scenen in seiner Entschlossenheit nicht beirren. Jedenfalls hat der für ihn erfolgreiche Ausgang der parlamentarischen Debatten gezeigt, daß sowohl Crispi als auch dessen Gegner, der Führer der Rechten, Rudini, sich täuschte, als sie annahmen, daß Giolitti's Regierung nur eine kurze Episode der inneren Politik Italiens darstellen würde.

Literarische Rundschau.

Goldschmiedearbeiten in den Ostseeprovinzen.

Goldschmiedearbeiten in Livland, Esthland und Kurland. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. 26 Tafeln Fol. Lichtdruck. Text von Anton Buchholtz. Lübeck, Joh. Nöhring. 1892.

In den deutsch-russischen Ostseeprovinzen richtet sich in neuester Zeit der Blick mehr als je bisher auf die Vergangenheit, auf die Periode rein deutscher Cultur. Sei dies ein Bestreben, sich stark zu machen in harter Bedrängniß, oder sei es gar ein wehmüthiger Abschied, jedenfalls werden literarische und künstlerische Gaben aus jenen alten Marken deutscher Bildung durch ganz Deutschland auf die lebhafteste Theilnahme rechnen dürfen.

Die Gesellschaft für Geschichts- und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen giebt jetzt zugleich drei Werke heraus, eines über die Profanarchitektur der Städte, ein zweites über Plastik und Malerei, und eines, das uns vorliegende, über die Goldschmiedearbeiten. Auf 26 Tafeln in sehr guten, von Nöhring in Lübeck ausgeführten Aufnahmen und Lichtdruck werden uns nicht weniger als 81 Gegenstände vorgeführt, die von der Grenze des Mittelalters bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts reichen.

Ganz von politischen Nebengedanken abgesehen, hat diese Veröffentlichung einen ernstlichen kunsthistorischen Werth. Der Herausgeber Anton Buchholtz hat in eingehender Arbeit die Archive von Riga und Reval benutzt und einen höchst lehrreichen Beitrag zur Geschichte deutscher Goldschmiedekunst und deutschen Gewerbe- und Städtelebens gegeben, welches sich dort ohne irgend welche slavischen Zusätze abspielt, wie nur irgend sonst in Deutschland. Eine culturhistorische Ausstellung in Riga 1883 hatte Vorarbeiten geliefert. Die Studien aus den Archiven werden vor Allem dadurch interessant, daß sie uns keine leeren Namen geben, da sich trotz aller Verheerungen in Riga und auch in Reval von altem Silberzeug im Besitz der Corporationen mehr erhalten hat als irgend wo in Deutschland, einzig den Lüneburger Schatz ausgenommen, und so sehen wir am lebendigen Beispiel, wie solche Silberschätze entstanden, anwuchsen und wieder schwanden.

Das Meiste der erhaltenen Arbeiten ist in Riga oder Reval selbst gefertigt. Die Goldschmiede-Innung von Riga hat bereits im Jahre 1360 ihre Zunftverfassung, ihren „Schragen", der sich dem von Lübeck anschließt. Da die ältesten uns sonst überlieferten Goldschmiederegeln die von Straßburg 1362, Ulm 1364, Wien 1366 sind, so ist uns das Dokument von Riga als das früheste dieser Art besonders wichtig. Wir lernen die für das Meisterwerden geforderten vier Stücke kennen, wir haben aus der Blüthezeit des Gewerkes von 1542 ein genaues Verzeichniß der Meister- und

Beschauzeichen, wir sehen den strengen Bann der geschlossenen Zunft, der nur zwölf Meister zuläßt.

An den Bestellungen auf Silberzeug betheiligen sich alle Corporationen, zunächst die Stadt, dann die große Gilde, ferner die Compagnie der Schwarzen Häupter, eine höchst mächtige Verbindung, in welcher sich die Spitzen aller sonstigen Zünfte und Corporationen neben dem Stadtadel zusammenfanden.

Die bestellten Stücke sind keineswegs alle für bleibenden Besitz bestimmt, die Stadt hat fortwährend Geschenke zu machen, während der zwölf Jahre 1594—1608 erwähnen die Rechnungsbücher allein 32 derartige Stücke, welche wie eine Art von Abgabe den Statthaltern, durchreisenden Fürsten und Feldherren geschenkt werden; der Oberst der Stadtbesetzung ladet die Stadt zum Gevatter ein und erwartet und erhält sein Silbergeschenk, das entweder beim Goldschmied bestellt oder dem Vorrath entnommen wird. Dann aber kommt die Zeit der gewaltsamen Eingriffe, die Feldzüge der Russen unter Iwan IV. im sechzehnten Jahrhundert, die schwedischen und polnischen Einfälle der Folgezeit. Merkwürdig genug, daß noch so Vieles aus dem Elend der Zeiten gerettet ist.

Die Hauptmasse ist das Silber der Compagnie der Schwarzen Häupter, mit einer Reihe von ganz hervorragenden Stücken. An der Spitze steht die 70 Centimeter hohe Figur eines heiligen Georg vom Jahre 1507, von Lübecker Arbeit, sehr verwandt den gleichen Figuren im Schatze der Georgsbrüder in Elbing und der ebenfalls aus Elbing stammenden im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Die großen Willkommen enthalten ausführliche Inschriften über die Art der Stiftung; wir sehen, wie einzelne Gruppen der Corporation, die „Bänke", besondere Becher stiften. Diese Bänke haben wir uns ähnlich zu denken wie die Verschläge im Schifferhaus zu Lübeck. Jede Genossenschaft hat ihre eigene Bank, wir würden sagen ihren eigenen Tisch. Die Inschrift des einen Bechers von 1616 beginnt:

Der Rigasch [rigaische] willkommen wardt mein Nham
Da ich zu den Swartzen Heuptern kham
Der Rigassen Benke zur Ehr und Zhier
Las ich mich schauwen und tragen herführ u. s. w.

Ein zweiter Becher, der Lübische Willkommen von 1651, enthält in seinen langen Inschriften ein ganzes Stück Stadtgeschichte. Hiernach haben Lübecker Kaufleute, welche „die jährliche hispanische und dröge Rechnung zu halten" in Riga gewesen sind, den Becher den „Lübischen Bänken" im neuen Hause zu Riga „zu ihren Ehren und aus Respect der Stadt Lübeck aus guter Affection und freiem Willen zur freundlichen Gedechtniß" machen lassen. Dieser Becher ist ausdrücklich dazu bestimmt, um von Seiten der Lübischen Bänke zum Darreichen des Willkommentrunkes benutzt zu werden, und soll nicht weiter gebraucht werden.

Von Augsburger Arbeit ist eine in Silber getriebene Statuette des Königs Gustav Adolf zu Pferde fast einen halben Meter hoch. Wiederholungen des seiner Zeit sehr beliebten Werkes finden sich jetzt noch in Stockholm, Wien, Moskau. Das Rigaische Exemplar ist ein Geschenk des Generalgouverneurs Grafen Horn 1652 bei Aufnahme seines Sohnes in die Compagnie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er selber dieses Stück Augsburger Arbeit selbst einmal geschenkt bekommen — oder sonst wie bekommen.

Ein Gegenstück von nahezu gleicher Höhe ist ein heiliger Mauritius auf einem Seepferde reitend.

Dann haben wir einen Willkommen von der Bank der Goldschmiede vom Jahre 1654, bei welchem die vollkommen erhaltenen Rechnungen über alle Einzelheiten der Ausführung wichtig sind, ferner Münzhumpen, Prunkschüsseln; sodann Deckel von Humpen, auf denen die gleichzeitigen historischen Ereignisse in möglichster Treue dargestellt sind: Karl XII. entsetzt Narva 1700, Schlachten von 1704 und 1705.

Neben diesen vierzehn Stücken der Schwarzen Häupter haben wir dann noch einzelne Zunftbecher der Böttcher, der Glaser von 1553, sodann Kelche und Altargeräthe der Kirchen, die bis 1470 zurückgehen.

In Reval ist der Bestand weniger reich, aber enthält doch manches Besondere; so einen silbernen Papagei, den Siegespreis der Schützenfeste, bei denen ein hölzerner Papagei von einer Stange heruntergeschossen werden mußte, entsprechend den Adlerschießen anderer Städte, das betreffende Fest hieß die Papageischaft. Ferner zwei Commandostäbe, „Regiment" genannt, für die Stadtobersten, beide aus den Strafgeldern der Soldaten hergestellt.

Sodann zwei inschriftlich bezeugte „Schos-Kannen", die von den Schoßherren benutzt wurden, wenn die Bürger auf das Rathhaus kamen, um ihre Abgaben — Schossen — zu entrichten; dies war die symbolische Form der Quittung zu einer Zeit, in welcher jede geschäftliche Auszahlung von einiger Bedeutung durch einen Trunk besiegelt werden mußte, eine Sitte, von der sich der „Weinkauf" bis auf unsere Tage erhalten hat. Bei den Schwarzhäuptern von Reval befindet sich auch eine Kanne von elf englischen Kaufleuten gestiftet; ferner ein Riesenpokal von 62 Centimeter Höhe, eine Stiftung des schwedischen Feldmarschalls Wrangel, der 1670 festlich als Bruder der Schwarzen Häupter aufgenommen wurde; auch Graf Torstenson stiftete 1656 einen Pokal, dessen Zeichen auf die Herkunft aus Hamburg hinweist, und den er wohl ebenso wenig „bestellt" haben wird, als der Gouverneur Bengt Horn einen 1659 gestifteten Becher von Nürnberger Arbeit. Wir sind hier mitten in den rollenden Wogen des dreißigjährigen Krieges.

Ein eigenthümlicher Abschluß dieser Geschenkreihe ist ein Nürnberger Pokal aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, den Kaiser Nicolaus von Rußland zur Erinnerung an seinen Besuch 1827 an die Schwarzhäupter zu Reval gestiftet hat. Das Stück ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Kreml entnommen.

Sehr merkwürdig sind auch zwei goldene Brochen, die sich bei den Gerichtsacten von Reval aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten haben, als corpus delicti eines Raubes, um dessentwillen ein Schiffer hingerichtet wurde, zwei ungewöhnlich schöne Stücke mit einer Figur und einem St. Marcus-Löwen, spätgothische, wahrscheinlich Venetianer Arbeit. Diese Herkunft würden die orientalischen Anklänge einzelner Ornamente erklären.

Auch aus Privatbesitz enthält das Werk eine Reihe bemerkenswerther Stücke, aus dem Majorate Popen allein vierzehn.

Das vortreffliche Werk wird für die Geschichte der deutschen Alterthumskunde von bleibendem Werthe sein.

Julius Lessing.

Aus der Neuen Welt.

Altes und Neues aus der Neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. Von Paul Lindau. Zwei Bände. Berlin, Carl Duncker. 1893.

Die Weltausstellung in Chicago hat eine beträchtliche Fülle literarischer Erscheinungen zu Tage gefördert, von denen jedoch das Buch Paul Lindau's sich vortheilhaft abhebt. Nicht in kurzer Frist entstanden, ist es auch nicht für kurze Frist bestimmt: es ist ein ungemein interessanter, und, mehr als das, höchst ernsthafter Beitrag zur genaueren Kenntniß des modernen amerikanischen Lebens und eines großen Theils der Vereinigten Staaten und Mexiko's, und es wird noch seine Geltung haben, wenn jene Gelegenheitsschriften bereits längst verweht und vergessen sind. Paul Lindau zeigt sich in diesem Buche von einer neuen Seite: wir kennen ihn als einen amusanten und gewandten Reiseführer durch seine Skizzensammlung: „Aus dem Orient"; aber er selbst nennt auf dem Titel jene Schilderungen „flüchtige Aufzeichnungen" und läßt in ihnen seinem Humor und seiner spöttischen Laune mit sichtlicher Vorliebe freien Lauf. Ganz

anders in dem vorliegenden Werke; die Ironie — und sie wäre häufig wohl an ihrem Platze gewesen! — ist fast ganz aus demselben verbannt, dafür beschäftigt sich der Verfasser, gewissenhaft und gut vorbereitet, mit den einzelnen Gegenständen, seien sie landschaftlicher, ethnographischer oder gesellschaftlicher Art, und zeigt vor Allem auf das Deutlichste, wie viel ihm an einer durchaus objectiven Beobachtung und Darstellung liegt. Das ist um so mehr anzuerkennen, als Lindau jene Reise unter den günstigsten Bedingungen ausgeführt hat, und ihm viele Unannehmlichkeiten, unter denen andere Reisende zu leiden haben, erspart blieben; aber er läßt sich hierdurch keineswegs zu Schönfärbereien verleiten; mit lobenswerther Unparteilichkeit studirt er überall Land und Leute und sucht seine eigenen Eindrücke durch mündliche Erkundigungen an Ort und Stelle von zuverlässiger Seite zu berichtigen oder zu verstärken. Zweierlei kommt sodann dem Buche noch zu statten: Lindau vollführte seine Reise nicht im Fluge, wie es die Mehrzahl der Touristen thut, sondern stellte seine Beobachtungen mit größter Muße an, so daß er sich an einzelnen Stellen Wochen lang aufhielt und engere Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten gewann, und zweitens hatte er ziemlich dieselbe Fahrt schon einmal gelegentlich der Eröffnung der Pacificbahn vor acht Jahren gemocht; er wurde demzufolge nicht so leicht in Ueberraschung und Verwunderung gesetzt und konnte interessante Vergleiche zwischen damals und heute anziehen.

Denn jene noch nicht vor einem Decennium stattgefundene Eröffnung der Pacificbahn bedeutet für das rasch lebende und noch rascher umgestaltende Amerika ein Damals! Das erfahren wir hauptsächlich in den Capiteln über San Francisco und über die neu erstandenen Städte im fernsten Westen der Vereinigten Staaten; Ortschaften, die im September 1883 kaum dem Namen nach existirten, sind unterdessen zu kräftigen, immer rüstiger emporstrebenden Städten mit 30 bis 40 000 Einwohnern geworden, mit elektrischer Beleuchtung, mit den großartigsten Hôtels und besten Bildungsinstituten, mit Kabelbahn und Villenvierteln, mit luxuriös eingerichteten Clubs und herrlichen Parkanlagen. Und in unmittelbarer Nähe dieser Städte, die auf vorgeschobenstem Posten liegen, die undurchdringliche Wildniß des Urwaldes und die furchtbare Einsamkeit unbezwinglicher Felsriesen. Dieses „unbezwinglich" aber nur für den heutigen Tag zu verstehen, denn der morgige bringt vielleicht schon eine Lösung des Unglaublichen und Undenkbaren! Das zeigt uns jede einzelne der Städte dieses Werdelandes, welches uns, wie Lindau hervorhebt, auf das Deutlichste das eigenartige Wesen des Nordamerikaners vor Augen führt: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Muth, der vor nichts zurückschreckt, der eherne Ernst der Arbeit, der willige Verzicht auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönert, das wunderbare Selbstvertrauen und das ebenso starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Neben der Anerkennung des Guten finden wir auch manchen scharfen Tadel, manche kritische Abwägung zwischen der neuen und der alten Welt, manches offene Wort über die Unannehmlichkeiten amerikanischer Lebensweise und Einrichtungen. Aber wir haben stets die Empfindung, daß dieses Urtheil gerecht ist und daß es erst nach reiflicher Ueberlegung gefällt wurde, und das macht uns das Buch Lindau's nicht in letzter Linie sympathisch. Der Inhalt ist zu mannigfaltig und reich, um ihn hier nur andeuten zu können; — der Leser greife selbst zum Werk, das ihn bis zum Schluß fesseln und ihm, falls er die Reise über das Weltmeer antritt, ein ebenso zuverlässiger wie unterhaltender Begleiter sein, ihn vor mancher Enttäuschung bewahren und seine Aufmerksamkeit auf das wirklich Große und Bemerkenswerthe lenken wird.

P. L—g.

ρ. **Schiller und Goethe's sämmtliche Werke.** Neue billige Große Oktavausgabe. In eleganten Liebhaberbänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Der erste Band dieser neuen Classiker-Ausgabe, die Gedichte Schiller's enthaltend, bestätigt vollkommen, was die Verlagshandlung verheißt: einen reinen Text, mit Goedeke's bekannt trefflicher Einleitung, sonst aber durch Anmerkungen nicht beschwert; einen großen, klaren und schönen Druck auf festem, weißem Papier; einen soliden, höchst geschmackvollen Einband, und dies Alles zusammen für einen überaus wohlfeilen Preis, so daß, wenn der Verwöhnte nicht Anstand nehmen darf, diese Bände seiner Bibliothek einzureihen, auch dem weniger bemittelten Bücherfreunde hier die beiden Dichter in bisher unübertroffener Ausstattung geboten werden. Es ist ein Unternehmen, würdig der Verlagshandlung, deren Namen mit denen unserer Klassiker auf das Engste verknüpft ist, und die das Vorrecht, das sie lange besessen hat, fortan in der freien Concurrenz ehrenvoll zu behaupten sucht. Die Werke Schiller's sind auf sechzehn, die Werke Goethe's auf sechsunddreißig Bände berechnet, die, regelmäßig und in kurzen Zwischenräumen erscheinend, sich zu bequemer Anschaffung empfehlen.

ρ. **Meyers Klassiker-Ausgaben.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von dieser ausgezeichneten Sammlung liegen einige weitere Bände vor, die man in jeder Beziehung, ebenso wie die früheren, musterhaft nennen darf: mit historischen oder biographischen Einleitungen, mit textkritischen und erläuternden Anmerkungen, mit sorgfältigen Registern — mit dem ganzen Apparat der modernen philologischen Wissenschaft, welche der ehemals fast allein herrschenden ästhetischen Betrachtungsweise der deutschen Literatur jetzt ebenbürtig und ergänzend an die Seite getreten ist. Unter diesem Gesichtspunkte mag wohl noch keine der existirenden Ausgaben der Edda diese berühmten Ueberlieferungen der altnordischen Götter- und Heldensagen einem großen Publicum näher gebracht haben, als die hier erscheinende von Hugo Gering. In einer neuen, sehr gelungenen Uebersetzung giebt er uns die Lieder der älteren Edda (vom 9.—12. Jahrhundert), fügt in einem Anhang die mythischen und heroischen Erzählungen der sog. jüngeren oder prosaischen Edda (13. Jahrhundert) hinzu, zeigt in der Einleitung höchst anschaulich, unter welchen Umständen die Aufzeichnung in Island geschah, welchen Werth sie als mythologische Quelle und als dichterisches Werk hat, und begleitet alsdann den Text mit Anmerkungen, in welchen nichts, was zum besseren Verständniß des heutigen Lesers dienen kann, unerwähnt geblieben. Es ist eine Freude, dies uralte Buch (Edda heißt: Urgroßmutter) in dieser hübschen Fassung zu besitzen, die, trotzdem sie den Ton und die Farbe der entfernten Jahrhunderte wiedergiebt, uns doch im fremdartigen Ausdruck den verwandten Geist erkennen läßt. Denn auch an Humor, wenigstens an Witz und ganz gewiß an Weisheit fehlt es der „Edda" nicht: man lese nur die köstlichen „Sprüche Har's", d. h. des Erhabenen, nämlich Odin's, S. 87—109! — Würdig dieser Ausgabe schließen sich der beiden großen Romantiker an: „Uhland's Werke", herausgegeben von Ludwig Fränkel (2 Bde.), und „Tieck's Werke", herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee (3 Bde.). Heine, der in seinem bekannten Gedicht „Uhland-Tieck" auf „Romantik" reimt, wußte dennoch mit seinem klaren und scharfen Auge wohl den Unterschied zu machen, der sich im Ganzen auch in der öffentlichen Meinung bestätigt findet. Uhland's Lieder werden unaufhörlich von der Jugend und vom Volke gelesen und gesungen, seine Balladen und Romanzen sind das Entzücken Aller; Tieck's Novellen sind nur den Wenigen noch bekannt und seine Dramen, außer von der Literaturgeschichte, vergessen. Um so mehr wissen wir es dem Herausgeber Dank, daß er mit der ganzen Hingebung und der ganzen Resignation, die zu einer solchen Arbeit gehört, in dieser Auswahl aus Tieck's Werken das bietet, „was die Eigenart seiner Person am reinsten aufweist und für den heutigen Leser am genießbarsten erscheint"; nämlich: im ersten Band eine sparsame Auswahl aus den Gedichten, und von den dramatischen Dichtungen namentlich „Der gestiefelte Kater" und „Leben und Tod der heiligen Genoveva"; im zweiten: Märchen und Gesellschaftsnovellen; im dritten: nach „des Lebens Ueberfluß", die beiden großartigen historischen Novellen: „Dichterleben" (Shakespeare und Marlow) und „Der Aufruhr in den Cevennen". Wenn es darauf ankam, das Andenken Tieck's einem größeren Kreise von Lesern zu erneuern und diesen ein annähernd getreues Bild seiner dichterischen Thätigkeit zu bieten, so ist dies in der hier angezeigten Ausgabe glücklich erreicht. — Zu der Ausgabe von „Uhland's Werken" bemerken wir, daß wir im ersten Bande eine vollständige Nachlese zu den „Gedichten" erhalten, von welchen laut ausdrücklichem Verbot des Dichters Alles ausgeschlossen bleiben mußte, was er bei seinen Lebzeiten nicht selbst aufgenommen hatte; sodann, daß der zweite Band, nach den Dramen und dramatischen Fragmenten, Einzelnes, geschickt Ausgewähltes, aus den politischen Reden und Aufsätzen, den wissenschaftlichen Aufsätzen und den Briefen bringt: unter den letzteren die Correspondenz mit Alexander von Humboldt wegen des von Uhland ausgeschlagenen Ordens pour le mérite. Von erheblichem Interesse schließlich sind die dem ersten Bande beigegebenen Mittheilungen von Dr. Max Friedländer über die Componisten und Compositionen Uhland'scher Gedichte.

ζ. **Touristennovellen.** Von J. V. Widmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Der Dichter, dessen Werk hier angezeigt wird, ist ein Landsmann Gottfried Keller's und C. F. Meyer's und verdient neben ihnen genannt zu werden, obwohl er in Norddeutschland weniger bekannt ist. Zwei längere Novellen, die unter dem Titel: „Gemüthliche Geschichten" vor einigen Jahren im Verlag der Gebrüder Paetel erschienen sind, bewiesen ein angenehmes Erzählertalent. Es waren harmlose Erinnerungen aus einer Schweizer Kleinstadt, die aber

jeder Leser mit Behagen liest, da sie viel Humor und Beobachtungsgabe zeigen. Andere Dichtungen Widmann's würden sich nur mit Gottfried Keller's „Sieben Legenden" vergleichen lassen. Es prägt sich in ihnen ein so feiner, satyrischer Geist aus, daß man ihrer nicht so leicht vergißt. Es gilt das vor Allem von den zwei kleinen Kabinetstücken: „Die zurückgezogene Bulle" und „die Tugenden im Bade".

Auch das oben genannte Bändchen Novellen enthält einige solcher Perlen. Den „Teufelssalat", die erbauliche Geschichte von dem hübschen frommen Mädchen in Como, in welche der Satan in der Gestalt von Salat fährt, den sie, trotz der Abmahnungen des Beichtvaters, über Alles liebt, und das „Wunder des heiligen Lißt" werden kaum ein Auge leer lassen von Thränen, nicht der Rührung, sondern des Lachens. Aber auch die andern Gaben der „Touristennovellen" sind äußerst anmuthig. Wie die Vorrede sagt, spiegeln sie im Wesentlichen Reiseeindrücke wider, welche der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten empfangen hat. In der That ist es Widmann dabei gelungen, Jedem, der die geschilderten Oertlichkeiten kennt, das Bild derselben bis in seine Details zurückzurufen. Aber er begnügt sich damit nicht, sondern flößt diesem Bilde auch das amüsanteste Leben ein. Am besten geglückt ist ihm seine Absicht in zwei Erzählungen, welche in Oberitalien spielen. Die Abenteuer des Doktors Seyboldt aus Stuttgart auf seiner Ferienreise nach Varese bei Mailand und dann durch die Alpen stellen sich den besten der Töpfer'schen „Genfer Novellen" zur Seite. Die „verkehrte Zeit von Mantua" ist mehr ergreifend und tragisch, aber ebenfalls außerordentlich fesselnd. Die Erlebnisse eines jungen Engländers, der, von einer Besteigung des Eiger kommend, in einem Gasthaus bei Interlaken mit einem pedantischen deutschen Professor wegen einer leichtfertigen Französin in einen komischen Conflict geräth, dürften vielleicht weniger allgemeinen Beifall finden. Dagegen werden die zwei kleinen Skizzen, welche die Sammlung abschließen, „Stillleben" und „Herrn Quendel's Goethe'sche Harzreise in den Odenwald" sicherlich jeden Leser befriedigen. Man legt das Bändchen mit dem Bedauern aus der Hand, daß es nicht umfangreicher ist, und kann nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß Herr Widmann recht bald die Welt mit weiteren ebenso gelungenen Dichtungen erfreuen möge.

ρ. **Heimathszauber und andere Novellen.** Von Ernst Wechsler. (Mit dem Bildniß des Verfassers.) Leipzig, Wilh. Friedrich. 1893.

Humor und Phantasie sind die hervorstechenden Züge auch dieser Sammlung von Novellen und sie treten am reinsten, am ebenmäßigsten in derjenigen auf, welche dem zierlichen Bande den Namen gibt. Ein Mann, den wir uns im Anfang der Dreißig denken, besucht, von einer eigenthümlichen Sehnsucht ergriffen, nach vielen Jahren der Abwesenheit die Heimath wieder, in der er natürlich Alles verändert findet. Eine nur begegnet ihm, die jung und schön geblieben ist, wie sie damals war: die stumm Angebetete seiner Knabenzeit. Ist es nöthig, dem Leser zu verrathen, daß es in Wahrheit nicht diese selbst, sondern ihre jüngere Schwester, und daß dem Gereiften, im Leben Geprüften nunmehr das Glück zu Theil wird, welches dem Schüler, der vor dem Maturitätsexamen stand, versagt geblieben? Diese Geschichte, so höchst einfach an sich, athmet dennoch den ganzen Zauber, der mit der Erinnerung an Jugend und Heimath verknüpft und der dennoch so weit von Sentimentalität entfernt ist, daß mit der Rührung vielmehr eine schelmische Neckerei beständig kämpft und ein frisches, fröhliches Erfassen der Gegenwart immer den Schluß bildet. Hiermit ist überhaupt Ernst Wechsler's Lebensanschauung, wie sie sich in diesen Novellen spiegelt, bezeichnet: nicht alle, wiewohl es keiner an Reiz gebricht, stehen auf gleicher Höhe: durch alle jedoch geht jene Daseinsfreude, die wir in den Schöpfungen der Jüngeren so sehr vermissen, und wo diese die Welt nicht eintönig, nicht grau genug malen können, spielt es um die seine wie mit goldig bunten Lichtern. Es sind nicht eben große Begebenheiten, die der Dichter uns erzählt, noch Ausnahmscharaktere, mit denen er sich befaßt: Menschen und Dinge gehören durchaus der Alltäglichkeit an, aber einer, die durch die Liebe, mit der er sie behandelt, auch uns lieb wird. Kaufmannslehrlinge, Studenten, Buchhalter, Gymnasiallehrer, ein Fabrikant, wenn es hochkommt, und ein Sanitätsrath sind seine bevorzugten Helden; eine besondere Bravour zeigt er in der Schilderung von Backfischchen, und nichts geht ihm über einen regelrechten Ball, auf dem es meistentheils zu einer Verlobung kommt — auch dies ein beschämendes Bild für unsere modernen jungen Herren, die weder für das Eine noch für das Andere zu gebrauchen sind. Die beseligenden Geister, die mit dem wonnigen Dufte der Sommernacht um eine Ananasbowle schweben, kennt unser Autor gleichfalls und weiß sie nicht minder launig darzustellen, als all' die andern kleinen Gnomen und Elfen, die mit den Verliebten ihr Spiel treiben, um sie gewöhnlich auf einigen Irrwegen an das erwünschte Ziel zu führen. Daß sich ein rechter Irrwisch, wie das bedenkliche Fräulein von Brugg, unter dieser Schaar befindet, wollen wir dem Dichter nicht allzu hoch anrechnen; es ist auch eine Variation auf das Thema der süßen Jugendeselei, doch eine, die freilich ein wenig detonirt. In allem Uebrigen ist es ein Vergnügen, dem Autor zu folgen, der uns in angenehmer Weise plausibel macht, daß es in diesem irdischen Jammerthal immer noch alte Herren gibt, die munter zu zechen verstehen, immer noch junge Männer und junge Fräulein, die mit einander tanzen und sich schließlich heirathen*).

*) Der Verfasser dieser liebenswürdigen und heiteren Novellen weilt nicht mehr unter den Lebenden: am 10. Juli, nach eben vollendetem zweiunddreißigsten Jahre, ist Ernst Wechsler zu Berlin gestorben, das ihm, dem geborenen Oesterreicher, eine zweite Heimath geworden, und wo er sich, dichterisch und journalistisch thätig, bereits einen ansehnlichen Wirkungskreis geschaffen hatte. Auch zu den jüngeren Mitarbeitern dieser Zeitschrift hat der Verstorbene gehört. Die Redaction.

κ. **Dreißig Jahre Künstlerleben.** Von Heinr. Ehrlich. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Wenn Jemand, der während der größeren Hälfte seines Lebens mitten im stärksten Strom des Musiktreibens gestanden hat, seine Erinnerungen herausgiebt, so verdient er sicherlich, gehört zu werden. Manches in dem Buch wird berechtigtes Kopfschütteln erregen, denn dem allzu Persönlichen und allzu Kleinlichen sollten in einer Publication, die für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmt ist, wohl engere Grenzen gesteckt sein, als es hier geschieht. Anderes wieder liest man mit Interesse, denn man stößt auf viele treffende und gesunde Urtheile über allgemein bekannte Persönlichkeiten und künstlerische Ereignisse. Das Ganze hinterläßt den Eindruck einer schmerzlichen Resignation über die Differenz zwischen dem Erstrebten und dem Erreichten — eine Stimmung, welche so natürlich ist beim Rückblick auf ein Lebenswerk, und weit entfernt, unsere Meinung über den Verfasser zu verringern, seinen Ernst und seine Wahrheitsliebe vielmehr in ein günstiges Licht stellt. Wie mannigfach auseinander auch seine Ziele zu liegen, seine Zwecke zu gehen schienen: ein starkes Band verknüpfte sie dennoch, die Musik; in ihr sammelte sich die von Zersplitterung bedrohte reiche Begabung Ehrlich's zu voller Kraft und Einheit, in ihr fand er seinen Beruf, dem er, als ausübender Künstler, als Lehrer und als musikalischer Schriftsteller, dreißig Jahre lang so treu und mit solchen Ehren gedient hat, daß seine Stellung im Berliner Musikleben dieser Zeit gesichert und Alles, was in seinen Erinnerungen sich darauf bezieht, von unbestreitbarem Werth ist.

κ. **Erinnerungen aus funfzig Jahren.** Von Anton Rubinstein. Aus dem Russischen von Eduard Kretschmann. Leipzig. Bartholf Senff. 1893.

Diese Erinnerungen erschienen gelegentlich Rubinstein's funfzigjährigen Künstlerjubiläums in der historischen Revue „Russkaja Starina." Der Künstler hat sie nicht aus eigener Initiative veröffentlicht, sondern sie wurden ihm von dem Publicisten buchstäblich abgefragt; daher mag es kommen, daß sie nicht den intimen Duft ausströmen, der persönlichen Aufzeichnungen genialer Menschen sonst anzuhaften pflegt. Wie im Fluge berühren wir die Spitzen von Rubinstein's öffentlicher Wirksamkeit, seine ersten Reisen als Wunderkind, seine Studien in Berlin, die Misère im Anfang seiner Künstlerlaufbahn, die Gründung der russischen Musikgesellschaft, an der er besonders thätigen Antheil nahm. Das ist gewiß Alles von großem Interesse, aber es würde noch mehr fesseln, wenn einmal eine Ruhepause in der Flucht der äußeren Ereignisse einträte, wenn Rubinstein einmal ganz Eigenes und Innerliches gäbe. Doch müssen wir schließlich für jeden, auch für den kleinsten Beitrag zu der Biographie eines großen Künstlers dankbar sein.

κ. **Franz Liszt's Briefe.** Herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Diese Briefsammlung wird nicht nur allen Lisztverehrern willkommen sein, sie muß auch Jeden interessiren, der sich überhaupt mit der Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigt. Liszt's Briefwechsel mit Wagner ist reicher an künstlerischen Anregungen; dafür hat die zweite Sammlung einen weiteren Horizont: wer nur irgend sich musikalisch hervorgethan hat, ist in der langen Reihe der Briefempfänger vertreten, und neben Musikern sind Verleger, aristokratische Freunde, Schriftsteller und Liszt's Bruder Eduard, an dem er mit Liebe hing, die Briefempfänger. Die Mehrzahl der Briefe ist französisch geschrieben, der kleinere Theil deutsch. Für einen Ausländer beherrscht Liszt beide Sprachen bewunderungswürdig. Das Französische darf glänzend genannt werden, das Deutsche mindestens gut; selten, daß eine ungeschickte Wendung mit unterläuft. Die ersten Briefe aus den Jahren 1828 und 1830, überschwängliche Ergüsse respektvoller Dankbarkeit, sind an seinen Lehrer Carl Czerny gerichtet, der letzte vom 3. Juli 1886, vielleicht der letzte, den er überhaupt geschrieben, an Sophie Menter. In der ganzen Folge rollt sich ein lebendiges Bild des Menschen und Künstlers auf. Jede Wandlung, die seine Anschauungen im Laufe der Zeit erlitten haben, spiegelt sich treu aus diesen persönlichen Dokumenten wider. Wahrhaft rührend ist die Ausdauer, mit der er an seinen Compositionen bessert; am compositorischen Schaffen hing sein ganzes Herz, während er merkwürdigerweise auf sein Klavierspiel wenig gab, es sogar einmal eine Thierquälerei nannte. Die Nachwelt wird vielleicht anders urtheilen, aber darin werden sich alle Meinungen treffen, daß Liszt eine offene, edle Natur war, der man nur sympathisch gegenüberstehen kann.

ζ. **Asien.** Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Wer die in rascher Folge erscheinenden, prächtig ausgestatteten Werke des obigen Verlages durchsieht, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß für populär gehaltene Werke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften ein großes Bedürfniß im weiteren gebildeten Publicum vorhanden sein muß. Das hier vorliegende Werk ist wohl geeignet, einem solchen Bedürfniß zu entsprechen. Wie der im vorigen Jahre von dem gleichen Verfasser herausgegebene Band über Afrika bietet es eine knapp zusammengefaßte Schilderung der Geschichte und Natur aller Theile Asiens. Die neueren Forschungen haben dabei genügende Heranziehung erfahren, und zahlreiche Karten und Bilder führen die beschriebenen Oertlichkeiten so deutlich als möglich vors Auge. Der Fachgelehrte findet freilich in dem Werke kaum etwas Neues. Aber für ihn ist es auch nicht berechnet. Um so werthvoller wird die Fülle des hier Gebotenen für die Leser sein, welche sich mit geographischen Fragen nur unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung beschäftigen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altena. — Im Sansara. Neue Lieder und Dichtungen von Carl Ernst Altena. (Dr. Ernst Rzesacz.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1893.

Ammon. — Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien dargestellt von Otto Ammon. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Arent. — Irrflammen. Stimmungs- Nervosismen, lyrische Sensationen und Tagebuchblätter von Wilhelm Arent. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt. M. Poetzl. 1893.

Arneth. — Aus meinem Leben. Von Alfred Ritter von Arneth. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Barth. — Crispi. Von Dr. Hans Barth. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. 1893.

Beniczky-Bajza. — Der Liebe Lust und Leid. Novellen in zwei Bänden von Helene von Beniczky-Bajza. Autorisirte Uebersetzung von Oscar von Krücken. Berlin, J. Gnadenfeld & Co.

Bierbaum. — Fritz von Uhde. Von Otto Julius Bierbaum. München, Verlag der Münchener Kunst- und Verlags Anstalt, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Biese. — Der Sieg über die Cholera. Die Entdeckung der wahren Ursache, Verhinderung und Heilung der Cholera, nebst einer Anweisung, aus unseren Nahrungsmitteln Bacillen herzustellen. Von Alfred Conrad Biese. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1893.

Biltz. — Dramatische Humoresken. Von Carl Biltz. Berlin, Imberg & Lefson. 1893.

Brochet. — Ein moderner Don Juan. Roman von Josef J. Brochet. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Cantoni. — L'Altalena delle antipatie. Novella sui generis. Del Alberto Cantoni. Firenze, G. Barbera. 1893.

Clifford. — Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief). Von William Kingdon Clifford. Autorisirte Uebersetzung von Lily von Gizycki. Mit einem Vorwort von Georg von Gizycki. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1893.

Clifford. — Mrs. Keith's Crime. A record. By Mrs. W. K. Clifford. Fifth edition. London, T. Fisher Union. 1893.

Cowdrey. — Millionär und Vagabund. Socialer Roman von Robert H. Cowdrey. Autorisirte Ausgabe, übersetzt von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Der Maximaltarif des Diocletian. Herausgegeben von Th. Mommsen. Erläutert von H. Blümner. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Theil: Der Erste Schlesische Krieg 1740 bis 1742. Zweiter Band: Von Mollwitz bis zum Beginn des Mährischen Feldzuges. Dritter Band: Der Feldzug in Mähren und der Feldzug in Böhmen und Oberschlesien. Zusammen in einem Band. Mit 20 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Die Lehmanns lassen sich nicht lumpen. Launige Erzählung der Erlebnisse einer Berliner Bürger-Familie in der Zeit von 1870—83, theils in Feldpost-, theils in gewöhnlichen Stephans-Briefen von H. v. B. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Dorer. — Edmund Dorer's Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Adolf Friedrich Graf von Schack. 3 Bände. Dresden, L. Ehlermann. 1893.

Fauchille. — La diplomatie française et la ligue des neutres de 1780 (1776—1783) par Paul Fauchille. Paris, A. Durand et Pedone-Lauriel. 1893.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Dritte, durchaus revidirte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1892.

Federn. — Gedichte von Karl Federn. Stuttgart, Paul Neff.

Frankfurter. — Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Von Dr. S. Frankfurter. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Fräulein Paulinchen Huhn's Briefe an ihre Freundin Fräulein Laura Niedlich. Leipzig, Otto Lenz. 1893.

Fürst. — Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien von Hermann Fürst. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Gebell-Ennsburg. — Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy von Gebell-Ennsburg. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Geffcken. — Stimmen der Griechen am Grabe. Von J. Geffcken. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893.

Groller. — Lori Bergmann. Neue Novellen von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Gutmann. — Aus dem Reiche der Gesänge. Gedichte von Moritz von Gutmann. Wien, Carl Konegen. 1893.

Hegeler. — Mutter Bertha. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Heyse. — Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. 27. Band: Jungfer Justine. Schauspiel in vier Acten. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

Hildebrand. — Das Problem der Form in der bildenden Kunst von Adolf Hildebrand. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel.) 1893.

Histoire générale du IVe. siècle à nos jours. Ouvrage publié sous la direction de M. M. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. I. vol.: Les Origines. 395—1095. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Hoensbroech. — Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. Von Georg Paul von Hoensbroech. Sechste Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Hoffmann. — Amerikanische Bilder. Eindrücke eines Deutschen in Nord-Amerika. Von Johannes Hoffmann. Berlin, Carl Siegismund. 1893.

Holitscher. — Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Howitz. — Warum leiden unsere Frauen? Von Professor Dr. Howitz. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1893.

Hume. — Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Von D. Hume. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig, P. Friesenhahn. 1893.

Jacobson. — Reisebriefe aus Italien und der Schweiz von Julius Jacobson. Nach seinem Tode herausgegeben. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch. 1893.

Jhouney. — Le Livre du Jugement. Hymne III. La Rédemption. Par R. Jhouney. Paris, Comptoir d'Edition. 1892.

Jordan. — Morgenglühen. Oden und Lieder eines Antimodernen, von Carl Friedrich Jordan. Berlin, Rehtwisch & Seeler. 1893.

Kaufmann. — Die öffentlichen Ausgaben der größeren europäischen Länder nach ihrer Zweckbestimmung. Von Richard von Kaufmann. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Kempf. — Geschichte des Deutschen Reiches während des grossen Interregnums 1245—1272. Von Pr. J. Kempf. Auf Grund einer von der philosoph. Facultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg gekrönten Preisschrift umgearbeitet und ergänzt. Würzburg, A. Stuber's Verlagsbuchhandlung. 1893.

Khuenberg. — „Plein Air". Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. Hamburg, Konrad Kloß. 1893.

Kilian. — Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Herausgegeben von Eugen Kilian. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Kirchner. — Die Deutsche Nationallitteratur des Neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 1. u. 2. Lfg. Heidelberg, Georg Weiß' Verlag. 1893.

Kirchner. — Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig, Kirchner & Schmidt. 1893.

Köbner. — Die Methode einer wissenschaftlichen Rückfallsstatistik als Grundlage einer Reform der Kriminalstatistik. Von Dr. O. Köbner. Berlin, J. Guttentag. 1893.

Köhler. — Himmel und Hölle auf Erden. Eine volksthümliche Lebensanschauung von Bruno Köhler. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1893.

Koldewey. — Der Exorcismus im Herzogtum Braunschweig seit den Tagen der Reformation. Eine kirchenhistorische Studie von Dr. phil. Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, Julius Zwissler. 1893.

Krauss. — Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börseberichte vom Götter- und

Mythenmarkte. Von Friedrich S. Krauss. Wien, Gebrüder Rubinstein. 1893.

Kriegserinnerungen eines Sanitäts-Officiers der Landwehr. 1870—71. Von W. v. St. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Krücken. — Von Evas Stamm. Ungarische Erzählungen von Oscar von Krücken. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger.)

Landy. — Kismet. Skizzen von Alma von Landy. Hamburg, Otto Meißner. 1893.

Lentrodt. — Aus Traum und Wahn. Seelische Fragmente von Willy Lentrodt. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Leonhard. — Gedichte von Camilla Leonhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Lernow. — Geheime Documente der russischen Orient-Politik 1881—1890. Nach dem in Sofia erschienenen russischen Original herausgegeben von R. Lernow. Berlin, Richard Wilhelmi. 1893.

Lipps. — Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Lyall. — Donovan. Lebensgeschichte eines Engländers aus unseren Tagen von Edna Lyall. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Maccari. — Istoria del Re Giannino di Francia. A cura di Latino Maccari. Siena, Carlo Nava. 1893.

Mémoires du Chancelier Pasquier. Publiés par le duc d'Audiffret-Pasquier. Première partie: Révolution-Consulat-Empire. Tome premier (1789—1810). Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Meißner. — Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bis 1870 von Dr. Fritz Meißner. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 1893.

Merkel. — Rudolf von Ihering von Adolf Merkel. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Meyer. — Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Von Gustav Meyer. Zweiter Band. Straßburg, Carl J. Trübner. 1893.

Meyer's Reisebücher.: Deutsche Alpen. Erster Theil: Bayrisches Hochland, Algäu, Vorarlberg, Nordtirol, Brennerbahn, Bozen, Meran, etc etc. Vierte Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1893.

Meyer's Reisebücher: Norwegen, Schweden und Dänemark von Prof. Dr. Yngvar Nielsen. Sechste Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Mickwitz. — Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. Reval, Franz Kluge. Leipzig, Rud Hartmann. 1892.

Milow. — Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1893.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Von Dr. Georg Mollat. Osterwieck a. Harz, A. K. Zickfeldt. 1893.

Mollat. — Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Von Georg Mollat. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt. 1893.

Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von Guido Adler. Autorisirte Volksausgabe. Lfg. I—IV. Wien, Artaria & Co.

Neupauer. — Oesterreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nier. — Je länger, je lieber. Roman von Friedr. Nier. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nippold. — Wanderungen durch Japan. Briefe und Tagebuchblätter von Otfried Nippold. Jena, Fr. Mauke's Verlag, (A. Schenk.) 1893.

Oetker. — Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs von Dr. Fr. Oetker. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893.

Osterberg-Verakoff. — Das Reich Judäa im Jahre 6000 (2141 christlicher Zeitrechnung). Roman von Max Osterberg-Verakoff. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus, Dr. Foerster & Co. 1893.

Penias. — Natur-Klänge. Poesie und Prosa von Johann Gottfried Penias. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Plazer. — Ein seltsam Spiel oder: Deutschnational. Lustspiel in fünf Acten von Victor Ritter von Plazer. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Plazer. — Zeitgemäße Betrachtungen. Von Victor Ritter von Plazer. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Poeche. — Physiologie der geistigen Arbeit. Ein Handbuch für Gelehrte, Künstler, Studirende, Geistliche, Lehrer, Beamte, Kaufleute und andere Kopfarbeiter. Nach langjährigen Forschungen und den neuesten Resultaten der Wissenschaft. Von Dr. J. Poeche. Münster i. W., Adolph Russell's Verlag. 1893.

Reclam. — Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege von Carl Reclam. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Dr. E. Jahn, Oberstabsarzt erster Klasse. Mit 27 Textbildern. Fünftes Tausend. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1893.

Reclam'sche Universal-Bibliothek. Nr. 3071—3076. Charles Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder Die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus dem Englischen übersetzt von David Haek. Mit dem Bildnis des Verfassers. — 3077. Maximilian Strack, Argusaugen. Schwank in einem Aufzug. Soufflierbuch mit der vollständigen Regiebearbeitung. — 3078. Alexander Dumas Sohn, Die Fremde. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Paul Lindau. Soufflier- und Regiebuch des Lessing-Theaters in Berlin. — 3079. 3080. R. C. Lehmann, Harry Fludyer in Cambridge. Eine Reihe von Familienbriefen. Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Breul. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1893.

Recueil des Actes du comité de salut public avec la correspondance officielle des représentations en mission et le registre du conseil exécutif provisoire. Publié par F. A. Aulard. Tome quatrième et cinquième. Paris, Imprimerie Nationale. 1893.

Rells. — Psychologische Skizzen von Edmund W. Rells. Leipzig, Ambr. Abel (Arthur Meiner). 1893.

Rogge. — Pförtnerleben. Nach eigenen Erinnerungen geschildert von D. theol. B. Rogge. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1893.

Rosmer. — Wir Drei. Fünf Acte. Von Ernst Rosmer. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Rubinstein. — Die sibirischen Jäger. Oper in einem Act. Text nach dem Russischen des Jerebtzoff von Peter Cornelius. Musik von Anton Rubinstein. Leipzig, Barthold Senff.

Schaefer. — Lesefrüchte aus Sylvester Jordan's „Wanderungen" mitgetheilt von Friedrich Schaefer. Kassel, G. Th. Fischer & Co. 1893.

Schmidt. — Maximilian Schmidt's Volkserzählungen. Lfg. 1 u. ff. München, Seitz & Schrauer. 1893.

Schmidt-Weißenfels. — Geschichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beiträgen. Von E. Schmidt-Weißenfels. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Schnakenburg. — Heidenkinder. Vier Geschichten von J. Schnakenburg. Leipzig, Alfred Janssen. 1893.

Schneegans. — Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. Berlin, Verlag der Bücherfreunde. 1893.

Scholz. — Offener Brief an den Bund der Landwirthe. Von O. Scholz. Dresden, Druckerei Glöß. 1893.

Schott. — Alarm! Lustige Geschichten von Richard Schott. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Schultheiß. — Geschichte des deutschen Nationalgefühles. Eine historisch-psychologische Darstellung von Franz Guntram Schultheiß. Erster Band: Von der Urzeit bis zum Interregnum. München und Leipzig, G. Franz'scher Verlag. 1893.

Senft. — Heil Bismarck! Deutsche Worte von W. Senft. Dresden, Druckerei Glöß. 1893.

Söderström. — Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström. Leipzig, L. A. Kittler.

Stein. — Das Laster. Roman von Friedrich von Stein. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Stradner. — Rund um die Adria von Josef Stradner. Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel. Graz, Druck u. Verlag von Leykam.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Stilles Wasser.

Novelle

von

Ilse Frapan.

Lena erwachte an einem wilden, markdurchwühlenden Schrei. Es war ihr, als ob Peter Heick ihn ausgestoßen hätte. Was, Peter Heick? Der nur immer lacht, über Glück und über Unglück, wie die Frau sagte, bei der sie damals wohnte. Aber gestern hatte sie von derselben Frau gehört, daß er geweint hatte, vor der Stubenthür; auf einem Binsenstuhl, mit seinem blanken Oelzeughut zwischen den Knien, hatte er da gesessen, wo Lena gewohnt hatte, und nicht gewußt, wo er hin sollte, sagte die Frau. Lena hätte das nie für möglich gehalten. Sie hatte in der schweren Zeit, als Peter Heick sich gar nicht um sie kümmerte und ihr durch einen Bekannten von Antwerpen her sagen ließ, sie könne sich „für seinetwegen" nach einem Anderen umsehen, einen Haß auf sein Lachen geworfen, in das sie zuerst verliebt gewesen war. Wenn sie das gewußt hätte, daß Peter Heick auch weinen konnte, dann hätte sie seinen Rath nicht für Ernst genommen und könnte jetzt mit ihm als Stewardeß auf der „Holsatia", wo er dritter Steuermann war, in die weite Welt gehen.

Da gellte es wieder, über Wasser und Land, wie der Hülfeschrei eines riesenhaften übernatürlichen Ungeheuers, hoch einsetzend, schrill und angstvoll und endlich übergehend in ein langes, jämmerlich winselndes Klagegeheul. Es war die Nebelsirene der „Holsatia" — es war nicht Peter Heick selbst, aber es hatte doch etwas mit ihm zu thun — die „Holsatia" ging in See, und sie hatte Nebel auf der Elbe. Einen Augenblick noch blieb die Frau liegen, horchend, mit offenem Munde, mit grade vor sich auf die heiße Federdecke gestreckten bleischweren Armen.

So dunkel war es in dem schwülen, schrankartigen Wandbett, daß sie sich erst besinnen mußte, an welcher Seite die Thür sei, die in der Nacht von ihrer eigenen Schwere zugefallen war. Vorsichtig griff sie über den Mann weg, der schwer schnaufend athmete, richtete sich halb auf und stieß gegen die eichene Thür. Ein grauer Schimmer Morgenlicht flog über den glatten, kahlen Fleck mitten auf dem Schädel des Mannes, der die geballten Fäuste über dem Wirbel ver-

schränkt hatte. Die Frau stieg zitternd über ihn hinweg und ging lautlos, mit bloßen Füßen, durch die niedere, hellgrün gestrichene Stube, die nicht möblirt, sondern mit allerlei abgängigem Hausrath, zerbrochenen Gartenstühlen, alten Truhen und grell mit großen Blumen bemalten Schränken vollgestellt war. Nur um das braune Gitterbettchen inmitten der Stube war der Raum frei bis an eines der vier kleinscheibigen Fenster. Die Frau bemühte sich an den Haken, es sollte kein Geräusch geben; ihre halb noch verschlafenen Blicke wanderten von dem spiegelglatten, graugrünen Wasser der Este, das ihr Haus umfloß, hinunter zu den müden, gelbsprenkelig hängenden Kronen der Weiden, über die kahlen, rothen Mauern der Ziegelei hinaus in die nebelgrau schimmernde Ferne, in der wie weiße Punkte die Möven auftauchten und verschwanden. Dort unten floß die Elbe; ein Widerstoß ihrer gewaltigen Wassermassen schien bis hier herauf zu schwellen in undeutlichem Ringen, die matt an den Stacks zerrannen; dort unten ging die „Holsatia" in See; die Wolken von Kohlenrauch, die in der schweren Luft nicht steigen konnten, bezeichneten ihren Weg. Der Dampfer selbst war nicht zu sehen, nicht einmal die Spitze seines Schornsteins — verhallender Schrei, verschwimmender Rauch, weiter nichts. Die Frau biß die Zähne zusammen; ein würgender Ton drang aus ihrer Kehle, über den sie erschrocken mit ängstlichen Augen ihren Kopf nach rückwärts in die Stube kehrte.

„Na," sagte eine spöttische Stimme hinter ihrem Ohr, „Du möcht'st ihm woll noch gern 'n Süßen geben, nich?"

Die Frau fuhr mit der Hand nach der Schläfe, der starke Schall war wie ein Schmerz da drinnen gewesen. Sie fühlte, ohne sich umzusehen, daß ihr Mann aufgestanden war, daß er ihr mit seiner drohenden Breite den Weg abschnitt, und sie hielt sich muthlos still, angeklammert am Fensterrahmen wie eine Gefangene.

„En schöner Kerl!" sagte es wieder in ihren Nacken hinein, daß ihr unter der losen Nachtjacke ein Schauder das Rückgrat entlang lief, „mußt noch achter ihm ankucken, mußt ihm noch 'ne Kußhand nachwerfen, hörst Du woll?" Er packte ihre schlaff herabhängende linke Hand am Gelenke und schlug damit in die leere Luft hinaus. „Adjüs, min Engel, Du verdammte Schwinegel, muchst Du versupen un verrotten, wo de Grund an deepsten is!"

Die Frau schrie entsetzt auf, riß ihre Hand los und sprang, ihn kräftig zurückstoßend, mit gleichen Füßen in die Stube. Ihr junges, volles Gesicht war bleich; mit funkelnden Augen stellte sie sich an das Kinderbett, legte beide Hände auf das Seitengitter und schien mit zuckenden Lippen eine Menge Worte zu sagen, die unhörbar blieben.

„Je Du, es schlafen nich alle Leute, die die Augen zu haben!" Er lachte geringschätzig und betrachtete sie von oben bis unten, die Hände in die Seitenschlitze seiner grauwollenen Unterhosen gesteckt, was ihm ein breithüftiges, altweiberhaftes Aussehen gab. „So 'n Lump, so 'n Kerl, der Dich sitzen lassen hat! sollt'st Dich schämen, so groß Du bist!" —

Das Kind in dem Bettchen begann zu schreien, Lena beugte sich zu ihm, streichelte es und jammerte vor sich hin: „Ach, was für 'n schrecklichen Tag! was für 'n schrecklichen Morgen!"

„Treck' Di an!" herrschte der Mann ihr zu, „hest all wedder vergeeten, dat de Club hüt kamen deiht? Din verdammte Kerl is je nu weg, un wedder kummt he nich, davor stah ick." Und wie sie den schreienden Kleinen zu beruhigen suchte: „Wullt Du den Jung mal liggen laten? Dat is min, hörst woll? Den heff ick vor eegen annahmen, den heff ick kofft." Er machte eine Faust dicht vor den Augen des Kindes, das sogleich sein Weinen einstellte, und ängstlich in das rothbärtige Gesicht über ihm starrte.

Während die Frau nach ihren Kleidern griff, redete er auf den kleinen Blondkopf ein.

„Segg mal ‚gu'n Morgen, Papa'!"

„Gu'n Morgen, Papa!" lallte das Kind.

„Min söte Papa! segg' mal!"

„Min söte Papa."

„Segg' mal ‚Mama is aisch, se mutt Hau' hebben'!"

„Hau' hebben," wiederholte der Kleine, die Augen aufreißend.

„Segg' mal ‚Peter Heick is en verdammten Swinegel'."

„Swinegel," sagte das Kind, wandte aber den runden Kopf nach der Seite, wo es seine Mutter leise weinen hörte.

„Kiek mi an, Jung'!" der Mann tippte ihm scherzend auf die nackte, rosige Brust, „wokein hört de lütt Jung' to?"

„De lütt Jung hört Papa to!" betete das Kind her. Der Mann strich ihm mit der Hand übers Gesicht.

„Wo heet Din Papa? segg' mal."

„Max Pingel in 'n Himmelreich." Der Junge hob mit der Fußspitze sein Deckbett in die Höhe und ließ es tanzen.

„Das recht! Und wo heetst Du?" Der Mann schielte nach der Frau hin, die ihr dickes, blondes Haar aufgelöst hatte; er konnte ihr Gesicht nicht mehr sehen, aber er bemerkte, wie ihre Schultern zuckten.

„Ick heet Max Pingel, Himmelreich, drei Jahr," sagte der Junge; „auf! auf!" schrie er dann und lachte so hell und herzlich, als die Federdecke über den Gitterrand zu Boden rutschte.

„Erst segg noch mal, ‚Peter Heick is en verdammten Swinegel,' denn will ick Di opnehmen! kriegst auch 'n Stück Zucker."

Gehorsam plapperte das Kind.

„Lena, kiek!"

Mit dem Jungen auf dem Arm blieb er vor der Frau stehen, die mit den langen Zöpfen nicht fertig werden konnte.

„Ich sag' bloß, Du sollt'st Dich schämen, weiter sag' ich nichts! — Da is belegt Butterbrot zu machen, für alle Mann, da is en Theil zu thun! Daß Du mich nich mit rothe Augen zum Vorschein kommst. Mußt immer bedenken, mein Deern, wofür ich Dir genommen hab'."

Der Anblick ihres kräftigen, sonnengebräunten Nackens, der frei aus dem weißen Hemde emporwuchs, machte seine Stimme milder.

„Du wirst da ja nichs bei," sagte er halb spöttisch, halb ermahnend, „mit mir wirst Du da nichs bei! Ich hab' die Vollmacht, und das Recht is gleich-

falls bei mir. Ich möcht' Dir das nich gern gönnen, daß Du mir mal von meiner andern Seite kennen lernt'st. Jedes Ding und jeder Mensch hat zwei Seiten, weißt Du woll, un das will ich Dir man gradeaus sagen, wenn ich mal anders kommen muß" — er machte eine bezeichnende Bewegung, die Spitzen seiner kurzen, steifen Finger streiften sie, ganz leicht wie es schien, aber eine rothe Spur flammte über den Nacken, und ihre Schultern krümmten sich, ihr Kopf sank auf die Brust. Er lachte vergnügt und ermuthigend. „Na, laß man gut sein, mein Deern, ich sag' bloß posito, ich setze den Fall. Max, mein Jung', was ist Peter Heick? weißt es noch? Sag' es mal in ihr Ohr! So! da! guten Morgen Jung'! Gieb Papa 'n Süßen!" —

Lena war unter den Beiden fort und in die Ecke geglitten, wo ihr Kleid hing. Als ihr Mann mit dem Jungen zur Thür hinaus war, starrte sie mit wilden Blicken um sich, knickte in der Ecke auf dem Fußboden zusammen und stöhnte ohne Thränen: „Harr ick dat doch nich dahn! harr ick dat nich dahn!" Immer dieselben Worte. Es war Alles verkehrt gewesen. Daß sie von ihrem Mann am Fenster ertappt worden, daß sie Max Pingel geheirathet hatte, daß sie Peter Heick erst zu viel und nachher zu wenig getraut hatte. Daß Max Pingel ihren Jungen adoptirt hatte, daß sie Peter Heick von Peter Heick's Kind beschimpfen ließ, daß Max Pingel die häßliche alte Glatze hatte, grade mitten auf dem Kopf und den dicken Hängebauch; o, heute morgen, als er so die Hände in die Taschen gesteckt hatte, wie unbeschreiblich häßlich hatte er da ausgesehen! Durch ihre Thränen und durch ihre Haare immer hatte sie ihn in seiner widerwärtigen Unförmlichkeit mustern müssen, und darüber hatte sie kaum Acht gegeben auf das, was er sagte. Wenn er sich so hätte sehen können, wäre er wohl kleinlaut geworden, dachte sie. Er hatte gut sagen, Peter Heick wäre nichts werth; Peter Heick war einen Kopf größer als er, mit langen Beinen und langen Armen, mit braunem dichten Haar — wenn der Einen ansah mit seinen lachenden, kleinen, hellen Augen, die immer von oben nach unten und in allen Ecken herumschossen, da fühlte man es bis ins Blut hinein, daß es ein lebenslustiger Bursche sei. In allen Sprachen wußte er zu sagen: „Du bist ein hübsches Mädchen, ich liebe Dich." Wenn man mit ihm tanzte, wollte er immer links um, nur damit man schwindlig würde; nie waren sie zusammen gewesen, ohne daß er den größten Unsinn an den Tag gegeben hätte. Und dann noch das Merkwürdigste: Dieser Peter Heick, dem sich Alle zudrängten, hatte vor ihrer Thür gesessen und geweint, weil er ohne sie nicht gewußt hatte, wo er hin sollte! Die Frau hatte nicht gelogen, es war eine freundliche, erfahrene Frau; sie hatte gemeint, Lena sollte ihn 'mal bei ihr treffen; etwas Unrechtes sollte natürlich nicht vorfallen, sie sollte ihm nur gut zureden, sagte sie; denn es wäre doch richtiger, daß er sie jetzt vergäße, weil sie sich verheirathet hätte. Er würde sich dann vielleicht besser zugeben, sie müßte ihm nur auseinandersetzen, wie das Alles gekommen. Wie sie ihren Jungen bei der Frau in Kost gelassen hätte und bei Pingel in Dienst gegangen wäre, dem gerade seine Frau gestorben, und der ohne Hülfe seine Wirthschaft nicht fortführen konnte. Es war ja zwar keine sehr große Wirthschaft, nur zwei Kegelbahnen und dann der Biergarten, aber es sollte doch Alles besorgt sein. Im Winter war wenig zu thun, da kamen meist nur

die Bauern aus Cranz und Estebrügge; denn wenn die Este zugefroren war, so hörte ja die Dampfschiffverbindung mit Hamburg auf, und gerade die Hamburger waren immer die besten Kunden. Aus Buxtehude und Harburg kam höchstens 'mal ein Handlungsreisender, der in der Wirthschaft zum „Himmelreich" seine bunten seidenen Tücher und Bänder auskramte; oder eine Volksschule, die Lehrer in Hemdsärmeln, mit dem Hut auf dem Stocke voran, erhitzt und abgetrieben, die Jungen mit grünen Botanisirbüchsen, ein gut Stück Landstraße an ihren Stiefelsohlen — alle mit Riesenhunger und schmalem Beutelchen, trachtend für wenig Geld möglichst satt zu werden. Aber aus Hamburg erschienen bessere Gäste, Gesellschaften leistungsfähiger Leute, die bereit waren, an einem lustigen Sonntagnachmittag mit ihren Schätzen den Verdienst der Woche zu verjubeln, die von Wirthschaft zu Wirthschaft zogen, aufgeputzt, Rosen im Knopfloch, Hut im Nacken, laut und lachlustig, vor denen die kleinen barbeinigen Bauernjungen im Straßenstaub Kopf standen oder Rad schlugen, und sich tief bückten, um die Nickel mit der Mütze aufzufangen. Für diese noblen Kunden war das Clavier da und ein nicht unbeträchtlicher Weinkeller, zu dem Pingel den Schlüssel unterm Kopfkissen aufbewahrte. Ja, es gab schon zu thun, und Lena war sehr zufrieden, als sie die Stelle bekam. Sie war ja vom Lande und sie wollte wieder aufs Land; das Jahr in der Stadt, in St. Pauli, wo sie in der Davidstraße gedient und den Seemann kennen gelernt, hatte ihr kein Glück gebracht. Es machte sich damals ganz zufällig mit der Stelle im Kirschenland. Max Pingel sprach auf einer Geschäftsreise, wie er sagte, bei der netten Frau vor, die sie verpflegt hatte, und da sah er Lena und bekam gleich Lust zu ihr. Und er sagte ganz freiwillig, er hätte durchaus keine schlechten Absichten, er wäre ein trauernder Wittwer, und Lena könnte es getrost bei ihm wagen, was er einem so hübschen Mädchen selbst bei seinem besten Freunde nicht rathen würde. Die nette Frau fand das sehr fein von dem Mann, und so nahm Lena Abschied von ihrem kleinen Jungen, der damals ein Vierteljahr alt war und zog mit an die Este hinüber. Das Wasser dort war sehr still und so lautlos, als wenn es schliefe; überall hingen die Weidenbäume hinein, und nur die Kähne mit den rothen Ziegeln, die da herum gemacht wurden, fuhren schwerfällig vorbei. Lena wollte es gar nicht glauben, daß sie erst am Morgen von Hamburg weggefahren wäre, so ruhig war es hier. Aber dafür wurde es im Hause bald desto unruhiger, und das kam von Max Pingel her, der nun doch schlechte Absichten an den Tag legte, so daß Lena eines Nachts mit bloßen Füßen vor die Thür der Kirschen-Anna gelaufen kam und sie um Gotteswillen bat, sie möchte sie aufnehmen. Aber was that Max Pingel? Als er hörte, daß Lena durchaus nicht wieder kommen wolle, sagte er, dann wolle er nur lieber gleich in den sauren Apfel beißen und sie heirathen; denn sie wäre ihm zu nothwendig in der Wirthschaft. Nun mußte Lena selber zugeben, daß seine Absichten reell wären, und die nette Frau vergoß sogar ein paar Thränen und meinte, ein so „edler Charakter" wie Max Pingel wäre selten, den sollte Lena nur warm halten; jetzt müßte er nur noch dazu gebracht werden, daß er das Kind für eigen annehme, dann könnte Lena Peter Heick „was lachen", wenn er wieder käme. Jawohl, Peter Heick! Beinahe drei Jahre hörte kein Mensch etwas von ihm, und als er endlich wieder kam, da sprach die nette Frau

ganz anders und sagte, Peter Heick wäre zu bedauern, weil er geweint hatte, daß Lena nicht all' die drei Jahre dagesessen und auf ihn gewartet hatte. Lena war nicht nach St. Pauli gegangen, um ihn zu treffen, wie ihr die Frau gerathen. Sie konnte nicht unauffällig so lange fort sein; nach St. Pauli, das war kein Katzensprung, da mußte man drei Stunden mit dem „Primus" fahren, über dies glatte, stille Wasser hinunter und dann in die Elbe, nach Osten, gegenüber, dort liegt Hamburg. Aber dann war Peter Heick zu ihr gekommen. In einem Boot von Oevelgönne herüber, ganz allein, so zwischen Schummern und Dunkelwerden. Ihr Mann war in Harburg wegen der Tonne Heringe, die er bestellen mußte. Sie stand auf dem steilen, grasbewachsenen Deich, unterhalb ihres Hauses; auf dem grünschlickigen Anlegesteg stand die „Ballje"[1]) mit Wäsche, die sie eben gespült hatte. Neben ihr im Gras der kleine Junge, der den drei Enten mit der linken Hand Blätter und Halme hinwarf, mit der rechten bei jedem Schwung nach der Mutter Rock faßte. Es hatte den ganzen Tag nach Regen ausgesehen, jetzt fing es leise an zu tröpfeln; gerade wollte sie ihre Wäsche aufnehmen, als das Boot anlegte. Den Schreck vergaß sie gewiß ihr Lebtag nicht, als Peter Heick wieder vor ihr stand.

„Nein," stammelte sie und wich rückwärts, „nein, wo kommst Du her!"

Aber er hatte nicht viel Worte gemacht, er hatte sein Boot angebunden und auf die „Ballje" gedeutet.

„Na, willst die 'rein haben?" und dann hatte er die Wäsche ins Haus getragen, und sie war mit zitternden Knien, den Jungen an der Hand, hinterdrein gegangen.

In der leeren Gaststube hatte er sich umgesehen, war an den Schenktisch gegangen und hatte gerufen: „En Kognak und 'n Glas Beer!" Mechanisch war Lena an den Schrank getreten und hatte ihn bedient; über dem Trinken hatte er sie unverwandt gemustert und plötzlich zu lachen angefangen.

„Na, dat ward good, nich Lena? Is de Weerth nich in?"

Und als er gehört, daß Pingel ausgegangen sei, war er ganz so munter wie früher geworden. Er hatte sich in eine Ecke gesetzt hinter den langen Tisch und Lena auf den Stuhl gegenüber gezogen.

„Je, Lena, das is nu 'n schöne Geschichte, ich wollt' Dich je recht mitnehmen, un nu krieg' ich das zu hören."

„Ach, Peter Heick, dat seggst Du man so!"

„Nee, ganz gewiß, Lena, ich dacht' recht, daß Du nu Stewardeß auf die ‚Holsatia' werden sollt'st, denn hätten wir das beide nich so langweilig." Er zwinkerte ihr muthwillig zu. „Na, wat seggst Du? sall ick dat in Richtigkeit bringen?" Sie hatte nur stumm im Zimmer sich umgeblickt und ein bischen gelacht. Peter hatte aber gleich verstanden. „Ach so, den Ollen? Is recht, dor heff ick noch gor nich an dacht. Je, Lena, denn helpt dat nich, den Ollen muttst Du sitten laten. De kriegt sachts 'n annere. An Land sünd de Frugenslüd nich rar."

---

[1]) Holzbütte.

„Un wenn ook, wat doh ick mit em?“ Lena hatte plötzlich den Jungen aufgenommen, der auf dem Boden mit seinen Stiefeln gespielt hatte.

„Wer — is dat Din Jung, Lena?“ Peter hatte mit offenem Munde und enttäuschten Blicken das Kind erst jetzt genauer betrachtet.

Da hatte nun Lena auch einmal lachen müssen. „Dat is Peter Heick in' lütten,“ hatte sie gesagt.

Da war der große Peter Heick völlig närrisch geworden. Er hatte erst furchtbar gelacht und dann geschworen, Lena habe ihn zum Besten, und endlich hatte er den Jungen auf seine Schulter gesetzt und war in der Stube mit ihm herumgejagt. Zuletzt hatte er ihn gefragt, wie er heiße. Und als dann der Junge geantwortet „Max Pingel“, und Lena ihm gesagt, daß er adoptirt sei, hatte er ihn mit langem Gesicht plötzlich auf den Boden gesetzt und war sehr still geworden.

Und dann wieder ganz unerwartet hatte er gelacht und gesagt: „Du, Lena, fall ick hier blieben? Den alten Kerl schlagen wir todt, wenn er zu Hause kommt, und leben hier wie Adam und Eva in ihrem Paradies. Glaubst nich, daß ich Wirth spielen könnt'? Ich bin all lang genug auf'm Wasser 'rumzufaullenzen gewesen — das wär Zeit, daß ich mal was Orrentliches thun thäte!“

Damit war er hintern Schenktisch gesprungen, hatte 'n paar Gläser voll Kognak geschenkt und eins nach dem andern Lena zugetrunken: „Prost, Madam! Ihr Wohl! auf Ihrem Wohle! Womit Sie das wieder gut machen können, daß Sie den alten Kerl genommen haben? Das können Sie nur durch Liebe wieder gut machen! Komm, Lena, alte Deern, woll'n mal tanzen! Als ich an den Deich da kam un da so 'n paar nüdliche dicke Beine in'n Gras stehn sah, wußt' ich gleich, daß Du das wärst! Süh so!“ Er umfaßte sie und drehte sich mit ihr, während er mit von Lachen unterbrochener Stimme sang:

„Harr ick man Een, harr ick man Een,
Harr ick man Een mit Snellwalzerbeen!
Harr ick man 'n Liebe, harr ick man 'n Brut — —“

„Min Mann kummt!“ hatte da auf einmal Lena gerufen; sie hatte über seine Schulter weg durch das kleine Fenster neben dem Gläserschrank etwas heranwackeln sehen, ziemlich fern noch unter den Kirschbäumen des Gartens, von der Landseite her.

„Maak, dat Du weg kummst! maak, dat Du rut kummst!“

Eh' Peter Heick sich recht besann, lief er schon vorn aus der Hausthür, den Steg hinab, sprang ins Boot, löste das Tau von dem eisernen Pflock und fuhr mit ein paar Ruderstreichen unter die zwei überhängenden Weiden am Deich. Lena sah ihn dort im Boot stehen und einen langen Hals hereinmachen; wer aber nichts wußte, für den war Mann und Boot unsichtbar. Sie raffte die leeren Gläser in ihre Schürze, riß das Kind mit sich hinaus an die Pumpe und begann dort Wasser zu ziehen, als gelte es ihr Leben; auch stand sie mit dem Rücken nach der Seite des Gartens, woher ihr Mann kommen sollte. Sie hörte ihn ins Haus treten und kam ganz langsam, als er sie rief. Er wollte wissen, wer da Kognak getrunken habe, denn ein halbvolles Glas hatte sie in der Eile auf dem Schenktisch gelassen. Sie erwiderte, es sei Einer dagewesen, der habe

das Bezahlen vergessen; wie sie die Wäsche draußen gespült, habe er sich aus dem Staube gemacht. Eben hätte sie Kirschen-Anna fragen wollen, ob er da nicht vorbeigekommen sei. Pingel antwortete nicht viel; aber am Abend wußte er, wer dagewesen war, und sagte ihr ganz ruhig, wenn der Lüderjahn wiederkäme, wollte er Lena todtschlagen. Sie könnte es nun haben, wie sie wollte. Das war vierzehn Tage her, und seitdem hatte sie keinen guten Augenblick mehr gehabt. Er war plötzlich von Peter Heick's Thun und Treiben aufs Genaueste unterrichtet und hielt seiner Frau jeden Tag vor, was für ein Subject das sei. Den Jungen durfte sie gar nicht mehr ansehen, und als die nette Frau von St. Pauli kam, um ihr zu sagen, wann die „Holsatia" in See ginge, bedauerte er, daß er ihr alle Knochen im Leibe zerbrechen müßte, wenn sie je noch einmal käme. „Harrjees, so'n Bullerjahn sünd Se?" rief die nette Frau verwundert, „nee, denn bün ick ook dat letzte Mal hier west, denn will ick mi dat nich wedder utsetten! Darto heff ick min Knaken to leew, dat ick se vor frömde Lüd' ehr Verhältnissen kott un klein slagen laten däh!" Damit war sie hurtig die Haustreppe hinuntergekollert und hatte sich nicht mehr umgesehen. Und jetzt, heute Morgen, war die „Holsatia" wirklich in See gegangen, und Lena säße nicht mehr hier, wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre. „Um den dummerraftigen Jung!" Peter Heick hätte gewiß Ernst gemacht, wenn der nicht gewesen wäre. Sie stieß mit dem Fuß nach einem roth und grün bemalten Blechkreisel, den der Junge gestern Abend mit zu Bett hatte nehmen wollen. „Dummerraftige Jung!" Das Ding gab einen schrillenden quiekenden Ton, wie es weiterrollte, den Ton eines lebendigen Geschöpfes, das man fortstößt. Sie langte tief unters Bett mit der Fußspitze, bis sie den Musikkreisel noch einmal erreichte. „Dummerraftige Jung!" Diesmal schrie er so laut und lange, das Gewinsel wollte gar kein Ende nehmen; da ganz hinten unter einem Schranke drehte er sich zuckend von einer Seite zur andern, und bei jeder Drehung quiekte er von Neuem. In verworrenen Gedanken hörte Lena danach hin. Da schlug unten Etwas mit breiter flacher Hand klatschend gegen das Treppengeländer.

„Na Du, fuule Tewe[1]), büst woll wedder inslapen? Sall ick erst ropkamen?" grollte es herauf.

Ein dicker Rauch quoll ihr aus der Küche entgegen, als sie die knarrenden Stufen hinablief.

„Hest Du dat Schott tomakt? Donnerwetter noch mal to, is dat hier 'n Wirthschaft!" Der dicke Mann stand da und kraute sich rathlos den Bart; der Junge weinte, weil er nicht sehen konnte, der Torfqualm biß ihn in die Augen. Da besann sich Lena schnell auf ihre Arbeit und riß Thüren und Fenster und Herdklappe auf, bis das Feuer hell brannte und es Kaffeewasser gab. Sie konnte sich drehen und wenden, wenn sie wollte. Das Gesicht ihres Mannes glättete sich allmälig; sie sah ja schon wieder ganz anders aus den Augen. Sie that natürlich, als ob er und der Junge gar nicht da wären; sie war ganz bei ihren Häringen, die sie mit den sauberen spitzen Fingern in schmale Streifen riß und um Eierscheiben auf Butterbrot legte. Sobald eine Sache

[1]) Hündin.

gethan war, griff sie mit Ungestüm nach einer anderen; sie warf so mit Messern und Gabeln um sich, daß es gefährlich war, in ihre Nähe zu kommen, und nach den Fliegen, die sie und die Fleischwaaren unter ihren Händen umsummten, schlug sie mit zornrothem Gesicht.

„Wenn Du din Dullen hest, denn geiht dat Allens in'n Ruff; ick mutt di man ümmer dull maken!" lachte Pingel, aber während er in die Gaststube ging, traf der krachende splitternde Ton von zerbrechendem Geschirr sein Ohr. Er wollte losdonnern, aber das Wort blieb ihm im Halse stecken, als er durch das Glasfenster der Thür sah, daß Lena eben wieder einen Teller mit wüthendem Schwung auf die gelben Klinker des Bodens schleuderte. Besinnungslos vor Empörung griff er nach einem Eimer Wasser und goß ihr den von hinten übern Kopf.

„Töw'[1]) Du, Di will ick woll afkäuhlen! Du wullt woll na Friedrichsbarg[2]), nich, min Deern?"

Mit stieren Augen, wie aus einem schweren Traum geweckt, starrte sie zu dem Manne hin, der den grünen Eimer wie einen Schild gegen sein fahles Gesicht hielt. Sie befühlte ihr triefendes Haar, von dessen gelösten Strähnen noch immer kleine Rinnsale über ihre Backen und in den Halsausschnitt ihres blauen Kattunkleides liefen — das Kleid klebte an ihrer jungen vollen Gestalt. Sie schauderte zusammen und sagte in stumpfem Ton: „Weet gor nich, wat dat heeten sall." In seine argwöhnischen gelblichen Augen kehrte der Muth zurück. Er setzte den Eimer hin und kam näher.

„Un ick weet gor nich, wo Du Di ünnerstahn kannst, min Töllers to rungeneeren!" Lena blinzelte scheu nach dem Haufen Scherben in der Ecke.

„Weet gor nich, wo dat so kamen is," murmelte sie.

„Aber ick will Di wiesen, wat dar achter kummt," schrie Pingel und fuchtelte mit den Armen. Da ging die Thür auf, und der Junge kam herein. Er sah die drohende Bewegung und lief mit ausgestreckten Händen auf seine Mutter zu, während er kläglich rief: „Au, Mama! au, Mama!" Bei seinem Anblick schoß der Frau noch einmal die Wuth ins Gehirn. „Maak, dat Du weg kummst!" schrie sie, mit dem Fuße stampfend, ergriff den Kleinen am Arm und schob ihn mit rauher Bewegung aus der Küchenthür: von draußen erklang sein Weinen. Der Wirth lachte laut und höhnisch; als aber Lena's Augen ihn trafen, verstummte er und ging langsam hinaus. Er fühlte etwas Unbehagliches, Fremdes ihm den Rücken entlangkriechen; so hatte noch keine Frauensperson ihn angesehen. Er ging an den Kredenzschrank und kramte dort unter den Schnaps- und Likörflaschen, um zu sehen, wie weit sein Vorrath für die erwarteten Gäste etwa reichte. Den Rest einer Flasche mit Rum trank er einfach aus, indem er die Bouteille an den Mund setzte. Dann stellte er die Tassen mit ihren Theelöffeln in Reihe und Glied auf dem längsten Tische zusammen und schob Streichholz- und Zahnstocherbehälter in die Mitte der drei anderen Tische. Er stöhnte vor Hitze, während er langsam herumging; die Augustsonne stach gerade zu den

---

[1]) Wart'.

[2]) Irrenanstalt.

zwei vorderen Fenstern herein, wo die großen Glasflaschen mit roth- und grüngefärbter Flüssigkeit anzeigten, daß hier Wirthschaft gehalten werde. Die zwei Fliegenglocken wimmelten von halbtodten Thieren und solchen, die noch zu entrinnen suchten. Der Mann goß die letzten Tropfen aus den Schnapsflaschen in die schnell auftrocknenden Teller. Dann ging er auf den Boden hinauf, um die Fahne aufzuziehen, oder vielmehr sie aus der Bodenluke hinauszuhängen. Es war ein schweres Stück Arbeit; das dicke Segelzeug zeigte sich so ungebärdig, und noch ärger als unten äugelte die Sonne vom weißlichen Himmel zu der kleinen Luke herein. Er wollte schon „Lena" rufen, schüttelte aber dann den Kopf und vollbrachte es allein. Schwer und leblos, wie eine todte Planke hing das weiße Segeltuch mit den drei rothen Thürmen hernieder. Dann nahm er die zweite Flagge wie eine Riesenpuppe in beide Arme und trug sie hinunter zu dem schlanken Bambusschaft am Anlegesteg. Er mußte sie dort ins Gras legen und sich die Stirn trocknen: es war eine so lähmende, stumme, unnatürliche Schwüle.

„Lena, help mi mal ophüsen!" rief er stirnrunzelnd ins Haus hinein.

„Heff keen Tied!" klang es kurz zurück, mitten aus dem Geräusch von geschobenen Töpfen und Pfannen.

Murrend und kopfschüttelnd machte er sich allein ans Werk; die Taue rollten nicht flüssig; sie waren von den vielen Gußregen der letzten Tage rauh und wie geschwollen an einzelnen Stellen; er mußte die kleine Winde schmieren, eh sie lief. Als er nach Oel in die Küche ging, war es ihm ordentlich angenehm, dort eine Frauenstimme mit Lena im Gespräch zu hören. „Süh so! Kirschen-Anna! laten Se sick ook mal seh'n?" sagte er, sich breit vor der Frau im unförmlichen schwarzen Strohhut aufstellend, die da auf dem Küchenstuhl saß, ihre Tracht auf dem Nacken, von der sie die zwei großen länglichen Körbe losgehakt hatte.

Aber nun schien es, als hätten die Beiden gar nicht gesprochen, oder doch nichts, was für seine Ohren taugte. Anna wandte ihr kleines vertrocknetes Gesicht mit dem eingefallenen Munde gleichmüthig um und sagte: „Wollen Sie mich meine Kirschen abnehmen? Schöne Kasbeeren[1]), hatte[2]), swatte."

Während sie über den Inhalt des einen Korbes in eine kleine Meinungsverschiedenheit geriethen, fuhr Lena unverdrossen fort, ihre Messer zu putzen. Sie machte viel Lärm, und ihr Gesicht mit den vollen Backen war hochgeröthet. Pingel feilschte lange, Anna warf mit ihrer müden Stimme ihre Klagen dazwischen.

„De Spreihn[3]), düt Johr, dar is gor nich gegen an to kamen; ick heff je nu soßtig[4]) Raud Land, wenn ick dar nu ook 'n poor von min Jungens bi henstell', wenn de Jung nu dar is, denn sünd de Spreihn dar. Un wenn mi de Jungens op de Spreihn paßt, wer paßt mi op de Jungens? Je, is nich wohr?"

„Klagen möt Ji ümmer, dat kennt wi all," sagte Pingel überlegen, „so'n Dickwust as Du und denn stöhnen!"

---

[1]) Kirschen.
[2]) harte.
[3]) Staare.
[4]) sechzig.

„Ick sall 'n Dickwust sin?" rief die hagere Frau in gekränktem Ton, „na, min goode Mann, dat hett mi noch keen Minsch seggt, wenn Een borgert[1]), denn büst Du dat!" sie klopfte ihm auf den unter der langen braunkarrirten Weste vorstehenden Bauch. „Un nu kiek mi an," sie sog die Backen nach inwendig und sah dann fast wie ein Todtenschädel aus, „dorttein Kinner rund um 'n Disch, dar kann Een weeten, wat de Ehstand is," seufzte sie.

„Na, Lena, wullt nich mal herkieken?" sagte Pingel in leutseligem Ton, wie immer vor Fremden, wenn er mit seiner Frau sprach.

„Lena is ook good bi Schick'" sagte die Kirschenhändlerin.

„Se hett dat ook good," lächelte Pingel, „wie lewt hier den ganzen Dag in ein' Juchhei."

Anna spitzte den Mund. „Dat kann ick mi denken," versicherte sie mit schlauem Zwinkern.

Er zog seine große goldene Uhr und hielt sie lange studirend in der Hand. „Halbig neegen; in 'n viertel Stünn' könt se dar sin. Wi kriegt je hüt den grooten Club, weeten Se woll, de Schosteenfegerclub Frohsinn, dar giwt dat 'n Barg to dohn."

Anna beugte sich zu dem Wirth, während sie den Preis für den Korb Kirschen festsetzten und flüsterte, über ihre Schulter deutend:

„Is se dull?"

Pingel zuckte die Achseln, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Flirren[2])," sagte er wegwerfend.

Anna stellte sich harthörig.

„To fien[3])? Je, dat segg ick ook, nu hett se all dat swatte Kleed in de Kök an."

„Dat is von wegen den Club," betheuerte Pingel eifrig, „ick heff ehr hüt Morgen seggt: min Deern, treck di wat Goods an, dat hefft de Hamborgers noch mal so geern."

Lena verzog höhnisch die Lippen; gerade draußen vor dem Küchenfenster hing ihr durchnäßtes blaues Kleid zum Trocknen.

Als Anna sich zum Weggehen anschickte, warf Lena ihr Putzzeug zusammen, klopfte ihre Schürze ab und sagte: „Ick kam mit."

Der Wirth hob die Augenbrauen: „Da wär doch nu woll keine Zeit zu." Ohne ihn zu beachten, ging Lena an ihm vorbei.

„Nu vertell!" sagte die Kirschenfrau, sobald sie unter den Bäumen waren, den Mund halb offen vor Spannung. Lena ließ den Kopf hängen. „Wat is dar wieder to vertelln, ich hefft Di je all seggt. Wo geihst Du hen?"

Anna zeigte auf das blinkende Wasser. „Ick mutt töben, bet de Damper kummt, ick will na Blankneſ' röber."

Sie setzten sich auf die Böschung. Der Grasboden war so durchsonnt, daß er durch die Kleider brannte. Lena warf sich die weiße Schürze übern Kopf.

Kein Blatt bebte. Mit leisem Wellenschlage rührte das glatte Wasser an die Stacks, so daß die dort angeschwemmten Grasbüschel und Blätter zitterten,

---

[1]) Bürgerbauch anlegt.

[2]) Launen.

[3]) zu fein?

ohne sich von der Stelle zu rühren. Mit langen vorsichtigen Schritten stieg weiter drunten am jenseitigen Ufer ein Storch umher; den kleinen Kopf zurückgebeugt, klapperte er von Zeit zu Zeit mit schüttelndem Schnabel. Nur die blaublitzenden Wasserjungfern fuhren mit ihren Florflügeln um die metallisch funkelnden Blätter des Schilfs, und fast ebenso schnell wie sie schossen die Schwalben ihnen nach, bald stahlblau, bald fleischfarben anzusehen, je nachdem Rücken oder Kehle von der Sonne hervorgehoben wurde. Ein Kind schrie in der Ferne. Anna gähnte laut und nachdrücklich.

„Wat makt denn de Lütt?" sagte sie.

„Ach, de is good to Weg, de ward alle Dag nüdlicher. Ick wull, ick wör' em los — ick kann dat gor nich mehr uthollen." Sie umfaßte ihre Knie mit beiden Armen und senkte seufzend den Kopf.

Anna gähnte wieder.

„Is He dar nich good gegen?"

Lena seufzte tief auf.

„Ick weet nich, wat he is, he is 'n Satan."

„Mißbehandelt he den Jung?"

„Nee, dat nich. He puhlt[1]) em af un an wat to, wenn he mi argern will."

„Davor is he nu de Vadder," sagte Anna aus tiefer Erfahrung.

„De u 'n Vadder!" Lena lachte verächtlich.

„He is doch sowiet 'n rechtlichen Mann un hett sin schönes Brot," meinte die Aeltere vorstellend; „Du kunnst noch vun Glück seggen."

„Ach du lewer Gott!" rief die junge Frau, ihre Arme heftig gen Himmel streckend — „wenn ick den Jung nich harr, ick wurr Morgen den Dag weglopen vun düt groote Glück."

„Nu kummt jewoll de Damper." Anna horchte nach dem Pfiff in der Ferne; das Gespräch war ihr langweilig, und die Sonne brannte ohne Schonung durch den dünnen Weidenschatten.

Max Pingel in seinem braun- und gelbkarrirten kurzen Sommerjacket, sackartigen weißen Hosen und einer Kriegermedaille mit rothem Schleifchen im Knopfloch, trat unter seine Hausthür und rief: „Lena, der ‚Primus' pfeift in Estebrügge, gau[2]) en poar Gorginen und en büschen wat Gräuns auf 'n Tisch, ick mutt hier blieben."

Er winkte ihr mit der Hand und warf sein offenes Messer hinüber, das hart an ihrem Kopf vorbei ins Gras fiel.

Während sie ohne große Eile aufstand, spähte er, die dicken Daumen unter den Jackenflügeln in die Aermellöcher gesteckt, und sich so Luft zufächelnd, nach dem Dampfschiff mit den Gästen. Schon rollten große flache Wellen heran, die hoch an der Böschung hinaufspritzten; das kochende Stoßen der Maschine ward hörbar, und als der Schornstein schwarz und dampfauswerfend auftauchte, verließ Pingel seinen Schattenplatz, um zum Empfang am Steg zu sein. „Diener, meine Herren, mir sehr angenehm, freut mich, schön Wetter heute, büschen warm, aber dafür haben wir August, soll ich Ihnen das abnehmen? Geben

[1]) thut ihm was an.

[2]) schnell.

Sie man die Stöcke her! Herrjes, wo bleibt denn meine Frau? Lena!" Er fluchte inwendig und belegte sie mit den ärgsten Schimpfnamen; die Clubleute freuten sich über den gemüthlichen, zuvorkommenden Wirth. Keuchend und stöhnend, mit den Strohhüten in der Hand, stiegen die meist wohlhäbigen mittelalterigen Herren, fünfunddreißig an der Zahl, über den Steg und den kleinen Deich herauf und ergossen sich wie eine schwarze Wimmelwolke über den Vorgarten mit den Weiden- und Kirschbäumen. Und dann die Damen, junge und alte, trippelten herauf und um die kleinen flachen Blumenbeete, die mit großen verwitterten Schneckenhäusern eingefaßt waren. Alle lachten beim Passiren der blauen Metallkugel ihr breitverzerrtes Spiegelbild an; sie schoben sich langsam vorwärts, und einige der dicksten sanken sogleich auf die grünangestrichenen Holzbänke nieder, um sich dort mit größerer Ruhe weiter zu amüsiren.

Die Frau hinten im Garten, hinter dem Hause hörte ihren Mann rufen, das Dampfboot pfeifen und die vielen Fußtritte der Ankommenden auf dem Grand und im Hausflur, aber sie beeilte sich nicht. Unbekümmert ging sie mit einer Hand voll geschnittener Georginen und gelber Ringelblumen nach dem Teich zu, der ganz am Ende des Geweses lag und halb ihnen, halb dem Nachbar gehörte. Das Schilf stand dort besonders dicht und schön. Wie sie von den braunen federigen Blüthenrispen und den purpurrothen Schwänzen des Weiderichs genug hatte, blieb sie noch einen Augenblick stehen und sah über den stillen, halb mit gelbgrünen Wasserlinsen bedeckten Weiher hin. Schläfrig drehte eine Mühle ihre Flügel hinter den Bäumen; die Kühe hatten den Schatten gesucht und lagen wiederkäuend im hohen Grase. In einem Ziegelewer in einer kleinen Bucht, weiter abwärts, stand ein schlanker Bursch mit einer Blume am Hut; deutlich zeichnete sich seine biegsame Gestalt im weißen Hemd und hellen Strohhut von dem braunrothen Segel hinter ihm ab. Wenn das Peter Heick wäre, fuhr es Lena durch den Kopf, und sie begann nach dem Ufer zu laufen. Aber bald erkannte sie die breiten Backenknochen, die braune Haut und die schrägen dunkeln Augen der böhmakischen Arbeiter, die hier in den Ziegeleien beschäftigt waren. Der Bursch pfiff vor sich hin, während er da auf neue Ladung wartete. Er sah die Frau im schwarzen Kleid, mit der weißen Schürze überm Kopf und dem Grünzeug in der Hand daherlaufen und sah auch das offene Messer unter den Blumen blitzen; ihr Gesicht war bis auf einen kleinen Spalt unsichtbar; sie kam dicht heran, sah ihn an, schüttelte den Kopf und ging, ohne seinen neckend gerufenen Gruß zu erwidern, auf das Wirthshaus zu, aus dem ihr eben eine ältere Frau und ein halbwüchsiger Junge rathlos entgegenliefen. Es war die Aufwärterin und ihr Sohn, der Kegeljunge, die sie da in Empfang nahmen; der Herr hatte sie zornig angelassen, sie störten ihn, statt zu helfen; die Frau solle augenblicklich kommen, ihnen sagen, was sie thun sollten.

Da kam Lena herein. Pingel, mit einem großen Theebrett voller Gläser und Flaschen auf der Hand, würdigte sie kaum eines Blickes. „Butterbrot!" schrie er an ihr vorüberhastend und deutete halb zu ihr gewandt mit einer verächtlichen Gebärde nach seiner Stirn: „Friedrichsberg." Lena strich ihre Schürze glatt und fing mit an zu bedienen, nicht schnell, sondern mechanisch, wie eingefroren; es war ihr gleichgültig, was sie that, was die Leute zu ihr sagten.

So oft sie ihrem Manne begegnete, wich sie rückwärts, ihr Gesicht nahm den Ausdruck eines unbezwinglichen Widerwillens an; als er im Vorbeigehen einmal mit der Schulter ihre Brust streifte, fiel ihr der Brotteller, den sie trug, zu Boden, und die Rundstücke kollerten unter die Stühle der Gesellschaft.

„Lassen Sie liegen, meine werthsten Herren, lassen Sie man, wir sind gut vorgesehn!“ rief der Wirth leutselig, als einer der ältesten Grauköpfe sich bückte, „thut mir leid, daß meine Frau Sie in Unbequemlichkeit gesetzt hat, aber Sie sehn das je selbst, sie is so rund, sie bosselt[1]) all!“

Alle Gesichter drehten sich lachend nach der jungen Frau um, die roth und böse auf die Seite blickte.

„Frau Wirthin, mi noch 'n lütten Köm, nee, kamen Se 'n beter nöger. Ich möcht mich da gern von überzeugen, ob Ihr Mann recht hat!“ witzelte ein ehrwürdiger Alter.

Lena entlief in die Küche.

„Na, vermothbast[2]) Di man nich!“ schrie ihr der Wirth nach, wieder zum Gelächter der Uebrigen. Und dann, mit seinem verbindlichsten Lächeln: „Ja, meine Herrens, da hat man was an zu möten[3]), an so 'n junge Frau!“

„Das 'n gelungener Kerl!“ sagte einer der Clubleute ziemlich laut.

„Puttfarken!“ schrie Pingel und riß der Aufwärterin, die mit blödem Gesicht herumstand, einen Korkenzieher aus der Hand, „es is die Möglichkeit! das weiß nich hott noch hoh! Nee, sie heißt Puttfarken! können Sie mir zu glauben, meine allerwerthsten Herrn, und was das kleine Puttfarken is, das wird nachher die Ehre haben, Ihnen aufzusetzen. Emil, komm mal her! Das is nämlich der Kegeljung!“

Ein schlenkriger, blasser Junge mit rother Nase verkroch sich hinter seiner Mutter, halb lachend, halb scheu, — Pingel zog ihn am Jackenärmel hervor und gab ihm die Weisung, mal auf der gedeckten Kegelbahn nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, Schwamm und Kreide und gehörig Biergläser für das Fäßchen, das dort aufgelegt werden sollte. Das mitgebrachte Musikcorps, fünf Mann stark in grünen, mit gelben Schnüren und Litzen besetzten Röcken, stellte sich an der einen Seite des Gastzimmers auf und begann in das Gläserklappern und Plaudern hinein die populärsten Melodieen zu spielen, „Bier her, oder ich fall um“, „Fischerin, du kleine“ und „den Mann mit den Coaks“. Die Herren sangen zum Theil den Text oder lalala, wenn er ihnen ausging; zuletzt erhoben sich die Resolutesten und marschirten, die Musik voran, nach der Kegelbahn, um das starke Frühstück, das sie zu sich genommen, einigermaßen „hinabzukegeln“. Bald ertönte von dorther das friedliche Rufen „Hett sick schürt! An de Plank! Pudel! Veerlanner Been“[4]), seltener „schöne Fiev“, und ganz vereinzelt „Alle neegen“. Dazu das Rollen der Kugel und das lärmende Gepolter der Kegel gegen die lose Bretterwand.

---

[1]) kugelt.
[2]) übernimm.
[3]) hüten.
[4]) wenn zwei Kegel fallen.

Pingel wischte sich die Stirn. Jetzt gab es einen Augenblick Ruhe. Das Einzapfen besorgten sich die Herren dort schon selbst oder einer der Musikanten; er sah sich nach der Aufwärterin um.

„Min Fro sall uns nu gau wat to Eten opdreegen, in de Kök, nu is de beste Tied darto."

„Js good," sagte Lena, „roopen Se ook den Lütten rin, Puttfarken."

Pingel ward von einem Gast, der schlafen wollte, abgerufen. Er mußte mit ihm in den oberen Stock gehen und ihm ein Bett anweisen, der Mann war ganz geschlagen von Hitze.

Puttfarkensch guckte mit ihrem hungrigen, gekniffenen Gesicht wieder zur Küchenthür herein.

„Jck heff den Jung ropen, aber he is nich dar," sagte sie verdrießlich; „so geiht dat mit min Gören ook ümmer."

„He ward woll bi de Nabersgören sin," sagte Lena gleichmüthig; sie setzte die Suppe auf den Tisch und wischte ihre Hände ab. „Seggen Se Em Bescheed, ick will mal tosehn."

„Bi de Nabers bün ick west," rief ihr Puttfarken nach, aber sie hörte nicht mehr. Wieder die Schürze überm Kopf ging Lena unter den Bäumen mit den stillstehenden Blättern. „Jung!" rief sie, den Namen Max brachte sie nicht über die Lippen, er war ihr so zuwider geworden. Die Bienen summten laut; aus dem braungesengten Grasrain zirpten die Grillen; das Blöken einer Kuh tönte von fern, sonst war es ringsum still. Das Schweigen des Mittags lag über Garten und Feld und Baumgut; die Windmühle drehte kaum noch die großen Flügel. „Jung!" rief sie wieder und wunderte sich, daß er gar nicht zu sehen war. Aber bald vergaß sie wieder, weshalb sie hinausgegangen war, überall sah sie Peter Heick vor sich. Den ganzen Tag stand er ihr vor Augen. Wenn sie nicht gewußt hätte, daß er heute Morgen weggefahren war, so hätte sie geglaubt, er wäre hier irgendwo im Garten versteckt. Er konnte ganz gut da hinter einem der bestaubten Syringenbüsche herausspringen und sie plötzlich um die Taille nehmen. Sie wollte sich diesmal gewiß nicht wehren; sie wollte ihn thun lassen, was er für gut fand, — der Junge war eigentlich ganz wohl aufgehoben bei Pingel, um den brauchte sie sich keine Sorge zu machen. Er war ja nun aus dem Gröbsten, und Pingel hatte ihn ja einmal adoptirt, so mußte er also für ihn aufkommen. Ach, aber Peter Heick sprang nicht aus dem Gebüsch, und sie ging in Selbstvergessenheit immer vorwärts, herum um den Teich, dessen hoher Schilfrand ihr das Wasser verdeckte. Jetzt freilich kam eine Lücke; der Nachbar hatte hier Rohr gemäht, es lag in Schwaden gelb und fahl am Boden; mit würzigem Duft erfüllten die welkenden Halme die heißen Mittagslüfte. „Jung!" rief sie, sich wieder besinnend, wundernd, wo denn eigentlich die Kinder heut spielten.

Wie sie so über den Weiher blickte, geblendet von dem stechenden Glitzern, sah sie dicht unter sich, wo das Wasser offen war, etwas Weißes schwimmen.

„Js das dem Jung sein Strohhut?" dachte sie und hob das zerfetzte, gelbe Hütchen in die Höhe. Plötzlich wurde ihr eiskalt; ihre Augen sperrten sich unnatürlich weit auf; sie wollte schreien, aber ihre Kehle war wie zugedrückt; sie

langte in das Wasser mit beiden Armen, tief, tief, immer tiefer; sie rutschte aus auf den Stengeln der Binsen und den glatten Schilfblättern und gerieth bis zum Gürtel ins Wasser; aber sie suchte und tauchte mit den Händen in dem nun trübe aufgerührten Teich. Endlich, endlich hatte sie es erfaßt, sie hob und zerrte; es wollte sich nicht heben lassen, es war, als stemmte es sich, furchtsam und trotzig, gegen die suchenden Hände, oder als würde es von einer feindlichen höhnischen Macht auf dem schlammigen Grund zwischen all dem Wurzelwerk und Geschlinge festgehalten. Und dann plötzlich kam es los und wurde leicht, o so entsetzlich leicht und schnellte an die Oberfläche des Wassers; todtkalt, feucht und fremd wie ein Geschöpf der Tiefe lag es in den warmen Händen, die es umschlossen. Nun gehorchte es jeder Bewegung, ja, es wollte noch näher kommen, es streifte die Hände, es nahm einen Anlauf und trieb heran, dicht an die Brust der Frau, quer davor, daß Lena rückwärts weichend zum Rande des Teiches gelangte und in Grauen und Entsetzen, kaum ihrer selbst bewußt, mit einem zitternden Griff es packte und auf die welken Rohrschwaden niederlegte, ehe sie selber ans Land stieg. Die Sonne schien auf das gedunsene wachsbleiche Gesichtchen, in den offenen Mund; nun kam eine graue Fliege und setzte sich auf das halboffene Augenlid. „Gott in 'n hogen Himmelsthron," stammelte die Frau mit vertrocknetem Gaumen, schlug nach der Fliege mit der nassen Schürze und warf sie dann über das weiße Gesicht. Scheu blickte sie nach rechts und links; als ein Vogel mit hellem Ton aus dem Schilf aufflog, fuhr sie zusammen und raffte sich dann auf. Fest wickelte sie die Schürze um das unheimliche Etwas, daß sie es nicht zu sehen brauchte, nahm es in ihre Arme und lief wie gejagt durch den mittagsstillen, sonnigen Garten dem Hause zu. Sie schleppte schwer; das Wasser rann aus ihren Kleidern und aus dem Ding in ihren Armen, das nun steif und kalt wie ein Klotz an ihrer Brust lag. Je näher sie dem Hause kam, aus dem das Poltern der Kegelbahn, Gläserklirren und Stimmengewirr tönte, desto schwerer kam sie vorwärts. Durch die Küchenthür, die angelehnt stand, hinein, — wenn nur Niemand sie aufhielt! Das war übrigens auch einerlei, sie mußten es ja doch wissen. Aber die Küche war leer, nur der große Theekessel kochte wie toll auf dem Herde; eben warf er den Deckel ab, das blecherne Klirren auf dem Eisen drang der Frau durch Mark und Bein. Auf den Vorplatz hinaus und die Treppe hinauf, bis in das Schlafzimmer. Sie floh hinein; mit einem Gefühl der Sicherheit, als sei nun Alles gut, riegelte sie die Thür zu; dahinter sank sie in die Knie und keuchte nach Luft. Zwei kleine kalte Gegenstände berührten ihre Backe, die starren nackten Füßchen, die unter der Schürze vorragten. Da zog sie langsam die Hülle weg und legte das Kind auf die blaukarrirten Kissen in dem Gitterbettchen. Wie es da lag, halb im Dunkeln, noch im Hemd und Höschen, die kleinen rothen Tragbänder halb von den Schultern geglitten, sah es nicht mehr so bleich und unheimlich aus, und auf einmal kam Lena auf den Gedanken, vielleicht könne es wieder lebendig werden. Sie schrie fast auf, als ihr das einfiel. Sie wußte, dann mußte zuerst das Wasser heraus; sie richtete das Kind schnell auf und stellte es auf den Kopf, schüttelte und sah mit ängstlicher Hoffnung, daß aus Mund und Nasenlöchern Wasser floß; es gab einen großen nassen Fleck auf dem blaukarrirten Bettbezug.

Aber es war nicht genug, denn sonst ging da keine Veränderung vor; das bläuliche Gesichtchen mit dem dunkeln Munde wurde höchstens etwas blauer noch, und so schüttelte sie stärker. Es war nicht einmal reines Wasser; hinter den Zähnen saßen grüne Fäden; Lena fuhr mit einem Tuch in den kleinen offenen Mund, den die dicke blasse Zunge fast ganz ausfüllte; aber die Fäden wollten nicht weg, und sie dachte, es wäre gut, sich nicht zu lange damit aufzuhalten. Wenn man das Kind warm kriegen könnte! Natürlich, die nassen Höschen müßten herunter, das Hemd auch, — da lag es nackt vor ihr auf dem blauen Deckbett. Jetzt sah es schrecklich aus, schrecklich und unnatürlich; runzelig an Armen und Beinen und der kleine Bauch wie eine Tonne. Nein, das wurde nicht wieder lebendig, das war vorbei! Lena rieb mit einer wollenen Decke wie bewußtlos an dem kalten Körper auf und ab, aber er war nicht einmal recht trocken zu bekommen. Sie stieß das Wandbett auf, steckte das Kind tief unter die schweren Federhügel, und nun galt es, die Treppe hinunter zu kommen, um eine warme Kruke zu holen. Das Schloß kreischte, der Riegel wollte nicht vorwärts, endlich fuhr er mit einem Ruck zurück, gerade als unten ihr Mann durch alle Stuben nach ihr rief. Sie zog sich hinter die Thür zurück; jetzt kam das Rufen von der Kegelbahn, den Augenblick mußte man benutzen. Sie streifte die Schuhe ab und schlich sich hinunter; die Küchenthür stand noch immer offen, auch die Thür in den Garten hinaus. Von der Kegelbahn her schallte eine behagliche Stimme: „Meine Herrens und Damens, wenn ich meine Worte Gedankenausdruck geben därf" — — den Mann hörte sie nicht mehr rufen. „Hett sick schürt!" schrie die heisere Stimme des Kegeljungen in das Poltern der Kugel hinein. Der Theekessel kochte nicht mehr über, aber er sang schon wieder; Lena nahm ihn vom Feuer und warf mechanisch Ringe über das Loch. Da standen die braunen Steinkruken, beide mit Pfropfen, danach hatte sie gleich gefühlt, — als sie das Wasser mit unsicherer Hand hineingießen wollte, raschelte etwas auf dem Grand draußen. Wie gehetzt flogen ihre Blicke nach der Thür; sie nahm Kruken und Kessel und lief die Treppe hinauf, eine dunkle, nasse Spur hinter sich herziehend.

„Den Dübel noch mal to! wat is dat vorn Wirthschaft mit de Deern!" stöhnte Pingel, der, blauroth im Gesicht, ohne Hut aus dem Garten in die Küche trat, „ick ärger' mi hüt rein to Schan'n, aber täuw Du! täuw Du man!" Einer der Gäste kam in die Küche: „Gibt es hier 'n Klavier? Das heißt, ich wollte mich man den Klavierschlüssel holen; die jungen Leute woll'n tanzen, und das Klavier is je zu!" Pingel ließ die geballte Faust sinken und lächelte zuvorkommend: „Soll sofort besorgt werden! Ganz gehorsamer Diener, ich komm all!" Der Gast warf einen Blick hinter sich nach dem Herd. „Na, Ihre Frau hat woll 'n Berg zu thun? so 'n Club, das bringt Geld ins Haus." „Weiß gar nich mal, wo sie den Augenblick is," sagte Pingel wie zu sich selbst. Der Gast brach in Lachen aus: „Na, das is aber mal kürig! Wissen nich, wo Ihre Frau Gemohlin is? Hören Sie mal, is sie noch jung? En junge Frau, ansehnlich, propper! Achhott, achhott, achhott! denn sollten Sie doch man jo und jo immer wissen, wo sie is, mein bester Herr Pingel! In die Sachen, was die Sachen anbetrifft, da hab ich mehr Erfahrung in, als mir am Ende selber lieb is, achhott, achhott, achhott!" Er lachte, daß ihm die Thränen in den ge-

rötheten kleinen Augen standen, wie er sich vorwärts in das Gastzimmer schob. Pingel wehrte mit zuversichtlicher Miene: „Oho, dat wölt wi woll kriegen! nee, wissen Sie, Spaß muß sein, nich, geehrter Herr? Meine Frau is man eben bei 'ne Nachbarin von wegen Eier gegangen. Ich sag ‚Lena, sag ich, hebbt wi ook Eier 'nog?' Un wenn das nu zum Klappen kommt, denn sünd das doch zu wenig. Ja, mein geehrter Heer, so sünd die Frauensleute, Verlaß darauf is nich. Aber sie könnt wieder hier sein! Jewoll könnt sie das. Kucken Sie, das Padal[1]) is 'n büschen kaput, das treten sie Einen jedesmal ein, das kommt von das Forsche, wissen Sie. Nee, wie ich Ihnen sag, sie is bei die Nachbarin, und da is denn kein Vonkommen[2])!" Er fuhr mit der Serviette über die altersgelben Tasten; lächelnd sah der Gast seinem unstäten Treiben zu. „Natürlich, Spaß muß sein!" versicherte er wiederholt, und dann, als Pingel davonhastete, legte er die Hände an beide Ohren und lachte und kopfschüttelte krampfhaft, während er fortwährend dazu: „Achhott, achhott, achhott" seufzte. Und als er den Wirth die Treppen hinauflaufen und oben halblaut „Lena" rufen hörte, verschluckte er sich vor Lachen und mußte furchtbar husten, mitten in die ersten Walzertakte der Musikanten hinein, die vor den Fenstern mit der schönen blauen Donau anfingen. Der freiwillige Klavierspieler verließ kopfschüttelnd seinen Bock, dagegen war nicht aufzukommen. Vier Paare tanzten schon, aber er holte sich auch noch eine Dame, ein mageres Backfischchen mit halbkurzem großkarrirten Kattunkleid, das keinen Augenblick mehr warten wollte, sondern mit zappelnden Füßen vorwärtsdrängte und den vorgestreckten Ellbogen als Waffe gebrauchte. Verwirrung entstand; ein ältlicher Herr verlor das Gleichgewicht, seine Dame fiel über ihn; es gab ein Kreischen und Lachen, das nicht nüchtern klang; alle Köpfe glühten; einer der resolutesten Jungmänner arbeitete sich in die Mitte, händeklatschend: „Halt! Halt! Ordnung muß sein! nich so hitzig, meine Damens! Allens nach die Reihe! erstes Paar vortreten, nich mehr als drei auf 'n Mal! So, nu kann 't wedder losgahn! Ja, die Damens, aspetten[3]) müssen sie Einen, und wenn das auch 'n Hitze is, daß die Wust (Wurst) von selber aus die Schale springt. Ick heff all wedder Durst, dat weet de leebe Gott! Eins! zwei! drei! drittes Paar! Man ümmer sachtsinnig[4])! Wo is denn der Wirth geblieben?"

Max Pingel war bis auf den Boden gegangen. Er spähte aus der Luke, wo die Fahne hing; man sah so weit von da oben. Die Este ein gutes Stück entlang, mit der Drehbrücke, die oben in Bewegung war. Dann nach rechts hinauf die Spitze des Buxtehuder Kirchthurmes hinter den rohrgedeckten Schuppen der Ziegeleien, mit den Tretmühlen für das schläfrig rundum trabende Pferd. Lena hatte auf all sein Rufen nicht geantwortet; wie, wenn sie überhaupt fort war? Wie ein großer länglicher feuchter Blutfleck glänzte in der Sonne das umgekehrte neubemalte Boot aus dem geschnittenen Schilf herauf — das Boot war also nicht weg — nun freilich, so dumm wäre sie wohl auch nicht gewesen, diese nächste Gelegenheit zu benutzen, die sie sogleich verrathen mußte. „Töuw Du man!" wiederholte er vor sich, die Fäuste ballend und schüttelnd, „kumm

[1]) Pedal.
[2]) Loskommen.
[3]) einen aspetten: tanzen.
[4]) sanft, sachte.

Du mi man wedder!" Als er schwerfällig und müde hinabstieg, fiel ihm ein, daß er in der Schlafstube nicht gewesen war; was sollte Lena übrigens auch am hellen Sommertage in der Schlafstube thun? Plötzlich bemerkte er die nassen Streifen auf dem Boden, dort vor der Thür stand eine ganze Lache. Was bedeutete das? Er riß die Stubenthür auf, that ein paar Schritte hinein und gewahrte in der grünlichen Dämmerung allmälig die Zerstörung des Kinderbettes, dann sah er auch die Frau, halbnackt auf den Kissen der Koje kauern. Wie sie die Schritte vernahm, richtete sie sich auf und starrte mit öden verstörten Blicken nach ihm hin. Halb unter ihr lag etwas Weißliches, Nacktes, das er nicht erkennen konnte. Mechanisch rieb sie daran auf und nieder. Der Wirth ging noch einen Schritt vor, beugte sich, sah nach dem sonderbaren weißlichen Gegenstand und fuhr dann empor, als habe er einen Stoß vor die Brust bekommen. „Süüüh sooa!" stotterte er, versuchte, Lena scharf ins Gesicht zu sehen, ging aber plötzlich rückwärts und verschwand vor der Thür. Draußen lehnte er sich an die Mauer und besann sich. Allmälig richtete der schlaffe Rücken sich empor, der Kopf hob sich, er horchte nach dem Stampfen der Tanzenden unten, nach dem Schüttern der Bretterböden, dem Klirren der Fensterscheiben.

Mit hartem Schritt betrat er die Kammer wieder, verriegelte die Thür und ging auf das Bett zu, wo Lena, ohne sich nach ihm umzusehen, den todten Körper ihres Kindes rieb.

„Stah op!" sagte er kurz, „lat dat — dat helpt nichs, dat Du mi nu de Ogen verblennen willst, ick hefft all sehen."

Er berührte mit der Fingerspitze die Brust des Kindes, zog sie schnell zurück und grinste Lena verächtlich an.

„Du dummes Wiew," sagte er, auf sie herunterblickend, „mi wullt Du to'n Narren hebben? Mi?" Er trat so dicht auf sie zu, daß sie gegen die Wand zurückwich. „Nu kenn' ick Di, nu kenn' ick Di ganz!" Er spie vor ihr auf den Boden, die Hände auf den breiten Hüften. „Ick will Di seggen, wat Du kriegst: Du mußt köppt warr'n! So Een mutt köppt warr'n! Eehr egen Fleesch und Blovt! Fui, fui, fui Deubel!" Er spie wieder aus.

„Hest dat to weeten kreegen, dat Din Kerl noch nich weg is, wat? Wullst mit em, heidi, wat? Un mi wullst dat Aas tüschen de Been smieten, dat ick mit min Weerthschaft to Grun'n gah! vor de Hunn!"

Lena antwortete nicht. Mit weit aufgerissenen Augen saß sie an die Wand gedrückt und rieb mit einem kleinen Kissen die Brust des Kindes.

Von unten ertönte plötzlich ein krachender klirrender Lärm, als ob viel Geschirr zerbräche, dazwischen Schreckensrufe, Kreischen, endlich Schreien nach dem Wirth.

Pingel sprang nach der Thür, kehrte aber noch einmal um.

„In'n Ogenblick treckst Di an und deihst, wat Din verdammte Schuldigkeit is — morgen mutt dat anzeigt warr'n, wat for'n Stück Du utäuwt hest, aber hüt nich! Hüt geiht dat nich! Dat Hus is voll Lüd! Dat het Tied bet morgen fröh. Wenn Du nich in fief Minuten in die Kök steihst un dat Beefsteak in de Pann' deihst, denn kam' ick mit de Swep' (Peitsche) und hal' Di. Ick will Di woll wiesen, wer Herr in' Hus is!"

Als er hinunterkam, waren die Scherben schon wieder aufgesammelt, und außer einem durchdringenden Petroleumgeruch nach der umgetanzten Hängelampe, war schon jede Spur des kleinen Zwischenfalls verwischt. Der ältliche Herr, der sich so theilnehmend nach seiner Frau erkundigt hatte, trat ihm sogleich mit dem Angebot einer Entschädigung entgegen; junge Leute sind eben junge Leute, und die Stube war auch wirklich zu niedrig; der lange Herr hatte buchstäblich mit der Stirn gegen die Lampe gestoßen und saß nun mit einem Kaltwasserpolster über dem Auge und tief gekränkter Miene zwischen den ihn umsorgenden älteren Müttern.

„Na, haben Sie Ihre Frau wieder gefunden?“ fragte der leutselige Schornsteinfegermeister zum Schluß der Berechnung, „Sie haben ihr woll 'n büschen den Standpunkt klar gemacht? Sie sehen ordentlich ein büschen angegriffen aus.“ Er zwinkerte ihm zu und schlug ihn auf die Schulter.

Pingel räusperte sich stark. „Sie kommt in'n Augenblick; nee, wissen Sie, das is je nich wie in der Stadt, will ich mal sagen; wenn hier 'n Kleinigkeit fehlt, denn kann man da 'n Stunde nach laufen. Furchbare Hitze, nich?“ Er wischte sich die Stirn, auf der große Schweißtropfen standen, und wandte sich ab, um die alte Aufwärterin zu schelten und zu verhöhnen, weil sie nicht mehr als vier Gläser auf einmal tragen konnte. Es tanzten immer noch einzelne Paare. Der unersättliche Backfisch klebte wie eine roth und grau gescheckte Matte an einem langen breitschultrigen eckigen Menschen, der ernsthaft und gründlich in alle Ecken hineinhopste und Alles vor sich niederwarf, was ihm in die Bahn gerieth.

„Das mag so heiß sein, wie das will,“ gähnte ein schrumpfliches altes Weibchen dem Gatten zu, „hungrig wird man doch immer; ich kuck' mal in die Küche, nich Du? Da is ja wohl noch kein Feuer un kein Rauch.“

„Je je je je! das 'n lange Partie!“ seufzte der Mann, „weißt, was ich wollt? ich wollt, wir säßen nu so mit einen Wort in'n großen Barkhof Nummer siebenundvierzig auf 'n Sopha, und Du brächtst uns den schönen dicken sauren Aal, nich Mutter?“

„Den hebbt wie je all opeeten, Krischan,“ sagte die Frau lachend, „aber Recht hest Du! Dat is hier je so wiet ganz nett, aber Hamborg is dat doch noch lang nich.“

„Der Wirth is sonst 'n netter Mann, aufmerksame Bedienung; er kann da man nich allein gegen, die Frau is 'n büschen komisch, läßt sich all den ganzen Nachmittag nich sehen.“

„Da kommt sie runter,“ rief lebhaft die Alte, „und er achter an! Er hat sie jawoll geholt. Und all wieder in 'n ander Kleid. J, das scheint ja 'n putzlustige Frauensperson zu sein.“

„Lat ehr, Mutter, lat ehr, wenn wi man wat to eten kriegt, das' de Hauptsak.“

„Du hest Recht, Vadder, aber ick mutt dat mal afluren; dat kann Een doch mit 'n Foot föhlen, dat de sick nich grön sünd.“ „Is mi ganz een dohnt (einerlei), eemal un nich wedder. Wenn wi nich bald wat kriegt, denn — —“

Pingel drehte sich im Vorübergehen nach dem Sprechenden um:

„Nu sollen die werthsten Herrschaften auch bald was in'n Magen kriegen,“ betheuerte er lebhaft; „haben Sie denn all, wenn ich fragen darf, meinen Alasch-

kümmel probirt? Das' was Pükfeines, auch reizende Buddels dazu, nich? Enfückend! Je, wenn Sie gern so 'ne Buddel mitnehmen wollen, werthste Madam, steht Sie mit Vergnügen zu Diensten, ich hab gerade eine leer."

„Machen Sie man nichs kaput! Sie klappern da je furchbar mit!" sagte die alte Frau mit spähenden Augen auf seine übereifrigen Finger, „und lassen Sie das überhaupt man lieber sein, das is am Ende Ihrer Frau nich recht, wenn Sie die Flaschen wegschenken."

Pingel stutzte, aber nur einen einzigen Augenwink lang, dann sagte er lachend: „Ach, was das anbelangt, da lassen Sie sich man keine grauen Haare über wachsen, da will ich woll mit fertig werden, sie — —"

Es lag eine unbegrenzte Geringschätzung in der Art, wie er das „sie" aussprach. „Nu gah ick mal na Ehr," flüsterte die neugierige Alte ihrem Mann zu — „ut em is nichs ruttokriegen."

„Vergeet nich, na den Gurkensalat to fragen," schärfte der Mann ihr noch ein. Die Küche war so voll blauem Dampf, daß man erst nichts unterscheiden konnte. Die Fenster standen wohl offen, doch war die Hitze gewaltthätig. Die kleine Alte schnüffelte in den Braten- und Zwiebelgeruch hinein und fühlte sich an den dunstbenetzten Wänden und Tischen bis zum offenen Herde durch, der wie eine Feuersbrunst lohte und prasselte.

Sie tippte die vor der Glut hantirende Frau auf den Arm:

„Na, kriegen wir auch Gurkensalat?" Lena wendete langsam den Kopf um, „Waaat?" stieß sie kläglich hervor, es klang wie ein gepreßter Aufschrei.

„Herrjes, wat hebben Se denn?" sagte die alte Frau zusammenschreckend, „Se weenen je Ehr bläudigen Thranen bi dat Beefsteak, dat kann Einen je nich bekamen!" Und wie die junge Frau ihr nicht antwortete, trat sie mitleidig näher. „Nee, nee, dat möten Se nich dohn, dat vergeiht Allens mit de Tied! Ick bün ook nich mit Lachen und Jachtern fiefunfostig Johr old worrn, wie hebbt all unf' Krüz. Nee, nee, dat kann ick gor nich mit ansehn! 't ward je Allens wedder beter!"

Lena ließ den Pfannenstiel fahren und schrie schmerzhaft auf. „Düt nich, düt nich!" jammerte sie.

Die Alte sah sich hülflos um. Ach, wie gut, da kam gerade der Wirth herein, dem wollte sie's sagen, daß er gewiß ein rechter Grobian gegen seine junge nette Frau gewesen sei, sonst würde sie sich doch wohl nicht so haben. Aber Pingel achtete nicht auf ihren Anruf; er ging hastig auf seine Frau zu, ergriff sie am Arm und sprach halblaut und böse auf sie ein; zuletzt schüttelte er sie so, daß sie das Gleichgewicht verlor und gegen den Tisch voll Tellern anfuhr, der mit lautem Geklirr eine Strecke weit auf den Ziegeln des Bodens dahinrutschte. Die kleine Alte ergriff die Flucht. Sie zitterte ordentlich, als sie wieder bei ihrem Mann ankam, der ganz eng zusammengezogen in einer Ecke des qualmigen Gastzimmers hockte.

„Nee, Krischan, das gefällt mir nich, da steckt noch mehr hinter. Da kann man Gott danken, wenn man da nichs mit zu thun hat! Sie steht un weint bei ihr Beefsteakmachen, ich sag all, das bekommt Einem je gar nich mal! Un er — nee, Du, ich glaub, der geht da man so schleichend bei her, der hat es

hinter die Ohren; hättst man sehen sollen, wie er ihr gebufft hat; ich denk, das gibt Mord und Todtschlag da vor'n Herd."

„Na, denn is das woll nichs mit unsen Gurkensalat!" sagte der alte Schornsteinfegermeister und rieb sich den kahlen Hinterkopf.

„Wenn wir nich so hungrig wären, und wenn wir nich auf das alte Dampfboot lauern müßten, ging ich am liebsten zu Haus," sagte die Frau schmollend, „mag hier gar nich essen, äh!"

Das alte Pärchen nahm sich untern Arm und spazierte in den Garten hinaus.

„Na, Mutter, einmal und nich wieder! Kuck, was da für schöne Zwetschen an 'n Baum sitzen."

„Ach, Vater, und kuck' mal, da is auch 'n kleinen schönen Teich! Aber hier is das sumpfig, hier kann ich mit meine dünnen Zeugstiefel nich durch! Vater, sieh doch mal, hängt da nich 'n Strohhut in den Reeth (Ried)? Komm, mußt hier auf den Grasbülten (Klumpen) treten, da is es trocken! Ach kuck', 'n ganzen kleinen netten gelben Strohhut mit 'n blaues Band um, un hängt hier in'n Reeth! Wenn das nu regent, is er je hin; kuck, er is all naß gewesen, er is so kroß (spröde) wie 'n Kringel, un kaput is er auch all. Nee, den nehm' ich mit 'rein, das wär je schade, nich, Vater?"

Sie nahm sorgfältig ein paar vertrocknete Halme weg, die unten im Geflecht klebten, und blies auf das Band, als müsse sie Staub entfernen. „Er is noch gar nich so schlecht," sagte sie zu ihrem Mann, der über ihren Eifer die Achseln zuckte, „und drinnen hören thut er doch gewiß."

Der Mann blickte gähnend zum bleigrauen Himmel. „Binnen war das heiß, und hier is das bruttig (brütend), is all egal. Na komm, Mutter, ich glaub, sie sitzen all beim Essent."

Ja, das war so, die Gäste hatten schon alle Bänke und Stühle eingenommen; die Jüngsten standen vor den Fensterbänken mit ihren Tellern; Messer und Gabel klapperten bereits, und eine vergleichsweise Stille herrschte in dem Gewühl, wo Keiner Platz für seine Ellbogen hatte. Die beiden Alten wollten kopfschüttelnd wieder hinausgehen, als ein Bekannter ihnen vom Klavier her zuwinkte. Es war der Mann, der so gründlich den Vormittag verschlafen hatte und auch jetzt keineswegs noch munter aussah.

„Nee, so'n Ungemüthlichkeit," sagte die alte Frau, die vor dem hohen tafelförmigen Klavier saß, wie ein Kind, das nicht übern Tisch reicht, „na, un von ihr is nichts zu sehn; sie is jewoll so benaut, daß sie garnich aus ihre Küche rauskommt."

Mit wundernden Augen sah sie sich um. „Ach ja, ich wollt ihr den kleinen Hut geben — na, das hat je noch Zeit, bis ich was in'n Magen hab'."

„Scht! Mutter, Piening will 'n Rede halten, bravo Piening! immer los! das' merkwürdig mit den Mann, der kann Einen nich 'n Viertelstunde ruhig essen lassen! Weet Gott, wat he nu wedder to tüdern hett!" Piening begann: „Meine Damens, denn die Damens gehen bekanntlich immer voraus, un meine Herrens! Wenn ich meinen Worten Gedankenausdruck geben därf, denn muß ich sagen, wir können das hier Alle ab[1])! Is es wahr, oder is es nich wahr?

[1]) gut aushalten.

(Gelächter und Rufe: Jawoll, jawoll!) Wir sind hier so zu sagen auf den höchsten Punkt gestiegen, und dieser Punkt is die Gemüthlichkeit. Wir sind Alle gemüthlich von Natur aus und durch die Bank! Was seh ich hier für gemüthliche alte Herren, die so zu sagen in'n Schornstein groß geworden sind, wie ich selber auch, meine Damens! Aber das schadet nich, das büschen Sott[1]) is nich ungesund, sonst wär hier Mancher nich mit bei, der all seine sechzig, siebzig auf 'n Puckel hat! Nu denken Sie am Ende all, ich will den Schornstein hoch leben lassen — aber nee, meine wertheften Anwesenden, es is nich an dem. Hier sind nämlich auch so viele gemüthliche Damens, daß Einem die Wahl zur Qual wird. Und sehen Sie mal, darum hab' ich beim Tanzen auch bloß zugesehen. Denn wenn meine Frau nich da is, denn därf ich nich tanzen, ich will nich sagen — ich behelf mich je sonst gern mal mit 'ne andere, aber vor so viele Augen — — (Gelächter und Geschrei: Nu kiek den Slieker!) Je, meine Damens und Herrens, was wahr is, därf man auch nich sagen, aber das is es wieder nich — es is ganz was Andres! Nämlich, sehen Sie, es is je schön grön buten Dammdor[2]), wie wir zu sagen pflegen, un es is hier beinah noch grüner, und denn die Weiden alle und die Kühe und die Störche und all die Apfel- und Birnbäume, bloß daß sie noch nich reif sind, und all die Kirschenbäume, bloß die Kirschen sind all runter gekriegt, und kurz und gut, was ich sagen wollte, wir sind hier sozusagen in eine grüne Einöde, in eine Wüste Sarah, und wir könnten man allzusammen einpacken, wenn nicht eine gütige Vorsehung über uns gewacht hätte. Und diese gütige Vorsehung, meine Damens und Herrens, hat uns in diese Einöde einen gemüthlichen Mann hergesetzt, daß wir hier doch nich verhungern und verdursten thun, wenn wir hier mal rauszufahren kommen! Sie wissen wohl schon, auf wem ich anspiele! Ehre dem Ehre gebührt: ich spiele an auf unsern gemüthlichen Wirth, der den Schornsteinfegerklub Frohsinn so zu sagen mit mütterliche Zuvorkommenheit aufgenommen und nach besten Können und Vermögen ernährt hat: Unser mütterlicher Ernährer, der uns sogar mit Champagner aufgewärtet hat, unser gemüthlicher Wirth, Max Pingel, er lebe hoch!" „Hoch!" wiederholten einzelne belegte Stimmen; Andre, mit kauenden Kinnbacken und schwimmenden Augen erhoben ihre Gläser. „Hoch! hurrah!" riefen die Jüngsten von den Fensterbänken. „Je, wo is er denn? darauf muß man doch mit ihm anstoßen. Wo is er denn? Herr Pingel, haben Sie nich gehört?" Ja, er hatte gehört, und er erschien aus der Küche, etwas grüngelb im Gesicht und mit rothunterlaufenen Augen, aber das mochte wohl auch von der Beleuchtung kommen; es war so ein märchenhafter goldgrüner Untergrund am Westhimmel zum Vorschein gekommen, aus dem die Sonne stark herüberstach.

„Kommen Sie, hier haben Sie mein Glas! Auf Ihr Wohl, Herr Wirth!" schrie ihm der begeisterte Toastredner zu, „und halt, halt, meine Herrens und Damens, wir müssen singen: und sein Weibchen auch daneben! wo is denn Ihre liebe Frau? Sie kann je woll mal 'n kleinen Augenblick abkommen." — —

Pingel hatte das Glas voll hinuntergegossen, er schüttelte bedauernd den Kopf: „Je, meine Frau — es is nämlich, wissen Sie — sie is en büschen

[1]) Ruß.

[2]) vor dem Dammthor.

schenant von Natur — sie thut das nich — ich weiß das all von früheren Zeiten her." — —

„Nu hol ich ihr, nu soll er sich mit ihr vertragen!" flüsterte die kleine Alte ihrem Manne zu; „das is je 'n heimtückischen Patron; so, den kleinen Hut nehm' ich auch mit in die Hand."

Das Piano, an dem sie gesessen, stand neben der Gartenthür. „Lat mi man, ick kam gliek wedder, Krischan. Er hat sie je mit keinen Ton gefragt, ob sie 'reinkommen will — nee, über so'n Behandlung kann ick mi argern."

„In Gotts Namen, Mutter! aber das is auch rein, als wenn Dich das jucken thut! Wat geiht Di de frömde Fro und ehr Verhältnissen an? Aber wenn Du dat wullt — — na, denn sett' ick mi solang op twee Stöhl', de een is so wie so harbökener (baufälliger) as de annere."

Mit eifrigem Nicken machte sich die Frau auf den Weg. „Töw Du man!" murmelte sie dem Wirth zu und ballte die Hände über dem kleinen Strohhut; Max Pingel hörte und sah nichts von ihrer Schadenfreude. Er stand in einer Gruppe halbbetrunkener Gäste und that auf jedes Wohl mit vollem Glase Bescheid.

Auf einmal tönte in das Singen und Lachen ein anderer Ton. War es ein Schrei gewesen? Die Gläser wurden auf den Tisch gestoßen, Messer und Gabeln entsanken den Händen der Leute, erschrockene Gesichter sahen sich an: „Was is denn das? Was heult und stöhnt denn da? Wo kommt das her? Scht! Jetzt wieder!" und plötzlich, ganz einmüthig, sprang Alles auf, warf Stühle und Bänke übern Haufen und drängte vorwärts aus der Thür auf den Vorplatz, dem Schreien und Heulen nach, das von einzelnen Worten untermischt, immer schauerlicher herüberdrang.

„Wer ist es? was ist passiert?" „Die Wirthsfrau ist in der Küche auf die Steine hingeschlagen! Platt auf die Steine!" Warum? Was war das nur? Soviel von der weinseligen, ausgelassenen Gesellschaft nur irgend Platz fanden, drängten sich in die halbdunkle von Balken getragene Küche, wo keiner vor dem andern zu sehen vermochte. Nur die Vordersten unterschieden die beiden Frauen, vor dem Herde kauernd, die kleine, blasse, verzagte Matrone, die mit ihrem mageren Körper den Kopf der jungen Wirthsfrau unterstützte, ein verzerrter Kopf, der mit offenem Munde seine Schmerzen in grellen Lauten und abgerissenen Worten emporstieß. „Ick wull je weg! Mit Peter Heick! Gott in'n hogen Himmelsthron! So is dat kamen! so is dat kamen! So so so is't kamen!" „Was sagt sie? was meint sie? was hält sie da so fest zusammengeknautscht?" „En Hut, glaub' ich." „'n Hut? was für'ne furchtbare Geschichte jetzt nach dem vergnügten Tag! Is sie verrückt geworden? So was kommt ja vor! Wo is denn der Mann? Herr Pingel, Herr Pingel, Ihrer Frau is gar nich gut, da muß gewiß 'n Doctor her!"

Max Pingel hatte sich nothdürftig gefaßt; er sprang mit schlotternden Gliedern unter den Gästen umher. „Nämlich, meine Herrschaften, nehmen Sie das doch man um Gotteswillen nich krumm; nämlich, ich und meine Frau, wir haben en kleines Malör gehabt; es is nämlich unser Jung, wissen Sie, unser einziges Kind" — er brach in krampfhaftes Schluchzen aus — „und es kam so

gänzlich unerwartet, es war je noch wohl und munter — — ich wollt Ihnen das so ungern zu wissen thun, aber Frauensleute, die sind schwach, un das Mutterherz, meine Herrschaften, das gibt sich auch nich so bald zu; aber die Zeit, je die Zeit heilt alle Wunden, und wenn ich Sie bitten därf, daß Sie sich doch man jo und jo nich incommandieren wegen uns — und Ihre schöne rothe Grütze nich in'n Stich lassen, denn das is hier doch so 'n furchtbare Volligkeit, un daß Sie bitte wieder in die Stube gehn." Er sah sich kläglich um, beugte sich halb zu seiner Frau hinunter und sagte in zärtlichem Tone: „Arme, arme Deern! Aber Geschäft geht vor Provatsachen; hättst Dich das verbeißen sollen, so wie ich — — mich das verbissen habe!" Er schnaubte in sein Taschentuch und stöhnte leise. Während er sprach, war eine ängstliche Stille eingetreten, ernüchtert und erschüttert standen die Leute. „Wann — — wann haben Sie denn Ihr Kind verloren?" fragte eine weinerliche Frauenstimme. Pingel seufzte tief. „Gestern Abend war es noch gans — war es all nich mehr gans munter, und heut Morgen is das sanft — —." „Heute?" riefen ein Dutzend wundernde und empörte Stimmen, „Sie haben eine Leiche im Haus?" „Heute Morgen is es sanft eingeschlafen," sagte Pingel schwach; ein Rückwärtsdrängen entstand; er sah plötzlich einen leeren Raum um sich und die Frauen am Boden. „Das hätten sie uns doch aber eher sagen sollen, es gibt je mehr Wirthshäuser!" klang es erbost vom Thüreingang, „wer mag denn in einem Hause, wo eine Leiche liegt — —". „Scht! scht! ach die arme Frau! die armen Leute!" sprach es begütigend dazwischen. Und dann wieder: „Nein! nein! das ist ja unverantwortlich! Solche Rücksichtslosigkeit gegen Leute, die Ihnen etwas zu verdienen geben! Hier unten ißt und trinkt man, und oben liegt womöglich eine Leiche! Das kann einem je im Schlaf verkommen."

Der Wirth sah verzweifelnd das immer stärkere Zurückweichen der Gäste. Er brach in lautes Weinen aus. „Ach, meine Herrschaften, wenn das für Einen hart is, denn is das für mich hart; gestern Abend, wie ich Ihnen sage, noch wohl und munter, und denn en einziges Kind, ach meine Damens und Herrens, machen Sie 'n armen Familienvater nich noch unglücklicher, als er so schon is!"

Lena richtete sich langsam mit dem Oberkörper auf. Sie blickte wirr um sich, dann blieben ihre Augen an ihrem Manne hängen.

„Scht! sie sagt was!" ging es durch die Menge, einige Neugierige kamen wieder näher.

„He lüggt Allens, wat he seggt," murmelte die Frau, „he hett gor keen Kind hatt, ick — ick!" sie drückte den Hut mit beiden Händen, „ick harr 'n lütten söten Jung!" Pingel sprang auf sie zu, als wolle er ihr den Mund schließen, einer der Männer zog ihn am Rock zurück; er winselte: „Es war, so zu sagen, bloß mein Stiefkind, aber das is je einerlei." „Scht, lassen Sie mal Ihre Frau sprechen!" Pingel ward noch weiter rückwärts gezogen: „Sie is nich bei sich! sie is immer 'n dumme Person gewesen," stammelte er halb ohnmächtig.

Lena saß gerade aufrecht: „Un ick wull je mit Peter Heick weg as Stewardeß, un dor dach' ick, wenn ick den Jung nich harr, denn kunn' ick sacht (leicht) afkamen! Un dor kreeg ick so 'n Haß op den Jung, un dor dach' ick un dor heff ick em in den Diek achter in'n Goren —".

Pingel riß sich gewaltsam los und sprang wieder vor: „Lena, Du büst dull in'n Kopp! Meine Herrens und Damens, Sie müssen da bloß nich nach hin hören; die weiß je selbst nich, was sie spricht!"

Lena blickte ihn furchtlos an: „He weet dat gans good, he hett mi dat sülwst seggt, dat ick köppt warrn mutt. Ick bün dor denn ook gans mit to-freeden. Mi is Allens verleid't, ick mutt köppt warrn, und ick will ook köppt warrn. Ick will min Recht hebben! Ick will ut de Welt gahn. Ick heff min lütten Jung dar rin kreegen, ich heff je nich dacht, dat ick soveel von em hollen däh!" Sie endete mit lautem Weinen. Einen Augenblick stand Alles stumm, wie in Erstarrung. Dann brach es los. „Was sagt sie? Was meint sie eigentlich? Da muß en Doctor oder 'n Polizei her, eins von beiden muß da her!" Ein kleiner Greis mit blaurother Nase und haarlosem Schädel bemerkte mit dünner Kinderstimme: „Na, Sie wollen uns weiß machen, daß Sie Ihren Jung in 'n Teich geworfen haben? Aber, meine gute Frau, wenn wir das nu glauben? Denn sind Sie da je bös an!" Er versuchte, ein Gelächter aufzuschlagen, aber es stimmte Niemand ein; die Frauen blickten sich mißbilligend nach ihm um. „Das kann man gar nich sagen, ob das nich wahr is! Sehn Sie bloß, wie schrecklich sie aussieht, ganz wie das böse Gewissen." „Mi kann dat duern (dauern), ick gah weg, ick krieg min Tüg und treck' mi an," brummte es in dem Haufen; an der Thür war ein fortwährendes Kommen und Gehen.

Die kleine Matrone bemühte sich, die noch immer Stöhnende aufzurichten: „Helpen Se mi doch! Krischan, wo büst Du denn afbleeben?" rief sie kläglich hinüber. Aber Lena wehrte die unterstützenden Hände ab. „Nee, nee! das 'je all egal! laten Se mi man liggen. Js all good so."

„Wo ist hier wohl die Polizeistation?" fragte ein nervös aussehender Mann, indem er vortrat, „Herr Pingel, Sie müssen das ja wissen, wo is Pingel?"

In diesem Augenblick drängte sich eine hagere, abgezehrte Person mit großem, schwarzen Strohhut in die Küche; sie hielt einen kleinen Jungen an der Hand, der verwundert und scheu die vielen Leute anstarrte. Kirschen-Anna war's, athemlos und in der größten Aufregung: „Js dat wohr? is dat so? Lütt Max is nich to Hus kamen? Lütt Max is in'n Diek fullen? Hebbt Se em all funnen? Js he dot?" Sie hatte sich an Pingel festgeklammert. Alles drängte sich zu den Beiden hin. Pingel sprach kein Wort, er schielte Anna mit bösem Blick an — sie schob den kleinen Jungen vor. „Dat Unglückskind! Dorttein heff ick, und nich een hett soveel an' Dag geben, as düsse Hannes! Wenn ick doch to Hus west wör!! Aber nu mutt ick ook grad mit min Kasbeeren weg sin! Hunnert Mal heff ick de Gören dat verbaden, an' Diek to gahn, un ümmer doht se dat wedder. Se lehrt dat von de Grooten, se wippt dor op den Steg! Alle beid' hefft se dor in legen, aber min is je 'n Johr öller, de is wedder rutkrabbelt! Un seggt keen Sterbenswort, sett sick in de Sünn' un drögt sick; he is noch nich gans drög. ‚Jung,' segg ick, wo ick just to Huf' kam, ‚din Bücksen sünd je all wedder natt."

Sie beugte sich zu dem Jungen, der mit der Unterlippe zu zucken begann. „Wo büst du so natt worrn?" „Diek!" piepste der Kleine, sich hinter ihr verkriechend. Die Mutter gab ihm einen Puff. „Wenn nu dat Unglückskind glick

dormit to Hus kamen wör! Aber dat is je de reinste Tofall. ‚Wokeen[1]) hett mit di speelt,‘ segg ick. ‚Max Pingel,‘ seggt min Hannes. ‚Is he ook natt worrn? ‚Weet nich!‘ seggt de dumme Bengel. ‚Is he ook nich to Hus gahn?‘ ‚Nee, he is dar noch in!‘“ Sie schüttelte ihren Jungen, der phlegmatisch vor sich hin brüllte. „Ick denk, mi dröppt de Slag. Ick bün herloopen, wat ick kunn, aber an' Diek heff ick 'l all sehn, dat dar Allens tosam pett' is[2])! Dor wuß' ick all, wo dat hier to stunn! Wo is denn Lena?“ Sie erblickte die Liegende und drängte sich zu ihr: „Ach, Lena, ick kann mi denken, wo Di to Mood is, ick heff dorttein, aber wenn ick een op de Oart missen schull —“. Sie weinte bitterlich.

Die Gäste athmeten auf, sie fanden die Sprache und ihre Gelassenheit wieder. „Die Frau ist also verwirrt — der plötzliche Verlust — nun ja, das läßt sich denken. Schicken Sie zum Arzt, lieber Pingel, lassen Sie Ihre Frau mal untersuchen. Wissen Sie nicht, wann unser Dampfer kommt? Rothe Grütze? Hm, Mutter, wie denkst Du darüber? Ach, nein, wissen Sie, die Geschichte is uns auf 'n Magen gefallen. Man rechnet doch nicht auf solche Aufregungen, wenn man 'ne Ausfahrt macht!“

Eilig brach man auf; der Dampfer kam zwar erst später, aber man beschloß, ihm eine Station weit entgegenzugehen. Die kleine Alte entfernte sich erst, als Kirschen-Anna versprochen hatte, sich der Wirthsfrau anzunehmen. „Wir haben all mehr zusammen durchgemacht, das menschliche Lebent bringt so allerlei mit sich,“ bemerkte die Händlerin. Lena saß stumm, brütend; sie gab keine Antwort auf die freundlichen, besorgten Abschiedsworte der Matrone.

Pingel nahm, als das Haus leer war, die Aufwärterin mit ins Schlafzimmer; sie legten die kleine Leiche in das Gitterbettchen und trugen es zusammen hinunter in den Kutschenstall. Dann ging sie ihm weiter an die Hand und brachte die nassen Bettstücke hinunter, um sie durch reinliche zu ersetzen. Pingel's Rausch war inzwischen so schwer geworden, daß er wohl auch in dem ungeordneten Wandbett wie ein Sack geschlafen hätte.

Am andern Morgen hing im Stall neben dem todten Kinde eine todte Frau. Sie war in der Nacht aus Kirschen-Anna's Hause heimlich entwichen und hatte sich an ihrem Halstuch erhängt.

Die Wirthschaft zum Himmelreich hat zu bestehen aufgehört. Pingel hat sie losgeschlagen, weit unterm Werth, und ist nach Amerika gegangen.

Seit dem Tode von Frau und Kind war kein Gast mehr in das Haus eingetreten.

---

[1]) Wer.

[2]) Daß dort Alles zusammengetreten, verstampft ist.

Giuseppe Gioachino Belli noch einmal.

Von

Paul Heyse.

Als ich vor fünfzehn Jahren, im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1878, dreißig Sonette des großen römischen Satirikers mittheilte[1], in einer Uebersetzung, die freilich auf einen wesentlichen Reiz der Originale, die Localfarbe des Dialekts, verzichten mußte, war mir nur die Ausgabe Luigi Morandi's bekannt, die unter dem Titel „Duecento sonetti in dialetto romanesco di Giuseppe Gioachino Belli" bei G. Barbèra in Florenz 1870 erschienen war. Von den früheren Sammlungen hatte ich weder die römische vom Jahre 1839 noch die Luccheser von 1843, noch auch die vom Sohne des Dichters, Ciro Belli, 1865 in Rom veranstaltete, die 786 Sonette im Dialekt, 80 italienische und verschiedene andere Dichtungen in Terzinen und Octaven enthält, zu Gesicht bekommen. Ich wußte aber, daß die „abgekürzte Chronik der Zeit", das unvergleichliche Lebensbild des römischen Volkes mit all seinen Sitten und Unsitten, das Belli hinterlassen, über 2300 Sonette umfaßte, von denen der Sohn nur den kleineren Theil veröffentlicht hatte. Die Originalhandschriften, das war bekannt, ruhten in einer Cassette, die der Dichter, als er nach Pio nono's Abkehr von seinen liberalen Anfängen gleichfalls conservativ wurde und seine heftige Polemik gegen das kirchliche Regiment bereute, sicheren Freundeshänden anvertraut hatte. Von dem Gedanken, sein geniales Lebenswerk selbst zu vernichten, hatte dieser Freund, Monsignor Tizzoni, ihn glücklicherweise abgebracht. Tizzoni beabsichtigte, da er nach Belli's Tode (1863) die Cassette dem Sohne übergeben hatte, die circa 800 Sonette der römischen Ausgabe in usum Delphini herzurichten, damit sie unbeanstandet die römische Censur passiren könnten. Als drei Jahre später auch Ciro starb, blieb das kostbare Vermächtniß einem Verwandten und Freunde des Dichters, Luigi Ferretti, anvertraut, der den Schatz aber, um ihn nicht in die Hände der römischen Polizei fallen zu lassen, so sorgfältig bewahrte, daß selbst Luigi Morandi, als er seine Auswahl der zweihundert ver-

[1] Wieder abgedruckt im dritten Bande meiner „Italienischen Dichter seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts". Berlin, Wilhelm Hertz. 1889.

öffentlichte, das Vorhandensein der Originale behutsam verleugnete und erklärte, den Text fast aller Sonette so wiedergegeben zu haben, wie er ihm von Leuten überliefert worden sei, die ihn mehrmals aus dem Munde des Dichters selbst vernommen hätten.

„Eine Gesammtausgabe zu veranstalten, bleibt eine Ehrenpflicht der italienischen Nation" — so hatte ich damals die Einleitung zu meinen Uebersetzungen beschlossen. Elf Jahre später hat Morandi selbst sich das Verdienst erworben, diese Ehrenpflicht einzulösen. Im Jahre 1889 war seine musterhaft redigirte Ausgabe vollendet, in sechs Bänden, unter dem Titel: I sonetti Romaneschi di G. G. Belli pubblicati dal nipote Giacomo a cura di Luigi Morandi, unica edizione fatta sugli autografi. Città di Castello. S. Lapi, tipografo-editore.

Musterhaft in der That ist diese Gesammtausgabe, das Werk einer langen, liebevollen Beschäftigung mit unserem Dichter und eines Fleißes, der nichts unberücksichtigt gelassen hat, was zum Verständniß des Textes, zur Kenntniß der Zeitverhältnisse und des Autors dienen konnte. In einer umfangreichen Vorrede werden wir eingeführt in die Geschichte der römischen Volkssatire „von Pasquino bis zu Belli und seiner Schule", als deren bedeutendster Vertreter eben jener Luigi Ferretti erscheint (geboren 1836, gestorben 1881), dessen schon als Testamentsvollstreckers Belli's gedacht worden ist, während auch dem schwächeren Nachfolger und Nachahmer des römischen Dialektpoeten, dem Florentiner Renato Fucini, eine eindringende Beleuchtung zu Theil wird.

Zu dem Charakterbilde freilich, sowohl des Dichters wie seiner Zeit und des Volkes, das er schilderte, ist durch die nun vorliegende Sammlung kaum ein Zug hinzugekommen, der in der Ausgabe jener 200 Sonette nicht schon zu Tage getreten und in meiner Einleitung wenigstens angedeutet wäre. Welche Bereicherung aber jede einzelne Scene der großen umana commedia, die hier an uns vorübergeht, in der Gesammtausgabe erfahren hat, sehen wir am deutlichsten aus der Zusammenstellung der verschiedenen Themata, die Professor Pio Spezi in einem 1891 gehaltenen Vortrage (Teramo, Giovanni Fabri) mit der Zahlenangabe der betreffenden Sonette versehen hat. Danach behandeln 66 die Mißstände des päpstlichen Regiments, 46 die Rechtspflege und die Verordnungen, 126 richten sich gegen den Papst als Kirchenfürsten und Menschen, 52 geißeln die Cardinäle und andere Würdenträger; 137 haben die einzelnen Gewerbe und Handwerke zum Gegenstande, 60 die Dienerschaften, 107 Processe und Streithändel, 100 allerlei Klatsch und üble Nachreden von Privatpersonen. Daneben die bunte Menge harmloserer, die Sitten und Gebräuche, römische Feste, Erziehung und Familie, Religion und Aberglauben behandeln, oder nur gelegentliche Plaudereien ohne satirische Pointe sind.

Im sechsten Bande hat der Herausgeber alle Sonette vereinigt, in denen der Dichter seiner Rabelais'schen Laune den Zügel schießen ließ. Wer die Lust der romanischen Völker an witzigen Zweideutigkeiten, die größere Freiheit des Ausdrucks selbst in anständigen Kreisen kennt, wird diesen dichterischen immondezzajo ohne sittliche Entrüstung betrachten, so wenig wir über Aristophanes' oder Martial's Ungebundenheit uns moralisirend zu äußern pflegen. Dem großen Sittenbilde der römischen Bevölkerung würden gewisse bedeutsame Schattenpartien

fehlen, wenn der Dichter in prüder Zurückhaltung Alles vermieden hätte, was in guter Gesellschaft für anstößig gilt. In dem reichen Wörterschatz des gemeinen Mannes, der ihm zu Gebote stand, durften auch die verwegensten Ausdrücke nicht fehlen, wenn es sich um die Wiedergabe der echten Art, wie das Volk spricht, um ein vollgültiges Zeugniß dafür handelte, daß er seine Landsleute nicht nur vom Schreibtisch aus beobachtet, sondern sich unter sie gemischt, in Osterien und auf dem Markt, in ihren elenden Wohnungen und auf der Gasse sie belauscht hatte.

Wie aber sein eigenes Leben von jedem sittlichen Makel rein blieb, so daß er das Wort Catull's:

Denn keusch soll sich der fromme Dichter halten,
Er — die Liederchen brauchen dieses gar nicht —

auf sich anwenden konnte, so findet sich auch in der stattlichen Zahl jener derben Miniaturbildchen nicht ein einziges, das eine unsaubere Gesinnung, eine freche Verhöhnung höherer Pflichten enthielte, höchstens ein humoristisches Wohlgefallen des Dichters an der läßlichen Lebensanschauung der Leute, die er reden läßt, wie sie's nun einmal nicht anders gewohnt sind, zu entschuldigen durch die Jahrhunderte lange Verderbniß der socialen Zustände im päpstlichen Rom. Wir verlieren nie das Gefühl, daß wir die übelduftenden Winkel und Spelunken, in denen das römische Volk sein Wesen treibt, in der Gesellschaft eines Mannes durchwandern, der sich hier mit dem rücksichtslosen Interesse des Sittenschilderers gründlich umgesehen hat, so ernstlich er sich auch in seinem eigenen Hause alles Unfläthige und Zügellose verbitten würde.

Professor Spezi hat ein Billet mitgetheilt, in welchem Manzoni sich für die Zusendung von Morandi's erster Ausgabe jener zweihundert Sonette Belli's bedankt und sich als „ammiratore davvero del poeta romanesco, ma con le debite riserve, come dicono i giornalisti" bezeichnet. Diese „nothwendigen Vorbehalte" des großen, streng kirchlichen Dichters betrafen natürlich nur die Invectiven Belli's gegen Papst und Clerus, und man kann zweifeln, ob sie sich auch gegen den jetzt erst ans Licht getretenen schlimmen sechsten Band gerichtet hätten. Denn der Autor der „Promessi sposi", so weit er selbst von jeder naturalistischen Redefrechheit entfernt war, war doch Italiener genug, um die aristophanisch gefärbten Genrebilder des römischen Dialektdichters gewiß nicht zu verdammen, da sie bei aller humoristischen Keckheit durch keinen Hauch aus Pietro Aretino's Kloake vergiftet sind. Ein noch bedeutsameres Zeugniß aber für den Eindruck, den Belli's dichterisches Naturell selbst auf geistlich gestimmte Gemüther zu machen wußte, erhielt ich durch einen deutschen Ordensgeistlichen, mit dem mich die gemeinsame Vorliebe für italienische Literatur vor Jahren in München zusammenführte.

Eines Tages war mir auf der Straße ein Benedictiner begegnet, von denen, deren Kloster hinter der Basilica liegt. Ihr Oberhaupt, der allgemein verehrte Abt Haneberg, hatte lange Jahre einen Lehrstuhl an der Universität inne gehabt, und mehrere der gelehrten Mitglieder des Ordens waren und sind als Lehrer an den katholischen Gymnasien Münchens thätig. Gleichwohl überraschte es mich, den unbekannten geistlichen Herrn, der mich auf meine Ueber-

setzung von Manzoni's Cinque maggio anredete, nicht nur in den Dichtern Italiens bewandert zu finden, sondern auch mit der neueren deutschen Literatur vertraut, und einen eifrigen Leser der „Deutschen Rundschau" in ihm zu entdecken.

Er sprach eingehend von der berühmten Manzoni'schen Ode, erwähnte des Mißverständnisses Goethe's in seiner Uebersetzung derselben (percossi valli — durchwimmelte Thäler) und fragte, warum ich mich nicht auch an die Uebersetzung der „Inni sacri" gemacht hätte. Ich erklärte, daß ich es für unmöglich hielte, diese Hymnen nachzudichten, ohne, dem dichterischen Schwung zu Liebe, vom Wortlaut des Textes, der so fein abgewogen ist, allzu viel zu opfern. Er hörte mich mit seinem stillen, klugen Gesicht, dessen derbe Formen einen gewissen seelenvollen Reiz hatten, ruhig an und verließ mich plötzlich mit einem stummen Gruß, ohne mir seinen Namen genannt zu haben.

Nicht lange nachher, als mein Aufsatz über Belli erschienen war, sah ich ihn wieder auf der Straße daher kommen und mit großen Schritten den Fahrweg kreuzen, um mir die Hand zu schütteln. Es habe ihn sehr gefreut, daß ich mich mit dem römischen Poeten eingelassen; er habe seine Gedichte ebenfalls kennen gelernt, da er in Rom in der Propaganda erzogen worden sei; er stelle ihn über alle italienischen Dialektdichter, den Mailänder Porta, den Neapolitaner Capassо, den Sicilianer Meli. Er habe sogar kürzlich etwas über ihn geschrieben, was er sich erlauben werde mir zuzuschicken.

Daß ein Zögling der Propaganda es gewagt hatte, seine Kenntniß dieses berüchtigten antipäpstlichen Dichters nicht nur einzugestehen, sondern durch eine eigene Arbeit sogar zu seiner Verbreitung beizutragen, war merkwürdig genug. Vollends erstaunte ich, als ich das Schriftchen erhielt und sah, daß es als Schulprogramm des Maximilians-Gymnasiums für das Semester 1877—78 in leicht fließendem Italienisch verfaßt und gedruckt worden war unter dem Titel: „Alcune poesie in dialetto romanesco di G. G. Belli scelte ed illustrate dal P. Daniele Olckers O. S. B. Monaco 1878."

Ueber den bedenklichen Punkt, die politische Gesinnung des Dichters, war der Verfasser nun freilich behutsam hinweggeglitten. „Geboren in einer Zeit der Revolution und nach dem Tode des Vaters ohne Stütze, konnte Belli sich dem Einfluß der damals herrschenden revolutionären Ideen nicht entziehen, was den Anstoß gab zu gewissen Sonetten" (certi sonetti, in der That! die Kleinigkeit von 244 gegen Papst und Clerus!), „die er später, da er zu besserer Einsicht gekommen war, gern zurückgenommen hätte." Immerhin bezeugt der Umstand, daß der treffliche Ordensmann und Lehrer der Jugend in seiner Schulschrift Gedichte veröffentlicht und mit sorgfältigen Commentaren versehen hatte, die in Morandi's Ausgabe fehlen und der Sammlung Ciro Belli's entnommen sind, wie große Liebe er dem Dichter bewahrt hatte, seitdem er dessen poetische Contrebande in die Zelle der Propaganda eingeschwärzt hatte. Und er verleugnete diese Liebe und Bewunderung auch nicht, so oft der Zufall uns wieder zusammenführte. Nur ein einziges Mal betrat er meine Wohnung, als ich nun doch die „Inni sacri" übersetzt und das Heft der „Deutschen Rundschau" [1]), in dem sie

[1]) 1880, Bd. XXV, S. 28 ff.

erschienen, ihm zugeschickt hatte. Er war hoch erfreut, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, und sprach mit feinem Urtheil über einzelne verzweifelte Stellen. Ein letztes Mal auch betrat ich seine Klosterzelle, ein hohes, geräumiges Gemach, mit wenigen Möbeln ausgestattet, doch durch den Blick in den Klostergarten heiter bei aller Dürftigkeit. Mein guter Pater Olckers war seit einigen Monaten krank; er ruhte auf einem harten Rohrstuhl, die Füße auf einen zweiten Sessel gelegt, da ein Sopha in der Mönchszelle nicht gestattet war. Sein Gesicht war bleich, er war schon so schwach, daß er sich nicht erheben konnte, mich zu begrüßen. Aber die trüben Augen glänzten auf, als er auf seine geliebten Italiener zu sprechen kam, und besondere Freude schien es ihm zu machen, daß ich erwähnte, ich würde versuchen, noch mehr von Belli zu übersetzen. Seine ganze Jugendzeit in Rom schien vor seiner Seele wieder aufzuleben. Era un gran poeta! sagte er vor sich hin.

So nahm ich Abschied von ihm. Kurze Zeit nachher war er gestorben.

* * *

In Betreff der Uebersetzungen, die ich hier folgen lasse, kann ich nur wiederholen, was ich bei jenem ersten Versuch ausgesprochen habe, daß ich mir nur allzu sehr bewußt bin, „etwas Unmögliches unternommen zu haben, da von der populären Frische und Eigenart, der unvergleichlichen Unmittelbarkeit und Schlagfertigkeit dieser Dialektdichtungen in einer hochdeutschen Nachbildung oft gerade das Beste verloren gehen muß." Meine Absicht kann nur sein, Freunde der italienischen Literatur und des römischen Volkslebens von Neuem auf die reiche Quelle des Genusses und der Belehrung hinzuweisen, die uns jetzt in der Gesammtausgabe von Belli's Sonetten erschlossen worden ist.

I.

Der neue Papst[1]).

(21. October 1846.)

Was willst du, Freundchen? 's ist nun mein Geschmack,
Und über den Geschmack ist nicht zu streiten.
Der neue Papst macht sich mit allen Leuten
Gemein und liebt 'nen populären Schnack.

Jung, schön, und hat die Weiberchen im Sack —
Und doch zög' ich den Sel'gen[2]) vor bei Weiten,
Schon darum bloß, weil er zu allen Zeiten
Kurzweg einsperren ließ das Wühlerpack.

Dann: schickt sich's für 'nen Papst, in unserm Lande,
Prälaten, Cardinäle kurz zu halten,
Zu Fuß zu gehn und gar nichts sich zu gönnen?

[1]) Pio IX.
[2]) Gregor XVI.

An Küch' und Keller knappt er, 's ist 'ne Schande,
Ein Jammer! da war's anders bei dem Alten,
Und wie hat Papst Grigorio essen können!

II.

Ein Sonett Giuseppe Giusti's [1]).

(1846.)

Der Papst, der Papst! Und wär' er auch ein Held,
Er kann nicht Alles thun mit Einem Schlage,
Auf einem Platz, wo bis zum heut'gen Tage
Kein Galantuomo mehr sich eingestellt.

Der Papst ist nur ein Mensch. Wer bringt die Welt
So über Nacht in eine andre Lage?
Drum schelt' ihn Keiner, wenn er mit der Plage
Der Correctur beim ersten Theil noch hält.

In Schulden bis zum Hals, all das Gestreite
Der letzten Jahre, das er schlichten möchte,
Der Staatsschatz leer bis in die letzte Ecke;

Ein Schwarm von Hungerleidern ihm zur Seite,
Schurken und Tröpfe hinter ihm — da brächte
Sanct Peter selbst das Schiff nicht rasch vom Flecke.

III.

Die öffentliche Audienz [2]).

(28. October 1846.)

Geh nur, Matteo, thu nur, wie ich that,
Geh zur Audienz; es braucht dir nicht zu bangen.
Siehst du nicht schon an seinen runden Wangen,
Was für ein gut Gemüth Papst Pio hat?

Wie ich am Donnerstag so vor ihn trat,
Glaub mir's, ich blieb so dreist und unbefangen,
Als wie vor Jedem, den ein Weib empfangen,
Als säß' er nicht in Gottes hohem Rath.

Denkst du, er sei auch Einer von den Schnöden,
Die, wenn du sprichst, dich an der Gurgel fassen,
Daß dir die Kniee wie zwei Halme schwanken?

Geh nur, er thut dir nichts; du darfst schon reden.
Ja, sei gewiß: wirst du zuletzt entlassen
Mit einem Nein, wirst du dich noch bedanken.

[1]) Das Sonett, das ich hier einschalte, da es die Stimmung in den ersten Zeiten der Regierung Pio nono's charakteristisch ausspricht, fehlt in den Ausgaben von Giusti's Gedichten.

[2]) Unter anderen Beschwerden gegen Gregor XVI. warf man ihm auch vor, daß er nie öffentlich Audienz gab. Pio IX. änderte das und bestimmte einen Tag in der Woche, wo er ohne Förmlichkeiten Jedermann im Garten des Quirinal empfing. Doch mußte er bald wieder davon abstehen, da die Zudringlichkeit der Bittsteller alles Maß überschritt.

IV.

Die Papstwahl.

(22. December 1834.)

Glasmacher bin ich, ja, Glasfabrikant,
Ein armer Tropf, ein Tölpel, ein gemeiner,
Doch hab' ich auch Vernunft, so gut wie Einer,
Der in der Welt sich umsieht mit Verstand.

Wählt man den Papst, mein Lieber, wie bekannt,
Aus Siebzigen — oft ist die Zahl noch kleiner —
Hat manchmal in dem ganzen Haufen Keiner
Die nöth'gen Qualitäten bei der Hand.

Was wählt man ihn nur stets aus ihrer Mitte,
Statt dann und wann 'nen Andern zu beglücken,
Ist er nur brav und sein Geschäft versteht er!

Gesetzt, ich steh' am Werk in meiner Hütte,
Da kommt 'ne Eminenz mit tiefem Bücken:
Sor Titta[1]), Sie sind Papst! Rasch nach Sanct Peter!

V.

Glückliches Zusammentreffen[2]).

(1832.)

„Wenn Sie nur wollen, Eminenz, hernach
Ist's gleich gethan. Mir geht es schlimm und schlimmer.
Das ist die zweite Bittschrift, und noch immer
Kein Bissen Brod und Nachts nicht Dach und Fach."

Da, wie ich grade so recht kläglich sprach,
Kommt eine Dame aus 'nem gelben Zimmer
Und geht vorbei, ein schönes Frauenzimmer,
Und ein Lakai trägt Theegeschirr ihr nach.

Mein Cardinal steht plötzlich wie begossen,
Roth wie 'n gekochter Krebs, sieht stumm zur Erden
Und bringt nicht 'raus: Mein Sohn, es kann nicht sein!

Als käm' ein Himmelsstrahl herabgeflossen,
Der ihn erleuchtet — um mich loszuwerden,
Schreibt er sein „Ja" und segelt hinterdrein.

VI.

Der weitherzige Beichtvater.

(1833.)

Nach meiner Mutter Tod als junges Ding
Zu beichten wünscht' ich, Ablaß zu erlangen,
Und bin zu Pater Biagio hingegangen.
Denk, was ich da für 'n Unterricht empfing!

---

[1]) Giambattista.
[2]) La concubbinazione, drollig doppelsinnige Corrumpirung von combinazione.

Ja, liebe Tochter, sagt er, nicht gering
Ist's, allezeit zur Einsicht zu gelangen,
Was gut und bös ist. Daran wird es hangen,
In welcher Absicht man die That beging.

Zum Beispiel, jetzt geb' ich dir einen Kuß.
Nimmst du ihn nur um Gott zu kränken hin,
So sündigst du und wirst es büßen müssen.

Doch denkst du, daß es Gott erfreuen muß
Und mich, weil ich der Pater Biagio bin,
So darfst du mich getrost auch wieder küssen.

VII.

Das Budget meines Cardinals.

(1832.)

Uns das Gehalt beschneiden? Wär' ich doch
Ein Narr, um solch Geschwätz mich aufzuregen!
Uns das Gehalt beschneiden? Und weswegen?
Der Brodkorb hängt uns so schon reichlich hoch.

Viertausend und fünfhundert[1]) — wenig noch
Ist's für sechs Pferde und drei Galawägen.
Dann sechs Lakay'n, die wir zu halten pflegen,
Ein Schleppenträger, Koch und Unterkoch;

Ein Küchenjung', ein Bursch zum Kammerdienste
Ein Ceremonienmeister, ein Vorreiter,
Kutscher, Caplan, Mundschenk und Intendante;

Dann die Gardrobe, das Diner — das Mindste,
Sind drei bescheidne Gänge — und so weiter:
Was bleibt dann übrig für die Gouvernante?

VIII.

Christliche Liebe.

(1834.)

Mit einer Amb' und Tern' im Lotto sei —
So hat die hohe Obrigkeit vernommen —
Der Unterkoch im Falken 'rausgekommen
Doch Zauberkünste sei'n im Spiel dabei.

Kaum hat der Todfeind aller Teufelei,
Der Inquisitor, Wind davon bekommen,
Schickt er zu der verirrten Seele Frommen
Sechs brave Leute, ohne viel Geschrei.

[1]) Bis zu Pius VIII. erhielten die Cardinäle 4000 Scudi. Gregor XVI. fügte 500 Scudi hinzu, wie man sagt, nach einem Abkommen mit den Cardinälen im Conclave, indem er durch diese Simonie seine Wahl sicherte.

In brüderlicher Liebe dringt die Schar
Dort ein und spricht: Mein Söhnchen, nimm mit Ruhe
Die Prüfung hin; der güt'ge Himmel schickt sie.

Und wirklich, ob man auch berechtigt war
Den Mann zu schließen, nimmt man aus der Truhe
Doch nur das Geld, das corpus des delicti [1]).

IX.

Ein Franciscaner.

(23. December 1837.)

Ein Franciscaner lebt hier in der Nähe,
So feist, wie Sanct Antonius' Kamerad,
Der von den Pflichten einer heil'gen Ehe
Gar kräftig eines Tages gepredigt hat.

Dann hob das Crucifix er in die Höhe,
Indeß der Schweiß ihm vor die Stirne trat,
Und schrie wie ein Besessner: Weh euch! Wehe!
Dies Kreuz gibt Zeugniß, wer da Sünde that.

Ich werf's in meinem Zorn jetzt an die Stirne
Der Schändlichen, die sich so weit vergaß,
Mit einem Kopfschmuck ihren Mann zu zieren.

Als er so donnerte, hob jede Dirne —
Nein, jede Frau, die in der Kirche saß,
Die Hand, den Wurf geschwinde zu pariren.

X.

S. P. Q. R.

(1833.)

Die S. P. Q. und R. [2]), die eingegraben
Fast über jeglichem Palastthor stehn,
Sind vier nur ganz gewöhnliche Buchstaben,
An denen nichts Besondres sonst zu sehn.

Doch ich entsinne mich, als man uns Knaben
Das Lesen beigebracht mit Ach und Weh'n,
Die vier beisammen schon gesehn zu haben
Im Abecebuch, ohn' es zu verstehn.

Und eines Tages, als der Bock mich stieß,
That ich den Lehrer, Don Fulgenzio, fragen,
Warum die Lettern überall vorhanden.

Wißt ihr, was er darauf mich hören ließ?
„Die vier Buchstaben, Dummkopf, wollen sagen:
Soli preti qui rreggneno! [3]) Verstanden?

[1]) er corpo der dilitto.
[2]) Senatus Populus Que Romanus.
[3]) Priester allein regieren hier.

XI.

Der authentische Bericht.

(1836.)

Nun endlich konnt' ich's ganz genau erkunden,
Wie's mit dem Menschen war, den man bezichtet,
Daß er nach San Francesco sich geflüchtet
Und bei den Mönchen Beistand nicht gefunden.

Zehn Messerstiche kriegt' er, tiefe Wunden,
Nicht sieben bloß, wie man zuerst berichtet.
Ich sah ihn, — greulich war er zugerichtet,
Der Rock zerfetzt, zerstochen und zerschunden.

Und wahr ist's, daß er beichten wollt' und wie
Verzweifelt rief: Man mordet mich! Indessen
Im Kloster blieb man taub, so laut er schrie.

Kein Vorwurf trifft die Mönche, wissen Sie.
Verleumdung ist's, daß sie im Chor gesessen:
Die Diener Gottes waren grad beim Essen.

XII.

Hochmuth kommt vor dem Falle.

(1834.)

Adam, zum Herrn der Thiere kaum bestellt,
Gleich fing er an, sich wunder was zu dünken,
Sah ohne Gruß zur Rechten und zur Linken,
Als achtet' er 'nen Quark die ganze Welt.

Zu Pferde ging's mit Hunden über Feld,
Und Landpartie'n, gut Essen und gut Trinken,
Umzüg' und Ehrenpforten, Pauk' und Zinken,
Putzsachen für die Frau um theures Geld.

Die Thiere, denen das zu Leid geschah,
Die machten, ohne laut sich zu beklagen,
'ne Tugend aus der Noth, die armen Wichte.

Und nur die Schlange zischte, da sie sah,
Wie er mit Größenwahnsinn war geschlagen:
Ich tränk's euch ein, hochmüthiges Gezüchte!

XIII.

Saul und Samuel.

(29. October 1836.)

1.

So viel Geschichten uns die Schrift mag bieten,
Die sehr erbaulich, keine doch ist's mehr,
Als eine, die ich in der Kinderlehr'
Heut' hörte in der Kirche der Jesuiten.

Kaum waren, sprach der Pred'ger, die Sdrelliten[1])
Glücklich gezogen durch das rothe Meer,
So fielen über sie wie's Wetter her
Wohl 'ne Million verruchter Malesciten[2]).

Gott merkte sich die Schandthat. Denn warum?
Die Juden hatt' er dazumal zu Freunden,
Weil sie die wahre Religion besaßen.

Als nun vierhundert weitre Jahr' herum,
Sprach er zu Saul: Zieh hin! Von diesen Feinden
Sollst du nichts als die Kleider übrig lassen.

2.

Saul also, Gott gehorsam, tödtet schnell
Die Schaf' und Kälber selbst der Missethäter,
Doch — ob aus Geiz, aus Mitleid — schonen thät er
Den König Agag. Gleich war da zur Stell'

Der Alte, der Prophete Samuel,
Und schimpft' ihn Götzendiener und Verräther
Und sagt': Aus seinem Stamme werde später
Ein Bess'rer herrschen über Israel.

Wo ist der König, den du unterschlagen?
Fragt' er, und zitternd wie ein fettes Schwein
Naht dem Propheten jetzt der arme Dicke[3]).

Da hört man Samuel verbissen sagen:
Stirb! — und vor Aller Augen fuhr er drein
Und hieb mit einem Hackbeil ihn in Stücke.

XIV.

Der Zweikampf David's.

(1833.)

Da seht den Arm des Herrn! Er schickt 'nen Knaben
Dem Prahlhans, diesem Goliath entgegen,
Der solch ein Knirpschen, wär' ihm dran gelegen,
Mit einem Nasenstüber konnt' begraben.

Doch Gott verlieh ihm wundersame Gaben,
Der Judenschaft zu zeigen allerwegen:
Wem Jesus und Maria gibt den Segen,
Dem weiß ein Riese selbst nichts anzuhaben.

Als dieser Knab' die Schleuder nun erhub,
Fuhr Goliath auf und schrie: Beim Licht der Sonne![4])
Diesmal, mein Sohn, versalz' ich dir die Suppe.

[1]) Israeliten.
[2]) Amalekiter.
[3]) Et oblatus est ei Agag pinguissimus et tremens (Buch der Könige I. cap. 15).
[4]) Im Original bedeutend kräftiger: Oh cc . . . .!

Doch ist's ein Factum, daß der Hirtenbub,
Dank allen Heiligen und der Madonne,
Den Kerl hinpurzeln ließ wie eine Puppe.

XV.

Drei Söhne und neun Töchter.

(1843.)

Zwölf Kinder bracht' ich auf die Welt, Frau Nina,
Und alle gut versorgt und wohlgerathen:
Giulio, Lesandro[1]), die ins Kloster traten,
Augusto, der zur Zeit in Terracina[2]).

Vergangnes Jahr starb Clelia. Serafina
Kriegt' einen Maler, und bei zwei Abbaten,
Die eine Magd für Alles nöthig hatten,
Lebt wie 'ne Kön'gin meine Crementina[3]).

Mena[4]) ist Wirthschaft'rin in Sanct Urban,
Briscita[5]) Amme bei 'ner Frau Inglesa,
Amalia reis't mit einem Ciarlatan.

Ferminia bringt sich durch mit Stickerei'n,
Die Jüngsten Zwei, Creosa[6]) und Teresa,
Thun nichts und leben so für sich allein.

XVI.

Das Angenehmste auf der Welt.

(1837.)

Ja, Freundin, es gibt mancherlei Vergnügen:
Still sitzen am Kamin an Wintertagen,
Ternen gewinnen, nie ums Brod sich plagen,
In der Befsana schöne Sachen kriegen;

Mit der Regierung sich in Haaren liegen,
Dem Fiscus und dem Zoll ein Schnippchen schlagen,
Sein Gut mit Weibern durch die Gurgel jagen,
Nicht zittern vor der Höll' in letzten Zügen;

Beifall erhalten, eine Signore werden,
Prälat und Cardinal, ja, Heil'ger Vater,
Das sind Plästre, welche nie veralten.

---

[1]) Alessandro.
[2]) Nämlich auf der Galeere.
[3]) Clementina.
[4]) Filomena.
[5]) Brigitta.
[6]) Cleopha.

Doch herzerfreuender ist nichts auf Erden,
Als wenn man Mutter ist und im Theater
Für seiner Tochter Schwester wird gehalten.

XVII.

Das Compliment an die gnädige Frau.

(1835.)

Ja, glaub's nur: heute vor der Kirchenthür,
Macht' ich ihr eine schöne Reverenz
Und sagte: 'schamste Dienerin, Excellenz!
Da lachte sie mich an und nickte mir.

Ja, einem Jeden geb' ich's nach Gebühr.
Bin nur 'ne Wirthin, doch 'ne Fürstin könnt's
Von mir noch lernen, wie mit Insolenz
Man sich betragen muß und mit Manier.

Dann sagt' ich: Und das nette Mädel dort,
Ist die von Ihnen und dem Herrn Gemahl?
Wie groß sie ist! Ja, Unkraut wächst geschwinde.

Da lachte sie noch mehr, in Einem fort,
Und krümmte sich vor Lachen wie ein Aal,
So schmeichelt' ihr das Lob von ihrem Kinde.

XVIII.

Freundliche Nachrede.

(1843.)

Ihr sagt: Sie gehn sehr sauber. Nun, 's ist wahr,
Sie *gehn* sehr sauber. Niemand kann's bestreiten.
Wie aber reimt ihr diese Zierlichkeiten
Mit ihrer Schlamperei vom vor'gen Jahr?

Ihr sagt: Sie haben Geld. Nun, das ist klar,
Sie *sind* sehr reich, das merkt man schon vom Weiten.
Allein Gott weiß, womit sie's nur bestreiten
Und welch Gewerb dabei behülflich war.

O, wenn ihr armer Vater auferstände
Und über sie, die er in väterlicher
Verblendung rühmte[1]), öffnete die Augen!

Ganz gute Mädchen mögen's sein. Am Ende
Klagt sie auch Niemand an. Nur das ist sicher,
Zwei Racker sind's, die nicht das Mind'ste taugen.

[1]) Che le credeva l'àrbera Finisce (für L'araba Fenice), die er für solche Wunder hielt wie der arabische Vogel Phönix.

XIX.

Der Kaufmann auf Campo de' Fiori.

(1837.)

Was steht zu Dienst? Ein feines Netz fürs Haar?
Peppe, rasch den Carton! — Müßt Ihr nicht sagen,
'ne Königin könnt's auf dem Kopfe tragen,
Solch prächtig Netz, die allerfeinste Waar'?

Baumwolle, liebes Kind? Ich dächte gar!
Das würd' ich Euch nicht anzubieten wagen.
Der letzte Preis? Hier wird nichts vorgeschlagen.
Erst heut verkauft' ich's so, gewiß und wahr!

Nehmt Ihr's nun oder nicht, für'n Scudo will ich
Es lassen, nur weil Ihr es seid, auf Ehr'! . . .
He! Pst! Kommt her! Was gebt Ihr, ohne Spaßen?

Ein halber Scudo ist weiß Gott! zu billig.
's ist kein Geschäft . . . uns selber kostet's mehr . . .
Da nehmt es . . . nur um Euch nicht gehn zu lassen!

XX.

Die Einschränkung.

(1833.)

Nachdem er den Proceß verloren, sprach
Der Herr Marchese: Frau, es wird sich schicken,
Uns einzuschränken jetzt in manchen Stücken
In unsrer Haushaltung, so nach und nach.

So fingen sie denn damit an, gemach
Die Lehrer ihres Sohnes wegzuschicken,
Verkürzten dann den Lohn den Domestiken
In Haus und Stall und sonst in jedem Fach.

Den pensionirten Dienern ward geschrieben,
Daß die Pension zu streichen man beschloß
(Einer sprang in den Fluß; er hielt's nicht aus).

Kurz, von dem alten Glanz ist nichts geblieben
Dem armen Paar, als ihre Villa bloß,
Die Equipag' und Log' im Opernhaus.

XXI.

Die vornehme Grabstätte.

(1835.)

Nein, solch ein Unsinn! Hundert Scudi gab
Mein Herr, den Gott mit Unverstand gestraft,
Der Sanct-Bonaventura-Bruderschaft[1]),
Damit er auch ein eignes Grabmal hab'.

[1]) Eine Franciskanerkirche auf dem Palatin.

Ein Wahnsinn ist's, das streite mir nicht ab!
Scheint dir's denn nicht zum Mind'sten troddelhaft,
Daß, wer sich nie ein eignes Haus verschafft,
Für so viel Geld sich kauft ein eignes Grab?

Er aber — vor den Kindern thut er so,
Als hab' es lange schon ihn schwer gekränkt,
Nicht auch so ein Familiengrab zu haben.

Geliebte Kinder, spricht er, seid nun froh!
Hier, wenn der Herrgott uns das Leben schenkt,
Wird man uns Alle nach und nach begraben.

XXII.

Der Matratzenverfertiger.

(1834.)

Das fehlte noch, das wäre noch Manier,
Ein Mittel für die Wanzen zu entdecken,
Sie auszurotten voller Mordbegier
In Haarmatratzen, Stroh- und Federsäcken!

Für euch mag's Ungeziefer sein. Doch wir,
Bei unserm Bettgeschäft, sehn ohne Schrecken
In einer Wanze nur ein harmlos Thier,
Dem Gott vergönnen möge, brav zu hecken.

Ich könnt' euch Fälle nennen ohne Zahl,
Wo zweimal man im Jahr ein Bett uns brachte,
Das herzurichten war an allen Ecken.

Drum ließ mein Vater selig allemal,
Wenn er mit Großpapa ans Werk sich machte,
Ein kleines Wänzchen heimlich darin stecken.

XXIII.

Das Geheimniß.

(1832.)

So kam ich hinter diese Heimlichkeit:
Zuerst verrieth's die Nanna der Vincenza,
Die sagt's der Nina dann in der Sapienza[1]),
Da wußte denn auch Tuta bald Bescheid.

Rasch kam's darauf zu Ohren der Clemenza;
Von der zu unsrer „Bärt'gen" ist nicht weit;
Die, meine gute Freundin, kam denn heut
Und steckte mir's in tiefster confidenza.

Dir durft' ich's ja vertrauen ganz im Stillen.
Ich weiß gewiß, du wirst's nicht weitertragen;
Versiegelt bleibt's bei dir als wie im Grabe!

[1]) Eine Straße in Rom.

Nur nimm dich ja in Acht, um Gotteswillen:
Wenn dich die Lust ankommt, es Wem zu sagen,
So sag' nur nicht, daß ich's gesagt dir habe.

XXIV.

Die Wittwe des Getödteten.

(1835.)

Sie haben dir ihn umgebracht. Doch er —
Wär' lieber er gestorben in Prison?
Nein, Tochter, mach' dir drüber 'ne Raison:
Kein Mensch stirbt so, wie's ihm das Liebste wär'.

Das Sterben ist 'ne eig'ne Sache. Wer
Wird klug daraus? Sieh nur Napoleon:
War er nicht Herr der Welt? Und der Poltron
Starb doch auf einer Insel fern im Meer.

Wer sieht den Tod voraus, ob nah, ob fern,
Ob er im Bett, im Schlachtfeld, in der Schenke,
Ob im Spital, am Galgen wird verderben?

Gewisse Dinge stehn bei Gott dem Herrn,
Der schickt den Tod. Wir wissen, das bedenke,
Wo wir geboren sind, nicht, wo wir sterben.

XXV.

Der gute Rath.

(1831.)

Mit den vier Groschen, die du thäst ersparen,
Denkst du daran, 'ne Frau dir zuzulegen?
Wie wird's dann um dich stehn in ein, zwei Jahren?
Ein armer Kerl mit reichem Kindersegen!

Gern, Menicuccio, möcht' ich dich bewahren
Vor dummen Streichen. Sei nicht so verwegen!
Ehstand ist Wehstand; du wirst's auch erfahren.
Freist du, so gehst du dem Ruin entgegen.

Mußt du durchaus dich hängen, wird doch Jene,
Die gar nichts hat, am schlechtsten dazu taugen.
Du wirst doch noch 'ne Reiche finden können?

Will dich die Reiche nicht, so nimm 'ne Schöne.
Denn, sticht in Rom ein Weibchen in die Augen,
Kann Mann und Frau sich Equipage gönnen.

XXVI.

Die Bewegungen des Seligen.

Todt war er? — Todt. — Und hob die Arme hoch? —
Und hob die Arme. — Aber wie? wohin? —
Noch zweimal fuhr er sich damit ans Kinn,
So wahr dort Regen steht im Wetterloch. —

Acht oder Neune sah ich sterben, doch
Nicht Einem je kam so etwas in Sinn. —
Und was beweis't das, Jungfer Zweiflerin?
Einer liegt still, der Andre rührt sich noch.

Sehn wir's nicht auch an Thieren alle Tage?
Was wär's denn also für ein Wunderding?
Nur von den Lebensgeistern kommt der Spuk.

Da gibt's Mirakel von ganz anderm Schlage,
Wie jener Heil'ge, der elf Meilen ging
Und in der Hand den eignen Kopf noch trug.

XXVII.

Der ehrliche Finder.

(1844.)

Weißt du das Neuste? Als ich aus der Schenke
Gestern am Abend weggegangen bin
Und habe nur nach Haus zu gehn im Sinn,
Weshalb ich gleich rechts um die Ecke schwenke,

Da, auf der Straße, wie ich an nichts denke
Und trällre so ein Rondo vor mich hin,
Seh' ich was liegen in 'nem Tüchlein drin,
Grad da ich ein- in die Corsia[1]) lenke.

Rath', was es war! Ein delicater Bissen,
Ein Staatscapaun! Den rupft' ich mir heut' Morgen
Und ließ ihn mir zum Frühstück wohlbehagen.

Doch was das Tuch betrifft, das ganz zerrissen,
Das hab' ich, daß er's mag zurückbesorgen
Dem, der's verlor, dem Pfarrer hingetragen[2]).

XXVIII.

Der Koch.

(1834.)

Nein, guter Freund, Ihr redet ganz verkehrt.
Was schwatzt Ihr von Latein und andern Sprachen,
Mathematik und Medicin? Zum Lachen
Sind solche Studien, läßt's auch recht gelehrt.

[1]) Die Corsia Agonale, die kleine Gasse zwischen Piazza Madama und Piazza Navona.
[2]) Der Pfarrer pflegte vom Altar aus zu verkündigen, was für verlorene Gegenstände sich in seinem Sprengel gefunden hatten.

Was in dem Menschen steckt, zeigt sich am Herd.
Da können sich Talente geltend machen.
Nur in der Küche lernt man ernste Sachen,
Und mehr als Alle wird der Koch geehrt.

Sieht man die Menschen nicht, wenn einem Koch
Unrecht geschieht, als ob's sie selber träf',
Dem armen Koch sofort die Stange halten?

So hat mein vor'ger Herr, bei Allen doch
So sehr beliebt, sobald er seinen Chef
Entließ, nicht einen einz'gen Freund behalten.

XXIX.

Die arme Mutter.

(1832.)

1.

Da sieh nur meinen armen Jungen an;
Blüht' er nicht wie 'ne Rose vor vier Wochen?
Jetzt blaß und welk, mit spitzen Backenknochen,
Wie ausgewechselt scheint der kleine Mann.

Seit jenem Abend, wo der Lärm begann,
Sein Vater fortgemußt[1]), der nichts verbrochen,
Kein Wort mehr hat mein liebes Kind gesprochen,
Wie wer nicht leben und nicht sterben kann.

Sechs Nächte sind's nun, daß ich nicht mehr schlafe
Und immer horch', ob er noch Odem hätte,
Ob ihm das Herz noch klopft, dem armen Kleinen.

Gott, öffne diesen Menschen doch zur Strafe
Das Herz und laß sie sehn an diesem Bette,
Welch Leid sie bringen über Unsereinen!

2.

Was soll mir noch das Leben, seit von hier
Mein Mann verbannt ist, der nichts Böses that?
Was bringt mich Gott nicht um, da ich ihn bat,
Und ließ am Leben mir das Kind dafür?

Ach nein, Jungfrau Marie vom guten Rath,
Mutter, ich fleh' in meiner Noth zu Dir:
Ich bin's ja nicht, der Gram nur spricht aus mir,
Wenn jetzt mein Mund mit Gott gehadert hat.

Hier spielt' er, immer mein' ich ihn zu sehen,
Dort hat er mich umarmt — da drüben, ach!
Mußt' ich ihn langsam sterben sehn in Schmerzen.

[1]) Auf den Verdacht hin, sich an den Unruhen des Jahres 1831 betheiligt zu haben, wurden Viele erst in das Castel Sant' Angelo gebracht und dann verbannt.

Wie furchtbar müssen sein die Todeswehen!
Wer fühlt so ganz das Leiden Christi nach,
Brennt schon so heiß der Gram im Mutterherzen!

3.

Weg diese Windeln, dieses Tuch, darein
Ich meine liebste Hoffnung hab' gelegt!
Geht Alle fort, daß nichts mehr hier sich regt,
Und laßt mich weinen still für mich allein.

Ich kann nicht mehr! Die Kehle schnürt mir's ein.
Ich weiß nicht — ob mein Herz noch länger schlägt.
Ein Wort noch — eh' man mich zu Grabe trägt,
Eins sag' ich noch — es wird das letzte sein.

O güt'ger Jesus, wie den Feinden allen —
Am Kreuze du — vergabst — du Liebevoller —
Die meinen haff' ich nicht — will auch vergeben.

Du nimm dafür — o, thu mir den Gefallen! —
Dich meines Carlo an — und beten soll er
Ein Requiem für mich — und weiterleben!

Die Urbewohner von Ceylon.

Von

Ernst Haeckel.

Die mächtige Bewegung, welche durch Darwin's Entwicklungslehre in alle Gebiete der Wissenschaft eingeführt wurde, hat bekanntlich auch der Anthropologie eine ganz neue und höchst fruchtbare Richtung gegeben. Unter den vielen bedeutungsvollen Fragen, welche der forschende Menschengeist an diese junge Wissenschaft richtet, steht obenan diejenige nach dem Ursprung und der ältesten Geschichte unseres Geschlechts. Ist der Mensch, wie Moses in seiner Schöpfungsgeschichte erzählt, ursprünglich rein und vollkommen aus der Hand des ihm ähnlichen Schöpfers hervorgegangen? Und hat der nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch des Paradieses erst durch den Sündenfall seine menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit erworben? Ist der heutige Culturmensch moralisch und intellectuell herabgekommen, durch die gehäufte „Erbsünde" immer tiefer gesunken? — Oder verhält es sich umgekehrt: Ist unser heutiger Culturorganismus das jüngste und vollkommenste Product eines langen und langsam aufsteigenden Entwicklungsprocesses? Haben wir uns durch mühsame Culturarbeit im Laufe von Jahrtausenden allmälig aus den rohen Naturzuständen der „wilden" Naturvölker emporgearbeitet? Sind nicht diese letzteren selbst erst im harten „Kampfe ums Dasein" aus einer langen Reihe thierischer Vorfahren allmälig und stufenweis durch Umbildung entstanden?

Der Kampf zwischen diesen beiden entgegengesetzten Anschauungen erscheint wohl dem oberflächlichen Kenner noch unentschieden, vielleicht noch für lange Zeit. Wer aber tiefer in diese „Fragen aller Fragen" eingedrungen ist, wer mit Verständniß die wunderbaren Fortschritte der aufsteigenden Entwicklungslehre im Laufe der letzten beiden Decennien verfolgt hat, der wird nicht mehr zweifeln, daß dieselbe schon heute den vollständigen Sieg über die entgegengesetzte, absteigende Degenerationshypothese gewonnen hat.

Zu diesem Siege der aufsteigenden Entwicklungstheorie im Gebiete der Anthropologie haben viele verschiedene Forschungszweige beigetragen, vor Allem die vergleichende Zoologie und Paläontologie, die vergleichende Anatomie und

Ontogonie. Aber auch die vergleichende Ethnographie und Psychologie hat wichtige Beiträge dazu geliefert, und vor Allem die gründliche Kenntniß jener niedersten Menschenrassen, welche nur noch in schwachen Ueberresten hier und da aus grauer Urzeit übrig geblieben sind. Unter diesen „wilden" Naturvölkern niederster Stufe sind von ganz besonderem Interesse die Wedda's, die ursprünglichen Urbewohner von Ceylon. Zahlreiche merkwürdige Mittheilungen über dieselben sind schon in den meisten älteren Beschreibungen der grünen „Paradiesinsel" zu finden. Aber erst vor wenigen Monaten ist ein großes Prachtwerk erschienen, welches die interessante Naturgeschichte dieser höchst eigenthümlichen „Naturmenschen" vollständig und im Zusammenhange darstellt.

Die Herren Dr. Paul Sarasin und Dr. Fritz Sarasin (aus Basel) hatten das Glück, beinahe drei Jahre (1882—1883, und später 1890) auf Ceylon zuzubringen. Ihre reichen Mittel erlaubten ihnen, mit einer Gründlichkeit, wie sie nur wenigen Reisenden gegönnt ist, ihre fleißigen Studien über die Naturgeschichte der wunderbaren Insel durchzuführen. Nachdem sie in zwei Bänden den zoologischen Theil ihrer „Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon" veröffentlicht hatten, ist jetzt auch der dritte Band derselben erschienen: „Die Wedda's von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen" (mit Atlas von 84 Tafeln, Wiesbaden 1893).

Der größte Theil dieses ausgezeichneten Werkes wird von einer äußerst sorgfältigen Beschreibung des Körperbaues und namentlich des Skelettes der ceylonesischen Völker eingenommen; die kritische Vergleichung desselben bei den drei Hauptvölkern, Wedda's, Tamilen und Singhalesen — und weiterhin die Vergleichung derselben mit den anderen Menschenrassen einerseits, mit den anthropoiden Affen anderseits, führt zu sehr wichtigen „allgemeinen anthropologischen Gesichtspunkten". Im Anschlusse an diese detaillirte morphologische Beschreibung der wilden Wedda's werden uns aber auch sehr interessante Beobachtungen über ihre Sitten und Lebensweise mitgetheilt, über ihren Charakter und ihre Beziehungen zu den umgebenden Culturvölkern.

Als wichtigstes Gesammtresultat ergibt sich aus den umfassenden und gründlichen Untersuchungen der beiden Vettern Sarasin, daß die Wedda's von Ceylon eine der ältesten und tiefststehenden Rassen des Menschengeschlechts darstellen, „eine Menschenvarietät, welche an Alter ihre Nachbarstämme weit übertrifft". In vielen wichtigen Merkmalen des Körperbaues (und insbesondere des festen Knochengerüstes) stehen sie den Menschenaffen, namentlich dem Schimpanse, weit näher als die Europäer. Sie sind als die best erhaltenen Ueberreste einer uralten „Primärvarietät" der lockenhaarigen Menschenart zu betrachten (Euplocamen oder Cymotrichen). Diese uralte, kleine und schwarzbraune Rasse lebte in Vorderindien in einer „prädravidischen oder weddaischen Periode", viele Jahrtausende vor Buddha und Christus; andere spärliche Ueberreste derselben (doch weniger rein erhalten) stellen die kleinen „peninsularen Weddastämme" dar, welche einsam und zerstreut in entlegenen Gebirgswäldern Vorderindiens leben; die Kurumba's in den Nil-Giri-Gebirgen, die Kanikaren in den West-Ghats, die Juangs und andere sogenannte „schwarze Hindustämme". Alle diese peninsu-

laren Weddastämme gleichen ihren insularen Vettern auf Ceylon in folgenden Merkmalen: die Statur ist klein, die Hautfarbe dunkelbraun, das Kopfhaar lockig oder wellenförmig, der Bartwuchs spärlich (Bocksbart am Kinn), die Nase tief eingesattelt, mit breiten Flügeln, die Gliedmaßen lang und mager, das Skelett zierlich, der Schädel lang und schmal mit niedriger Stirn und kleiner Hirnkapsel. Außerhalb Vorderindiens sind solche Weddamenschen bisher nicht aufgefunden worden.

Als eine zweite, jüngere und bereits höher entwickelte Rasse des Menschengeschlechts sind die benachbarten „Dravidamenschen" zu betrachten. Sie sind zwar im Ganzen den Weddamenschen noch nahe verwandt, unterscheiden sich aber doch schon bestimmt durch eine Anzahl von beständigen Merkmalen im Körperbau; je nach dem systematischen Standpunkte des Anthropologen kann er diesen unterscheidenden Charakteren den Werth einer Varietät, Rasse oder Species beilegen. Wahrscheinlich sind die Dravidavölker aus einem Zweige der uralten Weddastämme Vorderindiens hervorgegangen, welche ursprünglich diese Halbinsel allein bewohnten. Gleich den Letzteren sind auch die Ersteren nachträglich erst nach Ceylon hinüber gewandert. Die Dravidastämme haben aber später oft Beimischung von arischem Blute durch die von Norden eindringenden Inder erfahren. Als zerstreute Ueberreste der älteren Dravidavölker sind viele einzelne dravidisch sprechende Bergstämme Vorderindiens zu betrachten (so z. B. die schwarzen, durch starke Behaarung ausgezeichneten Toda's), ferner die Tamilen von Ceylon und die Australneger von Neuholland (vergl. Capitel XXVIII meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", 8. Aufl. 1889).

Viel jüngeren Ursprunges sind die Singhalesen, eine Mischrasse, welche durch vielfache Kreuzung der arischen, von Norden eindringenden Inder und der Dravida's entstanden sind, und welche außerdem auch mit den Wedda's sich oft vermischt haben. In den tausendjährigen Kämpfen, welche Singhalesen und Tamilen um den Besitz der Paradiesinsel führten, sind vielfach so innige Beziehungen zwischen beiden Rassen entstanden, daß oft schwer der Antheil jeder einzelnen an gewissen Eigenthümlichkeiten zu bestimmen ist. Viel weniger innig gestalteten sich die Beziehungen beider Rassen zu der Urbevölkerung der Wedda's. Diese zogen sich scheu vor ihnen in die entlegensten Jagddistricte der Insel zurück. Hier konnten sie in einsamer Abgeschlossenheit viele wichtige Eigenthümlichkeiten des primitiven „paradiesischen" Naturzustandes treu bewahren.

Einige Schriftsteller haben noch neuerdings die Ansicht vertreten, daß die Wedda's die degenerirten Abkömmlinge höher entwickelter Culturvölker seien, entartete Singhalesen-Pariahs; durch Anpassung an die rohen Lebensverhältnisse des nomadischen Jägerlebens sollen sie ihre frühere Cultur eingebüßt haben und Stufe für Stufe gesunken sein. Diese „Degenerationshypothese" wird durch die gründlichen und umfassenden Forschungen der beiden Sarasin definitiv widerlegt. Auch die sichersten historischen Zeugnisse sprechen dagegen. In dem Tractate des Palladius über die Völker Indiens (aus dem vierten Jahrhundert) schildert uns ein reisender Thebaner aus Aegypten die wilden Wedda's („Biddades" oder „Besades"), ihren eigenthümlichen Charakter und ihre primitive Lebensweise in den Felshöhlen und Bergwäldern von Ceylon so getreu, daß der größte Theil

seiner Beschreibung auch noch auf ihre heutigen sehr wenig veränderten Nachkommen paßt. Auch im Mahavanso, der wichtigsten aller singhalesischen Chroniken (aus dem fünften Jahrhundert), finden sich viele Angaben über die Urbevölkerung der Insel, die Yaka's, welche ganz auf die heutigen Wedda's passen. In dem alten indischen Heldengedichte „Ramayana" werden dieselben schlechthin als „Affen" bezeichnet.

Die zahlreichen, von Sarasin zusammengestellten Angaben über die Wedda's, welche in älteren und neueren Reisebeschreibungen von Ceylon zerstreut sind, sind zwar zum größten Theil unvollständig und widersprechen sich auch in vielen Einzelheiten. Es ist aber bemerkenswerth, daß sie trotzdem in sehr vielen und wichtigen Angaben übereinstimmen. Eine der besten und treffendsten älteren Schilderungen hat schon vor siebenundsechzig Jahren der Holländer Haafner (1826) gegeben. Dieselbe ist so naturwahr und zugleich so tief empfunden, daß wir den wichtigsten Theil seines poetischen Bildes hier wörtlich folgen lassen: „Indessen treibt sich in diesen Wildnissen, von allen Mitlebenden durch undurchdringliches Buschwerk und tiefe Moräste abgeschnitten, ein wildes Geschlecht umher, der Sohn der Wälder, der freiheitliebende Wedda, welcher jede Unterwerfung verachtet und keinen Herrn anerkennt. Zufrieden mit seinen wilden Wäldern, um die ihn kein Europäer beneidet, lebt er glücklich und frei von Sorgen, und, so lange es der Natur gefällt, in einer glücklichen Armuth; die Güter, welche die aufgeklärte Welt als ihre größte Glückseligkeit achtet, sind ihm unbekannt. In den dunkeln Wäldern, nur genährt durch den vorsorgenden Himmel, hat die Noth seinen Hausrath erfunden; die hohle Hand ist sein Glas und ein Baumblatt seine Schüssel. Zusammen mit dem Elephanten tränkt er sich an dem beschatteten Strom, welcher zwischen moosbegrünten Bäumen fließt; kein eitles Begehren nach unnöthigen Dingen stört die Ruhe seiner Seele, und unnütze Kenntnisse quälen nicht sein Gehirn. Sonne und Mond läßt er über sich scheinen, ohne zu streben, ihren Lauf zu ergründen; keine schwere Arbeit mattet seine Glieder ab, und er schwitzt nicht hinter dem Pfluge. Die Jagd ist seine angenehmste und liebste Beschäftigung, und die unerschöpflichen Wälder verschaffen ihm Ueberfluß an Nahrung; der Honig ist sein Salz, in welchem er das gefällte Wild in hohlen Bäumen vor Verwesung bewahrt und der sein trübes Wasser versüßt. Die wilden Fruchtbäume neigen ihre schwer beladenen Zweige über seinem Haupte, und in der Erde findet er schmackhafte und nährende Wurzeln. Mit dem Handbeil bewaffnet und von seinem Sohne begleitet, wandert er in den pfadlosen Wäldern und geht zur Jagd; sein Pfeil, welcher sicher trifft, schützt ihn gegen den Anfall reißender Thiere; begegnet er dem grausamen Panther auf seinem Weg, so macht er sich an ihn, die Feigheit verachtend, furchtlosen Gemüthes, durchbohrt ihn zu gleicher Zeit mit seinem nie fehlenden Pfeil, und die Sehne seines Bogens schwirrt im Winde. Ermüdet von der Jagd, ruht er unter grünen Lauben am Rande eines rauschenden Stromes, während ihn die liebliche Harmonie unzähliger Luftbewohner in den Schlaf wiegt. Eine Hütte von geflochtenen Zweigen, Raum genug für ihn und seine Familie, ist seine Wohnung; unter den dicht schattenden Wäldern lebt er sicher vor den brennenden Strahlen der Sonne. Er fürchtet keinen Feind noch Ueberfall, als den der wilden Thiere, aber das

Rauschen der trockenen Blätter und Zweige, die er zu diesem Zwecke in großen Haufen rund um seine Lagerstätte breitet, entdeckt ihm das Nahen des schleichenden Würgers. So lebt er zufrieden und froh mit seinem Zustand in diesen tiefen Wildnissen; umgeben von fremden Nationen, treibt ihn nicht die Neugier, ihre Sitten und Gewohnheiten zu untersuchen. Seine Wälder sind seine Welt, welcher er vor allen anderen Ländern den Vorzug gibt; seine Lebensweise hält er für die beste. O glückliches Vorurtheil! gesegnete Neigung, welche alle Gebrechen der Natur verbirgt und an ein allerentlegenstes Land seine Bewohner mit geheimen Banden kettet!"

Die heutige Verbreitung der Wedda's auf Ceylon beschränkt sich auf jenen mittleren Theil des östlichen Niederlandes, welcher zwischen 7° und 9° nördlicher Breite liegt, zwischen 81° und 82° östlicher Länge. Im Westen ist dieses Weddagebiet umrahmt von dem steilen östlichen Abfall des centralen Gebirgsstockes, im Osten von der flachen, größtentheils von Tamilen bevölkerten Meeresküste; die südliche Grenze bildet der Fluß Arukan-Aru, die nördliche Grenze eine Hügelkette, welche von Trinkomali gegen Südwesten zum See Kanduluwewa zieht. Der größte Theil dieses weiten Gebietes ist Naturland und äußerst schwach bevölkert, durchschnittlich mit weniger als fünf Menschen auf die englische Quadratmeile; zahlreiche Hügelketten durchziehen die einsame Parklandschaft, welche durch die westlich aufsteigende Gebirgsmauer gegen die Regenmassen des Südwestmonsun geschützt ist und zum trocknen Theile der Insel gehört.

Die Zahl der Wedda's, welche noch gegenwärtig auf Ceylon leben, ist natürlich nur annähernd zu schätzen; sie beträgt kaum ein Promille der Gesammtbevölkerung. Diese beläuft sich nach dem Census von 1887 auf 2760000 Personen. Davon sind zwei Drittheile Singhalesen (1847000), ein Viertheil Tamilen (687000), Europäer 5000 und Wedda's nur 2220. Das Weddagebiet zerfällt in drei größere Districte: Tamankaduwa im Norden, Wellasse im Süden und Bintenne in der Mitte zwischen beiden. Innerhalb dieses weiten, größtentheils mit Buschwald bedeckten und äußerst wildreichen Gebietes leben die einzelnen Weddafamilien weit zerstreut. Nur längs der östlichen Küste, von Trinkomali bis Batticaloa, und weiter südwärts bis Arukan-Aru, sind streckenweis größere Ansiedelungen von Familiengruppen zu finden, wenngleich keine eigentlichen Dörfer. Allein diese sogenannten „Weddadörfer" bestehen schon nicht mehr aus echten Naturwedda's, sondern aus mehr oder minder seßhaft gemachten Culturwedda's; durch Berührung und theilweise Vermischung mit den Tamilen der Ostküste und mit den von Westen eingewanderten Singhalesen haben sie ihren ursprünglichen Charakter bereits eingebüßt; sie treiben, wenn auch in höchst primitiver Form, Ackerbau und Viehzucht. Diese Beschäftigung liegt aber dem ursprünglichen Naturwedda, dem freien Jäger, ganz fern.

Die Naturwedda's wohnen nirgends in Dörfern oder größeren Ansiedelungen beisammen. Vielmehr bleiben die einzelnen Familien den größten Theil des Jahres völlig isolirt, jede nur mit der Jagd in dem ihr gehörigen Waldgebiet beschäftigt. Das ganze Weddaland stellt ein Netzwerk solcher Jagdgründe dar; jede Familie hält streng darauf, daß ihr ausschließliches und erbliches Jagdrecht in demselben von den anderen streng respectirt wird; denn ihre Existenz hängt

davon ab. Nur während der winterlichen Regenzeit, in den Monaten October, November und December, findet eine Annäherung und theilweise engere Berührung der isolirt lebenden Familien statt. Die niederen Wald- und Wiesengründe des Jagdgebietes werden dann überschwemmt, und die Wedda flüchten auf einen der zahlreichen felsigen Hügel, welche überall zerstreut sind. Die Höhlen in Felsen dieser Hügel gewähren ihnen Schutz vor Sturm und Regen; größere Höhlen werden auch wohl zwischen mehreren Familien getheilt und durch Scheidewände von Laubwerk in Kammern getrennt.

Während dieser Regenzeit entwickelt sich auch ein lockerer socialer Zusammenhang zwischen den stammverwandten, sonst isolirt lebenden einzelnen Familien. Heirathen werden geschlossen und gewisse gemeinsame Interessen verhandelt. So sind auch die primitiven Anfänge socialer Organisation entstanden, welche zur Bildung von lockeren Stammverbänden, Clans oder „Warges" geführt haben. Indessen existiren im Ganzen auch zwischen den Familien eines Clans so wenige Berührungspunkte, und der wechselnde Vorstand derselben, ein erwählter „Senior" oder Stammeshäuptling, hat so wenig zu sagen, daß der ganze „Warge"-Verkehr nur sehr geringe Bedeutung erlangt. Krieg und Räuberei kommt bei den friedliebenden und ehrlichen Wedda's nur äußerst selten vor; somit fehlen auch „Gesetz und Rechte", die sich bei uns als „ewige Krankheit forterben".

Betrachten wir zunächst die äußere Gestalt und den Körperbau unserer Paradiesmenschen etwas näher, und vergleichen wir dieselben mit unserer eigenen höchst entwickelten Menschenrasse einerseits, mit unsern pithecoiden Vettern, den Menschenaffen anderseits. Die Herren Sarasin haben eine derartige morphologische Vergleichung in musterhafter Weise auf das Sorgfältigste durchgeführt, und zwar mit Bezug auf alle einzelnen Züge ebensowohl der äußeren Körperform als des inneren Körperbaues, insbesondere der Skelettbildung. Lange vergleichende Zahlentabellen, auf Tausende genauer Messungen gestützt, verleihen ihren Angaben eine exakte Sicherheit. Als wichtigstes Gesammtergebniß geht daraus hervor, daß die Wedda's in vielen wichtigen Beziehungen dem menschenähnlichsten unter den lebenden Affen, dem Schimpanse, näher stehen, als die meisten übrigen Rassen, und insbesondere die Mittelländerrasse, zu der wir selbst gehören.

Der erwachsene Wedda ist im Durchschnitt klein, nur anderthalb Meter hoch; die mittlere Höhe beim Manne beträgt 153, beim Weibe 147 Centimeter. Die Beine und besonders die Arme sind mager, länger und schlanker im Verhältniß zum Rumpfe; Waden fehlen. Besonders fällt auf, daß sowohl oben der Vorderarm im Vergleiche zum Oberarm, als unten der Unterschenkel im Vergleiche zum Oberschenkel, länger ist als beim Europäer. Auch die Füße sind platter, und zwischen der großen Zehe und den übrigen klafft eine große Lücke. Wie auch bei anderen indischen Völkern, ist die große Zehe den anderen gegenübergestellt und kann zum Greifen benutzt werden, z. B. zum Aufheben einer Nadel, zum Spannen des Bogens, zum Umfassen eines Baumastes beim Klettern, nach Art der Affen.

Auch der Schädel, die wichtige Schutzkapsel des Gehirns, nähert sich beim Wedda in bedeutungsvollen Beziehungen mehr dem Affenschädel als demjenigen des Europäers. Der Schädel ist lang und schmal, die Stirn niedrig, das Gesicht

breit, die Nase mit tiefem Sattel, flachem Rücken und breiten Flügeln; die Schneidezähne stehen schief vor, und das Kinn ist spitz. Die Schädelhöhle, also auch die Masse des von ihr umschlossenen Gehirns, bleibt um ein viertel Liter hinter derjenigen des Europäers zurück.

Die Hautfarbe der Wedda ist dunkelbraun oder schmutzig rauchbraun, am dunkelsten auf der Brust. Auch die tiefliegenden Augen sind dunkelbraun. Das Haar ist beständig schwarz. Die Behaarung des ganzen Körpers ist nicht besonders stark. Der Bartwuchs ist spärlich, besonders an den Wangen. Die erwachsenen Männer tragen beständig ein lockiges Haarbüschel am Kinn, einen charakteristischen Bocksbart. Das Haupthaar ist stark entwickelt und bildet, da es niemals gekämmt und geschnitten wird, einen mächtigen Busch. Im Affect, beim Tanze, bei der plötzlichen Berührung mit Fremden, beim Erschrecken u. s. w. haben die Wedda's die Gewohnheit, den Kopf gegen die Brust zu senken und den langen Haarbusch über die Stirn herabfallen zu lassen, so daß das Gesicht ganz verdeckt wird.

Die Beschaffenheit des Kopfhaares ist von besonderer Wichtigkeit, da dieselbe ja neuerdings mit Recht immer mehr als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der Menschenrassen verwerthet wird. Das grobe und rauhe Kopfhaar der Wedda ist weder kraus oder wollig (wie bei den Ulotrichen, den Negern, Papuas u. s. w.), noch glatt und straff, wie bei den „straffhaarigen" Euthycomen (den Malayen, Mongolen und Uramerikanern). Vielmehr ist das Haar der Wedda's mehr oder weniger wellenförmig oder gelockt, wie bei den Australiern, den Dravida's und den Mittelländern (oder „Kaukasiern"). Schon vor fünfundzwanzig Jahren habe ich alle diese lockenhaarigen Rassen in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" als Euplocamen zusammengefaßt und jenen straffhaarigen Euthycomen gegenübergestellt, als zwei Hauptgruppen der schlichthaarigen Menschen, Lissotrichen (vergl. die VIII. Auflage, 1889, S. 724 bis 749). Die Herren Sarasin haben diese Eintheilung nicht berücksichtigt, fassen aber unter dem neuen Begriffe der Welligh aarigen (Cymotrichen) genau dieselben Rassen zusammen, welche ich Lockenhaarige (Euplocamen) genannt hatte.

Sehr interessant und wichtig sind die ausführlichen Mittheilungen, welche die Herren Sarasin über die Lebensweise der Wedda's machen, über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Nahrung und Familienverhältnisse, ihre Beziehungen zur Umgebung und zu anderen Organismen. Sie bezeichnen diesen inhaltreichen Abschnitt ihres Werkes nicht ganz passend als Ergologie; wir haben dafür schon seit längerer Zeit den Begriff der Oecologie oder Bionomie (Haushaltslehre), während Ergologie gerade umgekehrt die Lehre von den Arbeitsleistungen der einzelnen Organe bezeichnet, die „Physiologie" in dem jetzt gebräuchlichen engeren Sinne (vergl. meine Rede über Entwicklungsgang und Aufgabe der Zoologie, in den „Gesammelten populären Vorträgen über Entwicklungslehre", Bonn 1879, Bd. II, S. 24). Die Oecologie der Wedda's wirft nach mehreren Richtungen bedeutungsvolle Streiflichter auf den ursprünglichen „paradiesischen" Urzustand unseres Geschlechts. Um diese richtig zu würdigen, müssen wir vor Allem die ursprünglichen Lebensverhältnisse der Natur-Wedda's untersuchen, welche noch heute auf der uralten Entwicklungsstufe eines primitiven

Jägervolkes verharren. Die Cultur-Wedda's hingegen, welche mehr oder weniger mit den benachbarten Culturvölkern in Berührung gebracht und in die künstlichen Verhältnisse der Civilisation wider Willen hineingezwängt worden, sind insofern lehrreich, als sie theilweise ein historisches Licht auf den ältesten Uebergang des Naturmenschen zum Culturmenschen überhaupt werfen.

Die reinen Natur-Wedda's, deren einzelne Familien weit zerstreut und tief verborgen in den entlegenen Wildnissen ihrer Parkwälder wohnen, haben viele Züge der ursprünglichen Paradiesbewohner getreu bewahrt. Ein Theil derselben kennt noch keinerlei Kleidung und somit auch kein Schamgefühl. In völliger „Paradiesunschuld" gehen nicht allein die Kinder unbekleidet (die ja auch bei den Cultur-Indern ganz nackt sind), sondern auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts. So fand sie der Engländer Stevens, der längere Zeit unter den Wedda's lebte (1888). Ebenso berichtet (1865) ein Tamil, daß sie keinerlei Kleidung haben, wenn sie unter sich sind, an ihren eigenen Orten. Auch andere Anthropologen nehmen auf Grund zahlreicher Zeugnisse an, daß „vor nicht langer Zeit völlige Nacktheit Regel war". Wie Moses von Adam und Eva berichtet: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht."

Dagegen zeigen die Wedda's, sobald sie mit anderen Menschen in Berührung kommen, nicht allein große allgemeine Scheu vor denselben, sondern auch die ersten Spuren von Schamgefühl und zugleich von Schmuckbedürfniß. Dieses äußert sich zunächst in der Umgürtung mit einer Lendenschnur. „Jeder Wedda, sowohl Mann als Weib, trägt, falls er nicht völlig nackt geht, eine Schnur um die Lenden." Dieselbe wird gewöhnlich aus dem Bast eines Baumes gedreht, der Sanseviera zeylanica. Auch die Kinder der Singhalesen tragen meistens eine solche Schnur oder einen Bindfaden rings um die Hüften; vorn ist daran eine Münze oder Muschel, oder ein anderes Schutzmittel gegen den „bösen Blick" befestigt. Die Lendenschnur ist als ein Vorläufer des Gürtels zu betrachten, phylogenetisch eines der ältesten Kleidungsstücke.

Die Lendenschnur oder der „Primitivgürtel" kann als die ursprünglichste Form des Schmuckes betrachtet werden. Sie dient aber auch praktischen Zwecken, indem verschiedene Gegenstände: Blätter, Rindenstücke, Tuchlappen u. s. w. daran befestigt werden, auch die Axt wird oft daran eingeklemmt. Ferner spielt dieselbe bei den Natur-Wedda's des Nilgala-Districtes eine interessante Rolle als Ehestifterin. Während bei den meisten Wedda's gar kein Hochzeitsceremoniell existirt, bringt dort der Jüngling bei seiner Brautwerbung eine Lendenschnur mit und bindet sie um den Leib seiner Auserwählten. Diese ihrerseits schlingt eine selbstverfertigte Lendenschnur um die Hüften des Bräutigams und verläßt mit ihm die Eltern; damit ist die Ehe geschlossen. Bailey theilt darüber mit: „Der Mann trägt stets die Schnur, und nichts bringt ihn dazu, sie zu lassen. Ist sie verbraucht, so hat das Weib eine neue anzufertigen und ihm umzubinden."

Als zweites Kleidungsstück (und zugleich Schmuck) gesellt sich bei vielen Wedda's zur Lendenschnur der Blätterschurz; eine Gruppe von Blättern oder ein blattreicher Baumzweig, welcher vorn an der Schnur befestigt wird. Nachdem Adam und Eva die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß gegessen hatten, „wurden ihrer Beider Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie

nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürzen" (1. Mosis 3, 7). Bald sind es die einzelnen breiten Blätter eines Strauches (Helicteres?), welche die Wedda's als „Feigenblatt" verwerthen, bald die blätterreichen Zweige von zwei Rautensträuchern (Atalanta und Glycosmis); beide duften aromatisch. Wenn mehrere und größere solcher Zweige über die Lendenschnur geschoben werden, so entsteht aus dieser primitiven Blätterbekleidung ein förmlicher „Blätterhüftrock". Dieser wird auch von den Wedda's bei ihren Tänzen als Schmuck angelegt und „durch den Tanz in drehende Bewegung versetzt, ein Vorbild der leichten Gewandung unserer Ballettänzerinnen". Die singhalesischen Waldbauern oder Wanniya's haben diesen Blätterrock bei ihren Tänzen von den Wedda's übernommen und singen dazu folgendes zierliche Tanzliedchen:

„Spiele feine Tänze auf dem Tom-Tom
Für mein Liebchen, welches zierliche Tänze tanzt;
Tanze auserwählte Tänze,
Tanze mit dem Büschel von Blättern,
Tanze schöne, schöne Tänze,
Tanze, den Blätterbusch zum Kreise drehend,
O Freund, die Götter sind herbeigekommen!"

Statt des Blätterschurzes befestigen einige Wedda's an ihrer Lendenschnur eine kurze Schürze, welche aus dem Baste des Ritibaumes gefertigt ist (der Urticee Antiaris toxicaria). Die Rinde wird in Wasser eingeweicht und mit Steinen geklopft; der abgelöste Bast ist dann weich und biegsam wie grobes Leder. Eine solche viereckige Bastschürze (etwa einen Fuß hoch und zwei Fuß breit, am Gürtel durch Einstecken befestigt) sieht aus wie eine kurze Lederschürze. Leder ist aber den Wedda's unbekannt; auffallender Weise verwenden sie Thierfelle überhaupt nicht zur Kleidung; die Kunst, solche zu gerben oder überhaupt zum häuslichen Gebrauche zu verwenden, kennen sie nicht.

An die Stelle des ursprünglichen Blätterschurzes oder der Bastschürze ist heut zu Tage bei der großen Mehrzahl der Wedda's ein Tuchlappen getreten; sie verschaffen sich denselben durch Tauschhandel von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen. Dieses „Schamtuch" ist bei den Männern nur ein kurzer und schmaler Streifen von Zeug; sein hinteres Ende wird am Kreuz durch die Lendenschnur geschoben, zwischen den Beinen durchgeführt und vorn unter der Lendenschnur durchgezogen; das übrig bleibende vordere Ende fällt darüber wie eine kleine Schürze herunter, oft nur von der Größe eines Handtellers. Die Frauen der Wedda's suchen sich, wenn möglich, ein größeres Stück Tuch zu verschaffen; gewöhnlich reicht dessen herabhängender Vorderlappen bis zu den Knieen. Stets wird Tuch von weißer Farbe gewählt, dem sie vor jeder anderen Farbe den Vorzug geben. Da aber die Wedda's sehr unreinlich sind und ihre Waschung gewöhnlich der zufälligen Durchnässung des Regens überlassen, erscheint das weiße Schurztuch meistens sehr schmutzig.

Weitere Kleidung fehlt den Natur-Wedda's vollständig. Kopfbedeckung und Fußbekleidung sind unbekannt. Das Brusttuch, welches viele Frauen der Cultur-Wedda's um den Busen schlagen, haben sie erst von den Tamilen oder Singhalesen übernommen. Schenkt man ihnen ein größeres Stück Tuch, so winden sie

es einfach um den Leib. Auch Nachts beim Schlafen decken sie sich nicht zu, sondern legen sich auf den nackten Erdboden. Obgleich ihre Jagd ihnen täglich Thierfelle liefern könnte, ziehen sie dieselben doch nicht ab und machen von ihnen keinerlei Gebrauch.

Wie jede Kleidung, so fehlt auch jeder Schmuck den ursprünglichen, von jeder Cultur noch unberührten Natur-Wedda's vollständig; so z. B. in dem entlegenen, selten besuchten Nilgala-District. Weder Männer noch Weiber und Kinder empfinden irgend ein Bedürfniß, sich durch eine Verzierung auszuzeichnen. Somit fehlt diesen glücklichen Naturkindern eine der folgenschwersten und fast allen Menschen sonst zukommenden Schwächen, die persönliche Eitelkeit. Wenn wir bedenken, wie allgemein sonst das Schmuckbedürfniß selbst bei den niedersten Menschenrassen (selbst den nackten Australnegern, Dajaks, Botokuden u. s. w.) verbreitet ist, wie zum mindesten Nasen, Lippen, Ohren u. s. w. durch eingesteckte Steine, Stäbchen, Muscheln, Metallringe u. dergl. verziert (oder vielmehr verunziert) werden, so verdient jene absolute Schmucklosigkeit besonders hervorgehoben zu werden. Die Mehrzahl der Wedda's, insbesondere diejenigen an der Küste, tragen allerdings heutzutage — außer der Lendenschnur — wenigstens einen bescheidenen Schmuck, nämlich irgend einen Gegenstand, der in das durchlochte Ohrläppchen gesteckt wird. Die Durchbohrung geschieht mittelst eines Dornes; der Schmuck, der hindurchgesteckt wird, ist von der verschiedensten Art: eine Zweigspitze, ein zusammengerolltes Blatt, ein Schneckenhaus, ein Knopf, ein Metallring, eine Perlenschnur, eine Patronenhülse u. s. w. In früheren Zeiten scheint selbst dieser einfachste Schmuck den Wedda's gefehlt zu haben und erst von ihren civilisirten Nachbarn, den Tamilen und Singhalesen, auf sie übergegangen zu sein. Die Letzteren legen auf diesen Schmuck großen Werth und tragen namentlich Metallringe sehr häufig nicht nur im Ohrläppchen, sondern auch in einem Nasenflügel. Ebenso schmücken sie sich sehr allgemein mit Perlenschnüren und Halsbändern, sowie mit Metallspangen an Armen, Beinen und Zehen. Auch dieser Schmuck hat sich von ihnen auf die Cultur-Wedda's der Küste übertragen, während er den Natur-Wedda's des Innern unbekannt ist. Ebenso wenig kennen sie die Sitte des Tättowirens, die sonst bei niederen Rassen so verbreitet ist. Es hängt dies mit ihrem gänzlichen Mangel an Kunstsinn zusammen.

Nicht minder merkwürdig als der gänzliche Mangel an Kleidung und Schmuck ist bei den Natur-Wedda's derjenige an Wohnung und Hausgeräth. Während des neunmonatlichen trockenen Sommers streifen die einzelnen Familien dieses primitiven Jägervolks in ihrem Waldgebiet umher und übernachten unter freiem Himmel, da, wohin sie die Wanderung zufällig führt. Ein Lager wird nicht bereitet und ebenso keine Decke gesucht. Doch legen sie sich, zum Schutze gegen den Wind, gern an den Fuß eines dicken Baumstammes. In elephantenreichen Gegenden sollen die Wedda's auch oft auf Bäume hinaufklettern und auf deren Aesten ihr Nachtlager suchen. Aber auch dann bereiten sie sich kein eigentliches Lager aus zusammengelegten Zweigen, wie es doch selbst die Menschenaffen thun: Orang und Gorilla. In der nassen Winterzeit (October bis December), wo die Niederungen ihrer Parkwälder von den andauernden Regenmassen des

Nordoſt-Monſun überſchwemmt werden, flüchten die Wedda's auf die höher gelegenen Hügel und ſuchen hier nächtlichen Schutz unter überhängenden Gneißfelſen. Man hat deshalb dieſe Naturmenſchen auch „Felſen-Wedda's" genannt („Rock-Vedda"). Eigentliche Höhlen im Felſen finden ſich ſelten. Gewöhnlich ſind es überhängende Felſenplatten von Gneiß, die ihnen Schutz gegen Regen und Wind gewähren. Gewöhnlich übernachtet nur eine Familie unter einem ſolchen Felſendach; doch kommen hier und da auch größere Höhlen vor, welche durch ein oder zwei Scheidewände (von Laubwerk) in zwei oder drei Kammern getheilt ſind, für ebenſo viele Familien. Unter dem Felſendache ſchlafen ſie auf der nackten Erde, platt ausgeſtreckt. Oft wird trockenes Laub oder Reiſig rings umher gelegt, damit deſſen Raſcheln das Nahen eines nächtlichen Thieres verkünde. Irgend welche Hausgeräthe finden ſich in dieſen Felshöhlen nicht; ebenſo wenig fanden ſich ſolche oder andere Kunſtprodukte oder Vorräthe in der Erde, welche am Boden dieſer Höhlen aufgegraben wurde.

In einigen Theilen des Weddalandes finden ſich primitive Schutzhütten zum Uebernachten, welche als erſte Anfangsſtufe einer künſtlichen Menſchenwohnung betrachtet werden können. Ein paar Pfähle (junge Stämmchen oder Baumäſte) werden ſenkrecht in den Boden geſteckt; ein paar andere, längere Pfähle werden mit ihren oberen Enden durch Baſt oben an den erſteren befeſtigt, und nun werden über dieſe ſchräg angelehnten Stangen querüber Baumzweige, Gras oder Stroh gelegt, die Lücken mit Moos oder Erde ausgeſtopft. Dieſes halbe Schutzdach, vorn und an beiden Seiten offen, hält wenigſtens am Rücken den Wind und Regen von den paar Menſchen ab, welche unter ihm die Nacht zubringen.

Gegen die Küſte hin treten an die Stelle dieſer halben bald ganze Schutzdächer, indem nach beiden Seiten hin ſchräge Stangen zeltartig in den Boden geſteckt und mit Baumzweigen oder Gras bedeckt werden. Indem dann niedere Lehmwände unter denſelben ſich erheben, entſteht die einfachſte Form einer wirklichen Hütte, deren verſchiedene Entwickelungsſtufen bei den civiliſirten Küſten-Wedda's zu finden ſind.

Ebenſo wie die Natur-Wedda's in ihrem urſprünglichen Paradieszuſtande keine Wohnung und Kleidung beſitzen, ebenſo fehlt ihnen eigentliches Hausgeräth. Eß- und Trinkgeſchirr, Becher und Schüſſeln, Meſſer und Gabeln ſind ihnen unbekannt. Von der primitiven Kunſt der Töpferei, wie von derjenigen der Metallgewinnung und Bearbeitung haben ſie keine Vorſtellung, ebenſo wenig von der Kochkunſt. Ihre vegetabiliſchen Nahrungsmittel genießen ſie roh; Fleiſch, ihre wichtigſte Speiſe, wird roh am Feuer geröſtet. Merkwürdigerweiſe fehlen ihnen auch Steinwerkzeuge völlig. Die Steinbeile, Steinpfeile, Steinmeſſer, Steintöpfe u. ſ. w., die bei ſo vielen Naturvölkern tiefſter Stufe ſich finden, und die uns an die „Steinzeit" unſerer wilden Vorfahren erinnern, ſind bei den Wedda's vergeblich geſucht worden. Dieſer Mangel iſt um ſo auffallender, als in dem benachbarten Vorderindien Steinwerkzeuge in Menge gefunden worden ſind.

Die einzigen Werkzeuge, welche alle Natur-Wedda's beſitzen, ſind aus Holz gefertigt; es ſind ihre unentbehrlichen Jagdgeräthe, Bogen und Pfeil, Axt und Feuerbohrer. Der einfache Bogen iſt meiſtens nahezu zwei Meter lang,

aus einem kleinen Baumstamm oder aus dem Ast eines größeren Baumes hergestellt, durch Abschneiden der Aestchen (mittelst einer Pfeilspitze) roh geglättet. Die Sehne des Bogens ist schnurförmig, durch spirale Drehung aus einem 2—3 Centimeter breiten Baststreifen gefertigt; sie wird an beiden Enden des Bogens durch einen Knoten befestigt. Die Pfeile sind ursprünglich einfache Holzpfeile und bestehen aus einem zugespitzten Aste oder Sprosse eines kleinen Sterculiaceen-Baumes (Pterospermum); gewöhnlich ist derselbe nahezu einen Meter lang, sorgfältig geglättet, am vorderen (spitzen) Ende 11 Millimeter dick, am hinteren nur 9 Millimeter. Das letztere ist meistens befiedert, indem ein Federkamm (aus den Schwungfedern eines größeren Vogels) durch Baststschnur daran befestigt wird. Wenn irgend möglich, verschaffen sich aber die Wedda's für ihre Holzpfeile von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen eiserne Klingen; diese sind lanzettförmige Blätter, 1—2 Centimeter lang, 20—40 Millimeter breit; hinten läuft die spitze Klinge in einen spitzen dünnen Stil aus, welcher in den Markcanal des Pfeilschaftes eingestoßen und außerdem noch durch umgewickelte Baststschnur befestigt wird. Die Wedda's erhalten diese eisernen Pfeilklingen, ebenso wie die eisernen Klingen ihrer Aexte, durch den eigenthümlichen, noch zu erwähnenden Tauschhandel.

Die Axt ist das wichtigste Instrument des Natur-Wedda, welches er beständig bei sich führt; gewöhnlich an die Schulter gelehnt oder durch die Lendenschnur gesteckt. Die Axt gleicht einem gewöhnlichen rohen Holzbeil; der hölzerne Stiel, 50—70 Centimeter lang, ist ein gerader, geglätteter Baumast, dessen Rinde entfernt ist; seine Dicke beträgt 20—30 Millimeter. Die eiserne Klinge ist keilförmig, 13—17 Centimeter lang, 5—7 Centimeter breit; sie enthält am dicken Ende eine Oese, durch welche der hölzerne Stiel hindurchgesteckt und mittelst eines eingetriebenen kleinen Holzkeils befestigt wird. Die Axt dient dem Wedda nicht allein als Werkzeug, sondern auch als Waffe; er vertheidigt sich damit gegen die Angriffe des wilden Büffels und des gefürchtetsten Raubthieres, des Lippenbären. Mit der Axt fällt er junge Bäume, schneidet Baumäste ab, holt die Honigwaben aus hohlen Bäumen heraus, schält das eßbare Mark von der Rinde gewisser Bäume ab. Die Axt ersetzt zugleich den Gebrauch des fehlenden Messers; das erlegte Wild wird damit abgehäutet, das Fleisch damit zerschnitten u. s. w. Feuer verschaffen sich die Wedda's wie viele andere Naturvölker niederer Stufe, durch einen hölzernen Feuerbohrer. Derselbe besteht aus zwei Holzstücken, einem schmalen flachen Brettchen mit einer kleinen Pfanne (dem festgehaltenen „Pfannholz") und einem runden, geraden Stabe von 40 Centimeter Länge, dem „Bohrholz"; beide Stücke werden aus dem weichen und leichten Holze eines und desselben kleinen Baumes (aus der Familie der Sterculiaceen) gefertigt, des Pterospermum suberifolium (desselben, welcher das Holz für die Pfeile liefert). Das untere etwas verdickte Ende des senkrecht in die Pfanne gedrückten Bohrholzes wird zwischen den Händen so rasch hin und her gedreht, daß innerhalb weniger Minuten die feinen Bohrspähne in Gluth gerathen. Indem dürre Blätter und Moos an die Pfanne gehalten und durch sorgfältiges Anblasen in Flamme versetzt werden, entsteht in kurzer Zeit Feuer.

Das Fleisch, welches die Hauptnahrung der Natur-Wedda's bildet, wird entweder am Feuer frisch geröstet und sogleich verzehrt, oder es wird in Streifen

geschnitten, über dem Feuer geräuchert und getrocknet und sodann als trockener Vorrath aufbewahrt. Früher wurde dasselbe mit Honig eingemacht und in hohlen Bäumen versteckt, deren Oeffnung zugestopft wurde. Auch jetzt noch ist Fleisch mit Honig gemischt die Lieblingsspeise der Wedda's. Dem Affenfleisch geben sie den Vorzug vor allem anderen; demnächst gilt das Fleisch des wilden Schweines und der großen Talagoya-Eidechse (Varanus bengalensis) als besonderer Leckerbissen. Vom Hirsche verzehren sie nicht bloß das Fleisch, sondern auch das Knochenmark. Außerdem schießen die Wedda's auch viel kleineres Wild: Flederfüchse (Pteropus), Eichhörnchen, Hasen, Stachelschweine, Schuppenthiere u. A. Ferner verzehren sie viele Arten von Vögeln und Süßwasserfischen; auch diese werden sehr geschickt mit Bogen und Pfeil erlegt. Thiere, deren Fleisch die Wedda's nicht essen, sind die gewöhnlichen Raubthiere der Insel: insbesondere Bär, Leopard und Schakal.

Aus dem Pflanzenreiche entnehmen die Natur-Wedda's eine große Anzahl von Nahrungsmitteln, welche sie meistens roh verzehren, seltener am Feuer geröstet. Wurzeln und Baumrinden, faules Holz und Baummark, Blätter und Früchte werden gegessen. Ihr wichtigster vegetabilischer Nährstoff ist die Knolle der Yamswurzel oder „Uyala" (Dioscorea tomentosa). Dieselbe wird von den Frauen mittelst eines dicken Stabes oder eines besonderen, unten lanzenförmig zugeschärften „Grabstockes" aus der Erde gegraben und am Feuer gebraten. Unter den zahlreichen Früchten des Waldes ist die große wilde Brotfrucht die vornehmste (Artocarpus nobilis). Eine sehr beliebte Speise ist zerfallenes Holz, welches aus hohlen Bäumen herausgeholt und mit Honig zu einem Brei verarbeitet wird. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die Natur-Wedda's, welche in den entlegensten Districten ihr Jagdgebiet haben, die wichtigsten Culturpflanzen von Ceylon, Reis und Cocosnuß, noch heute nicht kennen. Auch den Alkohol kennen sie nicht und äußern großen Abscheu gegen seinen Genuß. Dagegen ist die Gewohnheit des Betelkauens und ebenso auch des Tabakkauens der großen Mehrzahl der Wedda's bereits bekannt geworden. Das Salz ist den Natur-Wedda's unbekannt, und wenn sie es kennen lernen, weisen sie es zurück; es sei schlecht, verursache Krankheit und Schmerzen. Dagegen haben die Cultur-Wedda's an der Küste den Gebrauch des Salzes von den Tamilen erlernt; diese kochen auch ihre Speisen theilweise mit Salzwasser. Die Stelle des Salzes, als Würze der Nahrung (und besonders des Fleisches) vertritt bei den Wedda's der Honig. Sie gewinnen ihn in großen Mengen von mehreren verschiedenen Bienenarten: Buschbienen, welche ihre Waben an Gebüsch und Baumästen aufhängen; Baumbienen, welche ihr Nest in hohlen Bäumen anlegen; und Felsenbienen, deren Waben in freier Lage an steilen Felswänden angeheftet werden. Honig und Wachs werden nicht nur als wichtigste Nahrungszuthat täglich verwerthet, sondern auch als Object des geheimen Tauschhandels, ebenso wie getrocknetes Fleisch.

Dieser merkwürdige geheime Tauschhandel, schon von Plinius erwähnt, scheint seit Jahrtausenden fast der einzige Verkehr zu sein, welcher sich zwischen den wilden Wedda's und den von ihnen scheu gemiedenen benachbarten Culturstämmen, Singhalesen und Tamilen, fortspinnt. Da die Wedda's die Gewinnung und Bearbeitung des Metalles nicht kennen, eiserne Aexte und Pfeilklingen aber

ihre unentbehrlichsten Werkzeuge sind, müssen sie zu deren Erlangung sich an die Grobschmiede des nächstgelegenen Dorfes wenden. Sie schleichen sich bei Nacht an dasselbe heran, hängen eine Portion trockenes Fleisch und Honig an die Thür des Schmiedes und zugleich ein Modell der Axt oder der Pfeilklinge, welche sie wünschen. Dieses Modell, aus Thon oder einem Blatte gefertigt, gibt Größe und Form der gewünschten Eisenwaffe an. Der Schmied fertigt letztere innerhalb weniger Tage an und hängt sie vor die Thür; bei Nacht holt sie der Wedda ab. Ist er damit zufrieden, so legt er noch ein Geschenk hinzu. Da der Tausch für den Schmied sehr vortheilhaft ist, unterläßt er nicht, den Wunsch des Wedda bald zu erfüllen, um so weniger, als er sonst einen Pfeilschuß des Letzteren zu fürchten hätte. Im Nilgaladistrict hat sich dieser geheime, früher allgemein geübte Tauschhandel der Wedda's noch bis heute erhalten; bei der Mehrzahl ist aber an dessen Stelle heute der offene Tauschhandel getreten. Die Cultur-Wedda's der Küste haben auch theilweise den Werth und Gebrauch des Geldes kennen gelernt. Die Scheu der Wedda's vor anderen Völkern und ihre Abneigung, mit den benachbarten Culturstämmen in Verbindung zu treten, ist ebenso alt als wohlbegründet; sie ist auch gegenseitig, da die civilisirten Tamilen und Singhalesen sie als tiefstehende „Wilde" mit stolzer Verachtung behandeln; sie gelten Letzteren als ein ganz fremdes, von den Thieren des Waldes wenig verschiedenes Volk. Trotzdem hat schon seit Jahrtausenden wie auch noch heutzutage vielfache Vermischung zwischen ihnen stattgefunden, und sind vielfache Zwischenformen zwischen ihnen aufzufinden. Eine sorgfältig vergleichende ethnologische Untersuchung kann in den verschiedenen Formen und Culturzuständen der halbcivilisirten Küsten-Wedda's, verglichen mit ihren wilden Vorfahren einerseits, und mit den stufenweis gemischten Singhalesen und Tamilen anderseits, nicht allein interessante historische Beziehungen dieser verschiedenen indischen Volksstämme entdecken, sondern auch wichtige Hinweise auf die ältesten Stufen der primitiven Culturentwicklung überhaupt.

Die Sprache der Wedda's, obwohl sehr unvollständig bekannt, gibt in dieser Beziehung einige merkwürdige Aufschlüsse; in ihrer Dürftigkeit entspricht sie der hochinteressanten Einfachheit des beschränkten Vorstellungskreises, in welchem sich das Seelenleben dieser einfachen Naturkinder bewegt. Die meisten Worte, welche gegenwärtig den dürftigen Sprachschatz der Wedda's zusammensetzen, sind dem Singhalesischen entnommen; aber oft eigenthümlich modificirt, so daß die benachbarten Singhalesen selbst das von ihnen entlehnte Wort in dem fremden Dialektkleide kaum wiedererkennen. Historische, linguistische und psychologische Betrachtungen setzen es außer Zweifel, daß die singhalesische Sprache (von einer alten arischen Sprachform abgeleitet) den Wedda's ursprünglich fremd war, und erst von ihnen angenommen wurde, nachdem die Ersteren erobernd in die Insel eingedrungen waren und die wilde Urbevölkerung auf einen engen Waldbezirk zusammengedrängt hatten. Es sind ja viele Beispiele davon bekannt, wie rasch und leicht niedere Volksstämme die überlegene CulturSprache eingedrungener Eroberer annehmen. Die Sprache der Cultur-Wedda's an der Ostküste von Ceylon enthält bald mehr singhalesische, bald mehr tamilische Elemente, je nachdem sie mehr mit jener oder mit dieser Rasse in engeren Verkehr getreten sind. Die wenig be-

kannte Sprache der Natur-Wedda's im Inneren hingegen scheint noch eine Anzahl Wörter aus ihrer alten Ursprache zu enthalten — falls eine solche in articulirter Form schon vorhanden und der ganzen Rasse gemeinsam war! Die Sarasin haben die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß selbst die Bezeichnungen der ihnen wichtigsten Gegenstände: Axt, Bogen, Pfeil, Baum, Berg, Wasser u. s. w., ebenso die Namen ihrer werthvollsten Jagdthiere, oft in nahe liegenden Districten verschieden sind; bisweilen selbst bei nahe verwandten Familien verschieden; manche Familien verstehen nicht die betreffende Bezeichnung einer Nachbarfamilie, obwohl diese nur sehr wenige Meilen entfernt (aber isolirt!) lebt. Es scheint dies auf einen polyphyletischen Ursprung der Sprache (aus getrennten Wurzeln) hinzudeuten, wie er auch durch andere tiefstehende Naturvölker (z. B. Neger) wahrscheinlich gemacht wird.

Eigennamen zur Bezeichnung der einzelnen Personen scheinen den Natur-Wedda's ursprünglich zu fehlen; zur Unterscheidung in der Familie sagen sie: „Großer Mann, kleiner Mann, alter Mann, junger Mann" u. s. w. In einzelnen Districten (z. B. in Wewatte) haben sie Eigennamen angenommen.

Zahlwörter fehlen vollständig! Fragt man in einer Gruppe von Natur-Wedda's Einen, wie viel Genossen er hat, so versteht er das nicht; versucht man ihm die Frage deutlicher zu machen, so deutet er der Reihe nach auf die einzelnen Personen und ruft dabei: eka, eka, eka! (eins, eins, eins!) An der Küste haben die Cultur-Wedda's etwas zählen gelernt, zunächst an den Fingern, bis fünf oder zehn; einige haben es auch weiter gebracht; allein es geht sehr schwer und langsam! Die dressirten Culturhunde im Circus Renz, welche bis dreißig und darüber zählten, haben diese Kunst rascher gelernt! Und doch ist die Zahl die Grundlage der Mathematik!

Da die Natur-Wedda's die Zahlen nicht kennen, so wissen sie auch nicht, wie alt sie sind. Ein sehr bejahrter Cultur-Wedda, nach seinem Alter befragt, antwortete nur: „Sehr alt!" und ein anderer: „Wie kann ein Kataputschi das wissen?" (Kataputschi bedeutet „Buschkäfer" und ist der Spottname, mit welchem die Tamilen die Küsten-Wedda's belegen). Natürlich fehlen demnach auch Maßbezeichnungen für Größen, Entfernungen u. A. m. Es existirt keine Zeiteintheilung für Tage, Stunden, Monate, Jahre! Die Monatsperioden können sie nach der Wiederkehr des Vollmonds unterscheiden; aber Jahresperioden kennen sie nicht.

Schon diese linguistischen Thatsachen sind äußerst bezeichnend für den höchst beschränkten Vorstellungskreis, in welchem sich das Seelenleben dieser primitiven Naturmenschen bewegt. Der geringen Größe und Ausbildung ihres Gehirns entspricht ihre geringe Fähigkeit zu lernen und Culturbegriffe aufzunehmen; ihr geringes Interesse und Verständniß für diejenigen höheren Seelenthätigkeiten, welche den Culturmenschen zur Pflege der Kunst und Wissenschaft geführt haben. Die englische Regierung, welche diese unschuldigen naiven Naturkinder mit Gewalt in die Zwangsjacke der Cultur stecken will, hat schon seit fünfzig Jahren Ansiedelungen und auch Schulen für die Wedda's gegründet. Der gute Sir Emerson Tennent in seinem trefflichen Werke über Ceylon freut sich über die Fortschritte, welche die angesiedelten Wedda's in diesen Schulen,

insbesondere auch in den Lehren des Christenthums gemacht haben. Diese schönen Illusionen hat der negative Erfolg der letzten beiden Decennien vollständig beseitigt; die Schulen sind längst wieder geschlossen und die Christenlehre längst vergessen. Selbst der Missionär Gillings, nach welchem mehrere hundert Wedda's „auf Bekenntniß des Glaubens an Christus hin willig waren, ihren Aberglauben aufzugeben", muß mit Schmerzen bekennen, „daß fast Alle von diesen wieder zu ihren früheren Gewohnheiten und Narrheiten zurückgekehrt sind. Was sie früher hörten, haben sie längst vergessen" (wenn überhaupt begriffen!). Und dasselbe gilt von der gewaltsamen Dressur im Zählen und Rechnen, Schreiben und Lesen, in welchen man die bemitleidenswerthen Cultur-Wedda's mühsam ein Stück vorwärts gedrängt hat. Wenn irgend möglich, verzichten sie auf diese Civilisationsbeglückung und flüchten wieder zur einsamen Jagd in ihren stillen Wäldern zurück. Nach dem officiellen Census von 1881 ist von den noch existirenden (circa 2200) Wedda's „nur ein einziges, und zwar ein männliches Individuum *Christ*!" Alle die gewaltsamen Civilisationsversuche von Regierungsbeamten, Lehrern und Missionaren haben nur einen äußerlichen, aber keinen bleibenden Erfolg gehabt. Es bedarf kaum des Hinweises darauf, wie wenig die abstracten Lehren eines idealen Christenthums geeignet sind, in die beschränkten Köpfe eines so tiefstehenden Naturvolkes, wie die Wedda's sind, einzudringen; geschweige denn zu dessen Veredelung und moralischer Vervollkommnung beizutragen. Das Letztere ist aber deshalb um so mehr zu bezweifeln, als wir durch die eingehende Schilderung der Herren Sarasin und die damit übereinstimmende Darstellung der besten früheren Beobachter ein *äußerst vortheilhaftes Gesammtbild von dem moralischen Charakter* dieses unschuldigen Naturvolkes erhalten. Mehr oder weniger einstimmig werden folgende Eigenschaften des Weddacharakters gerühmt: Zufriedenheit und Harmlosigkeit, natürliche Herzensgüte, hohes persönliches Ehr- und Freiheitsgefühl, strenge Wahrheitsliebe, Gastfreundschaft, Mitleid, Dankbarkeit, Ehrlichkeit, Schonung fremden Eigenthums, Muth im Kampfe, Ausdauer im Ertragen von Schmerzen und Gelassenheit im Sterben. Besonders löblich ist ihr einfaches Familienleben: Die Natur-Wedda's leben durchgängig in strenger *Monogamie* und sind sehr zärtlich gegen ihre Kinder; die Männer sind sehr eifersüchtig und bestrafen den (selten vorkommenden) Ehebruch mit dem Tode des Nebenbuhlers. Die gleiche Strafe (durch einen Pfeilschuß) trifft auch den Wilddieb, der das Jagdgebiet der Familie — ihr werthvollstes persönliches Eigenthum! — verletzt. Sonstige Vergehen und Strafen kommen kaum vor. Diebstahl und Mord, namentlich Raubmord, sind fast unbekannt; insbesondere auch Kindesmord; auch Krieg kommt sehr selten vor, da die einzelnen Familienstämme, die Clans oder Warges, isolirt leben und ihr Jagdgebiet gegenseitig respectiren.

Gegenüber diesen Lichtseiten des naiven Wedda-Charakters erscheinen seine Fehler größtentheils als die nothwendigen Schattenseiten: Vor allem ausgeprägte Fremdenscheu und tiefe Abneigung gegen die Culturmenschen (meiner Meinung nach sehr berechtigt!), hartnäckiger Trotz, ferner große Reizbarkeit und Jähzorn (besonders wenn sie verspottet oder ausgelacht werden). Wenn Wedda's zuerst mit Europäern in Berührung kommen, gerathen sie in große Aufregung und be-

antworten die an sie gestellten Fragen mit sehr lauter und rauher, oft mit brüllender Stimme, welche tief aus der Kehle oder der Brust zu kommen scheint. Mißtrauen und Verachtung des Fremden, zugleich Stolz und Selbstgefühl sprechen sich darin aus. Behandelt man sie dann aber freundlich, so besänftigen sie sich und antworten bald ruhiger, mit gemäßigter Stimme. Unter sich sprechen sie selbst oft sehr leise; die Stimme wird lispelnd und kaum verständlich. Gegen die hochmüthigen Singhalesen und besonders gegen die rohen Tamilen, welche die armen Wedda's stets mit Spott und Verachtung, oft gewaltthätig und grausam behandeln, hegen die Letzteren einen wohlberechtigten Haß, viel mehr als gegen die Europäer, welche sie als „weiße Vettern" respectiren. Daß sie vor Jenen fliehen und ihre rohen Angriffe gelegentlich mit einem tödtlichen Pfeilschuß beantworten, wird ihnen kein billig Denkender zum Vorwurf machen.

Neuen Gegenständen, die sie zum ersten Male sehen, z. B. Spiegeln, Streichfeuerzeugen, Schießwaffen u. s. w., gegenüber verhalten sich die ursprünglichen Natur-Wedda's sehr ähnlich den höheren Affen. Ueberhaupt würde eine eingehende *Psychologie* dieses uralten Naturvolkes, eine kritische Vergleichung seines einfachen Seelenlebens mit demjenigen der anthropoiden Affen einerseits, der Culturmenschen anderseits, höchst wichtig und dankbar sein. Wie in der primitiven Einfachheit ihrer äußeren Lebensverhältnisse, so sind diese „Urmenschen" auch in dem beschränkten Gebiete ihres tiefstehenden Seelenlebens viel interessanter durch das Viele, was sie *nicht besitzen*, als durch das Wenige, was sie besitzen. Dieser Satz gilt auch von der ganz primitiven *Religion der Wedda's*, falls man von einer solchen überhaupt sprechen kann. Die ursprünglichen reinen Natur-Wedda's, wie sie noch in einzelnen zerstreuten Familien in den Wildnissen des Nilgala-Districtes verborgen sind, besitzen eigentlich gar keine Religion. Sie kennen keinen Gott, weder als Schöpfer noch als Regierer der Welt; sie kennen auch keine guten oder bösen Geister, keine Dämonen oder Manen, keine Zauber und Wunder. Ueber Entstehung und Ursachen der sie umgebenden Welt machen sie sich ebenso wenig Gedanken, als ihre Waldgenossen und Leckerbissen, die schwarzen Affen oder Wanderus (Presbytis s. Semnopithecus). So wenig wie diese Letzteren glauben auch die Wedda's an eine immaterielle Seele, an einen menschlichen Geist, welcher beim Tode den Körper verläßt. Der darauf bezügliche und auch jetzt noch sehr verbreitete Aberglaube und der damit verknüpfte Manen- und Ahnencultus war dem naiven Naturmenschen ursprünglich unbekannt; er ist erst das Product gereifterer Phantasie und des aufkeimenden Bedürfnisses, die unbekannten Ursachen der umgebenden Welträthsel zu ergründen.

Sehr bezeichnend und merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die Thatsache, daß die Natur-Wedda's keine Todesfurcht und *keinerlei Leichenbestattung* kennen. Wenn Einer der Ihrigen stirbt, lassen sie die Leiche einfach an demselben Fleck liegen und verlassen diesen Ort für längere Zeit, mindestens bis die Verwesung der Leiche vollendet ist. Auch gegen deren Skelett verhalten sie sich völlig gleichgültig. Die Herren Sarasin haben eine beträchtliche Anzahl höchst werthvoller Skelette und Schädel von Wedda's in Anwesenheit ihrer Stammesgenossen und selbst ihrer nächsten Verwandten gesammelt und mitgenommen, ohne daß Letztere irgend welchen Einspruch erhoben oder selbst nur einige Scheu bezeigten. Bei vielen Wedda's werden die Leichen hingegen roh im Sande verscharrt

oder wenigstens mit Laub bedeckt; und die ackerbautreibenden Cultur-Wedda's haben auch bereits die Bestattungsgebräuche der benachbarten Tamilen oder Singhalesen übernommen, zugleich mit dem daran geknüpften Aberglauben. Bei diesen Cultur-Wedda's — und jetzt bereits bei vielen Natur-Wedda's — sind auch schon andere mystische Vorstellungen und damit verknüpfte abergläubische Gebräuche, religiöse Gesänge und Tänze, in Aufnahme gekommen. Da findet sich schon ein besonderer Manen- und Dämonencultus, eine eigenthümliche „Pfeilverehrung" (mit „Pfeiltanz"), eine Anzahl von Zaubersprüchen, Zauberschnüren u. dgl. m. Auch von einem Fortleben der Seele nach dem Tode haben diese Cultur-Wedda's mehr oder minder rohe Vorstellungen. Es scheint aber, daß alle diese Ideen erst von den halbcivilisirten Tamilen oder Singhalesen adoptirt sind und den ursprünglichen Natur-Wedda's fremd waren.

Mit Recht weisen die Herren Sarasin wiederholt daraufhin, wie wichtig es ist, bei der Beurtheilung der Wedda's vor Allem den ursprünglichen wilden Stamm, das freie Jägervolk der Natur-Wedda's (oder Felsen-Wedda's) ins Auge zu fassen und von den angesiedelten, ackerbautreibenden Cultur-Wedda's (oder Dorf-Wedda's) zu unterscheiden. Die Letzteren haben allmälig zahlreiche Sitten und Gewohnheiten, Kenntnisse und Laster von ihren halbcivilisirten Nachbarn, den Singhalesen und Tamilen, angenommen. Diese durch Anpassung erworbenen Veränderungen haben den ursprünglichen reinen Charakter des Natur-Wedda mehr oder weniger getrübt, dessen hohes Interesse gerade in der primitiven, durch Vererbung von anthropoiden Vorfahren übertragenen Einfachheit liegt.

Viele wichtige Züge von dieser ursprünglichen „Urmenschen"-Natur der Ceylon-Wedda's haben sich auch noch bei ihren nächsten Stammverwandten durch Vererbung erhalten, bei den weddalen Urstämmen Vorderindiens, den Kurumba's, Kanikaren u. s. w. Daß auch hier noch ganz ursprüngliche Einfachheit vorliegt, und nicht etwa spätere Entartung und Verwilderung, ergibt sich aus vielen wichtigen historischen Zeugnissen. Schon vor 2300 Jahren — ungefähr 400 vor Christus — beschreibt der griechische Leibarzt des Artaxerxes, Ktesias, „mitten in Indien schwarze Menschen, welche sehr klein sind, die größten derselben zwei Ellen. Sie werden Pygmäen genannt, sind stülpnasig und häßlich, gehen ganz nackt und ziehen niemals ein Kleid an. Sie hüllen sich in ihre sehr langen Haare, indem sie dieselben statt eines Kleides verwenden; sie sind sehr rechtlich und ausgezeichnete Bogenschützen." Wie diese interessanten Mittheilungen des Ktesias über die Pygmäen von Indien, so passen zum Charakterbilde der Wedda's auch diejenigen, welche Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert nach Christus) von den wilden Bergstämmen gibt, welche in Höhlen von Indien wohnen: „Sie sind klein, breitnasig, dichtbehaart, mit plattem Gesicht." Er nennt sie „Besedas", offenbar dasselbe Wort, wie die „Biddades" des Palladius. Es ist demnach die Bezeichnung Bedda's oder Wedda's eine uralte, ursprünglich allen diesen weddalen Urvölkern von Vorderindien gemeinsam. Auf der Halbinsel selbst ist sie verloren gegangen, während die von dort nach Ceylon übergesiedelten Wedda's sie bis heute erhalten haben.

Fassen wir das charakteristische Gesammtbild vom Körperbau und der Lebensweise dieser weddalen Pygmäen Indiens zusammen, welches uns die Herren Sarasin auf Grund ihrer sorgfältigen Forschungen und in Uebereins-

stimmung mit den besten älteren Berichten geben, so müssen wir ihnen vollkommen in ihren Endurtheilen beistimmen. Wir erblicken mit ihnen in diesen primitiven Naturmenschen den letzten Ueberrest einer uralten Menschenrasse, welche im Stammbaume unseres Geschlechtes aus der Wurzel der lockenhaarigen Menschenart (Euplocamen oder Cymotrichen) sich entwickelt hat; seit Jahrtausenden nur wenig verändert, gibt uns dieses Denkmal primitiver Menschenbildung noch heute eine annähernde Vorstellung von unseren ältesten indischen Stammeltern.

Ebenso können wir dem Endurtheile jener trefflichen Forscher beistimmen, wenn sie noch einen Schritt weitergehen und am Schlusse ihres Prachtwerkes die Vermuthung aussprechen, daß dem Mythus von Adam und Eva in der „Genesis" die Existenz weddaler Völker Vorderindiens zu Grunde liege. „Diese ersten Menschen finden wir hier dargestellt als nackt, monogam, naiv und unschuldig, ohne bestimmte Religionsform, ohne ‚Erkenntniß des Guten und Bösen', also ohne höhere Einsichten, ohne Ackerbau, also ohne Cultur, sich mühelos von den Früchten der Bäume nährend; die Geburt war leicht. Erst mit dem Erwerb höherer Erkenntniß gewinnen sie sexuelle Schamempfindung, bekleiden sich zuerst mit Blättern, später mit Fellen; sie bebauen das Feld, werden also zu Culturmenschen, und damit beginnt ihr Elend. Dem Berichte von Adam und Eva liegt unbewußt die Vorstellung zu Grunde, daß der physische und moralische Zustand, wie ihn die weddaischen Stämme in Vorderindien aufweisen, nicht etwa die Folge von Verkommenheit, vielmehr der ursprünglichste aller Menschen und der in seiner Unwissenheit und Unschuld glücklichste sei; die höhere Cultur aber einen secundär erworbenen Zustand darstelle, und zwar einen unglücklichen, eine Strafe. Die Wedda's und ihre Verwandten wären also schon zur Zeit, als jener biblische Mythus verfaßt wurde, in demselben Zustande gewesen wie heutzutage; in der Erzählung von Adam und Eva erblicken wir den ältesten Bericht, welcher über die Urstämme von Vorderindien auf uns gekommen ist."

Die hohe Bedeutung, welche demnach diese Weddastämme Vorderindiens — und vor Allem ihr besterhaltener Ueberrest, die Wedda's von Ceylon — für die Fragen vom Ursprung und der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts besitzen, wird noch durch eine andere Thatsache verstärkt. Auch in Afrika existiren noch ähnliche schwarze „Pygmäen", die wollhaarigen Zwergneger, Akkas und Buschmänner; schon Homer und Herodot hatten von ihnen Kunde, und gerade in jüngster Zeit haben sie unsere besondere Aufmerksamkeit erregt; sie zeigen in vielen wichtigen Beziehungen merkwürdige Aehnlichkeit mit den ersteren. Wir dürfen wohl diese „Akka-Pygmäen" von Centralafrika ebenso als uralte primitive Wurzelsprossen der wollhaarigen Menschenart betrachten (Homo ulothrix), wie die „Wedda-Pygmäen" von Vorderindien und Ceylon als wenig veränderte Wurzelsprossen der lockenhaarigen Species (Homo euplocamus). Vielleicht sind die ersteren ebenso in Afrika aus Anthropoiden hervorgegangen, wie die letzteren in Südasien. Vielleicht sind aber beide nur divergente Nachkommen einer gemeinsamen Urmenschenform (Protanthropus). Möge diese oder jene Vermuthung richtig sein, auf jeden Fall verdanken wir ihnen bedeutungsvolle Fortschritte in der Entwicklungslehre der heutigen Anthropologie.

Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser.

Von

Ludwig Friedlaender.

Franz Görres' Christenverfolgungen in Kraus' Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. I² (1882). S. 215—255.

K. J. Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diocletian. Band I. 1890.

B. Aubé, Histoire des persécutions de l'Église jusqu'à la fin des Antonins. 1 vol. 1875. Histoire des persécutions de l'Église, seconde série. La polémique paienne à la fin du second siècle. 1 vol. 1878. Les Chrétiens dans l'Empire Romain 180—249. 1 vol. 1881. L'Église et l'état dans la seconde moitié du 3. siècle (249—284). 1 vol. 1885.

Paul Allard, Histoire des persécutions pendant les deux premiers siècles. 1 vol. 1885. Histoire des persécutions pendant la première moitié du 3. siècle. 1 vol. 1886. Les dernières persécutions du 3. siècle. 1 vol. 1887. La persécution de Dioclétien et le triomphe de l'Église. 2 vol. 1890.

I.

Der Ausbreitung des Christenthums hat die Zerstreuung der Juden in der ganzen alten Welt den größten Vorschub geleistet, die schon früh begonnen und bereits in der vorchristlichen Zeit einen hohen Grad erreicht hatte. Nach einem viel gereisten griechischen Autor war schon in Sulla's Zeit nicht leicht ein Ort in der Welt zu finden, in dem nicht Juden wohnten. Der Grund dieser massenhaften Auswanderung war hauptsächlich die Uebervölkerung von Palästina: denn daß, wie man früher annahm, die jüdische Emigration vorzugsweise eine handeltreibende war, dafür fehlt es durchaus an Anhaltspunkten irgend welcher Art; auch zeigt sich eine Vorliebe für den Handel bei den Juden im Alterthum nirgend. In den dreiundsechzig Schriften, aus denen der Talmud besteht (der voll ehrenvoller Anerkennung des Handwerks und der Handarbeit ist) findet sich kaum ein Wort zu Ehren des Handels, wohl aber manches, das auf die Gefahren der Geldmacherei und des vagirenden Lebens hinweist[1]). Daß die Sendboten des Christenthums sich überall zuerst an ihre Volksgenossen wandten, versteht sich von selbst. Die allgemeine Verkehrssprache der jüdischen Diaspora war, mit

[1]) Delitzsch, Handwerkerleben zur Zeit Jesu, S. 25 und 36.

Ausnahme Syriens, das Griechische, und in dieser Sprache sind daher die Schriften der neuen Lehre verfaßt.

Auch die verhältnißmäßig sehr große Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit selbst der weitesten Wanderungen und Reisen innerhalb des römischen Weltreiches ist ein für die Erfolge der christlichen Mission nicht zu unterschätzendes Moment. Das ganze ungeheure Ländergebiet von Schottland und von den Rhein- und Donauufern bis zur Sahara und Assuan, vom atlantischen Meer bis zum Euphrat, war von einem dichten Straßennetz überspannt. Nur ausnahmsweise und auf beschränkten Gebieten traten Störungen der Ordnung und Sicherheit ein: „man konnte zu jeder Jahreszeit wandern und schiffen vom Aufgang bis zum Niedergang." Mit den Karawanen und Reisezügen, die alle Landstraßen belebten, mit den Fahrzeugen jeder Art und Größe, die während zweier Drittheile des Jahres alle Meere erfüllten, zogen überall auch jene unscheinbaren, von heiligem Feuer durchglühten, orientalischen Pilger, die das Wort Gottes von Volk zu Volk trugen.

Zwar verbreitete sich das Christenthum zuerst hauptsächlich in den östlichen Ländern. Was Plinius im Jahre 112 aus der Provinz Pontus berichtet, wird dort damals keine Ausnahme mehr gewesen sein: die Göttertempel standen leer, die Feier der Feste unterblieb, die Nachfrage nach Opferthieren hatte fast ganz aufgehört. Im Osten bekannte sich auch zuerst ein regierender Fürst, Abgar IX. von Osroene, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, zum Christenthum. Doch auch im Westen drang der neue Glaube schnell vor. Vielleicht hat der Apostel Paulus seine Absicht, nach Spanien zu reisen, ausgeführt: in einer altchristlichen Schrift heißt es, er sei als Herold des Evangeliums bis zur Grenze des Niederganges gekommen. Offenbar ist in den Culturcentren des Westens die Saat des Christenthums früh aufgegangen, wenn wir auch Nachrichten über die von Kleinasien aus gegründeten Gemeinden von Vienne und Lyon erst aus der Zeit Marc Aurel's besitzen. In derselben Zeit ist von der großen Verbreitung des neuen Glaubens in ganz Gallien, Germanien, Spanien und Afrika die Rede, und ohne Zweifel hatte das Bedürfniß einer Uebersetzung der heiligen Schriften in das in allen westlichen Ländern herrschende Latein schon längere Zeit bestanden, ehe es um die Mitte des zweiten Jahrhunderts (wie es scheint in Afrika) durch den ersten lateinischen Bibeltext (die Itala) seine Befriedigung fand.

Im Occident wird die christliche Gemeinde Roms nicht nur die größte, sondern auch die älteste gewesen sein. Dort waren schon in Cicero's Zeit die (großentheils in den Kriegen des Pompejus und Lucull als Gefangene nach Rom geführten und dort freigelassenen) Juden sehr zahlreich; sie bewohnten in der Kaiserzeit hauptsächlich die Region von Trastevere und bildeten mehrere (mindestens sieben) Gemeinden, jede mit einer eigenen Synagoge und einem eigenen Rath der Aeltesten. Vielleicht hatte schon unter Kaiser Claudius ein Theil der römischen Juden die neue Lehre angenommen, und in heidnische Kreise war ein dunkles Gerücht von den dadurch hervorgerufenen Spaltungen gedrungen. Denn der Kaiser schritt, wie sein Biograph sagt, gegen Unruhen ein, die auf Anstiftung eines Chrestus unter den römischen Juden ausgebrochen waren: die Verwechselung der Namen Chrestus und Christus war noch in späteren Jahr-

hunderten bei den Heiden nicht selten. Im Jahre 64 war die Zahl der Christen in Rom schon eine beträchtliche; denn „eine gewaltige Menge" von ihnen wurde wegen angeblicher Mitschuld an dem Brande Roms verhaftet. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts betrug die Zahl der Armen, Wittwen und Kranken in Rom, die durch Unterstützung der Gemeinde erhalten wurden, funfzehnhundert. Und wer das unermeßliche Labyrinth der Gräbergassen des „unterirdischen Rom" aus eigener Anschauung kennt, hat eine Vorstellung von dem Umfange, den die christliche Bevölkerung der Hauptstadt im Laufe von drei Jahrhunderten erreicht hat; denn gegen Ende des vierten Jahrhunderts hörten die vierundfünfzig Katakomben bereits ganz auf, als Begräbnißstätten zu dienen. Die Gesammtlänge ihrer sämmtlichen, oft in mehreren Stockwerken über einander laufenden Gräberstraßen hat Michele de Rossi auf 876 Kilometer berechnet.

Trotz alledem bildeten die Christen noch in der Zeit Constantin's nur einen kleinen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung des römischen Reiches. Noch um das Jahr 233 sagt Origenes, daß ihrer im Vergleich zu den Heiden nur sehr wenige seien. Für eine Schätzung ihres Verhältnisses zur heidnischen Bevölkerung gibt es nicht genügende Anhaltspunkte: für die Zeit Constantin's schwanken die Veranschlagungen zwischen einem Fünftel und einem Zwanzigstel. Die Christen waren aber in den ersten drei Jahrhunderten nicht bloß eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte bis zum Anfang des dritten zum allergrößten Theil den untersten Schichten der Gesellschaft an.

Das Evangelium, das auch den Geringsten und Verachtetsten von der Verheißung des Heils nicht ausschloß, fand naturgemäß den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der Mühseligen und Beladenen. Die froheste Botschaft war es für die Sclaven: es verkündete ihnen ihre Erhebung aus Niedrigkeit, Verachtung und Rechtlosigkeit, ihre Gleichstellung mit den Freien; wenn auch freilich die christliche Kirche an eine Aufhebung der Sclaverei nicht gedacht hat und nicht denken konnte. Sodann waren die socialistischen Tendenzen des Christenthums für seine Verbreitung in den untern Klassen nicht nur kein Hinderniß, sondern haben ihr hier ohne Zweifel Vorschub geleistet: hier war es nicht zu schwer, selbst mit der Forderung des Verzichtes auf irdische Güter Ernst zu machen. Endlich war in den von wissenschaftlicher, namentlich philosophischer Bildung unberührt gebliebenen Kreisen die Neigung zum reflexionslosen Glauben an das Unbegreifliche am größten. Von Allem nun, was die Armen, Geringen und Unwissenden zur Annahme der neuen Lehre geneigt machte, fand bei den höheren Ständen das Gegentheil statt. Hier leistete die philosophische und sonstige, mit dem Götterglauben aufs Innigste zusammenhängende Bildung den stärksten Widerstand. Der Arzt Galenus, der das streng sittliche Leben der Christen, ihre Beherrschung der Leidenschaft und ihr ernstes Streben nach Tugend bereitwillig anerkannte, hatte für den unbedingten Glauben, mit dem die Anhänger des Moses und Christus an unbewiesenen Sätzen hingen, nur verächtliches Staunen. Sodann war die Gefahr, durch das christliche Bekenntniß in Conflicte mit der bestehenden Ordnung verwickelt zu werden, für Personen der höheren Stände am größten. Endlich mußte die Lossagung von allen irdischen Interessen denjenigen, die in Besitz von Ehre, Macht und Reichthum waren, am schwersten

fallen. Vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts kann das Christenthum in den oberen Klassen nur vereinzelte Anhänger gefunden haben. Noch in dieser Zeit spotteten die Heiden, daß die Christen nur die Einfältigsten, nur Sclaven, Kinder und Weiber zu bekehren vermöchten, daß sie rohe und bäurische Menschen seien, ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und Frauen beständen. Noch im vierten Jahrhundert sagt Lactantius: „die Armen und Niedrigen glauben leichter als die Reichen." Noch in der Zeit Julian's des Abtrünnigen war fast der ganze römische Adel der alten Religion ergeben, zu welcher auch noch unter Theodosius dem Großen etwa die Hälfte des römischen Senats sich bekannte.

Daß einzelne Personen der höheren Stände sich schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts dem neuen Glauben zugewandt haben, ist an sich sehr glaublich: namentlich mögen Frauen, diese „Führerinnen in der Gläubigkeit," ihren christlichen Sclaven und Sclavinnen ein geneigtes Ohr geliehen haben. Aber bestimmte und zuverlässige Nachrichten von vornehmen Convertiten gibt es aus der Zeit vor Commodus nicht. Die sehr verbreitete Annahme, Pomponia Grăcina, Gemahlin des Consuls Plautius, des Besiegers von Britannien, sei eine Christin gewesen, ist so äußerst schwach begründet, daß man ihr nicht die geringste Wahrscheinlichkeit beimessen kann. Sie wurde im Jahre 58 des „ausländischen Aberglaubens" angeklagt, das Urtheil aber ihrem Gemahl überlassen, der sie freisprach. Unter ausländischem Aberglauben liegt es am nächsten, ägyptische oder jüdische Religion zu verstehen; gegen beide war Tiberius im Jahr 19 eingeschritten, und die letztere hatte Proselytinnen unter den höchsten Damen Roms, wie die Gemahlin Nero's, Poppäa Sabina. Von Pomponia Grăcina sagt Tacitus, ihr Leben sei lang und voll beständigen Grams gewesen; denn die vierzig Jahre, die sie nach der Ermordung ihrer Verwandten Julia, der Tochter des Drusus, noch lebte, verbrachte sie in tiefer Schwermuth und ohne die Trauerkleider abzulegen. Da aus derselben Zeit von Seneca und Tacitus [1]) noch andere Fälle einer solchen lebenslänglichen Trauer von Frauen berichtet werden, die den Gatten oder Söhne verloren hatten, ist es unmöglich, darin die Abwendung einer Christin von der Welt zu erkennen. Auch die altchristliche Tradition kennt Pomponia Grăcina nicht [2]), während doch die Legende von persönlichen Beziehungen zwischen Seneca und dem Apostel Paulus zeigt, wie sehr sie geneigt war, hervorragende Personen der heidnischen Welt auf irgend eine Weise als Proselyten in Anspruch zu nehmen. Weit eher als für eine christliche, kann man Pomponia Grăcina für eine jüdische Proselytin halten. Mehr Grund hat die Annahme, daß die Schwestertochter Domitian's, Flavia Domitilla, sich zum Christenthum bekannt habe. Gegen sie und ihren Gemahl, T. Flavius Clemens, wurde die Anklage des Atheismus erhoben, wegen dessen damals Viele, die sich „den Gebräuchen der Juden" zugewandt hatten, theils zum Tode, theils zur Einziehung der Güter verurtheilt wurden: Clemens wurde hingerichtet, Domitilla auf eine Insel ver-

[1]) Seneca ad Helviam 16, 2. Tac. A. XVI. 10.

[2]) Auf de Rossi's Versuch, sie mit der Lucina der Legende zu identificiren, gehe ich absichtlich nicht ein.

wiesen. So der unklare Bericht. Die von dieser Verfolgung Betroffenen mögen, wie Renan vermuthet hat, wenigstens zum Theil Judenchristen gewesen sein.

Erst unter Commodus wandten sich, wie ein christlicher Autor sagt, von den zu Rom durch Reichthum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte dem Heile zu. Auch unter dem Personal des kaiserlichen Hauses gab es damals Bekenner des Christenthums, und zwar, wie es scheint, nicht wenige. Zu ihnen gehörte der Freigelassene Carpophorus, der seinem Sclaven, dem späteren Papste Callistus, Geld zur Begründung einer Bank lieh, wo viele Brüder und auch Wittwen ihre Capitalien anlegten. Als das Geschäft an den Rand des Bankerottes gerieth, suchte Callistus den Tod, um sich der Rechnungsablegung zu entziehen; in der Absicht, zugleich die Glorie des Märtyrerthums zu erwerben, störte er den Gottesdienst in einer jüdischen Synagoge, worauf ihn der Stadtpräfect zur Arbeit in den Bleigruben bei Las Antas in Sardinien verurtheilte. Auch die Freigelassene Marcia, eine frühere Mätresse des 183 hingerichteten Ummidius Quadratus, mit dessen ganzer Dienerschaft sie ins kaiserliche Haus übergegangen war, ist eine Christin gewesen; ihr Erzieher, der Eunuch Hyacinthus, war Presbyter in der römischen Gemeinde; ein gleichzeitiger christlicher Autor nennt sie „die gottliebende Mätresse des Commodus." Marcia, die, nach einem Porträt auf einer Münze des Commodus, eine Schönheit ersten Ranges war, schwang sich zur Stellung einer erklärten Favoritin auf, die sie neun Jahre behauptete, und wurde fast wie eine rechtmäßige Gemahlin geehrt. Sie unterließ nicht, ihre Macht zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen zu benutzen: sie ließ sich vom Papst Victor ein Verzeichniß der um ihres Bekenntnisses willen in den sardinischen Bergwerken schmachtenden Christen geben, und erwirkte ihre Befreiung. Als sie erfuhr, daß Commodus in einer Aufwallung des Zornes ihren Tod beschlossen hatte, nahm sie an einer Verschwörung gegen ihn Theil und heirathete nach seinem Tode einen seiner Mörder, den Kammerdiener Eclectus. Der Kaiser Didius Julianus ließ sie mit den übrigen Verschworenen hinrichten.

Seit der Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts ist die Ausbreitung des Christenthums in den höheren Ständen ebenso vielfach bezeugt und auch durch Entdeckungen in den Katakomben bestätigt, wie es an Zeugnissen aus früherer Zeit (mit Ausnahme jenes unklaren Berichtes über die Verfolgung Domitian's) völlig fehlt. Langsam und allmälig, doch unaufhaltsam ist der neue Glaube gleich einer stetig wachsenden Fluth nach Durchdringung der unteren Schichten der Gesellschaft in die oberen emporgestiegen.

II.

Conflicte des Christenthums mit dem römischen Staat waren unvermeidlich, wenn diesem auch der Glaube der Christen an sich ebenso gleichgültig war, wie jeder fremde Glaube seiner Angehörigen. Die Toleranz des Heidenthums war dessen Natur nach eine so gut wie grenzenlose. Man kannte in religiösen Dingen keine auf übernatürlicher Offenbarung beruhende absolute Wahrheit, und der Begriff der Kirche blieb dem Alterthum ebenso fremd wie der des Dogmas. Die Götterwelt war nach antiker Auffassung ein immer nur unvollkommen be-

kanntes Gebiet, und jede Vervollständigung ihrer Erkenntniß wurde gern angenommen; man war stets bereit, die Götter anderer Völker neben den einheimischen zu verehren; sehr häufig glaubte man auch, diese in jenen wieder zu erkennen. Der Staat hatte allerdings ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung des mit den staatlichen Einrichtungen aufs Innigste zusammenhängenden nationalen Götterglaubens und Cultus, doch nur unter seinen vollberechtigten Angehörigen, den römischen Bürgern, und diese bildeten in der früheren Kaiserzeit nur einen kleinen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung.

Aber auch ihnen stand die Verehrung fremder Götter völlig frei, so lange sie nicht mit Abfall von der nationalen Religion verbunden war. Auch der römische Bürger, der dem vom Staate anerkannten griechisch-römischen Götterkreise in herkömmlicher Weise huldigte, mochte daneben den persischen Mithras, die ägyptische Isis, die phönikische Astarte, die keltischen Mütter und die übrigen zahllosen Götter verehren, deren Anhänger in Folge einer unbeschränkten Freizügigkeit in allen Provinzen des Reichs neben einander wohnten. Vollends die Religionen der Nichtbürger, der unterthänigen Bevölkerungen, der Griechen, Orientalen, Aegypter, Mauren, Kelten, also der ungeheuren Mehrzahl der Gesammtbevölkerung blieben unbeachtet, so lange sie nicht zur Verletzung der bestehenden staatlichen Ordnungen führten. Gegen die keltischen Druiden und die nordafrikanischen Molochpriester wurde nicht wegen ihres Irrglaubens eingeschritten, sondern wegen der mit ihrem Cultus verbundenen Menschenopfer.

An der starren Ausschließlichkeit der beiden monotheistischen Religionen, des Judenthums und des Christenthums, fand die weitherzige Toleranz des Heidenthums ihre Schranke. Beide Religionen verdammten den heidnischen Götterdienst als ärgste Sünde, erklärten die Heidengötter für todte Götzen oder böse Dämonen, und ihre Bekenner verbargen ihren Abscheu vor dem heidnischen Cultus keineswegs immer. Den gläubigen Heiden erschienen Juden und Christen als Atheisten. Griechen und Römer, „die die göttliche Lebensfülle als eine Göttergesammtheit, als eine Götterwelt" auffaßten, verstanden den Glauben nicht, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit, in eine unnahbare Ferne entrückt, durch einen unermeßlichen, nie auszufüllenden Zwischenraum von der anbetenden Menschheit trennt. Der Himmel des Judenthums und des Christenthums muthete sie an wie „eine erkältete Oede", der Glaube an Einen Gott war ihnen Entgötterung des Alls, Gottlosigkeit.

Die völlige Cultusfreiheit, die der jüdischen Nation als solcher zugestanden war, hatte eine stillschweigende Entbindung von allen Verpflichtungen zur Folge, die ihrem „Aberglauben" zuwiderliefen, also auch vom Götter- und Kaisercult: und diese ihrem nationalen Glauben gemachten Zugeständnisse bestanden fort, auch nachdem sie durch die Zerstörung Jerusalems aufgehört hatte, eine Nation zu sein. Zwar ist, wie bemerkt, Tiberius gegen das Umsichgreifen des Judenthums unter der Bürgerschaft eingeschritten; aber eine eigentliche Gefahr drohte dem Staate nicht von dieser, mit ihren 248 Geboten und 365 Verboten „wunderbar zur Abwehr geeigneten, aber nicht zur Eroberung bestimmten Religion" (Gibbon), deren Gott keine Universalherrschaft beanspruchte, sondern ein Nationalgott war und blieb. Auf die einer Nation ausnahmsweise gewährte Toleranz aber hatte

nach römischer Ansicht eine vom väterlichen Glauben abgefallene Secte keinen Anspruch, am wenigsten die neue christliche. Denn das Christenthum trat mit dem Bewußtsein seiner universellen Mission in die Welt und kündigte dem Heidenthum den Kampf auf Tod und Leben an: ihm gegenüber befand sich der römische Staat im Stande der Nothwehr. Seit seine auf völlige Vernichtung der Staatsreligion zielende, jeden Compromiß ausschließende Tendenz erkannt war, galt schon der Christenname als Capitalverbrechen, und diese Erkenntniß muß seit der Ablösung des neuen Glaubens vom Judenthum (der die Zerstörung Jerusalems starken Vorschub leistete) schnell unabweisbar geworden und in die weitesten Kreise gedrungen sein.

Früher und öfter als die Weigerung des Göttercults hat ohne Zweifel die des Kaisercults Verfolgungen der Christen veranlaßt. Dieser gehörte zu den fundamentalen Institutionen des Reichs. Den Anspruch auf Anerkennung ihrer Göttlichkeit haben die römischen Kaiser, wie manches Andere, von den Despotien des Orients übernommen, wo namentlich in Aegypten und Persien seit uralter Zeit die Anschauung herrschte, daß der König Gott oder Sohn eines Gottes sei. Bei den Nachfolgern Alexanders des Großen in Syrien, Kleinasien und Aegypten war der Königscult zur höchsten Ausbildung gelangt. Die Monarchie sollte dadurch eine legitime Basis und zugleich eine religiöse Weihe erhalten, und die Herrscher als Götter berechtigt erscheinen, den unbedingten Gehorsam ihrer Unterthanen zu fordern. Die römischen Kaiser konnten diesen Anspruch, dessen Anerkennung ihnen von den Orientalen in überschwenglicher Unterwürfigkeit entgegengebracht, ja aufgedrängt wurde, auch im Occident geltend machen, ohne das religiöse und sittliche Gefühl ihrer Unterthanen zu verletzen. Denn das ganze Alterthum neigte dazu, in Menschen, die hoch über das allgemeine Niveau hervorragten, Übermenschen zu erkennen und ihnen göttliche Ehren zu erweisen. Wenn die Vergötterung des lebenden Monarchen sich in gewissen Schranken hielt, so lag dies weniger an mangelnder Willfährigkeit der Unterthanen als an der Zurückhaltung der Kaiser. Schon in dem Prädicat Augustus (d. h. etwa der Heilige, der Anbetungswürdige), das der Senat am 16. Januar 27 v. Chr. dem Begründer der Monarchie ertheilte, lag die Anerkennung, daß der Imperator auf mehr als menschliche Verehrung Anspruch habe. In allen Provinzen wurden Festgemeinschaften eingerichtet, deren Zweck und Mittelpunkt der Cultus des regierenden Kaisers bildete, und deren aus der höchsten Provinzialaristokratie gewählte Vorsteher die obersten Provinzialpriester waren. Diese Festgemeinschaften versammelten sich an denjenigen Hauptorten der Provinzen, welche Kaisertempel besaßen. Die ersten Christenverfolgungen, von denen wir wissen, fanden in der Provinz Asia statt, die in mehreren Städten (Pergamon, Smyrna, Ephesus u. a.) Tempel für diesen Cult unterhielt und bei diesen die jährliche Versammlung abwechselnd veranstaltete. Nach den herrschenden Anschauungen konnte die Regierung auf diese Form der Huldigung gegen das Staatsoberhaupt nicht verzichten. Indem sie die den Kaisercultus weigernden Christen bestrafte, verbot sie, wie Mommsen bemerkt hat [1]), das

[1]) Mommsen, Der Religionsfrevel nach römischem Recht. Sybel's Historische Zeitschrift, Bd. 64 (N. F. 28). 1890. S. 389—429.

Christenthum an sich ebenso wenig, wie eine katholische Regierung den Protestantismus verbietet, indem sie ihre protestantischen Soldaten anweist, vor dem Sanctissimum zu knieen, und den, der sich dessen weigert, wegen Ungehorsams bestraft. Die Offenbarung Johannis (eine unter Domitian entstandene Bearbeitung einer älteren jüdischen Apokalypse) spricht von dem Tode des „treuen Zeugen" Antipas und anderer Christen in Pergamon, „wo der Satan wohnt," „die geköpft sind wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes, und die da nicht angebetet hatten das Thier noch sein Bildniß" [1]).

Als eine criminalrechtliche konnte die Bestrafung der Christen erfolgen auf Grund der Auffassung des Majestätsverbrechens, welche die Verletzung nicht bloß der dem Kaiser als Gott, sondern auch den Nationalgöttern zu leistenden Huldigung als Vergehen gegen den Staat auffaßte. Doch ist bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in diesem Sinne offenbar nur von einzelnen Kaisern und Statthaltern verfahren worden. Viel häufiger wurde das den Oberbehörden, namentlich den Provinzialstatthaltern gegen religiöse Contraventionen zustehende außerordentliche Strafverfahren angewendet, sowohl gegen Proselytenmacher, als gegen Proselyten, um den Abfall (zunächst der Bürger) vom nationalen Glauben zu hindern oder doch einzudämmen. Dieses nicht dem Gebiete der Rechtspflege angehörige administrative, also von Willkür untrennbare Verfahren war seinem Wesen nach „abhängig von der Individualität der einzelnen Beamten und von der jeweiligen Volksstimmung;" deshalb waltete hier „eine Unstetigkeit, wie sie in der Rechtspflege auch in dieser Periode des Verfalls keineswegs wahrgenommen wird" [2]).

Die Volksstimmung aber war den Christen von Anfang an feindlich und wurde es je länger je mehr. Von den Gebildeten wurden sie verachtet wegen ihrer Niedrigkeit, ihrer Unwissenheit, ihrer Geringschätzung von Kunst und Wissenschaft, sowie von Allem, was dem Leben Anmuth und Schmuck verleiht, wegen ihres Mangels an Patriotismus und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den vitalsten Staatsinteressen. Von den Massen wurden sie gehaßt. Ihre Absonderung von der nichtchristlichen Gesellschaft, verbunden mit ihrem festen Zusammenhalten unter einander, ihr Abscheu mindestens vor allen mit dem heidnischen Cultus zusammenhängenden Festlichkeiten, die Strenge ihres Wandels, die wie eine Censur jeder laxeren Lebensführung erschien, ihre Bedrohung der Andersgläubigen mit ewiger Verdammniß; überhaupt Alles, worauf der Gegensatz des Christenthums zur Welt beruhte: dies reichte schon hin, um ihnen „Haß des Menschengeschlechts" vorzuwerfen. Aber weit mehr noch machte sie ihr „Atheismus" verhaßt: ihre Feindseligkeit gegen die nationale Religion, ihre Verhöhnung dessen, was Millionen heilig war, ihre Schmähung der Götter, die den römischen Staat seit Jahrhunderten beschützt und zu solcher Größe emporgehoben hatten, und deren Gnade auch der Einzelne Alles zu verdanken glaubte, was ihm das Leben werth machte. Je länger je mehr verbreitete sich unter den Anhängern des alten Glaubens die Neigung, alles öffentliche und allgemeine Unglück vom

[1]) Neumann a. a. O., S. 12.
[2]) Mommsen a. a. O.

Zorn der Götter über den zunehmenden Verfall ihres Dienstes abzuleiten, und das Christenthum und seine Bekenner als die Verschulder dieses Zorns verantwortlich zu machen. „Die meisten Todesurtheile gegen Märtyrer sind in der Zeit vor Decius, wie das über den Stifter der Religion selbst verhängte, durch den blinden Fanatismus der Massen und die Schwäche der Statthalter herbeigeführt worden“ [1]). War der Tiber aus seinem Bette getreten, sagt ein christlicher Autor, hatte der Nil sich nicht auf die Felder ergossen, blieb der Himmel fest und regenlos, bebte die Erde, brach Hunger oder Seuche ein, so erhob sich sofort der Ruf: „die Christen vor die Löwen!“ Der greise Bischof Pothinus endete zu Lyon im Jahre 177 als Märtyrer unter den Mißhandlungen des Volks: „Alle glaubten sich schwer zu vergehen und gottlos zu handeln, wenn sie sich an dieser Rohheit nicht betheiligten, denn ihre Götter würden sie dafür strafen.“ Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe.

Das unzweifelhafteste Symptom der Intensität und Leidenschaftlichkeit des Christenhasses ist, daß der Glaube an abscheuliche Verbrechen, die man ihnen andichtete, nicht bloß bei den Massen, sondern auch bei den Höchstgebildeten sehr verbreitet war und lange unausrottbar blieb. Allerdings trug dazu auch das Geheimniß bei, mit dem die Christen ihren Gottesdienst umgaben. Von jeher haben geheime religiöse Zusammenkünfte außerhalb Stehenden den Verdacht erregt, daß dort unter dem Deckmantel der Religion Dinge geschähen, die das Licht zu scheuen hätten. Hier sei nur an den Königsberger Muckerproceß (1835) erinnert: der Glaube an Ausschweifungen, die von den Anhängern der Ebel'schen Secte in ihren Conventikeln begangen sein sollten, besteht in Ostpreußen vielfach noch heute, obwohl die Untersuchung nicht den geringsten Anhalt dafür ergeben hat. In der altrömischen Welt hat der Eindruck des großen Bachanalienprocesses (185 v. Chr.) Jahrhunderte lang nachgewirkt. Damals war in der That ein über Etrurien eingedrungener Geheimdienst des Bachus als Deckmantel der schändlichsten Ausschweifungen und ärgsten Verbrechen benutzt worden; die endlich gegen die Theilnehmer eingeleitete Untersuchung hatte die Bestrafung von Tausenden, großentheils mit dem Tode, zur Folge gehabt. Immer von Neuem wiederholten sich die Anklagen von „ödipodeischen Verbindungen und thyesteischen Mahlzeiten“, die mit dem Gottesdienste der Christen verbunden sein sollten, d. h. widernatürlichen Ausschweifungen und Ritualmorden. Man berief sich dabei auf Geständnisse, die von Sclaven, Weibern und Kindern erfoltert waren, doch allerdings auch auf gegenseitige Anklagen der christlichen Parteien und Secten, die, wie ein heidnischer Autor sagt, einander die schändlichsten Dinge vorwarfen, die man zum Theil gar nicht nennen könne. Hier sei nur erwähnt, daß Hippolyt, der Gegenpapst des Callistus, dem letzteren in seiner noch erhaltenen „Widerlegung aller Ketzereien“ vorwirft, er habe Ehebruch und Mord gelehrt. So erhielt der Glaube an die schamlosen Orgien und Ritualmorde der Christen immer neue Nahrung: beides hatte Tacitus im Sinne, als er (im Anfang der Regierung Hadrian's)

[1]) Mommsen a. a. O., S. 420 f.

schrieb, der verderbliche Aberglaube der Christen, der durch die Kreuzigung des Stifters in Judäa unterdrückt war, sei aufs Neue in Rom ausgebrochen, „wohin alles Scheußliche und Schandbare (cuncta atrocia aut pudenda) zusammenströmt und Anhang gewinnt." Daß auch Plinius in diesem Sinne inquirirt hatte, ergibt sich aus der von ihm an Trajan berichteten Aussage der Christen, sie seien zu einem unschuldigen Mahle zusammengekommen. Noch um das Jahr 200 wurde behauptet und geglaubt, daß bei der Einweihung zum Christenthum ein Kind geopfert und mit dem in sein Blut getauchten Brote verzehrt werde. An die Leuchter seien Hunde gebunden; werde ihnen ein Bissen vorgeworfen, so werfen sie die Leuchter um, und in der Finsterniß geschehe das Schlimmste.

Dieser Pöbelwahn ist die Hauptveranlassung der sogenannten neronischen Christenverfolgung gewesen. Um den Verdacht der Urheberschaft des ungeheuren Brandes von sich abzuwälzen, der im Juli 64 Rom zum größten Theil in Asche legte, gab Nero der nach Opfern verlangenden Volkswuth „die durch ihre Schandthaten verhaßten Christen" Preis. Man ergriff zuerst diejenigen, die sich zum Christenthum bekannten, dann nach deren Angabe eine sehr große Menge Anderer. Wenn auch nicht der Brandstiftung, so doch „des allgemeinen Menschenhasses" überwiesen, wurden sie unter so gräßlichen Martern hingerichtet, daß sie Mitleid erregten, „obwohl sie schuldig waren und die härtesten Strafen verdient hatten" (Tacitus). Sie wurden, in Thierfelle gehüllt, von Hunden zerfleischt, oder ans Kreuz geheftet, oder in Flammen gesetzt, die die einbrechende Dunkelheit erhellten. Die kaiserlichen Gärten, in denen die „Fackeln des Nero" durch die Nacht leuchteten, lagen in der Gegend der Peterskirche.

So viel wir wissen, hat zuerst Trajan Normen für die Behandlung der Christenfrage aufgestellt, und zwar in seinem Rescript an den jüngeren Plinius, der, als Statthalter von Bithynien und Pontus ums Jahr 112, von dem Umsichgreifen der neuen „Superstition" erschreckt, Anweisungen erbat, da er noch niemals einer Verhandlung gegen die Christen beigewohnt hatte. Trajan bestimmte, daß jeder des Christenthums Beschuldigte und Ueberführte zu bestrafen sei; wer aber das Christenthum ableugne und seine Lossagung von ihm durch ein den Göttern gebrachtes Opfer bestätige, solle ohne Rücksicht auf die Vergangenheit straflos ausgehen. Gefahndet solle auf die Christen nicht werden, auch mißbilligte der Kaiser die Berücksichtigung anonymer Denunciationen. Hadrian ist der einzige Kaiser gewesen, der den Christenglauben frei gab, indem er in einem Erlaß an den Statthalter von Asia anordnete, daß der Christ nur wegen des ihm zur Last gelegten, nichtreligiösen Verbrechens zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, und den falschen Ankläger auch in diesem Falle unnachsichtlich die gesetzliche Strafe treffe[1]). Im Allgemeinen hielten jedoch die Kaiser den Standpunkt des religionspolizeilichen Einschreitens auf geschehene Anzeige fest und straften, wo es sich nicht vermeiden ließ. Die Christen befanden sich so in stetiger Rechtsunsicherheit.

Unter Marc Aurel verschlimmerte sich ihre Lage. Ein von ihm um 177 erlassenes Rescript, das die Bestrafung Derjenigen befahl, die dazu beitragen

[1]) Mommsen a. a. O., S. 420.

würden, „die leicht erregten Gemüther der Menge durch Wahnglauben in Angst zu versetzen," fand auch auf die Christen Anwendung. In verschiedenen Provinzen brach die Wuth der städtischen Bevölkerungen gegen sie los. Wir besitzen das höchst interessante Schreiben der Gemeinden von Vienne und Lyon über die Verfolgung in der letzteren Stadt (zu deren Opfern der Bischof Pothinus gehörte) an die Brüder in Asia und Phrygien. Von den verurtheilten Christen in Lyon wurden die Bürger enthauptet, die Nichtbürger wilden Thieren vorgeworfen. Im Gegensatz zu der Verordnung Trajan's hatte der Statthalter auf die Christen fahnden lassen, und dies ist nach der Aeußerung eines Zeitgenossen damals allgemein oder doch vielfach geschehen.

Der Ausbruch eines fanatischen Christenhasses in jener Zeit ist sehr begreiflich. Niemals vorher war das Reich von so schwerem Unglück jeder Art heimgesucht worden. Im Jahre 166 waren deutsche Stämme, durch Völkerschiebungen gedrängt, über die Donau eingebrochen, hatten die nordöstlichen Grenzprovinzen von der Ostschweiz bis Ungarn und Siebenbürgern überschwemmt und verheert und Hunderttausende von Gefangenen fortgeschleppt; bis Italien und Griechenland waren einzelne ihrer Horden vorgedrungen. Zum ersten Male wankte das Reich in seinen Fugen. Neun Jahre dauerten die schweren, verlustvollen, mit der äußersten Anspannung aller Kräfte geführten Kriege, in denen sie endlich überwältigt wurden. Und zugleich wüthete seit 162 die furchtbarste Epidemie des Alterthums, die vom Orient eingeschleppt bis nach dem Rhein und Gallien vordrang, die Lager der Legionen verheerte und ganze Landstriche in Einöden verwandelte. Dazu kamen Mißwachs und Hungersnoth, um die Leiden der Bevölkerungen aufs Höchste zu steigern. Wenn je, so hatte man damals Grund, zu glauben, daß die Götter dem so lange von ihnen sichtbar beschützten Reich ihre Gnade entzogen hätten: und welche Ursache ihres Zornes lag näher, als der immer mehr um sich greifende Abfall vom Glauben der Väter, den die Irrlehren der lichtscheuen, von Menschenhaß erfüllten „Atheisten" verschuldeten?

Schwerlich hat Marc Aurel solchen Anschauungen ganz fern gestanden. Er war ein nicht bloß sehr gottesfürchtiger, sondern auch starkgläubiger Mann. Die stoische Philosophie, die er zur Lebensführerin wählte, hatte sich (wie die Hegel's) die Aufgabe gestellt, das Bewußtsein der Gebildeten mit dem Glauben zu versöhnen: in ihrer Theologie wurde auf den Beweis einer durch die Götter geübten Vorsehung ein besonderer Nachdruck gelegt. In einer Welt ohne Götter, hat Marc Aurel gesagt, wolle er nicht leben. In der Frömmigkeit ohne Aberglauben sollte sein Vorgänger sein Vorbild sein, damit er mit ebenso ruhigem Gewissen wie dieser in seine letzte Stunde eintreten könne. Er dankt den Göttern dafür, daß sie ihm in Träumen Verordnungen gegen Schwindel und Blutspeien gegeben hatten. Er scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und der Verehrung gleich würdig anerkannt zu haben, und war übereifrig im Darbringen von Opfern.

Endlich kommt hier in Betracht, daß damals innerhalb des Christenthums eine schwärmerische Glaubensrichtung aufgekommen war, die der Staatsgewalt mit herausforderndem Trotz gegenüberstand. Ihren schärfsten Ausdruck fand sie in der Secte der Montanisten, deren Stifter Montanus um 156 in Kleinasien

mit dem Anspruch aufgetreten war, der erschienene Paraklet zu sein. Die Montanisten, deren Anschauungen sich auch in die abendländische Kirche verbreiteten, forderten strengste Askese, unbedingte Lossagung von allem Irdischen, verkündeten das nahe Bevorstehen des Weltendes und des tausendjährigen Reiches, legten übermäßigen Werth auf das Märtyrerthum und ermahnten dazu. Diese Märtyrersucht, die auch in gemäßigten christlichen Kreisen Mißbilligung fand, erregte in den heidnischen nur Spott und Hohn: man empfahl ihnen, sich doch selbst umzubringen, anstatt anderen Leuten Mühe zu machen. Als der Proconsul C. Arrius Antoninus (184/85) in seiner Provinz Asia die Christen heftig verfolgte, zogen sie (wohl in Ephesus) haufenweise vor sein Tribunal und boten sich freiwillig dar. Einige von ihnen ließ er abführen, zu den anderen aber sprach er: „Ihr Elenden, wollt ihr durchaus sterben, so habt ihr ja Abgründe und Stricke!“ [1]) Auf Marc Aurel machte der Todesmuth der christlichen Märtyrer den Eindruck, daß er nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf hartnäckigem Trotz beruhe.

Wie in Gallien und Kleinasien, hat die damalige Verfolgung auch in Afrika, wo bisher noch kein Christenblut geflossen war, Opfer gefordert. Wir besitzen das Protokoll einer Verhandlung, die gegen drei Christen und drei Christinnen aus Scili in Numidien am 17. Juli 180 in Karthago von dem Proconsul von Afrika geführt worden ist. Trotz seiner offenbaren Bemühung, ihnen den Rücktritt zum Heidenthum zu erleichtern, beharrten die Angeklagten bei ihrem Bekenntnisse, wiesen das Ansinnen, beim Genius des Kaisers zu schwören und für sein Heil ein Bittopfer zu bringen, zurück (obwohl dies nicht einmal eine Anerkennung seiner Göttlichkeit involvirte) und lehnten auch die angebotene Bedenkzeit von dreißig Tagen ab. Sie wurden an demselben Tage enthauptet; über ihrem Grabe erhob sich später eine Basilika [2]). In Rom selbst sind damals oder wenig später die Christen zur Zwangsarbeit in den sardinischen Bergwerken verurtheilt worden, deren Befreiung Marcia um 190 erwirkte. Die Bergwerksstrafe war nächst der Todesstrafe die härteste; die Verurtheilten waren durch sie zum Sclavenstande degradirt, arbeiteten (auf der einen Seite des Kopfes kahl geschoren) in Ketten und waren körperlichen Züchtigungen ausgesetzt.

Wenn auch die Verfolgung in den nächsten Jahren nach dem Tode Marc Aurel's noch fortdauerte, so kam doch nun (zunächst durch Marcia's Einfluß) für die Kirche eine bessere Zeit. Sie erfreute sich während einer Periode von fast siebzig Jahren eines nur durch die Verfolgungen unter Septimius Severus und Maximinus Thrax unterbrochenen Friedens. Die Märchen von den Ritualmorden und schamlosen Orgien verstummten allmälig, je mehr das Christenthum mit zunehmender Ausbreitung aus der Verborgenheit an das Licht trat, je mehr Christen und Heiden mit einander (auch durch Ehen und Familienbeziehungen) in Berührung kamen. Es ist ein Beweis für die Abnahme des Christenhasses, daß die tausendjährige Säcularfeier der Stadt Rom, die im Jahre 248 drei Tage und drei Nächte hindurch aufs Feierlichste begangen wurde und zweifellos eine

[1]) Neumann a. a. O., S. 69.
[2]) Neumann a. a. O., S. 71 ff.

große Steigerung des religiösen Gefühls hervorrief, ohne christenfeindliche Demonstrationen verlief.

War nun die Zahl der Märtyrer bis dahin an sich keine geringe gewesen, so war sie es doch (abgesehen von den nicht im eigentlichen Sinne zu ihnen zu rechnenden Opfern der neronischen Verfolgung) im Verhältniß zu der Größe des Reichs und einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Dies bestätigt ausdrücklich in einer 248 verfaßten Schrift Origenes, der gelehrteste christliche Schriftsteller der vorconstantinischen Zeit. Er sagt: „Wenige und sehr leicht zu Zählende haben von Zeit zu Zeit den Tod erlitten um des Glaubens willen, und um die Uebrigen zu mahnen.“ Sein Zeugniß wiegt um so schwerer, da seine persönlichen Erfahrungen ihn eher geneigt machen konnten, den Umfang und die Schrecklichkeit der Verfolgungen zu übertreiben. Er hatte selbst deren zwei erlebt, und war von der ersten aufs Schwerste mit betroffen worden. Sein Vater Leonidas war im Jahre 202 in Alexandria als Christ zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden; er selbst, noch nicht siebzehn Jahre alt, hatte ein so stürmisches Verlangen nach dem Märtyrerthum empfunden, daß die Mutter ihm die Kleider verstecken mußte, um ihn zu nöthigen, zu Hause zu bleiben. Aber an den Vater im Gefängniß schrieb er einen eindringlichen Brief über das Martyrium, in dem er ihn mahnte, nicht etwa auf seine Familie Rücksicht zu nehmen: „Halt an dich, daß du dich nicht unsertwegen umstimmen lassest!“ [1])

Während der Verfolgung unter Maximinus Thrax hat er dann eine Aufforderung zum Martyrium geschrieben, in der er aufs Dringendste mahnt, auch unter der Todesdrohung, auch auf der Folter sich mit keinem Worte zu beflecken. Eine Bestätigung (deren es allerdings nicht bedarf) findet das Zeugniß des Origenes von der geringen Zahl der Märtyrer bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in der sehr leidenschaftlich (im Jahr 313/14) geschriebenen Schrift des Lactantius „Von den Todesarten der Verfolger.“ Hier folgt Decius (249—251) unmittelbar auf Nero und Domitian. Wenn Lactantius sagt, die nach Domitian regierenden guten Kaiser seien nicht Feinde der Kirche gewesen, und die Leiden und Bedrängnisse der Christen in der Zeit zwischen Domitian und Decius ganz mit Stillschweigen übergeht, so konnten diese unmöglich einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen haben.

III.

Während nun die Regierungen bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts mehr aus Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung, als aus eigenem Antriebe, zum Theil zögernd oder widerwillig, gegen das Christenthum einschritten, und die Verfolgungen demgemäß locale, intermittirende, ohne System und Consequenz geführte, und mehr Ausnahmen als Regel waren, sind in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, von den Kaisern Decius Valerianus und Diocletianus, allgemeine und systematische, auf Ausrottung des Christenthums gerichtete Verfolgungen unternommen worden. Diese neue vom Thron ausgehende Initiative erklärt sich dadurch, daß das Christenthum und sein Verhältniß zum Staat ein

[1]) Neumann a. a. O., S. 163.

völlig anderes geworden war. Während der Römerglaube je länger je mehr an Boden verlor, je mehr das Bürgerthum in die Reichsangehörigkeit aufging, erstreckte der Christenglaube seine Herrschaft über immer weitere Gebiete, und seine vielleicht schon nach Millionen zählenden Bekenner schlossen sich zu einem Staat im Staate zusammen [1]).

Aus einer himmlischen Gemeinschaft der Heiligen Gottes hatte sich die christliche Kirche allmälig zu einem irdischen Verbande der Rechtgläubigen umgestaltet. So lange der Glaube an das unmittelbare Bevorstehen der letzten Tage verbreitet war, hatten die Gläubigen sich als Bürger einer anderen Welt betrachtet; je mehr dieser Glaube schwand, desto gebieterischer stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ein Verhältniß zu den irdischen Zuständen zu gewinnen. In Folge der Einbürgerung der Kirche in die Welt und der Abwehr der Häresie war ein formulirtes Glaubensbekenntniß die Basis und Bürgschaft ihrer Einheit geworden. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstand im engen Zusammenhange mit der Feststellung des neutestamentlichen Canons durch den Zusammenschluß der bisher nur lose verbundenen Gemeinden des römischen Reichs die allgemeine (katholische) Kirche, als eine auf der wahren Lehre ruhende ökumenische Vereinigung, welche die Geltung als apostolische, d. h. als Stiftung Christi durch die Apostel, in Anspruch nahm. Es bildete sich die Theorie, daß auf die Bischöfe als Nachfolger der Apostel die apostolischen Gewalten übergegangen seien. Ihr Amt ward so ein monarchisches, ihre Herrschaft über die Gemeinde eine souveräne. Auf den Provinzialsynoden kamen schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts nicht die Gemeinden oder der gesammte Clerus, sondern allein die Bischöfe zusammen. Die Episkopalverfassung führte zur Centralisation: der gegebene Mittelpunkt war Rom. Wie die Provinzialstädte der Reichshauptstadt, ordneten sich die Bischöfe dem Bischof der schon im zweiten Jahrhundert als erste und angesehenste anerkannten Gemeinde unter. Schon die Päpste Victor (190—202) und Callistus (218—222) haben die Consequenzen dieser Entwicklung gezogen. In der Schrift des Bischofs Cyprianus von Karthago († 258) über die Einheit der katholischen Kirche kam der Einheitsgedanke zu bestimmter Formulirung. Wie früh den römischen Kaisern eine Ahnung aufgegangen ist, daß in der neuen Machtstellung der römischen Bischöfe der Keim zu einer Erneuerung des uralten Kampfes zwischen König und Priester in noch nicht dagewesenen Dimensionen enthalten war, steht dahin. Doch von dem Kaiser Decius, dem ersten, der den Kampf gegen die christliche Kirche mit der Absicht ihrer völligen Vernichtung unternahm, sagt Cyprianus, er habe leichter und gelassener die Erhebung eines Kronprätendenten ertragen, als die Einsetzung des Priesters Gottes zu Rom.

Mit der zunehmenden Ausbreitung des Christenthums war eine Zunahme seiner Verweltlichung nothwendig verbunden gewesen. Callistus stellte den Satz auf, daß Weizen und Unkraut in der katholischen Kirche sein müsse, und daß

---

[1]) Für das Folgende vergl. Harnack, Dogmengeschichte I² (1888), S. 333—412. Neumann a. a. O., S. 43 ff. und Neue Forschungen zur Geschichte der alten Kirche. Deutsches Wochenblatt, Bd. I, S. 93 ff. 1888.

die Arche Noah mit ihren reinen und unreinen Thieren ihr Vorbild sei. „Die Kirche legitimirte durch ihre Erlasse die Durchschnittsmoral, nachdem die Durchschnittsmoral die Autorität der Kirche geschaffen hatte." „Das Trostwort „Jesus nimmt die Sünder an" erhielt eine Auslegung, in der es der Moral schädlich zu werden drohte" [1]). Ueberdies hatte der lange Friede, dessen die Kirche sich erfreute, zu einer großen Erschlaffung der sittlichen Zucht geführt. Cyprianus sagt, die Verfolgung des Decius sei vielmehr eine von Gott angestellte Erprobung gewesen, die Christen hatten durch ihre Sünden mehr zu leiden verdient. Bei den Priestern war keine Frömmigkeit, in den Amtsverrichtungen keine lautere Rechtlichkeit, in den Werken keine Barmherzigkeit, in den Sitten keine Strenge. Die Männer verkünstelten den Bart, die Frauen schminkten sich, malten die Augen, färbten die Haare. Er klagt ferner über unersättliche Habsucht, über schlaue Betrügereien zur Täuschung Einfältiger, über Listen zur Hintergehung von Brüdern, über Schließungen von Ehen mit Ungläubigen, leichtsinnige Eide und Meineide, hochmüthige Verachtung von Vorgesetzten, giftige Schmähungen, hartnäckigen gegenseitigen Haß von Entzweiten. Viele Bischöfe waren mit Vernachlässigung ihres geistlichen Amts Agenten weltlicher Herren geworden, hatten ihre Gemeinden im Stiche gelassen, um, in anderen Provinzen umherreisend, gewinnreiche Geschäfte zu machen. Während Brüder in der Gemeinde darbten, jagten sie dem Gelde nach, rissen Grundstücke durch hinterlistigen Betrug an sich, erhöhten ihre Einnahmen durch Wucherzinsen. Wenn diese Schilderung Cyprian's im Ganzen der Wahrheit entspricht, konnte die Zahl derer kaum sehr groß sein, die für ihren Glauben zu leiden und zu sterben entschlossen waren, und die Berichte bestätigen dies in der That.

Als Kaiser Decius (Ende 249 oder Anfang 250) ein für das ganze Reich geltendes, allen Provinzialstatthaltern zur Nachachtung gesandtes Edict erließ, daß die Christen überall, unter Androhung strenger Bestrafung im Weigerungsfalle, aufgefordert werden sollten, sich von ihrem Glauben loszusagen und dies durch Darbringung von Opfern auf den Götteraltären zu beweisen, konnte ihm der momentane Erfolg den Glauben erwecken, daß er in dem Kampfe mit der Kirche Sieger bleiben werde. Eine sehr große Zahl von Brüdern, sagt Cyprianus, verrieth ihren Glauben gleich auf die ersten Worte des drohenden Feindes, selbst Bischöfe brachten den Heidengöttern Opfer. Noch größer war vermuthlich die Zahl Derer, die, ohne wirklich zu opfern, sich von bestechlichen oder nachsichtigen Beamten Atteste verschafften, daß sie den Befehl des Kaisers erfüllt hätten (libellatici). Andere (wie Cyprianus selbst) entzogen sich dem Opferzwange durch die Flucht.

Hiernach kann die Zahl der Märtyrer verhältnißmäßig kaum eine große gewesen sein, zumal die Verfolgung nur etwa ein Jahr (spätestens bis zum März 251) dauerte, obwohl Decius erst gegen Ende des Jahres starb: vielleicht weil er glaubte, mit dem erreichten Resultat zufrieden sein zu können. In Rom und Afrika hatten die Bekenner zwar Kerkerhaft und Folter zu erdulden, aber Hinrichtungen waren nicht häufig; zu denen, die den Märtyrertod erlitten, gehörte der Papst Fabianus (20. Januar 250); die Steinplatte mit seinem Namen,

[1]) Harnack a. a. O., S. 337 und 381.

die seine Gruft verschloß, ist in den Katakomben gefunden worden. Im Orient und Aegypten dagegen waren Hinrichtungen die Regel: in der (allerdings sehr großen) Gemeinde von Alexandria erlitten dreizehn Personen, darunter vier Frauen, nach grausamen Folterqualen den Tod durch das Schwert oder auf dem Scheiterhaufen. Doch obwohl die Verfolgung sich in erster Linie gegen die Bischöfe richtete, war die Zahl derer, die sie überlebten, nicht klein, und dazu gehörten hervorragende Kirchenhäupter, wie Cyprianus von Karthago (in Afrika wurde überhaupt kein Bischof hingerichtet) und Dionysius von Alexandria.

Die Verfolgung des Valerian (253—260), die ebenfalls hauptsächlich den Clerus traf, richtete sich zugleich direct gegen die Ausbreitung des Christenthums unter den höheren Ständen. Nachdem Valerian einige Jahre lang die Christen in auffallender Weise begünstigt hatte, verbot er ihnen im Jahre 257 bei Todesstrafe die Abhaltung von Versammlungen und den Besuch ihrer oft zu Zwecken der Andacht benutzten Cömeterien, welche gleichzeitig confiscirt wurden; wegen Uebertretung dieses letzteren Verbotes wurde Papst Sixtus II. 6. August 258 hingerichtet. Gleich darauf erfolgte ein viel schärferer Erlaß, nach welchem die bei ihrem Glauben beharrenden Bischöfe, Presbyter und Diaconen sofort hingerichtet, die dem Senatoren- und Ritterstande angehörigen Christen ihrer Güter beraubt, und wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, ebenfalls mit dem Tode bestraft, die Frauen verbannt werden, die christlichen Angehörigen des Kaiserhauses in Ketten zur Strafarbeit auf kaiserliche Güter vertheilt werden sollten. Die Ausführung dieser Verfügungen scheint weder energisch noch consequent gewesen zu sein; von Apostasie der Christen wie unter Decius ist nicht die Rede [1]). Jedenfalls war sie eine sehr ungleichmäßige. Während die ägyptischen Christen besonders schwer litten, hatte der Bischof Dionys von Alexandria nur eine zeitweilige Verbannung zu erdulden, und auch das Verfahren gegen Cyprianus zeigt keine sehr große Strenge. Auch ihm zog anfangs sein Bekenntniß keine andere Strafe zu, als die Verweisung nach einem nahen Ort, von wo er später sogar nach Karthago zurückkehren durfte; erst nach dem zweiten Erlaß wurde er auf seine Weigerung zu opfern am 14. September 258 enthauptet.

Mit dem Regierungsantritt des Gallienus (260—268), der den Christen sofort ihre Cömeterien zurückgab, begann für die Kirche eine neue Friedensära, die nur unter Aurelian eine kurze Unterbrechung erlitt und vierzig Jahre dauerte. Auch diesmal übte das Gefühl der Sicherheit auf die inneren Zustände der christlichen Gesellschaft ungünstige Wirkungen. Zu den Mißbräuchen und Vergehungen, die das Concil von Elvira in Spanien (zwischen 300 und 309) mit canonischen Strafen belegte, gehört Grausamkeit gegen Sclaven, Besitz von Luxussclaven, Wucher, Denunciation, Verleumdung, Theilnahme an heidnischen Ceremonien, Benutzung von Orakeln. Gottgeweihte Jungfrauen waren ihrer Gelübde nicht eingedenk; Bischöfe, Priester und Diaconen führten ein anstößiges Leben, verließen ihre Kirchen, um Märkte zu besuchen und Geschäfte zu machen; Geistliche liehen auf Zinsen [2]). Schwerlich würden derartige Erscheinungen die

[1]) Görres a. a. O., S. 241.

[2]) Allard, Perséc. de Diocl. I, 65—68.

Aufmerksamkeit des Concils erregt haben, wenn sie vereinzelte Ausnahmen gewesen wären. Im Orient hatte die Freiheit, deren die Kirche genoß, ihre Mitglieder vielfach in Erschlaffung versinken lassen. Daraus waren Rivalitäten und innere Kämpfe entstanden, in denen Worte wie Waffen verwundeten. Man hatte Bischöfe sich gegen Bischöfe erheben gesehen, Gemeinden gegen Gemeinden; Hirten, die Vorschriften der Religion mißachtend, entbrannten in Hader, häuften Drohungen und Haß, fröhnten leidenschaftlich der Herrschbegier. So der Bischof Eusebius von Cäsarea.

Zu der längsten und furchtbarsten Verfolgung gab Diocletian seine Zustimmung sehr spät. Siebzehn Jahre lang (284/5—302) war das Christenthum unter ihm und seinen Mitregenten nicht bloß geduldet, sondern selbst begünstigt worden[1]). Im Heer und der Verwaltung bekleideten Christen hohe Stellungen, auch in der persönlichen Umgebung des Kaisers. Seine Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria, die Gemahlin des Cäsar Galerius, waren dem christlichen Glauben so eifrig zugethan, daß sie heidnische Opfer mieden. Was Diocletian bewog, so spät in einen Vernichtungskampf gegen das Christenthum einzutreten, wird wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben. Aeußere Anlässe mögen ihn bestimmt haben, nach langem Schwanken und Zaudern endlich dem Drängen der Christenfeinde nachzugeben, deren Zahl ohne Zweifel mit der zunehmenden Erkenntniß seiner Bedeutung, seiner Macht und seiner Unvereinbarkeit mit der Staatsreligion je länger je mehr gewachsen war. In dieser Erkenntniß hatte das Heidenthum sich zu seiner letzten großen Geistesschöpfung aufgerafft, der neuplatonischen Philosophie, die es unternahm, den Glauben an die alten Götter neu zu begründen und zu vertiefen, ihm eine neue Widerstandskraft und eine neue Weihe zu leihen. Ihr damaliger Hauptvertreter, der Tyrier Malchus, der sich Porphyrius nannte, sah nur in der alten Religion eine gesetzliche Art der Gottesverehrung, in der christlichen eine Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung, nach welcher Jeder den Göttern nach dem Herkommen seines Volkes huldigen sollte. Er nennt Christus eine fromme, zum Himmel erhobene Seele, welche nach einem gewissen Verhängniß für diejenigen Seelen, denen die Erkenntniß des ewigen Zeus versagt sei, Veranlassung zum Irrwahn geworden: man müsse die bedauern, die jenen als Gott verehren. Auch der Schulgenosse des Porphyrius, Hierokles, erkannte die menschliche Größe Jesu, selbst seinen Prophetencharakter an, er bestritt nur die Göttlichkeit seiner Natur.

Hierokles, der zu den Anstiftern der Christenverfolgung gehört haben soll, kann auch in den hohen Stellungen, die er bekleidete (die Statthalterschaften von Bithynien und Aegypten), Gelegenheit gehabt haben, das Christenthum als politische Macht kennen zu lernen, zumal die Haltung der Bischöfe zum Theil eine herausfordernde war. Einige „lehrten den weltlichen Staat verabscheuen, als die verruchte, dem Fluch und Verderben, geweihte Babel und den Kaiser als ihren abgöttischen Herrn, warnten die Kinder des Volkes Gottes vor jeder Berührung mit der Welt der Dämonen". Jedenfalls ist hiernach begreiflich, daß es Staats-

[1]) Preuß, Kaiser Diocletian und seine Zeit 1869, woraus im Folgenden Mehreres, zum Theil wörtlich, entlehnt ist.

männer gab, die Maßregeln gegen die Christen als eine staatsgefährliche Partei verlangten. Auch die militärische Disciplin erschien durch sie in Frage gestellt. Hier und da hatten christliche Rekruten auf Grund ihres Bekenntnisses Dienst und Fahneneid verweigert. Im Jahre 297 erwirkte der Cäsar Galerius einen allgemeinen Armeebefehl, Soldaten und Officiere überall zur Theilnahme an den Opfern anzuhalten; wer sich weigere, solle aus dem Dienst entlassen werden. Da gaben viele Soldaten und Officiere aller Grade ohne Zaudern ihre Stellen auf. Daß das Heer der heidnischen Priester und Cultusbeamten, Wahrsager und überhaupt Aller, für die das Fortbestehen des Götterglaubens eine Existenzfrage war, nichts unterlassen haben werden, um den Christenhaß zu schüren, ist selbstverständlich. Die Priester, deren der Kaiser sich bediente, um durch Opferzeichen den Willen der Götter zu erforschen, erklärten, daß die Zeichen ungünstig seien oder ausblieben, die Götter verstummten, weil durch die Gegenwart profaner Menschen die heilige Handlung gestört werde: in der That suchten christliche Soldaten und Hofbeamte durch das Kreuzeszeichen den Schaden abzuwenden, den ihre Seele durch ihre Anwesenheit bei heidnischen Ceremonien leiden konnte. Erklärte doch selbst ein Philosoph wie Porphyrius die lange Dauer einer Seuche daraus, daß Asklepios und die andern Götter durch die allgemeine Verehrung Jesu verscheucht würden.

Vielleicht ist auch bei Diocletian das ausschlaggebende Moment, das ihn bestimmte, dem Drängen des Cäsar Galerius zum Vernichtungskampf gegen das Christenthum nachzugeben, das religiöse gewesen. Gleich Marc Aurel, den er unter all seinen Vorgängern am höchsten verehrte, war er ein altgläubiger Mann und besonders eifrig, die Zukunft durch die seit unvordenklicher Zeit bewährten Methoden (Haruspicien, Auspicien) zu erforschen. Auch seinen Regentenberuf faßte er in religiösem Sinne auf; er glaubte sich durch den Willen der Götter berufen, das zusammenstürzende Reich wieder aufzurichten und zu befestigen, setzte alle wichtigen Regierungshandlungen in die nächste Beziehung zu den Göttern. In den Motiven eines von ihm 296 gegen Zauberer und Manichäer erlassenen Gesetzes sagt er: es sei nicht erlaubt, dem zu widerstreben, was die unsterblichen Götter in ihrer Fürsorge als gut und wahr haben anordnen und verkündigen wollen; die alte Religion dürfe von keiner neuen getadelt werden. „Derohalben ist es uns ein sonderlicher Eifer, die Hartnäckigkeit des verkehrten Sinnes solcher nichtswürdigen Menschen zu strafen; denn diese sind es, welche neue und unerhörte Secten den alten Religionen entgegenstellen, sofern sie in ihrem verkehrten Dünkel das auflösen wollen, was uns vormals durch göttliche Gnade verliehen ist.“ Dieselben streng conservativen Grundsätze in Allem, was sich auf Religion bezieht, sprechen die in noch salbungsvollerm Tone verfaßten Motive eines Ehegesetzes vom Jahre 295 aus: „Unserem frommen und religiösen Sinne erscheint das, was in den römischen Gesetzen heilig und keusch verordnet worden ist, am meisten ehrwürdig und als ein in Ewigkeit mit frommer Scheu zu Beobachtendes. — Denn so ist es nicht zweifelhaft, daß die unsterblichen Götter selbst dem römischen Namen, wie sie es vormals immer gewesen sind, so auch fürderhin gnädig und freundlich sein werden, wenn wir Sorge tragen, daß Alle, so unter unserm Regiment leben, ein frommes und gottseliges, geruhiges und ehrbares Leben führen. — Denn nichts, außer allein das Heilige und Ehrwürdige, hüten unsere

Satzungen, und also ist die römische Majestät zu solcher Größe gediehen durch die Gnade sämmtlicher Götter, sintemalen sie all ihre Gesetze an eine weise Frömmigkeit und Achtung der Ehrbarkeit geknüpft haben" [1]).

Die Verfolgung begann am 23. Februar 303 mit der Zerstörung der christlichen Kirche in Diocletian's Residenz, Nicomedia. Ein am folgenden Tage angeschlagenes kaiserliches Edict ordnete an, daß die Kirchen der Christen niedergerissen, ihre heiligen Schriften ausgeliefert [2]) und verbrannt werden, ihre gottesdienstlichen Versammlungen verboten werden sollten. Christen, die Ehrenstellen und Würden bekleideten, sollten sie verlieren, falls sie nicht ihren Glauben verleugneten; gegen Christen jedes Standes sollte bei gerichtlicher Untersuchung die Folter zulässig sein; Christen niederen Standes sollten ihre bürgerlichen Rechte, unter Umständen die Freiheit verlieren, christliche Sclaven sie nie erlangen dürfen. Bei einem bald darauf erfolgten zweimaligen Brande des kaiserlichen Palastes richtete sich der Verdacht gegen die Christen als Urheber, auch bei aufrührerischen Bewegungen an der armenischen Grenze und in Antiochia wurden sie als Anstifter bezeichnet. Ein neues Edict befahl, alle Vorsteher der Gemeinden (Bischöfe und Priester von den Presbytern aufwärts) zu verhaften; ein drittes befahl (im Jahre 304), daß alle Christen im ganzen Reiche durch jedes Mittel zu heidnischen Opfern gezwungen werden sollten.

Wenn auch diese Edicte die Todesstrafe nicht ausdrücklich über den Ungehorsam verhängten, gaben sie doch die christlichen Bevölkerungen der Rohheit und Willkür der Soldaten und Beamten Preis und erfüllten den größten Theil des Reiches mit Blut und Greueln aller Art. Doch war die Ausführung auch jetzt eine sehr ungleiche. Im Orient, namentlich in Aegypten und Palästina, war die Zahl der Opfer am größten, wozu freilich auch Märtyrersucht und trotzige Herausforderung der Behörden von Seiten der Christen beitrug. In Gallien und Britannien, dem Reichsgebiet des Cäsar Constantius Chlorus, blieben die Edicte so gut wie unausgeführt. Die Verfolgung dauerte im Occident zwei Jahre und erlosch hier mit der Abdankung der beiden Ober-Kaiser Diocletian und Maximian (1. Mai 305), im Orient wüthete sie mit geringen Unterbrechungen bis zum Frühling des Jahres 311 fort.

Auch nachdem durch das von Constantin und seinem Schwager Licinius erlassene Mailänder Religionsedict (313) das Christenthum als gleichberechtigt mit der bisherigen Staatsreligion anerkannt, und damit sein Sieg entschieden war, hat eine Christenverfolgung in dem von Licinius beherrschten Reichsgebiet stattgefunden. Nachdem Constantin Licinius besiegt und nach einem Aufstandsversuch hatte hinrichten lassen, gab er durch das sogenannte Orientedict von 324 der morgenländischen Kirche wieder die volle Religionsfreiheit zurück.

Endlich ist auch der Versuch einer Restauration des alten Glaubens, den Julian der Abtrünnige während seiner kurzen Regierung (November 361 bis Juni 363) gemacht hat, mit Feindseligkeiten gegen das Christenthum verbunden gewesen. Ihm,

---

[1]) Die Uebersetzung ist von Preuß.

[2]) Die Bezeichnung der Auslieferer (traditores) hat in den romanischen Sprachen die Bedeutung „Verräther" angenommen.

dem begeisterten Anhänger der Neuplatoniker, der aufs Tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß alles Große, Edle und Schöne seine Wurzel in dem Glauben an die alten Götter gehabt habe, war das Christenthum eine Barbarenreligion, nur Barbaren und Menschen von sclavischer Gesinnung zu bilden geeignet[1]). Doch Gewalt anzuwenden widerstrebte seiner Natur, und vielleicht war er auch nicht so sehr Romantiker, um die Erfolglosigkeit von Zwangsmaßregeln zu verkennen. Das Härteste, was er gegen die verhaßten „Galiläer" verfügte, war ihre Ausschließung von den Lehrämtern der classischen Literatur an den höheren Unterrichtsanstalten, die in der That mit ihrem Glauben und ihrer Weltanschauung unvereinbar waren. Allerdings hat es auch unter Julian nicht ganz an Verfolgungen gefehlt, hauptsächlich im Orient, wo auch damals christlicher Fanatismus die Wuth der Massen entfesselte.

Mit diesem letzten ohnmächtigen Versuche, den Weltgang des Christenthums aufzuhalten, endete das dreihundertjährige Ringen des alten und des neuen Glaubens um die Herrschaft für immer. Die siegreiche Kirche begann nun ihre ganze Uebermacht zur Ausrottung des Heidenthums zu brauchen, das in diesem hoffnungslosen, mit den ungleichsten Waffen geführten Vernichtungskampfe immer noch eine gewaltige Lebens- und Widerstandskraft bewies. Mit Ausnahme der directen Zwangsbekehrung wurde zu seiner Unterdrückung jede Art der Gewalt angewendet; Verbot aller Opfer und Culthandlungen sowie des Tempelbesuchs unter Androhung der schärfsten Strafen, Aufhebung der Privilegien der Priester, deren Verweisung aus den Städten, Einziehung der Tempelgüter: doch die wiederholte Einschärfung dieser Anordnungen und Strafen während des 5. und noch im 6. Jahrhundert zeigt, wie äußerst langsam das Absterben des alten Glaubens auch dann erfolgte, als ihm scheinbar schon alle Lebensbedingungen entzogen waren. Auch die bürgerlichen Rechte wurden den Heiden genommen: Theodosius II. leitete diese Entwicklung ein, indem er die Anhänger der alten Religion von der Armee sowie von den Verwaltungsämtern ausschloß; Justin I. und Justinian vollendeten sie. Die Gesetzgebung des letzteren ruhte auf der Voraussetzung, daß kirchliche Orthodoxie den Vermögensbesitz bedingt und Abfall davon oder Gegensatz dazu ihn auflöst. Den Heiden war jetzt jeder Rechtsact untersagt[2]). Als Ursache des göttlichen Zorns galt jetzt der Irrglaube der Heiden; er sollte dieselben Uebel und Unglücksfälle verschuldet haben, die früher dem „Atheismus" der Christen zur Last gelegt worden waren. „Die Natur," heißt es in einem kaiserlichen Erlaß von 438, „stößt zur Strafe für die Gottlosigkeit der Heiden ihre eigenen Gesetze um. Der Frühling hat seine gewohnte Anmuth verloren, die Dürre des Sommers raubt dem arbeitsamen Ackersmann die Hoffnung auf die Aehren, der Winter verdammt durch ein Uebermaß von Härte den Boden zur Unfruchtbarkeit."

Allbekannt ist, daß Verfolgungen um des Glaubens willen mit dem Siege des Christenthums über das Heidenthum nicht aufhörten: innerhalb der christ-

[1]) Zeller, Römische und griechische Urtheile über das Christenthum. Deutsche Rundschau 1877, Bd. XI, S. 70 f.

[2]) V. Schulze, Untergang des griechisch-römischen Heidenthums, Bd. I, S. 385 ff.; Bd. II, S. 19.

lichen Welt bekämpften nun die Anhänger verschiedener Glaubensformen sich gegenseitig mit leidenschaftlichem Hasse. Schon im Jahre 367, als kirchliche Streitigkeiten zu Rom in blutigen Kämpfen ausgefochten wurden, hatte ein verständiger und wohlwollender Heide, Ammianus Marcellinus, gesagt, daß kein wildes Thier dem Menschen so feindselig und verderblich sei, wie die meisten Christen einander. Dieser Ausspruch bewahrheitete sich im folgenden Jahrhundert in den großen Katholikenverfolgungen der arianischen Vandalenkönige in Afrika.

IV.

Wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, läßt sich der Verlauf des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum nur in seinen allgemeinen Umrissen erkennen: über die jedesmaligen Anlässe und Motive der Verfolgungen, ihren Umfang und ihre Wirkungen sind wir großentheils auf Vermuthungen angewiesen Heidnische Berichte darüber fehlen ganz. Daß in diesen Vieles, wo nicht Alles, in anderem Lichte erscheinen würde, ist selbstverständlich. Wir wissen wenigstens, wie weit die beiderseitigen Urtheile über die Verfolger selbst auseinandergingen. Decius, den Lactantius „das fluchwürdige Geschöpf" nennt, war nach den heidnischen Autoren mit allen menschlichen und Regententugenden geschmückt. Der Bischof Eusebius von Cäsarea schildert Constantin beinahe wie einen Heiligen: er berichtet, wie oft er göttlicher Eingebungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelte des Labarum insgeheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich einsam eingeschlossen, um mit Gott zu verkehren, wie er seine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. s. w.[1]). Nach dem Heiden Zosimus war der Grund seiner Bekehrung, daß seine Bitte um Entsündigung von heidnischen Priestern abgeschlagen worden war, da es für seine Missethaten keine Art von Sühne gebe: ein Aegypter habe ihm dann die Ueberzeugung beigebracht, daß das Christenthum jede Missethat abzuwaschen vermöge[2]). In der That „entschied sich sein Uebertritt in dem Augenblick, wo es ihm unwiderleglich bewiesen schien, daß der Christengott stärker sei als die heidnischen Dämonen"; doch die Taufe verschob er „mit naiver Schlauheit" bis zu seiner Todesstunde, da sie nur die früher begangenen Sünden abwusch, die späteren aber den strengen Christen für unverzeihlich galten[3]).

Die Kirchengeschichte des Eusebius, den Jacob Burckhardt „den ersten durch und durch unredlichen Geschichtschreiber des Alterthums" genannt hat, ist für die Zeit der Verfolgungen unsere Hauptquelle, in Ermangelung anderer eine immerhin sehr werthvolle, mag auch das Bild, das sie von den Ereignissen gibt, keineswegs ein treues und noch weniger ein vollständiges sein. Bei der sonstigen Ueberlieferung aber ist es großentheils entweder fraglich, wie weit sie für historisch zu halten, oder unzweifelhaft, daß sie legendarischer Natur ist. Dies gilt vor Allem von den Märtyreracten.

---

[1]) Burckhardt, Zeitalter Constantin's, [2] S. 355 und 358.

[2]) Burckhardt, Zeitalter Constantin's, [2] (1880), S. 355 und 358.

[3]) Seeck, Die Bekehrung Constantin's des Großen. Deutsche Rundschau 1891, Bd. XLVII, S. 73 ff. und Die Anfänge Constantin's des Großen. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. VII, S. 91—102.

Wie andere Civil- und Criminalprocesse wurden auch die Christenprocesse von Stenographen protokollirt, und namentlich die Verleugnung aktenmäßig festgestellt. Neben Abschriften solcher amtlichen Protokolle circulirten unter den Christen Berichte von Glaubensgenossen, die den Verhandlungen beigewohnt oder die Angeklagten im Gefängnisse besucht hatten, sogenannte Passionen, die ebenfalls im Wesentlichen zuverlässig sind. Aber echte Acten (wie die der Märtyrer von Scili) oder Passionen (wie das Schreiben der Gemeinden von Vienne und Lyon) gibt es nur sehr wenige, dagegen eine Unzahl solcher, die durch Bearbeitungen und Zusätze aller Art willkürlich umgestaltet oder auch ganz und gar erdichtet und in denen großentheils selbst die Personen der Märtyrer erfunden sind. Für die Zeit des Decius gibt es weit über hundert gedruckte Märtyreracten und nicht viel weniger für die des Valerian und Gallienus, für die des Aurelian, dessen Verfolgung nur wenige Monate dauerte, über vierzig[1]). Bedenken gegen di Authentie und Zuverlässigkeit dieser Berichte erhoben sich schon früh. Papst Gelasius ließ im Jahre 496 ihre Verlesung an den Todestagen der Märtyrer in der römischen Kirche einstellen, „weil man die Namen der Verfasser nicht weiß, einzelne auch von Häretikern verfaßt sind und sie bei den Ungläubigen und Idioten Anstoß erregen würden"; in der griechischen Kirche wurde im neunten Jahrhundert die Mittheilung von Geschichten der Märtyrer verboten, „die von Feinden der Wahrheit fälschlich erdichtet sind".

In der Märtyrer- und Heiligenlegende hat die mythenbildende Phantasie in den letzten Jahrhunderten des Alterthums bis tief in das Mittelalter eine außerordentliche Productivität erwiesen. Mit berechtigtem Stolze blickte die triumphirende Kirche auf ihren Sieg zurück, der um so herrlicher erschien, je theurer er mit dem Blute und den Leiden so vieler heiliger Männer und Frauen erkauft war. Die Märtyrer waren in den Jahrhunderten, die auf die Zeit des Kampfes folgten, „die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Cultus knüpfte sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wurde eine der höchsten Hoffnungen der Christen. Ihre Ueberlegenheit gegenüber den sonstigen Heiligen wurde etwas Selbstverständliches; von allen Religionen hat keine mehr ihre einzelnen Blutzeugen so verherrlicht und damit die Erinnerung an ihr eigenes Vordringen so im Gedächtniß behalten wie das Christenthum"[2]). Ein unersättliches Verlangen, sich diese heiligen Gestalten immer von Neuem zu vergegenwärtigen, ihre Passionen sich auszumalen, sich an dem Heldenmuth, mit dem sie Qualen und Tod überwunden hatten, zu erbauen, rief eine überreiche Legendendichtung ins Leben, die Personen und Ereignisse ins Unendliche vervielfachte und ins Wunderbare und Uebernatürliche ausschmückte. Der Trieb, Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden, war nur in sehr geringem Grade, die Fähigkeit dazu gar nicht vorhanden, und so gewann die erstere je länger je mehr die Oberhand und überwucherte die letztere völlig. Wie zahlreich schon in der christlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte Unterschiebungen und Fälschungen aller Art waren, ist bekannt; Eusebius theilt sogar einen Brief Jesu „aus dem Archiv von Edessa" mit.

---

[1]) Neumann a. a. O., S. 277 ff.
[2]) Burckhardt a. a. O., S. 139.

Wie in der heiligen Legende kehren auch in der Märtyrersage dieselben Züge immer wieder. Die vor das Tribunal eines Proconsuls oder Kaisers geladenen Christen begnügen sich nicht immer damit, die Aufforderung zur Anbetung der Götter (zuweilen mit Hohn und Spott) zurückzuweisen: sie zertrümmern deren Statuen oder bewirken durch ihr Gebet, daß sie umstürzen. Die Richter versuchen vergeblich, sie durch Versprechungen und Drohungen zur Ableugnung ihres Glaubens zu bewegen; auch Schreckmittel und Foltern aller Art erweisen sich fruchtlos. Die Zunge wird ihnen ausgeschnitten, und sie reden dennoch; sie bleiben im glühenden Ofen unverletzt; Bären und Löwen, die sie zerfleischen sollen, legen sich schmeichelnd ihnen zu Füßen oder tödten statt ihrer eine große Anzahl Zuschauer u. s. w. Die Richter erklären alle solche Wunder für Wirkungen der Magie, aber Soldaten und Henker bekehren sich. Engel erscheinen den Märtyrern im Gefängniß, Visionen offenbaren ihnen die Wonnen des Paradieses. Wiederholt wird der Versuch, sie grausam umzubringen, durch Wunder vereitelt, bis es endlich doch gelingt. Dann geschehen noch Wunder an ihren Gräbern.

In der Erfindung von Martern und Todesarten offenbart sich eine im Gräßlichen wahrhaft schwelgende Phantasie. Wie vielfach diese Passionen als Gegenstände künstlerischer Darstellung gedient haben, ist bekannt. Jeder Besucher des vaticanischen Museums erinnert sich des großen, von keinem Geringeren als Pouſſin gemalten Martyriums des heiligen Erasmus, dem die Eingeweide mit einer Haspel aus dem Leibe gewunden werden. Dagegen kennen wohl nur Wenige die Illustrationen der gesammten Märtyreracten in der Rundkirche des heiligen Stephanus zu Rom auf dem Cälius, schon weil sie nur einmal im Jahre (am 25. December) geöffnet ist. Gregor XIII. hat die cylindrische Innenwand dieser Kirche des ersten Märtyrers (Protomartyr) von Tempesta und Pomeranzio mit den Bildern aller bekannten Martyrien ausmalen lassen. Jedes Bild enthält im Vordergrunde eines oder mehrere derselben in lebensgroßen Figuren, im Hintergrunde Massenhinrichtungen; Inschriften geben die Namen der bekannten und die Zahlen der unbekannten Märtyrer an. Unter Anderen sieht man hier auch den heiligen Dionysius, den abgeschlagenen Kopf mit der Tiara in der Hand, einherschreiten. Die heilige Margarethe wird, auf einem Martergerüst liegend, mit einer eisernen Harke bearbeitet. Der heiligen Agathe sind die Brüste mit einer Zange abgerissen worden und liegen blutend am Boden. Der heiligen Apollonia werden die Zähne ausgezogen. Auf einem anderen Bilde sieht man die heilige Martha, der beide Hände abgehauen und an einer Schnur um den Hals gehängt sind. Der heilige Antonius wird zwischen zwei ungeheuern Blöcken zerquetscht, so daß ihm die Eingeweide zum Leibe herausquellen; ein Anderer, auf einer Fleischbank liegend, mit tiefen Hieben in Stücke gehauen, wieder Andere werden in flüssigem Blei, Oel und Harz gesotten.

Wenn nun der ganz und gar legendarische Charakter eines großen Theils der Märtyreracten allgemein anerkannt ist, wird bei vielen anderen die Frage, ob und wie weit sie für die Geschichte der Verfolgungen als Quellen zu benutzen sind, sehr verschieden beantwortet. Auch hier begegnet man nicht selten der Ansicht, daß jede Tradition, die allgemeinen Glauben gefunden habe, auch Wahres

enthalten müsse. Nichts kann irriger sein. „Ueberall," sagt G. Grote[1]), „wo ein Gefühl eine ganze Gesellschaft durchdringt, mag es ein religiöses oder politisches, mag es Liebe, Bewunderung oder Abneigung sein, wird Alles, was diesem Gefühl entspricht und Nahrung gibt, mit Begierde begrüßt, mit Eifer in Umlauf gesetzt und in der Regel leicht geglaubt. Wo wirkliche Ereignisse fehlen, entstehen sensationelle Dichtungen, um das allgemeine Verlangen zu befriedigen. Die vollkommene Uebereinstimmung solcher Dichtungen mit dem herrschenden Gefühl nimmt die Stelle eines bestätigenden Zeugnisses ein und bewirkt, daß die Menschen sie nicht nur mit gläubigem Vertrauen, sondern auch mit Befriedigung vernehmen; sie in Frage zu stellen und einen Beweis zu verlangen, ist eine Arbeit, die Niemand unternehmen kann, ohne auf Mißvergnügen und Widerspruch zu stoßen." Auch gegenwärtig, wo die historische Kritik sehr entwickelt und die Methoden der Unterscheidung von Dichtung und Wahrheit zu einem hohen Grade von Sicherheit und Schärfe ausgebildet sind, erweist nicht bloß, besonders in erregten Zeiten, die Sagenbildung ihre schöpferische Kraft immer aufs Neue, sondern ihre Producte gelten auch in weiten Kreisen und oft für eine erstaunlich lange Zeit als Realitäten. In jenen Jahrhunderten aber, in welchen die ungeheure Mehrzahl der Märtyreracten entstand, fehlte wie gesagt im Allgemeinen das Bedürfniß, bezeugte Thatsachen von wahrscheinlichen Dichtungen zu unterscheiden, und noch mehr die Fähigkeit.

Nun gibt es aber unter diesen Acten, neben vielen ganz und gar (wenn auch zum Theil mit Anschluß an einen bereits vorhandenen Cultus) erfundenen, auch solche, die durch Bearbeitung und Umgestaltung echter Vorlagen entstanden sind. In der Regel ist dies allerdings nur eine mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthung, und auch, wo es gewiß ist, gibt es keine Möglichkeit, den historischen Kern in seiner ursprünglichen Gestalt aus der legendarischen Umhüllung zu lösen. Nichtsdestoweniger wird dies immer von Neuem versucht, und zwar im Wege eines Verfahrens, durch das man seit der Zeit Herodot's unendlich oft gemeint hat, sagenhafte Ueberlieferung in historische verwandeln zu können: und aller Wahrscheinlichkeit nach wird diese Methode auch in Zukunft immer ihre Vertheidiger haben, so oft und bündig auch ihre Unzulässigkeit erwiesen ist. Durch Weglassung des geradezu Unglaublichen, und so weit es erforderlich ist, durch Zusätze und Umänderungen bringt man eine Erzählung von Ereignissen zu Stande, die sehr wohl vorgekommen sein können und gegen die kein innerer Einwand zu erheben ist. Das ist aber bei jeder wahrscheinlichen Dichtung der Fall. Um eine Tradition von zweifelhafter Beschaffenheit zum Werth einer historischen Quelle zu erheben, bedarf es eines von der Sage unabhängigen Zeugnisses. Ein verdienter französischer Gelehrter hat eine höhere Schätzung späterer Märtyreracten durch den Nachweis zu begründen gesucht, daß darin sich oft Kenntniß des römischen Criminalverfahrens, sowie der antiken Sitten, Einrichtungen und Ausdrucksweisen, der Topographie von Rom u. s. w. zeigt[2]). Wenn nun dies Alles auch aus älteren Ueberlieferungen in jene späteren

[1]) Grote, History of Greece vol. I, ch. XVI.

[2]) Edmond Le Blant, Les actes des martyrs. Mémoires de l'institut. Académie des inscriptions et belles lettres. T. XXX 2, p. 57—347. Paris 1883.

übergegangen ist, folgt daraus für die Glaubwürdigkeit der ersteren noch nichts; auch dann nicht, wenn es feststände, daß alles Phantastische, Sagenhafte und gegen die beglaubigte Geschichte Verstoßende erst durch die Bearbeitung hinzugekommen wäre. Jeder gute historische Roman zeigt eine bei Weitem genauere und umfassendere Kenntniß der dargestellten Epoche und ihrer Zustände als irgend welche jener Acten.

Während man nun auf der einen Seite der Meinung ist, daß, mit Ausnahme sehr weniger gleichzeitiger Aufzeichnungen, die Märtyreracten für die Geschichte der Verfolgungen so gut wie gar nicht zu verwerthen sind[1]), schenkt man ihnen auf der anderen ein so großes Vertrauen, daß man auf ihr Zeugniß hin selbst das Unwahrscheinlichste glaubt für wahr halten zu dürfen. Einige Beispiele aus dem sehr gelehrten und gründlichen Werke des neuesten französischen Geschichtsschreibers der Verfolgungen, Paul Allard, mögen die Methode derjenigen Forscher zeigen, die in der Benutzung der sagenhaften Tradition für die historische Darstellung am weitesten gehen.

Zu den Opfern der Verfolgung des Valerianus gehörte, wie erwähnt, Papst Sixtus II., der nach einem gleichzeitigen durchaus vertrauenswürdigen Bericht und der ganzen späteren Tradition am 6. August 258 zu Rom auf einem Cömeterium enthauptet wurde. Vier Tage später erlitt sein Archidiaconus Laurentius, der Vermögensverwalter und Schatzmeister der römischen Gemeinde, den Märtyrertod. Die älteste Nachricht über die Art seines Todes findet sich in einem beinahe anderthalb Jahrhunderte später verfaßten Gedicht des Spaniers Prudentius (gest. 410). Dort wird ausführlich beschrieben, wie er an langsamem Feuer geröstet wurde. In demselben Gedicht aber ist die Enthauptung des heiligen Sixtus in eine Kreuzigung verwandelt; am Kreuze hängend, heißt es, sprach er zu dem an dessen Stamme weinenden Laurentius: „Höre auf zu weinen, nach drei Tagen wirst Du mir folgen." Wenn also hier die Angabe über die Todesart des einen Märtyrers erdichtet ist[2]), muß die andere so lange als mindestens verdächtig gelten, als sie nicht durch ein einwandfreies Zeugniß bestätigt wird. Vermuthlich ist der (schon auf altchristlichen Denkmälern dargestellte)[3]) Feuertod des heiligen Laurentius ebenso wohl ein Gebilde der die Leiden der Märtyrer ins Grausige steigernden Phantasie, wie der Kreuzestod des heiligen Sixtus. Der Rost, dessen Form Philipp II. nach einem in der Schlacht von St. Quentin am Tage des Heiligen (10. August 1575) gethanen Gelübde dem Escorial geben ließ, ist also schwerlich historisch. Auch folgende, ebenfalls in dem Gedicht des Prudentius enthaltene Erzählung trägt durchaus den Charakter der Legende: Laurentius habe auf die Aufforderung des Stadtpräfecten, die Schätze der Kirche auszuliefern, eine Frist erbeten, sei dann mit allen Bettlern und Krüppeln der Gemeinde vor jenem erschienen und habe gesagt: „Dies sind die Schätze der Kirche." Daß ein Forscher, der der altchristlichen Tradition einen so großen Werth beilegt wie Allard, auch dies für historisch hält, ist nicht auffallend.

[1]) Neumann a. a. O., S. 278 f.

[2]) Der Versuch Allard's (Les dernières persécutions du 3me siècle, p. 318 ff.), die Angabe des Prudentius mit der sonstigen Tradition in Einklang zu bringen, ist völlig verfehlt.

[3]) Münz in Kraus' Realencyklopädie der christlichen Alterthümer, Bd. II, S. 286.

Ueberrascht ist man jedoch, wenn man in seinem Bericht über dies Martyrium Folgendes liest[1]): „Man erzählt, daß Laurentius, auf dem glühenden Rost liegend, die Kraft hatte, zu dem Richter zu sagen: Die eine Seite ist jetzt genug gebraten, laß mich umwenden; darauf: Koste!" Also selbst diesen Zug der Legende, dessen groteske Naivetät an das Kindermärchen erinnert, unbedingt Preis zu geben, kann Allard sich nicht entschließen.

Zu den auch von sehr conservativen Kritikern bezweifelten Martyrien gehört das der „thebäischen Legion". Den ältesten Bericht darüber enthält ein Schreiben des Eucherius, der 435—450 Bischof von Lyon war. Nach seiner Erzählung hatte der Kaiser Maximianus die ganz und gar aus Christen bestehende, 6600 Mann starke Legion aus dem Orient nach Gallien zur Verfolgung der dortigen Christen berufen. Als er in seinem Hauptquartier zu Octodurum (Martigny) die Meldung erhielt, daß die Legion gegen seinen Befehl bei Agaunum (St. Maurice) Halt gemacht hatte, weil sie sich an der Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen nicht betheiligen wollte, gerieth er in Wuth und ließ die Legion decimiren, und als sie trotzdem den Gehorsam verweigerte, noch einmal. Nachdem einer der Officiere, Mauricius, die Soldaten ermahnt hatte, standhaft zu bleiben, sandten sie an den Kaiser die Erklärung, daß sie als Christen Christen nicht verfolgen könnten. Maximian befahl, sie sämmtlich niederzuhauen, und die von ihm gesandten Heerhaufen vollzogen diesen Befehl, ohne daß die Thebäer den geringsten Widerstand leisteten. Nach vielen Jahren wurde an dem Orte, der noch heute den Namen des hervorragendsten dieser Märtyrer trägt, eine Basilica erbaut; schon in der Zeit des Eucherius befand sich dort auch eine Herberge für die zahlreich herbeiströmenden Pilger, die zum Theil an der heiligen Stätte Heilung ihrer Leiden suchten und fanden; auch andere Wunder geschahen dort. Man wird hier daran erinnert, daß auch der Wunsch, einen bereits bestehenden Märtyrercultus mehr in Aufnahme zu bringen, auf die Legendendichtung gewiß nicht ohne Einfluß gewesen ist. Uebrigens erstrecken sich die Verzweigungen dieser Sage bis an den Rhein und die Mosel, nach Italien und der Schweiz: in allen diesen Gegenden sollen Abtheilungen der thebäischen Legion den Märtyrertod erlitten haben, so in Köln der heilige Gereon mit 318 Gefährten; die Erbauung der St. Gereonskirche schreibt die Sage der Mutter Constantin's, der heiligen Helena, zu[2]).

Das von Eucherius erzählte Ereigniß müßte sich vor 292 zugetragen haben, in welchem Jahre die Regierung Galliens von Maximianus auf Constantius Chlorus überging. In dieser Zeit gab es aber noch keine Christenverfolgung. Man nimmt daher an, die Expedition, an der die Thebäer theilnehmen sollten, sei der Zug des Maximianus gegen die aufständischen Bauern in Gallien (Bagauden) im Jahre 286 gewesen. Was die Legion verweigerte, war also nicht die Verfolgung der gallischen Christen, sondern die Theilnahme an einem Opfer und der von ihr verlangte Eid, gegen die Bagauden zu kämpfen. Endlich meint Allard, die „Legion" sei wohl keine Legion gewesen, sondern ein Detachement

---

[1]) Allard, Dernières persécutions du 3me siècle, p. 92.

[2]) Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. I, S. 94 ff.

oder eine Hülfscohorte (diese hatte eine Stärke von 500 oder 1000 Mann). Es gibt wohl kaum eine Sage, der man nicht durch solche Hülfen den Schein einer geschichtlichen Ueberlieferung geben könnte. Auch hier drängt sich die Frage auf, mit welchem Recht eine Tradition, die man in Bezug auf die Zeit und Veranlassung des Ereignisses, sowie auf seine (in der Zahl der Opfer bestehende) Bedeutung für unglaubwürdig erklärt, noch in irgend einem Punkte für glaubwürdig gehalten werden kann. Auch das völlige Schweigen aller christlichen Autoren über ein so ungeheures Ereigniß ist für Allard kein Grund, an dessen Thatsächlichkeit zu zweifeln, obwohl zwei derselben, Lactantius und Orosius, seine Erwähnung unmöglich hätten unterlassen können, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre. Lactantius, der seine Schrift über die Todesarten der Verfolger achtundzwanzig Jahre nach dem Bagaudenkrieg als bereits alter Mann verfaßte, spricht ausführlich von Maximian's Lastern und Missethaten; Orosius berichtet über seine Niederwerfung der Bagauden. Wenn endlich Allard sich auf eine angeblich bis in die Zeit des Ereignisses zurückreichende, überdies durch ein Monument (die Basilica) bestätigte Tradition beruft und meint, daß eine solche nicht grundlos gewesen sein könne, so zeigt dies eine völlige Verkennung der Natur der Sagenbildung. Die Legende von den vierhundert Pforzheimern, die am 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen, den Markgrafen Georg Friedrich von Baden mit ihren Leibern deckend, den Heldentod gestorben sein sollen, hat bis in die neueste Zeit als historische Thatsache gegolten. Nach einer 1788 erschienenen Schrift eines Pforzheimers sollte sie auf Familienüberlieferungen beruhen, und 1834 wurde den vierhundert Helden im Chor der Kirche zu Pforzheim ein Denkmal errichtet. Trotzdem ist jetzt allgemein anerkannt, daß sie nie existirt haben. Wenn eine solche Legende im neunzehnten Jahrhundert so lange als historische Thatsache gelten konnte, ergibt sich der Rückschluß auch auf das fünfte von selbst.

Die Vorstellung von Massenhinrichtungen, wie die der thebäischen Legion, war und ist unentbehrlich, wenn man den Glauben an eine ungeheure Zahl von Märtyrern festhalten will, der bereits zu Ende des vierten Jahrhunderts verbreitet war. Schon damals ist von „unzähligen", „ganzen Scharen", „vielen Tausenden" von Märtyrern die Rede. Den Besuchern der römischen Katakomben wurden Massengräber gezeigt, die nur mit Zahlen ohne Namen bezeichnet waren. Prudentius sah ein solches Grab von sechzig Märtyrern, deren Namen Christus allein kenne. Will man nun auch glauben, daß die Führer dem Wunsche andächtiger Pilger, eine möglichst große Anzahl heiliger Gräber kennen zu lernen, niemals Zugeständnisse gemacht haben, so waren doch Irrthümer nicht ausgeschlossen, z. B. konnten Zahlen auf Grabsteinen, wie sie noch jetzt vorhanden sind und deren Bedeutung problematisch ist[1]), die aber vielleicht den Angehörigen der Todten die Auffindung der Gräber erleichtern sollten, für Zahlen der Bestatteten genommen werden[2]). Waren aber jene von Prudentius und Andern gelesenen Zahlen wirklich solche, so bleibt es völlig ungewiß, von wem und aus welcher

[1]) De Rossi, Inscript. christ., p. 8 und 40 f.
[2]) De Rossi, Roma Sotterranea, III, 413.

Zeit diese Angaben herrühren, vor Allem aber aus welchen Quellen sie geflossen sind. Trotz alledem schenkt ihnen, sowie den späteren Märtyreracten, auch Giambattista de Rossi, dieser wahrhaft große, doch von einer all zu weitgehenden Pietät gegen die altchristliche Tradition erfüllte Gelehrte, ein immerhin kaum begreifliches Vertrauen. Nach der (vermuthlich auf einer Inschrift beruhenden) Angabe eines Pilgers aus Salzburg, der Rom um die Mitte des siebenten Jahrhunderts besuchte, ruhten in der Nähe der heiligen Cäcilie in den Katakomben des Callistus achtzig Märtyrer; in altrömischen Martyrologien sind deren achthundert oder neunhundert angegeben (ein Beweis für die Wandelbarkeit solcher Ziffern). De Rossi hält eine zwischen den beiden letzten Summen in der Mitte stehende für die wahre und gelangt durch Combination verschiedener Vermuthungen zu dem Ergebniß, daß diese Hunderte Opfer der Verfolgung in Marc Aurel's letzten Jahren (177—180) waren; er ist der Meinung, daß dadurch „eine Lücke in der Geschichte der römischen Kirche ausgefüllt" werde[1]). Nach de Rossi gab es aber in den Krypten des Callistus ein späteres, noch ungleich größeres Massengrab, welches die Asche des Marcellus und viertausend anderer Märtyrer enthielt, die mit ihm nach einer späten Legende an der Via Appia verbrannt wurden. Die Zahl hält de Rossi allerdings für übertrieben, aber nicht für eine willkürliche Erfindung des Autors: in den Acten des heiligen Urbanus ist von fünftausend Umgekommenen die Rede, und in dieser Zahl glaubt er eine Summirung der beiden Massengräber zu erkennen[2]).

Von der Natur der Quellen, aus denen de Rossi schöpft, mag hier ganz abgesehen werden. Auch kann man zugeben, daß ein Autodafé von Tausenden bei der entsetzlichen Härte des Römerthums nicht gerade unglaublich ist. Freilich ist auch die furchtbarste Massenhinrichtung, die wir aus dem römischen Alterthum kennen, und die als Beweis für die Möglichkeit so ungeheurer Greuelthaten angeführt wird, damit nicht zu vergleichen, und war überdies von Umständen begleitet, die eher geeignet sind, die Bedenken gegen die Angabe der Legende zu verstärken. Im Jahre 62 war ein vornehmer Mann in Rom von einem seiner Sclaven ermordet worden, und „nach altem Brauch" wurde die ganze unter demselben Dache wohnende Sclavenschaft, vierhundert Personen jedes Alters und Geschlechts, hingerichtet. Dies Urtheil verursachte in Rom einen Aufruhr, und seine Vollstreckung konnte nur durch Militärgewalt erzwungen werden. Jenes von der Legende berichtete Autodafé aber hätte an Furchtbarkeit die Bartholomäusnacht und die Septembermorde überboten (die Zahl der Opfer beider Metzeleien wird auf je zweitausend veranschlagt), und doch hätte es nicht einmal in der altchristlichen Literatur eine Spur zurückgelassen. Und auch wenn es erst in die Zeit des Decius oder eine spätere zu setzen wäre, hätte Origenes seine Aeußerung von der geringen Zahl der Märtyrer nicht thun können. Denn auch jene erste von de Rossi angenommene Massenhinrichtung in Rom wäre den Gemeinden der Provinzialhauptstädte gewiß nicht unbekannt geblieben, am wenigsten der von Alexandria. Die Verbindung beider Hauptstädte war eine regelmäßige und während der Zeit der Schiffahrt ununterbrochene, der Verkehr zwischen ihnen

[1]) De Rossi, Roma Sotterranea, II (1867), p. 155—161.

[2]) Daf. p. 171—180.

ein tausendfältiger, und mindestens seit der Zeit Marc Aurel's, wo die ersten uns bekannten Synoden stattfanden, standen die römischen Bischöfe mit denen der Provinzen in einem offenbar sehr lebhaften brieflichen Verkehr[1]).

Der Glaube an eine enorme Zahl von Märtyrern schien sich zu bestätigen, als 1578 die Katakomben entdeckt wurden und bald die Meinung sich verbreitete, daß alle dortigen Gräber, die das Zeichen der Palme trugen oder sogenannte Blutphiolen enthielten, Märtyrergräber seien: eine Ansicht, deren Richtigkeit von der Congregation der Riten im Jahre 1668 durch ein eigenes (noch 1863 aufs Neue bestätigtes) Decret officiell anerkannt wurde. Doch wird sie wohl nirgends mehr ernstlich festgehalten. Längst ist bekannt, daß sowohl die Palme (das Symbol des Sieges über Fleisch und Tod) auf Gräbern aus der Zeit nach der Verfolgung vorkommt, als daß auch Blutphiolen in solchen zahlreich gefunden werden. Das rothe Sediment auf dem Boden dieser Glas- und Thongefäße, in dem man Märtyrerblut zu erkennen meinte, ist in der That eine Folge der Oxydation, und die Gefäße haben vermuthlich Weihwasser enthalten. Der der Gesellschaft Jesu angehörige P. Victor de Buck, Fortsetzer des Bollandistenwerks, hat bemerkt, daß, wenn die auf Grund von Blutphiolen für Märtyrergräber gehaltenen Gräber wirklich solche und die Angaben der älteren Gelehrten über deren Zahl richtig wären, diese die Zahl der Christen übersteigen würde, die in den drei ersten Jahrhunderten Rom bewohnt haben. Auch könnten unmöglich so viele Märtyrerreliquien in den Katakomben geblieben sein, als man seit drei Jahrhunderten ausgegraben haben will, da schon Paul I. (757—767), Paschalis I. (817—824) und deren Nachfolger Massen von Märtyrerresten in die römischen Kirchen bringen ließen: am 20. Juli 817 wurden 2300 Leiber in die Kirche St. Prassede gebracht, ins Pantheon sind ganze Wagenladungen gekommen[2]) u. s. w.

Auch Marterwerkzeuge sind bis jetzt in Gräbern der Katakomben nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden. Nach einer aus dem Heidenthum herübergenommenen Sitte statteten auch die Christen die Gräber wie Wohnungen der Todten mit Gebrauchsgegenständen aller Art aus. In Kindergräbern der Katakomben sind Puppen und anderes Spielzeug, auch Sparbüchsen aus Terracotta, in denen von Erwachsenen Münzen, Würfel und Spielmarken, Toilettengegenstände, Hausgeräth aller Art, Handwerkszeug u. s. w. gefunden worden, darunter auch Nägel und spitze Griffel, die man früher für Marterwerkzeuge hielt. Die ebenfalls zu diesen gerechneten sogenannten „Krallen" (ungulae), gebogene Eisen und haken- und krallenförmige Spitzen finden sich auch in etruskischen Gräbern, und haben wohl zum Zusammenraffen von Asche gedient. Die Bestimmung von Ketten und Kugeln, die als Geißeln (plumbatae) gedient haben sollen, sowie die einer anderthalbpfündigen Bleikugel, mit der nach de Rossi's Ansicht ein Märtyrer todtgeschlagen worden wäre, bleiben problematisch[3]). Grabschriften, in denen Märtyrer als solche bezeichnet sind, gibt es verhältnißmäßig sehr wenige, und in diesen ist die Angabe des Martyriums meist erst später hinzugefügt; aus vorconstantinischer Zeit haben sich keine datirten Märtyrerinschriften erhalten[4]).

[1]) Neumann a. a. O., S. 61—64.

[2]) Kraus' Roma Sotterranea [2] (1879), S. 117 und 511.

[3]) Kraus a. a. O., S. 486—507.

[4]) Kraus, S. 400.

Daß die Veranschlagungen der Gesammtzahl der Märtyrer sehr weit auseinandergehen, ist durch den größtentheils diametralen Gegensatz der Ansichten über die Natur der Quellen bedingt. Kraus, welcher die Behauptung von Millionen von Märtyrern als für eine wissenschaftliche Würdigung ungeeignet verwirft, hält die von 13825 Märtyrern in Rom allein, die das römische Martyrologium angibt, für keineswegs zu hoch gegriffen und unglaubwürdig [1]).

Für das ganze Reich müßte dann etwa eine Million angenommen werden. Denn daß die Gemeinde der Reichshauptstadt von den Verfolgungen jemals ungewöhnlich hart betroffen worden wäre, läßt sich nach der geschichtlichen Ueberlieferung nicht annehmen, und Manches spricht dafür, daß die Christen in den Provinzen verhältnißmäßig mehr gelitten haben, namentlich in den orientalischen. Man kann also die Zahl der römischen Märtyrer für eine nicht mehr als durchschnittliche halten. Von den bisherigen Schätzungen ergibt die (höchst willkürliche und jedenfalls viel zu niedrige) Beloch's für Rom 800000, für das Reich 54 Millionen Einwohner; die Gibbon's 1200000 (im Anfang des fünften Jahrhunderts) und 120 Millionen, die Wietersheim's $1^1/_2$ und 88—91 Millionen. Im schroffsten Gegensatz zu der Ansicht von Kraus steht die des oben erwähnten belgischen Jesuiten P. Victor de Buck, der die Gesammtzahl der Märtyrer auf etwa viertausend berechnet: eine Zahl, die sich sehr wohl mit der von Gibbon angenommenen Zahl der Opfer der Diocletianischen Verfolgung vereinigen läßt. In dieser hatte Palästina nach der Angabe des Eusebius zweiundneunzig Märtyrer. Das Land war etwa der sechzehnte Theil des östlichen Reichs, und höher als in dem Geburtslande des Christenthums kann die durchschnittliche Zahl der Märtyrer im ganzen Osten schwerlich gewesen sein, zumal (nach Lactantius) auch hier einige Statthalter sich rühmten, ihre Hände von Christenblut rein erhalten zu haben. Die Gesammtzahl der Opfer während der zehnjährigen Diocletianischen Verfolgung würde also im Osten etwa fünfzehnhundert, im ganzen Reich (da die Verfolgung im Westen nur zwei bis drei Jahre dauerte und sich auf Gallien und Britannien nicht erstreckte) etwas weniger als zweitausend betragen haben.

Gibbon schließt sein diesen Gegenstand behandelndes sechzehntes Capitel mit der „traurigen Wahrheit", daß selbst, wenn Alles zuverlässig wäre, „was die Geschichte berichtet und frommer Glaube ersonnen hat", doch anerkannt werden müßte, daß die Christen in Folge von Glaubenszwietracht weit größere Leiden, als sie von den Heiden erfuhren, sich gegenseitig bereitet haben. Die Verfolgung des Diocletian, sagt Niebuhr, ist kein Schatten von dem gewesen, was der Herzog von Alba in den Niederlanden gethan hat [2]). Die Zahl der unter Karl V. dort um des Glaubens willen Hingerichteten schätzt Fra Paolo auf fünfzigtausend, Hugo Grotius auf hunderttausend. Zeiht man einen Gewährsmann wie den Letzteren der Uebertreibung, so fragt es sich, wie Gibbon mit Recht bemerkt, welches Vertrauen ein Autor wie Eusebius beanspruchen kann, und welchen Glauben Angaben unbekannten Ursprunges aus einer Zeit verdienen, der die historische Kritik und die Presse fehlte.

---

[1]) Kraus, S. 106, 2.

[2]) Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte, Bd. III, S. 295.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

V. Girgenti und Palermo.

Aus der glücklichen Abgeschiedenheit von Aci Reale traten wir nun wieder in die große Trümmerwelt Siciliens. Lange noch, und weit über Catania hinaus, blieb uns leuchtend in seinem eisigen Glanz der Aetna sichtbar, den man sogar in Girgenti von der Rupe Atenea soll erblicken können und den die Bewohner des Innern bis zu dieser südwestlichen Küste nicht anders nennen als den Vesuvio di Catania. Diese ganze Strecke, von Nordosten her, durchquerten wir in einer langen, langsamen und beschwerlichen Eisenbahnfahrt; mehrmals, und dicht vor dem Ziele noch, mußten wir aus einem Zug in den andern steigen, und es gehörte viel Geschwindigkeit und einiges Glück dazu, den rechten zu treffen. Das Schienennetz in Sicilien ist noch ziemlich weit davon entfernt, vollständig zu sein, und der Dienst der Eisenbahnen läßt hier an Bequemlichkeit für den Reisenden und präcisem Einhalten des Fahrplans noch viel mehr zu wünschen übrig, als selbst im eigentlichen Italien, was immerhin Etwas sagen will. Jedoch in einem Lande, wo jeder Anblick überraschend ist und jeder Fußbreit Erde tausend Erinnerungen weckt, hat auch diese Lässigkeit der Beförderung ihren Vortheil: die Bilder fliegen nicht in verwirrender Eile dahin, das Auge vermag auf jedem einzelnen zu ruhen, und die Gedanken folgen von einem zum anderen. Von dem reinen und sanften Lichte des Frühlingsnachmittages beschienen, sahen wir das Inlandsgebirge von Sicilien, mannigfaltig bewegt, in schönen Formen, Hochebenen und eingeschlossene Thäler abwechselnd mit schroffen Felspartien und malerisch daran emporgebauten Ortschaften und Städten. Im Abendroth, auf steiler Höhe, seine grauen Mauern und Thürme, warm vom Strahl der sinkenden Sonne, burgartig, Häuser und Kirchen übereinander gedrängt mit Giebeln und Zinnen und Zacken, lag Castrogiovanni, das uralte Henna, vormals das Heiligthum der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit und Siciliens, mit dem

See Pergus nicht weit von hier, an welchem Persephone (Proserpina) mit den Gespielinnen Narcissen pflücken ging, als der Beherrscher der Unterwelt, aus den Bergen hervorbrechend, „aufs Gespann schwarzmähniger Hengste die Braut“ hob (Platen). Trauernd wandert nun die göttliche Mutter, um die geliebte Tochter zu suchen; und wem ginge bei dieser Erzählung nicht ein sanftes Echo durch die Seele von Schiller's „Klage der Ceres“:

„In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.“

Eine der poesievollsten Sagen des classischen Alterthums, wie fast Alles, was wir von poetischen Ueberlieferungen aus diesem haben, griechischen Ursprungs, und später von den römischen Dichtern nur weiter ausgeführt, ist es das Sinnbild vom Saatkorn, das sich in ihr personificirt, von den Keimen, „die dem Auge starben“:

„Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet —“

Die Hälfte des Jahres, so lautet „der Schluß des Zeus“, soll im dunklen Schoß der Erde die Geraubte wohnen; aber mit jedem Frühling ins Licht der Sonne, zur Mutter zurückkehren, und Sicilien ist ihr Hochzeitsgeschenk!

Das Gestade des Sees mit den umliegenden Hügeln, in deren Hainen Ovid noch „ewigen Frühling“ sah, wird jetzt als wüste Stätte geschildert, wie die ganze Gegend es ist[1]).

Es wurde Nacht, als wir in die Schwefeldistricte kamen. Der aufgehende Mond beleuchtete bei Comitini-Zolfare und Grotte unwirthliche Flächen, weithin aufgewühlt, qualmend und dampfend in dem bleichen Dämmerlicht, mit hier und dort einer Flamme dazwischen, an den kleinen Bahnhöfen gelbe viereckige Schwefelblöcke hoch aufgehäuft und Alles nach Schwefel riechend. Es war zehn Uhr Abends, als wir in den Bahnhof einliefen, der unterhalb Girgenti's und noch ziemlich entfernt von der Stadt liegt. Hohe Bergrücken verdeckten uns jetzt den Anblick des Meeres, welches wir auf der letzten Strecke des Weges im Mondenschein hatten flimmern sehen; aber die dunkle Linie des Hügels über uns war ganz mit Lichtern gesäumt, bis auch diese hinter einer Biegung der Straße verschwanden. Im webenden Mondesdämmer nahm nun das Gestein uns gegenüber gar seltsame Formen an, und in der Täuschung des Zwielichts glaubten wir Häuser und Straßen zu sehen, wo doch nichts war, als der nackte Felsboden einer untergegangenen Stadt.

Ganz draußen, dicht am Meer und an der Schwelle gleichsam dessen, was von dem alten Akragas übrig geblieben ist, war unser Hôtel; und den ersten Eindruck dieser wunderreichen Umgebung empfing ich in der Frühe des andern Morgens von der Landstraße herab: es war der einer großen und erhabenen, einer ungeheuren und feierlichen Einsamkeit, als die weite, muldenförmige Thalebene vor mir lag, mit Oelbäumen und Ruinen bedeckt, von dem breiten Silber-

[1]) Vergl. Ziegeler, Aus Sicilien (Gymnasialbibliothek, vierzehntes Heft). Gütersloh 1892; eine lehrreiche, kleine Schrift.

streifen des Meeres begrenzt, auf der Landseite von Hügeln umschlossen und auf dem äußersten derselben, der Stätte der alten Akropolis, amphitheatralisch gelagert, die Steinmasse des heutigen Girgenti. Von dort herab, die ganze Niederung ausfüllend, ergoß sich der Häuserstrom von Akragas, einst, nach Syrakus, die zweite Stadt Siciliens.

„Dich bitt' ich, o Freundin der Pracht, du schönste der irdischen Städte,
Hort der Persephone, die du am herdenernährenden Rand
Des Akragasflusses auf stattlich überbautem Hügel wohnst,
Königin, nimm mit der Menschen und der Unsterblichen Gunst
Den Kranz, den ich bringe —"

So besingt sie Pindar im Eingange des zwölften pythischen Siegesgesangs[1]).

Um diese Zeit, im fünften Jahrhundert v. Chr. Geb., entfaltete sich die Blüthe von Akragas, und Theron war es, zuerst der Gegner, dann der Bundesgenosse Hieron's I. von Syrakus, der die Stadt den Abhang des Hügels hinunter weiterführte, der sie mit Mauern umgab und ihre Tempel zu bauen begann[2]). Auch ihn, den Akragantiner, den Sieger mit dem Wagen, feiert Pindar als den „Erhalter der Stadt", der die Karthager zurückschlug und dessen Vorfahren

„Den heiligen Wohnsitz am Strom nahmen und Sikelia's
Auge wurden."

Gleich Syrakus ist Akragas auf seinen ältesten Umfang zusammengeschmolzen, wo jetzt auf dem ehemaligen Burghügel, der Akropolis „des flußumspülten Akragas", das Städtlein Girgenti liegt, der Namenserbe des römischen Agrigentum. Aber der Proceß war ein umgekehrter: während Syrakus vom Thal aufstieg zu den Hügeln und von diesen zurückging ins Thal, stieg Akragas von dem Hügel hinunter und kehrte zu diesem zurück. Einsam liegt unser Hôtel, das einzige von Menschen bewohnte Haus, inmitten dieses Terrains der ehemaligen Unterstadt, deren Umfassungsmauern man noch dort unten bei den Tempeln erkennt. Und je höher ich steige, desto weiter wird der Blick auf das Meer, jenseits der Ebene mit dem Horizont ineinanderfließend — das mittelländische Meer, oder, wie man hier sagt, das afrikanische; rechts der Hafen des Empedokles, links weiß emporragender Küstenfels, von der Brandung bespült, und dazwischen immer noch die beiden dünnen Wasserfäden, der alte Hypsas, jetzt Fiume S. Biagio, der in den Akragas, jetzt Fiume Girgenti, fließt und mit diesem in die See mündet.

Noch zeigt man, unter den Trümmern der Ruinenstadt, mitten im Feld, einen hoch aufgethürmten Quaderbau, Grab des Theron, Tomba di Terone genannt, wiewohl feststeht, daß das Mausoleum dieses Herrschers von den Karthagern zerstört und das gegenwärtige viel später erst, und sicher nicht ihm, errichtet worden ist. Aber das Andenken der Nachwelt hat den Namen dessen, der Akragas groß und berühmt gemacht, nicht schwinden lassen, sondern an diese Stätte selber knüpfen wollen, zusammen mit jenem anderen, dem des Empedokles, welchem man hier überall noch begegnet, wie dem des Archimedes in Syrakus.

[1]) Uebersetzung von C. F. Schnitzer.
[2]) Freemman, S. 89.

Ein Naturforscher, ein Philosoph und ein Dichter hat er dem Staat und der Stadt die höchsten Dienste geleistet, half, als nach Theron's Tod die glorreiche Tyrannis zusammenbrach, die Demokratie begründen und starb, von seinen eigenen Mitbürgern verbannt, der sicilischen Heimath fern, im alten Griechenland. Aber die Legende, die schon sein Erdenwallen mit allerlei Wundern umwoben hatte, führt den lebensmüden Greis, der alle Wissenschaft der Oberwelt erschöpft, zum Krater des Aetna: dort stürzt er sich hinab in das Flammengrab, um die Geheimnisse der Unterwelt kennen zu lernen —

„. . . . ungesehen ging
Er weg, und keines Menschen Hand begrub ihn
Und keines Auge weiß von seiner Asche."
(Hölderlin, im Fragment „Empedokles".)

Ueber ödes Gefilde herauf weht der Wind vom nahen Meere; nichts ist von der herrlichen, der reichen, der luxuriösen Stadt übrig geblieben, als etwas grasüberwachsenes Mauerwerk: aber in all ihrer Verlassenheit noch hoch und hehr und ehrfurchtgebietend stehen die Ruinen der Tempel, und mit den Namen der Götter leben die von Theron und Empedokles auf den Trümmern von Akragas.

Die Stadt hat niemals bis zum Meere gereicht, und der Porto Empedocle, dessen Molen bei Tag, dessen Leuchtthurm bei Nacht man deutlich von hier aus sieht, ist eine moderne Schöpfung, Endstation der Eisenbahn, welche den Seeverkehr mit dem Binnenland um Girgenti vermittelt.

Still ist es hier, sehr still; man hört nur die Stimmen der Thiere, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Vögelgezwitscher. Auf der Chaussee bewegt sich das ländliche Leben, man sieht Eselreiter in Manchesterjacken und mit Beutelmützen, zuweilen ganze Familien auf einem Esel. Hin und wieder fährt ein zweiräderiger Karren vorüber, auch er mit jenem grellen, romantischen Bilderschmuck, der gar seltsam contrastirt mit dem Ernst des antiken Hintergrundes.

Die Nacht hatten wir einen starken Sturm, der heulend durch die Gänge des schmalen, ganz freistehenden Gebäudes pfiff; und heut, unter einem völlig bedeckten, sonnelosen Himmel hat die Landschaft einen sehr schwermüthigen Charakter. Ein kleiner Blumengarten dehnt sich, auf der Rückseite des Hôtels — „Hôtel des Temples", — nach dem Meere hin. Vor mir, über dem Olivengrün, steht der Heratempel, und etwas weiterhin erhebt sich auf kahler Höhe der Concordiatempel; seine Säulen, sein Gebälk, seine Treppen, der ganze herrliche Bau so wohl erhalten, daß der Wanderer aus dieser Entfernung nicht eine zweitausendjährige Ruine zu sehen meint, sondern ein Heiligthum, das den Priester und das Volk erwartet. Wer diese beiden Tempel von Girgenti gesehen hat, von einer ernsten und überwältigenden Schönheit noch in ihrer völligen Nacktheit, für den ist ein Stück antiken Lebens greifbare Wirklichkeit geworden, ein Eindruck, der nur erhöht wird durch die gewaltigen Trümmerhaufen des Zeus- und Heraklestempels und die malerisch wieder aufgerichtete Giebelfront des Dioskurentempels. Weiße Landstraßen ziehen sich in mannigfachen Windungen durch das ehemalige Stadtgebiet, welches diese Tempel in sich schloß; noch erkennt man

die Reste der alten Festungsmauer, noch bei der Mündung des Fiume Girgenti den alten Hafen, und zwischen diesem und dem Porto Empedocle sieht man den modernen Viaduct und die Brücke der Eisenbahn, deren Rollen und Pfeifen nur selten und abgeschwächt die Stille dieser Landschaft stört.

Das geheimnißvolle Schweigen der Jahrtausende ruht auf ihr. Ich habe mich gefragt, welche von den bisher gesehenen Stätten des Alterthums in Sicilien mich am tiefsten ergriffen, und ich muß sagen, Girgenti. Selbst Syrakus kann sich damit nicht vergleichen, eben weil es mit so viel reicheren Tönen und Farben zur Phantasie spricht. Hier ist keine Gegenwart mehr, hier ist Alles Vergangenheit, ist Alles einsam, stumm und grau. Nichts, kein anderes Anliegen zieht uns ab von der Betrachtung einer untergegangenen Welt, deren ungeheure Monotonie die Sinne gleichsam einschläfert, und deren ganze Majestät sie wiederum weckt und zur äußersten Thätigkeit anspannt, wo man die Region der Tempel betritt. Die Tage, die wir in Girgenti zubrachten, waren für uns, wenn man so sagen darf, wie Tage der Abgeschiedenen — als habe der Asphodelos, der hier auf den Wiesen wächst, auch an uns seine Zauberkraft bewährt.

An einem sonnigen Nachmittage, dem letzten, besuchten wir Girgenti, die Stadt, den Dom, das uralte Kirchlein Santa Maria de' Greci. Die Stadt liegt hoch, auf dem ziemlich steilen Hügel, dessen Auf und Ab die meist engen, abschüssigen Straßen sich anschmiegen. Im Dom fesselte uns namentlich der antike Marmorsarkophag mit der höchst lebendigen, dramatisch bewegten Darstellung der Hippolytos- und Phädrasage; das Kirchlein in seinem Souterrain gab uns, zumal nachdem wir die Tempel gesehen hatten, einen ganz deutlichen Begriff davon, wie die Christen ihre Heiligthümer in die der Alten hineinbauten: wohin wir blickten beim Scheine des Lämpchens in diesem unterirdischen Dunkel brach das Heidenthum dorischer Säulen durch das altersschwarze Gemäuer der Kirche.

Im Uebrigen ist Girgenti heut ein armseliges Nest und das Gros seiner Bevölkerung nicht weniger schmutzig und zerlumpt, als die der anderen sicilianischen Städte, die wir kannten; obgleich unser Kutscher und Führer, auf den guten Namen seiner Landsleute bedacht, uns versicherte, daß Diebstähle, geschweige denn ein schwereres Verbrechen hier niemals vorkämen, noch je vorgekommen seien. Aber selbst er hatte Mühe, seine Schutzbefohlenen vor der Zudringlichkeit bettelnder alter Weiber und Kinder zu hüten, die nicht einzeln, oder zu Zweien und zu Dreien, sondern in ganzen Scharen uns umringten, verfolgten und vor den Kirchenthüren ausgeschlossen werden mußten, um uns wenigstens da Ruhe zu gönnen. Mit ihm, dem Vortrefflichen, der Kutscher mit eigenen Pferden, Besitzer eines Albergo in Girgenti und ein intelligenter Mann ist, bestiegen wir die Rupe Atenea, den einsam ragenden Fels, auf dessen quadratischem Plateau der Tempel der Athene gestanden haben soll, jetzt, in der stillen, weiten Abendlandschaft, schon umwoben von der bläulichen Dämmerung und umrauscht von dem Höhenwind, der das Haidekraut durchschauerte.

Lange noch, als wir in der Frühe des folgenden Tages unsere Reise fortsetzten, blieb die Stadt auf dem Rücken des Berges, und hoch darüber der Fels der Athene sichtbar; sie riefen mir noch einmal die Scenen von gestern und das Gespräch ins Gedächtniß, das ich, den steilen Weg hinauf, mit unserem Begleiter geführt, dem bescheidenen, aber verständigen Bürger Girgenti's. Es betraf, wie gewöhnlich, wenn man sich mit den Leuten dieses Landes unterhält, den öffentlichen Zustand. Sie sind alle große Politiker, namentlich die der älteren Generation, welche die Bourbonischen Zeiten noch erlebt und den Vergleich anstellen können. Sie wünschen die Zeiten nicht zurück — ferne sei das von ihnen! — aber auch mit den gegenwärtigen sind sie nicht zufrieden. Hier und überall in Italien dieselben Klagen. Vornehmlich über die schweren Steuern, die den kleinen Mann besonders drücken, nicht directe sowohl, als indirecte vielmehr, in Form von Zöllen und Abgaben auf Alles, was zum Leben am nothwendigsten ist. Und nicht der Staat allein, auch die Städte, die Municipien sind gezwungen, zu solchen Auskunftsmitteln zu greifen; schwer unterscheidet man zwischen den Accisebeamten des einen und der anderen, die den Reisenden an jedem Thor, in jedem Hafen erwarten, vor denen er unerbittlich, wofern er Einlaß erhalten will, die Koffer öffnen und zuweilen, wenn das Unglück es will, noch einmal verzollen muß, was er bereits auf einer früheren Station verzollt hat. So sehr ist man auf das Erträgniß aus diesen Einnahmen erpicht und wohl auch angewiesen. Ich erinnere mich eines kleinen Ortes an der ligurischen Küste, wo die Fischer, wenn sie von der See heimkehrten, ihren Fang versteuern mußten, ehe sie frei waren, ihn zum Verkauf auszubieten. Was kann dem armen Volke bleiben, dessen mühseliger Erwerb durch solche Lasten und Auflagen noch verkümmert wird? Spricht man mit einem vernünftigen Manne, wie der unsere war, so wird er die Regierung für die Lage nicht verantwortlich machen; aber wenn man, auf die Masse von Bettlern hinweisend, ihn fragt: „warum arbeiten sie nicht?" — so wird er erwidern: „Es fehlt an Arbeit." Und wenn man, die weiten Strecken unbebauten Landes überschauend, ihm einwendet: „Könnte denn aber der Boden nicht besser bewirthschaftet werden?" — so wird er resignirt entgegnen: „Der gibt nicht mehr her; er ist zu steinig." Es wird einer langen und geduldigen Arbeit bedürfen, um das sicilische Volk aus dieser Resignation aufzuwecken zur Thatkraft und Schaffenslust, seinen Sinn wieder aufzuschließen für die geordnete Führung und den Genuß des Lebens, wie dies Alles hier einst im höchsten Maße vorhanden war. Zwei solcher goldenen Zeitalter hat Sicilien gehabt: von deren einem, dem der Griechen, uns die Theater und Tempel von Taormina, von Syrakus, von Girgenti Kunde gegeben haben; deren anderes aber, das der Araber und Normannen, heute noch in seinen Nachwirkungen dem Reisenden lebendig entgegentritt, sobald er sich der reichsten Provinz und der schönsten Stadt dieser Insel naht.

Stundenlang allerdings passirten wir noch wüstes Gebirgsland, unter einem schweren Regenhimmel, der sich bei Roccapalumba reichlich entlud. Hier hatten wir bereits den zweiten, unter so bewandten Umständen doppelt beschwerlichen Wagenwechsel. Nein, bequem ist das Reisen in Sicilien nicht, die Eisenbahnverhältnisse machen noch einen ziemlich primitiven Eindruck. Aber fast auf der

ganzen Fahrt, selbst wo nichts Anderes zu wachsen schien, führte die Bahn unter blühenden Akazien, zwischen breiten Feldern dunkelrothen Klees auf beiden Seiten des Weges dahin; und bei Termini, nach den Thermen des alten Himera, der äußersten Griechenstadt im Norden, so genannt, schien der Charakter der Landschaft mit einem Male sich völlig zu verändern. Wir hatten nun wieder das Meer zur Rechten, aber nicht mehr das jonische, das Griechenmeer, sondern das tyrrhenische, das, von Afrika her, die Phöniker, die Karthager, die Araber an diese Küsten getragen. Wir waren noch anderthalb Stunden von Palermo, dem alten Panormos, das, von Phönikern gegründet, immer, so lange sie dauerte, der Hauptsitz der orientalischen Herrschaft und Cultur in Sicilien gewesen ist und diesen Charakter selbst noch unter den Normannen bewahrt hat.

Es berührte freudig, die bessere Bewirthschaftung des Bodens sogleich wahrzunehmen. Der Gegensatz ist außerordentlich. Es war, wie wenn man, in nicht mehr als einigen Stunden, in ein ganz anderes, besseres Land gekommen sei. Die Felder waren hübsch abgetheilt und trefflich mit Gemüsen bestellt; die Limonen und Orangen, reihenweise geordnet, wölbten sich zu grünen Hallen, in denen die Früchte golden schimmerten; Hecken, über und über voll blühender Rosen, bildeten ihre Grenzen, und unter den Mispelbäumen, die schwer trugen, hatte man noch Beete gezogen und reich mit Küchenkräutern bebaut. Ein einziger großer Garten, sorglich gepflegt, ausgezeichnet bewässert, schien sich um uns auszubreiten, so daß man schon hier, an der Schwelle dieses ihres irdischen Paradieses, der Araber und des sicilisch-arabischen Dichters gedenken mußte:

„Neunfach in Bäche, welche hell durchs Grün der Bäume leuchten,
Vertheilt das Wasser sich, um dir die Gärten zu befeuchten“ [1]).

Dieser Eindruck des Fleißes, der Ordnung und der Sauberkeit blieb und verstärkte sich noch, als wir endlich die herrliche Hauptstadt Siciliens erreicht hatten; über der kühn geformten Felsmasse des Monte Pellegrino strahlte das Abendroth aus zerrissenem Gewölk, und noch vor Einbruch des Dunkels fanden wir ein behagliches — nach unseren jüngsten Erfahrungen fast sumptuöses — Unterkommen in dem Albergo Trinakria, dem alten Palast Butera — denn hier, wie so vielfach in den vornehmen Städten Italiens, wohnt der Fremde wieder in Palästen. — Aber erst am anderen Morgen konnten wir sehen, wie schön wir wohnten, dicht am Meere, von dem uns nur eine Terrasse mit Blumenbeeten und ein Promenadenweg unter Bäumen trennte. Rechts schloß die Villa Giulia mit dem Massiv ihres Grüns den Aspect, links war der große Hafen mit all' seinen Schiffen, und in majestätischen Linien darüber erhob sich die Pyramide des classischen Berges, dessen Fuß die purpurne Woge netzt und dessen Gipfel immer im Lichte zu strahlen scheint.

Mein erster Blick an diesem schönen Maimorgen war in die Via Vittorio Emmanuele, die glänzende Straße, die vom Meer bis zum königlichen Schloß führt, eine lange Reihe von Palästen, die zu dieser frühen Stunde, hier die Fronten von der Sonne gerstreift, dort in tiefen Schatten getaucht, eine wunderbare Perspective machten. Immer noch nennt das Volk, das sich seine Tra-

[1]) Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 40.

ditionen so bald nicht nehmen läßt, diese Straße mit dem halb arabischen Namen „Cassaro", nach Al Kass'r, das Schloß; denn in der That steht der Palazzo Reale, jetzt des Königs von Italien, an derselben Stelle, wo das Schloß der Emire gestanden, ja, wo vor diesen die römischen Prätoren und nach ihnen die Normannenkönige, die Hohenstaufenkaiser residirt haben. Ihre höchste Pracht, architektonisch und decorativ, entfaltet die Via Vittorio Emmanuele da, wo sie sich, ungefähr in ihrer Hälfte, mit der Via Macqueda kreuzt, der zweiten Hauptstraße, die durch ihren Namen schon die ganze spanische Zeit, nicht die beste Palermo's zurückruft. Aber mit einer gewissen schweren und barocken Grandezza wirkt dieser Platz, wo die beiden Straßen einander treffen und schneiden, der Platz der Quattro Cantoni, dessen vier Ecken in der That mit bildnerischem Colossalschmuck völlig beladen, immer wieder, so viel man auch noch hierher kommen mag, einen ungeheuren Eindruck von Stolz und Größe machen. Diese Piazza bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, von den leuchtenden Farben ihres südlich bunten Lebens erfüllt und zugleich nach allen vier Seiten ihre gewaltigen Straßenarme panoramenartig öffnend. Von hier aus, wie mit einem Blick, kann man die ganze Herrlichkeit Palermo's umfassen — eine Herrlichkeit ohne Gleichen an solch einem Maimorgen — dort unten das blaue Meer, das Königsschloß dort oben, wo

„rings um die Wiege der Kaiser,
Die hier herrschten, erscholl feuriger Minnegesang;"
(Platen.)

und dort der Dom, eines der Wunder der Christenzeit, die heilige Stätte, deren Dämmerung jetzt die Asche der nordischen Herrscher birgt, die hier, von der Schönheit des Südens bezwungen, einen kurzen, berauschenden Traum der Macht und der Poesie geträumt haben:

„wo Friedrich im Grabe schläft und Heinrich's
Früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag."
(Platen.)

Mit all' diesen überwältigenden Eindrücken, die den Fremden auf einmal bestürmen, mischt in wohlthuender Weise sich das Gefühl einer heiteren, reichen und schönen Gegenwart, wie wenn der Zusammenhang der Cultur hier niemals unterbrochen worden wäre. Der Untergang der antiken Welt hat hier keine Ruinen zurückgelassen. Der Grieche hat diesen Boden niemals berührt, der Römer ihm kein Zeichen eingedrückt, weder der Größe noch des Verfalls. Hier ist, seit Anbeginn der Geschichte, das Morgenland mächtig gewesen und hat sich dem ihm verwandten Süden unauslöschlich amalgamirt. Das Erbe der Phöniker und Karthager ging in die Hände der Araber, der einzigen von den Semiten, die — um ein Wort meines unvergeßlichen Freundes Emanuel Deutsch zu gebrauchen — nicht als Kaufleute nach Europa kamen wie die Phöniker, oder als Flüchtlinge und Gefangene, wie die Juden, sondern als Könige[1]). Sie, die siegreich als Welteroberer aus der Wüste hervorbrachen, in die sie lange wieder zurückgekehrt, sind in den Jahrhunderten vom Niedergang der antiken Cultur bis zum Aufgang einer neuen die Vermittler gewesen, die Bewahrer der classischen Schriften der

[1]) Deutsch, Literary Remains. London, Murray. 1874, p. 123.

Wissenschaft und der griechischen Philosophie. Was sie mit dem Schwert erobert, schmückten sie mit dem Glanze der Kunst, der Dichtung, und so groß war der Zauber, den sie ausübten, daß er mit ihrer Herrschaft keineswegs erlosch, sondern, den Sieger besiegend, durch die ganze Normannen- und selbst Hohenstaufenzeit fortwirkte. Wohl wehte dem Normannengrafen, als er zum Kampf gegen die Saracenen nach Sicilien auszog, ein vom Papste verliehenes Banner voran, jenem gleich, unter welchem, drei Jahre später, Wilhelm der Eroberer auf dem Schlachtfelde von Hastings siegte[1]). Jedoch kein päpstlicher Segen oder Bannfluch reichte hin, die Normannen im Süden vor den Verführungen der feineren arabischen Sitte zu schützen. Wie heute noch im Dom und der Kathedrale von Malta tausend Lippen den Namen Allah's anrufen, so sind die Wände der Kirchen und Capellen in Palermo, welche normannische Könige gebaut haben, mit arabischen Inschriften bemalt; man findet sie mit dem Meißel eingehauen in der Halle der Ziza und über dem Mauerfries der Cuba[2]); man findet sie kunstvoll eingewirkt in dem Krönungsmantel Roger's und sogar in dem Leichenhemde Kaiser Friedrich's[3]).

Diesen arabischen Grundzug erkennt man auch heute noch im Bilde Palermo's: es ist das Normannenthum mit seinen maurischen Elementen, das der Stadt das Gepräge gegeben hat, nur wenig modificirt durch einen späteren Zusatz aus der spanischen Zeit. In dem Straßennamen der Macqueda erkennt man sie wieder, ebenso wie man auf den Reliefbildern alter Paläste manchmal eine Figur unterscheidet in spanischer Tracht, mit Mantel und Halskrause. Doch der Normannenbau herrscht vor, und der arabische Spitzbogen, „die saracenische Blume, die im Abendland aufging" (Goethe), die feine Säulenumrahmung der Fenster und Portale, die krönenden Zinnen, die den mächtigen, burgartig aufgethürmten Massen eine so reiche Gliederung und bis auf die Farbe des Steines das Malerische des Anblickes verleihen: sie sind im Wesentlichen auch das Vorbild der modernen Architektur. Darum klafft hier keine Lücke, besteht hier kein Gegensatz zwischen dem, was war, und dem, was ist; in einer einzigen großen Harmonie fließen die Formen und die Farben zusammen, und das erwachende Leben des Tages zeigt mir, daß ich in einer ganz modernen Stadt bin. Die Läden öffnen, die Cafés füllen sich; der Zeitungsverkäufer ruft die „Sicilia" und die „Isola" von Palermo, den „Mattino" von Neapel, den „Fanfulla" von Rom und den „Secolo" von Mailand aus; der Straßenkrämer erscheint mit seinen hunderterlei Dingen; der Blumenhändler bietet die schönsten Rosen, Nelken und Narcissen an, und als ich nach Hause komme, prangt auf dem Frühstückstisch ein Strauß von Heliothropen, so groß, wie bei uns ein Ballbouquet.

Von meinem ersten bis zu meinem letzten Tage kann ich nur sagen, daß Palermo mich entzückt hat. In dieser Vereinigung landschaftlicher Reize, historischer Erinnerungen und wahrhaft großstädtischen Wesens steht es vielleicht einzig da unter den Schwesterstädten und darf neben Genua, der „superba", neben Mai-

---

[1]) Thierry, Conquête de l'Angleterre, p. 179, 180.
[2]) Schack a. a. O., Bd. II, S. 263, 268.
[3]) Das. Bd. II, S. 7 und 152.

land, der „grassa“, und Venedig, der „bella“, wohl die „splendida“ genannt werden, wie ich sie während meines dortigen Aufenthalts in einer der italienischen Zeitungen bezeichnet fand. Vielleicht die eleganteste von allen italienischen Städten, ist Palermo noch mehr europäisch, als italienisch, und sicilisch nur in dem Sinne, daß es alles das, was die sicilische Natur, Cultur und Kunst hervorgebracht hat, im höchsten Maße besitzt, ohne den Zusatz der Verwahrlosung und des augenfälligen Elends, dem man im übrigen Sicilien nicht ausweichen kann. Man hat das Gefühl, hier in einer nach unseren Begriffen und Gewohnheiten civilisirten Umgebung zu sein, ohne darum etwas von jenen Reizen und Impulsen zu vermissen, welche das Dasein weit über unsere Begriffe und Gewohnheiten hinaus steigert. Alle Ritterlichkeit und Poesie des tiefen Südens und des hohen Nordens sind an diesem unvergleichlich schönen Erdenfleck zusammengetroffen und haben ihm eine Cultur hinterlassen, in deren moderner Verfeinerung man heute noch Gesichtszüge von beiden zu erkennen meint. Nicht minder malerisch als der alte Toledo von Neapel ist der alte Cassaro von Palermo, doch — wie soll ich sagen — zugleich angenehmer, bequemer; die Trottoirs sind breiter, die Begegnenden höflicher, freundlicher, und der ungeheure Verkehr, der auch hier zur Mittagsstunde gleich einem Strom anschwillt, bewegt sich daher in größerer Ordnung und mit mehr Ruhe. Man ist sich hier nicht beständig im Wege, wie dort; man kann nach Gefallen stehen bleiben vor einem der mit höchstem Geschmack ausgestatteten Schaufenster, kann die Literatur und Bilder studiren an den Straßenecken; man wird nicht gestoßen, braucht sich nicht durchzudrängen, und in den Wagen zu fahren, ist ein Vergnügen, was man von den Miethfuhrwerken in Neapel und selbst in Rom nicht sagen kann. Wehe dem pater familias, wenn er mit Frau und Tochter in solch' einen entsetzlichen Einspänner geräth, der für mehr als zwei Personen keinen Platz und, wenn es regnet, keinen Schutz gewährt. Wie vortrefflich dagegen sind die Landauer in Palermo! Man kann in Abraham's Schoß nicht bequemer sitzen; und so bis ins Kleinste wird dem Fremden hier das Leben angenehm gemacht, fast zu sehr, wenn er bedenkt, daß ihm doch nur Stunden zugemessen sind, und dann unter der großen Uhr des Municipio die Worte liest: „pereunt et imputantur.“

Aus diesem allgemeinen Rahmen tritt nun das, was dieser Stadt einzig und allein eigen ist, in einem um so reicheren Bilde hervor: ihre prachtvollen Architekturen, Profanbauten und Kirchen, vollendete Denkmale der sicilisch-normannischen Kunst, denen sich die neueren Schöpfungen auf diesem Gebiete in verwandtem Geist anschließen. Eine solche Reihe von Palästen, alten und modernen, wie in den Straßen Palermo's zwischen Porta Felice und Porta Nuova, wird man nicht bald wiedersehen; und alle scheinen nicht von der Verkommenheit verfallener Größe, sondern von dem blühenden und anheimelnden Leben der Gegenwart zu sprechen. Dazu kommen für den Deutschen die stolzesten zugleich und die wehmüthigsten Erinnerungen, nicht an den halb spanischen Karl V., dessen ein wenig mageres Standbild die Piazza Bologni ziert, wohl aber an die gewaltigen Hohenstaufenkaiser, die hier mächtig waren, und für deren Geschlecht der Besitz Siciliens verhängnißvoll ward — an Heinrich VI., an Friedrich II. vor Allen, der hier geboren worden und hier begraben ist — der mich immer

an unseren eigenen Kaiser Friedrich denken macht — der liebenswürdig und heldenthümlich war, wie dieser, und wiewohl ungleich glücklicher darin, daß er vollbringen durfte, was jener nur verhieß, doch auch wie dieser, frühzeitig gestorben,

„. . . . erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf . . .“ (Goethe.)

Wie der Epigone der arabisch-normannischen Periode, von ihren letzten Strahlen umflammt, steht dieser Kaiser: er beschließt sie, mit ihm geht sie dahin; aber kein Frevel des nachfolgenden Anjou, keine Liebloſigkeit, keine Härte, keine Tyrannei der späteren Aragonesen und spanischen Bourbonen hat hingereicht, ihr Andenken gänzlich auszulöschen. Immer noch etwas Märchenhaftes für uns hat jene Zeit, da das Ritterthum des Abendlandes hier im fernen Süden ein Reich der Kunst und Poesie schuf, und in der Durchdringung und Vermählung der fremdartig morgenländischen Pracht mit der eigenen Innigkeit und Stärke des Empfindens Werke hervorbrachte, die heute noch in voller Lebendigkeit vor uns stehen.

Ich weiß, daß ich ein ketzerisches Wort zu sagen im Begriff bin, aber ich kann es nicht unterdrücken: auf mich hat der Dom der heiligen Rosalie zu Palermo mit seinen feinen normannisch-arabischen Façaden und Portalen, seinen mächtigen Thürmen, seinem unendlichen Reichthum einheitlich und organisch zusammengefaßter Motive, die hier noch an die Moschee, dort noch an die romanische Basilika anklingen, einen tieferen Eindruck gemacht, als selbst die Peterskirche zu Rom: wer könnte den ungeheuren Bau Bramante's, dessen Gedanken Raffael weitergeführt, wer die majestätische Kuppel, die nach Michelangelo's Entwürfen gewölbt, den unermeßlich scheinenden Platz mit dem Obelisken, den Fontainen und den Colonnaden betrachten, ohne von dem Eindruck des Gigantischen ergriffen zu sein, der „sich unwiderstehlich, unauslöschlich aufdrängt?“ [1]) Ehrfurcht scheint hier jedes andere Gefühl auszuschließen, indessen dieser Dom mehr die Phantasie bewegt: er wirkt malerischer, poetischer und ein wunderbarer Zauber wird ihm verliehen durch die Palmen in seinem Vorhof. Intensiver, unmittelbarer noch tritt dieses orientalische, nein, dies — im Goethe'schen Sinne — „west-östliche“ Element in der Cappella Palatina hervor: hier, neben den byzantinischen Heiligen auf Goldgrund, erblickt man in der ewigen Dämmerung dieses christlichen Heiligthums an einer Seitenmauer den silbernen Streifen des Halbmonds leuchten, während unter der colossalen Halbfigur des Erlösers, die Hände zum Segen gefaltet, wie die griechische Kirche vorschreibt, die römisch-katholische Geistlichkeit im lichterfunkelnden Chore die Messe celebrirt.

Nicht minder überraschend in der alten, normannischen Königsburg, deren Inneres heute zum Empfang der italienischen Majestäten, wenn sie von Rom nach Palermo kommen, modern umgestaltet und mit dem höchsten Comfort ausgestattet worden ist: mitten zwischen den überaus traulich eingerichteten Wohnräumen und den großartigen Repräsentations- und Ballsälen, liegt die Stanza

[1]) Ranke, Die römischen Päpste, Bd. III, S. 47.

di Ruggiero, das Zimmer jenes Roger II., der den Königstitel annahm, und von dem der arabische Dichter singt:

„Roger, der Fürst, wie wenige nur waren,
Der Kön'ge König unter den Cäsaren" [1]).

So verbindet sich überall eine weit entlegene Vergangenheit mit der Gegenwart des heutigen Tages, und ohne daß man den Abstand empfände, tritt man aus dem Einen in das Andere. Aus den Fenstern dieses Palastes sieht man über das Häusermeer Palermo's auf das tyrrhenische Meer, das den Eroberer hertrug, und in üppiger Fülle drängt sich eine Vegetation dazwischen, welche mit der ganzen Mannigfaltigkeit von Blumen und Früchten der gemäßigten Zone schon den Uebergang zu der tropischen zu bilden scheint, und in der demgemäß neben den schönsten Laubbäumen, Kastanien, Ahornen und Platanen, die Palme in all' ihren Gattungen und schönsten Exemplaren vorherrscht.

Das Herrlichste jedoch, was Palermo zu bieten hat, weil es alle seine Herrlichkeiten, die künstlerischen und die landschaftlichen, in sich begreift, ist Monreale, der Dom und das Kloster, auf ziemlich steiler Höhe gelegen und auf einem nicht unbeschwerlichen Weg in etwas mehr als einer Stunde zu erreichen. Aber wenn man diese Straße zu dem weithin sichtbaren erzbischöflichen Städtchen emporsteigt, dann hat man ein wirklich paradiesisches Landschaftsbild rings um sich ausgebreitet, die berühmte conca d'oro, in Wahrheit eine goldene Muschel oder Thalmulde zwischen den bläulichen Gebirgen zu beiden Seiten, ganz ausgefüllt mit den Goldfrüchten des Citronenhains, eine dichte Masse schimmernden Grüns, so weit das Auge reicht, überquellend von Fruchtbarkeit, wie vom Segen der hesperischen Gefilde, nach der See hin begrenzt von Palermo's Thürmen und Kuppeln, die von der Nachmittagssonne beglänzt sind. „O beglücktes Thal," ruft Falcandus aus, jener Ugo Falcando, ein sicilischer Normann, der noch ein Zeitgenoß gewesen von Wilhelm II., dem Enkel Roger's — „o beglücktes Thal, für alle Zeit preiswürdig, das in seinem Schoß jede Gattung von Bäumen und Früchten birgt, das allein alle Wonnen der Erde umschließt." Um diese Zeit und von diesem Herrscher (1167—1186) war Monreale gebaut worden, und Falcandus sagt: „Catanien ist von einem Erdbeben zerstört [2]), die alte Hoheit von Syracus stirbt in Armuth und Einsamkeit dahin; aber Palermo ist noch mit einem Diadem gekrönt, und die dreifachen Mauern der Stadt umschließen die thätigen Mengen von Christen und Saracenen [3]). Als Falcandus so schrieb, war das Ende der schönen Normannenzeit schon herangekommen. Wilhelm II., den sie den Guten nannten, war kinderlos gestorben; vier Jahre noch unter Tancred, dem letzten illegitimen Sprossen des Normannenhauses, kämpften beide, Saracenen und Christen, vereint gegen den Sohn Barbarossa's, den deutschen Kaiser Heinrich VI., dessen Gemahlin Constantia, „die Tochter von Sicilien", Roger's II. Tochter und legitime Erbin des Königreichs war. Nach der Er-

[1]) Schack, Bd. II, S. 260.

[2]) Es ist der in einem früheren Abschnitt bereits erwähnte von einem Erdbeben begleitete furchtbare Ausbruch des Aetna vom Jahre 1169 gemeint, wobei Catania fast ganz zerstört ward und gegen fünfzehntausend Menschen umkamen.

[3]) Gibbon, Decline and fall of the Roman Empire, 1004.

mordung Tancred's und dem Fall Palermo's hielten die Saracenen sich noch dreißig Jahre lang in den Bergen, wurden unter Friedrich II., sechzigtausend an der Zahl, nach Nocera in Apulien verpflanzt und sind hier Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch Karl von Anjou ausgerottet worden. Alles Grauenhafteste, was es von Blutthaten in der sicilischen Geschichte gibt, verknüpft sich mit diesem Namen, während an die Normannen nur Werke des Friedens und der Schönheit erinnern, in denen zugleich das Andenken der Saracenen fortlebt.

Noch weiter zurück an die Traditionen der christlichen Vorzeit, als selbst der Dom in Palermo, knüpft der von Monreale, wiewohl er, gleich jenem, in seinen wesentlichen Zügen ein Bau des letzten Normannenkönigs ist, aber bei seinem beschränkteren Umfang vom ersten Erbauer vollendeter ausgeführt und in seiner Ursprünglichkeit der Gegenwart reiner erhalten. Unendlich ergreifend sind die Mosaikgemälde, welche die Wände dieses Doms in doppelter und dreifacher Reihe bekleiden: Darstellungen aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, von so rührender Einfalt, daß man sich in die Kinderzeit des Glaubens versetzt meint. Liebliche Frauen-, würdevolle Männergesichter, mit feinen Zügen, in denen sich die mannigfachen Empfindungen des geschilderten Vorgangs, Leid oder Freude, menschlich wahr ausdrücken; leuchtende Farben und Goldhintergründe, Häuser und Hausthiere des Morgenlandes, aber Schiffe, Schiffsgeräth, der Schnitt der Gewandung und selbst der Profile wundersam gemahnend an die Teppiche von Bayeux, in denen, nach Anordnung und auf Kosten des Capitels und der Kathedrale dieser Stadt, unmittelbar nach der Schlacht von Hastings, der abenteuerlich kühne Zug Wilhelm's des Eroberers in einer langen Reihe gewirkter Bilder dargestellt ist[1]). Denn freilich ist beides, dort an der französischen und hier an der sicilischen Küste, aus annähernd derselben Zeit und beides ist Normannenarbeit.

Der volle Pomp eines Sonnabend-Nachmittagsgottesdienstes erhöhte den mächtigen Eindruck, Orgelspiel und Gesang der Chorknaben, welche wir später, als wir Monreale verließen, in ihren carmin-rothen, von der Abendsonne bestrahlten Gewändern, nicht weit von dem Städtchen, auf den Felsen gelagert sahen, während eine Schar junger Mädchen, nonnenhaft schwarz gekleidet und unter Führung einer Laienschwester auf der Landstraße vorüberzog. Ganz einsam dagegen ist es in dem Hofe des alten Klosters der Benedictiner, das sich ehemals dem Dom anschloß. Das Kloster ist jetzt verlassen und verfallen; aber unversehrt stehen noch die maurischen Bögen und Säulchen des Kreuzgangs, alle mit den reizvollsten Capitälen und Ornamenten, und nicht wenige mit den Spuren von Gold und Resten der einstigen Mosaikeinlagen. In der Mitte wachsen Aloen, und das Rieseln eines Brünnleins ist die einzige Stimme, die man an dieser nunmehr ausgestorbenen Stätte vernimmt.

Man braucht indessen in Palermo gar nicht so weit zu gehen, um diese Stimme der Vergangenheit zu hören: auch im Volksgewühl der gedrängt vollen Straßen, im Innersten dieser Stadt, in ihren Gäßchen und auf den Märkten redet sie zu dem Vorübergehenden; ferne Sagen von chevaleresken Abenteuern

[1]) Thierry a. a. O., p. 811, Tapisserie de Bayeux.

und fromme Legenden, gemischt mit dem Aufschrei gegen den Tyrannen und dem Sturmgeläut der Revolution, von jener sicilianischen Vesper an, zu welcher die Glocken des Kirchleins von San Spirito, heut mitten in den Kirchhöfen Palermo's, riefen, bis zu den Tagen Ruggiero Settimo's, 1848, und Garibaldi's, 1860 — den Tagen der Märtyrer der Freiheit und ihrer Helden, an welche die Tafeln und Kränze der ehemaligen Fieria vecchia, jetzt Piazza della Rivoluzione, für immer erinnern.

Auch hier ist der öffentliche Garten, seit 1863 angelegt und Giardino Garibaldi genannt, nach sicilischer Sitte mit Marmorbüsten geschmückt: aber nicht die Bilder sind es von Künstlern und Dichtern, wie in Catania und Aci Reale, sondern solcher, die für die Befreiung ihres Volkes vom unwürdigen Bourbonenjoch gelebt haben und im rühmlichen Kampfe gegen dasselbe gefallen sind. Die schönsten aller Palmen von Palermo stehen hier, in diesem Garten, dicht am Meer; unter ihrer grünen Dämmerung, die nur vom Weiß des Marmors unterbrochen wird, bewegt sich von früh bis spät die geschäftige Menge der zur Stadt Gehenden oder von dort Kommenden, und den ernsten Hintergrund mit seinen Zinnen und altersgrauen Quadern bildet jener Palazzo Chiaramonte, ein Bau, fast festungsartig anzuschauen, in welchem auch einmal ein Rebell gefallen ist, dann Sitz der Inquisition und jetzt, wie zur Sühne so vieler Schuld, des Tribunals, welches im Namen des Königs von Italien Recht spricht.

Wer auf dem Wege von Genua nach Nervi bei Quarto vorübergekommen ist an dem kranzgeschmückten Kreuz auf dem einsamen Felsen, unter dessen Brandung, in zwei Rubbatino's und angefeuert von Crispi, Garibaldi sich eingeschifft hat mit seinem Tausend zur Heldenfahrt nach Sicilien, und dann hier in Palermo, mitten unter den Trophäen eines nach langen Kämpfen errungenen und mit den edelsten Opfern geweihten Sieges landet: der wird aufs Neue von Bewunderung ergriffen und erfüllt werden von Sympathie für den Enthusiasmus, die Freiheitsliebe, den ungebeugten Stolz und die zähe Thatkraft dieses italienischen Volkes und aus den Erinnerungen seiner Geschichte die Hoffnung schöpfen, daß es sich auch der gegenwärtigen Lage gewachsen zeige. Denn es ist nicht zu leugnen, weil es in der Natur der Menschen liegt, daß dem heroischen Aufwallen einer Nation nur zu bald die Depression folgt, als wolle das waltende Geschick sie nun erst auf die härtere Probe stellen: das in einem Augenblick der Begeisterung Errungene zu behaupten in der mühseligen, nüchternen und resignirten Arbeit von Jahren. Dann erst beginnen die Schwierigkeiten, wie wir deren auch in Deutschland jetzt mehr als genug durchzumachen haben. Aber in Italien stellen sie noch Anforderungen ganz anderer Art an die Festigkeit der Regierung, die patriotische Gesinnung der Bürger und den guten Willen all' Derer, die von der alten Ordnung der Dinge gelitten oder Vortheil gehabt haben. Sie bestehen nicht zum Wenigsten in Mißbräuchen, denen nur auf Kosten der Bevorrechteten ein Ende gemacht werden könnte; sie gehen, mit Einem Wort, tiefer und bis zur Wurzel der Existenz, weil sie zum Theil mit Uebelständen zusammenhängen, die dieser selbst anhaften, dem bösen Erbe der inneren Zerrissenheit, der Viel- und Mißherrschaft, welche das Volk und seine vitalen Interessen geflissentlich vernachlässigte, ja mit Füßen trat und im Vergleich mit der sogar unsere

kleinen Staaten Musterstätten väterlicher Fürsorge genannt werden dürfen. Denn hier regierten Deutsche doch immer über Deutschen; in Italien aber waren es Fremde, deren Druck auf dem schönen Lande gelastet und nirgends unheilvollere Spuren zurückgelassen hat, als in seinem schönsten Theile, dem Süden, wo „die verhaßte Gewalt der Spanier", wie Ranke sagt, und der spanischen Bourbonen den Namen des „Königreichs beider Sicilien" zu einem Namen des Fluchs in der Geschichte gemacht hat. Die Geschichte Siciliens, vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert, ist eine politischer Unmoral, welche nicht anders als demoralisirend auf das Volk selbst zurückwirken konnte. Tauschobject der europäischen Cabinetspolitik, kam die Insel einmal sogar, im Utrechter Frieden (1713), vorübergehend an — das Haus Savoyen, das aber, damals noch weit entfernt von dem Gefühl seiner nationalen Sendung, einige Jahre später Sicilien für Sardinien und den Königstitel an Oesterreich zurückgab (1718), bis wiederum nach wenigen Jahren die Spanier noch einmal (1734) siegreich einzogen in Neapel und Palermo. Kein Wunder darum, daß die Zustände der beiden Hälften des ehemaligen Königreichs, der festländischen und der insularen, einander so sehr gleichen. Nur mit dem Unterschiede, daß Süditalien seine großen Handelsstädte hatte, während Sicilien von je vorwiegend ein ackerbautreibendes Land war und die letzten Ursachen seines Zerfalls, in der kurzen Zwischenherrschaft der Araber und Normannen nur aufgehalten, nicht beseitigt, zurückdatiren bis zur Zeit der Römer. „Die vornehmsten Besitzungen waren das Eigenthum der reichen Senatoren von Rom, welche das Gebiet einer alten Republik oft in einer Farm einschlossen"[1]). Die Folge war, daß der gesegnete Boden dieser Insel in den Händen weniger Großgrundbesitzer und Speculanten durch Sclavenwirthschaft systematisch ausgesogen ward. An die Stelle der Sclaven sind allerdings jetzt Arbeiter getreten; aber das System ist dasselbe geblieben: es gibt keinen unabhängigen Bauernstand; und wo man nun auch die socialen Schäden Siciliens untersuchen mag, überall wird man auf ihren Zusammenhang mit den agrarischen Verhältnissen stoßen.

Aus ihnen, wenn man die feurige, rasch zur That entschlossene Natur des Sicilianers, seinen ursprünglich poetischen, aber durch moralischen Einfluß nicht immer gezügelten Sinn hinzunimmt, erklärt sich auch das Banditenwesen, welches nur eine andere Form der Agrarverbrechen darstellt, als diese z. B. in Irland angenommen haben. Von dieser Plage Siciliens vernahmen wir freilich nichts während unseres Aufenthaltes in der Insel. Aber wenige Wochen später eclatirte das Unheil, zugleich mit dem Ausbruch des Aetna, ganz Sicilien in Schrecken setzend, als ob mit dem Aufruhr in der Natur auch das Verbrechen wieder emporflammen solle. Wir waren schon zurück in unserem guten Berlin, als wir aus den Zeitungen erfuhren, daß die rauchende Lava bis dicht an die friedlichen Dörfer hinabgeflossen sei, die wir von Aci Reale aus besucht; und daß gar nicht weit von Palermo die „Malandrini" wieder am Werk seien, daß sie reiche Leute heimlich aufgriffen, in die Berge verschleppten und, wenn das geforderte Lösegeld nicht rechtzeitig eintraf, grausam ermordeten und deren Leichname

[1]) Gibbon, S. 106. — Die Provinz Afrika war ebenfalls unter vier oder fünf Landeigenthümer vertheilt.

verbrannten. Das sind traurige Flecke fürwahr auf dem Glanze dieser schönen Stadt! Wir lasen, daß man sich mit einiger Sicherheit nicht mehr vier oder fünf Stunden aus ihrem Weichbild entfernen, noch die benachbarten Gebirge besuchen könne, die zum Theil prachtvoll bewaldet mit Eichen und Buchen und reich an geräumigen Ebenen, an malerischen Thälern sind. Selbst die Palermitaner, die dort ihre Sommerresidenzen haben, flohen die Gegend aus Furcht vor den Räubern oder wagten sich nur dorthin in Begleitung einer berittenen Truppe von Feldhütern. In einem Bericht, welchen der großbritannische Consul Stigand in Palermo damals seiner Regierung erstattete, heißt es, daß man der Verbrecher sehr schwer habhaft werden könne, weil derjenige Theil der Einwohner, der eine sträfliche Verbindung mit den Briganten nicht unterhalte, dennoch in einer solchen Angst vor ihnen lebe, daß er sich unter keiner Bedingung dazu verstehe, von ihren Bewegungen Nachricht zu geben; während eine nicht minder große Masse des Volkes, die „manutengoli", den Räubern Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse zu exorbitanten Preisen verkaufen und mithin an der Beute participiren. Der britische Consul meint, daß die sicilische Polizei verstärkt, zu diesem besonderen Zwecke trainirt und mit Bluthunden, wie in den Verbrechercolonien von Florida, zur Verfolgung der Räuber und ihrer Spuren ausgerüstet werden müsse. Wozu der Londoner „Spectator" (24. September 1892)[1]), die folgende sehr richtige Bemerkung macht: „Ohne Zweifel würde bessere Polizei viel thun; aber wir sind geneigt zu denken, daß Consul Stigand eine der hauptsächlichen Ursachen, wenn nicht die hauptsächliche, des Brigantenthums übersieht. Die sociale Lage des ackerbautreibenden Siciliens ist grundschlecht (utterly bad), und bis eine Reform bewirkt wird, werden wir das Eiland nicht wirklich ruhig sehen. Das Land wird nach dem Latifundiensystem bewirthschaftet — das heißt in riesigen Gütern, dem Eigenthum abwesender Herren, welche nicht an Oekonomen verpachten, sondern Verwalter anstellen, welche die nöthigen Arbeiter dingen. So kommt es, daß die Arbeiter in Dörfern und kleinen Städten leben, zuweilen auf acht Meilen Entfernung von ihrer Arbeit, und Beschäftigung nur zu bestimmten Jahreszeiten erhalten. Das Land ist auf diese Weise mit besitzlosen Menschen gefüllt, die keine feste Thätigkeit und kein Interesse am Boden haben, und die in den Landstädten zusammengepfercht sind, in großem Elend und mit mehr als hinreichender Gelegenheit für sociale Verschwörung."

Nun versteht es sich wohl von selbst, daß man in einem großen und reichen Gemeinwesen wie Palermo, das gewissermaßen auf unzerstörbaren und in der That durch keinerlei Mißgeschick jemals gänzlich zerstörten Fundamenten ruht, von den allgemeinen und ringsumher verbreiteten Uebelständen weniger bemerkt. Wenn man sonst auf dieser Insel und im übrigen Süden von Italien die Vorstellung hat, als ob sie von zwei völlig verschiedenen Arten von Menschen bewohnt würden: einer verkommenen, bettelhaften und einer höheren, die sich durch Noblesse der Erscheinung und ererbte Cultur auszeichnet, so macht sich dieser Abstand hier bei Weitem nicht so fühlbar, wie z. B. in Neapel, weil die Bevölkerung von Palermo durchaus liebenswürdiger und gesitteter ist. Aber

[1]) Brigandage in Sicily, p. 410.

auch hier scheint jede Verbindung zu fehlen zwischen der zerlumpten Greisin, die sich wimmernd und jammernd an unseren Wagen drängt, und der vornehmen Dame, die in ihrer mit Rosen besteckten Equipage auf dem Corso der Via della Libertà vorüberrollt. Lieblichere Frauengesichter, reizvollere Toiletten als auf diesen Nachmittagsfahrten, bis zur Villa Favorita, dem Park, dessen weite Rasenflächen der tiefe, blaue Schatten des Monte Pellegrino begrenzt, wird man in ganz Italien nicht finden. Zumeist bleiche Gesichter von feinem, aristokratischem Schnitt, mit dunklen Augen, graziöse Gestalten, trotz der Boas in helle Frühjahrsfarben gekleidet, in denen das Weiß und vielfach das Grün in allen seinen Nüancen vorherrscht. Als ich nicht viel später den Corso in Neapel sah, die Villa Nazionale, dicht am Meer, entlang und von der Mergellina den Posilipp hinauf, da war ich freilich auch überwältigt von der Pracht dieses Anblicks; aber so schöne Frauen, so schöne Toiletten und so schöne Pferde, solch' gediegenen Luxus mit so gutem Anstand zur Schau getragen, wie in Palermo, habe ich selbst in Neapel nicht gesehen. Oft, und besonders bei der Rückfahrt in die Stadt, gegen Abend, bewegen sich in dreifacher Linie die Wagen, zum großen Theil herrschaftliche Kutschen und Equipagen, auf dem Schlag die Wappen und Krönlein alter Geschlechter, in deren manchem sich normannisches mit arabischem Blut gemischt haben mag; und vornauf die wohlgenährten Kutscher und kleinen Grooms — so sehr treten hier Adel und Reichthum in den Vordergrund, ohne daß sie doch auffällig aus dem allgemeinen Rahmen herausträten. Denn immer wieder, zuerst und zuletzt, ist der Eindruck von Palermo der einer unbegrenzten, das ganze Herz erfüllenden Schönheit, und nicht einmal ein bedeckter Himmel, der den anderen italienischen Städten etwas so Tristes, alle Farben Auslöschendes und sie bis zur Unkenntlichkeit Veränderndes gibt, thut ihr einen wesentlichen Abbruch. Aber wie leuchtet und strahlt dieses Meer, dieses Gebirg und diese Stadt unter einem wolkenlosen Himmel und im Glanze der Frühlingssonne! Wer, in ihre Maienpracht, vermöchte dann die jedem Besucher gastlich geöffneten Gärten zu schildern, ja, wer vermöchte sie nur alle zu nennen — so groß ist ihre Zahl, von der städtischen Villa Giulia bis zu den Villen Florio und Serradifalco, in denen sich zur Mittagszeit so lieblich träumen läßt, oder der Villa des Grafen Tasca, die man zur Abendstunde besuchen muß, wenn der Sonnenuntergang seine zauberischen Lichter in das Grün webt, um die weißen Marmorbilder spielen läßt und von den Wasserspiegeln reflectirt. Wenn man sich das Stadtbild vergegenwärtigt, wie der Beschauer es von irgend einem hochgelegenen Punkt überschaut, so scheint es von diesen Gärten ganz umschlungen zu sein, wie von einem Kranze, der sich um ein Diadem flicht. Auch Ueberreste der alten arabisch-normannischen Gärten haben sich noch erhalten in den immer grünen, immer blühenden und immer Früchte tragenden Limonenhainen, die man in der Nähe des Residenzschlosses, vor der Porta Nuova, zu beiden Seiten des Weges nach Monreale sieht. Hier, in einer Vorstadtstraße, liegt die berühmte Zisa, von jener imposanten Würfelform, die den sicilischen Normannenbau bezeichnet, ein Castell mit hohen Thür- und Fensterwölbungen, mit einem Eckthurm und einer Halle, deren Brunnen und Mosaikbilder mit Pfauen und Palmen an die Höfe maurischer Paläste Spaniens erinnern. Ein ganzer Wald von Orangen

schließt sich an dieses ehemalige Lustschloß der letzten Normannenkönige, mit arabischem Namen Al Aziz (daraus Zisa geworden); lange kann man unter diesen Bäumen wandeln in den dunklen Irrgängen, die von goldnen Früchten funkeln, und, vom leisen Säuseln des Windes begleitet, dann die Worte der im Erdgeschoß der Zisa jüngst entdeckten Inschrift besser verstehen: „Du wirst den König des Jahrhunderts sehen, denn sein ist die Pracht und die Freude“ [1]). Weiter oben, schon außerhalb Palermo's, einsam in einer gleich üppigen Gartenwildniß, liegt die Cubola, nach den vier Seiten offen, auf Pfeilern mit Spitzbogen eine Kuppel tragend, einer der Pavillons, die, durch einen Porticus verbunden, zur Cuba führten, durch einen einzigen schönen Garten mit Springbrunnen und Mosaikboden, wo jetzt die staubige Landstraße sich hinanzieht und, auf dem Hof einer Reiterkaserne, der letzte Rest dieses alten Palastes steht, noch immer erkennbar an den flachen spitzbogigen Nischen der Außenwände.

Wie sehr begreift man den Schmerz, mit welchem die Araber einst von dem „geliebten Eiland“ schieden, die Sehnsucht, die sie mit sich trugen, und das Heimweh, das sie, zurückgekehrt ins eigene Vaterland, nach ihm empfanden! Auch für uns kam die Stunde, da „die Palmen von Palermo's Strand“ unserem Blick entschwanden, und durch unsere Seele ging es wie der Vers des arabischen Dichters:

„Wenn ich von jener Insel auch verbannt bin, jenem Eden,
So lang' ich lebe, muß ich doch von seinen Wonnen reden“ [2]).

---

[1]) Schack, Bd. II, S. 263.
[2]) Schack a. a. O., Bd. II, S. 19.

Armeleutemalerei.

Von Armeleutemalerei als kunsthistorischem Begriffe ist in einem eben erschienenen Hefte die Rede, welches in seltsam schwungvoller Sprache v. Uhde's künstlerische Entwicklung behandelt: „Fritz v. Uhde. Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Samberger's. München 1893. R. Albert & Co." Der Verfasser, O. J. Bierbaum, stellt Uhde sehr hoch. Ich hatte bei Beendigung der Schrift das Gefühl, daß sie das Werk eines rechtschaffenen Fanatikers sei. Wenn über Kunst geschrieben wird, darf es jedoch mit Begeisterung und in überschwänglichen Wendungen geschehen, und Niemand wird es einem Biographen übel nehmen, wenn sein Held, seiner Meinung nach, den Uebrigen voraus ist.

H. v. Uhde's Thätigkeit aber kann auch Beurtheilungen anderer Art unterliegen, welche, ohne gegen ihn oder seine Bewunderer gerichtet zu sein, die Anerkennung seiner Arbeit einschränken. Ich habe H. v. Uhde's Gemälde von Anfang an mit Vorliebe gesehen und empfand eine lebhafte Genugthuung, als sein auf der Berliner Nationalgalerie befindliches Werk, auch auf mein Votum hin, angekauft wurde. Selbst wenn dieser Meister heute überschätzt würde, könnte das kein Grund für mich sein, seine Anhänger in ihre Grenzen zu verweisen. Denn die Ueberschätzung eines Künstlers schadet dem Publicum nichts. Auch dem, der später sich ernüchtert, bleibt es immer eine schöne Erinnerung, der Zeiten zu gedenken, wo man zu Gunsten eines Künstlers völlig befangen war. Wenn ich hier Widerspruch erhebe, so leiten mich Bedenken dazu, die weder mit H. v. Uhde und seinen Werken noch sogar mit Herrn Bierbaum und seiner Schrift etwas zu thun haben, sondern von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehend den Künstler und seine Gemälde in ihrem Verhältnisse zur allgemeinen geistigen Entwicklung der Gegenwart in Betracht ziehen.

Es ist bekannt, daß in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche eine Reihe von Momenten der Evangelien in einem Bilderkreise künstlerisch festgelegt wurden, der, mit den Jahrhunderten eine gewisse Unveränderlichkeit annehmend, sich bis zur französischen Revolution behauptete. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts nöthigte eine Verbindung von Freiheit und Unfreiheit den bildenden Künstler, diese Momente, und zwar nur sie und keine anderen etwa, die den Evangelien ebenfalls hätten entnommen werden können, in einer bestimmten Anordnung

der mithandelnden Figuren zu geben. Es gibt auch heute noch Künstler, welche in diesem Sinne malen, da besonders, wo Bestellungen für kirchliche Zwecke vorliegen; die Mehrzahl der Künstler aber, welche in der neuesten Zeit den Inhalt der Heiligen Schrift darstellen, haben sich von dem alten Herkommen losgemacht. Ihre Gemälde sollen nicht mehr im Dienste der Kirche Gefühle confessioneller Frömmigkeit erwecken oder wach halten, sondern illustriren Thatsachen eigener Auswahl oder Erfindung, wie ja auch in den kirchlichen Bildercyclus Scenen aufgenommen worden sind, welche sich an die Evangelien anschließende Legenden enthielten oder symbolischen Inhalts waren. Ich brauche nur an das Sposalizio oder an das jüngste Gericht zu erinnern. Da fragt sich nun, wie weit es im Sinne der heute herrschenden religiösen Anschauungen gestattet sei, die Evangelien und das sich an die Gestalt Christi Anschließbare, Legendare und Symbolische zum Gegenstande von Malereien zu machen, wie neuerdings geschieht. Oder, weil der Ausdruck „gestattet" als der heutigen Freiheit in Glaubenssachen widersprechend klingen könnte: wie weit die Art, in der unter anderen Malern H. v. Uhde Scenen darstellt, in denen Christi Gestalt erscheint, mit dem Gefühle Derer übereinstimme, deren Urtheil im größesten Kreise hier in Frage kommt.

Bekannt ist, daß Lionardo da Vinci's (um nur ihn zu nennen) Abendmahl schon deshalb nicht der Wirklichkeit entsprechen könnte, weil, wie die ältesten Darstellungen der Scene sie auch zeigen, man zu Christi Zeiten wahrscheinlich nicht saß, sondern gelagert war, wenn Mahlzeiten abgehalten wurden. Auf Lionardo's und vielen anderen Gemälden stört uns das Sitzen trotzdem nicht, weil seit Jahrhunderten das Abendmahl so gemalt worden ist. Auch fragen wir nicht nach den Physiognomien der Apostel, oder wundern uns darüber, daß sie auf jedem Gemälde anders seien. Ebenso wenig stört uns, wenn beim Begräbniß oder der Auferstehung auf manchen italienischen Gemälden aus früheren Zeiten Geistliche im Ornate des Quattrocento oder der folgenden Jahrhunderte sichtbar sind, oder daß van Eyck's Propheten Pelzmützen tragen ꝛc. Wir sehen diese Gemälde als kunsthistorische Monumente für sich an, als Hervorbringungen bestimmter Zeiten und Meister. Anders aber ist es, wenn neuere Maler Christus in der Umgebung von Menschen in deutschem Costüme des Reformationszeitalters oder gar in heute üblicher moderner Kleidung zeigen. Von diesen Malern wird auf diese Anzüge ein Accent gelegt, der sie als etwas Besonderes erscheinen läßt! Niemand heute doch, der die Evangelien liest, wird glauben, daß Christi Umgebung Fracks oder blaue Kittel trug, wie unsere heutigen Arbeiter tragen. Malt man dergleichen, so muß es in einer Art geschehen, die jeden Gedanken an Effecthascherei ausschließt.

Ich komme hiermit auf jenes Gemälde Uhde's, für dessen Ankauf ich selbst stimmte. Dem Künstler schwebten die Worte des Tischgebetes vor: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns beschéret hast." Es stellt einen Arbeiter hin, der, gekleidet wie heute Arbeiter gehen, in schlichter herzlicher Höflichkeit den auf seinem irdischen Gange durch das Land wandelnden Sohn Gottes hereinnöthigt, damit er an seinem, von vielen schnabulirenden kleinen Kindergestalten umgebenen Familientische mit Platz nehme. Man denkt dabei auch an den Spruch, daß, wer einen Armen aufnehme, Christus selbst aufnehme, und die Scene hat

nichts Widerspruchserweckendes. Im Gegentheil, sie erfreut durch die unschuldige Verbindung des heutigen Arbeiterdaseins mit der Gestalt des heiligen Mannes, der der Freund der Kinder und der Armen war. Vergleichen wir mit diesem Bilde nun aber ein anderes Werk Uhde's, das eine der letzten Münchener Ausstellungen brachte: die Flucht nach Aegypten. Eine abgerissene junge Frau, an einem dämmernden kalten Winterabend auf der Straße ein Kind nothdürftig verhüllend, das sie in den Armen trägt. Neben ihr ein alter Mann, einen leeren Nachtsack tragend. Beide ihre Schritte beschleunigend, als fürchteten sie, die Polizei möchte sie abfangen, gehen über einen winterlich kahlen Platz, in dessen Hintergrunde Gaslaternen durch die Nebel leuchten, zur Eisenbahn vielleicht, um einen Bahnzug nicht zu verfehlen.

Was will der Maler mit dieser Darstellung? Man hat das Gefühl, als wolle er sagen: Käme Christus heute noch einmal herab, so würde er, gehetzt, wie wir ihn hier vor uns sehen, von seinen Eltern durch Frost, Kälte und Armseligkeit dahingeschleppt werden. Fast als sollte das Denjenigen, denen es heute nicht so schlecht geht, zum Vorwurfe gereichen. Das Gemälde flößte mir ein unbehagliches Gefühl ein, wie widerwärtige Töne plötzlich uns ins Ohr schneiden. Jedes Kunstwerk, das weder schön noch erfreuend ist, sondern eher unangenehm wirkt, muß Etwas in sich tragen, das seine Existenz entschuldigt. Diese Flucht nach Aegypten aber lehrt uns weder Etwas noch warnt sie, noch erschüttert sie uns, noch dient sie überhaupt irgend einem geistigen Zwecke. Das Gemälde ist nur unbehaglich. Bloß Unbehagen zu erwecken sind Künstler aber nicht da, und, um in solchen Darstellungen illustrirt zu werden, die Evangelien nicht.

Uhde's Bewunderer vertheidigt mit warmen Worten diese „Armeleutemalerei", die, wie es scheint, an manchen Stellen bereits Widerspruch hervorrief. Bierbaum faßt die gegen Uhde laut gewordenen Stimmen als die Partei der alten abgethanen Akademiker zusammen. Man kann Jemandem aber, der in den bisherigen Anschauungen kirchlicher Malerei älter geworden ist, doch nicht verdenken, wenn er den neu einbrechenden, ihm ungewohnten Anschauungen nicht ohne Weiteres gleichen Rang mit den althergebrachten zuerkennt. In Dingen, welche Kirche und Religion betreffen, nimmt es die Welt nicht so leicht. Bierbaum hätte, was die Armeleutemalerei angeht, auch Uhde's Vorgänger mehr in Betrachtung ziehen müssen. Die Gelegenheit wäre zu ergreifen gewesen, z. B. auf Rembrandt's Hundertguldenblatt —: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid" — eingehender hinzuweisen, wo wir die wahrhaftige Armeleutemalerei vor uns haben, und darzulegen, wie sie von der heutigen unterschieden sei.

Gerade Rembrandt zeigt, was Uhde hier abgeht. Rembrandt stellt die Armen und Beladenen, die Christus umlagern, allerdings in einem seiner Zeit halb phantastischen, halb modernen Costüme dar, läßt es aber durch die Naturwahrheit der Gestalten zugleich völlig zur Nebensache werden. Malte Uhde seine armen Leute in dieser durchdringenden Wirklichkeit, so würde Niemand etwas dagegen zu sagen haben. Dem modernen Meister scheint es vielmehr nur auf einen Contrast anzukommen, dessen Wirkung außerhalb des künstlerischen Gebietes liegt. Es ist mehr ein moralisch bedrückend wirkender, als rein menschlich ergreifender Effect, den Uhde uns zu Gesicht bringt. Aus seiner „Flucht nach

Aegypten" klingt jener, die Welt heute durchtönende Vorwurf heraus, als seien die Evangelien nur für die Armenleute geschrieben, nur von Armenleuten erlebt worden und Armenleuten allein verständlich. Ich habe im Leben genugsam mit armen Leuten zu thun gehabt, um ihre Bedürftigkeit zu kennen, kenne aber auch die großartige, sich selbst verleugnende Liebe Derer, die für die Armen sorgen und, selten mit Dankbarkeit belohnt, ihr oft nur Weniges mit ihnen theilen. Sollen Menschen, die den täglichen Lebensbedürfnissen gegenüber so vom Schicksal gestellt worden sind, daß sie sich der Armen annehmen können, deshalb geächtet sein? Als sei es sündlich, so viel zu haben als man braucht oder darüber hinaus? Soll der ungeheure Betrag thätiger Nächstenliebe, den die höheren Stände in ununterbrochener Arbeit den Armenleuten zuwenden, nichts sein als Etwas, bei dem sie Gott danken sollen, wenn es ihnen eben nur abgenommen wird? Man sehe sich auf Uhde's Gemälde die Lumpigkeit Joseph's und Maria's an, wie sie fast in Gestalt entlassener Sträflinge halb dahinschleichen, halb flüchtig sich davonmachen: steht Etwas davon in den Evangelien? Haben diese halbzerrissenen Stiefel etwas Frömmigkeit Erweckendes? Sind Joseph und Maria ihrer Zeit mit dem Kinde so aus einer großen Stadt entwichen, wo man ihnen Speise und Obdach versagte? Wozu diese anzüglichen Verkleidungen? Niemandem kommen bei Rembrandt solche Gedanken. Wenn er Joseph und Maria darstellt, wie sie, dick eingewickelt, in der kalten Christnacht im dunklen viehwarmen Stalle liegen und die Hirten mit der Stalllaterne in der Finsterniß herumleuchten, wo sie denn zu finden seien, so erweckt diese Scene auch nicht den leisesten Gedanken an Verstoßensein und obdachloses Umherirren in finsterer Decembernacht. Ich kann Niemandem verdenken, wenn er in heutigen social aufgeregten Zeiten an dieser unnöthigen gezierten Armeleutemalerei keine Freude hat. Wollten wir den Versuch machen, die bürgerlichen Verhältnisse der Familie Christi in heutige Zustände zu übertragen, so würde viel angemessener gewesen sein, Joseph in einem warmen Winterüberzieher, wasserdichten Stiefeln und Pelzmütze, Maria in den Kleidern, in welchen sich die wohlhabende Frau eines Zimmermeisters im December für eine Eisenbahnfahrt ausrüstet, und das Kind, ebenso wohl eingepackt, auf dem Arme eines Mädchens darzustellen, obgleich ich nicht weiß, welchen Nutzen es haben könnte, uns die reisende irdische Familie Christi so maskirt heute vorzuführen.

Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, wie wir meinem Gefühle nach heute zur malerischen Illustration der Evangelien stehen.

Den ältesten Christen waren Kirchenbau und kirchliche Kunst fremd. Was Paulus den Athenern darüber sagte, entsprach gewiß der allgemeinen Meinung. In früheren Jahrhunderten änderte sich das bereits, aber ich theile die Ansicht Derer, welche in den Gemälden der Katakomben nicht mit dem Gottesdienste in Verbindung stehende Darstellungen, sondern nur dem Geschmack der Zeiten entsprechendes Ornament sehen. Wie sich aus diesen Anfängen im ost- und weströmischen Reiche eine reguläre kirchliche Malerei und Sculptur entwickelte, wie schließlich die Formen der byzantinischen Kirchenmalerei auch im Westen zeitweise die Oberhand behielten, wie sich daraus von Jahrhundert zu Jahrhundert eine immer ausgebildetere kirchliche Kunst entwickelte, und wie dieselbe sich endlich erschöpfte, ist allgemein bekannt.

Mit dem endlichen Abschlusse dieser christlichen Kunst zu Anfang unseres Jahrhunderts ist nun aber keineswegs Etwas verloren gegangen, dessen Mangel dem heutigen Christenthume zum Vorwurfe oder Schaden gereichte, sondern es scheint der kirchliche und außerkirchliche Cultus zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückkehren zu wollen. Die Versuche, das der Vergangenheit angehörige Phänomen menschlicher Phantasiearbeit zum Schmucke der Kirchen und Auffrischung des Gottesdienstes wieder zum Aufleben zu bringen, scheinen, menschlicher Voraussicht nach, vergeblich. Wer zu seiner Erbauung bildlicher Darstellungen bedarf, wird sich auch heute noch am besten an die Werke der Renaissancezeit halten, ein herrliches, natürliches, überall zu Gebote stehendes Product gesunder künstlerischer Entwicklung.

Uhde und seine Gesinnungsgenossen sind freilich weit entfernt davon, Cultbilder zu malen: sie lassen die Evangelien auf sich wirken und stellen ihren Inhalt dar, wie es ihnen beliebt, ohne besonderen religiösen Zweck, sondern zu Nutzen Derer, die an derartigen Gemälden Gefallen finden. Was kann dagegen gesagt werden?

Die Evangelien sind nicht dazu da, beliebig illustrirt zu werden. Ihr Inhalt erhebt sie über den Rang bloßer Phantasieliteratur, an welche eine beliebige Phantasiekunst sich anschließt. Die Schriften des Neuen Testamentes bilden für den besten Theil der heute in höherer und niederer Art arbeitenden Menschheit die Grundlage der geistigen Existenz. Durch einen allgemeinen Consensus sind wir dahin gelangt, daß Niemand in der eigenen Auslegung dieser Bücher gehindert und gestört werden dürfe. Sie sind geistiges Gut, mit dem zu schalten und zu walten Jedem frei steht. In diesen Bezirk aber jetzt wieder mit phantastischen Werken bildender Kunst hineinzudringen — ich habe hier ganze Reihen von Darstellungen im Sinne, die die neueren Ausstellungen erfüllen — kann keinen Nutzen bringen. Besonders widerwärtig muß empfunden werden, wenn die Evangelien zur Quelle tendenziöser Darstellungen gemacht werden sollen, die bei den die Gegenwart beunruhigenden vorübergehenden Streitigkeiten von social geschiedenen Parteien mit in Action treten. Ich will Niemandem das Recht beschränken, in dieser Richtung, meiner Meinung entgegen, zu malen, zu bildhauern und zu schreiben, was er will: aber es soll auch Denen, die in dergleichen Etwas erblicken, das ihnen mißfällt, das Wort nicht verboten werden.

Juli 1893. Herman Grimm.

Aus dem Riesengebirge.

Kleine Geschichten
von
Th. Fontane.

I. Auf der Koppe.

Koppenwirth Pohl war krank.

Es paßte schlecht, denn es war Hochsommer, und jede Stunde brachte neue Besucher, die bis Mitternacht tanzen und singen und, nach dreistündigem Schlaf in einem engen Bett und stickiger Stube, den Sonnenaufgang sehen wollten. Im Vorflur, auf Schemeln und Treppenstufen, saßen Dutzende von Krummhübler Sesselträgern, die, von früh an, theils ermüdete, theils steigensunlustige Herren und Damen den Kegel hinauf getragen hatten, und selbst drüben in dem kleinen, schon auf böhmischer Seite gelegenen Nachbar-Koppenhause, begann es an Unterkunft zu fehlen. Ueberfüllung aller Orten, und ehe noch die sechste Stunde heran war, mußte schon die Fahne herausgesteckt werden, die etwaigem neuem Zuzuge zu verkündigen hatte: „kein Platz mehr; Alles besetzt!"

Im Saale drinnen war Lärm und Lachen, und an einem langen, ganz in Nähe dreier Harfenistinnen aufgestellten Tische saßen Schüler aus Breslau mit allerhand Verbindungszeichen angethan und in ihrem ganzen Thun sichtlich beflissen, sich auf den Studenten hin auszuspielen; ihre Deckel klappten in einem fort, immer neue Seidel wurden herangetragen, und während einer, eine Art „Senior", ziemlich weltmüde dreinschaute, schob sich ein Ganzjugendlicher immer näher an eine der Harfenistinnen, die seine Mutter sein konnte, heran und hatte dabei den Muth, ihr seine Huldigungen zuzuflüstern. Sie verstand ihn auch, was sich darin zeigte, daß sie die gewagtesten Stellen immer mit einem Fortissimo begleitete, worin dann, ungehört von den Andern, die jugendlichen Kühnheiten verklangen. Einige der diesem Schülertreiben zusehenden Gäste tuschelten darüber, was die „Herren Studiosi", die sich dadurch genirt fühlen mochten, schließlich veranlaßte, den Tisch, an dem sie saßen, ins Freie zu schaffen. Es war eine von ihnen gutgewählte Stelle, denn nicht nur, daß die vom Dach herabhängende Fahne lustig über ihnen flatterte, neben ihnen stand auch ein

großes, für das wissensdurstigere Reisepublicum aufgestelltes Fernrohr, dessen Besitzer, zu besserer Orientirung der unablässig Neuherantretenden, ebenso unablässig den landschaftlichen Erklärer machte. „Die helle Linie, die Sie da sehen, das ist Erdmannsdorf, und das Schweizerhaus daneben, das ist Siecke's Hôtel, wo man die guten Forellen und das gute Pilsener kriegt, und die weiße Steinmauer dicht dahinter (aber es sind fast noch zwei Stunden), das ist der Hirschberger Kirchhof." All das richtete sich selbstverständlich an das große Publicum, aber auch die daneben sitzenden jungen Herren vernahmen, sie mochten wollen oder nicht, jeden Namen und jede Ortsbezeichnung, und als der Ganzjugendliche, der eben noch der Harfenistin den Hof gemacht hatte, das Wort „Kirchhof" hörte, zog er, sentimental werdend, sein Gesicht in feierliche Falten und begann dabei vor sich hinzusummen: „es ist bestimmt in Gottes Rath". Es waren im ersten Augenblick nur halblaute Versuchsklänge, bis seine Commilitonen, denen solcher Stimmungswechsel ebenfalls passen mochte, mit ihren angehenden Bierstimmen einfielen.

Elegisch klang es über den Vorplatz hin und auch zu Pohl hinauf. Der lag sterbenskrank auf seinem Bett, und einer von der Familie, der wohl sah, wie schwer er litt, sagte, während er sich niederbeugte: „Sollen wir 'runterschicken und bitten lassen, daß sie nicht weiter singen?" Aber Pohl schüttelte den Kopf und sprach etwas, was freilich nur der Nächststehende hören konnte. „Was sagt Vater?" — „Er sagt, es ginge nicht, das könnten wir der Koppe nicht anthun; die Leute, die auf die Koppe kämen, die wollten lustig sein, aber nicht traurig." — Und so ließ man's denn, weil Jeder fühlte, daß der Sterbende Recht habe.

So war es oben, wo der Kranke lag. Unten im Saal aber lärmte die Musik weiter. An jedem Tische (denn es war kühl geworden) dampfte der Grog, und der Küchengeruch zog durch Flur und Haus. Um acht stieg die Dämmerung herauf, und um zehn war Pohl todt.

Er war still gestorben. Aber damit war es nicht gethan. So still der Kranke gestorben, so still auch mußte der Todte zu Thal; er durfte, nach seinem eigenen Wort und Willen, die Lust seiner Gäste nicht stören, das verlangte die Koppe so. Man sprach also mit den Trägern, die nach wie vor draußen auf Flur und Treppenstufen umhersaßen, und fand sie, so weit sie noch freie Hand und Verfügung über ihre Zeit hatten, auch sofort willig und bereit, ihren Koppenwirth, dem die Meisten von ihnen zu Dank verpflichtet waren, in aller Stille zu Thal zu schaffen. Eine Bahre war schnell zur Hand; darauf legten sie den Todten und überdeckten ihn mit so viel grünem Gezweig, wie da oben in der Steinöde zu beschaffen war. Und nun setzten sie sich lautlos in Marsch, vier, die die Bahre trugen, und vier Fackelträger daneben. Aber ihre Fackeln brannten noch nicht und sollten erst angezündet werden, wenn sie den kahlen Koppenkegel hinunter und in den dichten Wald am Fuße desselben eingetreten wären.

Unbemerkt ging der Zug an den Fenstern des Koppenhauses vorüber.

Inzwischen aber war Mitternacht herangekommen, und ein älterer Herr, der, während der letzten zehn Minuten, nicht müde geworden war, seine Taschenuhr mit der Wanduhr im Saal zu vergleichen, stieg im Augenblicke, wo diese zwölf

geschlagen, auf einen hochlehnigen Stuhl und sagte: „Meine Herren und Damen. Eine Rede will ich nich halten . . .“

„Nein, nein.“

„Eine Rede will ich nich halten. Aber wenn es den verehrten Herrschaften recht ist, so machen wir eine Wanderpolonaise.“

„Ja, ja.“

Die Harfenistinnen, wie verabredet, schlugen bei diesen Worten sofort mächtiger in die Saiten, und der wohlbeleibte Herr, von seinem Stuhle vorsichtig herabsteigend, eröffnete den Zug voll gravitätischen Humors, nachdem er zuvor seiner neben ihm stehenden Frau den Arm gereicht hatte. Diese trug einen etwas verschobenen schwarzen Scheitel, war auch älter als ihr Gatte, glich diese Mancos aber durch Temperament und eine bemerkenswerthe Fidelität wieder aus, die sich unter Anderem auch darin zeigte, daß sie eine über ihre Brust ausgespannte schwere Goldkette nach dem Takte der Musik beständig hin und her zog. Ihre seit wenigen Wochen erst mit einem Angestellten des Hauses verlobte Tochter folgte mit diesem ihrem Zukünftigen als zweites Paar.

„Mutter ist heute wieder so merkwürdig,“ sagte der Bräutigam.

„Ach, laß ihr doch,“ antwortete das Fräulein.

Und während das Gespräch in gleichem Tone sich fortsetzte, ging die zunächst im Hause selbst jeden Winkel und jede Ecke mitnehmende Polonaise nach der böhmischen Koppenbaude hinüber, wo der Führer des Zuges ein dreimaliges Hoch auf Kaiser Wilhelm ausbrachte. „Das ist, was ich Einverleibung nenne,“ flüsterte er seiner Frau zu.

„Rede nicht so,“ verwies ihn diese.

Schließlich aber war man wieder diesseitig in Haus und Saal zurückgekehrt, wo sich jetzt, an alter Stelle, jeder Einzelne vor seiner Dame verneigte. Der Bräutigam aber sagte: „Nun komm, Hulda, wir wollen uns draußen die Sterne ansehen.“

„Ach was, die Sterne . . .“

Trotzdem gab sie nach, und als sie seinen Arm genommen und draußen ein beliebiges Sternbild für den Großen Bären erklärt hatte, traten beide an ein einen Vorsprung einfassendes Schutzgeländer heran, von dem aus man bei Tagesschein einen wundervollen Fernblick hatte. Jetzt freilich lag Alles nur in nächtlichem Schleier, und erst als beider Auge, nach langem Suchen unten im Thale, wieder an den Fuß des Koppenkegels zurücklenkte, sahen sie, genau da, wo die dunklen Waldmassen ihren Anfang nahmen, ein plötzliches Aufleuchten. Und dann schwand es wieder und dann war es wieder da.

„Was ist das?“ sagte die Braut.

„Das sind Glühwürmer.“

„Ach, bist Du dumm. Glühwürmer sind wie Streichhölzchen, und was wir da vor uns haben, ist wie ein Fackelzug. Ich habe den bei Moltke gesehn . . . Und nun komm wieder hinein; mich friert hier, und ich bin fürs Mollige. Und drin will ich dann die Schließerin fragen, was es eigentlich gewesen.“

Und sie fragte drin auch wirklich. „Wir haben da Lichter gesehen. Sind es Fackeln?“

„Ja," sagte die Schließerin. „Es sind Fackeln; sie tragen einen alten Herrn nach Hirschberg hinunter. Er muß früh weg und will den Zug nicht versäumen."

„Ja, Manche sind so ängstlich," sagte die Braut. Und damit traten sie wieder in den Saal, in dem es inzwischen erheblich leerer geworden war, weil sich Verschiedentliche, wenn auch nur zu kurzem Schlaf, in ihre Stuben und Kammern zurückgezogen hatten.

„Ich denke, wir gehen nun auch," sagte die Mutter, die mit der wachsenden Müdigkeit ihre Mutterwürde zurückgewonnen hatte.

„Nein, Mutter," sagte Hulda. „Ich mache durch. Ordtlich oder gar nich."

„Gott, Du red'st immer, als wenn Du zu Hause wärst ... Und was soll bloß Hugo davon denken!"

„Ach, der."

* * *

Die Nacht verging, und just um die Stunde, wo die Koppengäste, theils verschlafen, theils überwacht, ins Freie traten, um den Sonnenaufgang (der denn auch ziemlich kritisch aufgenommen wurde) Revue passiren zu lassen, trafen die Träger unten in Hirschberg ein, in der ebenso geräumigen wie gefälligen Stadtwohnung des Koppenwirths. Da stand Pohl bis den dritten Tag, und dann gab man ihm ein feierlich Begräbniß. Aber nichts davon drang bis auf die Koppe hinauf, nicht einmal der tiefe Klang der Glocken.

In dem Leben oben aber ging Alles seinen gewohnten Gang und blieb auch so bis diesen Tag. Wie vordem, wenn Alles besetzt ist, wird die Fahne herausgesteckt, um etwaigem neuem Zustrom ein Halt zuzurufen, und wie vordem treten gruppenweise die Wißbegierigen ans Fernrohr heran und horchen auf die Worte dessen, der nach wie vor den landschaftlichen Erklärer macht. Und wenn dann das Glas (und nur darin hat sich ein Wechsel vollzogen) auf seinem Zirkelweg an die Stelle kommt, wo der Hirschberger Kirchhof aufragt, so heißt es, in ganz geringer Abänderung des alten Textes: „... und das weiße Kreuz da, das die andern überragt, das ist Pohl's Kreuz."

„Wer ist Pohl?" fragt dann der Eine oder Andere.

„Pohl war Koppenwirth hier oben, und nun liegt er da unten."

„So so," sagt dann der, der die Frage gestellt. Und wenn er längere Zeit bleibt und sich oben anfreundet, so hört er vielleicht auch von der Nacht, in der Pohl, der Koppenwirth verstarb. Warum auch nicht! Es stört Niemanden mehr. Nichts mehr von Wand an Wand, ... Alles weit ab.

II. Gerettet!

An einem November-Vormittage, der Nebel fiel in Tropfen nieder, hielt eine Gruppe von vier Männern, Holzschläger aus dem gräflichen Forst, vor dem Theobaldstift in Agnetendorf. Sie setzten eine aus Baumstämmen zusammengebundene Trage vor dem kleinen Eingangsportal des Stiftes nieder und trugen einen auf die Schultern von Zweien von ihnen sich stützenden Verwundeten, so gut es ging zum Heiligen Theobald hinein, wo die das Regiment im Stift

führende Schwester Elisabeth die Männer freundlich, aber auch ernst und bestimmt, empfing. Neben ihr stand Schwester Beate.

„Nun, was ist?“ sagte die Oberschwester Elisabeth. „Das ist ja der Stephan, oben aus der Martinsbaude. Ist er verunglückt?“

„Ja, Schwester,“ sagte der Jüngere der zwei Miteingetretenen, ein Bruder des Verunglückten und Aloys mit Namen, „er ist verunglückt. Als wir den Baum umrissen, ist er nicht bei Seite gesprungen. Es sieht grausam aus, und er hat auch eine Ohnmacht gehabt ... Ich hab' ihm noch zugerufen; aber er hat's nicht gehört oder hat schlecht aufgepaßt.“

„Schlecht aufgepaßt,“ sagte Schwester Elisabeth. „Die heilige Jungfrau erbarme sich. Ich weiß, wie das bei Euch hergeht ... Es wird wohl der Ingwer schuld sein oder der Wacholder.“

Als sie noch so sprach, kam auch der alte Doctor Melchers, den Schwester Beate mittlerweile herbeigerufen hatte. Der untersuchte das Bein und sagte: „Schwere Quetschung; aber der Knochen ist heil. Es wird sich machen, ohne daß wir eingreifen. So hoff' ich wenigstens. Freilich Zwischenfälle sind nicht ausgeschlossen.“

Und nun brachte man den Verwundeten, der kein Wort sprach und nur wie betäubt vor sich hin sah, in eine für ihn hergerichtete Zelle, drin Schwester Beate seine Pflege übernehmen sollte; die vier Männer aber — auch die zwei draußen Wartenden waren mittlerweile hinzugetreten — dankten der Schwester Elisabeth, vor Allem Aloys, der ihr das Kleid küssen wollte. Denn das Stift genoß eines großen Ansehens in Dorf und Gegend. Und nun verabschiedeten sie sich und gingen wieder auf die Waldstelle zu, wo das Unglück geschehen war. Hier machten sie sich, ohne langes Säumen, aufs Neue an ihre Arbeit und blieben dabei bis Spätnachmittag. Erst als es mehr und mehr zu dunkeln begann, nahmen sie ihre Aexte über die Schulter und stiegen höher ins Gebirge hinauf, wo sie zwischen Brückenberg und Kirche Wang ihre kleinen Häuser hatten. An dieser Stelle, einer Waldlichtung, lag auch das Haus, drin Aloys und sein Bruder Stephan wohnten und mit ihnen ihre Mutter, ein altes hexenhaftes Weib von scharfem Gesichtsschnitt, aber doch so, daß man noch deutlich sah, sie müsse mal sehr ansehnlich gewesen sein, aus welchem Umstande sich auch die Sicherheit herschrieb, mit der sie das Haus und die beiden Söhne beherrschte.

Aloys wollte von dem Vorgefallenen erzählen, kam aber nicht weit damit. Die Alte wußte schon Alles und schien mit dem Hinunterschaffen und dem Unterbringen im Stift wenig einverstanden. Anfangs indessen zeigte sich ihre Mißbilligung mehr in Mienen und Bewegungen als in Worten, und erst als Aloys auf den Doctor zu sprechen kam, wurde sie heftig und fuhr dazwischen: „Ja, der Doctor. Was sagt der? Oder hat er schon geschnitten?“

Aloys antwortete vorsichtig und unbestimmt.

„Hat er schon geschnitten? frag' ich. Oder ist er schon mit seiner Säge drüber gewesen? Er sägt immer und sagt dabei ganz ruhig: ‚sie merken nichts‘. Und sie merken auch nichts, und nur wenn er fertig ist, dann suchen sie nach ihrem Bein. Aber da können sie lange suchen. Und was soll einer, wenn er

nicht Arm und Bein hat. Arm und Bein heißt arbeiten. Und wenn wir nicht arbeiten, dann hungern wir."

„Ach, Mutter, Du machst wieder Deine Augen und redst wieder so wild. Er hat ja das Bein noch. Und der Doctor sagt auch, er wird es wohl behalten."

„Er wird es wohl behalten . . . Du Dummbart, Du Kindskopp. Siehst Du denn nich? hörst Du denn nich? Er wird es wohl behalten, das heißt, er wird es nicht behalten, das heißt, daß es schon weg ist. Und was weg ist, ist weg und wächst nich wieder, und wir müssen hungern. Warum habt Ihr ihn nicht nach Brückenberg herauf gebracht? zu Legler oben auf der Josephsbaude. Legler, der versteht es, der hilft, weil er weiß, was arme Menschen sind . . . Und die Josephsbaude war auch näher als das Stift, und Legler ist klüger als Melchers. Legler hat die Kräuter und hat auch den Spruch, und wenn er die Kräuter auflegt, dann geht das Fieber, und den siebenten Tag fängt es an zu heilen und die dritte Woche, da kann er wieder verdienen . . . Ich kann nicht mehr verdienen, ich kann nicht mehr in den Wald und Beeren suchen. Und wenn auch . . . Timm in Seydorf zahlt bloß einen Pfennig, und einen Schein muß ich auch noch haben. Warum habt Ihr ihn in das Stift gebracht? Legler ist besser, der hat den Spruch . . . O, Du heilge Jungfrau, vergieb mir meine Sünden . . . Und Du heilger Theobald . . . ich will auch kommen und in Deine Kapelle beichten gehen." Und sie knixte und bekreuzigte sich vor einem an eine Ofenkachel geklebten Muttergottesbilde.

Aloys hatte wiederholentlich versucht, die Alte zu beruhigen, aber sie war nur immer heftiger geworden und hatte mit aller Bestimmtheit erklärt, sie müsse den Stephan wieder haben. Und weil sie damit fortfuhr, und Aloys, wenn er sich recht befragte, wohl auch ein gut Theil mehr an Legler als an Melchers glaubte, so war er zuletzt nachgiebig geworden und hatte versprochen, so's irgend ginge, der Mutter zu Willen zu sein. „Wir wollen sehen, Mutter, wir wollen sehen."

Und dabei war's geblieben.

* * *

Um sechs war Vesper. Es hatte zu regnen begonnen und war kalt geworden. Die Dorfgasse lag in Dunkel, nur hier und da blitzte was auf, und solch schwacher Lichtschein kam auch aus einem kleinen Wirthshause, das dem Theobaldstift gegenüber lag. Um den Tisch herum saßen dieselben vier Leute, die Vormittags den Verwundeten aus dem Walde heruntergeschleppt hatten. Drei davon tranken ihren Ingwer und sahen, die Beine weit vorgestreckt, stumpf und gleichgültig vor sich hin; der Jüngste aber, Aloys, war in Unruhe. Von Minute zu Minute stand er auf und starrte, während er das von Wasserdunst beschlagene Fenster putzte, nach dem Stift hinüber. Es war immer noch nicht Zeit. Endlich indessen nahm er wahr, daß die kleine Seitenpforte drüben aufging und Schwester Elisabeth heraustrat, hinter ihr ein paar andere Schwestern, zuletzt auch Schwester Beate. Sie wollten, wie jeden Abend, so auch heute zur Abendandacht und schritten auf einen überdeckten, aber an beiden Seiten offenen Gang zu, der die

Verbindung mit einem daneben gelegenen Capellchen herstellte. „Nun ist es Zeit," sagte Aloys, und sofort erhoben sich Alle und gingen über die Dorfstraße nach dem Stift hinüber, wo sich die drei Aelteren im Schatten der Eingangsthür aufstellten, während Aloys bei dem Bruder eintrat und ihm kurz mittheilte, weshalb sie kämen. „Gott sei Dank," sagte der, „daß Ihr da seid. Schwester Beate ist gut, und der Doctor ist auch gut. Aber Legler ist ihm doch über. Legler hat die Kräuter und den Spruch, und der Doctor hat bloß das Messer." Und dabei hatte sich Stephan hoch aufgerichtet, und aus seinen Augen leuchtete es wie wiedergewonnene Hoffnung. Aloys seinerseits, als ihm feststand, daß der Bruder keine Schwierigkeiten machen würde, war aus der Zelle rasch in den spärlich erleuchteten Flur getreten und sah sich hier um, wie wenn er nach Etwas suche. Richtig, da war es auch. Unter der Treppe, gerade da, wo gegenüber ein Lämpchen an der Wand hing, stand ein Krankenkorb, der Deckel daneben. Und nun rief Aloys die drei Kumpane heran, daß sie kommen und den Verwundeten in den Korb legen sollten; er selber aber holte noch ein paar Kissen und Decken heran, ums dem Bruder nach Möglichkeit bequem zu machen. Es half auch, Stephan lag jetzt gut gebettet, und als gleich danach auch die Tragebalken durch die hanfenen Oesen geschoben waren, setzte sich der Zug, durch Dunkel und Regen hin, in Marsch.

Gerad als es unten im Dorf acht schlug, waren sie wieder oben und traten in die mit Knieholz geheizte Stube. Die Alte hatte ihrer schon voll Ungeduld gewartet, und kaum daß sie den Deckel abgehoben, so warf sie sich neben den Verwundeten nieder und streichelte dem sie freundlich Ansehenden Stirn und Hände. Denn Stephan war ihr Liebling. „Er kommt noch heut Abend," sagte sie vertraulich und wie mit verklärtem Gesichtsausdruck; „morgen wär' es zu spät gewesen. Wollt' er schneiden?"

„Nein Mutter, er wollte nich. Aber so sagen sie immer."

„So sagen sie immer," wiederholte die Alte und nickte dazu.

Legler kam auch wirklich denselben Abend noch und nahm den Doctorverband ab, um statt seiner seine Kräuter aufzulegen, Wohlverleih und Bilsenkraut. Auf dem niedrigen Herde ging mittlerweile das Feuer nicht aus, weil der Vertrauensmann von der Josephsbaude gesagt hatte: „Wärme nimmt das Fieber", und Stephan sah in die Flamme hinein und freute sich an dem Anblick und dem Knistern. Aloys aber, als er oben Alles in die richtigen Wege geleitet sah, machte sich mit dem leeren Korbe wieder still nach Agnetendorf hinunter und paßte da den Zeitpunkt ab, ihn unbemerkt in den verdeckten Gang zu stellen, der vom Stift nach dem Kapellchen hinüberführte. Da fanden ihn am anderen Morgen die Schwestern, als sie zur Frühmette gingen.

Im ganzen Dorf aber, so sehr man die Schwestern wegen ihrer Gutthat und ihrer Frömmigkeit liebte und verehrte, freute sich Alles, daß Aloys und seine drei Freunde den Stephan „wieder herausgeholt und gerettet" hätten. Schwester Elisabeth freilich, weil ihr Alles wie Heidenthum vorkam, sah ernst und mißgestimmt drein, und nur Doctor Melchers sagte vergnüglich: „So sind sie. Der letzte Laborant ist todt, aber mit dem letzten Kurpfuscher hat es noch gute Wege."

III. Der alte Wilhelm.

Erst an dem Kretscham und gleich dahinter an dem katholischen Capellchen vorbei, zieht sich, allmälig ansteigend, die Dorfstraße, von der aus kleine Seitenwege zu reizenden, inmitten von Wiesen und Feldern gelegenen und von den Fremden ganz besonders bevorzugten Sommerhäusern hinüberführen. In einem dieser Häuser, — eigentlich einem ganzen Wirthschaftsgewese, das, weil es unter Birken lag, den hübschen Zunamen „das Birkicht" führte, — war auch ich untergebracht worden und verlebte daselbst eine Reihe sehr angenehmer Tage. Was schließlich nicht Wunder nehmen durfte, weil überaus liebenswürdige Damen, alte und junge, die Mitbewohnerschaft ausmachten. Das Hauptcontingent stellte die Generalswittwe v. W. mit ihren sieben hübschen Töchtern, deren Gatte, bez. Vater im siebentägigen Kriege gegen Oesterreich tapfer und ruhmreich gefallen war, leider „ohne Dotation". Jeden Nachmittag unternahmen die von W.'schen Damen, denen sich einige Geheimräthinnen — natürlich auch Wittwen und auch mit Töchtern — anschlossen, ausgedehnte Partieen ins Gebirge, von denen ich mich grundsätzlich ausschloß, dafür aber das Hüteramt des Hauses übernahm, was mir hoch angerechnet wurde. Daß ich es damit sonderlich streng genommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich setzte mich in der Regel unter eine dicht vor dem Hauseingange stehende Hängebirke, von der aus ich einem von einer Berglehne herabkommenden und unter einer kleinen Steinbrücke hinwegschäumenden Bache zusah. Ich verfiel dabei regelmäßig in Träumereien, aus denen ich immer nur auffuhr, wenn drinnen auf dem Flur die Wanduhr schlug oder einer der lang herabhängenden Birkenzweige mir in leisem Luftzuge die Stirn streifte. Kamen dann die Damen, entzückt von ihrem Ausfluge, wieder zurück, so trat ich jedesmal dienstlich an die Generalin heran und meldete: „Nichts Neues vor Paris."

Eines Sonnabends saß ich auch wieder so da, das schäumende Wasser vor mir, als ich, in Entfernung von nicht viel mehr als hundert Schritt, eines alten Mannes ansichtig wurde, der, eine Karre vor sich, auf einem vom Kretscham her zwischen Kleefeldern sich hinschlängelnden Fußpfade herankam. Ich ging ihm ein Stückchen Weges entgegen und trat dann, als ich nah an ihn heran war, bei Seit', um ihn bequemer an mir vorbei zu lassen. Dabei begrüßten wir uns. Was auf der Karre lag, war nicht viel: ein Bettsack und darüber ein zweites, kleineres Bündel, drin anscheinend einige Kleidungsstücke zusammengeschnürt waren. Eine Meerschaumpfeife mit Silberbeschlag und eine ziemlich abgebrauchte Bürste waren zuletzt noch dicht unter dem Knoten mit eingeschoben worden. Als Abschluß und Krönung des Ganzen aber balancirte noch ein etwas zugespitzter Cylinderhut auf dem oberen Bündel. Der Alte selber war sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, und was am meisten auffiel — ohne Kopfbedeckung. Er fuhr, wie Jemand, der Beicheid weiß und außerdem ein Recht hat, ruhig auf das Birkicht zu, passirte den Brückenbogen und lenkte gleich dahinter auf eine rechtwinklig zu dem Wohnhause stehende Scheune hinüber, in deren offen stehendes Thor er mit einer geschickten Wendung einbog. Sein Gebahren, weil in Allem den Stempel des Zuständigen tragend, erfüllte mich mit so viel Vertrauen, daß

ich es mit meinem Hüteramt für durchaus vereinbar hielt, auf jede weitere Controlle zu verzichten und meine Schritte nach dem Kretscham hinauf zu lenken, wo ich hoffen durfte, gute Gesellschaft zu finden. Das war denn auch der Fall. Ich blieb da bei Skat und Bier, bis elf Uhr heran war, und als ich, unter glitzerndem Sternenhimmel, in meine Behausung zurückkehrte, schlief schon Alles.

Wie der Letzte zu Bett, so war ich natürlich auch der Letzte wieder auf und durfte mich, als ich endlich auf dem von Birken überschatteten Vorplatz erschien, nicht sonderlich wundern, von Seiten der Wirthin zu hören, es sei schon Alles ausgeflogen, nach Agnetendorf hinunter, in die Kirche — die gnäd'gen Fräuleins schon gleich nach sieben. Ich nickte nur wie bestätigend dazu, weil ich von andern Sonntagen her wußte, wie die Fräuleins zu dieser Frage standen. In die Kirche gehen, war correct und standesgemäß und schickte sich für Adlige; Nicht-Adlige mochten faul sein und schlafen. Und die Fräuleins hatten darin ganz Recht.

Es war ein wunderschöner Morgen, warm und frisch zugleich, denn es wehte leise vom Gebirge her. Der Kaffee wurde mir gebracht; dann ging auch die Wirthin, und ich machte mich schon auf eine mehrstündige Vormittagseinsamkeit gefaßt, als ich plötzlich aus dem bloß angelehnten Scheunenthore denselben Alten heraustreten sah, der gestern, mit den zwei Bündeln auf seiner Karre, seinen Einzug an eben dieser Stelle gehalten hatte. Freilich kam mir auch wieder ein Zweifel, ob er's sei, so sehr verändert war Alles in seiner Erscheinung. Er trug ein schneeweißes Hemd, den Hemdkragen vatermörderartig aufgeklappt, trotzdem ihm jede Steife fehlte, dazu weiße Strümpfe mit Schuh, hechtgraue Kniehosen und einen blauen Frack mit Sammetkragen und blanken Knöpfen. Als er beim Heraustreten mich gewahrte, zog er sehr artig, aber doch mit erkennbarer Rücksicht auf die Krempe, seinen Hut und setzte sich dann auf eine mehr als primitive Bank, ein auf zwei Holzpfähle genageltes Stück Brett, dicht neben der Scheune. Hier sog er die Wärme mit vielem Behagen ein, zugleich unter sichtlichem Interesse den Hühnern zusehend, von denen einige sich Erdlöcher gemacht hatten, während andere drüben auf der Kleewiese spazieren gingen.

„Guten Tag," sagte ich und rückte mit meinem Gartenstuhl etwas näher an ihn heran.

„Guten Tag, Herr."

„Warm heute."

„Ja, warm. Aber immer noch nicht genug. Der Roggen braucht noch Sonne und unsereins auch."

„Ich bin mehr für Schatten."

„Ja, das machen die Jahre. Wenn man erst alt ist . . ."

„Bin ich auch."

„Aber nicht so wie ich . . ."

„Na, wie alt denn Alterchen?"

„Achtzig."

„Ja, da sind Sie mir ein Stück vor. Wollen wohl auch noch in die Kirche?"

„Nein, ich sitze bloß hier und höre die Glocken gehen. Jetzt läuten sie das dritte Mal. Das ist so meine Andacht. In meinem Alter . . ."

„Ja, da will's nicht mehr recht, wenn man auch dicht an der Kanzel sitzt. Man hört nicht mehr Alles . . . Und die Predigt ist auch meistens zu jung."

„Ja, wenn man alt ist, ist Alles zu jung."

Ich lächelte, was ihm, so gut es ging, mein Einverständniß ausdrücken sollte, und ging dann auf eine nach der andern Seite hin gelegene Jelängerjelieber-Laube zu, die mir als Specialbesitz gehörte. Da wollt' ich einen Brief schreiben und die Zeitungen lesen.

* * *

Als ich damit geendet hatte, belebte sich's wieder um mich her. Die Kirche war aus, und die Wirthin, die als Erste zurück war, trat auf den Vorplatz hinaus, um das Kaffeegeschirr wegzuräumen, das noch auf verschiedenen Tischen umherstand.

„Da haben Sie ja, liebe Frau Meergans, einen neuen Gast im Hause. Ich hab' ihn gestern schon mit der Schubkarre kommen sehen. Wer ist denn der Alte?"

„Das ist der alte Wilhelm."

„Ein freundlicher alter Mann. Und er sagt, er sei achtzig."

„Das ist er auch. Vielleicht noch ein paar Jahre mehr."

„Ich kann mich nicht recht in ihm zurecht finden. Schon gestern, in seiner Jacke, fiel er mir auf. Und nun gar heute. Wie kommt er nur zu dem blauen Frack und zu all dem Andern?"

„Ich weiß nicht. Als wir vor fünfzehn Jahren aus dem Böhmischen herüberkamen und das Haus hier kauften, da war er schon im Dorf. Und er trug auch schon Sonntags den Frack und den spitzen Hut, und sah auch ebenso alt aus wie jetzt. Aber das mag täuschen; wenn man selber jung ist, erscheinen einem die Leute so alt, als könnten sie nicht älter werden."

„Und der alte Wilhelm heißt er?"

„Ja."

„Und wie sonst noch?"

„Das weiß Keiner. Vielleicht, daß es Schlächter Klose weiß, der der Aelteste hier ist und wohl schon Gerichtsschulze war, als der alte Wilhelm hierher kam. Wir fragen nicht gern, was einer war und woher er kommt. Und die Meisten hier herum sind selber Neue und wissen noch weniger als wir."

„Er macht den Eindruck, als ob er bessre Tage gesehen hätte."

„Ja, so sieht er aus. Auch Alltags, wenn er seine Flickenjacke trägt. Aber ich glaub' es nicht. Daß er, was ich zugebe, so nach 'was aussieht, und sich so hält, als wär es 'was mit ihm, das, glaub' ich, macht bloß der Frack und der Hut, und die sollen ein Erbstück sein, das ihm Einer, den er treulich zu Tode gepflegt, aus Dankbarkeit hinterlassen hat. Er hat auch mal, so viel hab' ich gehört, eine kleine Baude gehabt, hier oben, nicht weit von der Anna-Capelle; aber es ging nicht damit, und er kam herunter. Und nun ist er ein Ortsarmer."

„Da muß er aber doch in ein Armen- oder Siechenhaus."

„Ja, das mag in der Stadt so sein. Aber nicht hier. Wir sind eine arme Gemeinde; wo soll da ein Gemeindehaus herkommen, wenn's der Graf nicht baut oder der Kreis. Und am Ende wozu auch! Er ist ja der einzige Arme, den wir hier haben, und den füttern wir so mit durch. Bei jedem im Dorf, der ein Haus oder eine Kathe hat, ist er eine Woche, von einem Samstag bis zum andern. Immer mit der Betglocke zieht er mit seiner Karre ab und kommt er an. Und Jeder freut sich, wenn er kommt. Denn er hat ein frommes Gemüth und spielt mit den Kindern und wiegt sie und singt sie ein. Er ist überhaupt selber wie ein Kind und mit jedem Platz zufrieden und wenn's die platte Erde wäre. Da legt er sich seinen Strohsack zurecht und sein Deckbett darüber, und am Morgen schnürt er's wieder zusammen oder schiebt es bei Seit'. Und was er genießt, ist nicht der Rede werth; Jeder gibt es ihm gern, ein bißchen Kaffee mit Brot und Milch. Und eine Kartoffel mit Speck ist schon was Großes."

„Ich glaube doch, daß noch was dahinter steckt. Er sieht eigentlich aus, als wäre er von Adel und wäre 'mal was ganz Feines gewesen. Gerade, wer es besser gehabt hat, der verlangt am wenigsten und ist mit Allem zufrieden."

„Ja, das soll schon sein. Aber ich glaub' es nicht recht. Und es kann auch eigentlich nicht sein. Denn er hat bei seiner Arbeit ganz die Hantirung wie wir, die wir uns von Jugend an mit Axt und Spaten haben quälen müssen. Er kann Holz spalten und Schindeln machen, und wenn eine Kiste kaput geht, so nagelt er sie wieder zusammen, ganz so wie wir, und wo Kühe sind, da geht er in den Stall und kann auch melken. Er hat keine rechte Kraft mehr, aber es geht doch."

„Das Alles kann auch Einer lernen, der nicht immer dabei war."

„Ja, aber man sieht doch den Unterschied, wenn Einer so bloß dazu gekommen. Er ist nun die nächsten acht Tage hier, da können Sie ja sehen, wie er's macht. Und Sie werden bald finden, daß er kein gewesener Prinz ist. Er ist einfältig . . ."

„Das ist das Alter."

„Nein, das ist seine Natur. Als wir herüberkamen, war er schon ebenso."

* * *

Zu meinen Untugenden gehört auch ein Stück Eigensinn, und so wollt' ich nicht recht glauben, was mir die Wirthin gesagt hatte. „Da steckt doch noch was dahinter," bei diesem Satze blieb ich und legte mich, weil seine ganz ausgesprochene Schlichtheit meinen Glauben eher stärker als schwächer werden ließ, auf ein Beobachten seines Thuns, das ein beständig wechselndes und ziemlich mannigfaches war. Aber auch damit kam ich nicht weit. Er harkte das Heu auseinander, wenn es trocknen sollte, und harkte es wieder zusammen, wenn es trocken war; er machte Botengänge nach Agnetendorf hinunter oder nach Kirche Wang hinauf, und saß, wenn man ihn nicht abrief, an einer auf der Scheunendiele stehenden Hobelbank, um da Alles wieder in Stand zu setzen, was zerbrochen oder irgendwie reparaturbedürftig war. Ein Topf Milchkaffee stand meist neben ihm, von dem er übrigens mehr nippte als trank. Die sieben Fräuleins waren viel um ihn her und suchten ihn in kirchliche Fragen zu ver-

wickeln, denen er immer klug auswich. „Das gab es noch nicht, als ich jung war," oder „das ist nichts mehr für meinen alten Kopf," — das waren so seine Lieblingsantworten, und weil er sie meist mit einem artigen und feinen Lächeln begleitete, fiel ich immer wieder in die Vorstellung seiner Vornehmheit oder einer mal von ihm gespielten Gesellschaftsrolle zurück. Schließlich indeß konnt' ich mich gegen die Wahrnehmung nicht wehren, daß ein paar bloße Zufälligkeiten mich irre geführt hätten, und als der nächste Samstag zur Rüste ging und der alte Wilhelm mit seinem Bettsack und Kleiderbündel unter freundlichem Gruß wieder an mir vorüberfuhr, genau denselben Schlängelpfad hinauf, den er die Woche vorher herabgekommen war, da wußt' ich mit jeder erdenklichen Sicherheit, daß er wirklich nichts Andres war als ein Ortsarmer, der mal, — genau so wie mir's die Wirthin gesagt, — einen blauen Frack und einen zugespitzten Hut geerbt hatte. Die Sonne ging über dem Kretscham in aller Pracht unter, und während er da hinauffuhr, immer mehr, so schien es, in die glührothe Scheibe hinein, da kam mir die Frage: „was ist Größe? was ist das Ringen danach? Ist das Leben dieses Einfältigen nicht eigentlich beneidenswerth? Arbeitsfroh bis zuletzt, eine Freude der Alten, eine Freude der Jungen. Und im Herzen ein Stück eigenartigen kleinen Glücks: der Frack und der Hut und die Kanne Milchkaffee zwischen den Hobelspänen."

IV. Wieder daheim.

Der alte Professor Lezius, in seinen jüngeren Jahren Oberlehrer an einem Realgymnasium, hatte sich, trotzdem seine Mittel nur unbedeutend waren, schon seit langer Zeit aus seinem Lehramte zurückgezogen, wobei, neben einem gewissen Freiheitshange, wohl auch der Wunsch mitgewirkt hatte, seinen zwei Lieblingsstudien ausschließlicher leben zu können, der Botanik und der Anthropologie. Letztere betrieb er, nach seinem eigenen Zeugniß, nur als Dilettant; in der Botanik aber war er Fachmann und arbeitete, seit er frei war, an einem großen Werk über die nordeuropäischen Gentianaceen. Er war dabei nicht ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz, dem ein nun schon weit zurückliegendes, in die vierziger Jahre fallendes Ereigniß, eine ganz bestimmte Richtung und zwar ins Entdeckerische gegeben hatte. Damals nämlich, als er sich eines Morgens bei seinem Freunde, dem Sternwart-Assistenten Johann Gottfried Galle, befunden hatte, war bei eben diesem von Paris her ein Brief eingetroffen, in dem der berühmte Leverrier an seinen Collegen Galle folgende Worte richtete: „Lieber Galle! Suchen Sie doch in der Uranusgegend weiter nach. Ich habe herausgerechnet, daß dort ein Planet fehlt, und er muß sich finden." Und siehe da, keine drei Monate drauf schrieb Galle von Berlin aus an Leverrier zurück: „Cher Leverrier. Ich hab ihn." Und wirklich, die Welt hatte von dem Tag an einen Planeten mehr. Dies Erlebniß, wie schon angedeutet, war für Lezius' Entwicklungsgang als Wissenschaftler entscheidend gewesen. Er suchte seitdem nach einer Brücke von Gentiana pannonica nach Gentiana asclepiadea hinüber, zwischen welchen beiden eine noch unentdeckte Species liegen mußte. Daß er diese finden und sich dadurch ebenbürtig neben seinen Freund Galle stellen würde, stand ihm so gut

wie fest. Seine Frau und Tochter freilich, die beiläufig die etwas ungewöhnlichen Namen Judith und Mirjam führten, theilten diese Zuversicht nicht und gaben ihrem Zweifel auch Ausdruck, wodurch sich Lezius übrigens keinen Augenblick abhalten ließ, einerseits im Niederschreiben seines Manuscripts, andrerseits in seinen wissenschaftlichen Wanderungen fortzufahren. Auf diesen abwechselnd in die Karpathen und die Sudeten gehenden Studienreisen war er monatelang einsam und hatte während dieser Einsamkeitstage keinen andern geistigen Zuspruch als den, den ihm Bastian's Werke gewährten, von denen er immer den einen oder andern Band mit sich führte. „Sein Stil," so viel gab er zu, „ist nicht immer leicht verständlich, aber 'leichtverständlich' — das kann schließlich Jeder; Leichtverständlichkeit ist Kellnersache. Wer was Tiefes zu sagen hat, wird selber tief, und wer tief wird, wird dunkel." Unter Excursionen, wie die vorerwähnten, waren ihm viele Jahre vergangen, bis ihn häusliche Störungen (darunter auch persönliche Krankheit) fast ein Jahrzehnt lang an Fortsetzung der ihm ebenso zum Bedürfniß wie zur Gewohnheit gewordenen Ausflüge gehindert hatten. Erst ganz neuerdings, diesen letzten Sommer, war er nach wieder hergestellter Gesundheit zu seinem alten Programme zurückgekehrt und hatte seine Studienreisen in alter Lust und Liebe wieder aufgenommen, selbstverständlich ohne Gepäck, wenn man nicht ein zusammengerolltes, nur mit einem Minimum andrer Zuthat beschwertes Plaid als solches gelten lassen wollte. Mit Gepäck aber traf er heute, nach siebenwöchentlicher Abwesenheit, wieder ein und zwar mit einer unterwegs erstandenen alten Weinkiste, darin er, von ein paar Nebensächlichkeiten abgesehen, den wissenschaftlichen Ertrag seiner diesmaligen Wanderung in Gestalt eines umfangreichen Herbariums untergebracht hatte.

Sechs Uhr sechs Minuten hielt der Zug in Bahnhof Friedrichstraße. Lezius liebte nicht, empfangen zu werden, und so war denn auch Niemand da, was ihn sichtlich erfreute. Eine graue Filzmütze auf dem stark angegrauten Kopf, einen Spatenstock in der Hand und die Botanisirtrommel en bandoulière, so stieg er die Bahnhofstreppe hinunter und empfing unten von dem Schutzmann, an den er herantrat, die Blechmarke 1727. Diese, sammt Gepäckschein gab er ab, und eine Minute später rief auch schon der von ihm ins Vertrauen gezogene Kofferträger in die Droschkenwagenburg hinein „17 . . 27 . ." „Hier!" antwortete eine Hintergrundsstimme, deren Hintergrundscharakter sich durch natürliche Berliner Heiserkeit gesteigert sah. Und nun flog die Kiste auf die Droschke hinauf, Lezius kletterte nach, und fort ging es, erst in die Friedrich- und gleich danach mit scharfer Biegung in die Dorotheenstraße hinein.

Der alte Professor sah hier, so gut es ging, durch das erst nach langem Bemühen in seine Versenkung niedergleitende Fenster auf die Straße hinaus. Hm, das also war Berlin. Versteht sich, es mußt' es sein. Was da neben ihm hin und her fuhr, das waren ja die Pferdebahnwagen, und an dem einen las er sogar: „Nach dem Kupfergraben." Er nickte, wie wenn ihm nun erst alle Zweifel genommen wären, und eine kleine Weile, so sah er auch schon in eine Allee herbstlich gelber Bäume hinein, an deren Ende die Victoria, deren Profil ihn immer an Fanny Lewald erinnerte, golden aufragte. Die vergoldeten Kanonen darunter schossen noch immer in den Himmel. Es war also Alles

richtig. Und nun kam auch das Thor und der Tattersall, und gleich dahinter der Bismarck'sche Garten („wo er wohl jetzt ist?" brummelte Lezius vor sich hin) und zuletzt erschien auch der Potsdamer Platz mit dem reitenden Schutzmann und dem Café Bellevue, wo zu dieser Stunde mehr Kellner als Gäste waren. Ein Bekannter grüßte freundlich von einem der kleinen Tische. Dann bog die Droschke noch einmal rechts ab und hielt eine Minute später vor Lezius' Haus, das noch einen Vorgarten, ein sogenanntes „Erbbegräbniß", hatte.

„Können Sie das Gepäck nach oben schaffen?"

„Ja, wenn Sie bei dem Schimmel bleiben wollen."

„Versteht sich; ich werde bleiben."

Und nun schob sich der Kutscher die Kiste, die seitens ihres Besitzers ziemlich euphemistisch als „Gepäck" bezeichnet worden war, auf die Schulter und schritt mit ihr auf das Haus zu, während Lezius, wie versprochen, neben den Schimmel trat, um sich durch Klopfen und Halsstreicheln der Gunst desselben zu versichern.

„Er hat nicht gemuckst."

„Nein, er weiß Bescheid. Man bloß das Bimmeln kann er nich leiden."

Damit brach das Gespräch wieder ab. Lezius aber sah noch einmal in die Droschke hinein, ob er nicht Etwas vergessen habe (was übrigens kaum möglich war) und stieg dann unter einer gewissen Verdrießlichkeit, weil ihm das Steigen schwer wurde, seine drei Treppen hinauf. Eine Guirlande fehlte glücklicherweise, dafür aber stand die Thür weit auf, und in der Thür begrüßten ihn Frau und Tochter. Ida, das Mädchen, stand daneben.

Lezius küßte Frau und Tochter und gab Ida die Hand. Das vorderste Zimmer war neu tapeziert worden und roch nach Leim. Aber der Professor ignorirte das und sagte nur: „Ja, da bin ich nun mal wieder. Sehr hübsch; wirklich . . . Habt Ihr schon Kaffee getrunken?"

„O, schon lange. Es ist ja schon halb sieben."

„Richtig. Eigentlich eine unglückliche Zeit, zu spät oder zu früh. Nun, dann möcht' ich wohl um etwas Sodawasser bitten. Ist doch da?"

„Versteht sich, Papa. Du trinkst ja immer gleich Sodawasser."

„Ja, man hat so seine Gewohnheiten; Jeder hat welche . . . Na, wie geht es Euch denn eigentlich? Nichts vorgefallen? Keine Alarmirung? . . . Und Ida, Sie waren ja wohl in Drossen. Auch überschwemmt gewesen?"

„Nein, Herr Professor; wir haben eigentlich bloß Sumpf."

„Desto besser. Ja, was ich sagen wollte, mitgebracht hab' ich nichts. Was soll man am Ende auch mitbringen? Aber da fällt mir ein, eine Kiste mit Preißelbeeren, die hab' ich doch mitgebracht, die wird noch nachkommen. Vielleicht morgen schon; die Leute sind übrigens ganz zuverlässig. Und das Liter bloß dreißig Pfennig."

„Hier kosten sie fünfzehn."

„Ja, das sind die gewöhnlichen. Aber meine, das heißt die, die ich mitbringe, die sind dicht um Kirche Wang 'rum gepflückt. Und ich habe den beiden kleinen Mädchen auch noch ein Trinkgeld gegeben."

„Da werden sie wohl glücklich gewesen sein."

„Schien mir nicht so. Sie hatten wohl mehr erwartet. Aber da fällt mir ein, daß ich doch was für Euch habe, nicht viel, aber doch was: ein Stehaufglas aus der Josephinenhütte und dann noch zwei Theegläser, für Dich und mich. Mirjam wird es nicht übel nehmen, daß es bloß zwei sind. Die Theegläser sind übrigens in der Botanisirtrommel. Ida, Sie könnten sie herausnehmen; aber nehmen Sie sich in Acht. Wir wollen heute gleich daraus trinken und können dann auch anstoßen."

* * *

Nach einer Stunde saß man beim Thee. „Kinder," sagte Lezius, „Euer Thee ist wirklich sehr gut, jedenfalls besser als im Gebirge. Thee ist so zu sagen Culturſache, man erkennt die Classe daran. Ueberhaupt, ich finde es eigentlich ganz nett bei Euch. Es hat doch auch seine Vorzüge, wieder zu Hause zu sein, und wenn ich recht höre, rufen sie grad' ein Extrablatt aus. Gibt es denn noch immer welche?"

„Gewiß, Lezius. Aber es steht nie was drin; Du wirst sehr enttäuscht sein."

„Ganz unmöglich. Ich kann nicht enttäuscht sein. Ich will bloß mal wieder sehn, wie ein Extrablatt aussieht . . Aber mißversteh' mich nicht, wenn Ida keine Zeit hat . . ."

„Ich bitte Dich, Lezius . . . natürlich hat sie Zeit. Ida, gehen Sie nur und holen Sie das Blatt . . . Uebrigens ist der Schulrath Rönnekamp gestern gestorben, gestern Abend."

„Ist er? Schade. Thut mir leid. Und sehr alt kann er noch nicht gewesen sein. Er lief immer wie'n Wiesel, jeden Tag seine drei Stunden; ich bin ihm noch, eh' ich reiste, beim Neuen See begegnet. Aber das Rennen, so viel ich davon halte, es hilft auch nichts; wenn der Sand durch ist, ist er durch . . . Und gestern Abend erst, sagst Du . . . Na, Kinder, heute werd' ich auch nicht alt; ich weiß nicht recht, woran es liegt, aber es ist so — im Gebirge war ich immer frisch, ordentlich ein bißchen aufgeregt, natürlich nicht sehr, aber doch bemerkbar, und hier in Berlin bin ich gleich wieder matt und schlaff. Freilich, wo soll es auch herkommen! Ist denn noch Kunstausstellung?"

„Ach, Papa, Kunstausstellung ist ja lange vorbei."

„Na, das ist recht gut. Ohne Brille geht es nicht, und mit Brille strengt es an. Und eigentlich versteht man doch nichts davon. Das heißt, ein bißchen versteht man schon. Weißt Du noch, wenn ich in Italien immer sagte: ‚Judith, das hier, das ist 'was.' Und dann war es auch immer was."

* * *

Lezius, wenn er von der Reise kam, so viel wußte seine Frau von alten Zeiten her, holte den im Gebirge versäumten Nachtschlaf tapfer nach; er schlief denn auch diesmal wieder bis in den hellen Tag hinein.

„Soll ich ihn wecken, Mama?" fragte Mirjam.

„Nein, Kind, er muß ausschlafen; da kommt er am ehesten wieder zu sich."

„Also, Mama, Du findest doch auch . . ."

„Freilich find' ich. Aber es hat nichts auf sich. Dein Vater war immer abhängig von dem, was ihn umgab. Ist er hier, so geht es ganz gut, oder doch

beinah' ganz gut, aber in einem wilden Lande verwildert er. Er ist ein bißchen verwildert."

„Es ängstigt mich doch, Mama."

„Nicht nöthig. Du weißt das nicht so, weil er jetzt ein paar Jahre nicht fort war. Aber ich weiß Bescheid, ich kenn' ihn, und wenn er erst wieder bei Huth war und seine „Herren" getroffen und bis Zwölf seinen Brauneberger getrunken hat, dann ist er bald wieder in Ordnung."

* * *

Lezius kam sehr spät zum Kaffee.

„Sollen wir Dir frischen machen?" fragte seine Frau.

„Nein, Judith, es ist nicht nöthig. Er kann doch am Ende bloß kalt sein, und kalt schadet nichts; wenn er nur Kern hat. Auf den Kern kommt es an. Im Gebirge war er immer ohne Kern. Das ist das Gute, daß man sich draußen nicht verwöhnt . . . Ist denn Virchow wieder zurück?"

„Ich glaube nicht."

„Na, dann hab' ich nichts versäumt. Ohne Virchow ist keine Sitzung oder doch nicht leicht. Und nun will ich in den Thiergarten und sehen, ob noch Alles beim Alten ist . . . Die Stühle stehen doch noch?"

„Gewiß, gewiß."

Und damit erhob sich Lezius, um seinen Vormittagsspaziergang anzutreten.

Als er nach geraumer Zeit wieder nach Hause kam, sah er, daß frische Blumen in der Blumenschale lagen; seine Frau saß auf dem Sopha, die Tochter neben ihr auf einer Fußbank. Sie hatten eben wieder über ihn gesprochen.

„Nun, Lezius, wie war es?"

„O, ganz gut. Ich habe da, gerade wo der Weg zu Kroll führt, wohl eine Stunde lang gesessen. Alles für fünf Pfennig. Es ist doch wirklich sehr billig, fast noch billiger als in Schlesien."

„Nun ja, billig ist es."

„Und dann bin ich, auf Bellevue zu, die Zeltenstraße hinunter gegangen, wobei sich's so glücklich traf, daß mir eine Semmelfrau begegnete. Denn ich hatte meine Semmel vergessen . . ."

„Aber, Lezius, Du wirst doch keine Semmelfrausemmel essen!"

„Nein, nein, ich nicht. Es war ja nur, weil ich schon an meine Lieblinge dachte, oder wie man auch wohl sagt, an meine Protegés. Und da bin ich denn auch gleich die Querallee hinauf bis an die Rousseau-Insel gegangen, wo sie immer auf- und abschwimmen. Und als ich mich da gesetzt hatte, mußt' ich, ich weiß eigentlich nicht warum, gleich an die Große Teichbaude denken und auch an den Großen Teich."

„Ja, daneben können wir hier freilich nicht bestehen, und am wenigsten die Rousseau-Insel."

„Eigentlich nicht. Aber dafür haben wir hier eben die Enten; die fehlen da. Und da hab' ich denn auch gleich meine Semmel verfuttert und muß Euch sagen, es war eigentlich das Hübscheste, was ich bis jetzt hier gesehen. Das Allerhübscheste aber war, neben mir stand ein kleines Mädchen, die konnte nicht weit genug werfen, und so kam es, daß ihre Semmelstücke nicht ins Wasser fielen, sondern

immer auf den Uferrasen. Und da hättet Ihr nun die Sperlinge sehen sollen, die gerade zu Häupten in einer alten Pappel saßen. Wie ein Wetter waren die drüber her und jagten sich die Krümel ab. Es ist doch merkwürdig, wie die Sperlinge hier Alles beherrschen; der Sperling ist wie der richtige Berliner, immer pickt er sich 'was weg und bleibt Sieger. An der Großen Teichbaude gab es, glaub' ich, gar keine Sperlinge. Dafür standen da freilich die Gentianen wie ein Wald, Alles blau und weiß . . . Aber zuletzt, es geht hier auch . . . Virchow, so viel hab' ich im „Boten aus dem Riesengebirge" gelesen, soll ja diesen Sommer wieder allerhand Schädel ausgemessen haben, noch dazu Zwergenschädel aus Afrika . . . Ja, das muß wahr sein, daß ich die Anthropologische habe, das ist doch 'was. Das hilft einem ein gut Stück weiter."

„Aber Lezius, veranschlagst Du uns denn gar nicht?"

„O, versteht sich; versteht sich, veranschlag' ich Euch."

Mutter und Tochter sahen einander an.

„Ihr glaubt es wohl nicht recht? Wahrhaftig, ich veranschlage Euch . . . Ich muß mich nur erst wieder zurecht finden."

Gottfried Keller-Reliquien.

Gottfried Keller vermachte letztwillig seine Bücher, Bilder und Ehrengeschenke der Stadtbibliothek Zürich. Diese hat nun aus ihren Schätzen und unter Zuzug fremder vom 2. bis 7. Juli im Helmhaus eine Ausstellung veranstaltet, die, viel Interessantes und nach mehr als einer Seite Aufschlußreiches enthaltend, ein zahlreiches Publicum anzulocken vermochte.

Der Schaulust boten zunächst eine willkommene Augenweide die silbernen Becher: der eine ein Geschenk des Zürcherischen Regierungsrathes an den im Juli 1876 aus dem Amte scheidenden Staatsschreiber, der andere, nebst einem silbernen Lorbeerkranz, eine Gabe der Schweizer im Auslande zum siebzigsten Geburtstage des Dichters. Auch einige schöne Urkunden waren zu sehen: so die Glückwunschadresse des schweizerischen Bundesrathes (19. Juli 1889), ein kalligraphisches Meisterstück, und die zum nämlichen Anlaß gefertigte Gratulationsurkunde der Schweizer in Mailand. Auch Freunde und Verehrer zu Berlin hatten sich mit Wunsch, Gruß und Geschenk eingestellt. Da steht auf dem Erinnerungsblatte als erster über manchem berühmten Namen derjenige des Grafen Moltke; der Feldherr, der auf kein Schlachtfeld zu spät kam, hatte sich, als die Bogen zum Einschreiben aufgelegt wurden, so zeitig in dem betreffenden Local eingefunden, daß er beinahe noch verschlossene Thüren fand.

Von geringerer Kunst als die prunkvollen und farbigen Ehrenbriefe und Diplome zeugten die meisten der ausgestellten Porträts, zumal die beiden Oelbildnisse der Eltern des Dichters, des Drechslers Rudolf Keller von Glattfelden (1791—1824) und der Elisabetha Keller, geb. Scheuchzer von Zürich (1787—1864). Immerhin mag der Erstere noch etwas besser gerathen sein und läßt die feinen und lebhaften Züge erkennen, wie sie eher einem Künstler angehören dürften als einem Handwerksmeister, der es allerdings bei einem erheblicheren Maße von Bildung wohl weiter gebracht hätte als bis zur Drechslerbank. Schmächtig, wie der von der Schwindsucht früh Dahingeraffte, sieht auch der Sohn aus, für den man, wie mir die Schwester einmal erzählte, in den ersten Lebensjahren ernstlich fürchten mußte: eine Bleistiftzeichnung von R. Leemann zeigt den Dreiundzwanzigjährigen ganz im Profil, die Brille auf der hübsch gebogenen Nase, mit langem Haar, wie es damals die Mode heischte, und mit einem an den Wangen noch sehr wenig gediehenen Bartwuchs. Diesem Conterfei gegenüber begreift man die Aussage Gleichaltriger, daß Keller's äußere Erscheinung etwas Feines und Anziehendes gehabt habe in jenen Zeiten, wo ihn die Beleibtheit noch verschont hatte. Wie er zwei Decennien später und dann bis zum Tode aussah, offenbaren eine Reihe Photographien, von denen mich keine ganz glücklich gerathen zu sein dünkt, was zum Theil davon herrühren mag, daß sich die Züge des Poeten, so ausgeprägt sie waren, doch stetig veränderten, je nach Stimmung und Laune, wie denn auch Karl Stauffer klagte, als er Keller malte, dieser bringe jedesmal ein anderes Gesicht in die Sitzung mit. Leider fehlte die Oelstudie Stauffer's in der Ausstellung, wogegen sich seine Radirung der Ganzfigur als das künstlerisch bedeutendste von allen

Bildnissen erwies, selbstverständlich neben der prachtvollen und vielberufenen Medaille Böcklin's. Das Oelporträt Keller's von C. Hitz entbehrt bei einer gewissen Routine einigermaßen des Geistes und der Auffassung; dasjenige von Frank Buchser ist flott und tüchtig gemalt, legt aber in das Gesicht einen posirend selbstbewußten Ausdruck, der dem Dichter nicht eigen war. Interessant ist der von Kißling hergestellte Gipsabguß der schönen Hand, wogegen mich die vom nämlichen Bildhauer gefertigte Todtenmaske fremd und seltsam anmuthet. Eine Gipsbüste von Hörbst zeichnet sich meines Erachtens durch ziemliche Aehnlichkeit aus, ohne im Ausdruck ganz glücklich zu sein.

Neben den Porträts, unter denen auch die von des Dichters Oheim und Tante figuriren, sind die Abbildungen einiger Häuser aus Glattfelden ausgestellt, die im „Grünen Heinrich" eine Rolle spielen. Und eine ernste und eindringliche Illustration zu all' den Leiden und Freuden des angehenden, lernenden und gescheiterten Malers, der den erwähnten Roman mit seinen Schicksalen füllt, bedeuten die Skizzen und Bilder, die als der Hauptantheil der Ausstellung hier zugänglich gemacht wurden.

Da präsentiren sich zunächst etwa zwanzig Nummern, die das Ringen und Mühen des unberathenen oder ungenügend berathenen Kunstjüngers an den Tag legen, der, wie es im „Grünen Heinrich" zu lesen steht, in Zürich und Glattfelden den Geheimnissen der Kunst nachstrebte. Es sind fast ausschließlich Sachen, wie sie schon Hunderte und aber Hunderte von Dilettanten oder werdenden Malern zu Stande brachten, die in der Irre und Finsterniß tappten, weil sie der führenden Hand ermangelten; und sie würden auch wohl meistentheils irgendwo für immer verschwinden und verfliegen, wenn eben nicht der unvergleichliche Mann ihr Urheber wäre. Wir sehen, wohl als ältestes erhaltenes Denkmal des Malers Keller, eine Bleistiftskizze des Dorfes Glattfelden mit dem Hause des Oheims, worin sich der „grüne Heinrich" unter den Vettern und Basen tummelte. Eine Baumstudie aus dem Mai 1835, eine Kreidezeichnung, ist wohl wesentlich Copie einer Vorlage, während eine Reihe anderer direct nach der Natur gemacht sind, so zwei Aquarelle, die Aloën darstellen, eine Weide, Pflanzen- und Felsstudien. Fast überall offenbart sich ein ausdauernder Fleiß und große Sorgfalt, die, so weit Können und Einsicht reichen, mit fast rührender Treue die Schöpfungen der Natur nachbilden wollen. Vollkommener sind ein Bauernhaus und eine Felsstudie nach R. Meyer, dem geisteskranken Maler Römer im „Grünen Heinrich". Poetisch vermögen schon zwei Aquarelle aus dem Jahre 1837 zu wirken, ein allerdings etwas blaß gerathener Brunnen nach der Natur und ein hübsches Wasserlandschäftchen an der Sihl. Entschiedener ist eine Baumlandschaft mit Wasserfall, bezeichnet November 1837, wo namentlich das schräg auf das stürzende Wasser einfallende Licht sich hübsch empfunden ausnimmt und ziemlich gut dargestellt ist; doch läßt sich wohl eine Vorlage voraussetzen, worauf schon eine gewisse Rundung der Composition deutet.

Nachdem Keller, um aus dem dilettantischen Wesen und Unwesen herauszukommen, seit Frühling 1840 die Münchener Kunstschule besucht hatte, gewann die Sache ein anderes Aussehen. Da sind nun eine Reihe von Blättern, meistens Motive aus der Heimath, an denen er sein gesteigertes Können documentirt, wobei er, wie er im „Grünen Heinrich" bemerkt, weite Aussichten mit Blicken auf See und Gebirge bevorzugt. Energisch und wirkungsvoll, wenn auch nur sehr skizzenhaft, ist eine Ansicht von Richtersweil, eine getuschte Kreidezeichnung; schön empfunden auch eine Waldlandschaft an der Sihl. Aber neben der Verwerthung heimathlicher Studien und Veduten taucht die freie Composition auf, die sich in der Schöpfung ossianischer Landschaften ein Genüge thut. Und hier kann man nun in Umkehrung eines bekannten Wortes sagen: der Dichter malt. Hier ist Kraft, Stimmung, Poesie. Das gilt namentlich von einer Bisterzeichnung aus dem Jahre 1841. Wenn wir diese und eine andere ossianische Landschaft in Oel zusammenhalten, so sehen wir, daß es Keller zwar an poetischer Empfindung und Erfindung durchaus nicht mangelte, auch durchaus nicht an Gefühl und Einsicht dafür, was malerisch wirksam und bedeutend ist; wohl aber an der Technik. Man erkennt hier ganz deutlich — an den Oelbildern noch mehr als an den Aquarellen und Zeichnungen — daß es einen gewissen Punkt der Technik gab, den Keller nicht

überspringen konnte; er wurde kein Maler, weil er wider jegliches Vermuthen an einer gewissen Stelle so zu sagen des äußeren Könnens stehen bleiben mußte, während alle anderen Gaben zu einem Künstler vorhanden schienen. Das ist ein Loos, wie es Mörike im „Maler Nolten", Keller selbst im „Grünen Heinrich" und Andere sonst noch geschildert haben, und wie es immer und immer wieder Einzelne treffen wird, die anscheinend zu den höchsten Erwartungen berechtigten.

Die erwähnte Glückwunschadresse der Berliner Freunde und Verehrer ist flankirt von zwei dazu gehörigen Aquarellen Hertels: das eine stellt den Tegelsee dar, den Gottfried Keller besungen, das andere die Bauhofstraße in Berlin, wo er einige Zeit wohnte. Sobald man von diesen meisterlichen Leistungen, in denen sich Wollen und Können vollständig decken, einen Blick auf die Schöpfungen Keller's wirft, so begreift man, woran dieser scheiterte. Und ihm selber ist es verhältnißmäßig früh klar geworden. Aber wiewohl er sich in das verhängte Schicksal fügte und durch die Schwesterkunst überreich entschädigt wurde, so verlor er doch, wie Goethe, das Heimweh nach der Ausübung der Malerei nie vollkommen. Noch der Sechzigjährige ergötzte sich an der — durch die Fülle der literarischen Arbeiten vereitelten — Hoffnung, wie er mir mittheilte, einen Sommer lang die Feder niederzulegen und zu seinem stillen Vergnügen ein paar Landschaften zu malen. Aus Zürcher Privatbesitz sind zwei Landschaften ausgestellt, die wohl aus den sechziger Jahren stammen und allerdings große Fortschritte aufweisen: eine idyllische Landschaft, außerordentlich poetisch und duftig gemalt, wenn auch etwas zu wenig wahr, und ein Blick auf Zürichsee und Glarner Alpen, nicht ganz geschlossen, aber von entschiedener Wirkung; namentlich sind die Schneeberge gut gerathen. Das Vorzüglichste aber ist ein Landschäftchen, einige Waldbäume mit föhrenbesetzten Hügeln im Hintergrund und mit anmuthig bewegten, stimmungsvollen Lüften, ein schönes, wahrhaftiges Waldgedicht. Es entstand 1855 zu Berlin; vielleicht erholte sich der Dichter an der feinen Schöpfung über der Niederschrift einer oder der anderen Seldwyler Novelle, die er in diesem Jahre beendigte; vielleicht wollte er auch, nachdem er mit der einen Kunst vertraut und Meister geworden, der verschwisterten noch einmal sehnsüchtig in die Augen blicken. Dreiundzwanzig Jahre später (29. August 1878) schenkte er es Frau Justina Rodenberg mit folgender Widmung[1]):

Dies trübe Bildchen ist vor dreiundzwanzig Jahren
Im einstigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Wasser ward es dort auf dem Papier fixiret,
Von Frau Justinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entstand, vom regnerischen Zürichsee
Bis hin zur altberühmt- und wasserreichen Spree.
Auf Wellen fähret so, ein Niederschlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle.

Ad. Frey.

[1]) Reminiscenz einer Reihe von Regentagen in Zürich, vergl. „Deutsche Rundschau", 1888, Bd. LIV, S. 395, wo sich auch obige Verschen bereits mitgetheilt finden. Die Redaction.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, Anfang August 1893.

Ende Juni traf in Europa die Nachricht ein, daß die indische Regierung die Silberausprägung für Private eingestellt habe. Am 7. August erwartet man, daß der nordamerikanische Congreß die Aufhebung der Sherman-Bill über Silberankäufe beschließen werde. Vom Erstaunen über Indien und von Erwartung über Amerika gleich beeinflußt, ist der Juli des Jahres 1893 der bewegteste Monat gewesen, den die Geschichte der Edelmetallmärkte kennt. In London stürzte innerhalb einer Woche der Preis für die Unze Silbers von $38^1/_2$ Pence auf $33^3/_8$ Pence, d. h.: Silber, welches im Verhältniß zum Golde noch wie 1 : $24^1/_2$ angenommen worden war, fand nach acht Tagen nur noch in einem Preisverhältniß von 1 : 28 Abnahme. Vorübergehend sank der Kurs selbst auf $30^1/_4$ Pence für die Unze = 1 : 31, d. h.: Silber war genau halb so viel werth als es nach dem angeblich schulmäßigen Verhältniß von 1 : $15^1/_2$ sein sollte. In so greifbarer Deutlichkeit hat sich noch niemals vor Aller Augen die einfache Wahrheit gezeigt, daß der Werth einer Münze nichts ist als der Werth des in ihr enthaltenen Edelmetalls. Kein obrigkeitlicher Stempel vermag auf dem Weltmarkt dem Fünffrankenstück den Werth von $^1/_5$ Pfund Sterling zu geben, weil das in ihm enthaltene Silber nur noch für etwa $^1/_{10}$ Pfund Sterling gekauft wird.

Wie treten die Fäden einfach verwickelter Fragen hervor, wenn sie sich unter dem Vergrößerungsglase gewaltiger Ereignisse zeigen! Die Münzpolitik gehört zu den schwierigsten Theilen der Nationalökonomie. Nur der Fachmann konnte in ihre Geheimnisse eindringen, zur Zeit als unsere Staaten klein und die Wirkung einer veränderten Münzpolitik nur dem scharfsinnigen Blick des Kenners wahrnehmbar war. Als im Uebergang aus der Kleinstaaterei zum nationalen Staat Deutschland auch sein Münzwesen umgestaltete, verfolgten die Gebildeten die Angelegenheit mit Interesse, aber ohne Verständniß. Heute, wo in einem Gebiete von zwei- bis dreihundert Millionen Einwohnern mit einem Schlage dem Silber der Charakter der Münze genommen wird, sieht Jeder ein, daß die Silberproduction ihren besten Abnehmer verloren hat, und man wundert sich über den Sturz des Silberkurses ebenso wenig, wie man sich über den Rückgang der Eisenpreise wundern würde, wenn die Staaten beschlössen, keine Kanonen mehr zu verwenden.

Welches werden die vermuthlichen Wirkungen der Verstoßung des Silbers aus der Reihe der Währungsmetalle sein? Daß die Sherman-Bill, welche die Union nöthigt, den Silbermännern ihre billige Waare theuer abzukaufen, aufgehoben werden wird, daran wird im Augenblick nicht gezweifelt. Amerika wird sich erinnern müssen, daß es eigentlich keine andere Währung als die Goldwährung besitzt, und sich wohl oder übel bequemen müssen, auch in Gold zu zahlen. Die Schwierigkeit, mit dem nunmehr begehrten Gold seine Verpflichtungen zu decken, kommt einem Steigen der Schuldverpflichtungen gleich. Und dies fällt in eine Zeit, in welcher das amerikanische

Budget ohnedies mit einem Deficit zu kämpfen hat. Amerika, das den Staaten der alten Welt so lange das uns ungewohnte Schauspiel einer überschäumenden Staatskasse geboten hatte, sah seit der maßlosen Erhöhung der Zölle durch die Mac Kinley-Bill den Ertrag derselben (wie dies bei Prohibitivzöllen natürlich ist) zurückgehen. Die Verschleuderung von Staatsgeldern an allerhand Pensionäre, deren Verdienste um den Staat Gebern und Empfängern gleich unbekannt waren, ist das Gegenstück steigender Ausgaben zu den sinkenden Einnahmen. Gerade um die Zeit, als die große Nachricht aus Indien eintraf, am 30. Juni, schloß ein amerikanisches Finanzjahr ab. Das Deficit von $3^1/_2$ Millionen Dollars im Vorjahre ist auf $4^1/_2$ Millionen gestiegen. Trotz alledem zweifeln wir nicht daran, daß das amerikanische Finanzwesen die eingetretenen Schwierigkeiten überwinden wird. Ein Land mit einer so mangelhaften Steuerverfassung wie Nordamerika hat immer noch die Mittel, die Schrauben anzuziehen, welche in straffer organisirten Staaten längst angezogen sind. Sobald Nordamerika sich entschließt, seinen Popanz von directen Steuern bei Seite zu werfen und eine Steuerverfassung einzuführen, welche nicht bloß auf dem Papier steht, kann es seine Einnahmen noch ins Ungeahnte steigern. — Sehr ernst ist dagegen die Lage in einem Lande, das mit der Silberindustrie ebenso verquickt ist und nicht auf gleiche Hülfsquellen in den Staatsfinanzen blicken darf: Mexiko geht ohne Zweifel einer Finanzkrisis entgegen. — Bei uns in Europa fürchtet man für die Staaten der lateinischen Münzconvention. Die Convention beruht auf dem Gedanken eines Silbergeldes neben dem Goldgelde. Je mehr diese Voraussetzung schwand, desto schwieriger war das Zusammenhalten schon in den letzten Jahren. Die sogenannte Liquidationsclausel verpflichtet jeden Staat, im Falle der Kündigung der Convention das von ihm gemünzte Silbercourant einzulösen. Da der Silberpreis bis fast zur Hälfte gesunken ist, so bedeutet die Einlösungspflicht zu vollem Nennwerth für den verpflichteten Staat einen Verlust von fast 50 Procent. Ob alle Staaten diese Verpflichtung tragen können, darüber herrschen die ernstesten Befürchtungen. Man darf nun freilich nicht vergessen, daß Staaten der Frankenwährung und Staaten der Münzconvention nicht dasselbe ist. Spanien, Rumänien, Serbien und Bulgarien haben das System der lateinischen Staaten angenommen, sind aber der Convention nicht beigetreten. Zu der letzteren gehören nur Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien, Griechenland. Von diesen Staaten hat die Schweiz eine so weise Zurückhaltung in der Silberprägung bewiesen und für den Fall der Liquidation sich so viele Sonderbestimmungen ausbedungen, daß für einen Uebergang zur Goldwährung die Schweiz bei einer Liquidation des Vereins geradezu glänzend dastände. Umgekehrt befinden sich die griechischen Finanzen in einem so trostlosen Zustande, daß es nachgerade gleichgültig ist, ob zu den vielen vernachlässigten Verpflichtungen noch eine neue kommt. Wenn Frankreich 3—$3^1/_2$ Milliarden Franken in Silbergeld ausgeprägt hat, so ist dies zwar mehr, als es bei einer zukünftigen Goldwährung wird unterbringen können: indeß nicht so viel, daß man bei einem Lande wie Frankreich darüber stutzig werden könnte. So bleiben Italien und Belgien übrig. Italien hat seit dem Jahre 1862 567 Millionen an Silbermünzen geprägt, wovon man etwa 550 Millionen in Umlauf schätzt. Nun hat im Zeitalter der italienischen Papiergeldwirthschaft das von uns schon oft betonte Gesetz sich geltend gemacht, wonach das bessere Geld von dem schlechteren aus dem Lande gejagt wird. Man schätzt, daß aus dem vom Papiergeld überschwemmten Königreich Italien etwa 400 Millionen Lire an Silbergeld ins Ausland gegangen sind. Wenn man auf diese Summe und die Einlösungspflicht Italiens hinweist, so erweckt dies gleichwohl übertriebene Vorstellungen. Zunächst gehen davon 100 Millionen Scheidemünze ab, auf welche sich die Liquidationsclausel nicht bezieht. Von den übrig bleibenden 300 Millionen braucht Italien auf Grund besonderer Abmachungen mit den Vertragsstaaten bloß etwa die Hälfte einzulösen, während von der anderen Hälfte angenommen werden soll, daß sie „auf dem natürlichen Handelswege" in ihr Heimathland zurückfließen werde. Der etwas verwickelte Liquidationsmodus vertheilt sich über fünf Jahre, so daß Italien bei erfolgender Auflösung fünf Jahre hindurch durch-

schnittlich 30 Millionen Lire für die Liquidation bereit zu halten hätte. Nun sind aber die Münzen, die das Königreich bei der Einlösung erhält, doch auch etwas werth. Rechnet man den Metallwerth des Silbers auch nur zur Hälfte, so würde sich doch immerhin die fürchterliche Last, unter welcher man das Königreich schon erliegen glaubt, darauf reduciren, daß es fünf Jahre hindurch jährlich 15 Millionen Lire, d. h. 12 Millionen Mark unseres Geldes zu zahlen hat. Es leuchtet ein, welch' fürchterliche Uebertreibung darin liegt, wenn man das italienische Staatswesen als durch die Liquidationsclausel gefährdet hinstellt. Die Schwierigkeit für Italien liegt in seinen allgemeinen schlechten Geldverhältnissen. Findet Italien sonst Wege und Mittel, seine Geldverhältnisse gut zu gestalten, so wird es auch dieser Schwierigkeit Herr werden. Wenn nicht, so wächst zunächst die Schwierigkeit auf das Doppelte, da die „auf dem natürlichen Handelswege" zurückfließende Hälfte der Silbermünzen eine große Last für das Land darstellt, wenn dieses nicht ohnedies in der Lage ist, eine derartige Summe als Scheidemünze bequem brauchen zu können. — In schlimmer Lage ist Belgien. Das kleine Land hat ebenfalls etwa fünfhundert Millionen Franken Courantsilber (ohne die Scheidemünze) geprägt. Nach einem Separatabkommen mit Frankreich ist auch Belgien nur verpflichtet, die Hälfte der Münzen einzulösen. Aber Belgien hat garantirt, daß sich in Frankreich nicht mehr als zweihundert Millionen belgischer Münzen befinden; einen etwaigen Mehrbetrag müßte es vollständig einlösen. Und in übler Erinnerung ist noch die Haltung Belgiens auf dem Congreß von 1888, wo es die Errichtung jener Liquidationsclausel mit dem Bemerken bekämpfte, daß Belgien für anderer Leute Bedarf geprägt habe und weder eine rechtliche noch eine moralische Verpflichtung anerkenne, darum Schaden zu leiden. Das war nicht die Sprache einer Münzpolitik, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist.

Wird im Großen und Ganzen die Demonetisirung des Silbers auf die Münzverhältnisse der civilisirten Welt nicht annähernd die umwälzende Einwirkung ausüben, die man vielfach von ihr erwartet, so sucht man die Wirkungen desto mehr auf allgemein wirthschaftlichem Gebiete. Wenn die Bimetallisten Recht hätten mit ihrer Behauptung, daß die indische Landwirthschaft die unsrige vermöge der dortigen Silberwährung in der Concurrenz schlage, so müßten wir frohlocken. Der indischen Landwirthschaft ist ja jetzt ihr Hauptvorzug genommen. Und es könnte den Bimetallisten, wenn ihnen wirklich nur der Schutz der Landwirthschaft die Hauptsache ist, gleichgültig sein, auf welche Art die Gleichheit der Concurrenzbedingungen geschaffen wird. Indeß es wird sich schnell genug zeigen, daß am Concurrenzkampf der Landwirthschaft durch die Aenderung der indischen Währung nichts geändert wird. — Die Industrie, die zunächst den großen Schaden empfinden wird, ist selbstverständlich die Silberproduction selbst. Namentlich die Besitzer der amerikanischen Silberminen fühlen sich in ihrer Existenz erschüttert. In dem letzten Jahrzehnt hat ihr Silber ein Viertel seines Werthes verloren. Im Verhältniß zu dem Werth, der in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen über die Zukunft eine so große Rolle spielte, war der Preis auf die Hälfte gesunken. Ein Preissturz auf die Hälfte läßt aber nur die untere Hälfte bestehen, in welcher die Productionskosten mit enthalten sind. Wenn sich jetzt die Münzstätten der Welt gegenüber dem weißen Metall schließen, wenn namentlich der amerikanische Staat die ihm so lange abgezwungenen riesenmäßigen Silbereinkäufe einstellt, so wird der Bedarf eine Verringerung erleiden, wie sie in unserer Zeit kaum irgend eine andere Waare so schnell erlebt hat. So werden die Silberproducenten die gerechte Strafe erleiden für die maßlose Ueberhebung, mit welcher sie Jahrzehnte hindurch verlangt haben, daß sich die Bedürfnisse der Staaten und der Menschen nach ihren Bedürfnissen richten müssen. An entthronten Dynastien ist man gewohnt, daß sie im Dunklen arbeiten und mit schlechten Mitteln die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen suchen. Aber so scrupellos ist von ihnen allen wohl noch keine gewesen wie König Silber und seine Sippe. An den Bettelstab gebracht, unstät und flüchtig durch die Länder eilend, soll er jetzt ein abschreckendes Beispiel sein für Alle die, welche es unternehmen, den Staat um ihrer Sondervortheile willen auszubeuten. Allerdings

bei Ausbeutungen mit politischen Mitteln trägt der leidende Theil eine gewisse Mitschuld, und so muß auch er die Strafe mit auf sich nehmen. In Nordamerika wird ein nicht geringer Theil des Wirthschaftskörpers von dem Silberkrach in Mitleidenschaft gezogen werden. Aus Denver, aus Milwaukee und aus anderen Orten hört man von Provinzialbanken, die dem Concurse verfallen. Einige große Eisenbahngesellschaften haben sich schon Ende Juni beeilt, zu erklären, daß sie den noch nicht fälligen Juli-Coupon ihrer Obligationen einzulösen bereit seien; das heißt: in den Kreisen der Eisenbahngesellschaften fürchtet man, nicht mehr für ganz sicher gehalten zu werden. An der New-Yorker Börse bereitet sich ein Eisenbahnkrach vor. — Näher kommt unserem menschlichen Empfinden der Silberbergbau anderer Länder, der in den Abgrund mitgerissen wird. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß innerhalb des preußischen Staates ein großer Theil der Silberminen sich in den Händen des Fiskus befinde und dieser durch den Niedergang des Silbers geschädigt werde. Wenn der preußische Staat in seinen Berg- und Hüttenwerken am Harz und anderswo zusammen wirklich 80—90 Tonnen Silber producirt, so kann dies einen Werth von etwa zehn Millionen Mark jährlich darstellen. Bei einem Etat von zwei Milliarden bedeutet dies $^1/_2$ Procent! — Inwieweit im Uebrigen der deutsche Silberbau in Händen ruht, die sich an dem internationalen Treiben der Silbermänner betheiligt haben, das entzieht sich unserer Beurtheilung. Hier und da werden einzelne Reichthümer zu Grunde gehen, und damit werden Krisen im Wirthschaftskörper überhaupt, wie das Einstellen von Förderungen, das Ausblasen von Hüttenöfen, die Entlassung von Arbeitern zweifellos verbunden sein. Allein die deutsche Silberproduction, wiewohl nicht unbedeutend, gehört doch nicht zu den ersten Productionszweigen unseres Vaterlandes. Sie stellt im Jahre einen Gesammtwerth von etwa 60 Millionen Werth dar, während beispielsweise der Werth des verhütteten Roheisens mehr als 230—260 Millionen beträgt. Am schwersten wird die Schädigung der Productionen empfunden werden, welche Silber als Nebenproduct gewonnen und darauf hin ihren Betrieb eingerichtet hatten. Eine große Reihe von Bergwerken, die als Silberbergwerke bekannt sind, fällt unter diese Kategorie. Der officielle Name der berühmten Silberbergwerke von Mansfeld ist: „Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft". Von einer gewissen Schuld am eigenen Schicksal sind die Silberpatienten heute allesammt nicht frei zu sprechen. Wenn eine Waare seit Jahrzehnten in offenbarem Werthniedergang begriffen ist, und nur politischer Einfluß noch im Stande ist, den Preisniedergang innerhalb gewisser Grenzen zu halten, so ist es Pflicht einer wirthschaftlich guten Buchführung, den voraussichtlichen weiteren Preisniedergang zu escomptiren und die gesammte Geschäftsführung auf einen geringeren Stand des Werthes einzurichten. Wären die Werke unter diesem wirthschaftlich richtigen Gesichtspunkt verwaltet worden, so könnte es nicht vorkommen, daß eine Gesellschaft im Jahre 1891 8 Procent Dividende vertheilte, im Jahre 1892 nur noch 4 Procent, eine andere im Jahre 1891 $6^1/_2$ Procent gab und im nächsten mit einem Minus schloß — Alles dieses, ohne daß unvorhergesehene Ereignisse dazwischen getreten wären. Freilich ändert die Mitschuld nichts an der traurigen Thatsache. Keineswegs bloß Silber, sondern auch Kupfer, Blei und Zink gehen einer weitgreifenden Krisis entgegen.

Oft ist prophezeit worden, daß den Völkern, wenn sie alle zur Goldwährung übergehen werden, die „Golddecke zu kurz werden wird". Alexander von Humboldt ist bestrebt gewesen, derartigen Befürchtungen zuvorzukommen und hat die Edelmetallproduction seit der Entdeckung Amerikas zu berechnen gesucht. Jetzt können wir an der Productionsstatistik der Jahre 1493—1892 genau vier Jahrhunderte der Goldproduction überblicken. Addirt man die Productionsmengen, so kommt man dem wirklich vorhandenen Bestande bei dem Golde näher als bei irgend einer anderen Waare. Die Menschheit muß danach etwa zehntausend Tonnen Goldes im Werthe von 35 Milliarden Mark besitzen. Während im Zeitalter des Columbus etwa sechs Tonnen jährlich producirt wurden, während noch im vorigen Jahrhundert die Production eines Jahres nur zwischen zwölf und vierundzwanzig Tonnen schwankte, und

die Schwankung selbst in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur bis auf etwa fünfundfünfzig Tonnen stieg, hat sie in dem dritten Viertel unseres Jahrhunderts sich zwischen 174 und 202 Tonnen jährlich gehalten, und die ungefähre Höhe dieser Production von zweihundert Tonnen jährlich besteht noch heute. In den letzten drei Jahrzehnten allein hat die Menschheit $1^1/_2$mal so viel Gold gewonnen als in den vorangegangenen drei Jahrhunderten. Dieses überaus günstige Verhältniß der Goldproduction springt nur deswegen nicht so sehr in die Augen, weil es durch eine geradezu sündhaft gesteigerte Silberproduction in den Schatten gestellt worden ist. Unterstützt wurden die Befürchtungen über Goldknappheit durch die Ansicht eines hervorragenden Geologen, daß der gesteigerte Goldbau der letzten Jahrzehnte eine baldige Erschöpfung herbeiführen werde; eine Ansicht, zu deren Widerlegung allein die inzwischen bekannt gewordenen Daten über China und Südafrika ausreichen würden. Wenn gegenüber den obigen Zahlen der Goldproduction immer eingewendet worden ist, daß die Steigerung der Production doch nicht genüge, um den gesteigerten Bedarf eines so verkehrsreichen Zeitalters wie des unserigen zu befriedigen, so ist dieser Grund vollkommen hinfällig. Mit der Zunahme des Verkehrs werden stets neue Mittel erfunden, um die Zahlungen in baarem Gelde überflüssig zu machen. Die alten phönicischen Kaufleute würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie im Clearing-House von London einen Handel nach Milliarden sähen, der ohne ein Pfund Goldes oder Silbers vor sich geht. Die Folge wird allerdings der gesteigerte Wettbewerb um das Gold haben, daß der Check und das Clearing-House eine größere Bedeutung gewinnen werden. Mit keinem kostbaren Gegenstande wird in Deutschland eine solche Verschwendung getrieben wie mit dem Golde. Jedesmal, wo wir ein Goldstück in die Hand nehmen, nutzen wir es ein klein wenig ab und vermehren das Risiko des Verlorengehens; jedesmal, wo wir statt einer Goldzahlung einen Check anwenden, machen wir eine kleine Ersparniß am Volkswohlstande.

Alles in Allem ist nicht zu leugnen, daß der von Indien ausgehende Angriff auf das Silber Krisen im Gefolge haben wird. Daß dieselben bei uns sich innerhalb der Waarenkrisis halten und nicht zu einer gefährlichen Münzkrisis sich entwickeln werden, das ist im Wesentlichen das Verdienst der Männer, welche unsere Goldwährung geschaffen und erhalten haben. Heute, wo auf 150 Millionen Thalern, die wir immer noch besitzen mögen, ein Verlust von 200 Millionen Mark ruht, wird man auch einsehen, daß Diejenigen Recht gehabt haben, welche nicht bloß die Doppel-, sondern auch die „hinkende" Währung verwerfen und von vornherein freiwillig das anstreben wollten, was wir heute gezwungen doch werden annehmen müssen: die reine, unverfälschte Goldwährung.

Inzwischen stehen bei uns noch andere Angelegenheiten im Vordergrunde des Interesses. Das Ende, welches die Opposition gegen die Militärvorlage nicht erst in den Neuwahlen, sondern schon am Tage der Reichstagsauflösung gefunden, war die traurige Bestätigung unserer Behauptung, daß erfahrungsmäßig ein Volk zur Ablehnung militärischer Neuforderungen sich desto schwerer entschließt, je mehr es bereits in seine Rüstung hineingesteckt hat. Man hätte die Vorlage sachlich kritisiren, man hätte Abstriche machen, man hätte vielleicht einzelne Theile ganz ablehnen können. Was aber dem Widerstande gegen die Militärvorlage seine Schärfe gab, das war gerade die Formulirung, daß man die militärische Nothwendigkeit nicht zu prüfen brauche, weil die Kosten „unerschwinglich" seien. Mit anderen Worten: die Opposition lehnte jede sachliche Prüfung ab, weil sie sich stark genug wähnte, den Kampf unter dem Gesichtspunkt der Machtfrage zu führen.

Woher kommt es, daß in einem Lande mit dem besonnensten Volkstemperament das Object so häufig zum Gegenstande der parlamentarischen Machtfrage gemacht wird, welches am allerwenigsten dazu geeignet ist: nämlich die Sicherheit der Landesgrenzen. Einfach deswegen, weil dies das einzige Object ist, an welchem eine Reichstagsmehrheit ihre Kräfte messen kann. Ob im Auswärtigen Amte ein Staats-

secretär neu bewilligt wird oder nicht, ob in Post und Telegraphie eine Reform durchgesetzt oder abgelehnt wird, das sind Alles unbedeutende Dinge. Das einzige große Ressort, welches unter die Reichsverfassung fällt, ist das von Armee und Marine. Da nun parlamentarische Körperschaften auf die Dauer ohne Bethätigung ihres Einflusses nicht bestehen können, da auch der Ruhigste ab und zu die Anwandlung fühlt, endlich doch einmal in einer großen Sache zu zeigen, daß er nicht immer Ja sage, so wird in unserem Reichstage der Kampf auf militärischem Gebiete ausgefochten, weil es für ihn kein anderes Gebiet gibt. Das englische, das französische, das italienische Parlament redet in allen Staatsfragen mit. Das deutsche kann im Wesentlichen nur in militärischen mitreden und muß die übrigen den Einzellandtagen überlassen. Schon aus diesem Grunde ist es nothwendig, unsere Reichsverfassung im Laufe der Zeit mehr auswachsen zu lassen, damit dem Reichstage auch andere Bethätigungsgebiete zuwachsen. Es ist auf die Dauer unzulässig, daß ein Parlament nirgends eine andere Gelegenheit hat, seinen Einfluß zu zeigen, als auf dem Gebiete, das am allerwenigsten dazu geeignet ist, bloß zum Austrage der Machtfrage gebraucht zu werden.

Im Augenblick bewegen sich die Reformpläne im Reichsleben auf dem Gebiete der Finanzverfassung. Namentlich wird dem preußischen Finanzminister nachgesagt, daß er nach Beendigung seiner preußischen Reform daran denke, auch die Reichssteuern zu reformiren. So viel Reichssteuerpläne aufgetaucht sind, so viele haben auch schon Widerspruch gefunden. Durch die Zeitungen fast aller Parteien geht im Voraus eine Abneigung gegen die neuen Reichssteuern. Und trotzdem sollte man sich doch klar machen, daß, wenn man eine Reform für nothwendig hält, dieselbe ohne neue Steuern gar nicht durchzuführen ist. Als im Jahre 1878 die Zollerhöhungen berathen wurden, stellte der Abgeordnete v. Bennigsen den Antrag, daß dieselben einer jährlichen Bewilligung durch den Reichstag unterliegen müßten. Der Centrumsabgeordnete v. Franckenstein stellte den anderen Antrag: daß die Zölle nur bis zu einer gewissen Höhe dem Reiche verbleiben, das Plus den Einzelstaaten zurückgezahlt werden möge. Damals stand die Reichsregierung zwischen zwei Anerbietungen: auf der einen Seite reichlich fließende Quellen mit jährlichem Dreinreden des Parlaments; auf der anderen Seite ein Damm gegen den parlamentarischen Einfluß, aber auch eine Barre gegen das Steigen der Einkünfte. Die Reichsregierung hat sich damals für das Letztere entschlossen, und nunmehr bildet die „Franckenstein'sche Clausel" die Grundlage für das Verhältniß der Reichs- und Landesfinanzen. Als die Clausel beschlossen wurde, dachte man an gewisse kleine Ueberschüsse, die den Einzelstaaten zu gute kommen würden. Inzwischen sind unsere Zölle gesteigert worden. An Erträge, wie sie heute vertheilt worden, hat damals Niemand gedacht. In Preußen sind im Etat des laufenden Jahres die Ueberweisungen vom Reiche mit 211 Millionen Mark angesetzt. Das gesammte Aufkommen aus preußischen Steuern beträgt 215 Millionen, d. h. für den preußischen Staat (wenn er, wie er muß, seine Matricularbeiträge formell weiter in Ausgabe stellt) bedeuten die Ueberweisungen aus dem Reiche bereits ebenso viel wie die eigenen Steuern.

Unter allen Sachverständigen besteht nur eine Stimme darüber, daß eine derartige Verkettung zweier großer Finanzverwaltungen nur möglich ist, so lange es sich um geringe Beträge handelt. Das Hin- und Herrechnen von Hunderten von Millionen, wie es heute zwischen dem Reiche und seinen Staaten geschieht, bringt beiden Finanzverwaltungen einen Zustand der Unsicherheit. Läßt sich also eine Neuregelung der Reichsfinanzen gar nicht ablehnen, hat die Reichsregierung Recht damit, daß die Franckenstein'sche Clausel unpraktisch ist, so muß freilich auch die Consequenz gezogen und die andere Alternative des Jahres 1878 angenommen werden. Hört die Franckenstein'sche Limitirung auf, so muß das jährliche Bewilligungsrecht des Parlaments, wie es seiner Zeit Bennigsen beantragt hat, ins Werk gesetzt werden. Wenn damals Fürst Bismarck gegen dieses Bewilligungsrecht sich sträubte, so geschah es unter dem frischen Eindrucke des gewaltigen Kampfes, den er im Militärconflicte mit dem preußischen Abgeordnetenhause gerade um dieses Recht hatte führen müssen. Ueber

jene Kämpfe ist heute ein Menschenalter dahin gegangen, und wir vermögen vorurtheilsfrei darüber zu denken. Ein Recht, das des Mißbrauchs fähig, aber gleichwohl allen Parlamenten der Welt gegeben ist, wird dem deutschen Parlament nicht vorenthalten werden können. Am allerwenigsten aus Besorgniß wegen eines Militärconflicts. Im Interesse einer sachlichen und ruhigen Erörterung zukünftiger Militärvorlagen liegt es gerade, daß dem deutschen Reichstage neulich auch auf einem anderen Gebiete ein volles und reichliches Bethätigungsfeld gegeben wurde: auf dem der Finanzen. Nichts ist so sehr im Stande, ein Parlament in Fragen der Ausgaben sachlich zu stimmen, wie das Bewußtsein, daß es in der Bewilligung der Einnahmemittel nicht schlechter gestellt ist als andere Parlamente. — — —

Unser letzthin ausgesprochener Wunsch, die Reichsstatistik möchte doch die Registrirung der Ernteaussichten über ganz Deutschland hin in die Hand nehmen, ist inzwischen erfüllt worden. Allmonatlich veröffentlicht jetzt das Statistische Reichsamt einen Ueberblick über den Stand der Saaten in ganz Deutschland. Die Güte der Aussichten wird dabei mit Zahlen bezeichnet. Die Aussicht auf eine Mittelernte erhält die Ziffer 3, während darüber 1 und 2 „sehr gut" und „gut", darunter 4 und 5 „gering" und „sehr gering" darstellen. Die vier Uebersichten von April bis Juli gewähren das folgende Bild:

	April	Mai	Juni	Juli
Winterweizen . . .	2,3	2,6	2,8	2,9
Sommerweizen . . .	2,3	2,9	3,1	3,4
Winterspelz	2,1	2,6	2,8	2,7
Sommerspelz	—	2,4	2,6	1,6
Winterroggen . . .	2,5	3,2	2,9	2,7
Sommerroggen . . .	2,5	2,9	3,1	3,0
Gerste	2,4	2,9	3,0	3,1
Hafer	2,6	3,0	3,3	3,6
Kartoffeln	—	2,5	2,6	2,7
Klee und Luzerne . .	3,0	3,7	4,1	4,2
Wiesen	3,0	3,9	4,0	3,9

Die Tabelle ist das zahlenmäßige Abbild der schlechten Ernte, über welche infolge der unerhörten Dürre in ganz Deutschland geklagt wird. Im April ein ziemlich hoffnungsvoller Stand der Saaten (fast durchweg günstiger als 3); im Monat Juli ebenso ungünstig (größtenteils schlechter als 3). Dennoch wird durch das zahlenmäßige Erfassen der Aussichten die Stimmung etwas fester und günstiger, als bei dem bloßen Anhören der Klagen. Ist die Verschlechterung der Aussichten zweifellos, so ist sie doch bei der Hauptfrucht, beim Roggen, verhältnißmäßig gering. Der Winterroggen zeigt noch immer das Bild von Aussichten, die gut über den Durchschnitt gehen, und der Sommerroggen hält sich doch wenigstens noch auf der Durchschnittshöhe. Vom Weizen steht die Sommersaat allerdings erheblich unter, aber die Wintersaat doch immerhin über dem Durchschnitt. Daß der Spelz besonders günstige Aussichten aufweist, will freilich bei der geringen Ausdehnung dieser Kornart (sie wird nur in einigen Theilen Süddeutschlands angebaut) nicht viel heißen. Aber von großer Wichtigkeit in Ergänzung der Körnerernte ist der immerhin günstige Stand der Kartoffel. Wenn daher auch zweifellos die Aussichten der deutschen Ernte im Ganzen uns einen Mangel an Cerealien in Aussicht stellen, so haben wir doch schon jetzt von der jungen Reichsstatistik den Vortheil, daß wir dem übertriebenen Pessimismus zahlenmäßig entgegentreten können.

So zeigt es sich, daß es in der That nothwendig war, die Erntestatistik von Reichswegen in die Hand zu nehmen. Mag man in anderen Dingen den preußischen Durchschnitt als Reichsdurchschnitt gelten lassen, in landwirthschaftlicher Beziehung kann man es nicht. Wenn die Aussichten über Norden und Süden, über Osten und Westen ungleich vertheilt waren, so gewährt die preußische Erntestatistik kein Bild, welches Rückschlüsse auf den Stand in ganz Deutschland erlaubt hätte. Außerdem erfolgten die Aufnahmen in Preußen nicht oft genug (man begnügte sich mit drei Schätzungen der Ernte) und auch nicht zahlenmäßig genug. Allerdings läßt in Bezug auf die

Zahl als Abbild des Ernteſtandes auch die Reichsſtatiſtik manches zu wünſchen übrig. Daß die Ziffern deſto geringere Ernteausſichten bedeuten ſollen, je höher ſie ſind, widerſpricht dem Begriffe der Zahl. Unſeres Wiſſens hat dieſer Gebrauch der Ziffer ein Analogon nur in den Schülercenſuren, welche deſto höhere Ziffern geben, je geringer die Leiſtungen ſind. Wenn man ſich aber auch in den Schülercenſuren zuweilen mit der Mittelſtufe „2 bis 3“ und „4 bis 5“ bedient hat, ſo iſt man doch nie ſo weit gegangen, geradezu Decimalbrüche zu bilden und bis in das Kleinſte hinein den Widerſpruch gegen den Sinn der Zahl im Gebrauch derſelben durchzuführen. — Soll die Reichs-Ernteſtatiſtik wiſſenſchaftlich werthvoll und gleichzeitig populär werden (und beides halten wir für gleich wichtig), ſo muß ſie noch ordnungsmäßige Grundlagen für die Zuverläſſigkeit der Durchſchnittsberechnung ſchaffen, den einzelnen Getreidearten nach dem Umfange ihres Anbaus zur Geltung verhelfen und einen zahlenmäßigen Ausdruck anwenden, der mit dem, was er ſagen will, jedem Landwirth und jedem ſonſtigen Intereſſenten in die Augen ſpringt. Setzt man, wie es bei der gleichen Berechnung ſonſt üblich iſt, den Durchſchnitt mit 100 an, ſo würden ſich die Ernteausſichten in Procenten unter und über 100 darſtellen laſſen.

Immerhin bietet die Reichsſtatiſtik auch ſchon in ihrer gegenwärtigen Geſtalt eine weit beſſere Unterlage der Beurtheilung als ihre preußiſchen Vorläufer. Worin die Statiſtik die vorhandene Nothlage beſtätigt, der betrübend ſchlechte Ausfall der Ernte in Futterkräutern, ſoll allerdings nicht unterſchätzt werden. Allein ein weitgehender Futtermangel, die damit verbundene dürftige Ernährung des Viehs, maſſenweiſes Verkaufen desſelben, Sinken der Viehpreiſe ꝛc. wäre in früheren Jahren im Stande geweſen, einen Peſſimismus hervorzurufen, in welchem man ſich vor einer allgemeinen Mißernte geglaubt hätte. In dieſem Jahre ſind wir doch ſchon ſo weit, daß wir das Uebel iſolirt erkennen. — Wirken alſo im Allgemeinen die Zahlen der Reichs-Ernteſtatiſtik trotz ihres wenig günſtigen Verdicts doch immer noch beruhigend gegenüber den in der heißen Jahreszeit hereingebrochenen Klagen, ſo wird dieſe Beruhigung durch Specialberichte aus einzelnen Gegenden noch beſtärkt. So hört man aus einzelnen oſtpreußiſchen Kreiſen, daß nicht nur keine Mißernte, ſondern eine beſonders gute Ernte erwartet werde.

Die peſſimiſtiſche Beurtheilung der Ernteausſichten wurde im Monat Juni noch geſteigert durch ſchlimme Nachrichten aus dem Auslande, namentlich aus Oeſterreich und Rußland. Allein die ſehr um ſich greifende Furcht über ein ähnliches Schickſal öſterreichiſcher und ruſſiſcher Ernten hatte ihren Grund hauptſächlich darin, daß gerade die benachbarten Theile dieſer Länder ſchlechten Saatenſtand aufzuweiſen hatten. So war es im nordweſtlichen Böhmen der Fall, während das innere Böhmen und die öſterreichiſchen Alpenländer guten Saatenſtand aufwieſen. So in Rußland das Gouvernement Kaliſch und der weſtliche Theil des Gouvernements Warſchau mit ſchlimmen, das Innere und namentlich das fruchtbare ſüdliche Rußland mit ausgezeichneten Nachrichten. Heute weiß man, daß Rußland vor einer geſegneten und Oeſterreich vor einer guten Ernte ſteht. — Die Statiſtik, welche der Getreidehandel an der Börſe aus den überſeeiſchen Ländern über die „ſchwimmende Zufuhr Europa's“ allwöchentlich aufſtellt, wies bis Mitte Juli Ziffern auf, die geringer waren als die des Vorjahres. Ende Juli ſchlugen auch dieſe Ziffern um. So wies an Weizen und Weizenmehl der Welterport einer Woche Ende Juli 970 000 Quarters auf, gegen 700 000 im Vorjahre. Aus Oſtindien traf der amtliche Schlußbericht über die dortige Weizenernte ein. Die mit Weizen bebaute Fläche betrug nach genauer Ermittelung 26,2 Millionen Acres gegen 24,5 im Vorjahre. Geerntet wurden auf der vergrößerten Fläche 7,1 Millionen Tons gegen 5,5 Millionen im Vorjahre. Das heißt: die Anbaufläche war um 7 Procent, der Ertrag um 29 Procent geſtiegen. — Allerdings, wollen wir die Ausſichten für unſere Sättigung ſchätzen, ſo kommt nicht bloß die Frage in Betracht, wer uns Speiſe liefern, ſondern auch, wer mit uns aus der Schüſſel eſſen wird. Auch die Ernteſtatiſtik der nicht exportirenden Länder muß mit berückſichtigt werden. Hier läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß England ebenſo

wie wir mit stärkeren Ansprüchen an den Getreidemarkt wird auftreten müssen. Daß aber in Europa im Allgemeinen die Befürchtungen über die Folgen der Dürre ebenso übertrieben waren, wie in Deutschland im Besonderen, zeigt sich namentlich in Italien. Aus dem nördlichen Italien lauteten die Nachrichten zusehends günstiger, und aus Sicilien (das, wenn auch nicht mehr die Kornkammer der Römer, so doch eine der wichtigsten Getreideprovinzen des Königreichs ist), wie aus Apulien hört man nach entsetzlichen Klagen über die hohe Temperatur schließlich doch, daß man zum mindesten eine Mittelernte, in großen Theilen der beiden Provinzen eine noch bessere erwartet.

Kann man auch noch nicht zu einem unbedingt sicheren Urtheil über die Ernteaussichten der Welt gelangen, so steht doch so viel schon jetzt fest, daß wir nicht Hunger leiden werden. Und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Steigerung der Preise nicht annähernd die Höhe erreichen wird, die man mit dem Begriff einer Theuerung verbindet.

Aus den internationalen wirthschaftlichen Beziehungen der europäischen Staaten, welche wir in unseren bisherigen Rundblicken immer hoffnungsfreudiger besprechen konnten, haben wir diesmal eine schrille Störung zu berichten. Seit Ende Juli befinden wir uns in regelrechtem Zollkriege mit Rußland. Die russische Regierung hat angekündigt, daß vom 1. August ab gegen deutsche Waaren der Maximaltarif in Kraft trete. Noch bevor der Termin herannahte, hat der deutsche Bundesrath vom 28. Juli der russischen Einfuhr einen Zollzuschlag von 50 Procent auferlegt.

Werfen wir einen Rückblick auf die Entwicklung, welche eine so überraschende Wendung genommen hat.

Die Waaren, welche Rußland nach Deutschland exportirt, lassen sich in drei Gruppen bringen: Getreide, Gegenstände der Viehzucht, Holz (nebst Holzwaaren). Dem gegenüber können wir auch den deutschen Export nach Rußland in drei Gruppen zusammenfassen: Metallwaaren, Textilindustrie, chemische Industrie. Nach der Statistik von 1891 importirte Rußland nach Deutschland an Weizen, Roggen, Hafer und Gerste 240 Millionen Mark, mit den übrigen Feldfrüchten zusammen für 275 Millionen Mark. Die Producte der Viehzucht sind hauptsächlich: lebende Pferde und Schweine, geschlachtetes Fleisch und Futter; mit dem sehr bedeutenden russischen Eierexport zusammen stellt diese Ausfuhr etwa einen Werth von 50 Millionen Mark dar. An Holz und Holzwaaren führt uns Rußland etwa 60 Millionen Mark zu. Die drei Gruppen stellen also einen Werth von 385 Millonen Mark dar, während man die gesammte russisch-deutsche Zufuhr auf 400 Millionen schätzen konnte. Dem gegenüber beträgt der gesammte Export Deutschlands nach Rußland nur etwa 200 Millionen Mark. — Dieses Verhältniß war ehemals ein anderes gewesen. Der Austausch der beiden Länder hatte sich innerhalb ähnlicherer Ziffern gehalten. Aber während der russische Export über unsere Grenze beständig zunahm, hat Rußland durch steigende Schutzzölle verstanden, sich unsere Waaren zu Gunsten der in seinem Innern aufkommenden Industrie fern zu halten. Schon im Jahre 1877 hatte Rußland eine Zollsteigerung begonnen. Dann folgte die Verordnung, daß der Zoll in Gold zu erlegen sei, was nach dem damaligen Rubelcurse eine Erhöhung des Zolles um etwa 30 Procent bedeutete. Der Tarif von 1891 brachte eine neue Erhöhung, und gleichzeitig wurde für besondere Kampfesfälle ein besonderer Maximaltarif ausgearbeitet, den gegenüber einzelnen Staaten in Kraft zu setzen die Regierung sich vorbehielt. Abgesehen von der Höhe der Zölle klagte der deutsche Handelsstand namentlich noch über die verschiedene Behandlung der Landeinfuhr und der Seeeinfuhr (d. h. der deutschen und der englisch-französischen Einfuhr), sowie über Begünstigungen, welche andere Nationen in Finland fanden, das dem russischen allgemeinen Tarif nicht unterstand. — Trotz dieser und anderer Klagen des deutschen Handelsstandes ging die russische Zollbehörde ihre weiteren Wege und wurde durch den Erfolg (steigender eigener Export bei Sinken der deutschen Zufuhr) nur bestärkt. Da begannen mit der

ersten leisen Wendung der deutschen Zollpolitik im Winter 1890/91 unsere Verhandlungen mit Oesterreich wegen Abschluß eines Zollbündnisses. Zum ersten Male drohte den Russen hier eine Gefahr für ihren auswärtigen Handel: Deutschland hatte sich bereit erklärt, die Getreidezölle gegenüber Oesterreich-Ungarn zu ermäßigen. Sobald dies bekannt wurde, wünschte die russische Regierung ebenfalls in Verhandlungen mit der deutschen einzutreten. Sie verlangte Zollermäßigung für „Getreide, Holz, Eier, Butter, Geflügel, Wild, Pferde, Schweine", sowie die Bindung anderer Zollpositionen. Als Gegenleistung bot die russische Regierung an, sich ihrerseits zu verpflichten, die bestehenden Zollpositionen nicht weiter zu erhöhen, lehnte aber jede Ermäßigung a limine ab. Prüfen wir das Angebot an der Hand unserer obigen Gruppirung des russischen Exports, so heißt es: Rußland verlangte für die drei Hauptgruppen seines Exports Zollermäßigung, für andere Bindung und wollte als Gegenleistung nichts als Bindungen gewähren. Die deutsche Regierung stellte dem gegenüber als Hauptforderung auf, daß auch den bedeutendsten deutschen Handelsartikeln eine entsprechende Ermäßigung gewährt werden müsse. Gleichzeitig führte die Regierung die Verhandlungen mit Oesterreich zu Ende (diese jetzt bekannt gewordene Gleichzeitigkeit wirft noch nachträglich ein neues Licht auf die Bedeutung der damaligen Verhandlungen!) und erhielt, als der deutsch-österreichische Zollvertrag anfing Thatsache zu werden, von der russischen Regierung als Antwort das Verlangen nach einer detaillirten Mittheilung der Ermäßigungswünsche. Die deutsche Regierung versicherte sich zunächst darüber, daß Rußland im Allgemeinen gewillt sei, die differenzielle Behandlung der See- und Landeinfuhr abzustellen, sowie volle Meistbegünstigung (in Finland) zu gewähren, arbeitete das detaillirte Verzeichniß genau nach Wunsch aus und überreichte es im März 1893. In der Antwortnote lehnte die russische Regierung eine Aenderung des Zustandes in Finland ab, weil dort ohnedies die Einführung des russischen allgemeinen Tarifs bevorstehe; die von Deutschland detaillirt verlangten Ermäßigungen wurden theils abgelehnt, theils herabgesetzt. Als Ersatz bot die russische Regierung andere Zollermäßigungen an, welche von Deutschland gar nicht beansprucht waren. Mit diesen Ablehnungen verband die russische Regierung den Wunsch nach commissarischen Verhandlungen und fügte dann Mitte Juli 1893 den weiteren Wunsch hinzu, zunächst ein Provisorium für das laufende Jahr auf der Grundlage eintreten zu lassen, daß Rußland den österreichischen, Deutschland den französischen Tarif genieße. Als die Reichsregierung dieses Anerbieten ablehnte, theils weil die französischen Ermäßigungen zu unbedeutend seien, theils weil der Reichstag, dessen Zustimmung auch zu einem Provisorium nothwendig wäre, nicht versammelt sei, antwortete die russische Regierung mit jener Maßregel, in welcher wir oben den Beginn des Zollkrieges charakterisirten.

Das beiderseitige Verhältniß tritt in das rechte Licht, wenn man sich zunächst die Höhe der Tarife an einem Beispiele klar macht. Um auf beiden Seiten einen Massenartikel zu nehmen, wählen wir für die deutsche Einfuhr nach Rußland Eisen, für die russische nach Deutschland Getreide. Das Gießerei-Roheisen hat heute in Deutschland einen Preis von 66 Mark pro Tonne; der Maximaltarif setzt darauf einen Zoll von 83,28, so daß der zukünftige Preis in Rußland nicht weniger als 149 Mark betragen wird, d. h. der Maximaltarif steigert den Preis auf 225 Procent seines ursprünglichen Standes. Für Träger, Walzdraht, Schienen, Stabeisen, Bauguß, Kesselblech schwanken die deutschen Preise von 105—140 Mark, die Zölle des Maximaltarifs von 142—475 Mark, so daß die Preise auf 260—590 Mark in die Höhe gehen, die Steigerung auf 218—513 Procent des ursprünglichen Preises geräth. Bei Maschinenguß stellen sich die Zahlen wie folgt: ursprünglicher Preis 170 Mark, Maximaltarif 400,75, also zukünftiger Preis in Rußland 575 Mark, d. h. Preissteigerung auf 338 Prozent des ursprünglichen Preises. Was will es demgegenüber heißen, wenn heute in Deutschland in einem Börsenpreise von 140—160 Mark für Roggen und Weizen ein Maximalzoll von 50 Mark enthalten ist: eine Preissteigerung im Höchstfalle auf etwa 150 Procent des ursprünglichen Preises neben den 300,

400, 500 des russischen Maximaltarifs. Die russischen Maximalzölle sind Prohibitivzölle. Mit ihrer Anwendung ist der Import von Deutschland nicht erschwert, sondern ertödtet. Es ist ganz klar, daß es innerhalb der Grenzen unseres Zolltarifs nichts giebt, was sich mit dem russischen Maximaltarif vergleichen ließe. Das, was dem russischen Maximaltarif bei uns entspricht, das ist eben der durch den Bundesrath zu verfügende Zollzuschlag.

In Rußland wie in Deutschland spricht man von Differenzialtarifen. Allein während der russische Differenzialtarif durch Verschärfung der Norm entstanden, ist die differenzielle Behandlung bei uns nur eine Folge des Entgegenkommens gegen unsere Zollverbündeten.

Und hierin liegt der Kernpunkt der ganzen Frage, welche gegenwärtig zwischen Rußland und Deutschland zur Entscheidung drängt. In ganz Westeuropa ist nach einer zwölfjährigen Schutzzoll-Aera eine Abspannung eingetreten. Keineswegs ist es die freihändlerische Kritik allein, welche dem Hochschutzzöllnerthum Abbruch gethan hat; unter den Schutzzöllnern hat sich die Ueberzeugung verbreitet, daß die Zollpolitik nicht anders als auf weiterer Grundlage, d. h. mit größerer Mäßigung geführt werden kann. Man strebt in Westeuropa doch wieder einem System der Meistbegünstigungsverträge zu. Man hat angefangen, sich dessen wieder zu erinnern, daß der schließliche Zweck jeder Handelspolitik die Erleichterung des Handels ist. Daher soll selbst im Sinne vieler Schutzzöllner die Erschwerung nur eine, wenn auch häufige, Ausnahme bilden. Kann man die heutige Politik der deutschen Reichsregierung etwa als eine gemäßigt schutzzöllnerische bezeichnen, so hat sie in ihrer Mittelstellung zwischen schutzzöllnerischen und freieren Ländern die schwierige Aufgabe, bei jeder Differenz gerade die Mittel anzuwenden, welche in dem gebotenen Falle die wirksamen (nicht die von freihändlerischen und schutzzöllnerischen Velleïtäten eingegebenen) sind. Niemals würde nach der heute in Deutschland herrschenden Stimmung die Reichsregierung die Nation hinter sich haben, wenn sie einen Zollaufschlag gegen russische Producte verlangte, bloß aus dem Grunde, weil Rußland seinen Zolltarif allgemein, gegenüber allen Ländern, geändert habe. Aber im Protest gegen die differenzielle Behandlung unserer Einfuhr, d. h. im Kampfe für unsre Gleichberechtigung mit anderen Völkern auf dem Weltmarkt, in diesem Kampfe kann die Reichsregierung der Zustimmung der großen Mehrheit der Nation sicher sein. Daß den alten Traditionen der freihändlerischen Schule entsprechend einige Zeitungen den Standpunkt absoluten Freihandels theoretisch auch jetzt festhalten wollen, thut nichts. Nach unserer Verfassung ist der Bundesrath verpflichtet, seinen Zollzuschlag dem Reichstage sofort bei seinem nächsten Zusammentreten vorzulegen, und dann wird es sich zeigen, daß die Maßregel gebilligt wird unter lauter oder duldender Zustimmung auch der Freihändler. Ja, es verträgt sich vollständig mit dem freihändlerischen Gedanken, in Erwägung zu ziehen, ob dann die dem Bundesrath gegebene Vollmacht, den Zuschlag bis 50 Procent zu erstrecken, genügt, ob es nicht nöthig wäre, unser Zollgesetz dahin zu ändern, daß bei differenzieller Behandlung deutscher Waaren im Auslande der Bundesrath befugt ist, einen ebenso hohen Zuschlag auf die Provenienzen des fremden Landes zu legen, wie dieses auf die unsrigen legt[1]).

Allerdings stimmen wir der Ansicht Derer zu, die glauben, daß auch ohne die deutsche Gegenmaßregel Rußland binnen einiger Zeit nachgeben müßte. Unser obiger Umblick über die Ernteaussichten in den verschiedenen Getreideländern zeigt, daß der Stand günstig geworden ist, während die russische Maßregel wohl noch unter dem Eindruck der pessimistischen Ernteberichte in der ersten Hälfte des Juli zum Plan gedieh. Jetzt, wo der Plan ausgeführt wird, ist die Lage aber bereits umgewandelt. Treten wir als Nachfragende auf den Weltmarkt, so werden wir ein reichliches An-

[1]) Während diese Zeilen dem Setzer übergeben werden, trifft die Nachricht ein, daß der Zar seinen Ministern eine derartige Ermächtigung gegeben habe. Ist unsere obige Charakterisirung der Prohibitivzölle richtig, so kann der ertödtete Handel nicht noch todter gemacht werden.

gebot finden. Gegenüber Amerika und Indien, die gerade gegenwärtig unser Gold so nöthig haben, treten wir als gern gesehene Käufer auf. Die allgemeine Meinung in Deutschland geht dahin, daß wir auch ohne das russische Getreide genügend versorgt sind. — Allein nicht *ob* Rußland einmal nachgeben werde, steht in Frage, sondern *wann*. Der Zweck der deutschen Gegenmaßregel ist nicht, die Nachgiebigkeit herbeizuführen, sondern sie zu beschleunigen.

Können wir sonach die Regierung zu ihrer Haltung nur beglückwünschen, so haben wir doch auch den Wunsch, daß sie während des Kampfes das Ziel nicht aus den Augen verlieren möge. Wenn in Handelssachen die Gemüthlichkeit aufhört, so sollte in ihnen auch die Leidenschaft aufhören. Kalt und nüchtern soll man daran denken, daß das Ziel des Krieges der Friede ist.

So nehmen wir denn von Allem, was wir in unserem vorigen Rundblick von der Wichtigkeit guter Handelsbeziehungen mit unseren östlichen Nachbarn sagten, nichts zurück, wünschen aber gleichwohl, daß die feste und sichere Haltung der deutschen Politik keine andere sein möge. Wir haben in unserer Handelspolitik der Fehler zu viele gemacht, als daß wir beim Vertagen *einer* Verbesserung in Sorge darüber sein könnten, mit welcher andern wir die Zeiten ausfüllen. Die positive Fürsorge für die Verbesserung unserer Handelsbeziehungen zu den verschiedensten Ländern der Erde ist die beste Tröstung in dem augenblicklichen Zollkrieg.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Während die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland nach wie vor gute sind, ist am 1. August ein „Zollkrieg" zwischen den beiden Nachbarländern eröffnet worden, der, wie im Interesse aller Betheiligten gehofft werden darf, nur von kurzer Dauer sein wird. Die wiederholten Besuche des russischen Großfürsten-Thronfolgers am Berliner Hofe legten vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß das politische Verhältniß Rußlands zu Deutschland in der That keinerlei Trübung erfahren hat, vielmehr die persönlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser gerade in jüngster Zeit einen herzlicheren Charakter angenommen haben. Die Anwendung des russischen Maximaltarifs auf die Einfuhr aus Deutschland mußte jedoch die deutsche Reichsregierung veranlassen, den Zoll auf russische Provenienzen um die für solche Fälle vorgesehenen fünfzig Procent zu erhöhen. Ein Act handelspolitischer Feindseligkeit durfte in diesem Verhalten um so weniger erblickt werden, als in den maßgebenden Kreisen Deutschlands die Auffassung überwiegt, daß die am 1. October d. J. in Berlin zu eröffnenden Verhandlungen über den Abschluß eines russisch-deutschen Handelsvertrages, zu dem Rußland seiner Zeit die Initiative ergriffen hat, zu einer günstigen Lösung führen werden.

Einigermaßen überraschen konnte daher, daß der russische Finanzminister Witte durch eine Verordnung vom 28. Juli ermächtigt wurde, im Einvernehmen mit dem Minister des Auswärtigen in gewissen Fällen noch besondere Zuschläge zu den Zollsätzen des Maximaltarifes einzuführen. Diese Verordnung wird in der Weise begründet, daß der russische Maximaltarif, der einen Zuschlag von höchstens dreißig Procent festsetze, eine gleiche Steigerung erfahren solle wie der um fünfzig Procent erhöhte deutsche Zolltarif, da der fast zwei Jahre in Wirksamkeit befindliche deutsche Getreide-Differenzialtarif das hauptsächliche russische Ausfuhrproduct ungefähr um zweiundvierzig Procent mehr als das Getreide anderer Staaten besteuere. Diese Begründung erscheint aber durchaus unzutreffend, da der Unterschied zwischen dem russischen Conventional- und dem Maximaltarif, zwischen denen der bisher geltende Tarif in der Mitte steht, vielfach sogar fünfzig Procent übersteigt.

Ueberdies erhellt aus amtlichen statistischen Nachweisen, daß die Belastung der meisten russischen Einfuhrartikel, in Procenten der Waarenwerthe des Jahres 1891 berechnet, in Deutschland sich nach dem bis zum 1. August d. J. geltenden allgemeinen Tarife bis zu fünfundzwanzig Procent des Waarensatzes bewegte und nur bei wenigen Artikeln diesen Procentsatz überschritt. Sogar durch die neuesten Zuschläge auf Grund der kaiserlichen Verordnung vom 29. Juli d. J. wird eine Belastung über fünfzig Procent des Waarenwerthes nur bei einzelnen Artikeln erreicht, ja, eine große Anzahl russischer Waaren geht auch jetzt noch zollfrei nach Deutschland ein. Was dagegen Rußland betrifft, so betrugen bereits nach dem bisher in Kraft

befindlichen russischen „Normaltarif" die Zölle bei der Einfuhr für viele Waaren über hundert Procent des Werthes, während sie jetzt noch sehr beträchtlich erhöht worden sind.

Wenn aber betont werden darf, daß ein Conflict auf wirthschaftlichem Gebiete keineswegs eine Verschlimmerung der politischen Beziehungen zweier Staaten bedeutet, so wurde doch durch die Sprache der panslawistischen Organe erhärtet, daß der Zollkrieg gegen Deutschland von dieser Seite auch anderweitig ausgebeutet werden soll. Durchaus verfehlt ist aber die Auffassung dieser Organe, die wähnen, daß Deutschland auf die Einfuhr russischen Getreides angewiesen sei. Wie unzutreffend diese Annahme ist, hat sich gerade im Jahre 1892, als Rußland von einer Mißernte betroffen war, gezeigt; wurde doch damals der deutsche Bedarf unter Anderem durch die Erschließung neuer Beziehungen, selbst zu überseeischen Ländern, gedeckt. Mit größerem Rechte darf hervorgehoben werden, daß Rußland, wenn anders es seinen Ueberfluß an Roggen verwerthen will, auf die Ausfuhr nach Deutschland nicht verzichten kann. Der Hinweis, daß es sich ebenfalls neue Handelsbeziehungen für diesen Export, insbesondere nach Frankreich, schaffen könnte, wird nirgends ernst genommen werden, da allgemein bekannt ist, daß die Franzosen mit dem Roggen als Brotfrucht sich nicht zu befreunden wissen. Festgehalten werden muß jedoch, daß, wie jeder Krieg auch ein Zollkampf auf beiden Seiten Wunden schlägt, so daß ein ehrenvoller Friede, ein die volkswirthschaftlichen Interessen Deutschlands wahrender Handelsvertrag als das erwünschte Ziel der Verhandlungen bezeichnet werden darf, die am 1. October in Berlin mit den Delegirten der russischen Regierung eröffnet werden sollen.

In den maßgebenden Kreisen überwiegt die Ansicht, daß eine Verschärfung des politischen Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland keineswegs eingetreten sei, so allgemein, daß auch die Nachricht von der Bildung eines ständigen russischen Geschwaders im Mittelländischen Meere eine ruhige Beurtheilung fand. Richtig ist nur, daß bei einer derartigen Maßnahme das Bestehen einer entente cordiale mit Frankreich die wesentliche Voraussetzung bildet. Die russischen Panzer wären eben für den Fall ernsthafter Verwicklungen hinsichtlich der Ergänzung ihrer Munitionen und Kohlenvorräthe ausschließlich auf französische Häfen angewiesen, zumal England, das doch als vermeintlicher Gegner supponirt wird, in der Lage wäre, die Straße von Gibraltar, sowie den Suezcanal zu verschließen, während die türkischen Forts an den Dardanellen diesen Ausweg absperren würden. Da nun italienische und österreichisch-ungarische Häfen ebenfalls nicht in Betracht kommen könnten, darf in der Bildung eines russischen Mittelmeergeschwaders in der That ein neues Symptom für das gute Einvernehmen Rußlands mit Frankreich erblickt werden.

Allerdings zeigte sich unlängst gerade aus Anlaß des Conflictes zwischen Frankreich und Siam, daß Rußland nicht gewillt ist, seine auswärtige Politik mit derjenigen der französischen Republik durchaus zu identificiren. Vielmehr wurde dies gerade einigen Pariser Organen gegenüber von Petersburg aus in ziemlich unverblümter Form in Abrede gestellt, als eine Intervention Rußlands für den Fall angekündigt worden war, daß England sich in den Streit zwischen Frankreich und Siam einmischen sollte. Die russische Regierung verspürt eben sehr geringe Neigung, die berechtigten Empfindlichkeiten China's zu verletzen, das durch die von den Franzosen geforderte Lösung des Conflictes mit Siam in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Verlangte die französische Regierung doch in ihrem „ersten Ultimatum," abgesehen von den Geldentschädigungen, die Abtretung des am linken Ufer des Mekong befindlichen Gebietes bis zum 23. Grade nördlicher Breite, eine Forderung, deren Annahme gar nicht in der Macht der siamesischen Regierung lag, da ein nicht unbeträchtlicher Theil dieses Gebietes China gehört. Die Entstehung des Conflictes zwischen Frankreich und Siam reicht bereits geraume Zeit zurück; die französische Regierung behauptete, ohne ihre eigenen Rechtstitel nachzuweisen, auf Grund der Schutzhoheit über Kambodscha die angeblich diesem Lande entrissenen Gebiete in Anspruch nehmen zu können. Das linke Ufer des Mekong ward als die natürliche Grenze bezeichnet, die an diesem Flusse gelegene Stadt Stungtreng bereits vor einiger Zeit von den Franzosen besetzt, die

jedoch anderwärts von den Siamesen arg bedrängt wurden. Die angebliche Ermordung eines französischen Zollbeamten bot dann den willkommenen Anlaß, in Bangkok Genugthuung zu verlangen, indem der erforderliche Nachdruck durch das Vordringen zweier französischen Kanonenboote den Menam aufwärts bis zur Hauptstadt Siams gegeben wurde.

Als das in Bangkok überreichte Ultimatum zunächst nicht unbedingte Annahme fand, kündigte die französische Regierung die Verhängung der Blokade über die siamesische Küste an, worauf die sämmtlichen Forderungen Frankreichs zugestanden wurden. Wenn aber die siamesische Regierung in dieser Weise auch chinesische Gebietstheile, sowie solche abtreten zu dürfen glaubte, die innerhalb der Machtsphäre des englischen Schutzstaates Birma liegen, so ließ sie sich wohl durch die völlig zutreffende Erwägung leiten, daß die Engländer und Chinesen selbst interveniren würden, sobald es sich um ihre unmittelbaren Interessen handelte. Der Regierung in Bangkok lag vor Allem daran, die direct drohende Gefahr zu beseitigen. Andererseits überzeugten sich die maßgebenden Kreise in Frankreich sehr bald, daß die auf die Gebietsabtretung bezügliche Forderung des Ultimatums eine Abänderung erfahren müßte. So willigte man denn darein, daß zwischen Birma und der französischen Machtsphäre am linken Mekong-Ufer ein „Pufferstaat", eine neutrale Zone, gebildet werden sollte, deren Abgrenzung den zwischen Frankreich und England zu führenden Verhandlungen vorbehalten bleibt. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß auch die chinesische Regierung ihre bisher beobachtete Zurückhaltung aufgeben wird, sobald von französischer Seite ernsthaft der Versuch gemacht werden würde, nach der südwestlichsten Provinz ihres Reiches, Jünnan, überzugreifen. Immerhin ist durch die Annahme der in dem Ultimatum enthaltenen französischen Forderungen zunächst die Gefahr ernsthafter Differenzen zwischen Frankreich und England vermieden, da dieses nicht bloß im Hinblick auf seine Machtstellung in Indien, sondern auch mit Rücksicht auf seine Handelsbeziehungen zu Siam an dessen Unabhängigkeit ein besonderes Interesse hat. Von englischer Seite wurde daher großes Gewicht darauf gelegt, daß die französische Regierung nicht unterlassen hatte, dem englischen Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Lord Rosebery, die förmliche Versicherung zu geben, daß Siams Unabhängigkeit nicht verletzt werden solle.

Diese Versicherung verhinderte allerdings nicht, daß die französische Regierung, unmittelbar nachdem Siam das Ultimatum in allen Punkten angenommen hatte, unter dem Vorwande, eine Bürgschaft für die Erfüllung der vereinbarten Bedingungen zu erhalten, die weitere Forderung erhoben hat, daß die siamesische Regierung ihr die provisorische Besitznahme des Hafens von Tschantabon zugestehe, der am Golfe von Siam, etwa zweihundert Kilometer südöstlich von Bangkok, gelegen ist. Tschantabon ist nächst der Hauptstadt selbst die zweitgrößte Stadt des Landes, so daß die Franzosen über das rechte Ufer des Mekong hinaus einen Keil vorschieben würden, der mit der versprochenen Unabhängigkeit des Landes schlecht im Einklang steht. Freilich will Frankreich nur eine provisorische Besetzung der wichtigen siamesischen Hafenstadt beabsichtigen; allein die Beendigung dieser Occupation wird von der vollständigen und friedlichen Räumung des linken Mekong-Ufers abhängig gemacht. Daß eine solche „évacuation complète et pacifique" in absehbarer Zeit nicht erfolge, dafür werden die Franzosen selbst wohl angelegentlich Sorge tragen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie sie vor der tunesischen Expedition in der Regentschaft die Krumirs entdeckten oder vielmehr „erfanden", durch welche die Sicherheit des östlichen Algeriens dermaßen gefährdet sein sollte, daß die französische Republik lediglich aus Nothwehr handelte, als sie das Protectorat über Tunesien übernahm. So wird es den französischen Truppen am linken Ufer des Mekong nicht schwer fallen, selbst die friedliche Räumung jener Gebiete zu hintertreiben, abgesehen davon, daß an eine „vollständige" Evacuation in nächster Zeit gar nicht gedacht werden kann.

Frankreich begnügt sich überdies nicht mit der Besetzung des Hafens von Tschantabon, vielmehr wird Siam auch verpflichtet, in den beiden nordöstlich von

dieser Stadt, unweit der Grenze von Kambodscha gelegenen Punkten Battambong und Siemreap kein Militär, sondern nur die erforderliche Polizei zu erhalten, ebenso wenig wie in dem Bereiche von fünfundzwanzig Kilometer an dem rechten Ufer des Mekong. Sicherlich würden die Franzosen in solchen Bedingungen einen schweren Eingriff in die Unabhängigkeit eines Landes erblicken, wenn sie es nicht eben selbst wären, welche die Autonomie Siams in ihrem Sinne deuten. Jetzt bereits leuchtet ein, daß der Mekong nicht etwa eine unverrückbare Grenze darstellen, sondern bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit von den Franzosen unter dem Vorwande überschritten werden wird, daß die Laos oder ein anderer zu den Schanvölkern gehörender Volksstamm in jenen Gebieten die französischen Militärposten am linken Ufer des Mekong zwingen, Ordnung zu schaffen. Ferner besteht die französische Regierung auf der Errichtung zweier neuen Consulate im Herzen Siams, wodurch gleichfalls nur bezweckt wird, sich einen maßgebenden Einfluß zu sichern, wie denn auch die jüngsten Differenzen ihrer ersten Entstehung nach auf die bereits vor Jahren vollzogene Errichtung eines französischen Consulats in Luang-Prabang zurückgeführt werden müssen.

In England scheint die Logik dieser Thatsachen nur einem mangelhaften Verständnisse zu begegnen, oder vielmehr das Cabinet Gladstone ist so sehr von der Home-rule-Bill in Anspruch genommen, daß die Fragen der auswärtigen Politik, selbst wenn sie Englands Stellung in Indien nahe genug berühren, in den Hintergrund treten müssen. Immerhin werden die Engländer gut daran thun, des Caveant consules eingedenk zu sein; andernfalls könnten die Franzosen, deren Selbstbewußtsein durch die jüngsten Vorgänge erhöht worden ist, auch anderwärts den Versuch machen, in die englische Interessensphäre einzugreifen. Was Deutschland betrifft, so hat es in Siam kein unmittelbares politisches Interesse, wohl aber Handelsbeziehungen, die durch die inzwischen aufgehobene Blokade beeinträchtigt worden wären.

Die französische Regierung wird aus dem für sie günstigen Verlaufe der siamesischen Angelegenheit auch bei den allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer Nutzen ziehen. Bemerkenswerth erscheint die Wandlung, die sich im Bewußtsein des französischen Volkes hinsichtlich der Colonialpolitik vollzogen zu haben scheint. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Jules Ferry seiner Zeit wegen Tongkings gestürzt wurde, und zwar waren nicht bloß ungünstige Nachrichten über die dort geführte Expedition für diesen Sieg maßgebend, sondern es gereichte auch dem französischen Staatsmanne zum schwerbelastenden Vorwurfe, daß er dem Parlamente rieth, nicht stets nur hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen zu blicken. Von diesem Standpunkte aus wäre das Vorgehen Frankreichs in Siam immerhin ein friedliches Symptom, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß die auswärtige Politik des Landes sich bisher nicht stetig genug entwickelt hat, um auf Grund einzelner Vorgänge sichere Rückschlüsse auf die allgemeinen Dispositionen zu gestatten.

Nicht ausgeschlossen erscheint, daß das Ergebniß der Wahlen für die Deputirtenkammer eine Orientirung über die allgemeine Politik Frankreichs ermögliche. Daß eine republikanische Mehrheit aus diesem Wahlkampfe als Siegerin hervorgehen würde, durfte von Anfang an als gewiß gelten. Als aus Anlaß des Panamaskandals vielfach die Annahme auftauchte, daß die republikanische Regierungsform durch diese Vorgänge in unheilvoller Weise compromittirt wäre, und daß die Folgen sich bei den Wahlen in charakteristischer Art zeigen würden, wurde diese Auffassung sogleich als unrichtig zurückgewiesen. Die günstigen Aussichten für die Republik sind denn auch eher gewachsen, da die Gegner der Reihe nach gewissermaßen die Waffen strecken mußten. Die Orléanisten unter der Führung des Grafen von Paris und seines Vertrauensmannes, des Grafen d'Haussonville, waren trotz aller volltönenden Wahlaufrufe nicht mehr in der Lage, den Kampf erfolgreich aufzunehmen. Auf der einen Seite bröckelten die liberaleren Elemente ab, indem sie der constitutionellen Rechten, den „ralliés", beitraten, auf der andern Seite verloren die Monarchisten Terrain, weil ein Theil des Clerus sich den Weisungen des Papstes Leo XIII. hinsichtlich des Anschlusses an die Republik fügte, ein anderer nur lau und ohne den früheren Wagemuth in die Cam-

pagne eintrat. Die Boulangisten wiederum, die den Panamaskandal als Kriegsmaschine für die Wahlen hatten benutzen wollen, und die zuletzt noch mit gefälschten Aktenstücken zu operiren versuchten, erlitten ein so klägliches Fiasko, daß einige ihrer Führer vorzogen, das Feld zu räumen.

Der Regierung dagegen kam der in Siam errungene Erfolg um so mehr zu statten, als die öffentliche Meinung darin zugleich einen Triumph über England erblickte. Gegen dieses sind neuerdings ganz besonders die Antipathieen der Franzosen gerichtet, wie aus verschiedenen Vorgängen der jüngsten Zeit erhellt. Es braucht nur an die Angelegenheit der gefälschten Aktenstücke erinnert zu werden, die der englischen Botschaft in Paris entwendet worden sein sollten, trotzdem aber zum Theil in der Deputirtenkammer in Gegenwart der Minister zur Vorlesung gelangten. Auch erschien es bei diesem Anlasse als der schwerste Vorwurf, der einem französischen Politiker wie Clémenceau gemacht werden konnte, daß er ein Agent Englands wäre. Allerdings darf nicht außer Betracht bleiben, daß bei allen diesen Anschuldigungen, die gegen republikanische Parteiführer erhoben wurden, taktische Erwägungen im Hinblick auf die allgemeinen Wahlen eine wichtige Rolle spielten. Diesem Zwecke sollte auch die unmittelbar vor den Wahlen von dem früheren Polizeibeamten Dupas veröffentlichte Broschüre: „Pourquoi n'a-t-on pas pu arrêter Arton?“ dienen. Sollte doch dieser Arton sich im Besitze einer Liste mit den Namen der in dem Panamaskandal bisher trotz ihrer Mitschuld verschont gebliebenen politischen Persönlichkeiten befinden und deshalb mit Wissen und Willen der Regierung ungeachtet aller Haftbefehle und Steckbriefe auf freiem Fuße belassen worden sein.

Wie übertrieben nun auch eine solche Darstellung sein mag, sind die französischen Blätter jedenfalls nicht berechtigt, mit dem Stolze der Pharisäer auf den römischen Bankskandal mit der Insinuation hinzuweisen, daß der gegenwärtige italienische Conseilpräsident dadurch compromittirt werden könnte. Vielmehr ist es gerade Giolitti, der durch sein entschlossenes Vorgehen gegen die Schuldigen dahin gewirkt hat, daß die groben Unregelmäßigkeiten und Unterschlagungen, die in der Verwaltung der Banca Romana nachgewiesen werden konnten, ihre Sühne finden. Der Ministerpräsident selbst geht aus der ganzen Untersuchung ohne den geringsten Makel hervor; ihm gebührt überdies das Verdienst, daß er durch sein energisches Eintreten für die Vorlage über die Emissionsbanken die Mißstände zu beseitigen versucht hat, die früher zur Erscheinung gelangt waren. Die beträchtliche Stimmenmehrheit, mit der die italienische Deputirtenkammer diesen Gesetzentwurf genehmigt hatte, zeigte bereits, daß es sich in der That um eine wesentliche Verbesserung der bisher bestehenden Einrichtungen handelt. Die Opposition setzte allerdings alle Hebel an, dem Ministerpräsidenten und Finanzminister eine Niederlage zu bereiten. Als dann die Entscheidung zu Gunsten der Regierungsvorlage gefallen war, sollte der Senat aufgeboten werden, um die Annahme des Gesetzes zu verhüten oder doch zu verzögern. Eine solche Verzögerung hätte aber im Hinblick auf die Verhältnisse der Emissionsbanken nur im schädlichen Sinne wirken können, so daß der Conseilpräsident um so mehr Gewicht darauf legte, die von der Deputirtenkammer genehmigte Vorlage in der beschlossenen Fassung angenommen zu sehen, als andernfalls die Kammer mitten im Sommer nochmals hätte einberufen werden müssen. Die italienische Regierung stellte deshalb dem Senate anheim, gewisse Vorschläge in der Form einer Tagesordnung zu unterbreiten, ohne daß das Gesetz selbst eine Abänderung erführe. In der Sitzung vom 9. August hat denn auch der Senat mit 100 gegen 57 Stimmen die Vorlage in der von der Deputirtenkammer genehmigten Fassung angenommen, so daß dieses wichtige finanzielle Reformwerk nunmehr zum Abschlusse gediehen ist.

Bei den sehr eingehenden Erörterungen der Generaldebatte nahmen auch der Ministerpräsindent Giolitti und der Schatzminister Grimaldi Veranlassung, auf einzelne den italienischen Staatscredit betreffende Punkte einzugehen. So betonte Grimaldi, daß, sobald die Vorlage über die Emissionsbanken Gesetz geworden wäre, der Notenumlauf sogleich wesentlich eingeschränkt werden würde. Im Hinblick auf den in Italien

bestehenden Mangel an Silberscheidemünzen wies der Schatzminister ferner darauf hin, daß die Regierung zwar nicht beabsichtige, die lateinische Münzconvention zu kündigen, daß jedoch der Schaden für Italien, falls eine solche Kündigung von anderer Seite erfolgte, sehr gering sein werde. Das Steigen des Wechselcourses wollte Grimaldi darauf zurückgeführt wissen, daß die italienische Regierung, obgleich sie alljährlich im Auslande für Coupons und Lieferungen etwa 380 Millionen Lire bezahlen müßte, doch in den letzten Jahren von der Emission neuer Rentenanleihen Abstand genommen habe. Jedenfalls erfordert aber das Interesse Italiens, daß das von dem gegenwärtigen Ministerium mit Recht eingeführte System der Ersparnisse zielbewußt aufrecht erhalten bleibe, zumal die Wehrkraft des Landes dadurch nicht beeinträchtigt werden soll. In der am 10. August abgehaltenen Sitzung hat denn auch der italienische Ministerrath Maßnahmen beschlossen, durch die verhütet werden soll, daß die italienischen Rentenbesitzer die Coupons ins Ausland schicken, wodurch der Goldbedarf des Staatsschatzes erhöht würde. Ebenso soll für den Mangel an Silberscheidemünze unverzüglich Abhülfe geschaffen werden.

Während die italienische Regierung den auf dem Gebiete des Münzwesens in Folge der Minderwerthigkeit des weißen Metalls drohenden Gefahren zu begegnen sucht, muß dem Verlaufe der Berathungen des vom Präsidenten Cleveland einberufenen außerordentlichen Congresses mit Interesse entgegengesehen werden. In der Botschaft, mit welcher der Congreß eröffnet worden ist, empfahl der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika dringend die Aufhebung der Sherman-Acte, durch welche die Regierung zum monatlichen Ankaufe von 4 500 000 Unzen Silber verpflichtet wird. Mit Recht wird die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten bestehende Krisis auf die Acte vom 14. Juli 1890 über den Silberankauf zurückgeführt, die damals gewissermaßen den Waffenstillstand zwischen den Anhängern der freien Silberprägung und den Anhängern conservativerer Anschauungen bilden sollte. Präsident Cleveland betonte, daß die Regierung dem Gelde keinen inneren Werth zu verleihen vermöchte und schlechteres Geld nicht zu besserem machen könnte. Als möglich wurde im Hinblick auf die Hülfsmittel der Union nur bezeichnet, eine bestimmte Menge Silber in einem festen Werthverhältnisse zum Golde zu erhalten. So gelangte die Botschaft zu dem Ergebnisse, daß an Stelle der Sherman-Acte ein neues Gesetz erlassen werden müßte, durch das die Absicht und die Macht der Regierung über allen Zweifel gestellt würde, ihren Verpflichtungen in solchem Gelde zu genügen, das von allen Culturvölkern anerkannt wird. Im Hinblick auf die widerstreitenden Interessen, die in den parlamentarischen Körperschaften der Vereinigten Staaten zum Ausdrucke kommen, mußte jedoch von Anfang an angenommen werden, daß insbesondere im Senate die Aufhebung der Sherman-Acte auf den lebhaftesten Widerstand stoßen würde.

ζ. **Ausgewählte dramatische Werke.** Von Franz Nissel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Unter den deutschen Bühnendichtern bildet Franz Nissel, dessen Tod kürzlich die Zeitungen meldeten, eine eigenartig rührende Erscheinung. Auf der Bühne gleichsam aufgewachsen und ihr die schöpferische Kraft eines bedeutenden Talentes, den gesammten Inhalt seines Lebens widmend, schrieb er schon als Jüngling von achtzehn Jahren, im Verein mit Siegmund Schlesinger, von den freiheitlichen Bewegungen des Jahres 1848 innerlich ergriffen, seine erste Tragödie („Die Inquisitoren"), die, im Manuscript gelesen, die Aufmerksamkeit berufener Kenner und Leiter von Bühnen dem jungen Autor zuwandte. Weitere Dramen erstanden in rascher Folge und steigerten die ihm gewordene Anerkennung. Frisch, lebenskräftig, an den größten Mustern geschult, mit der Bühnentechnik innig vertraut und von sprudelnder Productionskraft erfüllt, schien er der Höhe des deutschen Parnasses starken Schrittes zuzueilen. Da trafen ihn schwere Lebensschicksale, die der beglückenden Freude am dichterischen Schaffen schmerzlich die Wage hielten und den Tiefgebeugten in die Einsamkeit einer weltabgeschiedenen Existenz trieben. Doch blieb in allem Leid die Kunst ihm getreu, und im Laufe der Jahre trat aus seiner einsamen Geisteswerkstatt ein Drama nach dem anderen hervor, alle durch mächtigen Stoff, echt dichterische Erfassung des Tragischen, große Kraft der Gestaltung und herrliche gedankenreiche Sprache ausgezeichnet. Aber fast an jedes seiner Werke heftete sich verhängnißvolles Mißgeschick. Nicht als ob es denselben an freundlicher Aufnahme seitens des Publicums bei ihrem Erscheinen auf der Bühne gefehlt hätte! Vielmehr ward den beiden ersten der den vorliegenden Band füllenden Tragödien: „Perseus von Macedonien" und „Heinrich der Löwe", auf dem Burgtheater der ausgezeichnetste Empfang; das dritte Stück in unserer Sammlung, „Agnes von Meran", ward im Jahre 1878 mit dem Schillerpreise geehrt und ein viertes, das Volksdrama „Die Zauberin am Stein", blieb Jahre lang auf dem Repertoire des Burgtheaters. Dennoch drang der Dichter zu voller Geltung nicht vor. Die errungenen Erfolge, so wohl verdient sie waren, dauerten nirgends; das preisgekrönte Stück „Agnes von Meran" blieb ohne würdige Repräsentation; andere verschwanden nach glänzender Erstaufführung und begeisterter Aufnahme völlig von der Bühne; noch andere, durch das Urtheil competenter Kenner hoch belobt, gelangten überhaupt nicht auf die Bretter, und der Dichter, dessen Werke dem Publicum im Druck nicht vorlagen, versank in Vergessenheit. Erst spät — zu spät rief ihn aus derselben, gelegentlich der Säcularfeier von Grillparzer's Geburtstag, eine schöne Ovation aus seiner Vaterstadt Wien hervor und dem jüngeren Geschlecht in die Erinnerung. Resignirt im Ganzen, doch nicht völlig ohne Hoffnung auf dauernde Anerkennung wenigstens seiner reifsten und besten Werke, sobald dieselben dem deutschen Publicum zu eingehenderer Prüfung unterbreitet sein würden, sammelte der betagte und leidgebeugte Dichter, wenige Monate vor seinem Tode, den vorliegenden Band; — er sollte den ersehnten Erfolg auch diesmal nicht erleben! Er starb dahin, eine tragische Erscheinung, „deren Seele", um ein Wort Hölderlin's zu gebrauchen, „im Leben ihr Recht nicht geworden", tiefste Mitempfindung in allen Denen weckend, die das Sisyphusloos der deutschen Bühnendichter auf theilnehmendem Herzen tragen. Dennoch bleibt zu hoffen, daß das Buch seine posthume Mission nicht ganz verfehlen werde. Hier winkt den deutschen Dramaturgen, die so manches vergessene, lange Zeit für bühnen-unfähig erachtete Werk wieder lebendig gemacht haben, die schöne Aufgabe, eine Reihe echter dramatischer Schöpfungen von den ihnen anhaftenden Schwächen und hemmenden Längen pietätvoll-schonend zu befreien und die gereinigten dann zu verdienter machtvoller Wirkung unserem Volk neu vorzuführen.

ζ. **Der Talisman.** Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. (Mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes.) Von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, für den hat schon der Titel eine Ueberraschung. — Wie! Ein dramatisches Märchen! Ein Fabelstoff! Die zarte Phantastik eines Bidpai, das traumhaft schwelgende Spiel kindlicher Naivetät auf unserer deutschen Bühne, auf der zur Zeit immer ein Realist den anderen überrealisirt, und die Naturalisten strengster Observanz, mit Freibrief vom Publicum, aus allen Hinterhäusern, Kellern, Nachtherbergen und Spelunken den wüstesten Unrath zusammenkehren und unter das Lampenlicht bringen, damit er dort als wahre zeitgemäße Kunst beklatscht werde! — Welch' ein verwirrender Anachronismus! — Sind wir denn plötzlich in jene Zeit zurückversetzt, wo Carlo Gozzi und Gherardi ein leichtbegnügtes Publicum mit ihren kecken dramatischen Feenmärchen ergötzten, Tieck seinen „Gestiefelten Kater", seinen „Blaubart" und „Prinz Zerbino" vor dem geistreichsten aller Könige über die Bühne führte, und Eichendorff seinen „Krieg den Philistern", Platen seinen „Gläsernen Pantoffel" schrieb! — Und hat denn das Märchen uns modernen Menschen wirklich noch etwas zu sagen? Wie es scheint — ja! — Nicht nur der Dichter des „Talisman", sondern auch sein Publicum sind dieser Ansicht gewesen, und so will sich, scheint es, noch nach hundert Jahren Herder's Wort bewähren, daß „keine andere Dichtungsart dem menschlichen Herzen so feine Dinge zu sagen verstehe, als eben das Märchen!" — Freilich bedarf es dazu heute eines Interpreten mit so seelenkundigem Auge, wie der Dichter dieses Dramas ist. Mit dem Blick des echten Poeten hat er den deutungsschweren Stoff gewählt, mit künstlerischer Gestaltungskraft ihn geformt; hat er als Träger desselben Figuren geschaffen, denen wir Glauben schenken, an deren Wohl und Wehe, Denken und Streben wir Antheil nehmen, und in dem ernst-heiteren Spiel, als

Seele desselben, eine sittliche Idee zur Anschauung gebracht, die, der Seele der Hörer und Zuschauer eingeprägt, eine erhebende und reinigende Wirkung auszuüben vermag. Dieser Wirkung steht die märchenhafte Unbestimmtheit der Personen, des Ortes und der Zeit, die Ungebundenheit des Wunderbaren, die abenteuerliche Schürzung des Zufalls nicht im Wege. Das Ewige in der Kunst ist stets mit Zeitlichem legirt und wirkt auf die Zeit. Die Objecte fehlen ihr nicht. Oder gibt es heute keinen Hof mehr wie der des Königs Astolf von Cypern, keine treulosen Schmeichler, keine Höflinge mit der wetterwendischen Beweglichkeit und Ueberzeugungslosigkeit einer Windfahne? Gibt es keine derartigen Herrscher und Diener mehr — nun, um so besser! Fulda's Märchendrama bleibt uns immer noch als heiteres, graziöses Spiel übrig, das uns — auch ohne Tendenz — in anmuthiger Weise die „feinsten Dinge zu sagen versteht!" —

ζ. **Kallia Kypris.** Aus Alt-Syrakus. Roman von A. Schneegans. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Nicht zum ersten Male weckt, wie dem Verfasser dieses Buches geschehen, ein antikes Kunstwerk in dem froh Anschauenden den Trieb, sich in die Entstehungszeit der bewunderten Reliquie kunstliebenden Alterthums hinein zu phantasiren und mit Zuhülfenahme von Wissenschaft und autoptischer Kenntniß von Land und Leuten eine ganze antike Culturperiode, mit jenem Bildwerk im Mittelpunkt, sinnig zu reconstruiren. Einer gleichen Veranlassung verdanken wir das reizvolle kleine Epos „Euphorion", das in der Seele Ferdinand Gregorovius' aufkeimte, während er in Betrachtung eines aus dem alten Pompeji stammenden Bronce-Kandelabers von künstlerischer Schönheit versank. Aehnlich bilden den Mittelpunkt des Romans „Kallia Kypris" die Entstehungsgeschichte eines antiken Bildwerkes, des im Museum von Syrakus aufbewahrten schönen Aphrodite-Torsos, und, mit ihr eng verbunden, das Schicksal eines liebenden Paares, des Schöpfers jenes Marmorbildes und seiner jungen Gattin, — beide gefährlich bedroht durch den eifersüchtigen Haß eines sikulischen Geschwisterpaares, beide endlich gerettet durch den zwingenden Zauber ihrer Persönlichkeit wie durch die hingebende Treue eines germanischen Knaben, der für die geliebte Herrin in den Tod geht. Den historischen Untergrund für diese Vorgänge bietet die verhängnißvolle Expedition der Athener gegen Syrakus (v. J. 414/13 v. Chr.), deren Abwehr und tragischer Zusammenbruch dem Seelenleben des jungen Paares, das theils durch Abstammung, theils durch Geistesverwandtschaft dem atheniſchen Volke sich zugehörig fühlt und doch nicht fühlen darf, die schwersten Conflicte bereitet. Diese sind in der Dichtung mit so überzeugender pathologischer Wärme geschildert, daß der mit dem Lebensgange des vielgeprüften, charaktervollen Verfassers vertraute Leser sich kaum wird des Eindrucks zu erwehren vermögen, es spiegele sich in dem Schicksal des in zwiespältiger Empfindung zwischen zwei Völkern stehenden künstlerischen Helden Ktesias etwas von dem eigenen Erlebten und Empfundenen des Verfassers ab, — ein Reflex, der über die ganze Schilderung eine anziehende und innerlichst bewegende Beleuchtung ausgießt.

xy. **Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft** (1806—1813). Von Friedrich Thimme. Von der philosophischen Fakultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Erster Band. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1893.

Eine aus archivalischen Quellen mit eindringendem Fleiße und entschlossenem Urtheil geschöpfte Arbeit. Von einem Hannoveraner geschrieben, aber mit unerbittlicher Schärfe die Zustände und Persönlichkeiten des damaligen Kurfürstenthums erörternd. In dem Gegensatze des alten Régime zu der französischen Occupation, dann des spezifischen Hannoveranerthums zu der Besetzung durch die Preußen im Jahre 1806, an manche verwandte Situationen, in anderen Ländern zur selben Zeit, im selben Lande zu anderer Zeit, anklingend.

Das aristokratische Regiment im achtzehnten Jahrhundert, zumal seit der Thronbesteigung des dritten Georg, bei Abwesenheit des Monarchen in Großbritannien, sich selbst überlassen, das Regiment des Landes Hannover für die eigenen Klasseninteressen ausbeutend, ohne daß, wie sonst in deutschen Staaten desselben Zeitalters, vorab in Preußen, die königliche Gewalt mildernd eingreift im Interesse der Gesammtheit. Als nun im Frühjahr 1803 die Franzosen das Kurfürstenthum besetzten, „trat aller Groll zu Tage, der sich in den verflossenen Jahrzehnten gegen die eigensüchtige Adelsoligarchie aufgehäuft hatte und nur durch die Censur zurückgehalten worden war: es fand herben Tadel, daß der Adel in der Verwaltung des Landes so überaus vor der bürgerlichen Klasse bevorzugt sei, und daß bei der Besetzung von Staatsämtern nicht das Verdienst entscheide, sondern lediglich Geburt und Connexionen; man schalt auf den maßlosen Hochmuth der Aristokratie, nicht minder auf die Unthätigkeit der höchsten Staatsbeamten . . . man kritisirte die Stagnation, welche seit langen Jahren in der Mehrzahl der Verwaltungszweige herrschte, und beklagte die Abwesenheit des Königs, auf die man mit Vorliebe alles Ueble im Staatswesen zurückführte." Der Verfasser zeigt die vollendete Objectivität des Historikers in der kühlen Unparteilichkeit, mit der er das Verhältniß der hannoverschen Verwaltung und ihrer einzelnen Persönlichkeiten zu den Maßnahmen der französischen Herrschaft bespricht. Ein Beispiel dafür ist die Charakteristik der Intelligenz, Milde, Unbestechlichkeit des französischen Intendanten Belleville — allerdings im Contraste namentlich der letzteren Eigenschaft zu der Mehrzahl der anderen französischen Machthaber.

Das Königreich Westfalen und damit die zeitliche Fortführung der französischen Herrschaft bis zu ihrem Ende soll im zweiten

Bande folgen, der noch in diesem Jahre erscheinen wird.

xy. **Carl Friedrich's von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont.** Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Bearbeitet und eingeleitet durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie von Carl Knies. Zwei Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1892.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des geistigen und politischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert. Der Markgraf des kleinen Ländchens Baden-Durlach (zu welchem dann während seiner Regierungszeit durch Erbgang das Ländchen Baden-Baden hinzukommt) ist gleich manchem fürstlichen Zeitgenossen durch die geistige Bewegung Frankreichs und seiner Hauptstadt ergriffen. Er besucht Paris und tritt mit hervorragenden Köpfen dort in Verkehr, der theils brieflich eingeleitet ist, theils brieflich fortgesetzt wird. Das besondere Interesse lenkt sich in diesem Falle auf die neue Gelehrtenschule der jungen nationalökonomischen Wissenschaft, die sich später als die physiokratische bezeichnet. Als ihre Häupter kennt die Welt den Leibarzt Ludwig's XV. und der Pompadour, François Quesnay, dann den (zeitweiligen) Minister Ludwig's XVI., Turgot, den älteren (Marquis) Mirabeau. Mit dem letztgenannten tritt Carl Friedrich von Baden in Beziehungen, angeregt durch die landesväterlichen Wünsche für das Wohl seiner Unterthanen (wie denn in derselben Zeit der Großherzog von Toscana und Kaiser Joseph II. von Oesterreich die physiokratischen Reformgedanken für ihre Länder fruchtbar zu machen suchen). An die Correspondenz Mirabeau's mit Carl Friedrich knüpft sich in weiterer Ausdehnung der briefliche Verkehr mit Mirabeau's Gehülfen Du Pont. Dieser letztere wird ständiger Berichterstatter über literarische und politische Ereignisse der französischen Hauptstadt, zuerst auch ökonomistischer Lehrer des (vor dem Vater verstorbenen) Erbprinzen Carl Ludwig von Baden, dem er zeitweilig in mündlichen Vorträgen, dann in brieflicher Form die Gedanken seiner Wissenschaft überliefert.

Der Reiz dieser französischen Schriftstücke aus den Jahren, die der Revolution voraufgehen, liegt theils in der Anmuth der Sprache, theils in der Ergänzung dessen, was wir über jenes merkwürdige Zeitalter wissen, durch Aufschlüsse aus der unmittelbaren Frische des täglichen Lebens. Die ganze Publication ist aus dem handschriftlichen Material des großherzoglich badischen Familienarchivs hergestellt. Sie bildet einen Bestandtheil in der Reihe historischer Arbeiten, welche von der badischen historischen Commission zur Geschichte Badens neuerdings begonnen worden sind.

xy. **Geschichte des modernen Reichthums in biographischen und sachlichen Beispielen.** Von E. Schmidt-Weißenfels. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Ein inhaltreiches Sammelwerklein, in dem mit Fleiß aus vielerlei Quellen vereinigt ist, was sich etwa unter den Titel des Buches zusammenfassen läßt. Es wäre vielleicht vortheilhaft für das Ganze gewesen, und zwar sowohl für seine Lesbarkeit wie für seinen Inhalt, wenn nicht so sehr Vieles und so sehr Verschiedenes darin vereinigt worden wäre. Lieber eine Anzahl Typen der selbstgemachten Männer, keine zu große Anzahl, dafür aber für jeden Einzelnen mehr Platz und Ruhe der Betrachtung. Der Anspruch, der durch den Titel erweckt wird, ist überhaupt ein gar großer, wenn er in irgend einem strengeren Sinne gefaßt werden soll. Aber das ist augenscheinlich nicht der Wunsch des Verfassers gewesen. Er wollte für weitere Kreise aus guten Quellen eine Darstellung liefern, und da meinen wir eben, diesem Zwecke hätte solche Einschränkung des Gegenstandes besser gedient.

φλ. **Brehm's Thierleben.** Dritte Auflage. Zehnter Band. Niedere Thiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Mit dem zehnten Bande, der eben erschienen ist, schließt das große Brehm'sche Werk, das in seiner dritten Auflage eine vollständige Neubearbeitung unter der Redaction und unmittelbaren Mitwirkung von Professor Pechuel-Loesche erfahren hat. Früher hatte Oskar Schmidt, der nun bald ein Jahrzehnt seiner Wissenschaft entrissen ist, den Band über die niederen Thiere verfaßt. Jetzt ist an Professor William Marshall die Aufforderung ergangen, diesen Band neu herauszugeben. Und der vortreffliche Zoologe, der durch seine „Spaziergänge eines Naturforschers" sein Talent für eine gemeinverständliche Darstellung so glänzend bekundete, hat seine Aufgabe mit ebenso vieler Pietät als Umsicht gelöst. Der ausgezeichnete Abschnitt über die Weichthiere ist fast ganz unverändert geblieben; im Uebrigen ließ Marshall dem früheren Autor das Wort, wo es irgend anging. Aber wo es der Fortschritt der Wissenschaft verlangte, hat der neue Bearbeiter unnachsichtlich geändert und vermehrt. Man braucht in dieser Beziehung nur auf die Tiefseethiere hinzuweisen. Aber trotz aller Bereicherung des Textes ist doch der Umfang eines Bandes nicht überschritten worden, was nicht leicht gewesen sein mag. Krebse, Würmer, Muschellinge, Manteltiere, Weichthiere, Stachelhäuter, Kohlthiere und Urthiere sind mit großer Vollständigkeit auf etwa 700 Seiten behandelt und durch Holzschnitt und Farbendruck aufs Herrlichste veranschaulicht. Mit den Amoeben und Schleimpilzen nehmen wir Abschied vom Thierreich, zugleich aber auch vom „Thierleben," das durch Brehm's und seiner Mitarbeiter Feder uns unauslöschlich ins Gedächtniß, nein ins Herz eingeschrieben ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altonaer Arbeiterstatistik. Veranstaltet durch das Königl. Commerc.-Collegium zu Altona: I. Altonaer Arbeitslöhne 1891. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Ballhorn. — Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. Von Ballhorn. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Baudouin de Courtenay. — Vermenschlichung der Sprache von Dr. J. Baudouin de Courtenay. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1893.

Baumbach. — Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Zeichnungen von Paul Mohn u. A. Dreizehntes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1893.

Benedikt. — Bemerkungen über das Urheberrecht und den Gesetzentwurf der österreichischen Regierung von Dr. Edmund Benedikt. Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1893.

Brandes. — Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Von Georg Brandes. Vierte, vermehrte Auflage. Lieferung 17. Leipzig, H. Barsdorf. 1894.

Brandes. — Shelley und Lord Byron. Zwei litterarische Charakterbilder von Georg Brandes. Leipzig, H. Barsdorf. 1893.

Braune. — Lindenblüthen. Gedichte von Rud. Braune. Frankenhausen, Selbstverlag von R. Braune.

Buchwald. — Dr. Martin Luthers letzte Streitschrift. Im Original aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Lic. Dr. Georg Buchwald. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Croissant-Rust. — Gedichte in Prosa von Anna Croissant-Rust. München, Dr E. Albert & Co.

Fleischner. — Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. Von Dr. Ludwig Fleischner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Herausgegeben von Albert Naudé. Sechster Band, erste Hälfte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Guerre ou paix 1893. Par * * *. Neuvième édition. Berlin, Rodolphe Jassé. 1893.

Hardy. — Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Edmund Hardy. Münster i. W., Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. 1893.

Höhne. — Die Berührungspunkte zwischen Moses und Plato: das ist zwischen altem Testamente und platonischer Philosophie, zum Theil nach Philo. Von Lic. Dr. E. Höhne. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Hoppe. — Englisch-deutsches Supplement-Lexikon. Als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern von Dr. A. Hoppe. Erste Hälfte der zweiten Abtheilung. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Kirchner. — Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 3. und 4. Lieferung. Heidelberg, Georg Weiß. 1893.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Fünfte verbesserte Auflage. 6. und 7. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1893.

Kohut. — Ein Schachspiel Moltke's und andere Geschichten. Von Dr. Adolph Kohut. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger). 1893.

Koschwitz. — Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/1871. Von Dr. Eduard Koschwitz. Berlin, Wilhelm Gronau. 1893.

Kraeger. — Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Dr. Heinrich Kraeger. Bremen, Heinsius' Nachfolger. 1893.

Krüger. — Ernas Fehltritt. Roman von August Krüger. München, Dr. E. Albert & Co.

Kurz. — Der Antheil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. (Lola Montez — Studentenfreicorps.) Von Ferdinand Kurz. München, Akademischer Verlag.

Lebrecht. — Il Malthusismo e i problemi sociali. Saggi critici di Vittorio Lebrecht. Torino, Ermanno Loescher. 1893.

Mantica. — La Coda della Gatta. Roma, Stabilimento Bontempelli Editore. 1893.

Mau. — Führer durch Pompeji. Auf Veranlassung des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts verfaßt von August Mau. Neapel, F. Furchheim. 1893.

Meyer's Reisebücher. — Wegweiser durch den Schwarzwald. Sechste Auflage, Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893.

Nissen. — Jugendgedichte eines Einsiedlers. Von Hans Andreas Nissen. Neumünster, Selbstverlag des Verfassers. 1893.

Perret. — Manette André par Paul Perret. Paris, Librairie Plon.

Reder. — Lyrisches Skizzenbuch von Heinrich von Reder. München, Dr. E. Albert & Co.

Robert. — En terre sainte. Notes et croquis d'un peintre. Lausanne, Henri Mignot; Paris, Grassart. 1893.

Rösel. — Luther und die Juden. Ein Beitrag zu der Frage: „Hat die Reformation gegen Juda Toleranz geübt?" Von Georg Rösel. Münster i. W., Adolph Russell. 1893.

Rothert. — Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten hundert Jahre. Zusammengestellt und erläutert durch Prof. Dr. Eduard Rothert. Düsseldorf, August Bagel.

Schulz. — Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht von Arthur Schulz. Berlin, Richard Heinrich. 1893.

Seidel. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XI. Band: Neues Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Servaes. — Berliner Kunstfrühling 1893. Von Franz Servaes. Berlin, Speyer & Peters. 1893.

Spitta. — Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz. Von Philipp Spitta. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Stegemann. — Des Horatius schönste Lieder. Dichtungen von Hermann Stegemann. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1893.

Stümcke. — Michael Georg Conrad. Eine litterarische Skizze von Heinrich Stümcke. Bremen J. Kühtmann's Buchhandlung. 1893.

Tissot. — Le drame norvégien par Ernest Tissot. Paris, Perrin & Cie. 1893.

Titus. — Das Sternenzelt von Professor Dr. Karl Titus. Mit 73 Abbildungen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Vasantasenâ oder das indische Wägelchen. Ein altindisches, dem König Çûdraka zugeschriebenes Schauspiel. Uebertragen von Dr. M. Haberlandt. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1893.

Wolf. — Wilhelm Maurenbrecher. Ein Lebens- und Schaffensbild von Dr. Gustav Wolf. Berlin, Oswald Seehagen. 1893.

Wolff. — Neue Gedichte von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Muze. 1893.

Wolters. — Aus der Rentiersecke. Humoresken im sächsischen Dialekte von Wilhelm Wolters. Dritte Auflage. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Wyzewa. — Valbert ou les récits d'un jeune homme. Par Téodor de Wyzewa. Paris, Perrin & Co. 1893.

Zahn. — Herzenskämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen von Ernst Zahn. Zürich, Th. Schröter. 1893.

Zeitz. — Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeitz. 1. Lfg. Altenburg, Stephan Geibel.

Ziemssen. — Makrokosmos. Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Von Otto Ziemssen. Gotha, E. F. Thienemann. 1893.

Zumbini. — Sulle poesie di Vincenzo Monti. Studi di B. Zumbini. Seconda edizione. Firenze, Successori Le Monier. 1893.

Zumbini. — Studi di letterature straniere di B. Zumbini. Firenze, Successori Le Monnier. 1893.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 105494311